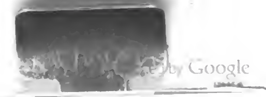



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.




Google

<36620188840018

# Miszellen

für die

# Neueste Weltkunde.

---

Herausgegeben

von

Heinrich Zschokke,

Ober-Forst- und Berg-Inspektor des eidsgenössischen Kantons Aargau, der königlichen Societät der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt an der Oder, der naturforschenden Gesellschaft zu Zürich, der wetterauischen Gesellschaft für gesammte Naturkunde zu Hanau, des Museums zu Frankfurt am Main, der allgemeinen kameralistisch-ökonomischen Societät zu Erlangen u. s. w. Gliede.

---

Vierter Jahrgang, 1810.

---

Mit Beilagen und dem Bildnisse der Kaiserin Marie Louise von Frankreich.

---

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

# Inhalt

des vierten Jahrgangs der Miszellen für die neueste Weltkunde.

(Die Zahl bedeutet Seite. — V. Varietäten.)

## 1.

### Historische Aufsätze, Anekdoten u. s. w.



## 2.

### Statistische Nachrichten.

## 3.

## Biographien.



## 4.

## Zur Kulturgeschichte der Völker.

## 5.

## Politische Darstellungen.



## 6.

## Oeffentliche Anstalten.



## 7.

## Reisebeschreibungen.



## 8.

## Naturhistorische Nachrichten.

Eben so gehören hieher die meteorologischen Tabellen jedes Monats.

## 9.

## Entdeckungen, Erfindungen.



Verschiedene kürzere Anzeigen von Entdeckungen und Erfindungen stehn in den Varietäten zerstreut.

## 10.

## Kunstnachrichten.



Einzelne Kunstnachrichten minder wichtigen Gehalts finden sich in den Varietäten zerstreut.

## 11.

## Literarische Nachrichten.



Kleinere Notizen über die Literatur der Franzosen, Italiener, Deutschen u. s. w. in den Varietäten zerstreut.

## 12.

## Luxus und Mode.



Mode- und Luxusnachrichten, von minder bleibendem Werth, zerstreut in den Varietäten und Briefen aus Paris, Berlin u. s. w.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 1. — den 3 Januar 1810.

Der für dieses Journal festgesetzte und bekannte Plan wird fernerhin unabgeändert beibehalten, und in dasselbe nur dasjenige aufgenommen, was Bezug hat auf unsere Zeiten, auf Geschichte der Staatenverhältnisse, der Volkskultur, der merkwürdigern Zeitgenossen, des Handels, der Entdeckungen, Erfindungen, öffentlichen Anstalten, Naturbegebenheiten, der Literatur, Kunst u. s. w.

Beiträge von nicht gewöhnlichen Mitarbeitern, wenn sie dem Plan und der Tendenz dieser Blätter entsprechen, werden angenommen und gut honorirt. Sie müssen an den Herausgeber oder an die Verlagshandlung gesandt werden. Anonym eingesandte Aufsätze bleiben unbenutzt liegen. — Kunst- und Buchhandlungen, welche in dieser Zeitschrift beurtheilende Anzeigen ihrer vorzüglichern Werke zu erhalten wünschen, haben dieselben postfrei einzusenden. — Wer Bekanntmachungen in das Intelligenzblatt, welches den Miszellen für die neueste Weltkunde beigefügt wird, einrucken will, zahlt für die Zeile vier und einen halben Kreuzer, oder einen Groschen sächsisch.


## Des Herausgebers Prolog.

Die goldenen, saturnischen Zeiten, wo sich die Feldzüge der Könige in Jagdpartien, ihre Festungswerke in öffentliche Lustgärten, ihre Armaden in Transportflotten indischer Reichthümer verwandeln, sind vermuthlich noch so fern von uns, als das tausendjährige Reich, wo man über Psalmen und Hymnen aller Zeitungen vergessen soll.

Das ungeheure, fabelhafte Schauspiel dauert fort, in welchem sich seit zwanzig Jahren vor unsern Augen die ganze Abendwelt umgestaltete. Das Schicksal spielt's; der Mächtigste und Ohnmächtigste unter den Sterblichen sind zuletzt nur Werkzeuge der ewigen Nothwendigkeit. Wohin wir von der dunkeln Gewalt gerissen werden, weiß niemand. Nur die Geschichte der Vorwelt, und die Vergleichung gegenwärtiger Gesittung mit der Menschen ursprünglichen Wildheit in ihren Einöden, verbürgt uns, daß es zum Bessern gehe. Wer diesen Glauben, Glauben an die Weisheit der Vorsehung, verliert, hat sich selbst verloren.

Das Gute, das Wahre, das Schöne bleiben die Urziele der Menschheit. Die Formen und Ansichten mögen wechseln, je nachdem die Völker auf den Stufen der Bildung empor- oder abwärtssteigen; die Ziele bleiben.

In den Vorempfindungen höherer Bedürfnisse kündet sich der Geist der Zeit an. — Das Streben zur Sättigung jener höhern Wünsche ist der Geist des Zeitalters selbst. Die Bedürfnisse wirken; nur einzelne Menschen erkennen: wohin? und sprechen den Namen des Ziels aus.

Auch ist da, wo der Geist eines Zeitalters zur Sprache kommt, nur vom gebildetern Theil der Menschheit die Rede. Die ungebildetere Menge hat keinen Geist, und lebt noch ohne Epochen. Sie geht den dunkeln Gefühlen nach, wie das gröbere Thier dem Instinkt. Von Schwerd und Zepter wird sie

beherrscht, von Meinungen geleitet. Darum wirkt der Geist des Zeitalters selbst auf die grossen Völkermassen mit Allmacht. Gegen den Geist des Zeitalters streiten, heißt dem Menschengeschlechte seine Bedürfnisse versagen. In solchem Kampfe hat noch kein Alexander, kein Cäsar, das Feld behauptet.

Die öffentliche Meinung ist nicht Geist der Zeit, sondern nur Nüance desselben bei einem oder einigen Völkern. Sie ist die Frucht des allgemeinen Bedürfnisses einer Gegend. Die öffentliche Meinung kann zuweilen irre geleitet werden; der Geist des Zeitalters nie. Er beherrscht Fürsten und Völker. Nur die Menschen irren in den Mitteln, welche sie manchmal zur Stillung höhern Bedürfnisses wählen.

Ein Schriftsteller kann daher zuweilen Recht haben, wenn er der öffentlichen Meinung entgegentritt; aber dem Geiste des Zeitalters, den laut gewordenen höhern Trieben der Menschheit Troz bieten, gibt ihm ewiges Unrecht.

Aus diesen Gesichtspunkten wünscht' auch ich bei der Herausgabe dieser Blätter beurtheilt zu werden. Es ist möglich, daß ich, daß meine Freunde, die sich mit mir zur Abfassung dieser Zeitschrift verbanden, dann und wann gegen die herrschende Meinung sündigen; aber die Heiligthümer der Menschheit, Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit, sollen, so oft sie berührt werden, gegen die Barbareien des Vorurtheils, des Egoismus, der Schwärmerei, ihr Schutzwort finden, wie sie es bisher gefunden haben. Welche der Meinungen aber endlich die richtigere sei, werden erst die entscheiden, welche auf unsern Gräbern stehen, und den Totaleindruck einer Vergangenheit empfinden, von welcher die verschwundenen Geschlechter nur die Gewalt einzelner Momente sahen.

Wer nicht bei den Uebeln, unter welchen die europäische Menschheit jezt blutet, verzweifeln will, behält keine andere Wahl, als sich entweder in seiner Zelle gegen alle Nachrichten von aussen zu verrammeln mitten in der Welt der Welt abzusterben, oder sich über das wilde Getümmel der Gegenwart in eine Höhe zu erheben, von der er nicht mehr das Leiden der Individuen, sondern nur den Gewinn der Menschheit aus diesem Kampfe erblickt. Diese Maxime, vielleicht von Kleinmüthigen oft verkannt, war bisher bei verschiedenen Ansichten, welche wir gaben, die unsrige; sie soll es auch ferner bleiben. Der Soldat, wenn er in den Reihen der Schlacht, mitten unter Tod und Wunden, den Sieg erkennt und ihm zujauchzt, ist darum kein Thor; noch weniger gilt seine Freude den Jammerszenen, die ihn umringen.

Was ich hier sprach, ist vielleicht nicht ganz überflüssige Schutzrede bei Eröffnung des vierten Jahrganges der Miszellen für die neueste Weltkunde. Uebrigens soll diese Zeitschrift auch künftig ihrem ersten Plane getreu bleiben, und dasjenige (wenn gleich nicht alles), was gebildeten Menschen aus den Ereignissen und Thaten der Zeitgenossenschaft wissenswürdig scheint, wie bisher in jener bunten Mannigfaltigkeit liefern, wie es sich in der Welt selbst darstellt. Es soll, wie bisher, mit jener Freimüthigkeit geschehen, welche die Klugheit im Urtheil über Angelegenheiten der Zeitgenossen gestattet.

Es ist genug an dem zu sagen, was man darf; man muß nicht immer alles sagen, was man weiß. — Oft ist das Schweigen beredter als das Wort; und die Wahrheit, welche den Thronen selten nahen darf, sezt sich erst auf den Sarg der Könige.

Heinrich Zschokke.

---

## Ueber die Kunstausstellung auf dem Kapitol zu Rom.

Rom, 16 Dezember.

Seitdem die bildende Kunst geraume Zeit lang aufgehört hat eine nationale und manigfaltige lokale Existenz zu behaupten, hat sich in Rom noch wenigstens der bedeutendste Ueberrest künstlerischer Thätigkeit erhalten, und dieser Ort ist daher schon längst allgemein als das Zentrum angesehen worden, von wo aus Kunstbildung sich nach andern Ländern Europens verbreitet und die Richtung des Geschmacks bestimmt worden ist. Es hat dieses seinen Grund keineswegs, wie man sich gewöhnlich einzubilden gewohnt ist, in der Menge und in dem Gehalt der Kunstschätze, welche Rom besessen hat, und großentheils noch gegenwärtig besizt. Denn möge man an irgend einem andern Orte in den Museen Kunstwerke aller Art bis zum Erdrücken aufhäufen, und weit mehr dort zusammenschleppen, als Rom jemals vereinigt gesehen: so wird dadurch doch nie ein zweites Rom hervorgebracht werden können.

Denn dergleichen ungeheure Niederlagen und Kunstvorrathskammern in andern Hauptstädten Europens sind daselbst Erscheinungen, welche mit dem allgemein herrschenden Karakter und allen Umgebungen in dem direktesten und auffallendsten Widerspruche stehen. In Rom hingegen erscheint alles als einheimisch, als auf seinem eigenthümlichen Boden entsprossen, und wir geniessen daselbst des Anblicks einer wahren Kunstwelt; freilich nur in der Vergangenheit sich darstellend, und zum Theil auch schon in ihren Trümmern liegend. Deswegen spricht uns ein jedes Erzeugniß der Kunst hier so bedeutend an, weil es als Glied eines großen Ganzen betrachtet werden kann, und alles übrige damit so harmonisch übereinstimmt. Auch erscheint die landschaftliche Natur, welche in Italien im Verhältniß zum Norden einen mehr plastischen Karakter trägt, dadurch der Kunst um so näher verwandt. Besonders aber kann man von Rom behaupten, daß hier Natur und Kunst einander wechselseitig verherrlichen, und die dadurch hervorgebrachte Offenbarung ihrer innigen Einheit und Harmonie im höchsten Sinne ernst erhaben und bedeutend auf das Gemüth wirkt. Selbst der Anblick der Trümmer von herrlichen Tempeln und Gebäuden der Vorzeit, in welchen die Kunst mit Zerstörung und Gewaltthätig-

keit ringend erblickt wird, hat seinen wundervollen Zauber. Das dem Schönen feindselige Schicksal hat sich selbst, gleichsam wider seinen Willen, als schön zeigen müssen, um so den höchsten Triumph der Schönheit und ihre Ewigkeit und Unvergänglichkeit zu offenbaren.

Vielleicht mehr aber als alles übrige zu einem kräftigern und lebendigern Kunststreben haben die freiern Verhältnisse gewirkt, in welchen sich die Künstler zu Rom, in Vergleich anderer Orte, befinden. Und diese verhalten sich in der That wie die Menschen in einer Republik zu denen in einem monarchisch-despotischen Staate. In andern Hauptstädten wo wenigstens noch auf Kunstsinn Anspruch gemacht worden ist, hat ein konventioneller Geschmack, welcher größtentheils durch das Ansehen des daselbst im vorzüglichsten Rufe stehenden Künstlers bestimmt wird (großtentheils zugleich des Direktors oder Professors der dasigen Kunstakademie), alles freiere Aufstreben zu dem Wahren in der Kunst beinahe unmöglich gemacht. In Rom konnte dies wegen der Konkurrenz der Künstler aller Nationen nicht statt finden. Hat allerdings auch hier Willkühr und Mode anstatt der Wahrheit die Herrschaft geführt, so war doch dieses wenigstens nicht die Folge des Eigensinns eines besondern Volks, oder wohl gar einer besondern Stadt, sondern es entsprang aus der nothwendigen und unabänderlichen Richtung des Geistes der modernen Zeit, in dessen Natur es nun einmal lag, daß er sich von dem Wahren und Einfachen in demselben Maße entfernte, als er sich zum Falschen und Gezierten mehr und mehr hinneigte.

Ausserhalb Rom beruht das Ansehen und der Ruf eines Künstlers fast ganz auf dem Beifall der Menge; hauptsächlich aber auf der Protektion der Großen und Vornehmen, welche letztere durch die Richtung, die ihre Bildung in den heutigen Zeiten genommen, wohl am allerwenigsten zu Richtern in Sachen des Schönen und des Geschmacks geeignet sein möchten. In Rom hingegen hat dieses wenig oder gar keinen Einfluß auf die Schätzung des künstlerischen Verdienstes. Ein Beifall dieser Art bestimmt nur die Glücksumstände eines Künstlers, keineswegs aber das Ansehen im Betreff seines innern Werths; denn dieses entscheidet nur die allgemeine Meinung der anwesenden Künstler aller Nationen, ohne alle Rücksicht auf Protektion der Reichen und Großen, und auf äußern Wohlstand.

Ob und in wiefern sich auch in Rom bei der Veränderung seiner zeitherigen Verfassung hierin manches ändern werde, steht zu erwarten. Bis jetzt wenigstens ist so viel richtig, daß daselbst ein verhältnißmäßig freierer Schwung die Künstler belebt hat, und in so fern konnte man ihren dasigen Aufenthalt nicht mit Unrecht als die poetische Epoche ihres Lebens bezeichnen.

---

Ein großes Gemälde von Le Ducq, einem Niederländer, der sich aber hauptsächlich in Paris gebildet hat, gehört ohne Zweifel unter die besten Sachen, welche bei Gelegenheit dieser Ausstellung gesehen worden sind.

Der Gegenstand ist eine Begebenheit, welche Luzian als seltenes Beispiel von der Gewalt der Freundschaft in seinen Gesprächen anführt. Belites erblickte seinen Freund auf der Jagd von einem Löwen angefallen. Er stürzte sich sogleich vom Pferde, um ihn zu retten; findet aber kein anderes Mittel, den Löwen zur Verlassung seiner Beute zu nöthigen, als demselben seine eigene Hand in den Rachen zu stürzen, welcher Versuch ihm aber selbst das Leben kostete.

Der Künstler hat seinen Stoff in der That nicht ohne Erfolg zu einem frappanten und imponirenden Effektstücke zu benutzen gesucht. In einer glücklichen harmonischen Wirkung der Farbe, und der Haltung und Abstufung des Ganzen, besteht das Hauptverdienst dieses Werks; und wir werden besonders in dieser Hinsicht an Rubens, so wie überhaupt an die niederländischen Maler dieser Zeiten erinnert, deren Stempel es im Ganzen trägt. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß der Künstler seiner Individualität ohne alle Rücksicht freien Lauf gelassen und den konventionellen Begriffen der Pariser Schule keinen Einfluß verstattet hätte, denen er, wie es scheint, Ehren halber doch auch Genüge leisten zu müssen geglaubt hat. In den nackenden Formen der beiden menschlichen Figuren hat er den niederländischen Styl, wie es scheint, durch das Antike veredeln wollen, wodurch aber nur etwas fremdartiges in das Werk gekommen ist. Ueberhaupt ist ihre Zeichnung nicht durchaus glücklich. Sie bilden aber zugleich mit dem Löwen und dem niedergeworfenen Pferde eine gute Gruppe, welche der Maler sehr gut für den Effekt zu nutzen gewußt hat. Der Löwe ist vorzüglich gelungen und voller Leben und Bewegung. Auch verdient die Landschaft alles Lob.

Ein zweites Bild von demselben Künstler, Psyche in einer Landschaft, sollte ihm in der That wegen des so weit geringern Verdienstes nicht anzugehören scheinen. Wenig Spur erblickt man hier von Natur und Eigenthümlichkeit. Erfindung, eben so wie Zeichnung und Farbe, sind durchaus trocken, steif und unlebendig.

Drei historische Gemälde von Landi, von welchen das erste, der Tod der Camilla, aus der Aeneis des Virgil, wohl unter seine besten Arbeiten gezählt werden kann. Besonders ist die Zeichnung richtiger und in besserm Styl, als man sonst in denselben zu sehen gewohnt ist. Ganz vorzüglich ist in dieser Hinsicht die Figur der sterbenden Camilla gelungen. Die Farbe ist wahr, sanft und harmonisch, in welchem Theil der Kunst dieser Künstler überhaupt jederzeit das meiste Talent zu zeigen pflegt.

Das zweite ist die Verweisung des Malatesta und Orazio Baglioni, nachdem ihr Vater Giovanni Paolo auf Befehl des Papstes Leo in der Engelsburg enthauptet worden war. Eine Szene aus der Geschichte von Perugia in dem Mittelalter.

Es trägt dieses Gemälde bestimmter als das erste den sentimentalischen Karakter unsers Zeitalters, welchen Landi in seinen Werken nur allzusehr zu huldigen gewohnt ist. Den Karaktern der Figuren fehlt es nicht an Bedeutung und individueller Mannigfaltigkeit; nur tragen sie in ihren Wesen und Gebehrden allzusehr den erschlafften Geist des heutigen Italiens und der modernen Welt überhaupt, und machen auf diese Weise einen auffallenden Kontrast mit der Einfalt, Kraft und Energie des Mittelalters, dessen Karakter uns doch der Künstler hätte vergegenwärtigen sollen. Das Kostüm, welches genau genug beobachtet sein mag, steht ihnen durchaus nicht, so daß dadurch das Ganze destomehr das Ansehen einer bloßen Theaterszene gewinnt.

Das wenigste Lob verdient wohl ein drittes Bild. Eine liegende nackte weibliche Figur; ein Jüngling hebt den Vorhang auf, welcher den Hintergrund des Bildes ausmacht, und betrachtet sie mit lüsternen Blicken. Bei ihm ist eine alte Frau, welche ihm den Weg gezeigt zu haben scheint.

In diesem Werke sieht man es nur gar zu bestimmt, wie sehr es der Künstler darauf angelegt hat, wollüstige Empfindungen

zu erwecken. Es widerfährt ihm hingegen das, was in der Natur zu widerfahren pflegt: wo sich eine Prätension dieser Art zu sehr verräth, bleiben wir kalt, und die dadurch veranlaßte Empfindung kann nichts anders als Ekel sein.

Dieses Bild empfiehlt sich überdem sehr wenig durch seine Zeichnung, welche ziemlich unrichtig ist. Die liegende Frauensperson ist ohne alle richtige Bewegung. Die Farbe möchte noch als das beste anzuführen sein.

Zwei Portraits, ebenfalls von Landi, gehören ohne Zweifel unter die allerbesten, welche auf dieser Ausstellung zu sehen gewesen sind. Besonders verdient die Farbe des einen, des Bildnisses eines Geistlichen, alles Lob. Die verblasene Behandlung, welche in unsern Zeiten so sehr gefällt, macht freilich die Darstellung jener karakteristischen Tiefe und Bestimmtheit unmöglich, wodurch die ältern Künstler ihren Bildnissen eine so hohe Bedeutung zu verschaffen gewußt haben.

Die bei Gelegenheit des vorher erwähnten Landischen Bildes gemachten Erinnerungen möchten sich zum Theil auch wohl auf ein Gemälde von Ingres, Pensionair der französischen Akademie, anwenden lassen. Der Gegenstand ist eine auf ihrem Bette schlafende Frauensperson. Ihrer Gestalt mangelt es doch zu sehr an Unschuld und wahrer Anmuth, als daß der Eindruck, den sie macht, nicht gleichfalls an das Ekelhafte gränzen sollte. Im Verhältniß zu dem ähnlichen Gegenstande von Landi, hat dieses Bild den Vorzug einer richtigern Zeichnung und natürlicherer Bewegung. Auch ist die Ausführung leicht und geschmackvoll.

Vorzüglicher sind zwei Portraits von Ebendemselben, in welchen sich im Ganzen viel Geschmack, so wie viel Leichtigkeit in der Behandlung zeigt. Was man dabei erinnern könnte, wäre, daß die Natur nicht ganz rein empfunden und aufgefaßt, sondern durch die Brille einer angenommenen Manier angesehen ist, welches freilich der Geist der heutigen Kunst nicht anders als mit sich bringt.

Ingres gehört übrigens unter die talentvollsten der gegenwärtig sich in Rom befindlichen französischen Pensionairs.

In einem sehr großen Gemälde von Gaspare Coccia, welches die heilige Ursula, von mehreren Heiligen umgeben, vorstellt, möchte man die italienische Kunst gleichsam in ihren letzten Verzuckungen erblicken. Es ist ein Werk ganz von dem Schlage der gewöhnlichen Kirchenmalerei der modernen Zeiten. Durchaus athmet Trivialität und Mattigkeit und ein schwächliches kraftloses Streben nach Ausdruck und Gefühl.

Ungefähr von dem gleichen Kunstgehalte ist die Polyxena, welche an dem Grabmal des Achilles geopfert wird; ein ungeheuer großes Bild mit einer Menge Figuren, und Theodot, welcher dem Cäsar den Kopf des Pompejus überreicht, von Antonio Corsi. In diesen Werken erblickt man nichts, als jenes negative Streben, auf welches die Bildung der Künstler in den heutigen Kunstschulen nothwendig hinwirken muß: Verfertigung der Bilder nach festgesetzten Regeln und Vorschriften; ängstliche Sorgfalt, nichts dagegen zu verstoßen; aber nicht der geringste Funke von Originalität und lebendigem Prinzip.

In einem Gemälde, der Tod des Sokrates, von Christian Hoier aus Dänemark, ist die allgemeine Zusammenstellung der Figuren dasjenige, was sich als das beste anführen läßt. Was aber die Bedeutung anbelangt, läßt sich nichts sonderliches darüber sagen, und Farbe sowohl, als Zeichnung, haben einen sehr unangenehmen Karakter.

Ein Paar kleine Gemälde von Koch, aus dem Tirol, erregen den Wunsch, etwas noch Größeres von diesem Künstler, besonders im landschaftlichen Fache, zu sehen; indem sich derselbe durch Originalität, Reichthum der Erfindung sowohl, als überhaupt durch Entfernung von dem gegenwärtig gewöhnlichen Geiste der Malerei so sehr auszeichnet, und deshalb unter die vorzüglichsten Künstler gezählt zu werden verdient.

(Der Beschluß folgt.)

# Varietäten.

## Aus der Schweiz.

—— * Hr. Prof. Georg Müller zu Schaffhausen kündigt die nahe Erscheinung der nachgelassenen Werke seines unsterblichen Bruders, des Fürsten unter Deutschlands Historikern, an. Da nur das Gelesenste aus seinem Nachlasse herausgegeben werden soll, und seine Geschichte der Schweiz wohl nicht in die Sammlung aufgenommen werden dürfte: so wird sie schwerlich achtzehn Bände stark werden, wie die Ankündigung verheißt. Es wird die erste Lieferung schon zu Ostern 1810 erscheinen, und Müllers „Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit" enthalten. Zur Grundlage dieses Werkes dienten Exzerpte aus 1533 historischen Schriften alter und neuer Zeit. — Die vertrauten Briefe an seinen Bruder Georg werden schon zu Michaelis 1810 erscheinen, und gewiß mit nicht geringerem Interesse, als einst seine Briefe an Bonstetten, gelesen werden. — Der deutschen und der Schweizer Nationalstolz wird sich ohne Zweifel in der glänzendsten Reihe von Subskribenten den Zeitgenossen, dem Auslande und der Nachwelt offenbaren. Selten öffnete sich dafür würdigere Gelegenheit. — Möchten die ehmaligen Korrespondenten des deutschen Geschichtschreibers durch Mittheilung seiner an sie gerichteten Briefe, um welche Georg Müller schon in verschiedenen Journalen, nicht mit ganz glücklichem Erfolg, bat, die Sammlung dieses merkwürdigen Nachlasses aufs möglichste vervollständigen wollen!

## Aus Italien.

—— Italien, das sich in den Annalen seiner Literatur des Ruhmes freut, unter den Auspizien mediceischer Freigebigkeit Homers Ilias zuerst durch die Druckerpresse bekannt gemacht zu haben, als der griechische Flüchtling Chalcondylas die Literatur seines Vaterlandes auf fremden Boden verpflanzen half, rühmt sich jetzt der prachtvollsten Ausgabe jenes Gedichtes, die zu allen Zeiten eine typographische Merkwürdigkeit sein wird. Der berühmte Bodoni in Parma, dessen Offizin wohl noch immer die erste in der Welt sein mag, indem sie von den meisten Sprachen eine Scala von mehreren Größen, ein prächtiges, reiches Sortiment der schönsten lateinischen Lettern aller Formen, und gegen hundert orientalische Alphabete besitzt, Bodoni, sage ich, wollte seine Kunst durch dies Prachtstück des homerischen Gedichts verherrlichen. Die Ausgabe ist im allergrößten Folio, in drei Bänden; es sind aber nicht mehr als hundert und vierzig Exemplare abgezogen. Zwei derselben, auf Pergament, sind dem Kaiser der Franzosen und dem Vizekönige von Italien bestimmt. Das Pergament war für die Dimension der Pressen viel zu groß, und mußte daher schon vor dem Drucke gefalzt werden. Der Direktor der königlichen Bibliothek der Brera, Ritter Luigi Lamberti, besorgte die Korrektur, so wie die Wahl der Lesarten. Die Arbeit ward binnen achtzehn Monaten beendet.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 2. — den 6 Jannar 1810.


## Notizen zur Geschichte der französisch-österreichischen Kriegs vom J. 1809.

(S. Weltkunde vorigen Jahrs, Nr. 104.)

### 9.

### Berichtigung einer Stelle, Baiern betreffend, in dem Aufsatz: „Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich und den rheinischen Bund, im J. 1809.“

Als der Herausgeber dieser Blätter es unternahm, den historischen Ueberblick jener Kriegsereignisse zu liefern, wollte er auch nur einen Ueberblick geben; denn zur vollendeten Geschichte mangelten noch unzählige Aufklärungen und Thatsachen. Sie, wie tausend andere, müssen noch zur Weltveränderungsgeschichte eingesammelt werden, die durch Napoleon bewirkt worden. Es ist überhaupt diesem ausserordentlichen Manne leichter, seine Thaten zu verrichten, als dem Geschichtschreiber, sie zu beschreiben.

Jede Verbesserung eines Irrthums ist Verdienst um die Geschichte, und dadurch um die Nachwelt. Mit Vergnügen und Dank werden Viele folgende Bemerkungen lesen, welche uns zugleich von dem ausserordentlichen Kraftaufwande Baierns im letzten Kriege gegen Oesterreich ein glänzendes Zeugniß geben.

---

Es wird in der Darstellung des „österreichischen Krieges gegen Frankreich und den rheinischen Bund im J. 1809“ (S. 368 dieser Zeitschrift vorigen Jahrs) behauptet, daß die Könige von Sachsen und Baiern, wie der Großherzog von Würzburg, durch Verlassung ihrer Wohnstätte, die Glaubwürdigkeit der seit der Schlacht bei Aspern in Deutschland umgelaufenen türgerischen Sagen begünstiget hätten. Se. Maj. der König von Baiern haben, wie ich als Bewohner von München bezeugen kann, seit dem 17 Mai, wo die ganze königliche Familie wieder in unsere Mauern heimkehrte, ungeachtet Tirol damals noch nicht beruhiget war, Ihre Hauptstadt nicht verlassen, und dieser Monarch kann also auf keinen Fall mit dem Könige von Sachsen und dem Großherzog von Würzburg, welche sich erst im Junius von Leipzig und Würzburg nach Frankfurt begaben, in eine Reihe gestellt werden.

Diesem Irrthum glaube ich es auch zuschreiben zu sollen, daß die Anstrengungen, welche Baiern in diesem Zeitpunkte, wo mehr als ein Fünftheil des Reiches noch immer der Disposition der Regierung entzogen war, für die gemeinsame Sache machte, in jenem Aufsatze nicht gehörig gewürdiget worden sind. Indem es, wie ich verläßlich weiß, von drittehalb Millionen Menschen in sechs Monaten siebenzehn tausend Rekruten zur Ergänzung der Armee und Errichtung von zwölf neuen Reserve-Bataillons stelle, errichtete es zugleich ein freiwilliges Jägerkorps zu Pferde und zu Fuß, ein Gebirgs-Schützenkorps, ein Bataillon aus Freiwilligen des Bürgermilitärs und den Kordonisten des Königreichs, und ein Korps aus den Förstern der schwäbischen Inspektion, welche, vereint mit den disponibeln, nicht zur Besetzung der fränkischen Festungen nothwendigen Regimenter-Depots, die Grenzen gegen die Einfälle der Rebellen deckten, und durch den bei mehr als einer Gelegenheit bewiesenen Muth den Aufruhr eigentlich in die Bergschlünde

eindämmten. Alles dieses hätte, nebst der Selbstbewaffnung, wozu die Nation schon aufgerufen war, als der Waffenstillstand die schnelle Ausführung dieser Maasregel überflüssig machte, nicht übersehen —, es hätte neben dem, was König Friedrich von Würtenberg that, angeführt werden sollen.

München, 16 Dez. 1809.

v. H. l. b. L. R.

## Ueber die Kunstausstellung auf dem Kapitol zu Rom.

(Fortsetzung.)

Von Schick aus Stuttgard erschienen Apollo unter den Hirten, und die Bildnisse zweier Kinder der Frau von Humbold. Das erstgenannte Werk ist in Deutschland durch öffentliche Blätter als eine ausgezeichnete Erscheinung bekannt genug. Das zweite ist seine lezte Arbeit. Beide Kinder sizen in einer offenen Loge, mit Weinranken eingeflochten, und umfassen sich in Unschuld und Eintracht. Die Oeffnung der Loge gewährt im Hintergrunde den Anblick einer reizenden Gegend. Wie in seinem bereits vor vier Jahren verfertigten Bildnisse der Frau von Humbold, erblickt man auch hier denselben reinen Sinn für Natur, naive Einfalt und Individualität des Karakters, wodurch sich seine Bildnisse von allen übrigen unserer Zeit so ganz und durchaus unterscheiden. Man bemerkt in diesem Bilde noch beträchtliche Fortschritte des Künstlers; mehr jedoch in Feinheit und Vollendung der Zeichnung, als in der Farbe. Besonders aber sind die Extremitäten mit mehr Richtigkeit und Sorgfalt, als in seinen vorherigen Arbeiten, ausgeführt. Die Ausführung ist durchgängig äusserst vollendet und anspruchslos; alles athmet die größte Liebe und Innigkeit.

Sehr bedeutend mußte es in der That sein, die Arbeiten deises Malers neben denen der übrigen unserer Zeit zu sehen, und zum Theil solcher, welche doch verhältnißmäßig unter die vorzüglichen gerechnet werden können, und zu bemerken, wie sie sich von allen, nicht sowohl dem Grade, als der Art nach, unterschieden. Mehrere haben allerdings durch frappanten Effekt die Augen des Publikums auf sich gezogen. Es ist aber eben eine karakteristische Eigenschaft des wahren Schönen, daß nie in seinem Wesen ein Bestreben sichtbar werden kann, welches Anerkennung und Bewunderung von aussen erheischte; und dieses hat seinen Grund in dem unbedingten Karakter seines Wesens, vermöge welchem es sich in vollendeter Befriedigung seiner innern Trefflichkeit fühlt.

Auch muß es uns tröstlich in diesen traurigen Zeiten sein, und kann uns gewiß als der auffallendste Beweis dienen, daß der Sinn für das Wahre und Rechte noch nicht durchaus erloschen ist, daß das ausgezeichnete Verdienst der Arbeiten von Schick, in welchen sich ein so kräftiges Wiederaufleben alter ächter Kunst zeigt, nicht unerkannt geblieben, indem wenigstens unter den in Rom anwesenden Künstlern wenige sein möchten, welche ihnen bei dieser Ausstellung die Palme verweigern würden, die ihnen mit so vollem Rechte gebührt.

Einen desto minder erfreulichen Anblick mußten hingegen Rebbergs Arbeiten für den Freund ächter Kunst gewähren. Das Bedeutendste unter denen, welche ausgestellt gewesen sind (wenigstens in Hinsicht seiner Größe), stellt den Aeneas dar, welcher der Dido in den elysäischen Feldern begegnet. Die Figuren sind in natürlicher Größe.

Die Darstellung des Gegenstandes ist im trivialsten Sinne theatralisch, und die Figuren scheinen mit Rüstungen von gefärbter Pappe und mit Lumpen aus einer Theatergarderobe bekleidet. Matter oberflächlicher Schein, schwächliche Sentimentalität und Seichtigkeit herrscht durchgängig. Für Farbe sowohl als für Zeichnung zeigt sich ein Mangel an Sinn und an wissenschaftlicher Kenntniß.

Beinahe noch mehr entfernt von Kunstsinn und Geschmack haben sich drei kleine Bilder von Guttembrun gezeigt: das Bildniß eines griechischen Erzbischofs in seinem Ornat; das Bildniß einer römischen Dame, und das eines römischen Künstlers, welcher singt und seinen Gesang mit der Guittarre begleitet. Diese Arbeiten haben ganz das Ansehen gewöhnlicher Dosen- oder Fächermalerei, und man sollte in der That in einer Zeit zu leben glauben, in welcher Geschmacklosigkeit und Gemeinheit den höchsten Grad erreicht haben, wo dergleichen Sachen Beifall finden können.

Wegen des Anblicks eines bessern Kunststrebens verdient ein Ganimed von Guillemont, Pensionair der französischen Akademie, nicht übergangen zu werden. Obgleich der Styl dieser Figur nicht ganz dem Idealen Karakter des Gegenstandes gemäß sein möchte, so ist sie doch nicht ohne naive Individualität in Form und Bewegung sowohl, als in dem Karakter und Ausdruck des Gesichts. Es mangelt der Zeichnung nicht an Natur und Empfindung.

Ein ausgezeichnetes und seltenes Talent in seiner Art hat sich durch diese Ausstellung in vier Gemälden von Granet der Anschauung dargeboten. Die Gegenstände derselben sind: die Kommunion der ersten Christen in den Katakomben; der Ausgang der Beatrice Cenci aus dem Gefängnisse, um das Blutgerüst zu besteigen; ein Geistlicher in seiner Zelle, welcher schreibt, und ein anderer Geistlicher, welcher in Nachdenken vertieft ist. Der allgemeine Gegenstand dieser Gemälde ist eigentlich das, was die Franzosen Intérieurs nennen: die innere Ansicht von Gebäuden, so wie überhaupt von architektonischen Gegenständen, wie sie von den Niederländern behandelt worden sind. Wie die Natur, so zeigt sich auch die Kunst auf mannigfaltigen Stufen ihrer Würde, und höchst erfreulich muß es sein, selbst die niedrigste in einem bedeutenden Grade ausgebildet zu sehen.

In Bezug auf die Sphäre, in welcher sie sich befinden, kann man wohl behaupten, daß diese Bilder von Granet wenig zu wünschen übrig lassen. Eine gründliche Kenntniß der Perspektive hat der Künstler sehr glücklich für die malerische Wirkung zu nutzen, und durch Auffassung des als zufällig erscheinenden Spiels des Lichts und der Beleuchtung seinen Werken einen sehr pikanten und doch dabei wahren und natürlichen Effekt zu verschaffen gewußt. Die Staffage ist jederzeit sehr glücklich für die Umgebung gewählt, und die kleinen Figuren sind gut gezeichnet und voller Leben und Karakter. Das Einzige, was vielleicht zu wünschen übrig bliebe, wäre, daß sie mit derselben Naivetät, und Anspruchslosigkeit ausgeführt sein möchten, mit der sie gedacht sind, indem sie, obgleich allerdings mit viel Geschmack, nur mit kecken Pinselstrichen hingeworfen sind, welches in den spätern Zeiten der Kunst so sehr beliebt wurde.

In einem mit dem vorigen gewissermaßen verwandten Fache der Kunst haben sich drei Bilder von Madem. Lescot gezeigt, einer Schülerin von Lethier, dermaligen Direktor der fran-

zösischen Akademie in Rom. Die Pifferari, welche der Madonna zu Ehren spielen, während ein Paar gemeine römische Weiber ihre Andacht vor einem Marienbilde verrichten, sind das Bedeutendste.

Gegenstände dieser Art, aus dem wirklichen Leben genommen, können nur in dem Maße, als das eigenthümlich Karakteristische herausgehoben und zur Anschauung gebracht wird, auf den Namen von Kunstwerken Anspruch machen es sind im engsten Verstande *Karakterbilder*, durch welche das individuelle Gepräge und die eigene Weise des Treibens und Thuns einer ganzen Gattung zur Darstellung gebracht werden soll. Einige Niederländer, wie z. B. *Teniers*, haben in diesem Fache Muster aufgestellt, welche bis jetzt unerreicht geblieben sind, obgleich dadurch nicht gesagt werden soll, daß sich nicht ein noch höherer Kunstwerth dadurch offenbaren könnte.

Es versteht sich von selbst, daß in Werken dieser Gattung die Natur mit ganz besonderer Unbefangenheit aufgefaßt sein will; und alles, was an Manier, Konvention, und an eine falsche Schule erinnert, ist, wenn es möglich ist, weniger noch als sonst irgendwo an seinem Platze.

Obgleich es den angeführten Arbeiten dieser Künstlerin nicht gerade an karakteristischer Darstellung mangelt, so ist es doch auch nicht zu leugnen, daß sich kein günstiger Einfluß an Schule und eine Manier zeigt, welche eben nicht die gefälligste Wirknug hervorbringt. Die Farbe ist zwar nicht unharmonisch, aber keineswegs wahr, und durch die Art der Behandlung, welche viel Anspruch auf Pinselfertigkeit und Meisterschaft macht, hat alles ein ziemlich rohes Ansehen bekommen.

Das zuletzt bemerkte läßt sich besonders auch auf mehrere Bildnisse anwenden, die von derselben Malerin zu sehen gewesen sind, in welchen sich die Natur in dem Reflex einer Manier erblicken läßt, wodurch sie sich in der Kunstdarstellung sehr unangenehm zeigt. Sie sind mit *großen aber rohen Pinselstrichen* ausgeführt, und das, was man in der heutigen Schule unter einer *fertigen und kühnen Behandlung* zu verstehen pflegt, scheint fast dasjenige zu sein, worin die Künstlerin den meisten Werth gesetzt hat, wodurch aber nur ein großer Mangel an Liebe in der Ausführung sichtbar geworden ist.

Der Mangel jener göttlichen Liebe, wodurch der Künstler ganz in seinem Werke sich verliert, mit der innigsten zärtlichsten Sorgfalt es zu möglichster Vollendung ausbildet, und wodurch auch nur wieder in dem Dargestellten Liebe, Innigkeit und edle Unbefangenheit sichtbar werden kann, hat sich unter andern in der modernen Kunst sehr karakteristisch durch den großen Werth gezeigt, den man auf eine große Fertigkeit des Machwerks, auf die sogenannten Tuschen und den Geist des Pinsels u. dgl., so wie überhaupt auf die Ueberwindung mechanischer Schwierigkeiten gesetzt hat; wodurch die Künstler so auffallend an den Tag gelegt haben, daß sie — weit entfernt, zu wünschen, daß man über das Lob ihrer Werke sie selbst zu loben vergesse — diese vielmehr nur als das Mittel betrachtet haben, ihr bloß subjektives und persönliches Verdienst gelten zu machen.

---

Wir wenden uns nunmehr zu den *landschaftlichen Gegenständen*, und betrachten zuerst eine große Landschaft von *Boguet*, welche den Herbst vorstellen soll. Zur Seite sieht man einen Tempel des Bacchus, vor welchem mehrere Gruppen von Figuren tanzen, und mit opfern beschäftigt sind.

Dieses Bild mag in Wahrheit im Einzelnen alles mögliche Lob verdienen, indem sich durchgängig eine sehr sorgfältige Ausführung und ein genaues Studium nach der Natur zeigt. Es wäre nur zu wünschen, daß es eben so im Ganzen befriedigte, und sich eine Einheit der Idee, aus welcher das Werk hervorgegangen wäre, entdecken liesse; wodurch doch nur erst ein organisches Ganze zur Anschauung gebracht wird, welches gerade dasjenige ist, wodurch eine Arbeit sich zu einem Kunstwerke erhebt.

Eine andere Landschaft von demselben Künstler — ein *Dichterwald in einem Thale*. Der Gegenstand der Staffage ist aus dem *Ariost*. *Angelika*, welche mit verhängtem Zügel dem *Rinaldo* und *Sacripante* entflieht, während diese sich um sie schlagen, hat eben so, wie das vorige Verdienst in der Ausführung der Theile, ist aber sehr unbedeutend in der Komposition des Ganzen. Vermöge des Gegenstandes der Staffage wäre ein idealer und poetischer Karakter der Gegend zu erwarten gewesen; dieser trägt hingegen sehr den Stempel des Gewohnlichen.

Die Ansicht des *Lago d'Albano*, und die Kapelle des h. *Romualdus* in dem Walde von Toskana, von Ebendemselben, befriedigen mehr, als die vorhergenannten, schon deswegen, weil sie als bloße Nachahmungen auf nichts weiters Prätension machen. Das zuletzt angeführte ist unter allen das beste. Es ist ein interessantes Plätzchen, in welchem die Wirklichkeit mit glücklichem Erfolge aufgefaßt und wiedergegeben ist.

Man sieht es übrigens den Arbeiten dieses Malers an, daß er sich besonders den *Claude Lorrain* zum Muster genommen hat, welches ihm aber wohl nur mehr dem äussern Schein nach geglückt sein möchte.

Das *Thal von S. Angelo* in der Zeit des Frühlings; der *Tempel der Concordia zu Girgenti*; der *Krater des Berges Aetna*, mit der Kaskade des Flusses Adrane zu Carcacci; die Ansicht einer *Gegend nahe bei Syrakus*, in welcher eine Idylle des Theokrit dargestellt ist: vier sizilianische Gegenden von *Graß* aus *Liefland*.

Sollten sich diese Bilder gleich etwas mangelhaft im mechanischen zeigen — eine Sache, welche in der Kunst großentheils auf Uebung beruht — so wird dieses mehr als reichlich von der Innigkeit und reinen Empfänglichkeit für die Natur, wovon sich überall so bedeutende Spuren erblicken lassen, aufgewogen, und wodurch sich diese Werke vor den andern landschaftlichen Gegenständen dieser Ausstellung sehr zu ihrem Vortheil ausgezeichnet haben; welches gewiß ein jeder, der tiefer in das Wesen der Kunst zu schauen vermag, anerkennen wird, unbeschadet dessen, was Künstler, die sich nicht über das mechanische ihrer Kunst zu erheben vermögen, dagegen einwenden könnten.

Drei Gemälde von *Rosa Mezzera*, einer römischen Malerin; die Ansicht der *Gegend bei dem Ponte Salara*; die *Kaskadellen bei Tivoli*, und eine Landschaft von eigener Erfindung, lassen gleichfalls, besonders in den Hauptformen, Planen und Linien, eine sehr unbefangene und von dem Einfluß von Manier unverdorbene Ansicht der Natur erblicken. Nur wäre der Farbe etwas mehr Lebendigkeit und Wärme zu wünschen. Gleichfalls ist die Behandlung sehr anspruchslos, aber wohl mit etwas zu wenig mechanischer Fertigkeit.

Drei Landschaften von *Chauvin*, die Ansicht der *Villa d'Este zu Tivoli*, eine Ansicht der *Gegend um Salerno*, und die der *Gegend von Pozzuolo*, sind mit vieler Praktik, Nettigkeit, und auf eine den Sinnen schmeichelnde Art ausge-

führt, wodurch aber das Karakteristische und Bestimmte in der Darstellung der Gegenstände gelitten hat. Die durchaus glatte und vertriebene Behandlung gibt diesen Arbeiten das Ansehen von Porzelanmalerei.

In drei andern von Vestappen: der Ansicht des Convento de' Riformati zu Castel Gandolfo, der der Madonna della Neve zu Caparola, und der Ansicht des Ponte Salara (Nachtstück), ist die Natur mit ziemlicher Treue aufgefaßt; besonders herrscht im Ganzen ein guter und wahrer Ton der Farbe. Die Darstellung der Wirkung der nächtlichen Beleuchtung in dem zulezt genannten Stücke scheint dem Künstler am wenigsten gelungen zu sein.

Der Tempel des Aeskulap in der Villa Borghese, von Giovanni Maltura, verdient gleichfalls Lob, als eine gute und getreue Nachahmung des Wirklichen.

Die Ansicht des Kolosseums und seiner Umgebungen, von der Villa Magnani auf den Palatinus; die Ansicht von Rom, von Trinita de' Monti; die Ansicht von Neapel, mit dem Grabmal des Virgil zu Posilippo: vier landschaftliche Darstellungen von Theodor Matueef, einem Russen, der sich aber geraume Zeit in Rom aufhält.

Das Hauptverdienst dieser Malereien mag in einer fertigen Handhabung des Pinsels bestehen, wenn dieses anders in dem Sinne, in welchem es in den modernen Zeiten genommen wird, Lob verdient. Uebrigens ist die Natur rauh, ohne alle Innigkeit und Liebe aufgefaßt, so daß man sich des Worts barbarisch bedienen möchte.

In drei Landschaften von Cadet bemerkt man ein auffallendes Bestreben zur Nachahmung des Claude Lorrain, wovon aber nur ein ziemlich oberflächlicher Schein nachgegriffen ist.

Einiger Thierstücke von Wenzeslaus Peters, einem Deutschen, der aber schon seit geraumer Zeit seinen Aufenthalt in Rom genommen, thue ich nur deswegen Erwähnung, weil derselbe in einem nicht unbedeutenden Rufe als Thiermaler gestanden, welchem aber wenigstens die bei dieser Gelegenheit von ihm zu Gesicht bekommenen Arbeiten nicht entsprechen. Es zeigt sich nicht der geringste Geschmack und Kunstsinn, womit das Karakteristische der Thiere aufgefaßt ist; sondern nur sklavische Nachahmung des bloß äuserlichen, und des materiellen Stoffs, ohne alles Bestreben, die Natur durch Ergreifung des Geistigen und der Darstellung ihres Begriffs zu beleben.

Es würde zu weitläufig sein, die übrigen Malereien, welche auf keine Weise sonderlichen Stoff zu Bemerkungen darbieten, noch besonders anzuführen. Es sind unter andern mehrere Miniaturen zu sehen gewesen, unter denen aber nichts vorhanden war, von dem man sagen könnte, daß es sich über das gewöhnliche in dieser Art erhebe. Von einigen wenigen Zeichnungen läßt sich ungefähr dasselbe sagen, ausgenommen einer Kopie nach der Grablegung Christi von Rafael, in der Villa Borghese, von Musquellier, Pensionair der französischen Akademie, welche mit vielem Fleiß und Geschmack und mit richtiger Auffassung des Originals ausgeführt ist.

(Der Beschluß folgt.)

---

# Varietäten.

## Aus Afrika.

— Nachrichten vom Vorgebirge der guten Hoffnung, über England gekommen, spannen unsere Neugier auf die Entdeckungen, welche eine Reisegesellschaft im Innern Afrika's machen werde, die ein Lord Caledon zu dem Behuf ausrüstete, und vom Kap aus den Weg nordwärts durch das Kaffernland nahm. Sie befand sich Anfang voigen Jahes schon jenseits des 25 Grades der Breite (sagen die Berichte vom Kap), und richtete ihre Wanderung gegen die Besizungen der Portugiesen zu Monomotapa, dem gesunden, fruchtbaren, wasserreichen Lande, von welchem wie ausser dem, was Thomann in seiner Reise (Augsburg 1788) davon erzählt, noch wenig oder gar nichts wissen. Denn die Portugiesen, welche schon im sechszehnten Jahrhundert den großen Zambese-Fluß bis Sena und Zimbaoe hinaufschiften, den Goldstaub der Afrikaner zu holen, machten selbst aus der Lage ihrer verschiedenen Forts und Missionsposten ein Staatsgeheimniß, indem sie dieselben auf ihren Karten geflissentlich unter falsche Breiten sezten. — Von den Entdeckungen der Caledonischen Reisegesellschaft weiß man inzwischen noch wenig. Sie fand in jenen fruchtbaren, noch von keinem bekannten Europäer bewanderten Gegenden feindliche Völker, die Neigung zeigten, mit dem Kap in Handelsverbindungen zu treten. Neue Thierarten entdeckte sie noch nicht; aber das Kameel fand sie sehr häufig. Alle Flüsse, die sie passirte, nahmen ihren Lauf westwärts.

Es scheint beinahe, die ganze Caledonsche Reisegesellschaft sei nur eine merkantilische Spekulation, und in dem Fall hätten Welt und Wissenschaft wenig davon zu hoffen, wenn der Zufall nicht zuweilen vernünftiger wäre, als des Menschen Vernunft.

## Aus Frankreich.

— Hr. Azuni, Mitglied des Gesezgebenden Korps, hat demselben seine Dissertation über den Ursprung der Boussole gewidmet. Er spricht darin die Erfindung derselben sowohl den Chinesen, als Arabern, und sogar den Schiffern von Amalfi ab (läßt ihnen nur die Ehre, sie etwas verbessert zu haben), und schreibt sie sehr patriotisch den Franzosen zu, weil ein französischer Dichter des zwölften Jahrhunderts die Eigenschaft des Magnets und den Gebrauch der Boussole (damals *mariniere* oder *marinette* geheißen) überhaupt schildert; ferner weil immer und fast bei allen Völkern das Zeichen der Lilie, das Wappen des königlichen Hauses von Frankreich, die Nadel des Kompasses dekorirte.

Daß diese Gründe etwas dürftig sind, fühlt vermuthlich, ausser dem Verfasser, jeder.

---

— Die Inquisition hat einen neuen Geschichtschreiber an Hrn. Jos. Lavallée, Chef der fünften Division der Großkanzlei der Ehrenlegion, erhalten. Das Interessanteste und Neueste in diesen zwei dicken Bänden der *Histoire des inquisitions religieuses* ist unstreitig die Angabe der Verbalprozesse, die in Spanien, besonders in Valladolid, von der Inquisition daselbst ausgefertigt waren, und deren man sich bemächtigt hat. Aus diesen, die zum Theil noch vom Jahre 1808 datiert sind, ergibt sich die entsezliche Wahrheit, daß das schreckliche Tribunal der Priester Gottes noch in unsern Tagen dieselben Grausamkeiten ausübte, nach denselben Prozeduren verfuhr, wie zur Zeit seiner ersten Stiftung.




# Miszellen

für die

# Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 3. — den 10 Januar 1810.


## Zur Bezeichnung der gegenwärtigen Stimmung in Deutschland.

(Stellen aus verschiedenen Briefen.)

1.

— — Man glaubt endlich an Frankreichs unerschütterliches Uebergewicht, und jedermann findet hintennach, es wäre unendlich klüger gewesen, wenn man alle Projekte der Rache und alle Weltrevolutionirungssysteme beiseite gelassen hätte. Trotz dem hören sie noch häufig mit kannegiesserischer Altklugheit die Behauptung in einigen Jahren würde Oesterreich unfehlbar den Krieg von neuem machen.

Indessen fand ich auf meiner diesjährigen Reise (durch Franken, Hessen und Sachsen) die allgemeine Stimmung ruhiger und fester, als vor etlichen Jahren. Noch nie ist man des Friedens froher gewesen, als diesmal, weil man noch von keinem Kriege schrecklichere Umwälzungen und Verheerungen besorgt hatte, als vom letzten. Diese Ruhe scheint aber weniger aus einer philosophischen Fassung, als aus einer dumpfen Apathie zu stammen. Die Gebildetern des Volks, ungewiß ob sie mehr Frankreichs Machtsprüchen oder den Fehlschritten der Regierungen zürnen sollen, durch die so viel Unheil über das Vaterland kam, ziehen sich mißmuthsvoll in sich selbst zurück, zucken zu allem die Achseln, und sagen: „Wer kann's ändern?" Jeder, sobald er an die Vergangenheit denkt, verliert sich in Widersprüchen mit sich selbst. Der deutsche Nationalstolz, so schmählich gebeugt, richtet sich noch zuweilen aus seiner Verblutung und Ohnmacht mit tiefem Grimm empor, senkt aber immer wieder das matte Haupt, sobald ihm die Fragen geschehen: Waren wir nicht zum Falle reif seit Jahrhunderten? Sind wir seit Jahrhunderten eine Nation gewesen? Haben wir nicht immer mit Selbsttäuschungen wie Kinder getändelt?

Es ist kein europäisches Land mehr, England ausgenommen, das nicht vom Blute der Schlachten befleckt wäre. Aber es ist eben so lächerlich, alle Schuld davon auf die Franzosen, als auf die englischen Agenten zu schieben. Leidenschaftliche und gerade deswegen falsche Ansichten mancher unserer Großen haben zu den allgemeinen Uebeln gleich furchtbar mitgewirkt.

Das fade Geschrei unserer deutschelnden Patrioten, oder die „grassirende Vaterlandsretterei", wie Adam Müller in Berlin das Ding nannte, hat auch glücklicherweise abgenommen. Männer von Herz und Kopf beklagen das Geschehene, und denken auf Besserung des gegenwärtigen Schicksals. — —

2.

— — Wie nach allen Kriegen, hat man auch jetzt, besonders in den Rheingegenden, viel von herumstreichenden Räubergesindel zu fürchten, wenigstens zu hören. Die wachsamern und energischeren Polizeibehörden in diesen Gegenden lassen aber dies gefährliche Volk nicht zum Athem kommen, wie sonst wohl der Fall war, wo es in einem einzigen Tage dreier Herrn Länder in einem Sprung durchlaufen konnte. Nicht überall ist wenigstens die Polizei so unglücklich, wie im Ysenburgschen.

Vor kurzem wurden nämlich im Fürstlich-Ysenburgschen zehn Vagabunden eingefangen, welche als Mörder und Diebe höchst verdächtig waren. Von den meisten war es sogar

gewiß, daß sie es seien. Der Aergste unter diesen Gaunern, Namens Rein, ein junger, untersetzter, starker Mann, war früher schon mehrmals arretirt gewesen, und immer der Gefangenschaft entsprungen. Daher wagte man es nicht, ihn in das gewöhnliche Gefängniß zu setzen.

Was geschah also? — Er wurde in der Wachtstube, wo seine Wächter beständig um ihn waren und ihn beobachten konnten, kreuzweise geschlossen; noch mehr, er wurde festgeschmiedet. Dreizehn Mann fürstlich-ysenburgscher Soldaten und ein Kaporal bewachten mit sieben Mann Landmiliz den furchtbaren Verbrecher. Troß dieser zwei und vierzig Augen, von welchen man doch vermuthen konnte, daß die Hälfte wenigstens noch gut sehen könne, entsprang der Verbrecher — incredibile dictu! — sammt seinen Fesseln, vor einigen Tagen, ohne daß man ihn bis jetzt (Ende Novembers 1809) wieder hat habhaft werden können.

Diese neueste Polizei-Anekdote beweiset doch immer so viel, daß die Mediatisirung der zahllosen ehmaligen kleinen Souverains, mochte sie auch der Gewohnheit und alten Verfassung noch so schmerzlich sein, in Zukunft den Völkern mehr innere Sicherheit gewähren werde.

---

3.

— — Der Wahlspruch der epiktetischen Philosophie: Leide und meide, ist gegenwärtig unsere Maxime in Deutschland. Wir behelfen uns, so gut wir können, und trösten uns, wie wir mögen in dieser freudenlosen Zeit. Alles will Staatskünstler werden, und sogar unsere Damen mischen sich nun in die Politik. Man studirt die Finanzwissenschaften, raisonnirt über Auflagensysteme, hört Vorlesungen über die Kunst, Staaten zu organisiren, und kannegiessert in allen Zirkeln, daß man sich die Ohren verstopfen muß.

Kotzebue, der sein Publikum meisterlich kennt, und alles auf Effekt berechnet, spielt jetzt den unbezwungenen Kato von Deutschland. Sie müssen seine neuesten Arbeiten, besonders seine Monatsschrift „die Biene“ lesen, dann können Sie sich von den erhabenen Ansichten unserer Harmonien- und Tabagien-Politiker den vollständigsten Begriff machen. Er liefert Ihnen die Quintessenz aller dort fallenden gereimten und ungereimten Einfälle; persiflirt nach seiner Art bald die Ueberwinder, bald die Ueberwundenen. Ob wahr, ob falsch, alles ist ihm gleich, wenn er nur witzig sein und die Erbitterung der Gemüther unterhalten kann.

Das letzte ist nun, was ihm rechtliche Männer am wenigsten verzeihen können; denn endlich sollte doch einmal die Zeit des Wundenheilens bei uns eintreten. Schriftsteller von Kotzebue's Talenten haben doppelte Verantwortlichkeit.

In einem der neuesten Stücke der erwähnten Monatsschrift kommentirt er z. B. den Hamburger unpartheiischen Korrespondenten. Hier hebt er wahre, halbwahre und falsche Nachrichten aus, die ihm Stoff geben, nicht etwa, wie er meint, deutschen Patriotismus zu erwecken, sondern Haß gegen alles zu erregen, was aus Frankreich oder den mit Frankreich alliirten Staaten kommt. Was die ausgehobenen Artikel nicht sagen, legt er durch sophistische Folgerungen hinein.

Daß nach einem unglücklichen Kriege das Loos der Bezwungenen nie angenehm ist, war zu allen Zeiten der Fall. Er stellt nun eine Menge wahrer und halbwahrer Thatsachen zusammen aus allen Ländern, um zuletzt den schwarzen Schatten seines Gemäldes, recht im Geschmack des Jan Hagels, auf Napoleon fallen zu lassen, als Urheber des allgemeinen Uebels. Und um des Effekts ganz sicher zu sein, persiflirt er mit ironischem Lobe, was Gutes und Schönes hie und da geschehen, um jenem Trübsal das Gleichgewicht zu halten. Z. B. Statt des vernichteten (?) Handels in Frankfurt am Main wurde die St. Leonhardskirche wieder hergestellt. — Unter dem Vorsitz des französischen Konsuls wurde eine neue Konstitution für die freie Stadt Danzig gemacht. Die Juden hatten besonders eine große Freude darüber. — Jungs Theorie der Geisterkunde wurde im Würtenbergischen verboten, damit sich niemand vor dem Spuken der im Felde Gebliebenen fürchten möchte. — Die Stückknechte in Baiern wurden sämmtlich — zu Fuhrwesens-Soldaten avancirt. — Da in Venedig gar kein Handel mehr existirt, und die Herrn Kaufleute folglich Zeit haben, spazieren zu gehen, so ist ein schöner neuer Spaziergang al castello daselbst angelegt. — In Erfurt, wo wegen Erschöpfung der Landeskassen 12 Simpla ausgeschrieben worden, erhielten 22 Kaufleute Erlaubniß, Uniform zu tragen, und sich kaiserlich-königliche Ehrengarde zu nennen, worüber die Leute natürlich hoch erfreut waren. — Doktor Paulet überreichte dem Kaiser Napoleon ein Werk über die Champignons, in welchem er diejenigen abbilden lassen, an welchen der Kaiser Klaudius gestorben, so daß nunmehro die ganze Welt ruhig sein darf, wenn der Kaiser Champignons speiset. — Das Schreiben ist bekanntlich, seit der Buchhändler Palm seinen verdienten Lohn erhalten, sehr heilsam eingeschränkt worden. Jetzt kommt die Reihe auch an das Reden. In Berlin, im Würtenbergschen, in Frankfurt, Hannover, Hamburg, Würzburg, Nürnberg wurde das unzeitige Raisonniren verboten, ohne jedoch zu bestimmen, wenn das Raisonniren zeitig sei. Es heißt, wenn das Schreiben und Reden erst völlig ausgerottet sein werde, so wolle man auch das unzeitige Seufzen und Weinen untersagen.

In diesem Tone sucht er auch mehrere Regentenhandlungen oder Regierungsverfügungen verächtlich oder verhaßt zu machen; z. B. die Emanzipation der Juden in Westfalen, das Edikt über die Preßfreiheit ebendaselbst; — die Herstellung gleichförmiger Gerechtigkeitspflege in Spanien, bei welchem Anlaß er Napoleons Worte an die Deputation von Madrid: „Es müsse in jedem Staate nur einerlei Justiz geben,“ auf das bitterste und unverständigste persiflirt. Die Redaktion des Familienregisters im Würtenbergischen preiset er ironisch als ein neues Hilfsmittel des Spionirens u. s. w. Selbst Oesterreich und Preussen bleiben nicht ganz verschont; nur Rußland und England kommen glimpflich durch. — Den Engländern räth er jedoch bei Anlaß einer in London errichteten Viehassekuranz an, ihre Freiheit zu verassekuriren. — „Das sollten sie wahrhaftig thun,“ sagte er, „ehe sie selbst, so wie manche andere Nation, bis zum Vieh herabsinken; denn Sklaven sind ja doch nur eine Art Vieh, und werden täglich zur Schlachtbank geführt.“

Man muß erstaunen, wie Hr. von Kotzebue jede Ehrerbietung gegen Regenten und Obrigkeiten aus den Augen setzt, und durch seine unbesonnenen Urtheile über Gegenstände, die er nur halb oder gar nicht kannte, auch bei andern Völkern, zu denen seine Flugblätter gelangen, vermindern mochte. Wenn er auf der Bühne zuweilen nach dem Beifall der Gallerien jagt,

ist das niemanden, als ihm selbst gefährlich; nicht so, wenn er mit seinem Witz in die bürgerlichen und politischen Verhältnisse der Nationen eingreifen will.

Hrn. von Kotzebue's Fantasie macht uns zu Sklaven, unsere Fürsten zu Tirannen oder Thoren; wie einsichtsvolle Geschäftsmänner, ein Graf Benzel-Sternau, ein Freiherr von Eggers, und andere deutsche Sachkundige, den Widerhersteller der französischen Monarchie beurtheilen, ist ihm vermuthlich ein Aergerniß oder Greuel. Wir lassen ihm seinen politischen Glauben; aber er behellige damit nicht die besser Unterrichteten, oder schwäche damit nicht das Vertrauen des minder unterrichteten Volks zu seinen Regierungen. Der gemeine Mann begreift eher ein Bonmot, als die gründliche Darstellung der Dinge und ihrer Ursachen; gibt lieber dem Gehör, der seine Leidenschaften erregt, als der zu seiner Vernunft spricht. Herr von Kotzebue weiß das so gut, als jeder. Aber er will nun einmal lieber der Mann des großen Haufens, als der Edlern sein. Er will frappiren, will daß man von ihm spreche, gleichviel wie? — Seiner Eitelkeit wäre wahrscheinlich nichts willkommner, als eine politische Märtyrerkrone. Er verspricht seinen Lesern ohne Scheu die Fortsetzung jener Sarkasmen gegen Völker und Fürsten; vermuthlich läßt ihn die Polizei nicht Wort halten. — —

## Ueber die Kunstausstellung auf dem Kapitol zu Rom.

(Beschluß.)

In Skulpturen ist diese Ausstellung, im Vergleich an Malereien, nicht sonderlich reich gewesen. Mehrere der vorzüglichsten Bildhauer haben entweder gar nichts, oder doch minder bedeutende Arbeiten geliefert. Nichts desto weniger hat sich doch einiges unserm Auge dargeboten, welches uns nicht anders als erfreulich sein kann.

Einem jungen Bachus, von Göthe aus Schweden, möchte nicht allein unter denjenigen Skulpturen, die bei dieser Gelegenheit sich dem Auge des Publikums dargeboten haben, der Preis zugestanden werden, sondern gehört auch ohne Zweifel unter das Vorzüglichste, was die Bildhauerkunst unserer Zeiten hervorgebracht hat.

In dem ganzen Werke athmet Zartheit und Innigkeit des Gemüths, nebst Naivetät und Einfalt. Die Stellung der Figur ist von simpler schöner Bewegung. Die Formen, obgleich von hoher Schönheit, sind doch dabei sehr individuell, gleichwie der Karakter des Kopfs, in welchem sich viel Originalität erblicken läßt. Hierdurch unterscheidet sich diese Statue ganz vorzüglich von den mehrsten Bildwerken unserer Zeit, welche größtentheils nach einem herschenden Allgemeinbegriffe von antiker Schönheit gebildet sind, wodurch sie, bei aller Richtigkeit und allem Ebenmaas der Verhältnisse, nichts desto weniger kalt und unlebendig erscheinen müssen.

Die Büste eines weiblichen Bildnisses, gleichfalls in Marmor, von demselben Künstler, ist auf keine Weise dem eben genannten Werke an die Seite zu setzen. Die Natur ist zwar unbefangen und ohne Manier, aber etwas kleinlich aufgefaßt.

Penelope entschließt sich, ihren Vater Ikarus zu verlassen, um ihrem Gemahl Ulysses nach Ithaka zu folgen. Ein großes Basrelief mit Figuren in halber Lebensgröße, in Gips, von Rauch aus Berlin.

Dieses Werk verdient gleichfalls alles Lob. Die Anordnung der Figuren ist sehr gut, und vollkommen den Schranken angemessen, welche die nothwendige Beschaffenheit des Basreliefs erfordert, und die Handlung ist durch die Komposition im Ganzen einfach und verständlich ausgedrückt. In der Zeichnung herrscht durchgängig ein guter, nach dem Muster der alten Bildwerke geformter Styl. Besonders sind die Gewänder sehr glücklich geworfen, und sehr gemäß demjenigen Karakter, wie sie durch das Wesen der Skulptur erfordert werden.

Vom Thorwaldsen aus Dänemark sind nur drei Büsten zu sehen gewesen, und man bedauerte, nichts von den bedeutendern Werken dieses Künstlers zu sehen, welche durch einen zarten Schönheitssinn, besonders in erhabenen und heroischen Styl, so sehr über die meisten Skulpturen unserer Zeit hervorragen, und ihm daher auch einen Ruf verschaft haben, der ihm mit so vollem Rechte gebührt.

Eine sitzende weibliche Figur von Marin ist von natürlicher und ungezwungener Bewegung, und überhaupt ist der Karakter des Styls einfach und anspruchslos. Ein Ganimed, eine kleine Figur in Marmor, ist gleichfalls von schöner simpler Form und mit vieler Liebe ausgeführt. Es ist jedoch nicht überflüssig, zu erinnern, daß diese Arbeiten nicht unter die bedeutendsten dieses Künstlers gehören, welcher sich durch Gemüthlichkeit und Innigkeit unter den Franzosen sehr zu seinem Vortheil auszeichnet.

Hingegen läßt eine Gruppe in Gips von Cainberg aus Schweden, einen großen Mangel an Grazie und Anmuth bemerken, und es herrscht in derselben ein sehr gemeiner Karakter. In einem kleinen Basrelief von Ebendemselben findet sich gleichfalls nichts sonderliches zu loben.

Eine sitzende Frauensperson, und eine Kopie der Medusa in dem Palast Rondanini, von Felice Festa, sind gut gearbeitet, ohne sich jedoch irgend besonders auszuzeichnen.

Eine Psyche in Gips und mehrere Bildnisse von Milhomme verdienen weiter keiner besondern Erwähnung. Nur über ein Paar Skizzen zu Basreliefs von ihm finden wir nicht überflüssig, einige kurze Erinnerungen hinzufügen.

In dem ersten derselben sieht man den Uebergang des Kaisers Napoleon über die Donau allegorisch vorgestellt. Auf dem andern leisten die Fürsten der rheinischen Konföderation, in Gegenwart des französischen Kaisers, ihren Schwur zur Vernichtung Englands. Ihre Komposition ist nicht nur in dem trivialsten Sinne theatralisch, sondern sie sind auch mit einer solchen Nachlässigkeit (die aber vielleicht geistvoll sein soll) hingemacht, daß sie es wohl nur den dargestellten Gegenständen verdanken, bei einer öffentlichen Ausstellung Platz gefunden zu haben, welches sonst schwer zu begreifen sein würde.

Von den übrigen Skulpturen ist nichts weiter zu erwähnen nöthig. Es sind auch mehrere Medaillon und Kameen, desgleichen ein Paar kleine Werke in Bronze zu sehen gewesen, worunter aber nichts vorhanden, das einer besondern Auszeichnung verdiente.

In Hinsicht der Baukunst sind mehrere Zeichnungen und Aufrisse zu sehen gewesen, über welche gleichfalls umständlicher zu reden zu weitläufig sein würde. So viel liesse sich nur im Allgemeinen mit Wahrheit behaupten, daß sich nichts gezeigt hat, welches einigermaßen ein günstiges Licht auf den Sinn für diese Kunst in unsern Tagen werfen könnte.

Bei der gegenwärtigen Verfassung und dem herrschenden Geiste der Welt ist es nicht zu verwundern, daß die Baukunst im Ganzen in noch tieferm Verfalle liegt, als die andern beiden Zweige und Formen der plastischen Kunst, Malerei und Skulptur, indem sie weit mehr noch, als diese, von äussern Bedingungen abhängt.

Sie erfordert dringender noch, als jene, wenn sie sich ihrer hohen Würde gemäß äussern soll, einen allgemein herrschenden Sinn für Schönheit und Kunst, der aus der öffentlichen Religion und Verfassung hervorgeht. Seitdem dieser aus dem Leben immer mehr verschwunden, ist dieselbe so gut als ganz auf das Oekonomische beschränkt worden, wodurch sie denn nothwendig, wenigstens in ihrer wirklichen Existenz hat aufhören müssen, auf die Forderungen ästhetischer Kunst Anspruch zu machen; in welcher letztern Hinsicht sich nur noch ihr Schatten und Andenken erhalten hat.

In Betreff der Kupferstecherkunst ist so gut als gar nichts zu sehen gewesen, und daher konnte diese Ausstellung nicht die geringste Gelegenheit zu Betrachtungen über den Karakter und Zustand derselben verschaffen.

Ueber die karakteristische Verschiedenheit des Kunstbestrebens der europäischen Nationen wird es nicht unschicklich sein, noch einiges zu erinnern. Es sind hier nur die Italiener, Franzosen und Deutsche in Betracht zu ziehen, als welche sich vorzüglich bei Gelegenheit dieser Ausstellung im Wettstreit erblicken lassen konnten.

Tiefe des Karakters, sittliche Energie, vor allem aber religiöse Begeisterung, ist jederzeit dasjenige gewesen, von wo aus Kunst in kraftvoller Stärke, Gesundheit und hoher Bedeutung sich in einem Volke entfaltet hat. Zeigt sich aber überhaupt das menschliche Geschlecht, bevor die Grazie und Anmuth unter ihm geboren wird, rauh, bei aller Kraft und Energie der Tugend, so zeigt es sich hinwiederum in seiner Erschlaffung, wenn in der Schönheit Tiefe und Ernst, welches gleichsam ihren Kern ausmacht, nach und nach erstirbt, und alsdann offenbart eine verzärtelte und bedeutungslose Kunst zugleich den Verfall der sittlichen Würde. Diese Betrachtungen bewähren sich sehr auffallend bei den Italienern. Freier emporstrebender Sinn und freie Verfassung der Völker Italiens in dem Mittelalter; Frömmigkeit und Andacht, nebst dem glücklichen Wohnsitze eines durch Milde und Schönheit von der Natur vorzüglich begünstigten Landes, erhoben die Kunst unter ihnen zu einer Stufe, die sie unter keinem Volke in der neuern Welt erreicht hat. Aber eben so bedeutend, als der höchste Gipfel ästhetischer Kultur bei ihnen den höchsten Moment der Bildung, welche das menschliche Geschlecht erlangen kann, bezeichnet, so bezeichnet er auch wieder den Moment des Verfalls, indem aus der Schönheit Gehalt und Bedeutung zu verschwinden anfing, und sich diese daher immer mehr nur noch in einem schwächlichen und matten Scheine äussern konnte; so daß man gegenwärtig mit Wahrheit behaupten kann, daß dieses das Karakteristische der neuesten italienischen Kunstprodukte ausmacht.

Den Franzosen muß es unmöglich scheinen, aus konventionellen und willkührlich festgesetzten Meinungen von Schönheit und Geschmack herauszugehen, da die Mode, als das ewig Veränderliche und Bedingte, die Göttin ist, der sie unbedingt huldigen, und welche dieselben mit unumschränkten Despotismus beherrscht. Nicht selten zeigt sich deshalb in ihren Kunstproduktionen Talent und Geschicklichkeit, den dermaligen Forderungen ihrer Schule und des herrschenden Modegeschmacks Genüge zu leisten; und eben so wenig lassen sie es an Fleiß und Studium ermangeln, sich hierzu die gehörigen Mittel zu erwerben. Hingegen müssen nothwendig bedeutende Spuren von Genie, nicht im konventionellen, sondern im nothwendigen Verstande, eben so wie Gemüth, Innigkeit und Liebe welche letztere sich bei ihnen jederzeit auf die eine oder die andere Weise als Coquetterie zu zeigen pflegt, desto seltener anzutreffen sein, und wo etwas dieser Art sich erblicken lassen sollte, ist es bestimmt unter seltene Ausnahme zu rechnen.

Man kann wohl ohne Partheilichkeit behaupten, daß man in den Arbeiten einiger deutschen Künstler, mit Einschluß von ein Paar aus Dänemark und Schweden, den meisten Sinn für das Gerade, Rechte und Aechte in der Kunst hat bemerken können; so daß sich in der That Spuren, welche eine glücklichere Zukunft für dieselbe hoffen liessen, erblicken lassen könnten. Nur sind es freilich einzelne Erscheinungen, welche der Nation wenigstens bis jetzt gar nicht anzugehören scheinen, indem sie weder Einfluß auf den herrschenden Sinn gehabt haben, noch von einer Nation, wie der deutschen, im Ganzen anerkannt worden sind, deren Wesen es fast mit sich zu bringen scheinen sollte, weder Karakter noch Existenz haben zu wollen.

P. E.

---

# Varietäten.

## Aus Italien.

— * Mailand, 31 Dez. 1809. Daß der Vizekönig in der That verehrt, geliebt wird von seinem Volke, davon gab die allgemeine Stimmung der Gemüther während seiner Abwesenheit einen rührenden Beweis. Viele verzweifelten schon an seinem Widerkommen; mit unverhaltener Trauer sprach man davon. Einige fürchteten, er werde nach Spanien, Andere, er werde nach Rom, oder Neapel, oder Illyrien gehen. Andere trösteten sich mit Napoleons Worten, die er einst den versammelten Notabeln vom Throne herab sagte: Eugen wird künftig euer König sein!

Plötzlich verbreitet sich nun die allgemeinste Freude, weil der Vizekönig von Paris aus Befehl gegeben, Arbeiten wieder anzufangen, welche man eingestellt hatte. Niemand zweifelt mehr an seiner Rückkehr. „Er ist die Güte, die Liebe selbst!“ ruft jeder, und denkt dabei an die zahllosen Gutthaten, die er und seine Gemahlin im Stillen üben. Wieviel Thränen trocknet nicht die herrliche Augusta im Verborgenen! wieviel Gebete steigen für sie gen Himmel!

Hr.

---

— Die Generaldirektion des öffentlichen Unterrichts, an deren Spitze Scopoli steht, hat einen Preis von sechzig Zechinen auf das beste im ernsten Styl bearbeitete musikalische Drama und vierzig Zechinen auf jeden der beiden besten komischen Operntexte gesetzt. Die um den Preis werbenden Stücke müssen bis den 31 Juni dieses Jahrs eingereicht werden.




# Miszellen
## für die
# Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 4. — den 13 Januar 1810.


## Reise nach dem Meisner.

*Vides, ut alta stet nive candidum Soracto.*

Kein Freund der Horazischen Muse kann den erhabenen Meisner oder Wisner (der seinen Namen von der weissen Schneedecke erhielt) in der blühenden Jahreszeit über die reizende Landschaft der schönen Residenz Kassel vorschimmern sehen, ohne sich an die bekannte Ode zu erinnern, und ohne den Wunsch zu haben, einige Monate später diese majestätische Berghöhe zu besteigen, die einen ungemessenen Flächenraum von Deutschland auf ihrem freien ausgedehnten Rücken überschauen läßt. Eine besondere Beschreibung von diesem merkwürdigen Berge, vornehmlich in geognostischer Hinsicht, hat der Bergrath Schand in Kassel vor einigen Jahren herausgegeben, die nur in wenige Hände gekommen ist. Den Freunden der Erd- und Länderkunde wird daher die kleine Reisebeschreibung, die ich der Handschrift eines Reisegefährten entlehne, und zuweilen nur mit einer Anmerkung begleite, nicht unwillkommen sein.

Horstig.

1.

Als wir Sie, Lieben, heute nach Ihrer Begleitung verliessen, konnten wir nicht verschmerzen, daß Sie den wenig interessanten Theil der Reise mit uns, und wir den unvergleichlichsten Weg *ohne* Sie machten. Sie haben von fern gesehen, wie schön sich das Thal verengt durch zwei waldige Bergrücken, die nichts als eine reinliche Chaussee, grüne Wiesen zur Seite, und das Stift Oberkaufungen im Hintergrunde einschliessen.*) Um 11 Uhr kamen wir nach Helse.

Ein Arbeitsmann, der uns mit einer Bäuerin begegnete, sagte, daß wir über den Helser Wald einen viel nähern Weg hätten gehen können. Zugleich erbot sich der Mann, uns auf den rechten Weg zu bringen, als die Frau versicherte, daß er einen „Wißpennig" erhalten würde. Durch den schönsten Wald gelangten wir nach Rumrode, und freuten uns auf die Mittagsmahlzeit. Das Wirthshaus war verschlossen. Die Frau war im Grase, der Mann in Kassel. Eine Nachbarin gab uns Milch, aber — kein Brod. In dem Orte wohnte ein Bäcker, aber — er hatte nichts gebacken.

Wir mußten uns also an der majestätischen Aussicht auf den vor uns ausgestreuten Meisner laben mit seinen Bergschluchten und ausgestreuten Dörfern. Das Korn, was freilich so schnell nicht gebacken werden konnte, stand hier so hoch, wie ich es noch nie gesehen hatte. Zu unserer Verwunderung fanden wir die Vegetation immer schöner und blühender, je mehr wir uns dem Meisner näherten. Der gefüllte Ranunculus stand hier schon einzeln auf der Wiese. Laudebach lag vor dem Meisner wie ein neuerbautes Dorf im Raritätenkast, blendend von der Sonne beleuchtet. Schon auf dem Wege von Rumrode nach Laudebach fanden wir Felswacken, worin man die Form verschiedener eingedrückter Körper wahrnahm. Hinter dem Dorfe aber war alles mit Steinen wie besäet. Man steigt nun den Fuß des Berges hinan bis Braunsrode — so nennt man die auf der

*) Oberkaufungen, etwa zwei Stunden von Kassel, ist von Kunigunden, Gemahlin des Kaisers Heinrich des Zweiten, im Jahre 1105 gestiftet. S. Ledderhosens kleine Schriften, 2 Bd. S. 277. Es wurde 1532 auf dem Landtage zu Marburg für adeliche Töchter bestimmt.

Höhe des Berges sichbaren Häuser, wo der Steiger wohnt und wo man den Eingang zu den Stollen findet. Wir stiegen lange und beschwerlich. Louise war froh, als wir den Gipfel erreichten, wenn man anders die Höhe so nennen kann, die den wahren Gipfel, der sich noch einige Stunden weit umher streckt, unsern Augen entzieht. Uns begegneten fünf Mädchen, die auf ihren Köpfen grüne Lasten von Moos und Farrenkräutern trugen, die sie auf dem Meisner täglich zum Streuen für das Vieh holen. Sie können sich keine Vorstellung von dem malerischen Anblicke machen. Wie gesund müssen die Bergsteigerinnen werden!

Wie wir nach Braunsrode aufstiegen, erweiterte sich unser Gesichtskreis. Alle umliegende Berge sanken wie kleine Hügel tief unter den Horizont, und in der Ferne sahen wir die Berge von Hildelsheim, den ehrwürdigen Harz mit seinen grauen Brocken, das hohe Eichsfeld, und näher vor uns in der Tiefe die Ufer der Werra bei Allendorf und Witzenhausen.

Ein durch die Zweige schimmerndes Ziegelroth kündigte uns die Nähe von Braunsrode an. Mit einem „Glück auf!“ kamen uns die Bergleute entgegen, die heute Schicht gemacht hatten. „Hier ist das Haus des Steigers Wiederhold.“

Durch dicht belaubte Gänge führte der verschlungene Weg im Walddunkel bis zu einem hohen Baume, der eine Laube vor dem nahen Hause bildete. Bald kam der Steiger, ein dienstfertiger lustiger Bergbewohner, in seinem Berghabit, mit der erfreulichen Nachricht, daß Raum für uns in seiner Wohnung sei. Wiederhold brachte uns auf einen Punkt des Berges, wo man die Sonne untergehen sehen konnte. Rein war der Himmel und göttlich das Farbenspiel, das der untergehenden Sonne nachzog. Wir zogen nun alle Bergkleider und Kappen an. Der Steiger und ein Advokat aus Almerode, der hier übernachten wollte, begleiteten uns mit Grubenlampen. Die schnurstracke Leiter, die fünfzehnmal sieben Lachter lang war, von und über welcher das Wasser wie ein Regenguß strömte, bestieg ich nur etliche Stufen, um in einen Kalkstollen zu gehen, der eine Tiefe von 2450 Ellen hatte, und so gebaut war, daß man an dem äussersten Ende noch eine Spur vom Tage sehen konnte.

Man ging auf zwei fest aneinander liegenden schmalen Brettern, unter welchen Wasser floß, das nicht selten die schwankenden Bretter bedeckte. Bald sahen wir in verschiedenen Stollen, die sich wie Irrgänge kreuzten, die schwarze Steinkohle, die braune Kohle, die Glanzkohle und die Pechkohle. Sonderbar war der Eindruck, aus der finstern Dunkelheit der Nacht wieder ans Tageslicht zu kommen, und bei dem Ausgange des Stollens in den Glanz der Abendröthe zu blicken. Ein gutes Abendessen entschädigte uns für den Mittag; die über alle Beschreibung wohlschmeckende Bergbutter beschloß das Mahl. Wir sehnen uns nach Ruhe, und ich erzähle Ihnen morgen, was uns weiter begegnete.

---

## 2.

Ein dicker Nebel bezieht den Meisner. Früh besuchen wir in ihrer Arbeit die Bergleute, die für neun Fuhren mit den Hunden (mit Eisen beschlagenen Ziehkasten) sieben Albus bekommen. Es warten die Wagen, die mit ihrem Hemmschuh den Berg heraufklapperten, auf den Transport nach Allendorf. Das Häuschen der Sonntagsgarderobe für die Bergleute liegt bei dem Stollen. Ihre Tracht ist schön, einfach, fröhlich munter, wie ihr Gemüth. Gegen acht Uhr kam der Professor Schaub mit dem Oberrentmeister von Allendorf an. Er unterhielt uns den ganzen Morgen von den Bestandtheilen des Berges, von dem Ausglühen der Steinkohlen und ihrer Verwandelung in Brennkohlen, von dem Bau der Stollen, u. s. w. Nach dem Mittagsessen bestiegen wir den Gipfel des Berges — ein ungeheurer Flächenraum, der sich nur wenig in der Mitte erhebt und eine weite grüne Wiese voll hohen Grases und duftender Kräuter bildet, und mit gefülltem Ranunkel vom schönsten Rosenbau im Ueberflusse geschmückt ist. Eine unermeßliche Aussicht von der Porta Westphalica bis an den Thüringer Wald und vom Brocken bis zum Feldberg bei Frankfurt breitet sich rings um uns her aus. Kassel mit seinem hohen Kristoffel schwimmt in der Mitte. Den lieblichsten Anblick gibt das Thal der Werre mit seinen Flecken und Dörfern von Witzenhausen bis zum Inselberge.

Wir besuchen auf der nordöstlichen Seite den Holderteich, den die Sage von der vermeinten Hexe Hulda berühmt gemacht hat. Die gegenüber liegende Kitzkammer wird auf morgen verspart; denn noch müssen wir Schwalbenthal erreichen, die Wohnung des Obersteigers, die Braunsrode gegenüber am entgegenstehenden Abhange des Meisners liegt. Unser Weg führt uns wieder über den flachen grasreichen Bergrücken bis in das tiefer liegende Gehölz, worin Schwalbenthal hoch über dem jähen Abhange des tief heruntersinkenden Meisner liegt. Wir nehmen die Richtung auf das sogenannte Lusthäuschen, um uns noch einmal an der Unermeßlichkeit der Aussicht zu laben. Die Kasseler Kuppe zeigt uns Kassel so deutlich, daß man die Häuser überzählen kann. Wir besuchten noch eine andere kahle Kuppe, die Kalbe, und gingen dann der erwarteten Heimath für unsere nächste Nachtruhe entgegen. Die Aussicht von dieser Seite des Meisners war wieder neu und überraschend. Unter uns lag Eschwege, und vor uns die blaue Kuppe, von der ich Ihnen nichts Merkwürdigers sagen kann, als wenn ich den Geologen darüber mit seinen eigenen Worten sprechen lasse, der mir diesen Abend noch folgendes Billet zustellte:

„Victoria! tandem bona causa triumphat. Kommen Sie und sehen Sie mit eigenen Augen, wie der Basalt durch den Sandstein durchgebrochen ist.“ (Wir haben seit der Zeit noch andere Basaltschichten, die mit ihrem Fuße im Wasser wurzelten, an den Ufern der böhmischen Elbe gesehen, so wie an andern Orten, wo an Vulkane nicht zu denken war.) „Wie er vierzig Fuß hoch da aufgethürmt steht, um sich herum durch seine Schmelzung auf Sandsteine Fußweit gewirket und die übrigen unversehrt gelassen hat. Diese Urkunde einer ehemaligen vulkanischen Eruption stehet ganz majestätisch unweit Reichensachsen zum Staunen für Jeden, der dafür Empfänglichkeit hat, und muß jedem Neptunisten, der unbefangen denkt, sagen: Siehe mich an! untersuche mich, und sage dann, ob ich durchs Wasser entstanden sein könne.“ *)

*) Sehr merkwürdig für den Geologen ist der ganze Theil des jetzigen Westfalens, den man unter dem Namen Hessenland begriff. Charpentier, der erfahrne vielgereiste Mann, zog eine Linie von vulkanischen Bergkuppen vom Habichtswalde mitten durchs Erzgebirge bis an die Riesenkuppe, die er geognostisch verzeichnet und mit vielen Bemerkungen versehen hatte. Schon auf dem Wege nach Frankfurt, von Kassel aus, wird der Reisende durch die vielen isolirten Bergkuppen, die ihm begegnen, aufmerksam auf viele seltene Erscheinungen gemacht. Hier am Fuße des Meisners überrascht ihn der Anblick eines Basaltbruchs tief unten im Thale, fast an den Ufern der Werre. Ungleich größer und mächtiger aber wirkt auf ihn der Eindruck, den die Kitzkammer (die Höle der Katzen) am südwestlichen Abhange des hohen Meisners auf ihn macht. Hier sieht er sich von lauter Basaltsäulen umgeben, die in horizontaler Richtung schichtenweise wie gefälltes Holz vor ihm auf-

Eine sehr willkommene Gesellschaft erwartete uns im Hause des Berginspektors und Obersteigers auf dem geräumigen Saale, worin aromatische Bergmilch aufgetragen und die Orgel gespielt wurde. Wir sahen den Mond aus unserm Schlafzimmer aufgeben, und verabredeten, uns morgen früh zu wecken, um das noch glänzendere Schauspiel der aufgehenden Sonne zu geniessen.

(Der Beschluß folgt.)

gekastet liegen, und durch ihre ganze Lage verrathen, so wie durch ihre tiefen Einschnitte, worein die großen fest zusammengebackenen Massen abgespalten und losgebrochen sind, daß die heimliche Wasserrinne, welche die Kitzkammer aushöhlte, ihnen diese Senkung gegeben habe. So wie man ähnliche Basaltstücke am Holderteiche, auf der entgegengesetzten, stundenweit entfernten Seite des großen Bergspiels, wiederfindet, steigt die Vermuthung, daß man von einer ungeheuren Basaltmasse hier nur ein Paar der äussersten vom Zufall ausgewühlten Enden sehe.

## Die blinde Tonkünstlerin Theresia Paradis in Wien.

Ihr Name war mir schon in meiner Jugend durch ein Gedicht bekannt, welches Schubart auf sie gesungen hatte. Ich glaube, er gab es einst dem blinden Flötenspieler Dulon auf die Reise mit. Der Zufall warf mir es damals in die Hände, und ich konnte seitdem nie wieder die holde Unglückliche vergessen, die in der zauberreichen Welt der Töne das bunte Spiel der sichtbaren vergißt, deren sie beraubt ist.

Als Se. kais. Hoheit der Vizekönig von Italien sein Hauptquartier in Ungarn und zwar zu Stein am Anger oder Szombathely im bischöflichen Palast hatte, machte ich hier mit einem jungen, aufgeklärten Geistlichen Bekanntschaft. Er unterhielt mich von den Merkwürdigkeiten dieser Geburtsstadt des heil. Martins (Bischofs von Tours) und ihren Alterthümern, denn sie ist aus den Trümmern der alten Römerstadt Sabaria gebaut. Doch alles vergaß ich, als er mir eines Abends von der blinden Paradis erzählte. Nun erfuhr ich, sie lebe noch; sie wohne in Wien. Da gelobte ich, wenn wir Wien wiedersehen würden, vor allen die herrliche Tonkünstlerin zu besuchen.

Nach den fürchterlichen Schlachten von Wagram und Eßlingen kamen wir nach Wien. Lange hatte ich nichts, als den Krieg gesehen mit seinen Erhabenheiten und Schrecknissen; das Ungewitter der menschlichen Gesellschaft, unendlich furchtbarer, als das der Natur. Wieviel Gräßliches und wieviel Edles, welche Barbarei und welche Seelengröße!

Ich muß Ihnen hier eine Anekdote im Vorbeigehen erzählen. Sie gehört zwar nicht zur Sache, aber sie thut meinem Herzen zu wohl. Für die Wahrheit bürge ich Ihnen.

Ein französischer Oberst, der in der Schlacht bei Eckmühl einen österreichischen Hauptmann gefangen genommen hatte, traf ihn nach dem Friedensabschlusse unverhofft auf dem „Graben" an. Beide erkennen sich, stutzen, und umarmen sich aufs freundschaftlichste. „Wir müssen noch eins mit einander plaudern!" sagte der Oberst; „so dürfen wir beide nicht auseinander. Kommen Sie mit mir ins Kaffeehaus." Der Hauptmann entschuldigte sich. „Und warum nicht?" fragte der Oberst. — „Ich komme so eben aus der Kriegsgefangenschaft, und bin ohne Geld!" sagt der Hauptmann mit Achselzucken. — „Weiter nichts, als das?" erwiedert der Oberst, und zieht den Offizier mit sich ins Kaffeehaus. „Ich habe noch für Sie und mich." — Der Oberst erzählte andern anwesenden französischen Offizieren die Geschichte ihrer Bekanntschaft; man ward vergnügt, sagte sich Freundschaft zu. Plötzlich entfernte sich der Oberst unter dem Vorwand, er sähe jemanden auf der Straße, den er sprechen müsse. Seine Brieftasche blieb auf dem Tische liegen. Der Hauptmann wartete lange; aber der Oberst kam nicht wieder. Des Hauptmanns Verlegenheit stieg. Er erklärte den Offizieren, wie ihn der Oberst hergeführt habe. „O," riefen diese, „die Brieftasche gehört Ihnen; machen Sie ohne Umstände Gebrauch davon. Wir kennen den Obersten; er hats schon mehr als einmal so gemacht." Es fanden sich in der Brieftasche 375 Gulden in Bankzetteln.

Sobald ich Zeit fand, ließ ich mich bei der berühmten Klavierspielerin melden. Sie empfing mich sehr freundlich. Sie mag jetzt ein Alter von 45—50 Jahren haben. Ihre offenen, schönen, schwarzen Augen verrathen beim ersten Blicke nichts weniger als Blindheit. Und doch verlor sie ihr Gesicht schon in einem Alter von drei Jahren durch eine Merkurialsalbe, die man ihr auf den Kopf gestrichen. Schreckliche Warnung für Eltern, daß sie sich solchen gefährlichen Mittels nicht bedienen sollten, um die Köpfe ihrer Kinder zu reinigen. Wieviel dadurch veranlaßte Unglücksfälle sind mir nicht schon bekannt geworden!

Was die liebenswürdige Unglückliche am Gesicht einbüßte, gewann sie durchs Gehör. Sie ist im Umgang sehr angenehm, und spricht mehrere Sprachen. Ihr Gedächtniß wiederholt mit wunderbarer Stärke lange Tonstücke, die sie vor Monaten und Jahren einmal durchgespielt hatte. Um ein neues Stück einzustudieren, werden die Noten auf dem Papier mit verschiedenen Stecknadeln bezeichnet. Schnell durchlauft sie mit den Fingern der einen Hand die Nadeln, während sie mit der andern spielt.

Reich ist sie nicht. Sie gibt Unterricht auf dem Klavier auch ausser ihrer Wohnung. Von der Güte des Kaisers erhält sie eine kleine Pension. Unter ihren Schülerinnen ist ein Mädchen von fünfzehn Jahren, Namens Paris, das sich in der That schon durch Kunst auszeichnet und einst die Lehrerin ersetzen wird.

Theresia hatte die Gefälligkeit, mir einige Stücke vorzuspielen. Wie sehr mich die Gewandheit, der zaubervolle Ausdruck ihres Vortrags entzückte, darf ich Ihnen nicht erst sagen. Es ward mir, wie wenn ich das Instrument hier in meinem Leben zum erstenmal hörte. Und während sie sich und mich schwärmend in den Himmel emporzog durch die Macht der Töne, ruhte mein Blick wehmüthig auf der Edlen, für welche das ganze Weltall gestaltlos, und nur Ton oder Mißton ist.

Wir sprachen auch von ihrem Schicksalsgenoßen, dem blinden Flötenspieler Dulon, den ich einst in einem Konzert gehört hatte. Sie erzählte mir, daß auch sie ihn kenne; daß der blinde Flötenspieler und der blinde Dichter Pfeffel zur nämlichen Zeit bei ihr gewesen wären; daß Dülon ihr Spiel auf dem Flügel mit seiner Flöte akkompagnirt hätte. — Was würde ich darum gegeben haben, Zeuge von der Zusammenkunft dieser drei berühmten Blinden gewesen zu sein! Welche Empfindungen müssen die Brust des edeln, zartfühlenden Pfeffel bewegt haben, als er da saß in seiner finstern Welt, und die Harmonien Theresia's und Dulons ihn umtönten, die Unglücklichen, verurtheilt zum Entbehren in dieser Welt, wie er.

O alles heilende Zeit, die mit dem Balsam der Gewohnheit den Schmerz der blutigsten Wunden stillt! — Nein, Theresia ist nicht unglücklich. Wenigstens sagte sie mirs. „Freilich wohl, ich sehe kein frohes Gesicht, kein freundliches Lächeln," sprach sie zu mir, „aber ich sehe dafür auch nicht die Züge des Grams, auch keine Thränen."

Eine ihrer Freundinnen erzählte mir, daß sie oft wunderbar treffend von den Gegenständen um sich her urtheile. Gefühl, Geruch, Gehör verbinden sich in seltener Stärke bei ihr, den verlornen Sinn zu ersetzen, und was die äussere Welt trägt und nächtlich vor ihren Augen steht, spiegelt verklärend ihre Fantasie als innere Welt dem Geiste vor. — Als sie eines Tages mit dieser Freundin durch einen Garten ging, blieb sie plözlich wie entzückt stehen, wandte die Blicke um sich her, und rief: „Ach, welch eine Welt von Blumen! wie prangen alle Bäume so schön mit ihren Blüten!" — „Aber, liebe Paradis, Sie sehens ja nicht!" entgegnete die Begleiterin. — „Freilich, freilich sehe ich alles!" antwortete jene; „nicht draussen, aber das Reich des Frühlings dringt durch mein ganzes Gefühl in mich. Die Pracht der Schöpfung schwebt mir lebhaft vor. O, ich empfinde dabei mehr, als Sehende empfinden können!"

Genug für heute. Möchte die kurze Nachricht von meinem Besuche bei der Künstlerin nicht ganz ohne Interesse für Sie sein.

Huber.

---

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Dezember 1809.

| Monatstage. | Mondszeichen. | Barometer. | | Thermometer. | | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmelsbeschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Bei Sonnenaufgang. | Bei Sonnenunterg. | Bei Sonnenaufgang. | Nachmitt. 2 Uhr. | Bei Sonnenunterg. | Nachts. | Vormitt. | Nachm. | | Vormitt. | Nachm. | | Vormitt. | Nachm. |
| 1 | | 26. 9 0 | 26. 7 8 | — 2 | + 2 | + 1 | — | — | — | — | N.W. | N.W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 2 | | 26. 7 4 | 26. 8 7 | + 2 | + 2 | + 1 | Schnee | Schnee | Schnee | — | N.W. | N.W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 3 | | 27. 0 4 | 27. 1 0 | + 2 | + 3 | + 2 | Schnee | Schnee | — | — | N.W. | N.W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 4 | | 27. 0 3 | 26. 9 5 | — 2 | 0 | 0 | — | — | Schnee | — | N.W. | N.W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 5 | | 26. 8 8 | 27. 0 7 | + 1 | + 4 | + 3 | Schnee | Schnee | — | — | N.W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 6 | | 27. 3 0 | 27. 3 7 | + 2 | + 5 | + 2 | — | — | — | — | W. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 7 | | 27. 3 9 | 27. 3 8 | — 1 | + 2 | + 2 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 8 | | 27. 3 7 | 27. 3 4 | + 2 | + 7 | + 4 | — | — | — | — | W. | S.W. | — | heiter | heiter |
| 9 | | 27. 1 1 | 26. 9 4 | + 1 | + 3 | + 2 | — | — | — | — | S.W. | S.W. | — | heiter | bewölkt |
| 10 | | 26. 8 6 | 26. 8 3 | + 3 | + 7 | + 5 | Regen | — | — | — | S.W. | S.W. | — | bewölkt | heiter |
| 11 | | 26. 8 5 | 26. 9 7 | + 4 | + 6 | + 5 | — | — | Regen | — | W. | W.* | — | heiter | bewölkt |
| 12 | | 27. 0 0 | 26. 9 2 | + 2 | + 5 | + 4 | Regen | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 13 | | 26. 8 2 | 26. 8 4 | + 5 | + 7 | + 5 | — | Regen | Regen | — | S.W. | S.W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 14 | | 26. 8 0 | 26. 8 6 | + 4 | + 4 | + 3 | Regen | Regen | Reg. S. | — | N.W. | N.W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 15 | | 26. 6 0 | 26. 5 4 | + 1 | + 3 | + 1 | Regen | — | — | — | N.W. | N.O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 16 | | 26. 4 2 | 26. 3 9 | + 1 | + 5 | + 2 | Schnee | — | — | — | N.W. | N.W. | — | heiter | bewölkt |
| 17 | | 26. 4 9 | 26. 4 4 | + 2 | + 5 | + 4 | Reg. S. | — | — | — | S.W.* | S.W. | — | bewölkt | heiter |
| 18 | | 26. 3 4 | 26. 3 6 | + 4 | + 6 | + 5 | Regen | — | — | — | S.W. | S.W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 19 | | 26. 4 9 | 26. 6 8 | 0 | + 6 | + 3 | — | — | — | Reif | W. | W. | — | heiter | bewölkt |
| 20 | | 26. 8 4 | 27. 0 0 | + 1 | + 5 | + 2 | — | — | — | — | S.W. | S.W. | — | heiter | heiter |
| 21 | | 26. 9 8 | 27. 0 4 | 0 | + 2 | — 2 | — | Schnee | Schnee | Reif | S.W. | S.W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 22 | | 27. 1 7 | 27. 1 8 | — 2 | + 2 | 0 | — | — | — | Reif | N.W. | N.W. | — | heiter | heiter |
| 23 | | 27. 0 2 | 27. 0 2 | — 1 | + 1 | 0 | — | — | — | Reif | N.O. | N.O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 24 | | 27. 0 2 | 27. 0 2 | — 2 | 0 | — 1 | — | — | — | Reif | N.W. | N.W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 25 | | 27. 1 6 | 27. 1 7 | — 4 | — 2 | — 3 | — | — | — | Reif | N.W. | N.W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 26 | | 26. 9 1 | 26. 8 6 | — 1 | 0 | 0 | — | Schnee | Schnee | — | S.W.* | S.W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 27 | | 26. 9 2 | 27. 9 3 | — 4 | + 1 | — 3 | Schnee | — | — | — | N.W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 28 | | 26. 9 9 | 37. 0 6 | — 7 | — 1 | — 3 | — | — | — | Reif | N.W. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 29 | | 27. 0 8 | 27. 1 2 | — 3 | — 3 | — 3 | — | — | — | Reif | O. | S.W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 30 | | 26. 8 0 | 26. 8 8 | + 1 | + 5 | + 2 | Regen | Regen | Regen | — | S.W.* | S.W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 31 | | 27. 0 0 | 27. 1 3 | + 5 | + 5 | + 4 | Regen | Regen | Regen | — | S.W.* | S.W. | — | bewölkt | bewölkt |

### Anmerkungen.

Der Sturm, welcher in den Tagen und Nächten des 17 und 18 Dezembers wüthete, ward über den größten Theil Europens empfunden. Er zerstörte auf dem Nordmeere, wie im Mittelmeer. Zu St. Malo, an der französischen Küste, war dieser Sturm von Donner und Bliz begleitet.

Minder anhaltend und allgemein war das Sturmwetter vom 30 Dezember.

---

Der Uebergang von Herbst- in die Winterkrankheiten war in diesem Monat sichtlich bezeichnet, und hatte in der Mitte desselben statt: Kardialgien, Sodbrennen, Wurmzufälle, gastrische Exantheme, gallichte gastrische Fieber, gastrisch-nervose Proteome und andere abnorm erhöhte Thätigkeitsäusserungen des Gastrizismus, verminderten sich um diese Zeit offenbar, und ein gesteigertes Irritabilitätsverhältniß trat an ihre Stelle, bei welchem das reproduktive System in den Respirationsorganen und den muskulosen Gebilden besonders zu leiden hatte. Katarrhalische, rheumatische Fieber, mit Affektionen der Lungen oder der Schneiderschen Schleimhaut, Halsentzündungen, meistens der Tonsillen, Pneumonien, rheumatische Seitenstechen, akute und chronische Rheumatismen und Rheumalgien übernahmen jezt die Rollen, die auf dem großen Theater der leidenden Menschheit gespielt werden.

An mehreren Orten, an welchen im verflossenen Frühjahr die häufige Halsentzündung in bedeutendem Grade herrschte, erschien sie auch jezt wieder; aber — ist es ein geringerer Grad der Krankheit, oder ist es die allgemein angewandte bessere Behandlungsart derselben, der man Dank wissen soll? — es starb kein Individuum an derselben.

Wichtiger als diese Erscheinung ist die des in den Kantonen Solothurn und Aargau wahrgenommenen Kindbettfiebers, welchem sechs Mütter unterlagen, und von dem nur eine gerettet wurde, die versüßtes Quecksilber und Baldrian erhielt.

Am wichtigsten aber, und nicht nur für die Sanitätspolizei, sondern auch für jeden Menschen besonders interessant, ist das Erscheinen von so vielen tollen Thieren, die in den Kantonen Waadt, Bern, Luzern und Aargau in ungewöhnlicher Menge einen nicht zu berechnenden Schaden verursachten, und beweiset uns, daß selbst die vortreffliche Monographie über die Wasserscheu des verdienstvollen, sehr gelehrten Harles über das Ursächlichste, also auch über die Behandlungsweise dieser traurigsten der Krankheiten nicht genügendes Licht zu geben vermag, es demnach immer heiligere Pflicht des Staats wird, uns vor ihrer Ansteckung zu schützen.

S.



# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 5. — den 17 Januar 1810.

## Mannigfaltigkeiten aus Berlin.

Einzug des königlichen Paares in die Hauptstadt. Verbesserte Polizeypflege. Gang der Finanzen. Reformen in der Administration.

Berlin, im Januar 1810.

Endlich, lieber Freund, ward den 23 vorigen Monats den Berlinern der frohe und längst ersehnte Tag, ihren Landesvater in die Mauern ihrer Stadt einziehen zu sehen. Mit der möglichsten Pracht, welche die Kürze der Zeit zu veranstalten erlaubte, ist der Einzug des Königes und seiner Familie geschehen. Allein was den fühllosesten Zuschauer noch mehr hinreissen mußte, war der Jubel und der ungeheuchelte Ausdruck der Freude und des Wohlwollens, womit die hohen Ankommenden laut von dem zahllosen Heere von Zuschauern, die sich auf dem Wege, wo der Zug herkam, bis zum Schloß versammelt hatten, begrüßt worden. Es war eine Szene einzig in ihrer Art. Tief gerührt war Friedrich Wilhelm der Dritte. Er ritt ganz allein an der Spitze seiner großen Suite und der Garde voraus, war allen Augen blosßgestellt, und jeder konnte es ihm deutlich ansehen, welche Ueberwindung es ihn kostete, als Mann die Gefühle der Rührung zu verbergen, welche ihm die Huldigung seines Volkes aufregen mußte.

Die Königin folgte der Garde in dem ihr von der Stadt verehrten Wagen. Mit der liebenswürdigen Grazie ihrer Physionomie bezauberte sie alles. Doch konnte man bemerken, daß sie an Embonpoint zugenommen.

Der Zug kam zum Bernauer Thore herein, wo die im vorigen Jahr aufgeführte Ehrenpforte und Kolonade noch stand, zu deren Ausschmückung die Stadt neuerdings jetzt 1200 Thaler hergegeben hatte.

Viele der Plätze an den Fenstern, wo der Zug vorbeikam, wurden sehr theuer vermiethet. Mehrere Zimmermeister hatten Amphitheater an den freien Plätzen aufgerichtet. Die stärkste Einnahme hatte das Zeughaus, wo die Fenster zum besten des Friedrichsstiftes vermiethet wurden. Sie belief sich auf vierhundert Thaler. — In mehrern Privat- und öffentlichen Zirkeln ward dieser frohe Tag mit Mahl und Tanz gefeiert. Auch der Armen ward reichlich gedacht. Allen öffentlichen Anstalten der Art wur den von Wohlthätern ansehnliche Gaben zugeschickt, um sich eines guten Tages zu freuen. Die christliche und jüdische Kaufmannschaft hat zu dem Ende die bedeutende Summe von viertausend Thalern zusammengeschossen. Abends ward die ganze Stadt unaufgefordert erleuchtet. — Die königlichen Herrschaften nahmen das Mittagsmahl beim Prinzen Ferdinand ein. Nach demselben kehrten sie in ihr Palais zurück, wo der französische Gesandte sofort eine Audienz hatte, welche über eine Stunde währte. Er erschien mit der möglichsten Pracht in Hinsicht seiner Equipage. — Abends brachte die Bürgergarde dem königlichen Paare ein Vivat, und überreichte ihm ein Gedicht. Hierauf fuhren die königlichen Herrschaften, die Illumination anzusehen, durch mehrere Straßen, wo sie wiederum mit dem Ausdruck der lebhaftesten Freude von dem von allen Seiten zuströmenden Volke empfangen wurde.

Den folgenden Tag begab sich der ganze Hof in die Kirche. Das im vorigen Jahr von Righini komponirte Te Deum wurde aber nicht aufgeführt. Man gibt verschiedene Ursachen an. Sonderbar wäre es, wenn das Gerucht gegründet sein sollte, daß das Haupt unserer Geistlichkeit die Aufführung dessel-

den aus religiösen Gründen hintertrieben habe. Es ward bloß der ambrosianische Kirchengesang mit Begleitung blasender Instrumente angestimmt.

Am 25 war erst Schauspiel, und zwar in beiden Häusern, im großen Opern- und im Komödienhause. In jenem ward Iphigenie in Aulis mit einem pantomimischen Vorspiel gegeben. In diesem die beiden Freunde von Beaumarchais, mit einem für diesen Tag passenden, wahrscheinlich von Iffland verfaßten Vorspiel: der Verein. Der König und die Königin erschienen in beiden Häusern, und wurden überall vom Publikum mit den lautesten Beweisen der Huldigung und Liebe empfangen. Iffland hatte die Ehre, bei Ende des Vorspiels nach der königlichen Loge berufen zu werden, wo der Monarch ihm äusserte, daß er in ihm bis jetzt zwar den großen Künstler verehrt habe, allein sich freue, nun in ihm auch den edlen Patrioten schätzen zu können.

Bei allem dem Gewühle und Treiben der Menschenmassen ist doch eine wunderbare Ordnung gehandhabt worden. Unsere Polizei scheint in Gruner, ihren Chef, eine treffliche Acquisition gemacht zu haben. Er ist ein junger, rascher Mann; die neue Organisation des Polizeiwesens ist sein Werk. Man erkennt es kaum mehr in seiner neuen Gestalt. Die Lage der untern Polizeidiener ist vorzüglich verbessert worden, und um ihre Rechtlichkeit vor Versuchungen zu wahren, ist ihr Gehalt nicht bloß vermehrt, sondern auch ihr Ehrgefühl in Anspruch genommen worden, indem sie jetzt mit goldenen Porte-Epees dekorirt sind.

Noch an dem Tage des Einzuges des Königes erschienen mehrere Bekanntmachungen zur Beruhigung der Staatsglaubiger von Seiten des Finanzministeriums, worin angezeigt wird, daß die Bank vorerst ihre rückständige Zinsen völlig bezahlen will, und über die Bezahlung der Kapitalien eine fernere Bekanntmachung erscheinen lassen würde; hingegen die Seehandlung vorerst einen halbjährigen Zinsenrückstand abtragen werde. Was die Zahlung des Kapitals und der übrigen rückständigen Zinsen anbetrifft, so wird darüber das Nähere von Seiten der Seehandlung erklärt werden, wenn die Zahlung der laufenden Zinsen bekannt gemacht werden wird. Eben so ist auch eine Deklaration über die Tresorscheine erschienen, nach welcher vorerst zwei Millionen gegen Papiergeld eingewechselt werden soll, welches Papiergeld bei den königlichen Kassen für voll angenommen wird, und wofür in allen Provinzen Realisations-Comptoirs errichtet werden sollen.

Man hat in diesen Bekanntmachungen den Ernst des Hofes erkannt, seine Finanzen wider in ein gewisses Gleichgewicht zu bringen. Indeß unser handelndes Publikum scheint darin nicht das Zutrauen zu setzen, das man erwartete. Der Kurs der Staatspapiere hat sich nicht gehoben, sondern ist vielmehr gewichen. Vorzüglich haben unsere Stockjobbers in der einige Tage nachher erfolgten Bekanntmachung der Seehandlung: daß sie vorerst die halbjährigen Zinsen von den Obligationen zahlen werde, die sich noch in den Händen derjenigen befinden, an welche sie ausgestellt waren, und die cedirten Obligationen ganz hintenan setzen will, Gelegenheit genommen, den Argwohn gegen die Staatspapiere rege zu halten. Ausserdem ist die Börse auch durch das auszugebende Papiergeld in Allarm versetzt. Es ist eine eigentliche Stockung im Handel. Keiner will baares Geld weggeben, aus Furcht, Papiergeld dafür nehmen zu müssen. Die versprochenen Realisations-Comptoirs wollen die Kaufleute auch nicht beruhigen. Bei diesem Zustand der Dinge hat sich die Börsenkorporation genöthigt gesehen, beim Finanzminister um die Erklärung anzutragen: ob das auszugebende Papiergeld statt baaren Geldes angenommen werden muß? Man sieht nun der Erklärung des Ministers entgegen. Indeß hält man doch dieses Alles anderer Seits für merkantilische Machinationen, die darauf abzwecken, etwas zu profitiren. Wenn die Regierung ernst ihren Vorsatz durchsetzt, und schnell ihre gethanen Versprechungen erfüllt, so werden diese Machinationen von selbst wie Nebel vor dem Morgenroth verschwinden.

Seit der Rückkehr des Hofes hat Berlin schon wieder eines Theils seine vorige Gestalt gewonnen. Eine große Anzahl von Equipagen rollen wieder durch die Straßen, und man darf hoffen, daß die Zahl noch zunehmen werde, wenn man bedenkt, daß mehrere von Königsberg angekommene Große noch die Einrichtung hierzu treffen.

Ueber mehrere Departements ist nun völlig entschieden. Das Fabriken-Departement ist ganz aufgelöset, und große Einschränkungen stehen dem Bau-Departement vor. Auch hat das Collegium medicum eine andere Organisation erhalten. Hufeland steht als geheimer Staatsrath an der Spitze; der berühmte Anatom Walther hat seinen Abschied.

Das medizinische Publikum war eben beschäftiget, Alles vorzubereiten, um den 11 Jan. Walthers fünfzigjährige Dienstzeit als Jubiläum zu feiern. Man hatte schon Vorkehrungen zu einem großen Balle im Komödienhause für jenen Tag getroffen, auch durch Abrahamson eine Denkmünze schlagen lassen. Allein da der Jubelgreis den Abschied erhalten, wird keine Festlichkeit statt finden.

Man will bestimmt wissen, daß in Hinsicht der Juden eine große Veränderung vorgehen soll. Sie dürften eben so wie in Frankreich, aller Rechte theilhaftig werden, jedoch zugleich alle Verpflichtungen gegen den Staat zu übernehmen verbunden sein.

Gr.

## Reise nach dem Meisner

3.

Schon früh am Tage war alles munter, und alles kam mit dem frohsten Erwarten zum Frühstück zusammen. Die fette Meisnermilch, die ihre Einwirkung in alle Eierkuchen und Kalbsbraten hatte spüren lassen, veredelte auch den Trank, den wir unter traulichen Gesprächen genossen. Rein war der Aufgang der Sonne nicht, aber immer noch schön und prachtvoll. Wir sahen uns, wenn wir aus dem Fenster blickten, am Rande des Meisners hoch in der Luft, wie in einem Schwalbenneste, hängen; unter uns zerfloß die weite Landschaft in abgesonderten Lichtstreifen.

Wir verliessen die Gesellschaft, um noch vor unserm Aufbruche vom Meisner die drei Viertelstunden weit entfernte Kitzkammer zu besuchen. Der Weg führete uns durch den waldigen Kranz der kahlen Platte des Gebirges. Auf einmal standen wir vor einer ungeheuren Grotte von Basalt, dessen vier- fünf- und sechseckige Säulen wagerecht auf einander liegen und majestätische Massen bilden. In der Vertiefung, die aus den gegenüberstehenden Felswänden entsteht, rinnt ein schwarzer Bach. Der Berg zur Seite ist mit großen Steinen bedeckt. Mitten im Felsen bildet die eigentliche Kitz- oder Käuzkammer ein Zim-

merchen von Basaltsäulen, worauf man die Namen vieler Reisenden findet. Unser wegekundiger Führer nahm mit uns den Rückweg, um der Kürze willen, über den Stumpf*) der großen Wiese des Meisners, von dem er uns erzählte, daß Mann und Pferd darin versinken könnten. Unter den schmalen Fußtritten, die man hier suchen muß, fühlt man die ganze Erde wanken.

Gegen neun Uhr verliessen wir den Meisner, und gingen über Germerode und den Grund nach Reichensachsen, um von da die blaue Kuppe zu besehen, die, so nahe sie scheint, doch immer noch über vier Stunden vom Meisner entfernt ist. Der Weg dahin durch den lieblichen Grund von fetten Wiesen, die von der Leibach gewässert werden, ist äusserst reizend. Eine Sammlung verschiedener Steinarten von der blauen Kuppe finden wir schon bei unserm Gastwirthe in Reichensachsen. Die Kuppe selbst, die wir bald nachher in Augenschein nehmen, ist ein hoher nackter Bergkegel, der mitten im Felde liegt. Die ungewöhnlichen Vertiefungen, die man auf dem Gipfel antrifft, kann man leicht für Krater ansehen. In der Mitte findet sich das Urgebirge, rings umher liegt der Basalt. Die Stadt Eschwege mit ihren beiden Kirchen, von der Werre lieblich umflossen, liegt nur noch in einer kleinen Entfernung. Wir haben einige von unserer Gesellschaft schon vorausgeschickt, um uns das Nachtlager zu bereiten.

4.

Am folgenden Tage setzten wir uns ins Schiff, um unsere Reise zu Wagen, zu Pferde, zu Fuße und zu Schiffe gemacht zu haben. Doch bereuten wir den Vorsatz, als wir die Ruinen des Fürstensteins dicht am Ufer erblickten, und der Schiffer sich nicht bewegen lassen wollte, anzuhalten. Der Thalweg dehnt und beugt sich in die Länge. Wir kamen erst des Abends gegen zehn Uhr in den Allendorfer Soden an.

Der Oberrentmeister Kröschel kam uns entgegen, und führte uns in sein schönes, geräumiges, gastfreies Haus ein. Noch vor Tische brachte unser Gastfreund uns in das Gebäude, wo man das große Behälter der Soden findet. Hier stiegen wir in ein dazu gebautes Schiff, und unser Anführer ward unser Fährmann. Ich weiß nicht, ob wir in Nauheim verfehlten, das Reservoir der Salzsole zu sehen; aber das weiß ich, daß ich noch nie ein ähnliches Schauspiel sah. Die Sole bildet einen See in einem unermeßlichen Gebäude, welches in die Länge und Breite von perspektivischen Alleen der Gebälke, die das Dach unterstützen, durchschnitten ist, die dem Ganzen eine noch viel täuschendere Länge geben. Klar, wie das reinste Bergkristall, spiegelt sich die Salzsole, worauf der Nachen schwimmt. Das Wasser ist nicht so leicht und wandelbar, wie das gemeine süße, aber so fest und klar wie ein gegossener Spiegel. Von hier aus ging es zu den Gradirhäusern, deren Zahl sich auf dreizehn belauft. Die Häuser haben alle eine beträchtliche Höhe von zwei Etagen. Kröschel hatte ganz oben Bänke setzen lassen, worauf man gemächlich die weite Aussicht geniessen konnte. Durch die sogenannte „Kunst“ wird die Sole bis zur letzten Höhe der Gradierhäuser getrieben; da herunter muß sie jedesmal von der Seite laufen, wo der Wind herkommt, damit dieser sie in die Gradierdornen treibe. Durch das Umdrehen eines Hahns wird dieses Versetzen der Sole von einer Seite zur andern in einem Augenblicke bewirkt. Sonst mußte ein Wächter die ganze Nacht durchwachen, um alle Hähne der Gradierhäuser beim Drehen des Windes nach einander umzudrehen; aber Kröschel erfand eine leichte Vorrichtung, mit deren Hilfe sie alle auf einmal gewendet werden. In Karlshafen soll zu diesem Behufe eine Maschine nach dem Vorbilde einer schwedischen Saline genommen worden seyn. Schon der Vater des Ministers von Waitz suchte das Drehen der Rohren durch Windfahnen zu bewirken, woran Gewichte hingen. Weil aber beim halben Winde die Sole nicht ganz auf die eine oder andere Seite floß, so unterblieb der Gebrauch von dieser nützlichen Erfindung. Die ersten Gradierhäuser, die der Sole noch die wenigsten reinen Salzbestandtheile lassen, faulen am leichtesten, und müssen daher am öftersten ersetzt werden.

*) Das Wasserbehälter der Kirkammer und ähnlicher Anstalten.

Nach dem Kaffee, in einer lieblichen Laube getrunken, führte uns der Oberrentmeister zu den „Koten“, worin das Salzwasser gekocht wird; ließ uns die Trockenmaschinen, die Salzmagazine und endlich die Quelle sehen, die wie eine künstliche Fontaine in einem steinernen Saale sprudelt. Es gibt dem Wanderer eine angenehme Idee, die Quelle des Ueberflusses der Gegend so geehrt zu sehen. Auf dem Platze war sonst ein Haus gebauet, welches beim Einfallen die Quelle zu verschütten drohte. Jetzt findet man hier das Getriebe, welches das Wasser der Quelle heraufzieht. Der Lohn der Arbeiter, die die Sole kochen, wird bei jedem Achtel Salz, welches sie über das Gewöhnliche von der Sole gewinnen, mit achtzehn Mariengroschen erhöhet. — Kröschel erfand einen Dampffang, der den Abzug des Rauches befördert, wodurch das Salz geschwinder sich krystallisirt.

Das ganze Salzwerk liegt romantisch am Berge, der dicht mit Wald bewachsen ist, und auf dessen Höhe die Westerburg liegt. Der Anschlag des Dampfes am dunkeln Hintergrunde erhöht die malerische Wirkung. Vor allen schön liegt das letzte Gradierhaus am Wald, mit einer Gradierung, worin die Sole über Dielen oder Pritschen tropft.

Eine vielleicht noch romantischere Ausbeute versprach der Alte Hain, der Allendorf zur Seite liegt. Doch diesmal ihn zu sehen, war uns nicht beschieden. Ein Besuch des Hrn. von Ungar gab uns Gelegenheit, mit einem Manne bekannt zu werden, der eine Fabrik von Magnesia und Glaubersalz angelegt hat. Er hat die Allendorfer Sole gepachtet und erhält die Magnesia von der Mutterlauge aus den letzten Eimern des übriggebliebenen gekochten Salzwassers. Ihm wird die Ohm zu vier Groschen überlassen, weil man zuvor gar keinen Gebrauch davon machte. Was an der Seite anschießt wird zum Glaubersalz gebraucht.

Es war sieben Uhr, als wir den Pfarrer Glausenius in Allendorf besuchten. Mit vieler Zuvorkommung zeigte er uns sein überaus sehenswerthes Naturalienkabinet, bestehend aus einer Sammlung hessischer Vögel, hessischer Mineralien und aller Pflanzen und Moose des Meisners. Zeit, Mühe und Kosten hatte der fleissige Sammler nicht gespart; Schade nur, daß ihm der nöthige Raum nicht dazu gergönnt wurde. Die meisten seiner ausgestopften Vögel hatte er selbst geschossen, so wie er mit der Natur ihres Aufenthalts bekannt geworden war. Den Vaterlandsfreund muß die Schönheit vieler einheimischen Vögel in Bewunderung setzen. Schmetterlinge und Käfer waren transparent zwischen zwei Gläsern gefaßt, welches die Leichtigkeit des Betrachtens von allen Seiten verdoppelte. Das Aufheften geschieht mit einem Tropfen Hausblase, in Branntewein aufgelöset. Die mit Baumwolle ausgestopften Fische müssen

erst halb faul sein, bevor sie zubereitet werden. Jeden Monat geht Glausenius auf den Meisner, um die zum Vorschein kommenden Pflanzen zu sammeln.

Wir verliessen achtungsvoll den Mann, der unbekannt und ohne Aufmunterung mit so vielem Eifer sich der Naturforschung widmet. — Angenehm verstrich uns der Abend unter Erzählungen von den beiden französischen Naturforschern Faujas St. Fond und Montfort, die auf ihrer Reise nach Deutschland auch den Meisner besuchten. Kröschel zeigte uns ihre Namen in seinem Stammbuche. Si jamais l'histoire naturelle ou toute autre cause me ramene — schrieb Montfort. Auf dieses „autre cause" hätte sich Kröschel immer eine Sauvegarde ausbitten mögen. Lobenswürdig war das Vorhaben der Franzosen, einige Hessen im Nationalinstitute zu unterrichten, und dagegen einige ihrer Landsleute in die hessischen Bergwerke zu schicken. Ihren Karakter und ihr Genie drückten die beiden Naturforscher während ihres hiesigen Aufenthalts sehr sprechend aus. Faujas St. Fond setzte sich in den Wagen und schrieb, als er auf den Meisner von Allendorf aus fuhr; Montfort ging zu Fuße, um die Natur in der Nähe zu betrachten, und bestieg die Berge mit ungewöhnlicher Leichtigkeit. Als Faujas hörte, daß die Höhle der Kitzkammer noch drei Stunden weit entfernt sei, und daß man sie nicht anders als zu Fuße sehen könnte, fuhr er gerade zu nach Braunsrode, mit der Versicherung, nicht länger als bis zwölf Uhr auf Montfort da zu warten. Indessen besah Montfort die Kitzkammer, bewunderte sie, zeichnete sie. Mit Leichtigkeit und Schnelle ging er alsdann nach Braunsrode, wo er seinen Begleiter schon nach Kassel abgereiset fand. Kröschel und der Berginspektor, welche Montfort zur Kitzkammer begleitet hatten, hatten gleiche Eile, nach Braunsrode zu kommen, weil sie die Leiche des Steigers, der sich durch einen unglücklichen Fall im Stollen den Kopf zerschmettert hatte, zur Beerdigung begleiten sollten. Montfort erbot sich sogleich, mit zur Leiche des Bergmanns zu gehen. Seine deutschen Freunde nahmen ihn in die Mitte, und so wurde dem Verunglückten noch im Tode eine Ehre erzeigt, die nicht alle Tage zu erwarten ist. Montfort hüpfte dann über die Berge nach Kassel, mit seinem Rocke von grobem Büffel, und so erschien er an der Tafel des Fürsten.

5.

Unser freundliche Wirth begleitet uns am folgenden Morgen bis an das Ufer der Werre, wo wir nach Wahlhausen überschiffen, und durch ein sehr hohes Waldgebirge uns dem Eichsfelde nähern, um eine der schönsten und wohlerhaltensten Ruinen dieser Gegend, den Hanstein, zu sehen. Ich beschreibe Ihnen den Anblick nicht, der uns überraschte, als wir uns dem Abhange des Waldes näherten. Nur ein einziger Schritt, den wir vor einem dickbelaubten Baume thaten, und es lag vor uns der mächtige Hanstein mit seinen imposanten Mauern und Thürmen. Ein liebliches Dörfchen im Vorgrunde schmiegt sich an die kolossale Ruine, die von einer glänzenden Aussicht umflossen wird.

Wir stiegen langsam den Berg hinauf. Ein neues Ziegeldach bedeckt die Wohnung des hiesigen Wirths, dessen Haus und Ställe von Trümmern zusammengebauet sind. Brickmann, Gerichtsdiener und Wirth, ist durch die öftern Besuche von Göttingen aus fast zum Gelehrten geworden. Er erzählt philosophisch und kommentirt die Anmerkungen der Fremden, die sich ins Stammbuch schrieben.

Nach der Mittagstafel, die wir so wohl eingerichtet nicht erwartet hatten, zeigte uns Brickmann das innere des Schlosses, die Hexenkammer mit dem Schieber, wodurch das Essen hineingeschoben wurde, das Burgverlies und alle die grausen Seltenheiten aus der Vorzeit. Durch eine anderthalb Fuß breite Treppe stiegen wir auf die oberste Spitze des einen Thurms. Von der schauderhaften Höhe überschauten wir die ganze Umliegenheit, das Ideal des Alterthums zu unsern Füßen. Auf das jenseitige Ufer der Werre, die den Fuß des Hansteins bespült, ließ Ludwig der Friedfertige, Landgraf von Hessen, den Ludwigsstein erbauen, um die Ausfälle des Hansteins zu hindern. Mein Uebelbefinden auf diesem erhabenen Standpunkte schrieb der Wirth dem Meisner zu. Mancher Fremde, sagte er, der die Meisnermilch getrunken hatte, mußte auf dem Sandstein seine Genesung erwarten. Es wäre menschenfreundlich, dem Reisenden davon Nachricht zu geben.

Gegen fünf Uhr gingen wir über die Berge, die den Hanstein umnachbarn, Witzenhausen entgegen. Das Vorwerk Arendstein liegt hoch in den Lüften. Ich weiß nicht, wie die Oekonomie in solcher Lage ihre Rechnung findet. Wir vermißten die Gegend um Allendorf, obgleich die zum Sprichworte gewordenen Weinberge von Witzenhausen einen neuen Anblick und schöne Erinnerungen geben. Ueberall findet man hier alte Felsen und Gemäuer. Die Stadt hat breitere und regelmäßigere Straßen, als ihre Nachbarn; auch das Klima, obgleich schon nördlicher, soll milder sein, als das von Allendorf, und allen Erdprodukten einen vorzüglichen Wohlschmack geben. Die Brücke über die Werre gleicht einer Reminiszenz der Fuldebrücke in Kassel. Die Werre zwischen Hedeminden und Minden, dessen wunderschöne Lage am Zusammenflusse der Werre und Fulde, die sich hier zur Weser vereinigen, verdient von jedem Reisenden, die von hier aus gewöhnlich nach Kassel über die Berge einlenken, mit Fleiß gesehen zu werden. Wir ruhen jetzt im wilden Manne aus, und erwarten jede Viertelstunde Ihr freundliches Entgegenkommen.

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

—— * Berlin. Sie können sich leicht denken, daß mehrere unserer Dichter und Dichterlinge die Gelegenheit nicht versäumt haben, dem frohen Tage der Wiederkehr des Königspaares mit einigen Strophen zu huldigen. Sehr übel hat aber die Muse Hrn. Bothe, einem sonst geschätzten Gelehrten, der von dem Sporn beseelt ist, unsere liebe deutsche Sprache in die künstlichsten antiken Versmaaße hineinzuzwängen, mitgespielt. Auf die bevorstehende Rückkehr des Königspaares ließ er ein Gedicht seiner Art in den Zeitungen abdrucken, wobei er in der Extase über das ihm gelungene Sylbenmaaß den Sinn nicht genug zu berücksichtigen Kälte genug besaß. Man höre nun den Anfang:

Von streifenden Horden
Des eisgrauen Norden
Kehret heim unsere Hoffnung, kehret heim unser Glück u. s. w.

Die Tirade: „von streifenden Horden" nahmen die Königsberger sehr übel auf, und Hr. Bothe ward dafür mit einer Anzahl Distichen, Sonnetten und Ausfällen in der Königsberger Zeitung begrüßt. Es hätte nicht viel gefehlt, erzählte ein Augenzeuge, daß die Königsberger uns Berlinern dieses Vergehen eines beramußten Dichters hätten entgelten lassen.

Vor einigen Wochen hat endlich auch Hr. Fichte Vorlesungen angekündigt und begonnen. Er ist als Professor der Philosophie bei der hiesigen Universität mit 800 Thalern angestellt, und hält seine Vorlesungen in dem ehmahligen Prinz Heinrichschen Palais. Sr.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 6. — den 20 Januar 1810.


## Der Krieg gegen die Maronen in Jamaika, beendigt durch Hunds-Auxiliar-Truppen.

Die Engländer haben im Jahre 1658 die Insel Jamaika von den Spaniern erobert. Der Admiral Penn und der General Venable leiteten mit Glück diese Unternehmung.

Die Spanier hatten kurz vor dieser Eroberung 1500 schwarze Sklaven eingeführt, die sich, sobald ihre Herrn die Insel an die neuen Eroberer übergeben hatten, in die Gebirge flüchteten.

Die englischen Offiziere, welche die Grausamkeit dieser von allen Gesinnungen des moralischen Gefühls ganz entblößten Schwarzen kannten, sagten dem Gouvernement voraus, daß diese Leute für die Kolonie der Europäer, die man jetzt zu stiften Anstalt mache, eine ewige und unerträgliche Geißel sein würden.

Der Erfolg bestätigte die Vorhersagung. Die entlaufenen Wildlinge siedelten sich in unzugänglichen Anhöhen, Waldungen und Felsen an, brachen von dort unversehens aus, raubten, plünderten, mordeten Menschen, und zündeten die Zuckerrohrfelder, die Magazine und Häuser der Pflanzer an.

Durch Entführung der schwarzen Sklaven aus den Pflanzungen, oder auch durch Flüchtlinge, die sich zu ihnen begaben, wuchs ihre Zahl nach und nach beträchtlich, und pflanzte sich durch die Weiber, die sie bei sich hatten oder aus der Kolonie raubten, ansehnlich fort. Auf diese Weise bildete sich im Herzen des Landes ein höchst gefährlicher, sittenloser und gesetzloser Raubstaat.

Man gab diesen Leuten den Namen Marons oder Maronen, dessen Ursprung eigentlich nicht bekannt ist; er müßte denn von Marrano herkommen, welches in der spanischen Sprache ein junges Schwein bedeutet, oder von Fimaran, das soviel als Affe heißt.

Die Maronen lebten meistens von der Jagd, und bauten auf ihren Aufenthaltsorten, doch nur spärlich, einige eßbare Gewächse, Baumfrüchte und Wurzeln an; z. B. den oder die Ygnames.

Vergebens boten die Engländer jedem Maron völlige Freiheit und das Eigenthum von zwanzig Acres Land an, wofern sie sich unter den Kolonisten ansiedeln und ruhig verhalten wollten. Sie fanden ein freieres und unabhängigeres Leben gemächlicher, hatten in ihren unermeßlichen Waldungen einen reichen Unterhalt von der Jagd, und litten auch nicht, daß die Pflanzungen der Weißen sich nahe an ihre Wälder dehnten, ohne daß sie bei guter Gelegenheit dieselben sogleich durch Mordbrand vernichteten.

Nun war um der gemeinschaftlichen Sicherheit willen nichts mehr zu thun, als sie in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und auf ihre völlige Vernichtung bedacht zu sein. Allein die Unternehmung war nicht so leicht, als die Kolonisten sich das vorstellten. Die Maronen, die alle Schlupfwinkel in den Gebirgen und Waldungen wohl kannten, thaten den englischen Truppen im Detail unbeschreiblichen Schaden, ohne daß sie selbst in Masse erreichbar waren, oder ausgerottet werden konnten. Sie wußten sich auch mit Feuergewehr und Pulver zu versehen, und ihr Augenmaas und Schuß war so geübt, daß nie einer seinen Mann fehlte, den er einmal aufs Korn genommen hatte. Die kühnsten und tapfersten Engländer wurden meistens in dem gefährlichen Hinterhalt getödtet, den ihnen die wilden Krieger gelegt hatten.

Man sah sich also immer genöthiget, mit ihnen wieder Friede zu machen, und die Ruhe durch Aufopferungen zu erkaufen.

Ein solcher Friede ward einmal im Jahre 1738 geschlossen, der doch immer durch neue Räubereien und Neckereien unterbrochen ward. Vergeblich war die Bemühung, diesem wilden Volke Begriffe von Moralität und Religion beizubringen. Ihre dürftige Sprache war ein Gemisch von allen Dialekten der Westküste von Afrika. Alle blieben dem dümmsten Aberglauben dieses Landes zugethan, die einzige Erbschaft, die von ihren Voraltern auf sie gekommen ist. Doch wirft man der englischen Regierung auch vor, daß sie bei weitem nicht alles gethan habe, um ihren moralischen Zustand durch Unterricht von Missionarien, die man unter sie hätte senden sollen, zu verbessern.

So blieben sie dann in einem habituellen Zustande von Wildheit, der sich noch durch große Unbarmherzigkeit gegen ihre Weiber auszeichnete, die alle schweren Arbeiten ausser der Sorge für die physische Erziehung der Kinder verrichten mußten, während die Männer sich dem schändlichsten Müßiggange ergaben. Aber dies ist einmal das Loos für das schwächere Geschlecht bei allen ungebildeten Wilden.

---

Im Jahr 1795 brach unversehens ein neuer und mörderischer Krieg zwischen den Maronen und den Pflanzern auf Jamaika aus. Zwei Maronen wurden auf einem Diebstahle ertappt, den sie an Schweinen verübt hatten. Das Verbrechen war nicht zu läugnen, und jeder der Schuldigen ward nach dem Gesetze vor dem Jury verurtheilt, in dem Zuchthause zu Montebo neun und dreißig Streiche auf den bloßen Rücken mit der Peitsche zu erhalten. Die Strafe ward von einem Zuchtmeister, welcher der gewöhnliche Aufseher der Gefangenen in diesem Hause ist, vollzogen. Nach ausgestandener Züchtigung schickte man die zerfetzten Diebe zu ihren Landsleuten ins Gebirge zurück.

Auf der Heimreise stießen sie gegen die Weißen Drohungen und teuflische Verwünschungen aus. Bald stimmten sie ihre Landsleute zu gleicher Wuth, denn sie nahmen es insbesondere höchlich übel, daß die Bestrafung im Zuchthause von einem Sklavenaufseher und im Angesicht der Sklaven vollzogen worden.

Wer hätte geglaubt daß die Wilden ein solches Ehrgefühl hätten. Sie schickten dem englischen Gouverneur einen feindlichen Absagebrief nach Montebo zu. Der Krieg nahm sogleich einen äusserst schreckbaren Karakter an. Pflanzungen wurden niedergebrannt, Weiber und Kinder ohne Schonung gemordet, und an den Gefangenen abscheuliche Grausamkeiten ausgeübt.

Die Tapfersten der Soldaten und Kolonisten, die waffenfähig waren, fielen sogleich bei der Vertheidigung des gemeinschaftlichen Eigenthums. In allen Familien herrschte Trauer und Verzweifelung.

Vergeblich waren alle Anstrengungen der Truppen, die Maronen in ihren Lagern zu überraschen. Sie legten dieselben abwechselnd zwischen und auf Gebirgen an, wohin meistens nur ein einziger schmaler Fußsteig an den schrecklichsten Abgründen hinführte. Dorthin flüchteten sie ihre Weiber, Kinder, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse. Ihre jüngern Krieger machten geheime Ausfälle, und erschossen die Engländer im Hinterhalte, ohne daß man ihnen selbst, die der Wege so kundig und gleich wieder flüchtig waren, Schaden zufügen konnte. Zuletzt zog sich der größte Theil des wilden Volkes an einen unzugänglichen steilen Ort zwischen Felsen zusammen, wo sie in Höhlen volle Sicherheit genossen.

Die Engländer machten nun nach unzähligen Mühseligkeiten den Plan, sie in den Schlupfwinkeln einzuschliessen, sodann die Lebensmittel und Jagd ganz abzuschneiden. Um nun diejenigen, die ihnen aus den Hinterhalten so unzählig vielen Schaden zufügten, aufzuspüren, geschah in der Kolonialversammlung der Vorschlag, daß man Hunde kommen lassen solle, die auf diese Gattung von Jagd abgerichtet wären.

Man erinnerte sich, daß es in dem spanischen Amerika eine Art von diesen Hunden gäbe, die zu einer solchen Aufspürung abgerichtet wären. Die Spanier bedienten sich ihrer in Cuba, um damit die wilden Stiere aus den unzugänglichen Gebirgen, und Waldungen herauszuziehen, wohin kein menschlicher Fußtritt zu gelangen vermag. Die ausgetriebenen werden erlegt, und mit ihren Häuten treibt man einen vortheilhaften Handel.

Die Kolonialversammlung sah wohl ein, daß der Gebrauch dieser hündischen Hilfstruppen in der Hauptstadt ihres Mutterlandes, in London, keinen Beifall finden würde. Eine lange Erfahrung hatte sie ohnehin belehrt, daß alle ihre Maasregeln zur Erhaltung der Kolonie einer eifersüchtigen Mißbilligung und allen Deklamationen der Unwissenheit, des Neides, der Bosheit, einer angeblichen Humanität und im Grunde eines wahren Fanatismus unterworfen wären.

Man verbarg sich nicht, daß man ihnen die Nachahmung der Grausamkeit, welche die ersten spanischen Eroberer in Amerika durch den Gebrauch dieser Hunde sich zu Schulden kommen lassen, zum Vorwurf machen würde. Und in der That, es war höchst zu mißbilligen, daß Christen, unwürdig dieses Namens, diese wüthenden Thiere auf ein friedliches und harmloses Volk, wie die ursprünglichen Einwohner des alten Amerika's waren, losgelassen haben. Diese barbarische Handlung hat also diejenigen mit einem ewigen und unauslöschlichen Schandflecken gebrandmarkt, die sich nicht gescheut hatten, dieselbe auszuüben.

Es waren demnach viele von den Kolonisten der Meinung, daß die Beihilfe dieser verächtlichen Thiere zu den militärischen Operationen, den Maasregeln der Regierung von Jamaika nicht nur einen Anstrich von Grausamkeit, sondern auch von Niederträchtigkeit und Feigheit geben würde.

Auf diesem Einwurf ward von andern geantwortet, daß die Sicherheit der Insel und das Leben der Pflanzer unter so grausamen und unmenschlichen Feinden nicht Preis gegeben, und abgeschmackten, unverdienten Aufbürdungen und den Verläumdungen geopfert werden müßte, die man in dem Schoose des Mutterlandes gegen eine so unglückliche Kolonie wohl erfinden, aber nicht rechtfertigen könne. Die eiserne Nothwendigkeit gebiete die Maasregel. Man könne einmal ohne Ungerechtigkeit nicht den Grundsatz aufstellen, daß man keine Thiere als Kriegeswerkzeuge gebrauchen dürfe.

Die Uebung und die Sitten der gebildeten Völker sprächen hier das Wort. Man habe den asiatischen Völkern nie ein Verbrechen daraus gemacht, daß sie der Elefanten im Kriege sich bedienten, sowohl zu Angriffen als zur Vertheidigung, ja daß dieselbe sich deren noch bedienen. Wenn man den gegentheiligen Grundsatz annehmen wolle, so dürfte man sich eben so wenig der Reiterei in dem Kriege bedienen, die nur durch die Geschwindigkeit der Pferde ein in Unordnung gebrachtes Fußvolk erreicht, zusammenhaut oder gefangen nimmt. Der Krieg, sagten einige, wäre ein Kampf der Gewalt zwischen zwei feindseligen Partheien, die keinen gemeinschaftlichen Obern erkennen. Wenn nun diese Gewalt durch keinen weder öffentlichen noch stillschweigenden Vertrag beschränkt sei, so habe sie keine andern Grenzen, als dort, wo die Gewalt selbst sich be-

schränkt, sei es durch die Vernichtung oder den Tod desjenigen, gegen den sie angewendet wird. Freilich dürfen Grausamkeiten, die keinen eigentlichen Zweck haben, im Kriege nicht angewendet werden, weil sie durch die Uebung aller gesitteten Völker verworfen wurden. Unter diese Klasse gehörten solche wuthvolle Handlungen, die nur dazu dienen, den Schmerz empfindlicher zu machen, so wie Beleidigungen, die nur den Haß vergrößern können; z. B. unbarmherziges Abschlachten der Gefangenen, Peinen, die man ihnen anthäte, Beschimpfungen der Weiber, Vernichtung oder Verstümmelung von Kunstwerken, die weder zum Angriffe noch zur Vertheidigung dienten.

Solche Handlungen der Barbarei hätten die weißen Kolonisten gegen die Maronen nie ausgeübt, aber wohl umgewandt diese gegen die Weißen. Der Grundsatz einer übertriebenen Humanität wäre also übel angewendet, um eine Maasregel zu hintertreiben, durch die man allein einen immer flüchtigen, verborgenen und aus einem undurchdringlichen Hinterhalt unversehens ausfallenden Feind auf die Spur kommen und ihn besiegen könne.

Die Maronen wären keineswegs eine schwache, wehrlose, friedfertige Gesellschaft der Menschen, wie die alten Amerikaner gewesen sind, sondern ein feindseliger Haufen von Räubern und Mördern. Schonung und Mitleid sei also hier eine Grausamkeit, die man wider die schuldlosen Kolonisten ausübt.

Während man über den Grundsätzen mit einander haderte, ob man Hunde aus der Insel Kuba zur Aufspürung der Maronen in ihren Schlupfwinkeln kommen lassen sollte oder nicht, ward in Abwesenheit des Gouverneurs ein Generalmajor als Anführer der Truppen gewählt.

Es gelang diesem wachsamen, tapfern und unermüdlichen Offizier, daß er die Maronen in starke unzugängliche Orte hintrieb, wo sie zwar nicht wohl angreifbar waren, jedoch aber weder Quellen noch Bäche hatten. Man sah voraus, daß das Wasser, welches von dem periodischen Regen sich in hohlen Felsen gesammelt hatte, in diesem heissen Klima bald verbraucht sein würde; dann hatten die Maronen nur noch ein einziges Mittel, ihren Durst zu löschen, eine Pflanze, die man Tillandsia maxima nennt.

Diese Pflanze die unter die Schmarotzergewächse gehört, schlägt Wurzel und schlingt sich um den Stamm der wilden Baumwolle. Durch die sonderbare Bildung ihrer Blätter, einem halb hohlen oder konvexen Gefäße ähnlich, empfängt und bewahrt die Pflanze die Regentropfen, so daß jedes Blatt fast eine Pariser Pinte Wassers aufbewahrt, das sich im Schatten rein und kühl erhält. Es scheint, als wenn die Vorsicht der Pflanze diese wunderbare Form verliehen habe, um den Eingebornen oder auch verirrten Reisenden, mitten unter der felsigen quellenlosen Anhöhen eines der Glühehitze ausgesetzten Erdgürtels, einen erfrischenden Labetrunk zu verschaffen. Allein auch diese Hilfsquelle im eigentlichsten Verstande ward in kurzer Zeit erschöpft. Die Kolonisten schnitten alle Verbindungen dieser Einöde mit der Insel ab, und die Entbehrungen der Maronen, verschärft durch Hunger und Durst, brachten sie jetzt zur Verzweifelung.

Die bewaffneten Kolonisten litten auf der andern Seite nicht minder. Sie hatten einen Umkreis von zwanzig englischen Meilen zu bewachen, und es ist unmöglich, eine genaue Schilderung der Mühseligkeiten zu ertheilen, denen sie ausgesetzt waren. Das Wort Defileen, wie es in der Soldatensprache heißt, gibt hier keinen richtigen Begriff. Die natürliche Verschanzung, in der sich die Maronen befanden, hieß Cockpits; nur ein enger Fußpfad führte dahin, längs einem Felsen, der 150 Fuß senkrechte Höhe hatte. So seltsam und unglaublich es auch scheint, so ist es doch zuverlässig, daß die Maronen durch die Kraft ihrer Muskeln und die Uebung ihrer Fußzehen, deren sie zum Klettern wie die Affen sich bedienten, die unzugänglichsten Höhen bestiegen, dann auf ihre Belagerer mit Pfeilen oder Büchsen herabschossen, und sich immer sicher und unverfolgt in die Höhlen zurückzogen, wo sie ihre Kinder, ihre Weiber, und ihren Mund- und Kriegsvorrath verborgen hielten.

Endlich aber erreichte bei ihnen Hunger und Durst den höchsten Grad. Diese Lage nöthigte zu mehr versöhnlichen Gesinnungen. Sie liessen jetzt ihre Sinnesänderung durch einige Negersklaven anmelden, die die Maronen geraubt und genöthigt hatten, in ihre Dienste zu treten. Diese sagten aus, die Feinde wären entschlossen, auf jede Bedingniß zu unterhandeln, Todesstrafe und Deportation ausgenommen. Sie wollten ihre Waffen und die geraubten Sklaven abgeben, und sich unter den freien Negern auf jedem Theil der Insel, wo es dem Gouvernement beliebig wäre, niederlassen.

Viele von den Kolonisten, und, wie man behauptet, einer der Generale selbst, waren geneigt, auf diese Bedingnisse abzuschliessen; allein andere widersetzten sich dieser Stimmung. Sie behaupteten, es wäre unmöglich, diese wilden und grausamen Räuber je zur Moralität und zum Frieden zurückzuführen. Viele würden demungeachtet in die Gebirge sich verkriechen, und sie bedürften nichts als einer Fackel, um die Zuckerrohrfelder ganzer Kirchspiele und das Glück ganzer Familien in einer Nacht zu vernichten. Man bliebe also immer der Gewaltthaten dieser feindseligen und unversöhnlichen Barbaren ausgesetzt. Es schiene vielmehr, daß sie Zeit zu gewinnen suchten, um ihre Standquartiere an einem andern Orte aufzuschlagen. Was dieser Behauptung Gewicht gab, war die Entdeckung, daß die Maronen noch immer unter der Hand daran arbeiteten, eine Empörung unter den Negern zum Ausbruch zu bringen.

Zum Glück beider Partheien, die in ihren Meinungen getheilt blieben, kamen (am 15 Dez.) die Kommissarien von Havanna in Begleitung von vierzig spanischen Jägern und einer Kuppel von hundert amerikanischen Hunden zurück, die in der Gestalt weiter nichts Fürchterliches hatten, als daß sie die Größe und fast auch die Form der englischen Schäferhunde besaßen.

Bald aber verbreitete der Ruf unter ihnen fürchterliche Gerüchte von dem Aussehen und dem wilden Naturel dieser sonderbaren Hilfstruppen. Die Maronen, die diesem Gerüchte vollen Glauben beimaßen, geriethen in einen unerwarteten und unbesiegbaren Schrecken.

Eine beträchtliche Anzahl dieser Räuber eröffnete jetzt im Ernste Unterhandlungen, und endlich schloß man mit ihnen (21 Dez.) auf folgende Bedingnisse ab:

1) Die Maronen werden auf den Knien die Verzeihung des Königes anflehen.
2) Sie werden in einem Theil der Insel ihren Aufenthalt nehmen, den ihnen die Regierung anzuweisen für gut findet.
3) Sie werden alle Negersklaven ausliefern, die sich mit ihnen vereiniget haben.

Unter diesen Bedingnissen sagte man ihnen Sicherheit des Lebens und Befreiung zu, und gab ihnen zehn Tage, ihre Familien zu sammeln und den Vertrag zur Vollziehung zu bringen.

Allein diese Unglücklichen benutzten die ihnen gegebene Frist und anerbotene Verzeihung nicht. Nur einundzwanzig unter dem ganzen Maronenvolke stellten sich in der bestimmten Zeit ein, und dreizehn andere fanden sich drei Tage später ein.

Der General gab also Befehl, gegen sie aufzubrechen. Die Truppen griffen am 14 Jänner an; aber aus Menschlichkeit hielt man die Hunde bei der Arrieregarde. Kaum war das Heer in die Waldungen eingerückt, so ergriff den Feind Schrecken. Es kamen Bitten über Bitten, und bald ergaben sich 260 Rebellen unter keiner andern Bedingniß, als nur um Schonung des Lebens zu erhalten. Es war jetzt tröstlich zu sehen, daß seit der Ankunft der Hunde nicht ein einziger Tropfen Menschenblut mehr vergossen ward. Indessen aber hielt sich ein großer Theil der maronischen Jünglinge noch immer verborgen, und nur im Monat März konnte man es dahin bringen, daß die ganze maronische Bevölkerung sich ergab. Aber weder dann noch vorher ward nicht ein einziger flüchtiger Neger an die Weißen ausgeliefert.

Durch die fruchtlose Verstreichung der Frist hatten die Maronen sich der Wohlthaten, die ihnen im ersten Vertrage zugestanden waren, verlustig gemacht. Doch wollte der General aus Gründen der Klugheit für sie nichts beschliessen. Er verwies die Entscheidung ihres Schicksals an den Rath der Kolonialversammlung; diese setzte einen geheimen Ausschuß nieder, und mit der Mehrheit von einundzwanzig Stimmen gegen dreizehn fiel die Entscheidung dahin aus:

„Die Maronen, die sich nicht in der bestimmten Frist ergeben „haben, sollen, jedoch als freie Leute, aus der Insel deportirt „werden; doch an einen Ort, wo es ihnen nicht leicht sein „wird, zurückzukommen.

„Sie erhalten Kleider und Bedürfnisse für ihre Reise, und „werden auf Kosten der Kolonisten eine hinreichende Zeit an dem „Orte ihrer neuen Ansiedelung verpflegt.

„Diejenigen von ihnen, die nach ihrer Uebergabe sich durch „Reue, geleistete Dienste, und gute Aufführung ausgezeichnet „haben, werden der Gnade des Gouverneurs empfohlen, um „mit ihren Weibern und Kindern in der Insel zu verbleiben."

Dieses Urtheil, geschöpft nach einem so gerechten Kriege, fand unter den Kolonisten Beifall. Wären die Maronen auch ganz unterjocht, und nicht anderswohin verpflanzt worden, so würden sie doch immer ihren verbissenen Haß genährt, und sich beflissen haben, die Negersklaven insgeheim zur Empörung zu reitzen. Keine Nation wird auf ihrem Gebiete eine Gesellschaft Menschen dulden, die sich nicht den Gesetzen auf eine Art unterwerfen will, wie es die Sicherheit des Ganzen erheischt: ruhige Neigungen von den Maronen erwarten, würde die größte Unbekanntschaft mit ihren feindseligen Neigungen voraussetzen.

Im Anfange des Juni 1796 wurden die Maronen, auf zwei Schiffen, nach Hallifax in Nordamerika transportirt. Zwei Kommissarien begleiteten sie, um ihnen Geländе in Neu-Holland, Canada und sonst überall anzukaufen. Auch hatten die Kommissarien den Auftrag, so lange für ihren Unterhalt besorgt zu sein, bis sie sich an das Klima gewöhnt hätten. Die Kolonisten von Jamaika hatten hiezu 25000 Pfund Sterling bewilligt. Im Monat Juli kamen die Kolonisten in Hallifax an, wo sie sehr gut aufgenommen und alle Maaßregeln für ihre freie Ansiedelung genommen waren.

In einem Briefe vom 10 November 1796 gab von ihnen ein Augenzeuge folgende Nachricht:

„Die Maronen sind wohl angesiedelt; ihre Lage bessert sich täglich. Sie sind stille, ruhig und zufrieden. In diesem Lande können sie kein Uebel thun; sie haben auch nicht einmal den Gedanken dazu. Man hat einen Missionär und noch zwei Geistliche ernannt, um sie in der Religion zu unterrichten, und um ihre Kinder lesen, schreiben und rechnen zu lehren."

„Die Maronen sind bei dem Gottesdienste sehr aufmerksam, und geneigt sich unterrichten zu lassen. Eine fortschreitende Zivilisation wird bald die Belohnung für die Anstrengungen sein, die man auf die Verbesserung ihres Zustandes verwendet hat.

---

# Varietäten.

## Aus Asien.

— So viele Beschreibungen wir auch schon von Ostindien, dem unerschöpflichen Ophir der Britten, haben, blieb doch vieles, sogar die Größe, Bevölkerung und Kultur dieses Landes, höchst ungewiß; denn in Indien gibt es weder Geburts- Heiraths- noch Sterberegister. — Aeltere Kalkuls schätzten die Population von Bengalen auf eilf Millionen Seelen, und scheinen einer neuern Schätzung zur Basis gedient zu haben, der zufolge man die gesammte Population auf dem Gebiete der Kompagnie in Indien zu zwanzig Millionen Seelen anschlug, die Vergrößerungen nicht gerechnet, die die Gouverneurs Cornwallis und Wellesley zu dem ungeheuern Reiche der Britten in Südasien hinzufügten; denn nur in Decan betrug die Volkszahl der brittischen Domänen gegen 9,000,000 Seelen.

Im J. 1789 wurde eine Art Zählung vorgenommen, indem man die Taxeneinnehmer befragte, welche allerdings die Volkszahl am besten zu beurtheilen im Stande sein sollten. Daraus ergab sich, daß man in Bengalen und Bihar 22 Millionen Einwohner zählte. — In einem neuern zu Kalkutta 1804 erschienenen und zu London 1806 nachgedruckten Werke über „Bengalens Landwirthschaft und innern Handel" wird aber auch diese Zahl für allzugering gehalten. Es schätzt die Population von Bengalen und Bihar auf 24, und wenn die Provinz Benares dazugezählt wird, auf 27 Millionen Seelen. Selbst diese Anzahl scheint noch nichts weniger als übertrieben zu sein. Denn da man bei einer sorgfältig angestellten Zählung in einem der nicht bevölkertsten Distrikte auf einem Raum von 2531 englischen Quadratmeilen in 2784 Dorfschaften oder Kirchspielen (Mauzas) 80,914 Landbauer oder Pächter fand und 22,324 Arbeiter, Handwerker u. s. w., die eine Grundsteuer zahlten: so würden, fünf Personen auf die Familie gerechnet, auf eine Quadratmeile im Durchschnitt über 203 Seelen kommen. — Da nun Bengalen und Bihar einen Flächenraum von 149,217, oder Benares dazu gezählt, von 162,000 Quadratmeilen haben: müßte sich die Volkszahl auf 32,987,500 Seelen belaufen. — Nur der dritte Theil des Bodens von Bengalen und Bihar ist angebaut, und liefert den mäßigen Indiern hinreichende Nahrung. Da aber den asiatischen Unterthanen Großbrittaniens Erleichterung des Absatzes fehlt, überlassen sich Bauern und Handwerker behaglicher Trägheit, ungeachtet das Land bevölkert genug wäre, um angebauet zu werden. Wirklich ist man gegenwärtig in einigen Distrikten daselbst beschäftigt, durch Anlegung von Kanälen den bessern Absatz der Produkte zu befördern, und so ist vorauszusehen, daß dort auch bald eine größere Menge des üppigfruchtbaren Bodens, der jetzt verrastet liegt, in Nutzung gesetzt wird.



Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 7. — den 24 Januar 1810.

## Ein Blick auf die illyrischen Provinzen.

### 1.

#### Die Bestimmung derselben.

Der neue Staat, welcher seit dem Frieden von Wien zwischen den salzburgischen Alpen und dem adriatischen Meere unter dem Namen der illyrischen Provinzen hervorgegangen ist, beschäftigte bald nach seinem Entstehen die allgemeine Aufmerksamkeit. — Italien, seit Jahrhunderten gewohnt, der erste Tummelplatz feindseliger Heere und nebenbuhlerischer Mächte zu sein, sieht sich durch die Verjüngung des uralten Illyriens von dieser traurigen Bestimmung erlöset, und erkennt in demselben seinen künftigen Vorwall gegen den Orient. So sprach Napoleon selbst Illyriens Bestimmung in seinem Schreiben vom 18 Dez. 1809 an den Senat zu Mailand aus. — Oesterreich, durch Illyriens Schöpfung immer weiter mit seinen Hoffnungen zurückgedrängt von den lombardischen Fluren, ward durch den neuen Zwischenstaat von seinen letzten unmittelbaren Verbindungen mit dem Meere und den gegenwärtigen Beherrschern desselben, den Britten, geschieden. — Die Türkei, welche noch vor Jahrzehnden in Frankreich eine für sich nie furchtbare, sondern nur durch Bundesgenossenschaft wohlthätige entfernte Macht erkannte, erblickt mit Erstaunen die Grenzen dieses Reiches mit den seinigen nun in einer ungeheuern Strecke von zwei- bis dreihundert Stunden zusammengerückt und berührt. Sie bessert ihre verfallenen Festungen gegen das vormals unbeachtete Abendland aus. Denn dies Illyrien, nur geringes Bruchstück des alten Illyriens, mit dessen Namen es prangt, trägt in sich selbst alle Anlagen, unter weiser Gesetzgebung und einfacher, kräftiger Organisation, im Frieden eine blühendere, im Kriege eine drohendere Nachbarprovinz zu sein, als weder Moldau noch Servien waren. Schon sein bedeutungsvoller Name scheint gleichsam Wiedervereinigung mit jenen Ländern allen zu wünschen, die vorzeiten darunter begriffen wurden.

Zur Zeit des alten Roms ward nur Dalmatien, Liburnien und Japydien zu Illyrien gerechnet, das heißt ausser dem französischen und türkischen Dalmatien die Meeresküsten von Fiume, ein Theil Slavoniens so wie Kroatiens zwischen der Saw und Unna. Als aber Konstantin der Große die römische Welt in vier prätorische Präfekturen theilte, umschloß die Diözese Illyrien fast alle römische Provinzen Ost-Europa's in sich, Dalmatien, die drei Pannonien, Sanien, die beiden Noricum, Mazedonien, Thessalien, Epirus, selbst Kreta, die beiden Dazien, Mösia prima, Dardanien und die prävalitanische Provinz. Späterhin endlich, da slavische Völkerstämme, beim Einsturze des römischen Weltreichs, diese Gegenden überschwemmten, ward zum großen Illyrien nur noch alles Land gezählt, welches zwischen der Donau, dem adriatischen Meere und der Saw bis zum Berge Scordus (Theil vom Monte Argentaro in Mazedonien) und zum Hämus (Eminehdag in Thrazien) reicht; folglich das gesammte Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Bosnien, Servien und die Bulgarei.

2.

Größe, Bevölkerung und Boden der illyrischen Provinzen.

Was jetzt durch des großen Eroberers Dekret vom 14 Okt. 1809 unter dem Namen illyrischer Provinzen verstanden wird, ist ein Flächenraum von ungefähr 650 bis beinahe 700 geographischen Quadratmeilen. Sehr verschieden ward die Größe dieses Landes durch die Statistiker angegeben, weil alle ihre Berechnungen auf den ungewissen Grund solcher Karten beruhn, von welchen die wenigsten ihr Dasein trigonometrischen Vermessungen danken. In manchen Gegenden waren selbst die Grenzen des neuen Gebiets noch nicht scharf genug bestimmt.

Am einleuchtendsten springt die Verschiedenheit der Berechnungen ins Auge, wenn wir die des Hrn. von Demian und die des Hrn. Hassel, nebst ihren ohngefähren Angaben der Population, in folgender Tabelle einander gegenüber stellen.

Größe und Bevölkerung

| | nach v. Demian. | | nach Hassel. | |
|---|---|---|---|---|
| | Quadratmeilen. | Seelen. | Q. Meilen. | Seelen. |
| Villacher Kreis . | 98 | 115,549 | 108 | 117,815 |
| Herzogthum Krain | 234 | 419,910 | 233 | 432,000 |
| Görzer Kreis nebst Montefalcone . .. | 42 | 76,421 | 67 | 124,000 |
| Gebiet von Triest | 3 | 29,227 | 3 | 30,000 |
| Von Kroatien: | | | | |
| 1) Ungarisch Littorale | 7 | 30,000 | 6 | 29,849 |
| 2) Von der Agramer Gespannschaft | 68 | 85,000 | 81 | 141,975 |
| 3) Sechs Militärdistrikte . | 195½ | 288,562 | 174½ | 294,279 |
| | 647½ | 1,044,669 | 662½ | 1,169,918 |

Immer haben also diese Länder doch auf ihrem siebentehalbhundert Meilen Flächenraums über eine Million Einwohner.

Die kroatischen Landschaften sind am reichsten bevölkert; am kultivirtesten die übrigen. Alle erfreuen sich eines milden Klimas; denn die Verflächung des Gebirges, von der Urfelskette Tirols und Salzburgs hinweg, geht süd- und südwestwärts zum Meere, den warmen Lüften Südens offen.

Der Villacher Kreis und Oberkrain sieht auf den Gipfeln seiner höchsten Berge noch ewigen Schnee; je tiefer man hinab gen Süden steigt, je lieblicher wird der Himmelsstrich, unter welchem zuletzt Granaten, Pomeranzen, Limonien und Oliven im Freien blühen. An den Hugeln zu den Füßen der karnischen und julischen Alpen (sämmtlich der Kalkformation angehörig) reift überall in den illyrischen Provinzen ein feuriger Wein, und an den Ufern des Lisonzo bei Görz prangen schon Myrthen und Jasmin, mit zahllosen Blumen wenn die Quellen jenes Stroms im rauhen Thal von Tulmino noch vom hohen Schnee umlagert sind. Der Sommer der höchsten Bergrücken ist Winter; der Winter der tiefern Ebenen und Thäler nur dem nordischen Lenze gleich.

Krain selbst ist ein Labirinth von verschlungenen Bergketten, reich an seltsamen Naturwundern in seiner Bildung. Unzählige kleine Seen überall, als Reste des ehmahligen Ozeans, der unsere Gebirge überstieg; zahllose Höhlen und tiefe Grotten; malerische Wasserfälle, die ihr Becken von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer fressen; unterirdische Ströme, Berggipfel mit trichterförmigen Einsenkungen. Von hier ziehen sich die Kalkgebirge in halbem Bogen südwärts durch die illyrischen Provinzen nach Dalmatien hinab, immer nackender, immer niedriger.

Noch aber umhüllen ungeheure Waldungen den größern Theil dieser Gebirge. Kroatiens Forste liefern das schönste Schiffbauholz zu den Ufern des adriatischen Meers, und der Byrnbaumer Wald, in Krain beginnend, gehörte einst zu den größesten der östreichischen Monarchie.

---

3.

Des Landes Reichthum.

Das Gebiet der illyrischen Provinzen, reich durch sich selbst, ist es noch mehr durch die günstige Lage am Mittelmeer. Viele Staaten Europens haben weniger Vorzüge.

Die Gebirge Villachs, Krains, Friauls und Kroatiens enthalten unerschöpfliche Schätze des nützlichsten aller Metalle, des Eisens. Kärnthen zeugt Blei, Galmei, Wismuth; Krain jährlich 6000 bis 7000 Zentner Zinnobers, auch Quecksilber in Menge. Aber das mächtigste aller Quecksilberbergwerke des Welttheils ist jenes bei Idria, wo jährlich über tausend Arbeiter geschäftig sind, 12,000 Zentner dieses schätzbaren Halbmetalls auszubeuten. Ausserdem liefert Krain große Lasten Salpeters, Alauns und anderer nutzbaren Fossilien. Salz geben die Küsten des adriatischen Meers.

Der fruchtbare Boden des Landes, noch immer nicht aufs höchste benutzt, bringt willig alle Arten Getraides hervor, Hülsenfrüchte im Ueberfluß, Obst jeder Gattung, sogar Oliven, Zitronen, Pomeranzen, Mandeln, Kastanien, Limonien u. s. w. Die kroatischen, Triester und Görzer Weine haben eben so viel Lieblichkeit als Feuer. Kroatien führt vielen selbstgebauten Tabak, Krain den Safran aus.

Nicht minder reich sind alle Provinzen an Produkten des Thierreichs. Ueberall wird mit Glück die Viehzucht getrieben, wiewohl nur Krain die Bereitung künstlicher Wiesen vorzüglich kennt. Krain und Kroatien haben an Pferden und Schafen die reichste Zucht; Villach und Krain rühmen sich der meisten Hornviehheerden; Kroatien hat die vorzüglichste Schweinzucht.

Die illyrischen Provinzen gleichen einem Landgut von herrlicher Eigenschaft, welches aber aus Mangel thätiger, kluger Verwaltung noch nicht zum möglich höchsten Ertrage gebracht ist. Weder Ackerbau noch Viehzucht sind überall zu einer besondern Stufe der Vollkommenheit gebracht; die Erfindungen und Erfahrungen deutscher Agronomen blieben unbekannt. Es fehlte freilich im Innern Oestreichs nicht an ökonomischen oder Ackerbaugesellschaften; diese nützen aber selten so unmittelbar und kräftig, als die gelungenen Beispiele des Bessern.

Auch der Kunstfleiß mangelt noch in den meisten Gegenden. Nur Krain hat hier den Vorrang. Da findet man zahlreiche Leinwandmanufakturen, die gegen tausend Stühle beschäftigen, Garnspinnereien, treffliche Bleichen, Spitzenklöppereien u. s. w. welche jährlich einen Gewinn von ungefähr 600.000 Gulden gewähren; ansehnliche Tuchmachereien; einträgliche Eisenhutten, Stahlhämmer u. s. w. Sechs Nagelschmieden liefern jährlich 8000 bis 10000 Zentner Nägel, gegen 200.000 Gulden am Werth. Auch die Glashütten dieser Provinz verdienen rühmlicher Erwäh-

rung; die Hütte zu Weitenstein arbeitet mit vollendeterer Kunst selbst geschmackvolle Vasen in Fayance-Manier. Töpferwaren und die Arbeiten der Pfeifenfabriken werden weit umher aus Krain versandt.

Ungleich weniger berühmt durch mannigfaltige Kunsterzeugnisse sind die übrigen Provinzen; doch dürfen Kärnthens Stahl- und Eisenhütten fast selbst mit den steiermärkischen in den Wettstreit gehen. Eben so verdienen die Görzer und Gradiskaner Seidenmanufakturen und die Friauler Oelfabriken, Triests Liqueur-Brennereien, die alljährlich an 10,000 Eimer liefern, so wie Fiume's Tabaksfabriken, die 25,000 Zentner Tabak jährlich verarbeiten, angeführt zu werden. Kroatiens bedeutendere Manufakturen schränken sich bloß auf einige Glashütten, welche die Wälder verdünnern, und auf Wachsbleichen ein.

Triest, ehmals Oestreichs vornehmster Seeplatz, dessen Hafen jährlich gegen 6000 Schiffe aus allen Weltgegenden besuchen, ist nun der Hauptmarkt des illyrischen Handels geworden. Keine Seestadt an den Küsten des adriatischen und toskanischen Meeres zeigte in dem letzten Jahrzehend ein so geschäftiges Leben, als Triest. Man berechnete den Werth aller von hier aus- oder eingeführten Waaren im Jahre auf fünfzehn Millionen Gulden.

Nächst Triest steht in merkantilischer Wichtigkeit Fiume, dessen Hafen jährlich 2000 fremde Fahrzeuge zählt, die mit Waaren kommen und gehen. Die kleinern Häfen Illyriens, so wie die zu Bukari, Zeng u. s. w. beleben den Handel aller Nachbarländer.

Merkwürdig bleibt es, daß die zum großen Verkehr herrliche Lage dieser Provinzen, daß der mehrhundertjährige Handel an diesen Küsten bisher so wenig auf die höhere Kultur des Volkes selbst, auf die Belebung der Industrie wirkte. In frühern Jahrhunderten, die Jahrbücher der Geschichte und zahlreiche Trümmer verbürgen es, waren die Küsten Friauls und Kroatiens blühender, reicher, genußvoller, als heut. Es gab dort einst ein Aquileja, die handelsreichste, gewerbvollste Stadt Italiens, von deren Pracht und Größe der heutige Marktflecken dieses Namens noch kaum der Schatten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die Diamant-Minen in Indien.

Wie man aus den neuesten Berichten der Reisenden, besonders der Britten, ersieht, sind es noch immer, wie ehmals, vier Diamantgruben, welche in Ostindien vorzüglich die Habsucht reizen. Nichts hat sich dabei, weder in der Art sie auszubeuten, noch in den Eigenthümlichkeiten der Behandlung und des Kommerzes mit diesen Edelsteinen, seit Taverniers Zeiten geändert; wenigstens im Wesentlichsten nicht.

Die älteste dieser Minen ist zu Raolconda, ungefähr ... Tagereisen von Golconda, im Königreiche Visapur. Sie soll schon seit vierhundert Jahren entdeckt sein. In den Gegenden um Raolconda ist ein sandiger Boden, häufig mit Felstrümmern durchmengt. In diesen Felsstücken findet man oft Adern, drei bis sechs Linien breit, worin die Diamanten, von Thonerde und Sand umgeben, liegen. Der Stein selbst, worin sie brechen, scheint eine Art Wacke zu sein. Mit besonders dazu eingerichteten Instrumenten werden die Adern ausgeleert und der Inhalt wird in gläserne Gefäße geschüttet, um die Diamanten herauszusuchen.

Es wohnen in der gleichen Gegend viele Diamantschneider. Alle bedienen sich zu ihrer Arbeit stählerner Mühlen. Tavernier, der selbst mit Edelsteinen Handel trieb und folglich als Kenner gelten kann, behauptet, die Hindus verständen es nicht so gut, wie die Europäer, den Diamanten vollkommene Politur zu geben. Aber dagegen ist es auch gewiß, die Hindus kennen manche Art des Schnittes, die ihnen kein europäischer Steinschneider nachmachen würde.

Noch ganz, wie zu Taverniers Zeit im siebenzehnten Jahrhundert, verfährt man heutiges Tages mit dem Edelsteinhandel dort. Indische Kaufleute stellen auf eigene Kosten Steinbrecher an, und zahlen dem Könige vier Pagoden täglich für hundert Arbeiter, die sie anstellen dürfen. Von diesen gehen die Diamanten durch Verkauf an andere Kaufleute, die damit im Detail handeln.

Es ist recht überraschend, erzählt Tavernier, Kinder von fünfzehn, sechszehn Jahren unter den Bäumen auf den öffentlichen Plätzen der Stadt sitzen zu sehen, die ihre Diamanten da mit vieler Genauigkeit und Kenntniß nach dem Gewicht verkaufen. Jedes von ihnen hat eine Wage, einen kleinen Sack und einen Beutel. Die Kinder sitzen alle in einem Kreise beisammen. Bringt jemand einen Edelstein zum Verkauf, so gibt er ihn dem ältesten, das gewissermaßen Vorsteher der kleinen Innung ist. Hat dieses den Stein untersucht, so gibt es ihn dem Nachbar, dieser dem dritten und so in der Runde herum, bis der Stein wieder an das erste Kind zurückkommt. Während der ganzen Zeit spricht keins ein Wort. Der kleine Präsident fragt dann den Verkäufer um den Preis des Steins, erhandelt ihn, und des Abends machen die Kinder ihr Inventarium, ordnen die Diamanten nach ihrem Gewicht oder ihrer Schönheit, und bieten sie nun den Großhändlern an, die weit beträchtlichere Vorräthe haben. Die Kinder theilen darauf ihren Gewinn, und der Präsident hat jedesmal vier Prozent mehr, als die andern. — Dies alles ist noch jetzt so.

Der Handel mit den Großhändlern macht sich mit geheimnißvoller Feierlichkeit und Klugheit. Käufer und Verkäufer sitzen einander gegenüber, ohne ein Wörtchen zu sagen. Der Käufer nimmt des Kaufmanns Hand, und schon durch die Art, wie sie sich die Hände geben, bedeuten sie einander, warum es zu thun ist. So beginnt das Handeln; der Kauf wird abgeschlossen, ohne daß einer von beiden einen Ton von sich gegeben hätte. So kann ein und derselbe Diamant, oder ein ganzes Assortiment von Edelsteinen, mehrmals verkauft werden, ohne daß man weiß, an wen?

Weil der Werth dieser Diamantgruben natürlich sehr von der größern oder geringern Sicherheit der Personen abhängt, die des Einkaufs wegen dahin kommen, haben die indischen Fürsten von jeher die strengste Polizei daselbst gehalten. Es gibt da einen obrigkeitlichen Aufseher, der beim Wiegen der Steine den Vorsitz hat, und jede Art Betrugs und Unterschleifs verhüten soll. Die vornehmsten Kaufleute empfangen Wachten, von denen sie oft bis an die Grenzen des Gebietes zurückeskortirt werden.

Die Arbeiter, welche die Diamanten brechen, mögen sie in ihrer Kunst auch noch so geschickt seyn, sind doch immer übel dran. Ihr Verdienst das ganze Jahr hindurch belauft sich niemals über drei Pagoden, oder sechs bis sieben Thaler. Sie sind ge-

gewissermaßen zum Stehlen gezwungen, um leben zu können. So oft sie aber auch einen Stein entwenden können, geschieht es. Da sie beinah ganz nackt gehen, so bleibt ihnen nichts übrig, um die Diamanten zu verheimlichen, als sie in der Geschwindigkeit zu verschlucken. Gewöhnlich machen aber die Pächter einen Theil der Arbeiter für die Ehrlichkeit der andern verantwortlich.

Sieben Tagereisen von Golconda sind die Diamantminen von Colur, die die Hindus Gani nennen. Sie sind hundert Jahre später, als die zu Raolconda entdeckt. Ein Bauer, der eines Tages seinen Acker bestellte, um seine Hirse zu säen, fand einen glänzenden Stein, und trug ihn zu einem Kaufmann, der darin einen Diamant von außerordentlichem Werthe erkannte. Dieser Fund machte großes Aufsehen; Kapitalisten traten zusammen, ließen nachgraben, und in der That fand man in diesem Boden viele und oft schönere Diamanten, als in andern Minen; manche davon erreichten vierzig Karat, und wohl noch mehr. Der berühmte Diamant von neunhundert Karat, welcher den Schatz des Aurengzeb schmückte, kam aus diesen Gruben. Die Erde wird aus diesen Schachten hier zu Tage gefördert, dann gewaschen und ausgesiebt.

Die dritte Diamantmine ist an den Grenzen Bengalens zu Sumbulbur. Diese Stadt liegt am Ufer des Gonel-Stroms, dessen Sand Diamanten mit sich führt. Wenn die Zeit der tropischen Regen vorbei ist, und die Gewässer abnehmen, stellt man bei achttausend Arbeiter an, die Diamanten im Flußsande zu suchen, die bei diesem Geschäfte über hundert englische Meilen stromaufwärts gehen.

Die Leute erkennen die Stellen, wo sich Diamanten finden lassen, schon an der Farbe des Sandes. Haben sie einen solchen Platz gefunden, so umhägen sie ihn mit Flechtwerk und Reisern, graben den Sand zwei Schuh tief aus, und sieben und schwingen ihn, wie mans in andern Diamantgruben macht. Doch große Edelsteine findet man in diesem Strombett sehr selten.

Eine vierte Diamantgrube war einst in Carnate, aber einer von Aurengzebs Generalen ließ sie verschütten, weil die Steine gelb waren, sagt man, und nicht vom reinsten Wasser.

Dagegen werden noch gegenwärtig die Minen von Parteal am Fuße der Gattesgebirge fleißig bearbeitet. Sie liegen 45 Stunden südwärts von Golconda, oder zwey Tagereisen westlich von Mazulipatan am Zusammenflusse des Kiffera und des Krichna. Von hier stammt auch der berühmte Diamant, der Pitt oder der Regent genannt, her, welcher 14 Linien lang, 13 1/4 Linien breit und 9 1/3 Linien dick ist. Er wiegt 547 Gran, oder 136 3/4 Karat. Man schätzt seinen Werth, wegen der seltenen Vollkommenheit, auf sechs Millionen Livres.

Ag.

# Varietäten.

## Aus der Schweiz.

— * Nachdem zehn Jahre lang über Pestalozzi's Verdienst um Menschenkultur, durch Verbesserung der Unterrichtsweise nach psychologischrichtigeren Grundsätzen, vieles gestritten worden; nachdem über das, was man seine Methode heißt, auf Befehl der Regierungen gründliche Untersuchungen, selbst mehrjährige Erfahrungen, angestellt worden waren, erkannten endlich die vortrefflichsten Köpfe Deutschlands dem menschenfreundlichen Philosophen von Zürich die Palme zu, und in verschiedenen Ländern wurde, auf Befehl weiser Regierungen, Pestalozzi's Idee zur Grundlage des Elementarunterrichts der Jugend gemacht.

Am Ende des Jahres 1809 hielt der als Philolog und Schriftsteller sehr rühmlich ausgezeichnete Herr Kanonikus Hottinger, bei Gelegenheit eines Schulfestes, in der Vaterstadt Pestalozzi's eine Rede, worin er den Wahlspruch: „Nichts neues unter der Sonne", kommentirte und auf die ihm zuviel gepriesenen Verbesserungen in der Pädagogik anwandte. Er zeigte spottend auf Comenius, Rousseau, Basedow u. s. w. deren Fehler zu rügen ihm zweckmäßiger schien, als ihre wahren Verdienste anzuerkennen, und meinte, wie von den Verirrungen derselben, werde man auch von der neuesten Mode in der Pädagogik zurückkommen. Hinternach gesteht aber der gelehrte Mitbürger Pestalozzi's, daß er das System desselben zu wenig kenne, um gegen ihn aufzutreten; und hält ihn in Rücksicht des Herzens keineswegs für einen pädagogischen Marktschreier, sondern für einen Mann, der das Gute wahrhaft wolle. Falls Herr Hottinger Pestalozzi's Arbeiten aber nicht vollkommen kannte, hätte er doch dieselben nicht einem gemischten Haufen von Zuhörern verdächtigen sollen durch übel gewählte Zusammenstellungen. Er lief Gefahr die Reinheit eigener Absichten verdächtig zu machen, als strebe er um Beifall von Personen, die aus Vorurtheil oder Bequemlichkeit, oder Pedanterie den berühmtesten Bürger Zürichs verachten, ohne ihn zu verstehen, noch sich die Mühe geben, ihn verstehen zu wollen.

Dies erfuhr der Greis Pestalozzi in seiner Vaterstadt, von einem Mitbürger, dessen Gelegenheitsrede sogar in Zeitungsbeilagen abgedruckt ward, damit sie weiter als auf den kleinen Kreis eines Auditoriums wirke, während rings umher in Stadt- und Landschulen Pestalozzi's Name gesegnet wird. Darum verdient diese Anekdote zur Geschichte desselben und seiner Verdienste um die Nachkommenschaft allerdings aufbewahrt zu werden.

Gegen Herrn Hottingers Rede ließ Herr Professor Johannes Schultheß in Zürich eine „genauere Einsicht der neuesten Versuche einer bessern Erziehung und Bildung der Jugend, in Briefen an Freunde" (Zürich 1810. 134 S.) drucken, die so eben erschienen ist, und ihrem Titel vollkommen entspricht. Als Streitschrift ist sie mit Anstand und Würde geschrieben, aber sie ist mehr als dies, und in mannigfaltiger Hinsicht belehrend. Nachdem er gegen Hrn. Hottingers Spott und Verachtung die Verdienste eines Comenius und Basedow gerettet, wie es schon ein Niemeyer, Herder, Schütz u. a. m. vor ihm gethan, zeigt er, daß es bei dem allem ein Mißgriff des Redners war, diese Männer mit Pestalozzi zusammenzustellen, der mit jenen durchaus im Ideengange und System gar nichts Wesentliches gemein hat. Dann wird eine sehr interessante Parallele zwischen Franz Baco's von Verulam und Pestalozzi's Grundsätzen gezogen, welche große Aufmerksamkeit verdient.

Obgleich man bemerkt, daß Herr Schultheß bei Abfassung seiner Schrift ein sehr bestimmtes Publikum bezielte, ohnedem er manches mit weniger Ausführlichkeit und Wiederholung gesagt haben würde, verdient seine Arbeit doch in die Hände der Freunde und Widersacher Pestalozzi's zu kommen.



Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend —— Nro. 8. —— den 27 Januar 1810.

## Ein Blick auf die illyrischen Provinzen.

4.

Die Bewohner der illyrischen Provinzen.

Europa hat kein Volk, welches nicht durch seine natürlichen Anlagen fähig wäre, sich in allem auszuzeichnen, was ruhmwürdig ist und groß. Wenn in diesem Welttheil einst herrliche Nationen tief gesunken, oder die verwilderten noch nicht zu höherer Kultur emporgehoben sind, so ist dies allzeit die Schuld ihrer Fürsten oder Geistlichen gewesen.

Beherrschte Portugall nicht einst die größten Küstenreiche in den Indien? Was war Spanien unter seinem Ferdinand dem Katholischen? Was ward Frankreich nicht seit Heinrich dem Vierten, England seit Elisabeth? was Rußland durch seinen Peter den Großen, seine Katharina, seinen Alexander? was Preussen seit Friedrich dem Großen und seinem weisen Herzberg? was Dänemark durch seinen Bernstorf? was Baiern durch seinen Maximilian Joseph und seinen Montgelas? Was würde Oesterreich geworden sein, hätten Josephs des Zweiten große Ideen die Monarchie nur ein halbes Jahrhundert beseelen können?

Die Bewohner der illyrischen Provinzen fanden bisher mehr als eine Fessel für den freien Aufschwung ihres Geistes. Des Erbhauses unaufhörliche Kriege, lähmende Mauthordnungen, Mangel bequemer Kommunikationsstraßen u. s. w., ließen dem Handel, dem Kunstfleiß nie volles Gedeihen zukommen. Mönchischer Geisteszwang, elendes Schulwesen, ängstliche Bücherzensur hielten die Kultur des Volkes zurück. Die Mannigfaltigkeit der Verfassungen, Gesetze, Rechtsame aller einzelnen Gegenden, machten den Geschäftsgang der höhern Verwaltung schwerfällig, die Maasregeln mühsam und verwickelt, das Fortschreiten der Gesammtheit zum Bessern ungleich. — Daß dem so sei, dafür zeugt öffentlich der gegenwärtige Kulturstand der Bewohner von den illyrischen Provinzen.

Denn der fleißige Mann von Krains und Villachs Gebirgen, der joviale Kroat, dessen Verschmitztheit der Nachbar fürchtet, haben wahrlich von der Natur keine stiefmütterlichere Ausstattung empfangen, als gebildetere, wohlhabendere Völkerschaften, die oft auf kargerm Boden mit ihnen unter gleichem Himmelsstrich leben.

Die Revolution dieser Länder wird für ihre Veredelung wohlthätig wirken. Mögen immerhin die Bewohner der illyrischen Provinzen aus fünf verschiedenen Völkerstämmen zusammengesetzt sein, aus Deutschen und Italienern, aus Kroaten, Winden (in Krain und Kärnthen) und Scithen (im Littorale); mögen sie immerhin ihren Fürsten in sechs und sieben verschiedenen Sprachen verehren, ihren Gott in dreifach verschiedenen Tempeln, als Katholiken, nichtunirte Griechen und Reformirte, anbeten: sie werden endlich durch Gleichheit der Verfassung, des Gesetzes und Rechtes ein Volk sein in einem Staat.

Die Ehrfurcht, welche Oestreichs Monarchen von jeher den herkömmlichen Gebräuchen, Formen und Rechten der ererbten, erweibeten oder eroberten Provinzen bewiesen, ist vielleicht eine der Hauptursachen jener rührenden Anhänglichkeit Aller an das geliebte Kaiserhaus, davon wir in unsern Tagen Beispiele sahen, die des Neides aller guten Fürsten werth sind. Auch in den

illyrischen Provinzen, wie Privatnachrichten melden, herrscht gegenwärtig die bitterste Trauer. Viele der Wohlhabendern denken an Auswanderung; andere an einen glücklichern Krieg Oestreichs nach wenigen Jahren, der sie wieder mit dem Erzhause vereinigen soll. Allein eben jene Maxime verhinderte auch die Ausbildung der östreichischen Monarchie zu jener höchsten Kraft, welche nur durch Einheit der Verfassungen, Rechte und Gesetze im Staate möglich ist. Joseph der Zweite zielte darauf hin; er fühlte den Vorzug eines Staates vor einem bloßen Aggregat von Provinzen — aber er war unglücklich.

Die illyrischen Provinzen, nun durch das Recht des Krieges und der Eroberung einer fremden Gewalt zugefallen, werden leidend die neuen Umschaffungen ihres Zustandes aufnehmen, ohne deswegen den Mächtigen zu verdammen, der dieselben für ihr und sein Interesse einführt. Wäre ihnen das Gleiche durch einen Fürsten des österreichischen Hauses widerfahren: sie würden unendlich bitterer gekränkt worden sein. Es liegt in der menschlichen Natur, daß man einem Feinde noch gut heißt, was man einem Freunde nie verzeihen könnte.

Wenn es die tausendjährige Erfahrung bestätiget, daß Einheit der Gesetzgebung und des Rechts eine der unumgänglichsten Bedingungen ist, Völkerschaften in ein einziges Volk, in ein einziges Interesse aufzulösen, um dem Staate die vollste Kraft zu verleihen, deren er seiner Natur nach fähig ist: so kann zu dieser jederzeit schmerzhaften Unternehmung kein Zeitpunkt schicklicher sein, als der erste Augenblick der Erwerbung und der allgemeinen Betäubung. Schonendes Zögern, allmähliges Umändern verlängert die Schmerzen und den Haß der Leidenden. Es ist Völkern, wie einzelnen Menschen, unendlich leichter, ihr gewisses Schicksal zu tragen, als die Furcht des Ungewissen.

---

### 5.

#### Eine Digression zur Ehrenrettung deutscher Völker.

Unsere politisirenden Belletristen in Deutschland machen sich jetzt ein besonderes Geschäft daraus, unter der Hand zu verstehen zu geben, die Fürsten, welche den neu erworbenen Völkern die alten Verfassungen, Einrichtungen und Gesetze rauben, seien nicht besser, als des Alterthums verhaßte Tirannen; es sei Barbarei, ehrwürdige Ordnungen und Gewohnheiten zu stürzen: man spiele mit Nationen wie mit Kaufmannsgütern, und mit Verfassungen wie mit Moden; es sei Unverstand, Völkern von verschiedener Gesittung, Stimmung, Beschäftigung, Religion und Lebensart einerlei Verfassung aufzubürden; es sei boshafte Gleisnerei, die geplagten Nationen damit zu trösten, daß die Uebel der Gegenwart ein Vortheil der Nachwelt sein werden.

Nicht die Schriftsteller sind es, welche diese der öffentlichen Ruhe gefährlichen Ideen erst unter das Volk bringen, sondern, um dem großen Haufen zugefallen, adoptiren sie nur die leidenschaftlichen, falschen Vorstellungen desselben. Es ist vergebens, diesen empfindelnden Staatskünstlern zu sagen, daß von jeher Kriege geführt, Eroberungen gemacht, Verfassungen umgeschaffen wurden, und daß es unter den Menschen ewig so sein werde. Sie hassen die Reformationen einzelner Völker, aber möchten dafür die ganze Welt nach ihren Einsichten umformen, wie allenfalls in den Romanen, worin sie allmächtig herrschen. Ihre Empfindsamkeit geht so weit, zu fordern, einsichtsvolle Fürsten und ihre das Gute erkennende Ministerien sollten nicht so grausam sein, Völker mit Gewalt zu kultiviren, oder, wie sie es in einem Anfall von Witz nennen, „glücklich zu machen", besonders wenn die Nationen des gepriesenen Glücks gar nicht begehren. So werden sie zuletzt auch Eltern ermahnen, lieber unerzogene Kinder verwildern zu lassen, als durch Strenge sie zu bessern und glücklichern Menschen zu machen.

Dergleichen lächerliche Behauptungen verdienen nicht widerlegt, wohl aber in so fern gerügt zu werden, als sie beitragen, das unwissende gemeine Volk in seinem Wahn zu bestärken, und dessen Schmerz zu verlängern, oder gar zu aufrührerischen Bewegungen zu reizen. Denn eben jene poetisch-politischen Schriftsteller sind dabei konsequent genug, die Empörungen Spaniens oder Tirols als herrliche Erscheinungen der Volksenergie zu preisen, und den Deutschen, welche sich ruhig in ihr Schicksal ergaben, ohne auch nur den Versuch eines Aufruhrs zu wagen, allen Charakter, allen Edelsinn abzusprechen, kurz sie der Sklavenkette würdig zu erklären.

Je roher und unwissender eine Nation ist, je schwerer mag sie sich zur Aufopferung alter Gewohnheiten, Uebungen und Formen verstehen. Der Widerstand, welchen sie allen Neuerungen leistet, entspringt nicht so sehr aus Ueberzeugung von der im Alten und durch das Alte genossenen Glückseligkeit, als vielmehr aus Ungewandtheit des Geistes, aus Dürftigkeit der Vorstellungen. Sie liebt, wie der Blinde, nur den bekannten, wenn schon schlechten Weg, und zittert vor dem fremden, wäre er auch der vortrefflichste. Verlust alter Verfassungen, Ordnungen und Uebungen ist für den unkultivirten Haufen Verlust seiner ganzen geistigen, politischen und bürgerlichen Existenz. Er wird damit gleichsam aus der Heimath aller seiner ererbten Begriffe verstoßen, und erscheint sich an seinem eigenen Herde wie Fremdling, und in der vollen Freiheit wie Sklav.

Daher läßt sichs erklären, daß selbst Leibeigene die Erlösung von der Erdscholle verschmäht haben, an der sie haiteten, daß Sklaven für ihre Ketten fochten; daß empörte Heloten vor der bekannten Geissel das Gewehr streckten, welches sie muthig gegen die Waffen ihrer Herrn erhoben hatten.

Der Aufruhr Tirols, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, den Erfahrung, Geschichte und Menschenkenntniß den einzig richtigen heißen, erscheint dann nicht mehr als „ruhmvolles Unternehmen"; die Weisheit der baierschen Staatsorganisation dann nicht mehr als „neumodische Barbarei", und der Ehrgeiz einiger Demagogen aus dem Pöbel, der Fanatismus einiger Kapuziner, denen ein blindes Volk zur Schlachtbank folgt, nicht mehr als „hochherzige Deutschheit."

Die Deutschen sind daher wohl nichts weniger, als karakterlos und erschlafft, weil sie sich den Umsturz alter Verfassungen gefallen lassen, selbst den Wechsel der Männer auf dem Thron und im Kabinet. Sie erkennen nur den Werth und Unwerth dessen, was war und was sein wird, besser, als Politiker, die von Ehrgeiz, Rache oder für leere Ideale glühen, ziehen die Sicherheit unter neuen Fürsten, welche doch zuletzt des eigenen Besten willen das Beste des Volkes wollen müssen, anarchischen Greueln eines aufgewiegelten Pöbels vor, und verachten mit Recht die Stimmen des unwissenden Haufens, der sich in den Flugblättern politisirender Schöngeister ausspricht.

Unter allen deutschen Völkerschaften hat vielleicht nicht eine wohl anhaltendere und durchgreifendere Reformen in neuern Zeiten erfahren, als die baiersche Nation. Fast nichts ist bei der-

selben das verderbliche Alte geblieben — sie ließ sich jede Verwandlung gefallen. Wer wird ihr aber, nach dem ungeheuern willigen Kraftaufwand im Innern, nach den Thaten, von welchen mehr als ein Schlachtfeld zeugt, Energie und Karakter absprechen?

6.

Die illyrischen Provinzen, als Schutzstaat des Königreichs Italien.

Ungeachtet die österreichische Monarchie durch den Presburger (1805) und Wiener Frieden (1809) an Flächenraum über 3000 Quadratmeilen, also den vierten Theil ihrer Ländergröße, und ungefähr sechs Millionen Unterthanen, also beinahe den vierten Theil ihrer gesammten Bevölkerung einbüßte, ist sie dennoch, gegen die meisten übrigen Staaten des europäischen Kontinents gehalten, eine respektable Macht geblieben; immer noch die größeste nächst Frankreich und Rußland. Noch trägt sie auf einem Raume von zehntehalbtausend Quadratmeilen gegen zwanzig Millionen Bewohner!

Wenn Oesterreich einen langen Frieden zu behaupten weiß, der seine zerstörten Finanzen wieder aufrichtet; wenn Oesterreich alle jene Hilfsquellen in Bewegung setzen will, wodurch allgemeinere höhere Gesittung und Einsicht — durch diese: allgemeinere Industrie und vortheilhaftere Benutzung des Bodens — durch diese: die Masse der Bevölkerung und des Nationalreichthums, vergrößert werden können, wird es binnen einem halben Jahrhundert vielleicht schon in seinem Innern wieder erobert haben durch Weisheit der Gesetzgeber, was die Waffen der Feldherrn seit dem Frieden von Campo Formio verloren hatten.

Es ist eine Zeit möglich, wo zwischen dem französischen und russischen Reiche jene Rivalität eintreten kann, welche Jahrhunderte lang zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg die Welt mit Elend füllte. — Es kann die Zeit kommen, da Oesterreich von der steigenden Macht Rußlands mehr Gefahr, als von Frankreichs Gewalt zu fürchten hat. Denn Frankreich kann nur verlieren, wenn es sich gegen die kulturlosen Gegenden Europens ausbreitet; Rußland hingegen, indem es eine einzige occidentalische Provinz erobert, gewinnt mehr, als durch die Unterjochung eines ganzen nordasiatischen Königreichs.

Aber auch auf den Fall, daß Oesterreich sein höchstes Interesse — Neutralität zwischen dem Orient und Occident — einst verkennen sollte, sorgte Napoleon für den Schutz seiner Staaten und Bundesgenossen. Was im Norden das Großherzogthum Warschau werden soll, dazu sind im Süden die illyrischen Provinzen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese in der ersten Gestalt und in dem Umfange bleiben werden, wie sie dem französischen Kaiser aus der Beute des letzten Krieges zufielen. Der provisorische Name, den er ihnen ertheilte, so wie ihre Bestimmung für sein weitläufiges Reich, scheinen es zu verbürgen, daß auch der lange Küstenstreif des italienischen Meerdalmatiens mit Ragusa und Cattaro dazu gefügt werden werde. Dies wäre freilich nur ein geringer Zuwachs von ungefähr 350 Quadratmeilen mit 400,000 Seelen; aber in politischer, militärischer und administrativer Hinsicht für Dalmatien selbst, wie für Illyrien, ein Gewinn von unabsehlichen Folgen.

Die Entlegenheit des halbwilden, verwahrloseten Dalmatiens von der Hauptstadt des Königreichs Italien, die Trennung von demselben durch Gebirge, Ströme und den adriatischen Golf, erschwert nothwedig die Verwaltung in einem solchen Grade, daß der Gewinn vom Lande kaum die Administrationskosten aufwiegen kann. Die Verzögerung in den Maasregeln macht die Fortschritte der Kultur langsamer, und zuletzt selbst die Einheit der Vertheidigungsentwürfe in neuen Kriegen unterbrochen.

Am Tage der Schlacht von Abensberg, 20 April 1809, sagte Napoleon der Große im Angesicht des versammelten Heers der Baiern zu deren Feldherrn, er wolle Baiern nun stark genug machen, daß es künftig der Macht Oestreichs allein widerstehen könne (que cette fois il les rendrait si puissans *qu'ils suffiraient seuls* desormais pour lui résister, hieß es im ersten Armeebulletin vom 24 April 1809). Die baierschen Feldherrn verbreiteten das kaiserliche Wort im Heer, und dieses stürzte sich dafür freudig in Tod und Sieg.

Noch hat Napoleon dies Wort nicht gelöset, zu dessen Zeugen er ein ganzes Heer und das ganze Europa machte. Die Welt, an die Erfüllung seiner Verheißungen wie seiner Drohungen seit einem Jahrzehend gewöhnt, zweifelt auch nicht an der Kraft dieser merkwürdigen Zusage. Vielleicht sind nicht nur die Theile Niederösterreichs ob der Ens, sondern selbst die illyrischen Provinzen dem königlichen Hause von Baiern geweiht. Dann würde wieder ein deutsches Volk weit hinab an den Gestaden des Mittelmeers herrschen, und, verbunden durch die Bande der Blutsverwandtschaft mit Italien, eine Macht bilden können, welche fähig genug wäre, furchtbarern Widerstand zu leisten.

Was der Staatsmann wünschen muß zur Befestigung des occidentalischen Staatensystems (denn nur größere vorliegende Mächte, nicht eine Menge schwach verbundener kleiner Reiche und Provinzen, können es mit Nachdruck einst im Nothfall schirmen), das muß der Freund der Menschheit wünschen, nicht der Kriege willen, die er verabscheut, sondern daß der weise Geist baierscher Gesetzgebung wieder die freundlichen Künste und die Gesittung des Abendlandes in jene Weltgegenden einführe, wo einst Diokletians Gärten bluhten, und nun Barbaren im Schatten der Ruinen des weiland prachtvollen Salona's lagern.

Heinr. Zschokke.

## Gute Ideen.

1.

Den Buchhändler Herder zu Konstanz und Freiburg beschäftigt der Gedanke, ein Archiv für vaterländische Geschichte anzulegen. Er bewirbt sich in dieser Absicht um die Mitwirkung aller Personen von Wissenschaft, denen Geschichte und Alterthümer werth sind. Schon sollen verschiedene ausgezeichnete Gelehrte seiner Gegend sich mit ihm verbunden haben; aber bei der Ausdehnung der Badenschen Länder, die vom Bodensee bis an den Mellibokus reichen, und verschiedene für die alte und mittlere Geschichte äusserst interessante Stellen umfassen, wäre es zu wünschen, daß der Unternehmer seinen Plan durch eine öffentliche Bekanntmachung enthüllte, und sein am äussersten Ende des Landes angesponnenes Gewebe bis an die entgegenstehende Grenze ausdehnte, um durch seine lobenswürdigen Bemühungen zu Resultaten zu gelangen, die dem Freunde der Weltgeschichte eben so willkommen sein würden, wie dem Bewohner

eines Landes, dessen milde Regierung dem ältesten der Fürsten in Europa eine unvergängliche Krone in die Silberhaare flechtet.

2.

Es war eine der vortrefflichsten Ideen, welche die regierende Fürstin von Lippe-Detmold vor einigen Jahren gefaßt hatte, den Kindern ihrer Residenz einen Vereinigungsplatz zu geben, wo sie unter der wechselnden Aufsicht achtungswürdiger Frauen, die es sich zur Ehre anrechneten, diesem Geschäfte vorzustehen, in anständiger Kleidung zusammenkommen, und sicher vor Schaden, welchen versammelte Kinder so leicht anstiften oder nehmen können, im unschuldigsten Zeitvertreibe und unter der lehrreichen Anleitung der Verständigen, deren Gegenwart ihnen Wohlanständigkeit und gute Sitten lehrte, die Stunden zubringen konnten, welche Kinder oft zum Verdrusse der Erwachsenen in muthwilligen Neckereien oder zu ihrem eigenen Verdrusse in leerem Nichtsthun zubringen müssen. Ob diese Anstalt noch fortdaure, und welchen Eindruck sie auf die Menschen gemacht habe, zu deren Besten sie sich erhalten sollte, das würde einer Nachfrage unserer menschenfreundlichen Beförderer der besten Erziehungsweise nicht unwerth sein.

3.

Der um Menschenbildung und Menschenpflege so viel verdiente Prediger Junker in Braunschweig ließ, als er noch in Magdeburg war, die Kinder des seiner Aufsicht anvertrauten Waisenhauses Sonnenmikroskope nach seiner eigenen Erfindung verfertigen, die zum Besten der Anstalt um den mäßigen Preis von einem Karolin zum Verkauf angeboten wurden. Sie wurden in einem Kästchen versendet, welches die zum Mikroskop gehörigen Theile und einen kleinen Apparat von auserlesenen Objekten mit einer gedruckten Beschreibung der Zusammensetzung und des Gebrauchs enthielt. Seit einigen Jahren sind diese Sonnenmikroskope, deren Anschaffung hauptsächlich für Landschulen so erwünscht war, äußerst selten geworden.

Ein junger Mechanikus zu Forst in der Niederlausitz, Namens Wagner, dessen unerschöpfliche Forschbegierde von Kindheit an sich in allen nur erdenklichen künstlichen Arbeiten versucht hat, und der ohne allen Unterricht eine Orgel, eine Harmonika, eine Aeolsharfe und viele ähnliche Instrumente nach bloßer Angabe gebauet hatte, — verfertigt unter andern auch Sonnenmikroskope, die in allen Stücken den Junkerschen gleichen und die er um einen eben so billigen Preis an alle Liebhaber versendet, welche Bestellung darauf machen wollen. Bei der Abgeschiedenheit von allem literarischen Verkehr, worin dieser verdienstvolle, völlig unerkannte Mann in einer verlassenen Gegend lebt, dürfte es nicht überflüssig sein, ihm einige Aufmerksamkeit durch diese Bekanntmachung zu erwecken.

4.

Campe setzte einen Preis auf die Bemerkungen, die ein Vater von der Geburtsstunde seines Kindes an mit psychologischem Scharfblicke über die Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten und Kräfte und über den Einfluß der Umgebungen, die diese Entdeckung hemmen oder begünstigen, mit unpartheiischer Beobachtung niederschreiben würde. Es ist nicht bekannt geworden, ob dieser Preis von einem unserer aufmerksamen Erzieher gewonnen worden sei. Wohl aber sind dergleichen Bemerkungen von einem Vater, der mehrere Kinder mit einer seltenen Gewissenhaftigkeit, ihrer Natur in keinem Stück entgegenzuarbeiten und ihre Anlagen in möglichster Freiheit sich entwickeln zu lassen, bloß in der Absicht geschrieben worden, um sich selbst die strengste Rechenschaft über seine Erziehungsweise und dereinst den Erzogenen die befriedigendste Genugthuung über seine Behandlung der Kinder in den ersten Lebensjahren zu geben.

Horstig.

# Varietäten.

## Aus England.

— Mackintosh, bekannt durch seine *vindicias gallicas*, mit denen er in den ersten Jahren der französischen Revolution als ein warmer Vertheidiger der republikanischen Freiheit auftrat, stammt aus einer irländischen Familie, studirte die Rechte und trat frühzeitig, mit Geist und Kenntnissen ausgerüstet in die Laufbahn der Ehre, die sein Freund und Zunftgenosse, der berühmte Sachwalter Erskine, mit so vielem Beifall betreten hatte. Genährt durch den Geist der Griechen und Römer, entwickelte sich in ihm das Talent des Redners, wie des Staatsmannes, wozu jeder Engländer von ausgezeichneter Erziehung sich bildet, in vorzüglichem Grade. Seine Verhandlungen zeichneten sich mehr noch durch die Art der Behandlung wie durch den Gegenstand aus, der sich ihm darbot. Er übernahm die Vertheidigung Peltier's, der wegen verschiedener Schmähungen gegen den ersten Konsul seines Vaterlandes, in einer zu London gedruckten Zeitschrift, vor Gericht belangt war. Pelletier ward zu einer namhaften Strafe verurtheilt; Mackintosh hingegen, der mit seiner Gemahlin zu Paris eine sehr ehrenvolle und schmeichelhafte Aufnahme gefunden hatte, wurde von dem Könige mit Ehrenbezeugungen aufgemuntert und bald darauf unter glänzenden Aussichten als Gouverneur nach Bombay in Indien geschickt. Ausgerüstet mit allen Eigenschaften, die zur Behauptung eines so wichtigen Postens erforderlich waren, und voll Liebe und Eifer für die Wissenschaften, ließ es sich vermuthen, daß er in seiner neuen geräumigern Sphäre eine vielseitige Wirksamkeit beginnen würde. Er wurde bald nach seiner Ankunft Stifter einer neuen literarischen Gesellschaft, die er mit einer Rede eröffnete, aus welcher wir in der Folge vielleicht noch einige Bruchstücke mittheilen werden. Indien bedurf eines zweiten Johnsons: Mackintosh scheint vor vielen andern dazu geeignet zu sein. — Er ist ein Mann von großem starken Körperbau. Der stille Ernst, der unter dem schwarzen gekräuselten Haar auf seiner denkenden Stirne ruht, hat nichts von dem Zurückstoßenden des kalten Engländers. Die Humanität seiner Denkart und seiner Handlungsweise, vereinigt mit der strengsten Rechtschaffenheit im Karakter, gibt ihm eine unbeschreibliche Milde und eine Umgänglichkeit, wie man sie bei keinem seiner Landsleute sucht. Seine Lebensweise ist einfach. Auf seinem Studierzimmer, wo er den größten Theil des Tages zubringt, findet man ausser den gangbaren Zeitschriften unsers Mitalters, die alten Klassiker in kostbaren Bänden, so wie die Werke der schönsten Geister aller Nationen, deren Sprache noch nicht ausgestorben ist, auch unsere Deutschen, Wieland, Klopstok u. s. w in ihren ersten Prachtausgaben. Seine frugale Tafel umschließt die Mitglieder seiner Familie und nur zuweilen auserlesene Freunde. Unter den ersten führt den Vorsitz seine Gemahlin, Schwägerin des durch seine Fabriken in Hetruria bekannt gewordenen Wedgwood. Mutter und Vater lieben ihre Kinder und tragen für ihre beste Erziehung um so mehr Sorge, als sie beide die Früchte der Erziehung ihren eigenen Eltern zum erfreulichsten Genuß geboten haben.

Horstig.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 9. — den 31 Januar 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Konstantinopel im Spätsommer 1809.

Konstantinopel, 9 Sept 1809.

-- Nur ein wenig mehr Polizei und ein wenig mehr Kultur, und Konstantinopel wäre der reizendste Aufenthalt; durch seine prachtvollern Umgebungen eine Stadt im Paradiese, und werth der Hauptstadt zweier Welttheile zu heissen. Es ist umsonst, dir von der Grösse und Weitläufigkeit Stambuls einen Begriff zu geben; umsonst, dir die Landschaften weit umher an den Meeresufern zu schildern. Du würdest von all dem Zauber, der uns hier umweht, nichts empfinden, nur Buchstaben sehen und Zahlen. Man meint freilich, die Bevölkerung von Konstantinopel betrage nur 500,000 Seelen, aber sie ist gewiß grösser. Die Einwohner schlagen sie selbst auf eine Million, andere wieder auf anderthalb Millionen an; aber dies ist lächerliche Uebertreibung in orientalischem Styl. Will man inzwischen einen lebhaften Eindruck von der ungeheuern Volkszahl haben, so muß man ans Ufer des Meers treten, wo eine unübersehbare Menge von kleinen Schiffen und Nachen herumschwärmt, die in einer Strecke von einem Paar deutschen Meilen sich vom frühen Morgen bis zum Abend durchkreuzen, Personen, Waaren, Botschaften u. s. w. von einer Küste zur andern zu bringen. — Man schätzte mir die Anzahl dieser Schiffchen auf 60,000.

Seit dem Ausbruche des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich hatte das merkantilische Leben freilich sehr abgenommen, noch mehr durch den Krieg der Pforte mit Rußland. Denn sobald die Russen ihre Feindseligkeiten wieder begonnen hatten, liessen die Türken keine fremde Flagge mehr ins schwarze Meer passiren. Die Sperrung dauert nun seit Ostern, und man hat vergebens auf bessere Zeit gehofft. Dagegen sind eine Menge Schiffe, die im schwarzen Meer überwintert hatten, herausgekommen, und haben ihr Getraide gut angebracht, indem die vielen von Malta her erschienenen Schiffe keine andere Wahl hatten, als hier zu verkaufen, was sie brachten, und ihre Ladungen hier einzunehmen. Was auf Spekulation fürs schwarze Meer, besonders für Odessa, gebracht war, litt am meisten Schaden. Schwefel, der vor einem halben Jahre hier zu 17 Pct. verkauft ward, ist jetzt kaum zu 6 Pct. anzubringen; für Zitronensaft, davon aus Messina eine ganze Ladung kam, ist gar kein Preis zu erhalten, während man in Odessa zehn Kapitale für eins daraus lösen würde.

Ueber den Krieg der Franzosen und Oesterreicher erfuhr man nie etwas Sicheres. Zwar liefen Stafetten genug an die Gesandten von Oesterreich und Frankreich ein; allein die Nachrichten, welche diese daraufhin publiziren, sind einander so total widersprechend, daß man weder dem einem, noch dem andern glauben kann. Eben so zweifelhaft waren die Berichte, welche die Engländer aus Malta empfingen. Die spanische Insurrektionsjunta hat auch ihren Gesandten hergeschickt, der, wie man allgemein versichert, von der Pforte anerkannt worden ist. Man bemerkt es überhaupt wohl, die Türken fürchten das Vorrücken und Näherkommen der Franzosen an ihre Gränzen, und sind den Engländern gewogener.

Der Krieg zwischen den Russen und Türken beschäftigt die Neugier wenig; man erfährt fast nichts davon. Indessen haben wir im Sommer diesem Kriege einige unruhige Wochen zu danken.

gehabt. Die Janitscharen sollten nämlich zur Armee abgehen. Weil dies Gesindel aber mehr das Räuberhandwerk, als den militärischen Dienst versteht: so wollten sie noch vor dem Abmarsche Proben ihrer künftigen Bravour ablegen. Sie erpreßten nämlich auf öffentlicher Straße, mit der Pistole in der Hand, Geld von den Leuten, und schonten ihrer eigenen Nation nicht. Mehrere Wochen lang wurden die Laden in Konstantinopel nicht eröffnet. Den Franken besonders ging man zu Leibe; da war niemand am hellen Tage sicher.

Endlich gelang es der Regierung, diese Räuber in Gutem wegzuschaffen, und hierauf wurde es sogleich ruhig. Seit der letzten Revolution haben die Janitscharen keine regulirten Truppen mehr in der Hauptstadt dulden wollen. Der Großherr selbst steht gewissermaßen in Abhängigkeit von ihnen; daher auch mancher Große, der ihnen nicht gefällt, sich gefallen lassen muß, den Kopf zu verlieren. Ueberhaupt geht es hier mit dem Kopfabschlagen, als wüchse so ein Glied, wie abgeschnittenes Haar, von selbst wieder.

Da der englische Gesandte Mr. Adair die Ratifikation des Friedens von seinem Hofe empfangen hatte, mußte er nach hiesiger Sitte auch zuerst beim Großvezier, dann beim Großherrn seine Auffahrt machen. Der Umstand, daß noch wenig Engländer hier sind, und ich einige von diesen zu Freunden habe, verschaffte mir den unverhofften Vortheil, unter die Zahl der dreizehn Personen zu gelangen, die nach dem türkischen Hofzeremoniel im Gefolge des Gesandten vor den Kaiser gelassen werden. Ich empfing zwar keinen Zobelpelz, aber eine Art türkischen Mantels, den ich zu einer Maskerade aufbewahren will.

Die Freude dauerte von Morgens sechs Uhr bis Mittags, bald zu Pferde, bald zu Wasser, bald wieder zu Pferde, alles auf Unkosten des Großherrn, der uns auch ein Gastmal in türkischem Geschmack gab, das freilich keinem Europäer stark behagt, weil dabei nicht getrunken wird. Von Messern, von Gabeln ist dabei auch keine Rede. Man empfängt nichts, als eine Art Löffels, von kostbarem Holze, womit einer nach dem andern in die gleiche Schüssel langen muß. Auf diese Weise speisete ich im Audienzzimmer des Großveziers, der wenige Schritte von mir mit dem Ambassadeur an einem Tische saß. Der ganze Tisch besteht aus einer großen silbernen Soucoupe, oder einem gemeinschaftlichen Teller, worauf die Knochen, Fischgräten u. s. w. liegen bleiben, indem man geradenwegs die Speisen aus den Schüsseln an den Mund abliefert. Des Löffels bedient man sich eigentlich nur für die Reissuppe, welche bei Armen und Reichen jeden Tag auf den Tisch kommt, und immer zuletzt aufgetragen wird. Die Saucen genießt man durch das Eintauchen eines Stücks Brodes in die Schüssel; denn von Tellern ist bei sultanischen Gastmälern seit Mahom's Zeiten keine Rede gewesen. Das Lustigste aber ist, daß oft die Schüssel schon wieder verschwunden ist, wenn man kaum einmal Zeit hatte, hineinzulangen. So kannst du dirs erklären, wenn ich dir sage, binnen fünf und zwanzig Minuten hatten wir unsern Schmaus beendet, wobei nicht weniger als fünfzig Schüsseln eine nach der andern aufgetragen worden waren.

Der Kaiser sah unserm Gastmal hinter einem Gitter zu, das über dem Sitz des Großveziers angebracht ist. Die alte Sitte erlaubte ihm nicht, einen Unglaubigen anzuschauen; allein der vertrauliche Umgang, welchen seit mehrern Jahren die französischen Gesandten mit dem vorigen Sultan Selim hatten, scheint manches Anstoßige verbannt zu haben. Wir waren halb und halb vermuselmannt; denn ehe der Gesandte ins Audienzzimmer den Fuß setzen durfte, mußten er und wir Degen, Stöcke u. s. w. ablegen, Pelze und türkische Mäntel umwerfen, und uns von jeden so vielen turkischen Kammerdienern, als unserer Fremde waren, hinten bei den Schultern halten und ins Zimmer hineinschieben lassen. Beim Abschiede war dasselbe Zeremoniel, derselbe Zug durch die Gassen; und da der Großherr bei solchen Gelegenheiten mehr Pferde an Ort und Stelle liefert, als nöthig sind, so mangelt es nicht an Leuten anderer Nationen, die einmal Lust zu reiten haben, und sich dem Zuge anschließen.

Man erwartete die nahe Niederkunft einer Sultanin; alles prophezeite einen Knaben; große Festins wurden darauf hin vorbereitet; aber ein Mädchen verderbte allen die Freude. Nichts desto weniger wurden verschiedene öffentliche Feste gegeben, unter denen vorzüglich die nächtliche Beleuchtung der Palläste an den europäischen und asiatischen Küsten des Kanals und der in der Mitte desselben vor Anker liegenden Linienschiffe den lebhaftesten Eindruck auf mich machte. Es war dies das erstemal, daß ich die ungeheuern schwimmenden Gebäude so beleuchtet sah.

Denke dir in nächtlichen Dämmerungen über dem finstern Ozean schwebend mehrere Dreidecker von 120 bis 130 Kanonen; jede Stückpforte von einem Lampenkranz umstrahlt; Mastbäume, Segelstangen, Tauwerk, von unten bis oben ein flammender Streif, von vielfarbigen Lampen; in der Ferne am asiatischen Gestade wie ätherische Feenschlösser die illuminirten Palläste herüberfunkeln; links und rechts, in den Lüften, der Feuerwerke fantastische Spiele, unter deren Sonnen und zerfallenden Sternen der weite Kanal erleuchtet wird, und die vielen tausend Kähne zeigt, und Lustgondeln, welche auf ungewissen Wogen zwischen zwei Welttheilen hin und her schwärmen; dann wieder die Finsterniß, die stillleuchtenden Feenburgen in der Ferne, und näher dem Vorgrunde die wie aus Goldstrahlen gebauten Linienschiffe, welche sich auf ihrem Anker hin und drehen, und kokettirend jede ihrer Seiten präsentiren. — Nur der anbrechende Tag machte dem fröhlichen Lärmen ein Ende.

Diese Lustbarkeiten sollten acht Tage und acht Nächte dauern; allein weil bei solchen Anlässen das Volk zu tobend wird, wie gewöhnlich, wurden die Feste früher eingestellt.

Bei aller dieser Herrlichkeit dürfte es doch bald an Brod mangeln, wenn die Sperrung des schwarzen Meeres noch lange dauern sollte. Denn nur seit ich hier bin, ist der Preis des Korns in wenigen Monaten beinahe aufs Doppelte gestiegen. Vorigen Winter galt es nur etwa einen halben Konventionsthaler das Maas von ungefähr 54 poids de marc. In Odessa ist dagegen Ueberfluß; der Tzewerts von ungefähr 310 Pfund sechs bis sieben Rubel, oder zehn bis zwölf Livres tourn., indem jetzt das russische Geld so schlecht ist, daß ein holländischer Dukaten 7 1/4 Rubel gilt. In Tangarok, wo der schönste Waizen von der Welt geerndtet wird, kostet er noch dreißig Prozent weniger, als in Odessa, also beinahe gar nichts. — — —

D.

## Notizen zur Geschichte des französisch-österreichischen Krieges vom Jahre 1809.

(S. Weltkunde No. 2.)

### 10.

### Die Oesterreicher in Dresden im J. 1809.

Dies ist die Ueberschrift des Artikels, welcher das dritte Heft des schon früher erwähnten „Materialien zur Geschichte des österreichischen Revolutionirungssystems" ausfüllt. Wir theilen unsern Lesern daraus das Wesentlichste mit, da jene Blätter, obgleich polemischen Gehaltes, sehr verdienen zur Kunde der Geschichtforscher zu kommen. Denn nach dem bisherigen österreichischen System wird vermuthlich noch lange ein geheimnißvolles Schweigen über Ursprung, Gang und Wirkungen jenes letzten Krieges von österreichischen Schriftstellern selbst beobachtet weeden müssen, falls nicht Hr. von Hormayr die Rolle eines österreichischen Plutarchs mit der eines österreichischen Thucydides vertauschen und dasjenige beschreiben will, was er selbst gesehen und gethan. Denn über die Art, wie er das unglückliche Tirol wieder Thron und Eid zu empören trachtete, und des Hirtenlandes namenloses Elend gründen half, kann schwerlich von einem andern, als ihm selbst, belehrender geschrieben werden.

Noch vor des Krieges Ausbruch hatten österreichische Agenten das Gerücht verbreitet, Erzherzog Karl habe seiner Schwester, des sächsischen Prinzen Anton Gemahlin, Versicheeung gegeben, es werde kein österreichisches Korps in Sachsen einrücken. Inzwischen wae der Prinz von Pontecorvo am 22 März 1809 in Dresden angekommen, und Anstalten zur Befestigung der Hauptstadt wurden getroffen. Da Napoleon aber die sächsische Armee zu seiner Unterstützung nach Süddeutschland berief, wohin sie am 13 April aufbrach, wurde der Befestigungsplan aufgegeben, und der König entfernte sich aus der unbewehrten Hauptstadt, die an Böhmens Grenzen anfangs nur von einer Bürgerwache, nachher von 1500 Mann sächsischer Truppen unter Befehl des Obersten von Thielemann schwach gedeckt war.

Der Prinz von Braunschweig-Oels, Sohn des letzten Herzogs von Braunschweig, hatte zu Nachod in Böhmen (wie man sagt, auf Rechnung des entthronten Kurfürsten von Hessen) ein Korps errichtet, welches am 14 Mai in die Lausitz einrückte, und Abtheilungen bis Königstein hinaufschwärmen ließ. Der Oberst von Thielemann machte am 25 Mai in diesen Gegenden auf kurze Zeit ihren Plünderungen ein Ende, und vertrieb selbst die Braunschweiger am 30 Mai nach hartnäckigem Gefecht aus Zittau, wo der Prinz, durch Proklamationen von Oesterreichs vermeinten Siegen an der Donau, des Volkes Glauben irre zu leiten suchte. Als Thielemann mit seiner Mannschaft nach Dresden zurückgekehrt war, erschien der Prinz wieder in dem unbesetzten Zittau, brandschatzte das Städtchen um 6000 Thaler, wovon einer seiner Wachtmeister 2000 für sich behielt, und damit entwich. Aber Sachsen sicherte den Bürgern von Zittau die verlorne Summe durch Repressalien im böhmischen Grenzort Rumburg, wo drei Handelshäuser für die gleiche Summe Anweisungen ausstellen mußten.

Auf die am 9 Juni sich verbreitenden Nachrichten vom Anmarsch eines grossen österreichischen Korps zogen sich die sächsischen Truppen aus Dresden auf die Höhen hinter Pennerich, an der Straße, die gen Nossen führt. In der That erschien, als Vortrab dieses Korps, der Prinz von Oels mit seinem 1200 Mann starken Haufen, welcher sich den Namen der schwarzen Brüder der Rache gab, am 11 Juni in Dresden; bald zog auch der österreichische General Am Ende, an der Spitze von etwa 10,000 Mann mit dreizehn kleinen Feldstücken versehen, heran. Der größere Theil dieser Truppen bivouacquirte auf dem alten Marktplatz.

Am folgenden Morgen legte sich der österreichische General aus dem Fenster des Hotels heraus, wo er einquartirt worden war, und streute eigenhändig anderthalb Stunden lang Proklamationen, Bulletins und Manifeste unter den zusammenlaufenden lachenden Pöbel. Die Sachsen wurden unter schweren Drohungen aufgefordert, dem Interesse ihres Monarchen zu entsagen, und sich an den Kaiser von Oesterreich anzuschliessen. Der böhmische Gubernialrath von Baierweck, als Intendant, und der Rath Eichler als Unterintendant, trafen Anstalten, die öffentlichen Kassen aller Art in Beschlag zu nehmen, und die königlichen Behörden unter Aufsicht zu setzen; während die ölsischen Truppen allerlei Lumpengesindel mit Handgeld und starken Getränken zur Anwerbung lockten. Zur Revolutionirung der Gebildeteren arbeitete der Schriftsteller Adam Müller, der Thekla's Geisterstimme durch „Schill eine Geisterstimme" parodirte, und diejenigen Arbeiten lieferte, die aus der Kanzlei des Fürsten von Lobkowitz, österreichischen Stadtkommandanten von Dresden, kamen.

Weder Geister- noch Menschenstimmen erschütterten der Sachsen Treue für ihren Monarchen. Die österreichischen Intendanten aber liessen über achthundert Wagen mit Salpeter, Zelten, Pontons, Leinwand, Tuch, Säbelklingen, Pistolen, eisernem Geräthe und andern Kriegsbedürfnissen, gegen 300,000 Thaler werth, aus Dresden nach Böhmen führen: die Requisitionen aller Art kosteten der sächsischen Hauptstadt binnen kurzer Zeit über 21,000 Thaler.

Am zügellosesten war zu dieser Zeit das Betragen des ölsischen Korps, welches in den Gegenden um Dresden grausame Gelderpressungen trieb, in den kleinen Städten die Steuerkassen leerte, und jeden blutig mißhandelte, welcher den Schutz seines oder öffentlichen Eigenthums wagte, also, daß selbst der Erzherzog Karl unterm 18 Juni aus dem Hauptquartier Deutsch-Wagram den Prinzen zur Strenge gegen sein Korps ermahnte, und dem Feldmarschall-Lieutenant Baron von Kienmayr auftrug, die Exzesse der Braunschweiger militärisch zu strafen. „Eine Schaar von Leuten," so schrieb der Erzherzog dem Prinzen, „die vor der Hand noch kein Vaterland haben, kann nur durch die Furcht vor dem gemeinschaftlichen Kommando im Zaum gehalten werden.

Eben diese Ausschweifungen des braunschweigischen Korps, welches, als für sich agirend, nicht unter dem Befehl österreichischer Feldherren zu stehen vorgab, verführten vermuthlich den vom Könige von Sachsen niedergesetzten geheimen Rath zu dem seltsamen Schritt, den geheimen Referendar von Manteufel in das österreichische Hauptquartier abzuordnen, um Vorstellungen wegen der feindlichen Erpressungen in Sachsen zu machen; ein Schritt, den König Friedrich August mit Recht ernstlich mißbilligte.

Seit dem Einmarsch der Oesterreicher hatte sich der sächsische Oberst von Thielemann mit seiner kleinen Truppenzahl über Waldheim weiter von Dresden hinweggezogen, nachdem er

noch am 11 Juli eine Rekognoszirung gegen die Hauptstadt vorgenommen, welches der Anlaß zu einem kleinen Gefechte bei Wilsdruf geworden war.

Am 18 Juni verliessen die Feinde Sachsens Hauptstadt, um tiefer in das Königreich und vielleicht gegen Westfalen vorzudringen; nur eine Garnison von dreihundert Mann der Landwehr blieb zurück. Am 25 Juni kam der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Kienmayr nach Dresden, um das Oberkommando des Korps zu übernehmen; allein er kehrte bald wieder nach Böhmen zurück, da er erfuhr, daß man den Generalen Albignac, Gratien und den sächsischen Truppen Zeit gelassen, sich mit den Garden des Königes von Westfalen zu vereinigen, so daß die Alliirten ihm 16,000 Mann entgegenstellen konnten.

In der That zögerte auch unter diesen Umständen das österreichisch-braunschweigische Korps nicht, und eilte nach Böhmen zurück. Als dies die in Dresden zurückgebliebenen dreihundert Landwehrmänner erfuhren, brachen sie ebenfalls am 29 Juni auf, führten vorher aber noch alle zur Kettenstrafe verurtheilte Verbrecher aus den Dresdner Gefängnissen, setzten sie auf Wagen, nahmen diese wegen Diebstahl, Raub und Mord Verhafteten mit sich nach Böhmen. Warum dies geschah, ist eben so unbegreiflich, als man bis jetzt im Dunkeln ist, was aus den Entführten geworden.

Unter allgemeinem, herzerhebendem Frohlocken der Einwohner Dresdens zog am 29 Juni um 11 Uhr das sächsische Korps und ein westfälisches Gardeeegiment zu Pferde in der Stadt ein. — Aber das Bleiben der Alliirten war von kurzer Dauer. Schon am 4 Juli eilten diese gegen das Erzgebirge den Gegenden von Baireuth zu, um dort das Radivojevische Korps zu vertreiben; zur Besatzung kam der Major Woblan mit 1360 Mann Infanterie, vierzig Reutern und zwei Kanonen nach Dresden. Auch dieser mußte sich zurückziehen, da der österreichische General Am Ende mit einem 4000 Mann starken Korps wieder aus Böhmen hervorbrach, und den 14 Juli Dresden besetzte. Der Fürst von Lobkowitz ward wieder österreichischer Stadtkommandant, und eine seiner ersten Verfügungen war, den Polizeidirektor der Stadt, Hrn von Brandt, arretiren zu lassen, weil derselbe dem für Oesterreichs Sache so thätig gewesenen Adam Müller, nach dem ersten Abzuge der Oesterreicher, die Weisung ertheilt hatte, Dresden zu verlassen.

Ein Herr Baron von Buol war schon als österreichischer Intendant angekündigt worden; dieser war schon bis Töplitz gekommen; man fürchtete schon eine Entführung von Dresdens Kunstschätzen: als am 15 Julius gegen Abend der Lieutenant Septeuil, als französischer Kurier, aus dem Hauptquartier mit der Botschaft vom Znaymer Waffenstillstand nach Dresden kam, um von hier nach Kassel zu eilen. Anfangs wollten die Oesterreicher dieser Nachricht keinen Glauben schenken, bis sie auch von österreichischer Seite bestätigt ward. Da aber im Waffenstillstandsvertrag gar keine Erwähnung von Dresden geschehen war, weil man in Znaym die neuerliche Besetzung dieser Stadt durch österreichische Waffen nicht kannte, ward mit Requisitionen fortgefahren, bis der Oberst von Thielemann am 20 Juli mit seinen Truppen auf den Höhen von Plauen vor der Stadt erschien.

Er, von seinem Souverain noch nicht über den Waffenstillstand belehrt, forderte den General Am Ende auf, die Hauptstadt zu räumen, widrigenfalls er sich derselben mit Gewalt zu bemächtigen drohte. Nach manchem Hin- und Wiederreden entschlossen sich die Oesterreicher zum Abzuge, der auch am folgenden Tage vor sich ging.

Der Prinz von Braunschweig-Oels hingegen, welcher damals sein Hauptquartier zu Zwickau im Voigtlande hatte, weit entfernt, dem Befehl des Feldmarschall-Lieutenants Kienmayr, sich nach Böhmen zurückzuziehen, Folge zu leisten, zog über Altenburg gegen Leipzig, mit dem Entschlusse, die Ufer der Nordsee zu gewinnen. Seine Leute beobachteten in den Dorfschaften und kleinen Landstädten Sachsens ein zügelloses Betragen. In Leipzig selbst, wo dieses Korps am 26 Juli einrückte, nachdem es bei Stötteritz einige hundert sächsische Husaren und Dragoner zurückgeworfen hatte, wurde in den Vorstädten geplündert, und stark gehauset, und von der Stadt ausserdem eine Kontribution von 20,000 Thalern erpreßt. Die Kontributionssumme selbst betrug freilich nur 17,000 Thaler, aber sie stieg, weil auch die Pferde der Stadt und verschiedene andere Dinge mit baarem Gelde losgekauft werden mußten. Sobald der Prinz den Anzug des Thielemannschen Korps vernahm, brach er nach Merseburg auf. Thielemanns Vortrab verfolgte ihn bis an Westfalens Grenzen.

## Varietäten.

### Aus Frankreich.

—— * Paris, 18 Jänner. Man hat hier den neuen Roman von Göthe, die Wahlverwandtschaften, erhalten. Schon hat sich ein geübter Uebersetzer dazu gefunden, und im Monat März erscheint dies Produkt der deutschen Muse in französischem Gewande. — Eben so hat man nun auch in Paris Kotzebue's älteste Geschichte der Preussen, die viel besser gerathen sein soll, als man von einer Geschichte aus Kotzebue's Feder zu erwarten berechtigt sei. Auch sie soll ins Französische übersetzt werden.

Der Fürst Primas empfängt täglich bei sich unsere Gelehrten und Schriftsteller. Er muntert sie nicht selten durch köstliche Geschenke, noch mehr durch einen ungemein gütigen Empfang in ihren literarischen Arbeiten auf; ertheilt ihnen Rath; — genug er ist ganz Mäcen.

Wir haben bei uns vollen Winter. Die Seine ist mit Eisschollen bedeckt, und das hat schon manches Unglück veranlaßt. Gestern stürzte an den Schollen die Galliote um, d. h. das regelmäßig zwischen Paris und St. Cloud gehende Frachtschiff. Der Unfall ereignete sich in der Nähe von Passy. Vier Ammen, mit mehreren Säuglingen an der Brust, waren auf dem Schiffe, und verunglückten mit ihm.

### Aus Spanien.

—— * Auch Don Nicasio Alvarez de Cienfuegos, der Dichter der Condesa de Castilla, über dessen Leben und Kunst die Miszellen für die neueste Weltkunde im vorigen Jahre verschiedene Angaben lieferten, ist nicht mehr unter den Lebenden. Er starb als Staatsgefangener in Frankreich, der redliche, brave Cienfuegos!




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 10. — den 3 Februar 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Paris.

Blick auf die neueste dramatische Literatur. — Monvel; Talma. — Studentenunfug.

Paris, 20 Januar 1810.

Es scheint, die goldenen Zeiten der Literatur sind nun und bleiben für uns verloren. Selten erhebt sich einer über die Fläche des Gemeinen. Wir vergöttern oder lästern wechselsweise unsere klassischen Schriftsteller, und doch kommt ihnen von den neuern keiner gleich. Am meisten aber ist der gegenwärtige Zustand der dramatischen Literatur zu beklagen: hier herscht eine beklagenswürdige Dürre.

Jetzt sinds nun volle sechs Monate, und seitdem hat kein einziger Dichter mit Glück debütirt; kein neues Stück konnte ganz zu Ende gespielt werden. Ein Hr. Valmallet gab, es mögen etwa acht Wochen sein, ein Lustspiel in fünf Aufzügen und in Versen, der „Enthusiast“ betitelt — ausgepfiffen ward es von einem Ende bis zum andern, ungeachtet manches glücklichen Verses und einiger Szenen, die stark ans Possenhafte überstreiften. Was diesem Dichter wohl das Allerverdrießlichste sein muß — und er soll, troz seiner schlechten Arbeit, ein Mann von Geist sein — ist die Zeit, die er dazu verschwendete. Denken Sie ums Himmels willen, drei bis vier Jahre hat er an seinem Lustspiel rastlos gezimmert, gefeilt, geputzt, und nun

L'ouvrage d'une année est détruit en un jour!

So etwas ist zum Verzweifeln. Einige Journale, besonders der Publiciste, haben dem Stücke strenges Recht widerfahren lassen.

Das Odeon, oder Theater der Kaiserin, welches das zweite Theater von Paris sein sollte, hat seit langer Zeit nichts als fade oder weinerliche Lustspiele aufgetischt, die sammt und sonders eben so erbärmlich gespielt als geschrieben waren. Vor einem Paar Tagen gab man da ein neues Lustspiel in Prosa, und von einem Akt: „la double méprise“, ein Ding ohne alles Interesse, von der gemeinsten Intrigue, fast ohne Erfindung; doch fuhr man fort, es zu spielen, weils am bessern fehlte. Sie haben in Deutschland doch noch einige Männer von Genie — aber wir! — Der Verfasser des letztgenannten Stückchens ist ein Hr. Chazet, bekannt nicht durch die Güte, sondern durch die überschwängliche Menge von Dramen, die unter seinem Namen laufen, wiewohl ihrer viele jezt anerkannt nicht von ihm sind.

Die Oper „Fernand Cortez“ zog in den zwei ersten Vorstellungen ganz Paris an. Jetzt bemächtigte sich das Vaudeville des Stoffs zu einer Parodie unter dem Titel: „Relâche pour la répétition de Fernand Cortez, ou l'opéra en province.“ Diese Parodie schien als Satire etwas zu derb und doch zu wenig lustig. Was am meisten darin amüsirte, war, daß statt der Pferde, die in Fernand Cortez auf der Bühne eine allzuwichtige Rolle spielten, Esel auftraten. Aber dabei bliebs nicht. Nun gab Franconi wieder im olympischen Zirkus eine Parodie der Parodie, unter dem Titel: „Les chevaux vengés“, und das Publikum hat sich recht erbaulich ergözt, da es — Truthühner aufs Theater kommen sah. — Sie sehen also, wie es jezt mit unsern Schöngeistern bestellt ist.

Das Theater Feydeau ist für diesen Winter das Theater à la mode. Lange zuvor, ehe die Vorstellung beginnt, sind alle benachbarte Gassen mit Kutschen und Fiakern verrammelt. —

Monvel, der alte berühmte Schauspieler, Verfasser des amant bourru und anderer Stücke, spielt nicht mehr; seine Zunge ist gelähmt. Er wird sehr beklagt. Dieser Schauspieler glänzte nun volle dreißig Jahre auf der französischen Bühne. — Talma's Gesundheit bessert sich. Man erzählt sich, daß Se. Maj. der Kaiser ihn vor etwa drei Wochen besuchte, und ihm freundschaftlich verbot, schlechterdings in den ersten zwei Monaten nicht zu spielen. Schon jetzt werden Logen auf den Tag seines Wiedererscheinens auf der Bühne gemiethet.

Vermuthlich kennen Sie schon den Journalkrieg, der sich bei Gelegenheit eines indezenten Artikels erhob, welchen der beißige Geoffroy ins Journal de l'Empire über das Lustspiel: „Le philosophe sans le savoir" einrückte. Er machte darin den Handelsstand auf die unverzeiblichste Art herunter. Man antwortete ihm, aber nur schwach; er ward nun noch zehnmal ärger. Diese Ausfälle gegen einen der nützlichsten und respektabelsten Stände brachten dem Journal de l'Empire schlechten Gewinn. Es hat darüber schon über dreitausend Abonnenten verloren. Einige der vorzüglichsten Kaufleute von Paris gingen selbst ins Bureau des Journals, und erklärten, warum sie das Blatt aufgäben.

Seit einigen Monaten erschien alle Morgen ein neues Journal, unter dem Titel: „Journal de politique, des arts, de la littérature et des sciences." Weil es immer mit politischen Neuigkeiten gut versehen war, schwang es sich, begünstigt durch den geringen Preis, schnell empor. Nun vertauschte es das Duodezformat mit dem Folioformat, und wollte eine Stufe höher treten. Da blieben die andern Journalisten nicht länger gelassen. Sie klagten bei der Regierung, und jetzt ward dem Journal de politique auf der Stelle verboten, von Politik zu reden. So ists nun zu einer Literaturzeitung geworden, die uns mit seichten Rezensionen bereichert.

Eine skandalöse Anekdote muß ich Ihnen noch erzählen, da ich eben von unsern Journalisten rede. Malte-Brun, der bekanntlich am Journal de l'Empire mitarbeitet, hatte sich die Ungnade der Studenten an der polytechnischen Schule durch einen Artikel zugezogen, worin er sie etwas lächerlich machte. Ein Haufe dieser jungen Leute ging darauf bei Nacht zu ihm ins Haus, und prügelte ihn erbärmlich durch. Der Kommandant der polytechnischen Schule wollte nun die Strafbarsten von diesen jungen Helden nach Verdienst züchtigen lassen; das gab eine Revolution. Ein Theil der Schule lehnte sich gegen die Obern auf, und betrug sich so, daß Se. Maj. der Kaiser, von diesem Aufruhr benachrichtigt, gezwungen waren, Truppen gegen die Schule rücken zu lassen. Die Renommisten wurden gefaßt und ins Gefängniß geführt. Man glaubt, die Hauptsünder werden auf eine exemplarische Art gestraft werden.

Ausser einer Menge unbedeutender Romane ist nichts Bedeutendes in der schönen Literatur erschienen. Ein Hr. E. Morin erhob sich bis zum Epischen. Er schrieb ein gerettetes Genua, „Gênes sauvée". Hr. Morin ist ein alter Militär, der ehmals unter Massena diente. Sein Degen mochte braver sein, als seine Feder; denn in der Welt ist nichts langweiliger, als seine vier Gesänge von Genua sind, die von ermüdenden Details und lächerlichen Ideen strotzen. Der Fürst Primas, dem er sich näherte, beschenkte den unglücklichen Dichter mit einer reichen Tabatiere. Der beste Trost.

Der Dichter Le Gouvé, Verfasser des Mérite des femmes und mehrerer anderer ungemein artigen Gedichte, ist schon seit geraumer Zeit durch eine gefährliche Krankheit den Musen geraubt und alles Bewußtseins unfähig.

Doch genug für heute. Mein Brief ist ein Brief voller Klagen. Ich erschrecke selbst bei dem Anblick der heillosen Dürre unserer schönen Literatur, und der Menge von Nichtswürdigkeiten, mit denen ich Sie nicht unterhalten möchte.

An.

---

## Meteorologische Beobachtungen über das Jahr 1809.

(Vom Herausgeber.)

Unter den gleichen Verhältnissen, wie im vorigen Jahre, wurden diese Beobachtungen zu Aarau (unter dem 25 Grad 38 Min. 45 Sekunden der Länge und unterm 47 Grad 23 Min. 31 Sek. der Breite gelegen, 1140 Fuß absoluter Höhe über der Fläche des Mittelmeers) angestellt; das Barometer nämlich bei einer milden Temperatur von 15°, und das Deluc'sche Thermometer dreimal des Tages, bei Sonnen-Auf- und Untergang, und Mittags um 2 Uhr beobachtet.

Der höchste Barometerstand im Laufe des Jahrs 1809 war am 19 Februar, wo das Quecksilber auf 27″ 5 6/10‴, folglich höher als seit drei Jahren, stieg.*) Der tiefste Stand hingegen war am 8 Jänner, da das Quecksilber auf 26″ 2 5/10‴ fiel. Ungeachtet jenes hohen Steigens vom Quecksilber war die Atmosphäre dennoch sehr feucht viele Tage nach einander; Schnee oder Regen fielen fast anhaltend, und Orkane erschütterten weit über des Welttheils Hälfte hin die Luft.

Bei 730 Beobachtungen (jeden Tag Morgens und Abends) war das Quecksilber 414 mal über 27 Zoll, und 326 mal darauf oder darunter. Vom Mai bis Oktober behauptete es seinen hohen Stand am dauerhaftesten; im Jänner erhob es sich nur wenige Stunden über 27 Zoll.

Der höchste Stand des Thermometers war am 20 Mai, wo das Quecksilber im Schatten Mittags auf + 24° stieg; in den sonst gewöhnlich heißesten Monaten Juni, Juli, August erreichte es nur 20° bis 23°, im September kam es kaum bis 19°, im Oktober höchstens nur noch auf 12°. Am tiefsten fiel das Quecksilber am 27 und 28 Jänner, da es — 11° stand.

Schnee fiel im Laufe des Jahres in 31 Nächten und an 37 Tagen; der letzte vom Winter 1808 — 1809 in der Nacht vom 5 und 6 des Mai's; der erste des Winters 1809 — 1810 am 29 September, der schon tief am Juragebirge niederfiel. Den gleichen Tag sammelten sich auch die Schwalben zur Abreise.

Regen fiel im ganzen Jahre an 108 Tagen und in 101 Nächten. Dabei war der Himmel nur 156 Tage lang heiter, folglich 209 Tage lang bewölkt und trübe. März und August hatten die meisten heitern Tage; der ganze November zählte deren nur drei.

Hagel fiel dreimal im Jahre, im März (zweimal) und im August (einmal).

Man zählte 79 Morgennebel; nur einen einzigen Tag dauerte der Nebel anhaltend bis zum Abend. Man hatte 67 mal des Morgens Thau, der im März schon fiel, im Mai am

*) Es ist nur Druckfehler, wo in der meteorologischen Tabelle vom Jänner vorigen Jahres (S. 40 dieses Journals) der Barometerstand bei Sonnenuntergang am 31 Jänner mit 27″ 7 5/10‴ angegeben ist, statt 27″ 0 5/10.

häufigsten, und bis im Oktober bemerkt ward; Reif sah man an 41 Morgen, bis spät im März, und mit dem Oktober schon wieder beginnend.

West-, Südwest- und Nordwest-Winde waren die herrschenden. Ost-, Südost- und Nordost-Wind wehte nur an 125 Tagen. Die stürmischsten Monate waren Jänner und Hornung; nächst ihnen April und Christmonat. Das Jahr hatte 41 Tage mit heftigem Wind oder Sturm.

Die Witterung des Winters 1808 — 1809 war nicht von besonderer Kälte, aber, feucht, regnerisch, stürmisch, unbeständig; der Frühling blieb lange zurück; der Frost verletzte die durch Wintermilde hervorgelockten Blüthen des Frühobstes im April; erst im Mai zeigte sich die verspätete Vegetation in Thätigkeit. Aber Sommer und Herbst blieben kühl und regnerisch; Feld-, Garten- und Erdfrüchte gediehen wohl; mindern Ueberfluß gewährte Pomona, und die Trauben blieben meistens herbe und grün.

Es wurden nur 26 Gewitter bemerkt, davon sich nur sieben über dem Aarthale, folglich in der Nähe, zeigten. Das erste erschien am 26 Jänner nordwärts; das letzte im Jahr am 16 September. Nur ein einziges erschien Vormittags von 10 bis 11 Uhr, und es war eines der nahen; die übrigen alle Nachmittags von 2 bis 10 Uhr. Am gewitterreichsten war der August.

Ich will hier nicht dasjenige wiederholen, was schon in frühern Jahrgängen über das Verhältniß des Steigens und Fallens vom Quecksilber zu den Gewittern, Orkanen und andern atmosphärischen Revolutionen gesagt worden ist. Es bestätigte sich auch im Laufe dieses Jahrs.

Die Erkältung der Atmosphäre und der Erdoberfläche während zweier kühlen regnerischen Sommer ließ einen strengen Winter befürchten. Der darauf folgende Jänner 1810 erschien wirklich mit ungewöhnlich anhaltender Kälte, so milde auch November und Dezember vorher waren. Seit mehrern Jahren erinnerten sich die Gegenden der nördlichen Schweiz keines kältern Tages, als der 20 Jänner war, wo des Thermometers Quecksilber am Morgen 13°, des Abends 9° unter dem Gefrierpunkt stand.

Die grelle Abwechselung der Witterung; die schnellen Uebergänge von Wärme zur Kälte, und umgekehrt; der feuchte Zustand der Atmosphäre im größern Theile des Jahrs, wirkten auf den Gesundheitszustand der Menschen wie der Thiere mit empfindlichem Nachtheil. Vom Jänner bis zum Mai zeigten sich katarrhalische und rheumatische Krankheiten unter allen Formen am häufigsten. Die häutige Bräune (der Croup der Engländer) erschien mit der Mitte Februars, immer mörderisch genug unter Kindern, wenn gleich mit dem April wieder verschwindend. Mit dem Mai traten Wechselfieber vorzüglich ein, und zwar häufiger und allgemeiner, als sie seit vielen Jahren in der ebenen Schweiz angetroffen wurden. Der Juni gehörte zu den gesundesten aller Monate, so wie er auch erst den verspäteten Frühling mit seiner ganzen Anmuth herbeiführte. Aber der ungeheure Wechsel der Temperatur von einem Tage zum andern in den Monaten Juli und August brachten wieder das bleiche Heer der gallicht-katarrhalischen, gallicht-nervosen und rheumatischen Fieber, Koliken, Diarrhöen und andere aus Erkältung entspringende Krankheiten in Umlauf. Gesünder ward der kalte regnerische September, selbst der Oktober, wiewohl er Schnupfen und Husten genug vertheilte, und in einigen Gegenden der nördlichen Schweiz den Scharlachfriesel fortdauernd hausen ließ, der zwei Drittel der daran Erkrankten zum Grabe brachte. Zwar verlor sich diese Krankheit mit des Winters Eintritt im November und Dezember, aber dagegen wurden wieder die gewöhnlichen Winterkrankheiten herrschender, katarrhalische und rheumatische Uebel. Merkwürdig war noch im Dezember die in den Kantonen Waadt, Bern, Luzern und Aargau schreckliche Erscheinung mehrerer tollen Hunde, deren Biß viele Familien unglücklich machte. Zu gleicher Zeit nahm man im Kanton Basel betäubte Füchse wahr, die, ohne zu beissen, wie geblendet gegen feste Gegenstände anrannten.

---

## Stoff zu Parallelen.

### Die Schwäche Germaniens.

Es ist seit einiger Zeit unter gewissen deutschen Schriftstellern Modeton geworden, über das „zerrissene, zerstückelte, getrennte deutsche Vaterland“ zu klagen; als wenn es vorher und seit zwei Jahrtausenden etwas anders gewesen wäre. Man gefällt sich, den Wielandschen Ausdruck, daß wir nur noch deutsche „Sprachgenossen“ unter einander sind, zu wiederholen; als wenn die Deutschen wirklich jemals mehr vorher gewesen wären!

Es gab eine Zeit, da man gern von „deutscher Freiheit“ sprach, sobald das Haus Oesterreich Miene machte, immer mehr Theile Deutschlands an sich zu reissen. Und doch würde eben dies, wenns gelungen wäre, die Deutschen erst zu einem Staat, zu einem Thron, zu einem Gesetz vereinigt, und gegen jeden Eroberer unüberwindlich gemacht haben. Frankreich wäre noch heut ein schwaches, leicht unterjochbares Land, hätten die Könige desselben nicht, seit Karl dem Kahlen bis Ludwig dem Vierzehnten, die großen Lehen des Reichs mit ihrer Krone vereinigt.

Die Deutschen hatten, seit der Name ihres Landes in die Weltgeschichte eintritt, immerdar ein zerrissenes, zerstückeltes, getrenntes, und nie ein gemeinsames väterliches Land. Von jeher waren die Bewohner dieses Bodens nur durch Konföderationen verbunden, noch öfter aber durch Zwietracht und Rivalität getrennt, von den Bürgerkriegen seit Hermann bis zum letzten Kriege der Preussen gegen Oesterreich. — Nicht Roms Macht war den alten Germaniern so furchtbar, als diese innere Uneinigkeit der Stämme. Darum sagte auch Tacitus voll römischen Patriotismus (Tacit. Germ. c. 33): „Behielten doch diese Rom befeindenden Völkerschaften ihren Haß gegen einander! Wir, auf des Glückes höchstem Gipfel, haben nichts vom Geschick mehr zu erflehen, als jener Barbaren Uneinigkeit.“

Urtheilen wir doch unbefangen, und berauschen wir uns nicht mit den seltsamsten Täuschungen. Wer die Schicksale der Gegenwart richtig würdigen will, muß der Vergangenheit Orakel fragen.

Gibbon stellt aus Cäsars und Tacitus Gemälden ein Bild vom alten Germanien auf (Geschichte vom Verfall des römischen Reichs, zweiter Theil, Kap. 9), das, trotz des Zwischenraums von tausend achthundert Jahren, dem neuern Germanien nicht übel gleicht. Ich setze ein Paar Stellen daraus her zum Nachdenken:

„Des alten Germaniens Stärke erscheint in furchtbarer Gestalt, wenn man denkt, was es mit vereinter Macht hätte wirken können. Sein ungeheurer Umfang mochte wohl eine Million von Kriegern stellen, weil da alles, was Waffen tragen konnte, auch begierig war, sie zu tragen. Aber diese ungestüme Masse, nicht nur unfähig, einen weit reichenden Entwurf zur Nationalgröße zu fassen oder zu vollstrecken, wurde auch von entgegengesetzten, oft wohl gar feindseligen Zwecken bewegt. Deutschland war in mehr als vierzig unabhängige Staaten getheilt, und selbst in jedem der einzelnen Staaten blieb die Verbindung der besondern Stämme nur sehr schlaff und willkührlich. — — Roms Geld und geheime Unterhandlungen fanden dabei den Weg bis in das Herz von Deutschland, und man bediente sich, wenn schon mit scheinbarer Würde, jeder Kunst der Verführung, um sich das Wohlwollen derjenigen Stämme zu gewinnen, die wegen ihrer Nachbarschaft am Rhein und an der Donau die nützlichsten Freunde und so auch die gefährlichsten Feinde werden konnten. Man schmeichelte den berühmten und mächtigen Anführern durch kleine, an sich unbedeutende Geschenke, die aber von ihnen entweder als Zeichen eines gewissen Vorzugs, oder als Werkzeuge des Luxus aufgenommen wurden."

---

# Varietäten.

## Aus Italien.

— Auf meiner Reise durchs Modenesische hatte ich der traurigen Gelegenheiten noch manche, die Spuren des unseligen, vorjährigen Kriegs zu sehen. Die Tiroler Insurgenten oder Briganti, wie sie hier durchgehends heißen, hatten auf ihren Raubstreifereien manchen reizenden Landsitz und manche kleine Gemeinde fast ganz zerstört. Am meisten aber litten von diesen Rotten das Bolognesische, Modenesische, Ferrarische u. s. w. Allerlei Lumpengesindel gesellte sich zu den Tirolern, oder wollte doch Insurgent heißen, um rauben und morden zu können. Noch zwei Tage vor meiner Abreise von Modena (10 Oktober 1809) wurden auf der Straße zwischen Modena und Bologna mehrere Häuser und Ställe verbrannt und mehrere Menschen umgebracht. Bei Hunderten hat man diese Räuber zum Tode verurtheilt. Einer der Chefs von ihnen, welcher in Bologna hingerichtet wurde, hatte sich in den Kopf gesetzt, Kaiser zu werden. Mit ihm wurde auch ein ansehnlicher Geistlicher gerichtet, der mit dem Gesindel gemeine Sache gemacht hatte. In mehreren Departementern waren deshalb besondere Tribunalien errichtet.

Wo diese Banden keinen Widerstand fanden, betrugen sie sich zuweilen sehr mäßig. Den Gemeindskassen waren sie besonders nach. Bei Privatleuten forderten sie öfters nur Speise und Trank. Doch je nachdem ihr Bedürfniß war. Bei vielen herrschte sogar eine Art von Mannszucht. Eben so waren sie nach Archiven, Waffen und Munition, wo sie dergleichen fanden, nicht wenig lüstern. Wo sie hinkamen, gaben und nahmen sie das Geld nach altem Kurs.

Die Abänderung der Münzkurse hat in den Departementern Panaro, Crostolo und Mincio große Verluste zur Folge gehabt. Viele Münzen wurden über dreißig Prozent, ja manche über fünfzig Prozent herabgesetzt. Dies verursachte nothwendig einen empfindlichen Geldmangel. Die Regierung selbst gewann dadurch wenig oder nichts, Privatspekulanten benutzten die Operation desto begieriger, und gewannen dabei große Summen.

Die Straßen von San Benedetto bis Mantua sind jetzt die schlechtesten in Italien; nichts als Sand, worin die Räder bis an die Achse versinken. Das Kloster St. Benedikt, das sonst das Einkommen von 50,000 Zechinen hatte, und dessen Mönche eben nicht wegen ihrer Heiligkeit in großem Rufe standen, ist nun in ein Militärspital verwandelt worden; Häuser und Güter gehören Partikularen.

Die ehmals in Mantua florirende kaiserliche Akademie der Wissenschaften und Künste, welche seit dem Jahre 1769 alljährlich zwei Preisfragen ausstellte und reich belohnte, existirt noch mit einigen Abänderungen, und umfaßt jetzt auch das Fach des Ackerbaues. — Das schöne herzogliche Schloß Favorite, eine Meile von Mantua, ist jetzt in ein Pulvermagazin verwandelt. — Seine schönsten Zierden hat Mantua seinem großen Mitbürger Giulio Romano zu danken, dem Mantua kein Denkmal setzte. Doch seine Werke sind ihm das herrlichste Monument. Das Haus, welches der unsterbliche Künstler in Mantua besaß, gehört jetzt dem Hrn. Professor Riccoli, welchen ich besuchte. — Die Stadt ist gegenwärtig mit einem neuen prächtigen Platz zu öffentlichen Promenaden geschmückt, der, wenn einmal alle Häge und Bäume erwachsen sind, sehr angenehm und schattig werden muß.

Das schöne Verona fesselte mich einige Tage. Der leichte, kiesigte Boden des Landes ist besonders dem Weinbau hold. Auch ists hier, wo man den weit bekannten Vino Santo verfertigt. Ein wahrer Göttertrank! Die Trauben, aus denen man ihn bereitet, heißen Trebbiana. Man legt sie auf Hürden bis Weihnachten, dann erst werden die Beeren abgepflückt und gekeltert. Den Most läßt man mehrere Tage in offenen Gefäßen unter freiem Himmel stehen, und erst dann thut man ihn in Fässer.

Auf der Reise von Verona nach Vicenza kamen wir bald über das Schlachtfeld, wo sich im letzten Frühjahr die Italiener und Franzosen gegen die vorgedrungenen Oesterreicher vertheidigten. Ueberall Grabhügel an Grabhügel, ruhet da so mancher rüstige Krieger, und kehrt nicht wieder in die Arme seines Mädchens oder seiner alten trostlosen Eltern zurück. Ach, wie viel Blut hat auch das schauerliche neunte Jahr dieses Jahrhunderts getrunken!

Vicenza mit seinen 30,000 Einwohnern, seinem prächtigen Theater, dessen ordentliche Beleuchtung jedesmal 4000 Lire kostet, den stolzen Palästen und Plätzen, bleibt doch unter den schönsten Städten Italiens eine der schönsten. — Es hat viel Leben und Industrie, Seiden- und Wollentuchmanufakturen, besonders auch Scharlach, und nicht unbeträchtlichen Handel mit selbsterzeugten Produkten. Der Ackerbau von Vicenza gehört zu den besten Italiens. Klee und Lucerne werden in Ueberfluß gebaut.

Der Krieg hat freilich vielen Wohlstand getödtet; aber Vicenza's reicher Boden und Gewerbsfleiß ergänzt das Verlorne wieder, ehe ein halbes Jahrhundert vergehet.

v. P.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 2.)




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 11. —— den 7 Februar 1810.


## Vier dem Andenken an Sizilien gemalte Landschaften von Karl Graß.

Rom, 15 Januar 1810.

Nachdem diese Gemälde, die ich, als meine ersten größern Versuche in der Landschaftskunst, nur schüchtern zu der neuerlichen allgemeinen Kunstausstellung in Rom hingegeben hatte, mehr aufmunternden Beifall gefunden, als ich je zu hoffen wagte, und nunmehr zu ihrer Bestimmung abgegangen sind: so darf ich mir's wohl erlauben, den Aufforderungen mehrerer entfernten Kunstfreunde nachgebend, eine allgemeine Entwickelung dessen, was ich in diesen Bildern darstellen wollte, zu versuchen, und eins und das andere, was zur Geschichte dieser Gemälde gehört, hinzuzufügen. Man lese diesen Aufsatz als ein Fragment aus dem Leben eines Menschen, der nicht grade ein Künstler werden, aber doch durch irgend ein Werk es darthun wollte, daß er unter andern Umständen, als diejenigen waren, die seine frühere Richtung bestimmten, Anlage zu einem Künstler gehabt hätte. Entfernt sei jede Idee, als hätte irgend eine Anmaßlichkeit mich zu dieser Nachricht über eine Arbeit bewogen, deren Mängel niemand lebhafter fühlt, als ich selbst. Das Bestimmende lag für mich in der Sache, und daher durfte ich glauben, daß eine solche Nachricht, wie diese sein soll, die ich mir vorsetze, auch Andere, außer denjenigen, die mich dazu aufforderten, interessiren könne.

---

Als ich aus Sizilien zurückkam, wo ich das schönste Jahr meines Lebens gelebt hatte, fühlte ich in mir jene zwischen Erinnerung und Sehnsucht getheilte Glut, welche alle seltenern Sinnen- und Geistesgenüsse zu begleiten pflegt. Noch hatte ich keinen Gedanken daran, etwas über meine sizilische Künstlerwallfahrt niederzuschreiben. Es war mir, als ob ich noch dort wäre, weil alles noch lebendig in mir vorhanden war. Ich hörte noch die Stimmen der Menschen, die ich gekannt hatte; ich sang mir, wenn ich aus dem Schlaf erwachte, die Weisen der Lieder zurück, die meiner Empfindung eingedrückt blieben; und unverloren schwebten mir alle jenen himmlischen Momente vor, die ich mir im Anschauen jenes Himmels und von jenem Himmel magisch überstrahlten Bodens geweiht hatte.

In solchen Augenblicken der begeisternden Erinnerung, in der Stille einer hohen Einsamkeit, zu der mich inneres Bedürfniß trieb, weil ich mit keinem Nahen theilen konnte, was meine ganze Seele erfüllte, — faßte ich den Gedanken, vier Gemälde von Sizilien zu verfertigen, die eine lange Arbeit forderten. In diese Bilder wollte ich meine ganze Leidenschaft hineinmalen und gewissermaßen begraben. Sie sollten keine andere Bestimmung haben, als ein Denkmal meines Lebens und Strebens zu sein, und ich wollte sie um so mehr nur mir selber zum Andenken malen, da ich mit allen Schwierigkeiten der mechanischen Kunst zu ringen hatte. Dies letztere war mir aber in gewisser Hinsicht sogar lieb. Ich wollte nämlich bei diesen Bildern von keiner Mechanik eines Andern wissen, denn sie sollten, wie es immer ginge, mein Empfinden darstellen, ohne Rücksicht auf die Empfindungs- und Darstellungsweise Anderer. Deswegen ließ ich mir so wenig als möglich von Andern rathen oder helfen, weil mir niemand rathen oder helfen konnte, wo ich etwas Eigenes in lebendiger Empfindung in mir trug, das nur auf einem eigenem Wege sich ans Licht ringen konnte. — So entstanden nach und nach diese Gemälde.

Das erste Bild, das ich nach Skizzen, die an Ort und Stelle kolorirt waren, entwarf, stellt das Thal S. Angelo di Brolo vor, und sollte die Idee eines sizilischen Frühlings mit aller jener Insel eigenen Milde und jenem Thal so wie andern ihm ähnlichen Thälern eigenen Ueppigkeit und Fülle der Vegetation in einer lebendig ergriffenen Anschauung zusammenfassen.

In jener Gegend hatte ich die mir denkwürdigsten Tage auf der Insel verlebt, und im Kampfe mit vielen Schwierigkeiten und beinahe alles entbehrend, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, das unbeschreiblichste Wohlsein genossen. Dahin, wo ich jeden Baum und jede Windung des Pfades kannte, und den Blick von allen Hügeln noch vor Augen hatte, während ich nun harmloser, als es selbst in Augenblicken der lebendigen Gegenwart der Fall sein konnte, mich aller meiner damaligen Empfindungen bewußt war; dahin, wo ich mich inniger und auf eine eignere Weise mit den Menschen, die mir behilflich waren, eingelebt hatte, flog zuerst meine Liebe. Das blaue oder purpurfarben gestreifte Meer, die in Duft gehüllte Promontorien, das Weben der hohen Pappeln, die rieselnden Bäche, die irrenden Heerden, die blühenden Stauden, die fruchttragenden Bäume schwebten mir vor, wie ein Zauberland, denn es mischten sich in meiner Fantasie Erinnerungen von Frühlings- und Sommerbildern.

Das Gemälde stellt einen Morgen vor, der mit jener dem sizilischen Himmel so eigenthümlichen Fülle von Gluth und Klarheit über die Berge herabbricht. Hohe Olivenbäume, die auf einem zum Vorgrund gehörigen felsigten Hügel stehen, senken ihre beleuchteten oder in Duft gebrochenen Spitzen in jenen hohen Lichtstrom. Noch ruhen zum Theil die Bergjoche der linken Thalseite unter ihrem zarten Schattenflor, der sich in der größern Entfernung in immer schwächern Dunsttönen abstuft. Die Berge der andern Thalseite sind von der Sonne beleuchtet, aber ebenfalls von Dunstschimmer umgeben. Heraus aus dem tief hinlaufenden Thal kommend schlängelt sich zwischen einzelnen oder in Gruppen stehenden Bäumen der Bach Angelo. Ländliche Hütten und ein friedliches Kloster beleben die Hügel der Thalseiten. Eine steilere Felsenwand, die zu der Einfassung des Thals und zur Schattenseite gehört, dient Olivenhügeln, aus denen ebenfalls Wohnungen hervorblicken, zur tragenden Vormauer. Unter ihr zeigt sich halb versteckt eine Gruppe von Häusern, die schon dem Thale gehören. Unweit von ihnen erhellt sich im Morgenglanze die offnere Wiese. Ein Hirt, um den eine Lämmerheerde weidet, belebt die freundlichere Stelle, wo sich unter Eichen, Oliven, Pinien und Pappeln der Pfad ins Thal verliert.

Ueber das im Morgenduft und farbigtem Schimmer ruhende Thal hebt sich vorherrschend in glänzenderm Spiel der Farben der Vordergrund, der in seiner Senkung zugleich den Mittelgrund bildet. Der letztere ist nur da, dem Auge den Uebergang ins Thal zu erleichtern, und verliert sich hinter dem näher stehenden von Limonen-, Mandel-, Feigen- und andern leichten Bäumen bedeckten Plan. Allem vorsteht die zuerst erwähnte Olivengruppe und ein Karuban- oder Johannisbrodbaum, eine Palme und eine Pappel. Die beiden letztern ragen freistehend in die Luft; die andern beschatten einen Theil des Vordergrundes.

Neben der Palme, die unter dem Namen der Palme des Thals St. Angelo bekannt ist, lauft unter einem von wildem Lavendel, wilden Rosen, Caprifolium und Epheu behangenen und bewachsenen Bord ein Weg hin, der sich zum Thal hinabsenkt und krümmt. Zur Seite der sonnebeglänzten Palme erblickt man, auf einem Stein im Schatten sitzend, einen jungen Sizilianer, der eine Art phrygischer Mütze auf dem Kopf hat. Ihm zur Seite sitzt mit übereinandergeschlagenen Armen eine junge Sizilianerin, die mit einer ältern vor ihr stehenden Person sich unterredet. Nahe diesen Figuren ruhen, wo der hellste Lichtpunkt des vollen Sonnenlichts herabfällt, zwei junge Mädchen in dem blühenden Grase. Ein kleiner weißer Hund schmiegt sich den beiden an, die durch ein zart blühendes Oleandergebüsch von größer gehaltenen nähern Figuren getrennt erscheinen. Zwo muntere Jungfrauen, davon eine einen Korb, die andere ein Trinkgefäß trägt, gehen rasch in das Bild hinein. Beider Köpfe haben sich leicht zu einem von der Seite herbeikommenden, mit rothem fliegenden Mantel bekleideten Jüngling gewandt. Alle haben nackte Füße. Auf dem Streif, wo diese Figuren erscheinen, sammelt sich auf reich bewachsenen Steinen und einem breiten Feigenbaum zwischen Lentiskus-Stauden das hellste Licht, und hier ists, wo sich, etwas tiefer als die Palme stehend, die Pappel erhebt, und, ohne etwas zu verdecken, die Berge zurücktreibt und den Blick dem Thal zudrängt.

Der eigentliche Ruhepunkt für den nächsten Grund ist die Gruppe der kleinen Mädchen. Die Palme triumphirt mit ihrer Krone. Indische Feigen und Aloepflanzen karakterisiren näher den sizilischen Boden. Die Poesie des Ganzen liegt in der Idee des beglückenden Morgenfriedens in einem durch keine Kunst entstellten Frühlingsthal eines südlichen Landes.

Und das alles war so. Weniges änderte ich der Komposition zu lieb ab. Wie oft sah ich mit innigster Bewegung des Gemüthes, vor der Palme auf den Steinen am Wege sitzend, in das Thal, das sich dort so romantisch versteckt und dehnt! Wie oft verlor ich mich in Begeisterung über den Anblick des Reichthums und der Mannigfaltigkeit der Bäume und Pflanzen, die jene Hügel und Gründe schmücken! Ein Paar getreue Umrisse von jenem Thal werden in meiner sizilischen Reise erscheinen. In dem Gemälde wollte ich nicht bloß einen Augenblick, oder ein sklavisches Portrait, ich wollte den Totaleindruck malen, der mir von meinen vielen Morgenspaziergängen in jenem Thal geblieben war.

---

Zweites Bild. Der Konkordientempel bei Girgenti mit einer Küstenansicht.

Die nächste Idee, die sich mir geben mußte, indem ich das karakteristische Eigenthümliche aufsuchte, was sich mir mit dem Namen Sizilien verband, war, das bedeutendste noch vorhandene Werk des Alterthums in der nunmehrigen Fremdheit seiner Erscheinung darzustellen. Die Wahl konnte mir hierbei nicht schwer werden; denn einzig in seiner Art ist unter allen sizilischen Mählern der Vorzeit jener Tempel, der am erhaltensten über die Trümmer des alten Agrigents hervorragt. Wie einfach und edel erhebt sich dieser dorische Bau auf dem frei stehenden erhöhten Felsengrund! Goldener bricht sich das Licht an dem dunkeln Halbton der Säulen, und magisch spielt ihre Lokalfarbe durch den bläulichen Dunstschimmer, der besonders in der Abend- oder nicht allzufrühen Morgenbeleuchtung das Ganze umhüllt. — Ich erinnerte mich der Sehnsucht, mit welcher ich dem ersten Eindruck von der Ansicht eines alten griechischen Tempels entgegengesehen hatte, und wie der Anblick selbst mich überraschte. Das Bild des Konkordientempels isolirte sich in meiner Fantasie, und verband sich mit einer Meeresansicht, wie es wohl viele an

Siziliens Gestaden gibt, ohne daß ich gerade bestimmt an eine gewisse Stelle dachte. So entstand dies Bild, das vielleicht unter allen die mehrste Poesie und auch am allgemeinsten gefallen hat.

Auf einem vorspringenden, gegen die Mitte des Bildes hinlaufenden Felsen ruht neben einem Hain von alten Bäumen ein Tempel, der genau nach den Maaßen des Konkordientempels aufgezeichnet ist. Ueber die Linien der tiefern Gründe vortretend herrscht das Gebäude, wenn es gleich nur in der Entfernung erscheint. Im Duft der hellen Morgen- oder vielmehr Tagesbeleuchtung weichen die kühnen Gebirgformen der Ferne zurück, die sich dann als Küstenspitzen mit ihren Felsenmassen und Wiederscheinen ins ruhige Meer senken, über welches glänzende Lichtwolken in den klaren Himmel emporsteigen. Ein Fluß, ähnlich dem Akragas, fließt in der tiefen Ebene neben einem Dörfchen der Bucht des Meeres zu. Das Auge irrt auf mannigfachen Pfaden in einer reichen Gegend; es wird allmählich durch Waldgründe, an einem höher gelegenen Wasserspiegel vorbei, zu immer stärker kolorirten, aber immer noch vom Dunst umschimmerten Gründen zum ersten Plan, oder vielmehr zur tiefern Senkung des ersten Plans geführt. Hier erscheint, näher als der Grund, auf dem der Tempel steht, unter andern eine Gruppe von Zitronenbäumen. Ein altes mit darüber wachsendem Gesträuch geziertes Grabmal steht nahe jenen Bäumen — ich dachte dabei an das sogenannte Grabmal des Taron. Nahe dem Grabmal dichtete ich mir Reste der Einfassung eines alten Bades oder einer starken Quelle. So gewinne ich mir in engem Raum durch die Kunst der Zusammensetzung eine Welt von Gegenständen, die alle sich vereinen, mir ein Bild Siziliens zu geben, das aus der noch vorhandenen Wirklichkeit genommen ist, aber wohl nie so da war. Ich nehme eine Zeit an, in der einst bewohnte und geweihte glückliche Höhen wieder zur Einsamkeit wurden. Ein Pan sitzt mit seiner Flöte auf einem Felsenvorsprung des nächsten Grundes. Ueppige Ausladungen mannigfaltiger Gebüsche, die sich am äussersten Rande des Bildes vordrängen, dienen dazu, einen hohen reichumschlungenen Lotosbaum und anderes Nahgebüsch zurückzutreiben. Ein glänzender Lichtstrahl fällt zwischen dem Felsen, worauf der Pan sitzt, und dem Lotosbaum auf ein Paar weiße Ziegen, davon die eine ihr Junges säugt. Der übrige Theil der Heerde ruht im Schatten. Mit großen Kräutern umwachsene Felsenstücke nehmen die nächste Linie des ersten Grundes ein. Etwas weiter hin, fast vor dem Wasserbassin, neben — die andere Ecke des Bildes leicht und durchsichtig ausfüllend — einige mit Epheu umschlungene Pappeln. So wird das Auge, nachdem es von dem Lichtblick des nächsten etwas gesenkten Grundes getroffen ist, zu der Tempelhöhe, und von da in die reiche Tiefe und über die Wasserspiegel hin zu dem glänzenden Meere geführt.

Mir schwebten bei diesem Bilde die nun in idealischerm Licht erscheinenden Zeiten vor, als Sizilien ein von Göttern und Menschen geliebtes Eiland hieß. Ich hatte es nicht vergessen, welche Empfindungen mich ergriffen, wenn ich, vom ewig jungen Sonnenstrahl umflossen, vor den zahllosen Trümmern der Vorzeit oder in einst berühmten Gegenden weilte, wo kaum der Name übrig blieb. In dieser zum Romantischen führenden Stimmung dichtete ich dieses Bild, das vielleicht auch als Malerei die mehrsten gelungenen Stellen hat, und als ein harmonisches Ganzes sich ausspricht. Ich arbeitete daran mit nie ermüdender Leidenschaft, und nur die Leidenschaft brachte es in etwa vier Monaten zu Stande. Dies Bild war in einem Jahre, in welchem ich von einem hartnäckigen Fieber geplagt wurde, meine schönste, ja fast meine einzige Freude. Ich erinnere mich, daß ich oft nicht eher von der Arbeit ablassen konnte, als bis mir der überhand nehmende Frost Farben und Pinsel auf den Boden warf.

---

Drittes Bild. Der Wasserfall von Carcaci unter dem Aetna.

Zu welchem Gegenstand konnte ich mich, sobald ich von den Alterthümern wegsah, natürlicher wenden, als zu dem Herrscher der Insel, dem gewaltigen Aetna? Aber wo sollte ich ein seiner würdiges Bild von ihm fassen, wie seine karakteristischen Ausdehnungen in einen engen Raum zusammendrängen?

Dies bewog mich, nachdem ich im Geist die zahllosen Wege mir vergegenwärtigte, die ich in den Umkreisungen des Aetna durchlaufen war, eine Ansicht zu wählen, die zugleich jene Oede versinnlichte, zu welcher man insonderheit auf dem vulkanischen Boden der Insel so oft hingeführt wird. Dies Bild neben die vorigen gestellt, sollte den Kontrast, den das blühende und das verheerte Sizilien neben einander machen, versinnlichen.

Ich versetzte mich daher bei diesem Bilde auf die schauerlichste Seite des Aetna, wo Laven über Laven geströmt sind, und die letzte Spitze sich wie ein Grab aus weitumliegendem Todesgefilde erhebt. Der Standpunkt, den ich mir wählte, gab diesem an und für sich wenig reizenden Gegenstand durch den Kontrast ein höheres Interesse. Ich stellte mich nämlich zur Seite des Wasserfalls, wo der Bach von Aderno, weiter unten Giarre (ehmals Simäthus genannt) etwa achtzehn bis zwanzig Fuß hoch über alte Lavafelsen, die in Form eines Hofes einen Damm bilden, herabstürzt. Dieser Wasserfall ist äusserst malerisch, und macht bei günstiger Morgenbeleuchtung, wenn der Wasserstaub gegen die dunkeln Massen des Berges mit seinen Lagen glänzend emporfliegt, eine feierliche Wirkung. — Ich setzte in diesem Bilde einfach das Todte und das Lebendige, Schatten und Licht, einander entgegen, doch ohne zu vergessen, daß ich eine Szene unter sizilischem Himmel, wo auch das Dunkelste immer noch milde und durchsichtig erscheint, darzustellen hätte. Ein Paar Fischer beleben den ersten Kräutergrund, und über dem Wasserfall schweben zwei wilde Tauben.

Dieses Bild hat mir die größte Mühe gekostet, bis ich die rechten Farbentöne und Abstufungen für die Lavenlager herausbrachte. Das fallende und schäumende Wasser in diesem Gemälde gehört zu meinen gelungensten Arbeiten. Ich malte es mit Leidenschaft, und vergegenwärtigte mir dabei meinen ersten Lehrer im Oelmalen, den Maler Ludwig Heß, in dankbarer sehnsuchtsvoller Erinnerung, denn er hatte mich ein paar mal zusehen lassen, wenn er Wasserfälle malte. Bei dem Himmel, der in diesem Bilde große Schwierigkeiten hatte, hätte ich mir die Hand oder die Hilfe meines zweiten und letzten Lehrers, des Gallerieinspektors George Dillis aus München gewünscht.

---

Viertes Bild. Eine Idylle aus dem Theokrit, mit einer Ansicht der Küste von Taormina.

Von einem schauerlichen Gegenstande wandte sich meine Fantasie wieder dem freundlichen Sizilien zu. Ich heftete mich nicht mehr an einen bestimmten, aus der vorhandenen Wirklichkeit genommenen Punkt; ich dachte mir Sizilien als das Vaterland der reizendsten Poesie, als eine theokritische Welt. Wie

oft hatte mich die Lesung des Dichters und das nicht selten in zauberischer Schöne blühende Land gleichsam der Wirklichkeit entführt! So hatten sich in mir malerische Dichtungen erzeugt, und aus diesen wählte ich den Stoff zu diesem bis auf die Idee der Ferne ganz komponirten Bilde.

Die Idylle, an die ich dachte, ist das bekannte schöne Zweigespräch zwischen Dafnis und einem Mädchen, das sich anfängt: „Paris, ein Rinderhirt war's, der Helena raubte" u. s. w.

Hier ist eine Idee von der Landschaft. In einem stillen kleinen Grunde, der von Felsen und Bäumen leicht eingeschlossen ist, entquillt zwischen Kräutern eine Quelle, an der ein Schaf trinkt, während andere in der Nähe ein Paar kleine ruhende Gruppen bilden. Glänzendes Licht fällt in die lebendige Quelle. Zwei hohe, in das Bild sich hineinneigende Ulmen stehen auf einem Vorsprung, der den ersten Plan miteinschließt, und gruppiren sich mit andern leichtern Bäumen (worunter eine Palme), die sich über nahe Felsen erheben, an denen, fast unter den Ulmen hin, ein reizender Hügelpfad hinlauft. Man sieht, wo der Pfad sich um die Felsen windet, einen Knaben, mit einem Milchgefäß fortgehend. Die größere Aufmerksamkeit zieht dadurch die völlig einsame Gruppe der Hauptfiguren auf sich, nämlich eines Hirten, der einem Mädchen, welches Blumen in einem Korbe trägt, bittend nachgeht, als sagte er:

Süße Wollust gewährt auch selber der nichtige Kuß schon.

Oder:

Komm zu den Ulmen mit mir! da will ich die Flöte dir spielen.

Spröde blickt das Mädchen zurück, als antwortete sie:

Spiele nur immer für dich! ich mag das Gesümpee nicht hören.

Gleich hinter dem ersten etwas geräumigen und von den Bäumen beschatteten Plan sieht man auf einen von der Sonne erhellten tiefern Grund, wo eine Heerde mit Hirtenknaben in beträchtlicher Entfernung ruht. Hinter jenem Grunde erheben sich Lager von Felsen, die Lavagründen am Hybla gleichen. Das Licht streift in mehrern ähnlichen Wiederholungen zwischen hinein, und erweckt dadurch die Idee von großer Ausdehnung. Aus einer nur zu ahnenden Tiefe schimmert das Meer und der glühende Horizont. Eine Felsenmasse, die die untergeordnete Seite des Bildes im ersten Plan einschließt, ist mit blühenden Gebüschen, Hollunder, Rosengesträuch, so wie der Boden zunächst der Quelle von Oleanderstauden bedeckt.

Dies Bild haben mehrere für das bestgemalte erklärt. Für mich selbst hat es den geringern Werth, weil ich es nicht mit der gleichen Liebe wie die vorigen auszuführen Zeit oder Stimmung hatte. Daher vollendete ich es auch, freilich bei großer Anstrengung, in einem Monate, während die andern mich vier, ja das erste vielleicht fünf bis sechs Monate, gekostet hatten.

Da ich schwerlich jemals eine ähnliche Arbeit, am wenigsten mit solcher Liebe und Leidenschaft, wie diese vierjährige Arbeit, zu Stande bringen werde, so habe ich mich berechtigt geglaubt, von diesen Bildern eine öffentliche Rechenschaft geben zu dürfen. Man wird es fühlen, daß sie nicht zum Verkaufen gemacht waren, und nur die Hinsicht, daß einem Künstler immer nur an neuer Leidenschaft und keiner Sache oder an bloßem Gewinn etwas liegen muß, bewog mich, diese Bilder an einen Kaufmann, den Hrn. von Schröder aus Riga, um den geringen Preis von vierhundert Scudi zu überlassen. Hauptsächlich bestimmte mich dazu die Aeusserung jenes Landsmannes, daß er diese Gemälde der Stadt, die ich aus Dankbarkeit meine Vaterstadt nenne, verehren wollte. Ich erinnerte mich, wie es zwei kleine Landschaften von Wagner waren, die einst in Riga meine früheste Kunstliebe zu hoher Gluth anfachten, und ich konnte mir keinen schönern Lohn für meine Mühe und für die an die beschriebenen Gemälde gewandte Liebe denken, als wenn sie irgend einmal ein schlummerndes Talent erwecken und vielleicht dahin treiben möchten, wozu mich, unter glücklichern frühern Lebensverhältnissen, der Genius gewiß geführt hätte.

So wird man es begreiflich finden, warum ich, als der König von Neapel meine Gemälde auf der Ausstellung gesehen hatte, die wiederholten Aufforderungen des Hrn. v. Degerando, die Bilder dem Könige zu überlassen *), nicht annehmen konnte, auch wenn ich im voraus versichert war, daß Hr. v. Schröder, wie er wirklich nachher sich äusserte, mir Zeit gelassen hätte, die Sache zu wiederholen. Es lag mir daran, diese und keine andern Bilder, mit allen ihren Mängeln, die ich in einer Kopie hätte vermeiden können, in meiner Vaterstadt zu wissen, als ein Denkmal meines Lebens und Strebens, und meiner tiefen innigen Liebe zur Kunst; denn ich darf es sagen, daß ich besonders in das erste und zweite Bild gleichsam meine ganze Seele hineingemalt habe.

Freuen wird es mich, wenn diese Rechenschaft von einer Kunstarbeit, die ich nach meinen Kräften vollbrachte, irgendwo ein augenblickliches Vergnügen machen sollte.

Karl Graß.

*) Der König kaufte nachher ein nicht ausgestellt gewesenes Bild, das in einer Palermischen Gegend die Idee Ruhe nach Unruhe malerisch-poetisch ausdrückte, um siebenzig Scudi.

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

— Vorigen Monat starb Franz Piranesi zu Paris eines jähen Todes, kaum vierundfünfzig Jahre alt, einer der vortrefflichsten und verdienstvollsten Künstler unserer Zeit, unsterblich durch seinen Enthusiasmus um die Kunstwerke der Alten, deren Werke er durch den Grabstichel meisterhaft darstellte, indem er in der Kunst des Kupferstichs selbst Erfinder einer neuen Art geworden. Er war zu Venedig geboren. Sein Vater Johann Baptista, gleich berühmt als Maler, Bildhauer und Architekt, der 1778 zu Rom starb, war es eigentlich, der jene herrliche Kollektion der Antiken in Kupferstichen begann, welche Franz in seinem Geiste vollendete, unterstützt von seinem Bruder Peter. Rafaels schönste Fresco-Gemälde, eine große Anzahl von Zeichnungen der berühmtesten Maler finden sich in dieser Sammlung vereint, die schon bei Joh. Baptista's Tode auf fünfzehn Bände angestiegen, nun einige zwanzig ausmachen, ein Werk einzig in seiner Art, das bei seiner Größe im gleichen Geist, in gleicher Manier und von Männern gleichen Talents ausgeführt ward. Durch ein kaiserliches Dekret sollen sämmtliche Kupferplatten Piranesi's für die Chalcographie des Museum Napoleon angekauft werden.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 12. — den 10 Februar 1810.


## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

(Ein historischer Ueberblick.)

Nach Deutschlands wiederhergestelltem Frieden wendet sich ungetheilter die Aufmerksamkeit der Europäer den spanischen Unruhen zu. Wenigen ist der Anfang und Fortgang derselben, und die Reihe zahlreicher Schlachten und Treffen im Gedächtniß geblieben. Das große Trauerspiel hinter den Pyrenäen eilt seinem Ausgange zu. Daher mag vielen die folgende Uebersicht lehrreich werden. Als Eingang zu derselben gilt jenes „Gemälde der Ereignisse in Spanien, welche die Revolution dieses Landes und die Auflösung der Bourbonschen Dynastie nach sich zogen“, welches in den Miszellen für die neueste Weltkunde (Jahrgang 1809, Nr. 18 bis 21) aufgestellt worden ist.

Der Herausgeber.

### Erster Zeitraum.

### Vom Anfange der spanischen Unruhen bis zur Ankunft Napoleons jenseits der Pyrenäen. Vom Mai bis zum Wintermonat 1808.

1.

Stimmung des spanischen Volkes nach der Thronveränderung.

Im vieljährigen Kampfe Frankreichs und Englands waren schon große Reiche zertrümmert, kleinere Mächte vernichtet. Frankreich hatte Alles bezwungen, um den Britten auf dem festen Lande weder offene Hafen für den Handel, noch Bundesgenossen für den Krieg zu gestatten. Lange schwankte Portugall ungewiß zwischen den Nebenbuhlern; endlich zog es die Freundschaft Großbrittaniens vor, und ging darin unter. Das Geschlecht des Fürstenhauses Braganza, nachdem es volle anderthalbhundert Jahre an den Mündungen des Tago geherrscht, flüchtete vor Napoleons Zorn über das Weltmeer.

Napoleons Kriegsvölker, über die Pyrenäen gestiegen, besetzten ohne Schwerdtstreich das verlassene Reich; andere folgten, um, verbunden mit einem spanischen Heer, die leichte Eroberung zu theilen, wie es in geheimen Verträgen zu Fontainebleau zwischen den Kronen Frankreich und Spanien beschlossen worden.

Als aber die neuanrückenden Kriegesschaaren, geführt von Joachim Murat, Großherzog von Berg, kaum die Ufer des Ebro am Fuße der Pyrenäen erreicht hatten, fanden sie Spanien voll finsterer Gährung. Begebenheiten ausserordentlicher Art verhinderten bald die Fortsetzung ihres Zuges nach den äussersten Küsten des europäischen Abendlandes.

Den Thron von Spanien und Indien hatte Karl IV zwanzig Jahre besessen; aber die Zügel des Reichs führte sein und der Königin Liebling, Don Godoi, der Friedensfürst. Diesen haßten die Großen wegen ungebührlicher Macht, Willkühr und niederer Herkunft; die Mönche, weil er nicht den Reichthum der Klöster mit abergläubiger Furcht ehrte; die Kaufleute und das Volk, weil ihm Frankreich vor England ging. In die Verschwörung der Großen gegen des Lieblings Allgewalt trat zuletzt selbst des Königs Erstgeborner, Ferdinand, Fürst von Asturien. Da ward die Bande des Bluts verachtet; dem königlichen Greise Ehrfurcht verläugnet; und also genügte endlich

eine einzige Frühlingsnacht, Spaniens und Indiens Schicksal umzuwälzen.

Don Godoi fiel in dieser verhängnißvollen Nacht. Adel, Geistlichkeit und Volk jauchzten; aber der Fall des Mannes zermalmte ein Königreich. Denn Karl, verzweifelnd, eilte gen Bayonne; suchte in des Kaisers Arm Zuflucht; enterbte den empörten Sohn, sein ganzes Geschlecht; und Napoleon legte die ihm vergabte Krone Spaniens und Indiens auf das Haupt seines eigenen Bruders Joseph, welcher damals König beider Sizilien war. So riß der Sturz eines mächtigen Lieblings ein ganzes Königshaus mit sich in den Abgrund.

Mit des Entsetzens Schweigen sahen Spaniens Völker dies Schauspiel; einen Vater entthront durch den Sohn; eines greisen Königes Zorn sein eigenes Geschlecht von Thron und Reich verstoßend; einen Fremden auf den Stuhl der Bourbonen steigend; die Hauptstadt und die Ufer des Ebro mit ausländischen Kriegsvölkern angefüllt.

Der ersten Betäubung folgten Unruhen und Empörung. Des Spaniers vaterländisches Hochgefühl, sein alter Haß gegen französisches Blut, sein schwärmerischer Glaubenseifer loderten in hellen Flammen, angeblasen vom Worte des Adels und der Priesterschaft. Viele wälzten ihren Fluch auf Godoi's Verrath; mehrern noch hieß der Untergang des königlichen Hauses Kunst, und die Verbannung der letzten des Bourbonenstammes längst bereiteter Entwurf.

Doch alle fürchteten das Geschehene minder, denn das Bevorstehende; die Bessern den Verlust vaterländischer Selbstständigkeit; der Adel Vernichtung seiner Würden und Rechte; die Weltgeistlichkeit, jetzt noch im Alleingenuß vom dritten Theil des Landes, Verarmung; der Mönch Trennung von Zelle und Beherrschung des blinden Volks; der Handelsstand Entbehrung brittischer Waaren; der Hausvater Entführung der Söhne zu Frankreichs entfernten Kriegen.

Der Trost des Weisern verscholl im Lärmen der Leidenschaften. Wenige nur wagten zu behaupten, Spanien werde in jedem Wechsel nur gewinnen, weil es durch üble Verwaltung entvölkert, trotz Indiens Goldgruben arm, und von gesittetern Völkern verachtet stehe. Durch ein neues Herrschergeschlecht allein könne es aus der Versunkenheit gerettet werden, in die es durch herrschender Lieblinge Willkühr, durch der Pfaffen Verfinsterungssucht und der brittischen Kaufleute Habgier gerathen sei. Widersetzlichkeit werde größeres Elend, als ruhiges Erwarten bringen. Selbst ein böser Fürst auf dem Thron sei minder schrecklich, als ein Volk, das die Schranken der Ordnung sprengt.

Dagegen riefen tausend Stimmen: „Soll das edelste Volk des Erdballs willig den Hals ins Joch der Knechtschaft strecken? Sind Völker Heerden, geschaffen, von Fürsten verhandelt zu werden? Der Thron entweiht, das Reich ohne Haupt, das Gesetz ohne Macht, treten Spaniens zwölf Millionen Bewohner in das ursprüngliche Recht heim, ihr künftiges Loos mit eigener Hand zu ordnen. So führte das französische Volk einst den Krieg ruhmvoll gegen das Gesetz, welches ihm Fremdlinge aufzudringen gedachten. Will Frankreich nun auflegen, was es selbst verschmäht hat? Unser Unterliegen im Kampfe würde Unglück sein, aber mehr, als das, die Schmach, nicht gekämpft zu haben."

Also erhoben sich in wilder Gährung alle Völkerschaften zwischen dem Ebro und dem Weltmeer. Keiner wollte das neue Schicksal empfangen, jeder es bereiten. Die Begierden der Selbstsucht hingen sich an die Wünsche fürs Vaterland. In der Verwirrung der Dinge suchte der Arme nun Reichthum, der Reiche Gewalt, der Gewaltige Ruhm. Der Mönch verhieß den Himmel; der brittische Kaufmann Gold und Waffen seines Vaterlandes und Spaniens Handelsfreiheit. Die Bildnisse der Heiligen in Saragossa, Valladolid, Sevilla, Valencia und andern Städten des Reichs vollbrachten Wunder; die abergläubigen Schaaren der Landleute strömten in die Kirchen, sich zu weihen; zu den Waffen, um zu morden, während trügliche Gerüchte, schlaue Flugblätter die Einsicht der Bessern verdunkelten.

---

## 2.

### Der allgemeine Aufstand bricht aus.

Während hundert und fünfzig edle Spanier aus allerlei Ständen, in der Stadt Bayonne versammelt, die künftigen Verfassungen ihres Vaterlandes beriethen, und dem Bruder Napoleons Treue schworen, bewachte der Großherzog von Berg mit dreitausend ausgewählten Kriegern die Ruhe der Hauptstadt. In fünf Lagern um Madrid lag das übrige Heer der Franzosen vertheilt.

Der nahe Anblick dieser Krieger empörte vielmehr das Volk, statt dessen ungezähmten Grimm zu schrecken. Hauptleute und Gemeine erfuhren täglich Hohn und Mißhandlung von Mißvergnügten, deren Kühnheit mit der Erbitterung wuchs. So geschah es, daß am zweiten Tage des Mai's 1808 mit einem Blutbade in den Straßen Madrids der furchtbare Aufruhr des ganzen Königreichs eröffnet wurde.

Einige Hauptleute des Heers wurden durch bewaffnete Macht aus der Gewalt wilder Volksrotten, am Morgen dieses Tages, gerettet. Diese Auftritte hatten größere Menschenmenge in die Straßen gelockt. Der Haß der Spanier theilte sich unverhohlner mit. Murrende standen berathschlagend in großen Haufen zusammen. Verstohlenes Flüstern, trotzige Blicke, geheimnißvolles Hin- und Herrennen weissagte verwegene Entschlüsse.

Der Großherzog von Berg, als er dies vernahm, rief die Besatzung unter Gewehr. Unter dem Getöse der Lärmtrommeln schwollen auch die Volkshaufen mächtiger an; mit ihrer Zahl der Muth. Höhnend drängte sich einer derselben gegen die kleine Schaar französischer Leibwacht auf dem Platze vor dem Königsschloß. Aber mit Gewehrfeuer trieb der gereizte Krieger die Verwegenen zurück. Nun Geheul und Geschrei zu den Waffen durch alle Straßen. Tausende und Tausende, mit mancherlei Gewehr, stürmten auf der Straße von Alcala gegen die versammelte Besatzung; Andere sprengten die Pforten des Zeughauses; Andere zogen schweres Geschütz hervor. Vom Donner des Geschosses erbebte die Stadt; Lustplätze und Straßen wurden Schlachtfelder. Aber bald lösete sich der ungeordnete Widerstand der Spanier in allgemeine Flucht auf. Die Zersprengten eilten in die Häuser; schossen von Erkern und Fenstern. Ihnen nach stürzte der wüthende Soldat; auf den Straßen ward es öde, nur in bürgerlichen Wohnungen würgte der Tod, während an den Stadtthoren französische Reiterei das den Madridern zu Hilfe geeilte nun zurückflüchtende Landvolk niedermetzelte. — Noch ehe das Heer in den fünf Lagern, geweckt durch den Geschützdonner, von allen Seiten herbeigeströmt war, der Besatzung beizustehen, hatte diese schon das Blutbad als Siegerin geschlossen. Mehrere

tausend Spanier, Unschuldige mit Schuldigen, waren umgekommen. Entsetzen füllte das bezwungene und entwaffnete Madrid; der Schrei der Rache das weite Königreich, von einem Ende zum andern.

Und wie auf einen Wink und in den gleichen Stunden pflanzten Navarra, Arragonien, Estremadura, die beiden Kastilien, Leon, Asturien und Gallizien die Fahnen der Empörung auf. Der entzügelte Pöbel, von Priestern aufgewiegelt, unwissend, raublustig, argwöhnisch — verfolgte, welcher nicht mit ihm wüthete; riß tausendjährige Ordnungen ein; forderte Vertreibung der Franzosen vom spanischen Boden, und fluchte denen, welche Gesetze handhabten, als Mitschuldigen Frankreichs. Es ermordete das Volk zu Carthagena, Grenada, Badajoz, Valladolid und in andern Hauptstädten die königlichen Statthalter; in zahllosen Orten die Corregidoren und ihre Verwandte. In Valencia entrann der Staatsrath Don Miguel de Saavedra, Landeshauptmann (capitano generale), umsonst dem rasenden Gesindel; er ward eingefangen, zurückgeschleppt, enthauptet; sein Kopf auf den Gipfel einer Pyramide des St. Domingo-Platzes gepflanzt. Verfolgt von brittischen Schiffen rettete sich um diese Zeit die Mannschaft eines französischen Fahrzeugs an die Küsten Valencia's. Sie ward in die Kerker geschleppt, dann im neuen Auflauf des Volkes erwürgt. — Zu Cadiz wagte Don Solomo, Landeshauptmann, der edelsten und weisesten Spanier, den Sturm durch Beredsamkeit zu beschwören. Aber die Empörten drangen in seine Zimmer. Weder seine Tugend, noch sein Alter, noch sein Muth entwaffnete sie. Auf den Marktplatz geschleppt, ward er erschlagen; sein Leichnam in Stücke gerissen; sein Herz auf der Spitze einer Lanze durch die Straßen von Cadiz schaugetragen.

So sah jede Stadt unerhörte Greuel; das Gesetz geschändet; Obrigkeiten im Kerker oder auf dem Richtplatz; Verbrecher an der Spitze der Aufrührer; zahllose Paläste verheert; wehrlose Dörfer geplündert. Alles mußte die Waffen nehmen; alles den Schwur wider Frankreich schwören.

Endlich seiner Ausschweifungen müde, ernannte das Volk an die Stelle vertriebener Beamten in jeder Hauptstadt des Reichs einen Ausschuß, Junta geheißen, zur Leitung öffentlicher Angelegenheiten bevollmächtigt. Eben so gewaltsam, wie das Alte vernichtet worden, ordnete es das Neue. Jede Junta, zitterndes Werkzeug in den Händen des mächtigen Pöbels, handelte Anfangs unabhängig von andern des Reichs; die eine im Namen Ferdinands des Siebenten, die andere im Namen des Volks, noch andre im Namen eines unbekannten Königs, den sie aus dem Hause Oesterreich, oder von den Küsten Brasiliens erwarteten.

Am allgemeinsten waren aber Schrecken und Unordnung in den mittägigen Gegenden des Landes, wo die Entfernung des französischen Heers, dann die Nähe brittischer Flotten, welche, an den Küsten streifend, Lebensmittel, Waffen und Gold zuführten, größere Sicherheit gewährten. — Hier erhob sich Sevilla, die Hauptstadt Andalusiens am Guadalquivir, und die größte des Königreichs, zum Vereinigungsplatz der gesammten Empörung. Hieher entflohen aus den Lagern von Cadiz und St. Roch schaarenweise spanische Soldaten, verführt durch starken Sold und losere Zucht. Aus diesen und den Schwärmen aufgewiegelter Landleute ward ein Heer geordnet, die Bergschlünde bei Cordova zu bewachen. Von hier aus ergingen Ermahnungen und Befehle in alle Gegenden des Reichs, in Waffen zu treten und den Krieg gegen Frankreich zu führen, bis der letzte Spanier gefallen sein würde.

Dies war der Zustand des Königreichs im Maimonat des Jahres 1808.

---

### 3.

#### Palafox und Cuesta bedrohen die französischen Stellungen.

Die um Spaniens neuen König versammelte Junta zu Bayonne, als sie die Unordnung und Gefahr des Vaterlandes einsah, sandte in alle Gegenden des Reichs feierlichen Aufruf zum Gehorsam gegen des Schicksals Willen. „Nein," sprach sie, „schmeichelt euch nicht, in diesem Kampfe zu siegen. Er ist zu ungleich, wo nicht durch den Muth, doch durch die Mittel; ihr müsset unterliegen, dann aber geht alles verloren!" — Auch Joseph, der König, indem er zwei Tage darauf (den 10 Heumonats) dem Volke die Annahme der spanischen Krone öffentlich verkündete, hoffte durch Verheißungen größerer Glückseligkeit Oel in den Sturm der Wellen zu gießen. Aber mit Fluch oder Spott wurden Warnung und Bitte verworfen.

Am Fuße der Pyrenäen, längs den Ufern des Ebro, bildete sich trotzig ein Heer der Empörten. Valencia, Katalonien und Arragonien stießen ihre Mannschaften dazu. Ein junger Edelmann, als Feldherr des vorigen Königes schon in französischen Kriegen gebildet, ehrgeizig, beherzt, unternehmend, unversöhnlicher Feind Frankreichs, stand an der Spitze dieses bewaffneten Aufstandes. Sein Name war Palafox. Unter den Mauern Saragossa's, der Hauptstadt Arragoniens, versammelte er die kriegerischen Haufen, theilte sie in Rotten, gab ihnen Hauptleute und Befehlshaber, oder bestätigte die von dem Volke Ausgerufenen. So drohte er im weiten Ebro-Thale hinauf zu rücken bis zu den Quellen des Stromes, wo auf den Bergen Asturiens und Biscaya's eine andere Macht des Aufstandes gerüstet war, sich mit ihm zu vereinigen, und so das französische Heer zu umgehen, von den Pyrenäen und Frankreich und aller Zufuhr zu trennen.

Don Gregorio de la Cuesta, unter den Waffen im Dienst der spanischen Könige ergraut, befehligte die bewaffneten Bauer-Rotten in den asturischen Gebirgen. Der siebenzigjährige Feldherr, vom Ungestüm derer geleitet, die er anführen sollte, zaudernd in Entwürfen, doch furchtlos in Gefahren, erkannte Palafoxens großen Gedanken, aber nannte ihn selbst Vermessenheit. Denn mit diesen zuchtlosen Rotten halbbewaffneten Volks, ohne Ordnung, ohne Uebung und Ausdauer, ab- und zuströmend, lüsterner nach Beute als nach Ruhm, konnte keine Kriegesthat vollbracht werden, welche zum Gelingen Einheit in Maasregeln, Schnelligkeit in Bewegungen forderte. Darum wollte Cuesta sich begnügen, erst im kleinen Gebirgskriege sein Volk abzuhärten und an Mannszucht durch Gefahr zu gewöhnen.

Die französische Macht war zu dieser Zeit in Spanien weder zahlreich, noch unter einander verbunden, um mit Nachdruck zu wirken. Man schätzte ihre Stärke kaum über hunderttausend Streitfähige, deren Stellungen mehr eine Folge zufälliger Ereignisse, als der Berechnungen der Kriegeskunst waren. In den Gegenden um Madrid lag eine Hauptabtheilung des Heers, unter

den Befehlen des Marschalls Moncey; ihm zunächst in den Thälern Altkastiliens bei Segovia und Valladolid der Feldherr Dupont; weiter hinauf, von Burgos bis zu den biscayischen Bergen der Marschall Bessieres, während, von allen getrennt, der Feldherr Duhesme bei Barcellona in den Gebirgen Kataloniens die Bewegungen der Empörung beobachtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Januar 1810.

| Monatstage. | Barometer. | | Thermometer. | | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmels-Beschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Bei Sonnen-Aufgang. | Bei Sonnen-Unterg. | Bei Sonnen-Aufgang. | Nachm. 2 Uhr. | Bei Sonnen-Unterg. | Nachts. | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. |
| | " ''' 10 | " ''' 10 | | | | | | | | | | | | |
| 1 | 27. 3 0 | 27. 4 1 | + 4 | + 6 | + 4 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 2 | 27. 2 9 | 27. 4 5 | — 1 | + 2 | + 1 | — | — | — | Reif | N. W. | N. W. | V. u. N. | bewölkt | bewölkt |
| 3 | 27. 4 0 | 27. 4 2 | — 2 | + 3 | — 1 | — | — | — | Reif | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 4 | 27. 4 1 | 27. 4 6 | — 1 | + 3 | 0 | — | — | — | Reif | N. W. | N. W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 5 | 27. 4 4 | 27. 4 8 | 0 | + 1 | 0 | — | — | — | Reif | O. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 6 | 27. 4 9 | 27. 4 9 | — 1 | — 1 | — 1 | — | — | — | — | N. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 7 | 27. 3 5 | 27. 3 0 | — 3 | — 1 | — 2 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 8 | 27. 2 2 | 27. 1 4 | — 3 | — 3 | — 3 | — | — | — | Reif | W. | W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 9 | 27. 1 3 | 27. 1 3 | — 3 | — 2 | — 3 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 10 | 27. 1 9 | 27. 2 3 | — 3 | — 1 | — 2 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 11 | 27. 1 6 | 27. 1 2 | — 2 | 0 | — 1 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 12 | 27. 0 0 | 26. 9 7 | — 3 | — 2 | — 3 | — | — | — | Reif | W. | W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 13 | 26. 9 2 | 26. 9 1 | — 2 | — 1 | — 3 | — | — | — | Reif | O. | O. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 14 | 26. 9 0 | 26. 8 8 | — 7 | — 5 | — 6 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 15 | 26. 7 4 | 27. 7 5 | — 6 | — 2 | — 4 | — | Schnee | Schnee | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 16 | 26. 7 6 | 27. 7 5 | — 3 | + 1 | — 2 | Schnee | — | — | — | O. | O. | — | heiter | bewölkt |
| 17 | 27. 0 0 | 27. 1 9 | — 5 | — 5 | — 5 | Schnee | Schnee | Schnee | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 18 | 27. 2 3 | 27. 2 6 | — 6 | — 2 | — 5 | Schnee | Schnee | Schnee | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 19 | 27. 2 4 | 27. 2 0 | —10 | — 3 | — 7 | — | Schnee | Schnee | Reif | N. | O. | Voem. | bewölkt | bewölkt |
| 20 | 27. 1 8 | 27. 1 2 | —13 | — 5 | — 9 | — | — | — | Reif | N. O. | N. O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 21 | 27. 0 0 | 26. 9 3 | —10 | — 4 | — 7 | — | — | Schnee | Reif | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 22 | 26. 8 7 | 26. 9 4 | — 7 | — 5 | — 7 | — | — | — | — | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 23 | 26. 9 8 | 27. 0 4 | — 9 | — 5 | — 7 | — | — | — | Reif | W. | W. | — | bewölkt | heiter |
| 24 | 27. 1 2 | 27. 1 9 | — 5 | — 2 | — 4 | — | — | — | — | O. | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 25 | 27. 2 9 | 27. 3 1 | — 5 | — 2 | — 5 | — | — | — | Reif | S. W. | S. W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 26 | 27. 3 0 | 27. 3 1 | — 5 | — 2 | — 5 | — | — | — | Reif | S. | S. | — | bewölkt | bewölkt |
| 27 | 27. 3 1 | 27. 3 1 | — 6 | — 4 | — 6 | — | — | — | — | O. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 28 | 27. 3 1 | 27. 2 8 | — 9 | — 5 | — 6 | — | — | — | Reif | W. | W. | — | bewölkt | heiter |
| 29 | 27. 2 9 | 27. 3 8 | —11 | — 4 | — 6 | — | — | — | Reif | W. | W. | — | bewölkt | heiter |
| 30 | 27. 4 3 | 27. 4 9 | —11 | — 3 | — 6 | — | — | — | Reif | W. | W. | Vorm. | bewölkt | heiter |
| 31 | 27. 5 4 | 27. 5 3 | —10 | — 4 | — 6 | — | — | — | Reif | W. | N. W. | Vorm. | heiter | heiter |

### Anmerkungen.

Unter den gleichen Verhältnissen, wie in vorigen Jahren, werden die in den meteorologischen Monatstabellen bezeichneten Witterungserscheinungen beobachtet zu Aarau (1140 Fuß über der Meeresfläche). Das Barometer in beständiger milder Temperatur von + 15°; das Deluc'sche Thermometer beständig im Schatten gehalten, frei hangend; die Instrumente 28 Schuh über der Erdfläche erhaben.

Das * bei den Winden in der Tabelle bezeichnet heftigen Wind oder Sturm.

Seit mehrern Jahren hatte man in der Schweiz weder so anhaltende, noch so strenge Kälte, als im Laufe dieses Monats.

---

Diejenigen Gebilde des menschlichen Organismus, welche die unmittelbarsten im Kontakt mit der Atmosphäre sind, waren in diesem Monat auch diejenigen, welche von Krankheiten am meisten zu leiden hatten; demnach war das Erkranken der Irritabilität in der Reproduktion in den Organen des Geruchs, Geschmacks und der Respiration das durchgehends in der Schweiz am häufigsten angetroffene.

Doch nicht diese Gebilde allein, sondern auch alle Eingeweide des Unterleibes, und bei hiefür besonders empfänglichen Individuen wurde die Muskulatur in dem Erscheinen von rheumatischen Beschwerden und bei andern in Hämorrhoidalkoliken ausgedrückt.

Auch das eigene Leben der exanthematischen Produktionen war sehr rege. Im Allgemeinen wucherten herpetische Erscheinungen auffallend; die Pocken (wahre und falsche) beängstigten die Bewohner Solothurns, und ein Ausschlag, der die Mitte des Friesels und der Masern bezeichnet, wüthete in einigen Theilen der östlichen Schweiz mörderisch. In diesen Gegenden wurde auch — was die Geschichte uns noch nicht erzählt — die Form des Skorbuts in akuter Erscheinung beobachtet, und zugleich mit diesem seltsamen Ereigniß im südlichen Helvetien die Dysenterie rein und sporadisch gesehen. — Aeusserst häufig mußten auch Entzündungen der Hautorgane sein, die schnell und ohne Aufhalt in Eiterung übergingen, wie bei ergriffenen Drüsen es auch ungewöhnlich häufig beobachtet wurde.

So verschieden übrigens die Form dieser menschlichen Leiden auch ist, und so mannigfaltig die Gebilde sind, die mit ihr zu kämpfen hätten, so war es auch der Karakter der vorherrschenden Krankheiten; denn da, wo im verflossenen Sommer und Herbste Nervenfieber allgemein waren, neigten auch diesmal alle Leiden sich auf diese Dimension. Anderwärts wollte man nur gastrische, und namentlich biliose Ausdrücke erblicken, und von vielen Orten hört man nur von rein entzündlichen Krankheiten.

Immer ist es gewiß, daß in diesem Monat mit Nutzen mehr Blut abgezapft und mehr purgirt wurde, als wohl im ganzen vorigen Dezennium, und wünschen muß man nur, daß kein Moliere je wieder zur Geißel der Aerzte aufstehen könne. G.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 13. — den 14 Februar 1810.


## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

### 4.

Marschall Bessieres geht den Heeren des Aufstandes entgegen und schlägt sie.

Doch länger durfte, ohne Gefahr, das französische Heer nicht gelassener Zuschauer des wachsenden Aufstandes sein. Schon ward es von Palafoxens und Cuesta's einzelnen Banden auf allen Seiten und im Rücken umschwärmt; von Andalusien her durch eine dritte Macht bedroht, welche der spanische Feldherr Castannos befehligte. Immer furchtloser erhoben Städte und Landschaften selbst in der Nähe der französischen Heerlager das blutige Banner des Aufruhrs.

Darum setzten sich mit den ersten Tagen des Brachmonats, die Schaaren des Marschalls Bessieres von Burgos aus nach allen Richtungen in Bewegung. Die Verbindung mit Frankreich über Vittoria und Bayonne zu öffnen, bezwang der Feldherr Verdier die empörte Stadt Logrono am Ebro-Ufer, zerstreute die Rotten des Aufstandes, und erlösete die angesehensten Bürger aus den Kerkern, um sie zu Häuptern der volkreichen Stadt zu machen. Von hier, bis Vittoria und zu den Engpässen der Pyrenäen wagte ihm keiner mehr Widerstand.

Von der andern Seite stellte Feldherr Frere die Verbindung mit Madrid wieder her, durch Empörung der bischöflichen Stadt Segovia unterbrochen. Als er mit seinem Kriegsvolk in das anmuthige Thal trat, auf dessen beiden Seiten stufenweise die Stadt an den Bergen ruht, zog ihm ein verworrener Heerhaufe, fünftausend Mann an der Zahl, entgegen, mit dreißig Stück schweren Geschützes. Doch unverzagt stürzten die französischen Krieger in des Aufstandes ungeordnete Rotten, und mit stürmender Faust eroberten sie die Felsenstadt, durch Denkmäler des Alterthums, wie durch Gewerbsfleiß, voller Ruhm und Reichthum. Große Beute an Waffen und Vorräthen fiel den Siegern zu.

Auf einer dritten Seite bahnte sich fechtend gegen einzelne Banden, die im Hinterhalte zwischen Gebüschen und Felsen lauschten, Feldherr Lasalle über Palencia und Duennas den Weg gen Valladolids weitläufige Ebenen, wo Cuesta, Asturiens Anführer, schon mit 12,000 Spaniern drohende Stellung genommen. Bei Duennas stieß zu Lasalle der Heerhaufen des Unterfeldherrn Merle. Unweit Cabezon, an der Pisuerga, auf den Hügeln fanden sie Cuesta, ihrer harrend.

Aber indem Lasalle die seichten Gewässer der Pisuerga durchschritt, die Hügel erstürmte und den Flecken Cabezon, donnerten Merle's Brigaden im Rücken Cuesta's. Ueberrascht entflohen die Spanier in großer Verwirrung, ihr Geschütz und der Todten mehrere Hunderte auf dem Kampfplatz zurücklassend, nach halbstündigem Gefecht. — Den Siegern zog demuthsvoll das Volk Valladolids entgegen, an seiner Spitze den betagten Bischof der Stadt, in heiligen Gewändern, Gnade flehend. — Weit umher ward das Land entwaffnet.

Lasalle und Merle wandten darauf ihre Waffen gegen die Gebirge von San Andero in Asturien. Dort wohnt im Schatten waldiger Berge ein kräftiges, stolzes Volk, mit hohen Vorrechten ausgestattet, eingedenk des Alterthums, da sie erworben wurden. Als Spanien einst die Beute der Mauren war, rettete hier, in den Höhlen und Bergen Ansena's, der gothische Adel

Freiheit und Würde, durch häufige Ausfälle auf die Feinde des Christenthums. Nie wurde er unterjocht. Nun gedachte das Bergvolk gegen Frankreichs Heerschaaren die Großthaten der Ahnherrn zu erneuen. Aber der Kriegszucht des jüngsten Jahrhunderts war der Vorwelt ritterlicher Muth nicht gewachsen. Die Asturier, aus allen Schluchten vertrieben, sahen den französischen Adler über die Gebirge gehen, wohin kein Maure gedrungen, und San Andero öffnete den Eroberern Pforten und Festen.

Gleichzeitig, wie Cuesta von den asturischen Höhen in das weite Duro-Thal bis Valladolid niedergestiegen war, hatte auch der arragonische Anführer Palafox Heerbanden den Ebro aufwärts geschickt, über Tudela's schönes Hügelland bis zu den Grenzen Navarra's. Was Cuesta verworfen, wollte er allein vollbringen, das französische Heer von den Pyrenäen scheiden, Navarra empören, und die Macht der Fremden, von Aufrührern umzingelt, im Herzen des Königreichs verderben.

Mit dreitausend Polen lag aber zu Pamplona, Navarra's fester Hauptstadt, der französischen Feldherrn einer, Lefebvre. Da dieser vom Aufbruch des arragonischen Landvolks hörte, eilte er mit den Seinigen von Pamplona's Bergebenen nieder zu den Weingarten Tudela's, wo drei- bis viertausend übel bewaffnete Bauern die Brücke über den Ebro und die Straße gen Saragossa hüteten. Hier erhob sich am neunten des Brachmonats ein mörderisches Gefecht. Mancher Edle fiel. — Zu tödten, nicht zu fechten, war der Spanier Sache. Hinter Mauern, Felsstücken, Gebüschen und Bäumen erlauerten sie ihr Ziel; ertappt flüchteten sie hinter neue Schutzwehren; übermannt verschwanden sie in Wildnissen; unerwartet brachen sie in größern Banden als je von jeder Seite wieder hervor, wo ihr Erscheinen am gefährlichsten werden konnte.

Wie ein Bär im sarmatischen Walde von feindseligen Bienen umschwärmt, die das Schütteln seines Hauptes zurücktreibt und anlockt, zog die tapfere Schaar der Weichselsöhne den Ebro abwärts durch den Lärmen des arragonischen Aufstandes, fechtend, siegend, und doch nie des Feindes unstäte Banden vernichtend. Bis zu Saragossa's Olivenfeldern und Vorstädten ward gekämpft. Hier stieß Verdiers Heerhaufen wieder zu Lefebvre's Schaar. Beide schlossen alsbald die widerspenstige Stadt umlagernd ein, unter deren Trümmern Palafox zu sterben schwor.

So war nun durch Kunst und Tapferkeit eines französischen Heertheils in der Frist eines Monats die Hälfte des mitternächtigen Spaniens bezwungen, das Land weit umher entwaffnet, die Verbindung der Franzosen mit Spaniens Hauptstadt und den vaterländischen Grenzen gedeckt, großer Vorrath mannigfaltiger Waffen erbeutet, und der arragonische Aufstand in die Ringmauern einer einzigen Stadt eingebannt.

---

### 5.

Die französischen Heere verbreiten sich durch Spanien. Duhesme in Katalonien. Moncey in Valencia.

Den Pyrenäen zunächst liegen die spanischen Landschaften Biscaya, Navarra, Arragonien und Katalonien; sie berühren unmittelbar französischen Boden. Aber nur, wo bei Bayonne und Perpignan die Gebirge den Meeren nahen, schliessen sich Eingänge von Frankreich nach Spanien auf, für Heere und Gepäck wegsam. Der übrige Theil der Bergkette, in einer Länge von hundert Stunden, ist nur Hirten und Jägern gebahnt, die an Felswänden klimmen bis zum ewigen Schnee der Berggipfel, und den Anblick der Abgründe nicht scheuen.

Seit Einschliessung Saragossa's durch Lefebvre und Verdier waren alle am Fuß der Pyrenäen ruhende Landschaften Spaniens den französischen Waffen unterworfen, oder doch bekriegt. Wie die Unterbefehlshaber Bessieres Biscaya, Navarra, Arragonien und die Straßen von Bayonne sicherten, hielt Feldherr Duhesme Katalonien und die Gebirgswege von Perpignan gedeckt. Der Stützpunkt seiner Macht waren die Feste von Figueras und die weitläufige Seestadt Barcelona, beschirmt durch eigene Festung und ein Felsenschloß Montjoui.

Doch hatte der Feldherr nicht Volks genug, des ganzen Fürstenthumes Meister zu werden. Denn dies Land, durchschnitten von zahlreichen Strömen, Hügeln und Bergen, bot den empörten Einwohnern vielfachen Schutz gegen der Fremden Kriegeskunst. Auch waren noch zwei starke Festen, Rosas und Girona, in spanischer Gewalt geblieben, und jedes Wäldchen von Oelbäumen gab ihnen Zuflucht.

Mit des Brachmonats Anfange hatten sich, wie in dem übrigen Spanien geschehen war, von Kataloniens Einwohnern mehrere Tausende zusammengerottet, Duhesme's Verbindungen mit Frankreich zu unterbrechen, und den Feldherrn in ewigen Angriffen zu ermüden, oder mit Hunger zu überwältigen. Die Städte Tortosa, Manresa und Tarragona boden wider ihn die Fahne. Von den Gebirgen herab strömte zahlloses Volk, wild, armselig, zu allem abgehärtet, welches, in den Thälern verbreitet, die Straßen unsicher machte, und das kleine Schloß Montgat besetzte. Kriegesvorräthe brachten die Britten über das Meer; schweres Geschütz lieferten die spanischen Festungen. Doch der Katalonier Versuche gelangen nicht.

Nachdem Duhesme, der Oberfeldherr, die abtrünnigen Städte gezüchtigt, wandte er sich gegen die stärksten Haufen des Aufstandes, schlug und zerstreute sie, wo Widerstand geleistet ward; nahm ihre Verschanzungen an den hohen Felsufern des Llobregat; erstürmte, den Degen in der Faust, das Schloß Montgat, wo die Fahnen der katalonischen Empörung und zwanzig Stück schweren Geschützes erbeutet wurden; dann die Bergschlünde von St. Paul, von Verhauen und Felsblöcken verrammelt, während Lecchi, Feldherr der italienischen Kriegsvölker, die flüchtigen Rotten der Empörer bis zur Stadt Mataro am Meerufer verfolgte, und sich derselben bemächtigte.

Siegbekränzt kehrten die französischen Adler gen Barcelona zurück. Aber eben so schnell erschienen die Katalonier wieder in den von ihren Feinden verlassenen Gegenden. Keine Niederlage, kein Elend, keine Zerstörung ihrer Hütten machte sie muthlos. Hinter den Ufern des Llobregat, den Schnee und Regengüsse angeschwellt hatten, sammelten sie sich bei Molinos del Re, und wieder mit gleich unglücklichem Erfolg. Duhesme überfiel sie abermals am letzten Tage des Brachmonats, tödtete viele, zerstreute alle, und verfolgte sie bis ins Gebirge. Aber eben so wenig, als die ersten Siege, erwarb ihm der Tag bei Molinos Ruhe.

Den Aufstand der Katalonier begünstigten kräftig die Valenzianer, welche ihnen mittagwärts längs den Meerküsten wohnen, von den Ebromündungen an bis zum Seguraflusse. Hier waren, gern oder gezwungen, viele Soldaten der alten Leibwachten Karls, auch von den Schweizern in spanischem Kriegsdienst viele, zu den Empörten übergetreten. Sorgfältig

verwahrten sie die Eingänge des schönen Landes, in welchem ewiger Frühling unter Palmen wohnt.

Darum, während Duhesme Katalonien beschäftigte, brach der greise Marschall Moncey aus den Lagern von Madrid auf gegen Valencia. Die Unterwerfung dieses Königreichs sollte Kataloniens Besiegung erleichtern. Schwacher Widerstand ward ihm am Flusse Cabriel geleistet, wo die Valenzianer beim Dorfe Pesquera vermischt mit spanischen und schweizerischen Soldaten den Uebergang wehrten. Mehrere hundert von diesen, der Unordnungen eines rasenden Volkes müde, liefen zum Marschall über. Dies geschah am 21 des Brachmonats. Moncey folgte den Flüchtlingen, deren Hauptmacht auf den Höhen von Las Cabreras versammelt stand. Mit Ungestüm trieb er sie aus ihren Stellungen, erbeutete den größten Theil ihres Geschützes, breitete sich in den fruchtbaren Ebenen Valencia's aus, und besiegte hier zum zweitenmal, nur anderthalb Stunden von der Hauptstadt, das valenzianische Heer, bei einem Dörflein, Quarte genannt.

Valencia, am Guadalaviar gelegen, der den tiefen Graben um die Ringmauern mit Wasser füllt, wird jenseits des Stromes noch durch eine hochgelegene Festung beschirmt. Hier sah der Marschall die Grenzen seines Siegeszugs; denn so eilig war er vorgedrungen, daß er das schwere Geschütz weit hinter sich zurückgelassen. Während er, die Eroberung zu vollenden, dieses erwartete, stritt er mit den immer erneuten Heerbanden des Aufstandes an den Ufern des Xucar.

## 6.

### Dupont in Andalusien.

Früher noch, als Moncey, war von Madrid Feldherr Dupont gen Andalusien mit einem Theil der französischen Macht gezogen. Nachdem er die rauhen Berghöhen der Sierra Morena zwischen la Mancha und Andalusien überstiegen, schloß sich ihm das Thal von Cordova auf, mit lachenden Rebhügeln und Wäldern von Oelbäumen. Erst beim Dorfe Alcolea, am Ufer des Guadalquivir, stieß er am sechsten Tage des Brachmonats auf die Schaaren des andalusischen Volks. Schanzen verbargen ihm die lange Brücke über den Strom; aber die sie bewachten, waren größtentheils schlecht bewaffneter Landsturm. Nach der Ruhe einer Nacht griff Dupont die Brückenschanze mit grauendem Morgen an. Wüthend, doch vergebens, fochten die Spanier mit Lanzen, Dolchen, Keulen und Waffen von ungewöhnlicher Gattung; furchtbarer wurden die Schützen am jenseitigen Ufer, doch auch sie nach hartnäckigem Kampf vertrieben und ihr Lager erobert.

Nun theilte der Sieger sein Heer in zwei Haufen; den einen schickte er seitwärts ins Gebirge hinauf, ein bei Jaen stehendes Lager der Empörten zu vernichten; an der Spitze des andern rückte er selbst vor die Mauern Cordova's. Diese Stadt, welcher von ehmaliger Größe nur noch ein ungeheurer Umfang geblieben, war von zweitausend Mann geordneten Kriegsvolks und fünfzehntausend des Landsturms besetzt. Ohne Wälle und Graben, weigerte sie dem Sieger Ergebung. Von Thürmen und Mauern richteten die Andalusier ihr Feuer auf ihn. Aber als das schwere Geschütz des französischen Heers die Thore zerschmettert hatte, drang der wüthende Soldat in die erstürmte Stadt. Straßen, Brücken, Plätze wurden mit Blut gefärbt; der Unschuld wurde nicht und des Heiligthums geschont. Im leichenvollen Cordova erfuhr Dupont auch den Sieg seines Heerhaufens bei Jaen, wo das verschanzte Lager der Andalusier nach blutigem Gefechte eingenommen und der versammelte Landsturm zertrümmert worden war.

Die Tage von Cordova und Jaen reizten inzwischen nur die Wuth Andalusiens, die sie dämpfen sollten. Von Bergen und Thälern kam rüstige Mannschaft; es fehlte an Waffen für die Menge. Franz Xaver de Castannos, des andalusischen Aufstandes Kriegshaupt, ehmals im spanischen Heer einer von Karls Feldherrn, schwor Cordova zu rächen. Seine Banden umschwärmten in weiten Kreisen Duponts vertheilte Schaaren. Einige seiner Haufen besetzten die Bergschluchten der Sierra Morena, den Franzosen den Rückweg zu sperren. Zwar wurde dieses Gebirge noch einmal durch neue Abtheilungen des französischen Heers, aus Madrid gesandt, befreit, aber bald wieder jede Verbindung Duponts mit diesen zerrissen, und das Vordringen desselben gegen Sevilla durch tägliche Gefechte vereitelt.

Die Junta Andalusiens, in Sevilla, nur drei Tagereisen vom feindlichen Heer, fürchtete dasselbe nicht länger, da sie des Volkes Begeisterung und den Muth spanischer und schweizerischer Krieger sah, die, mehrere Tausende stark, aus der alten königlichen Kriegesmacht in ihren Dienst getreten waren, dem Hause Bourbon getreu. Ein Sprößling dieses erlauchten Hauses selbst stand an der Spitze der Junta. Es war der hochbejahrte Kardinal Bourbon, Erzbischof von Toledo. Sie gedachte Glanz von einem Namen zu erborgen, welchen er selbst schon durch dem Könige Joseph gelobte und gebrochene Treue entweiht hatte. Auch traten Abgeordnete aus den meisten Gegenden des spanischen Reichs zu ihr. Daher nannte sie sich selbst die königliche; sandte Unterhändler nach Wien und London, und ihre Verordnungen durch das Reich und über das Weltmeer zu den spanischen Indien.

Zwei glückliche Ereignisse in diesen Tagen erhoben noch mehr den Muth und Stolz der hohen Junta von Sevilla.

## 7.

### Wegnahme eines französischen Geschwaders im Hafen von Cadiz. England schließt Frieden mit Spanien.

Zu derselben Zeit, als Dupont über die Sierra Morena vordrang, hatte die Junta Wegnahme der französischen Schiffe im Hafen von Cadiz befohlen.

Hier befand sich, seit der Seeschlacht von Trafalgar, Admiral Rosilly mit einem französischen Geschwader von fünf Kriegsschiffen und einer Fregatte. Brittische Segel verschlossen ihm das offene Meer. Nun verließ er den Hafen, der ihm Sicherheit versagte, und führte sein Geschwader tiefer in die große Bucht des Landes, ausser der Schußweite der Stadtwälle. Aber mit Mörserbooten folgten ihm die Spanier, und an beiden gegenüberliegenden Ufern der Bucht führten sie viele Reihen schweren Geschützes auf, deren Ziel die kleine Flotte ward. Als der tapfere Seebefehlshaber, also eingeschlossen, nicht mehr entrinnen konnte, wollte er nicht ohne Widerstand die Flagge streichen. Es erhob sich am neunten des Brachmonats der Kampf. Zwei Tage lang vertheidigte der Admiral seine Ehre, dann erst, das Leben der Mannschaft zu retten, zog er die Wimpel des Waffenstillstandes auf, und übergab den sechsten Tag nach erhobener Feindseligkeit das Geschwader den Andalusiern.

Die brittischen Seebefehlshaber, auf ihren Schiffen Zeugen dieses Ereignisses, hatten den Spaniern Beistand erboten, welcher aber, nicht ohne Eifersucht, abgelehnt ward. In allem waren übrigens Engländer und Spanier schon Freunde geworden, ungeachtet noch kein Friede zwischen beiden Völkern verkündet worden.

Doch England, froh, im Aufruhr eines ganzen Volkes an Frankreichs Grenzen, neue Mittel wider den Feind seiner Größe zu finden, stellte schon am vierten Tage des Heumonats die Urkunde des Friedens aus, vernichtete die bisherige Sperrung der spanischen Häfen, und verhieß dem Aufstande Waffen, Gold und Hilfsvölker.

Während ein brittisches Heer auf der Insel in Eil ausgerüstet ward, nach Spanien überzuschiffen, empfingen alle Kriegsgefangene dieses Landes in England Freilassung, um auf vaterländischem Boden wider den gemeinschaftlichen Feind zu streiten. Sie wurden an die Küsten Galliziens ausgesetzt, und zogen von da zu dem Heer, welches Cuesta wieder in den Gebirgen von Asturien und Leon gesammelt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Värietäten.

## Aus Frankreich.

— * Paris, 3 Febr. Der Kaiser besichtigt gewöhnlich selbst, und mit unglaublicher Aufmerksamkeit, die zahlreichen Bauten, welche er zur Verschönerung der Hauptstadt veranstalten läßt, besonders die neuen Brücken, Chausseen, Quais, und öffentlichen Denkmäler. Es ist daher nichts seltenes, daß der Kaiser beträchtliche Wanderungen zu Fuß und immer im größten Incognito macht.

Vor einigen Tagen besuchte er auch früh morgens den Quai d'Espain. Bloß Marschall Duroc begleitete ihn. Sie sind nüchtern und wollen etwas geniessen. Beide treten also in eine elende Taverne, der einzige Zufluchtsort, der um diese Zeit offen war. Ein ziemlich dürftiges Frühstück wird aufgetragen. Als sie weggehen und zahlen wollen, hat zum größten Unglück keiner Geld bei sich, und doch betrug die Rechnung vier Livres. Indeß der Wirth verläßt sich auf ihr redliches Wort, daß sie ihm gewiß die Schuld abzahlen würden. — Ein oder zwei Tage darauf kommt ein Page, der von Gold starrt, fragt dem Wirth nach, und zählt dem erstaunten Manne vierzig Napoleonsd'or hin für ein noch unbezahltes Frühstück. Der Wirth protestirt gegen die Summe, er habe für soviel nie gegeben, nie gefordert, und will das Geld nicht annehmen, bis er mit großer Bestürzung erfährt, daß es der Kaiser selbst war, dem er Kredit gegeben hatte.

Es soll nicht das erstemal sein, daß der Monarch Aehnliches erfuhr und that. Als er auch einmal incognito den schönen neuen Markt *des Jacobins* besuchte, erkannte ihn ein Hallenweib (*femme de la halle*). Die Neuigkeit fliegt wie ein Blitz von Ohr zu Ohr. Das Geschrei: Es lebe der Kaiser! tönte gleich von allen Seiten, und nöthigte den Monarchen, sich zu entfernen.

Der Kaiser denkt darauf, auch das prächtige Schloß von Versailles, das durch den revolutionären Vandalismus ganz verheert und geschändet ist, wiederherstellen zu lassen. Man versichert, der Architekt, der den Auftrag hatte, einen ungefähren Kostenanschlag zu verfertigen, habe für die Ausbesserungen eine Summe von vierzig Millionen Livres berechnet. Ich wundere mich darüber gar nicht. Es scheint, man wird sich mit dieser weitläufigen Unternehmung bald beschäftigen. An.

## Aus der Schweiz.

— * Der Kanton Basel hat mit Anfang dieses Jahrs eine gesetzliche „Kirchenordnung für die Landdistrikte" eingeführt. Dies Gesetz befiehlt, daß künftig jedermann Sonntags den Gottesdienst, Dienstags und Sonnabends auch die Betstunden, desgleichen auch die monatlichen Bettagspredigten fleißig und andächtig besuchen soll, in der Kirche nicht schlafe, nicht schwatze u. s. w. Von 7 Uhr Morgens bis Abends 4 Uhr müssen an Sonn- und Festtagen alle Mühlen und lärmende Gewerbe still stehen. Gefährliche unberufene Lehrer und Lehrerinnen, Schwärmer, und Personen, die des Glaubens halber verdächtig sind, sollen bei Strafe von niemand aufgenommen noch beherbergt werden. — Zum Abendmal werden keine junge Leute mehr gelassen, wenn sie nicht von der christlichen Religion nach Maasgabe des Baseler „Nachtmahlsbüchlein" hinlängliche Begriffe haben. Wer ohne Erlaubniß des Seelsorgers aus der Vorbereitungspredigt bleibt, darf sich nicht unterstehen, zum heiligen Abendmahl zu gehen. Fremde, oder aus der Fremde heimgekommene Einheimische, müssen dem Prediger vorher einen Schein aufweisen, wo sie das letztemal das heilige Abendmahl genossen.

„Damit die Kirche Gottes ihre Ordnung behalte" sagt der sechste Titel dieses Gesetzes, „so sollen durch die Pfarrer mit Hilfe und Zuthun Unserer Statthalter und Gemeinderäthe zu der Bannordnung aus der Gemeinde ehrbare fromme Leute, die eines guten Namens sind, bestellt werden. Dieselben Bannbrüder sollen mit dem Pfarrer und den Gemeinderäthen den Kirchenbann bilden, und alle Sonntage nach vollendeter Predigt in der Kirche warten, und demnach samt dem Prediger sich mit einander befragen, was Unehrbares vorgegangen" u. s. w. Man soll auf die Fehlbaren Acht haben, sie vor dem Bann anklagen, und der Prediger ermahnt die Sünder dann mit kräftigem Zuspruch zur Besserung. Fährt der Schuldige aber im Sündigen fort (dahin gehören besonders die Sünden des Fluchens, Schwörens, Gotteslästerns, Segensprechens, der Entheiligung des Sonntags, Trunkenheit, Unzucht u. s. w., Besuch des Wirthshauses am Tage wo das Nachtmahl genossen wurde, Uneinigkeit in der Ehe, schlechte Kinderzucht u. dgl.), so exkommunizirt ihn der Pfarrer vor gesessenem Bann. Lassen die Halsstarrigen aber Jahr und Tag hingehen, ohne Wiederversöhnung mit der Kirche zu begehren: so werden sie vor der höchsten Landesobrigkeit angeklagt; eben so diejenigen, welche, aller Warnungen ungeachtet, nicht von der ruchlosen Gewohnheit des Fluchens und Schwörens abstehn. — Alle Hazardspiele und hohe Wetten sind verboten; acht Tage vor und nach hohen Festen dürfen keine Hochzeiten gefeiert werden; jedermann muß sich des Segnens, Wahrsagens, Zauberns, Beschwörens und anderer verbotenen unnatürlichen Künste enthalten. Jede Haushaltung soll wenigstens ein neues Testament sammt dem Nachtmahlsbüchlein, Gesang- und Gebetbuch halten; gefährliche, im Glauben und Gottesdienst verwirrende, oder zu irrigen Meinungen, zur Schwärmerei, zum Aberglauben und zur Gottlosigkeit verleitende Bücher sind verboten, als über welche Bücher die Pfarrer zu urtheilen haben.

(Hierzu ein kritisches Beiblatt.)




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 14. — den 17 Februar 1810.


## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

### 8.

Cuesta dringt durch Leon vor. — Schlacht bei Medina del Rio secco.

Dieser Feldherr sah, so groß war die Begeisterung der Spanier überall, binnen wenigen Wochen ein größeres Heer unter seinen Fahnen, als er gehabt, ehe die französischen Waffen ihn im Treffen von Cabenson besiegt hatten.

In des Heumonats ersten Tagen trat er mit seiner Macht aus den Gebirgen hervor in die leonischen Ebenen. Bei Benavente, einem Flecken am Fuße der Bergkette im Königreich Leon, ordnete er die in Eil zusammengeraffte Rotten, über 35,000 Mann stark, darunter mehr denn sechstausend alter Krieger. Vierzig Stück schweren Geschützes begleiteten den Zug. Unterrichtet von der Schwäche der französischen Kriegsmacht bei Burgos und Madrid, deren vereinzelte Kräfte jenseits der Sierra Morena, im fernen Valencia und vor den Mauern Saragossa's stritten, hoffte Cuesta leicht die Schmach von Cabenson zu rächen in der Besiegung der Zurückgebliebenen.

Bessieres, der Marschall, befehligte diese. Er zog sie zusammen, zwölftausend Mann an der Zahl. Den Feind nicht erwartend, eilte er ihm entschlossen entgegen. Am Morgen des vierzehnten Heumonds stießen die Heere auf einander im fruchtbaren Thale der leonischen Stadt Medina del Rio secco. Die Mauern Medina's vertheidigten Cuesta's Geschütz. Die spanische Hauptmacht breitete sich jenseits auf den Höhen in unermeßlicher Ausdehnung aus. Der Marschall, nachdem er diese Stellung erkannt, warf sich mit vereinter Gewalt gegen der Spanier linken Flügel. Ehe diesem Beistand zu senden war, wurde er zersprengt; das Städtlein im Thal mit aufgepflanztem Bajonet erstürmt; das Gewühl des Kampfes allgemein. Mit rasender Wuth fochten die Spanier; doch weder Tapferkeit noch Uebermacht retteten sie vom Untergang. Kalt und besonnen stritten die Franzosen; mit ungestümer Gewandtheit durchbrachen sie die spanischen Schlachtreihen. Daher bald Verwirrung und Tod unter diesen, und allgemeine Flucht und Zerstreuung. Cuesta entrann mit fünfhundert Pferden über Leon, den asturischen Bergen zu; andere flüchteten durch Astorga zu den gallizischen Wäldern; andere in entgegengesetzter Richtung suchten hinter dem Strom des Duro Rettung. Gegen sechstausend Spanier geriethen in Gefangenschaft; über zehntausend lagen entseelt oder verwundet auf dem Schlachtfelde.

Der Schrecken dieser Schlacht erschütterte das ganze Königreich Leon. Alle Städte brachten dem Sieger Betheurungen der Unterwürfigkeit entgegen. Der Marschall selbst hielt seinen Einzug, zwölf Tage nach der Schlacht, in die Hauptstadt Leon, wo er noch, wie in andern Orten, reiche Beute aufgehäufter Kriegesvorräthe gewann, während seine Schaaren bis zum Fuße der asturischen Berge fechtend vordrangen.

### 9.

König Joseph Napoleon begibt sich nach Madrid.

Unterdessen hatte die zu Bayonne versammelte Junta des Reichs ihr Werk beendiget; an des Heumonats siebentem Tage der neuen Verfassung, wie dem neuen Herrscher, Treue geschwo-

ren, und den Eid des Königes gehört, daß er dem Ruhm und Wohl Spaniens leben werde.

Nach geschlossenen Feierlichkeiten ging Napoleons Bruder, welcher Neapels sichern Thron um den schwankenden Besitz der Krone Spaniens vertauscht hatte, mit glänzendem Gefolge über die Bidassoa in sein unglückseliges Reich ein. Noch lebte in Vielen Hoffnung, daß eines Königes Erscheinen und der Zauber der Majestät Herzen bezwingen werde, welche den Schwerdtern Trotz boten.

Zu Irun, der ersten Stadt seiner Staaten, begrüßten ihn schmeichelhafte Gesandtschaften der vorliegenden Lande. Seine Reise von Irun bis Madrid glich mehr dem Einzuge eines Vaters in die entzückte Heimath, als eines Fürsten in das noch zu erobernde Gebiet. Von Dorf zu Dorf umringten Jünglinge und Mädchen seinen Wagen, festlich gekleidet, Tänze nach Landesart bildend. Die Städte schmückten ihre Häuser mit duftenden Zweigen und Blütenkronen; Nachts mit Beleuchtungen. Nur Freudenlieder beim Zitherklang wurden gehört. — Aber sechszigtausend Mann waren unter Waffen gestellt, die Fahrt von Irun bis Madrid zu decken; denn die auf Josephs Weg gestreuten Blumen verbargen nicht den tückischen Abgrund, über welchen er hinzog.

Madrid nahm ihn auf am zwanzigsten Tage des Heumonats. Rauschende Festlichkeiten wurden ein Schleier für die Empfindung der Menge beim Anblick des Gebieters, welchen das Schicksal gab. So bestieg Joseph den kastilischen Thron, um welchen noch das Blut der Spanier in Strömen floß, während der Herolde Waffenkönig auf den Plätzen und in den Straßen der Hauptstadt nach herkömmlicher Sitte ausrief: „Kastilien! Kastilien! Kastilien für den König unsern Herrn, welchen Gott schütze, Don Joseph Napoleon I!“

Mit dem Ausspruch allgemeiner Verzeihung über die bisher wider des Reiches Ruhe geübten Verbrechen begann der Herrscher seine Laufbahn. „Vereiniget euch, Spanier!“ rief er den entzweiten Völkern zu: „Spanier, umgebet meinen Thron; entreißt mir nicht mit Bürgerkrieg die Stunden und die Mittel, welche ich euerm Wohl weihen möchte!“

Allein der Sturm des Aufruhrs wüthete ungelähmt fort. Er wies dem Nachfolger Karls des Vierten nur über die Leichname seiner Unterthanen, über die Trümmern seiner Städte den Weg zur Herrschaft an. Ja, des Reiches Schicksal war niemals zweifelhafter, die Lage der französischen Heere nie bedenklicher gewesen, als in diesen Zeiten, da Joseph zum erstenmal den spanischen Boden als dessen Beherrscher betrat. Erst jetzt verschwand das Blendwerk vieler Täuschungen.

Dies Volk, im Arm hundertjährigen Landfriedens gewaltsamen Anstrengungen entwöhnt, unter dem Füllhorn seines glücklichen Himmels verzärtelt, war weder einer so zermalmenden Kraft, noch so kühner Aufopferungen fähig geachtet worden. Man hatte vergessen, wie die Leidenschaft, edeln oder unedeln Ursprungs, wunderbare Gewalt über die Sterblichen üben, und Riesenwerke binnen Augenblicken vollenden kann, woran Jahrhunderte vergebens den Witz ihrer Kunst verschwenden; vergessen, wie Begeisterung für Sitte, Vaterland und Glauben, und das Hochgefühl für Volks- und Menschenwürde, das nie erstirbt, oft furchtbar gegen die Ansprüche der Weltbeherrscher ins Recht traten.

Daher hatte man sich begnügt, Spanien mit einer Kriegesmacht zu überziehen, die weder der Ausdehnung des Reiches, noch der Gewalt des Aufruhrs gewachsen war; daher als Widerspenstigkeit einzelner Schwärmer verachtet, was Schrei des gesammten Volkes theils war, theils ward; daher zur Dämpfung der Flammen, die da und hier, dann überall aufloderten, die Kriegesschaaren weit umher nicht ohne Gefahr zerstreuet. So kämpfte Dupont in Andalusien, in Valencia Moncey, Duhesme in Katalonien, Lefebvre vor Saragossa's Thoren, Bessieres im Königreich Leon; Madrid bewachte der Herzog von Rovigo, Savary. Der Faden der Verbindung unter allen diesen, oft hundert Stunden weit von einander Fechtenden, war schwach, nicht selten ganz zerrissen.

Des Krieges Schauplatz, die Art den Krieg zu führen, erschwerte aber die Besiegung Spaniens mehr denn alles übrige. Ein glühender Himmel, Wildnisse ohne einen Tropfen Wassers, Wege die ein einziger Regenguß zerstörte, ungangbare Gebirge ermatteten den Krieger. In Dörfern fehlten Tagereisen weit oft Lebensmittel, zuweilen selbst die Einwohner. Nicht selten mußte der Soldat die Saaten selber mähen, ausdreschen und zur Kost zermalmen. Krankheiten tödteten der Tapfern mehr, als Schlachten. Nirgends Sicherheit; trügliche Liebkosungen gegen Uebermacht; Meuchelmord gegen den Schwächern. Selten war Aufstandsheeren in Reihe und Gliedern zu begegnen; tausendweise in Wäldern und Gebirgen aber schwärmten hinterlistige Schützen. Nicht Ruhm, nur Rache hieß ihr Ziel. Oft jauchzte eine Landschaft kommenden Schaaren Frankreichs freudigen Empfang entgegen, und erhob sich tückisch im Rücken derselben. Aus zahllosen Rotten bewaffneter Landleute bildeten sich eben so schnell wieder Heerhaufen, als Tages zuvor zerstäubt waren. Denn jeder spanische Bauer ward nun Krieger. Wer gestern friedlich den Garten baute, ging heut mit Dolch und Flinte über Feld, von seinem Priester geweiht. Der Schleichwege kundig, glühender Luft, heissen Bodens und ärmlicher Kost vertraut, erhält ein Stückchen Brodes sein Leben Tage lang. Dann birgt Felsstück seine Waffen, und er kehrt wieder auf kurze Zeit zur dürftigen Hütte heim.

Daher entschieden selbst Schlachten dieses Krieges wenig, oder nichts. Daher währte Unterwerfung selten länger als des Siegers Nähe. Grausamkeiten schreckten nicht; entflammten aber zu unmenschlicher Vergeltung. Der Lebensmittel Mangel erschwerte den Franzosen das Beisammenleben in großer Heeresmacht; einzelne ihrer Kriegeshaufen mußten Ueberwältigung fürchten, wie Dupont in Andalusien erfuhr.

---

## 10.

### Duponts Heer gibt sich in Andalusien gefangen.

Zwischen dem Strom des Guadalquivir und den Felsen der Sierra Morena hatte der französische Feldherr Dupont Wochen lang wider andalusischen Aufstand gestritten. Mehr, als des Feindes wilder Muth, schwächten sein Heer Durst und Hunger in den glühenden Feldern dieser Gegend, die einst des großen Olavides Geist urbar zu machen versuchte. Von den Landleuten waren weit umher Hütten und Erndten verlassen. Mit den Waffen in der Hand mußte der Soldat das Korn schneiden und Brod machen. In täglichen Gefechten ermattete die kleine Schaar der Tapfern, durch Krankheit, Tod und Wunden auf

achttausend Streiter vermindert, während der andalusische Landeshauptmann Castannos ihrer fünfundzwanzigtausend gegen sie anführte.

Dupont, den äussersten Widerstand zu leisten, vergrößerte seine Macht durch sechstausend Franzosen, welche zum Schutz der Morenastraße von Madrid gekommen waren. Sie befehligte der Unterfeldherr Vedel. Der Lebensmittel Mangel zwang das Heer, von Jaen bis Baylen sich auszudehnen. Der Kern stand in den Feldern der Stadt Andujar, deren zerfallende Ringmauern der Guadalquivir bespült. Ihm gegenüber auf den Höhen Castannos mit der andalusischen Hauptmacht.

Als der französische Feldherr nicht länger mit seinen entkräfteten Völkern des Kampfes Fortsetzung wagen konnte, versuchte er den Rückweg über die Gebirge, und zog die vereinzelten Rotten an sich. Castannos aber ließ ihn durch den Feldherrn Pena ruelos verfolgen, während die Unterbefehlshaber Compigny und Theodor Reding, der Schweizer, beide Flügel des fliehenden Feindes bestürmten. Da sich Dupont von allen Seiten umwickelt, von seinen vereinzelten Haufen getrennt, und selbst von der Gebirgsstraße nach Madrid abgeschnitten sah, suchte er am neunzehnten Tage des Heumonats auf Sierra Morena in einem letzten verzweifelungsvollen Treffen Rettung oder rühmlichen Tod. Er fand beide nicht; nur Wunden und Untergang. Seine Krieger sanken unter ihren Waffen nieder, von Zügen, Gefechten, schlaflosen Nächten und ungestilltem Hunger ermattet. Er forderte Waffenstillstand, und unterzeichnete voll schmerzlichen Gefühls seine und des Heeres Schande.

Vierzehntausend überwundene Franzosen streckten vor dem Feldherrn Andalusiens am zwanzigsten des Heumonats das Gewehr, und zogen unter dem Spott des Pöbels gen St. Lucar de Barrameda, an des Guadalquivirs Mündungen, um zu ihren vaterländischen Küsten zurückgeführt zu werden. Edelmüthig forderte Castannos das Volk auf, diese unglücklichen Tapfern zu ehren. „Sie haben", sprach er, „keine Schuld an den Beleidigungen, die uns zugefügt worden sind, und an der Schmach, mit welcher ihr Oberherr uns in den Augen Europa's und der Nachwelt bedecken wollte!"

Vom Schlachtfelde begab sich der Sieger gen Granada, wo die Gebeine vieler Könige des Reiches ruhen. Hier wollte er — sei es, wirkliche Gelübde zu erfüllen, die er vor dem Tage des Treffens in der Sierra gethan, oder Neider zu zähmen durch der Priester und des Volkes Beifall — die Denkmale seines Sieges dem heiligen Ferdinand mit kirchlichem Gepränge weihen. Von einer Ehrenwacht umringt, das Haupt mit dem Lorbeerkranz geschmückt, das entblößte Schwerd in der Rechten, trat er ins Heiligthum. Unter feierlichem Klange aller Glocken und Gesängen eines zahllosen Volkes opferte der Ueberwinder seine Krone am Grabmal des Heiligen, über dessen verehrtem Staube die bezwungenen Adler Napoleons aufgehoben wurden.

Nach diesem Feste eilte er zu seinem Heere, und führte es über das Gebirge Morena in die Thäler Neukastiliens. Der Ruf von seinem Siege hatte schon Spanien durchdrungen. Kastilien huldigte entzückt seinen Fahnen.

König Joseph, als er die Niederlage und den Verlust des Heers erfahren, und von zahlreichen Landungen der Britten an den gallizischen Küsten hörte, beschloß, die gesammte französische Kriegesmacht zusammenzuziehen, und, in gedrängter Stellung, näher den Pyrenäen, Verstärkungen aus Frankreich zu erwarten. Von Valencia's festen Mauern hinweg berief er den Marschall Moncey, aus Leon die Völker des Marschalls Bessieres. Dann verließ er selbst, mit seinem Hofstaat und den Schaaren des Herzogs von Rovigo, die Hauptstadt Madrid, nachdem er sie kaum zwölf Tage bewohnt hatte.

---

## 11.

### Die französische Kriegesmacht zieht sich bis an den Ebro zurück.

Das Heer lagerte also in den ersten Tagen des Augusts an beiden Ufern des Ebro, in einer Ausdehnung von vierzig Stunden. Der rechte Flügel lehnte an die biscayischen Gebirgsschluchten, der linke an die Ufer des Arragon, auf Navarra's Grenzen. Das königliche Hauptlager war im Städtlein Vittoria, auf hoher Bergebene. Die Vorhut stand am Waldstrome Arlanzon, der Altkastiliens Hauptstadt, das stolze Burgos, oft mit seinen Wellen bestürmt, und an der hohen grauen Felsenwand von Pancorbo, welche die unermeßlichen Ebenen zwischen Briviesca und Burgos durchschneidet.

Während Frankreichs Krieger im Schatten biscayischer Obsthaine, nach endlosen Kämpfen und nach den Sonnengluten des innern Spaniens, sich erquickten, tobte das ganze Reich, wilder denn je, in kriegerischer Gährung. Neue Heere wurden geschaffen; neue Entwürfe ersonnen, die französische Macht über die Pyrenäen zu treiben. Der Ungestüm des Volkes, mächtiger als die Einsicht der Führer, zwang diese oft zu voreiligen und fruchtlosen Angriffen des Feindes.

Da die Britten in Bilbao's Hafen einige Mannschaft und Kriegesvorräthe fast zu derselben Zeit ausgeschifft hatten, in welcher die Franzosen neue Stellung am Ebro einnahmen, wälzten sich aus Asturiens und Biscaya's Gebirgen ungeheure Schwärme des Landsturms zusammen, die Flucht der Franzosen aus Spanien, wie sie meinten, zu beschleunigen. So groß war die Begeisterung, daß Mönche ihren Zellen entsprangen, und sich, gleich Maulthieren, in langen Zügen vor das schwere Geschütz spannten. Doch eine französische Heerabtheilung, plötzlich durch die Bergschlünde gegen die Landschaft am Meer gebrochen, überfiel die sichern Haufen, und richtete grosses Blutvergiessen unter ihnen an. Die Empörten flohen den Wäldern, die Engländer ihren Schiffen zu; den Siegern in Bilbao Gepäck und Geschütz überlassend.

Wenige Wochen nachher erneuerten sie ihre Angriffe. Joachim Blake, von irländischer Herkunft, ein kriegserfahrner Mann, führte ihre Fahnen. Er vertrieb zwar am zwanzigsten des Herbstmonats die schwache Besatzung der Franzosen aus Bilbao's Ringmauern; doch sechs Tage nur behauptete er das Feld; dann mußte er den in Macht heranziehenden Franzosen weichen, welche ihn und die Seinen in unzugängliche Berge verscheuchten. — Zum drittenmal, mit verdoppelter Macht, drang er acht Tage später auf einer andern Seite aus den Gebirgen vor gegen das Thal von Orduna, an den Grenzen der Herrschaft Biscaya und Kastiliens. Als er aber, wohin er auch zog, das französische Heer stets zu seinem Empfange gerüstet fand, wagte er keinen Schritt weiter.

Gleich fruchtlose Anfälle richteten die Banden der Empörten gegen den linken Heerflügel der königlichen Macht. Sie zeigten

sich, zwanzigtausend stark, zuerst in den Feldern von Tudela, von wo Moncey sie bis zu den Thoren Saragossa's zurücktrieb; dann wieder bei Sanguesa, am Zusammenflusse des Irati und Arragon, mit noch geringerm Glücke.

Inzwischen nun die Franzosen am Ebro ihr Lager und die Unterwürfigkeit der nächsten Landschaften behaupteten, verloren sie Portugall.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Mainz, 1 Febr. 1810. Hier sitze ich, seit fünf Uhr Nachmittags, wo ich über den fest zugefrornen Rhein marschirt bin, und warte auf einen Paß, um Morgen Mittag weiter zu reisen. Mit den Päßen ist man jetzt doppelt streng, weil einige hundert Räuber und Vagabunden (unselige Folgen des Krieges und der Umformungen) das Departement unsicher machen, und troz der trefflichen Polizei manchen Raub verüben. — Doch auf der deutschen Seite, besonders in den Gegenden um Frankfurt, Hanau, Aschaffenburg u. s. w. sieht es nicht besser aus. Es geschieht zwar viel von den verschiedenen vorzüglich den Frankfurter Polizeibehörden, aber dem Uebel ist schwer zu steuern. Eskamotirte doch, sagt man, ein Gauner dem thätigen Polizeidirektor v. J. den Ueberrock aus dem Vorzimmer. Das meiste Aufsehen macht der bekannte Hesiel, der aber jezt hier gefangen sizt. Es sind zu seiner Befreiung einige ohnmächtige Versuche gemacht worden.

In Frankfurt, wo ich mich vierzehn Tage aufhielt, war ich über manche Verbesserung sehr erfreut, besonders über die verbesserten Armenanstalten. Die Bettelei hatte seit einigen Jahren sehr überhand genommen und die Armenanstalten waren partiell und ohne Zusammenhang. Der weise und edle Fürst Primas konzentrirte alles durch eine allgemeine Armenkommission, welche, von der Großmuth des Regenten und durch freiwillige Beiträge der Einwohner unterstüzt, die Bettelei gänzlich zerstört hat, und die Armen nach ihren Bedürfnissen auf mancherlei Art unterstüzt.

Man führte mich in eine Versammlung der Gesellschaft des Museums (eine Anstalt zur Erregung und geistigen Unterhaltung der Gebildeten). Musik, Deklamation, Vorlesung von Abhandlungen und Gedichten, die Betrachtung vieler älterer und neuerer Kunstwerke (und darunter sehr vorzügliche), ergözten mich sehr; noch mehr interessirte es mich aber, fast alle durch Wissenschaft, Kunst, Bildung oder Stand ausgezeichnete Männer Frankfurts hier versammelt zu sehen, und unter ihnen einige angenehme Bekanntschaften zu machen. — Unter den Fremden, welche Aufsehen erregten, war besonders der Oberst Burr, welcher vor einigen Jahren eine sehr gewagte politische Rolle in Nordamerika zu spielen versucht hat. Seine Physiognomie zeigt den entschlossenen, heftigen, kräftigen, sein Umgang den kenntnißvollen und gebildeten Mann. Er wartete auf Päße von Paris, um dahin zu reisen.

Ein kalter, nebelichter Nachmittag, der mir geschäftlos war, führte mich in einen Frankfurter Buchladen, und machte mich mit einem erstaunlich nebelichten Produkte der krankhaften fantastischen Zeit bekannt. Herr v. Meyer, aus Frankfurt, der Verfasser des „Hades, ein Beitrag zur Theorie der Geisterkunde", soll ein sehr liebenswürdiger, gebildeter Mann seyn. Das ist möglich; aber sein Büchlein trägt das Gepräge der Geisterverkehrtheit im buchstäblichen Sinn. Ich bereue die Stunde, welche ich bei der Lektüre dieser Spinnrockenweisheit, die sich mannhaft auf Stilling stüzt, verloren habe. N . . e.

## Aus Frankreich.

— * Paris, 8 Febr. Auf unsern Bühnen sehen wir alle Tage neugeborne Geisteskinder sterben. Seit langer Zeit konnte sich auf dem *Théâtre Français* kein Stück mit seinem Ende endigen. Der *Prisonnier en voyage*, von Hrn. de Launay, fiel vor ungefähr zwölf Tagen auf die kränkendste Weise durch, weil der Kaiser und der Hof zugegen waren, und seine Gegenwart selbst das Pfeifen nicht verhinderte. Der König von Neapel soll beim Herausgehen gesagt haben: „Ich habe mich recht königlich ennuyirt."

Noch eine andere Eigenheit macht jezt in der Geschichte unsers Theaters Epoche. Wenn nämlich der Schauspieler eine Tirade gesagt hat, die gefiel, etwa weil sie eine Anspielung auf irgend einen Zeitumstand zu enthalten schien, so finden sich im Parterre sogleich Leutchen, die albern und indiskret genug sind, ihr „*bis, bis!*" so laut und so lange zu rufen, daß der Schauspieler die Phrase noch einmal geben muß. Das gibt Ihnen einen ziemlich hellen Begriff vom Geiste, der jezt in unserm Parterre herrscht, und von der Art Verdienstes, wie man heutiges Tages vom Lustspieldichter fordert. Wie kann auch im Drama Wahrheit im Dialog bleiben, wenn das Publikum da vor allen Dingen nur Sentenzen sucht, abgerissene Einfälle, Epigramme und Quodlibets!

— * Wenn Sie den Berg fader literarischer Neuigkeiten auf meinem Bureau aufgeschichtet sähen, Sie würden, wie Brebeuf, der Uebersetzer Lukans,

*De morts et des mourants cent montagnes plaintives*

zu erblicken glauben. Wenige dieser Produkte überleben den Monat ihrer Geburt; was nur noch das Ende eines Jahrs erreicht, verdient schon ehrenvoller Erwähnung. Ich möchte Ihnen aber gar nichts von dem Zeuge nennen. Denken Sie nur, es existiren meines Wissens schon zehn epische Gedichte, fertig zum Wettstreit um die Dezennalpreise.

Senator Gregoire, gewesener Bischof von Blois, wohlbekannt durch die Rolle, welche er im Anfange unserer Revolution, und durch seinen Einfluß auf die verderbliche Geschichte mit den Negern von St. Domingo spielte, hat so eben eine *histoire des sectes réligieuses* in zwei Oktavbänden herausgegeben. Alle Exemplare, viertausend an der Zahl, wurden aber sogleich auf Befehl des Polizeiministers in Beschlag genommen. Mt.

## Berichtigungen.

In Nr. 12, Seite 46, Sp. 1, Z. 23 u. folg. soll es heißen: „hieß der Untergang des königlichen Hauses Frucht französischer Kunst, und die Verbannung der lezten des Bourbonenstammes von europäischen Thronen längst bereiteter Entwurf.

In der meteorologischen Tabelle ist der Barometerstand vom 15 und 16 Januar Nachmittags unrichtig auf 27" 7 5/10''' angegeben, da er an beiden Nachmittagen 26" 7 5/10''' war.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 15. —— den 21 Februar 1810.


## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

### 12.

Der portugiesen Aufruhr. — Schlacht bei Vimeira. — Die Franzosen müssen das Königreich räumen.

Nach der ruhmlosen Entrinnung des Braganzischen Geschlechts von Thron und Reich war Portugall ohne Schwerdstreich gefallen. Marschall Junot, Herzog von Abrantes, hatte mit französisch-spanischer Heermacht seinen Einzug in Lissabon gehalten am letzten des Wintermonats im Jahre 1807. Das portugiesische Kriegesvolk, zehntausend Mann stark, ward aufgelöset, und als einzelne Legion in Napoleons Dienst genommen.

Ein halbes Jahr lang beherrschte der Marschall das verwaiste Königreich durch das Schrecken der Waffen sonder Widerstand. Niemand wagte den Schmerz um des Vaterlandes Unglück kund zu thun. Schweigen galt für Billigung; Ergeben für Huldigung. Als aber Spanien wider Frankreich in offenen Kampf trat, brach auch Portugalls verheelter Grimm aus.

Der Anfang ward zu Oporto gemacht, der größesten und reichsten Hafenstadt nächst Lissabon. Hier knupfte Don Figuerosa, der spanische Befehlshaber, als er seines Vaterlandes Schicksal erfuhr, Verschwörung an mit Geistlichkeit und Adel gegen die Franzosen. Am sechsten Tage des Brachmonats 1808 umringten seine Soldaten die Häuser, wo französische Befehlshaber und Hauptleute wohnten, und verhafteten diese. Dann ward die Freiheit Portugalls verkündet, und der ehmalige königliche Statthalter von Oporto wieder in sein Amt gesetzt. Mit furchtbarer Freude eilte das Volk der Stadt dem erhobenen Banner des Aufruhrs zu. Kein Gesetz und keine Schranken galten; Gewalt und Selbstrache alles. Das Gesindel plünderte die Häuser der Reichen, und mordete, wer mit Frankreich gehalten. Priester und Mönche predigten den Kreuzzug gegen Napoleon an den Straßenecken. Don Figuerosa aber, nachdem dies vollbracht war, trat mit der Besatzung von Oporto und den Gefangenen den Rückweg in das eigene Vaterland an.

Als der Marschall in der Hauptstadt von dieser Treulosigkeit hörte, ließ er die in seinem Lager befindlichen spanischen Kriegshaufen umzingeln, entwaffnen und zur Verwahrung auf Schiffe senden; dann Abtheilungen des Heers nach allen Richtungen streifen, die Flamme der Empörung im Beginn zu dämpfen. Umsonst. Städte und Dörfer, vom waldigen Gebirge Galliziens bis zum heissen Felsstrand Algarve's, folgten Oporto's Beispiel. Zwar schwer büßte Villaviciosa, weiland Braganzischer Herzoge Sitz, den Frevel, die Besatzung verjagt zu haben; schwerer noch Beja, in Alentejo's fruchtbarsten Gefilden, den Streit sechstausend Empörter gegen des Marschalls Macht — ein Aschenhügel ward die Stadt, von zahlloser Portugiesen Leichen umgeben — aber nicht Villaviciosa's blutige Straßen, nicht Beja's Trümmer schreckten.

Landstürme, voran Mönche mit Kreuz und Schwerd, wälzten sich voll blinder Verzweifelung gegen die Napoleonischen Heersäulen. Sie gingen alle vernichtet unter; aber andere folgten. Es waren nicht Treffen, sondern Gemetzel; so in Leiria's wunderschönem Thal, wo die Feldherrn Thenier s und Margaron siebentausend Empörte schlugen, welche gegen Lissabon im Anzuge waren; so bei Guarda, der Gebirgsstadt

an des Mondeio Quellen, wo Feldherr Loison zahlreiche Banden niedermachte.

Beinahe acht Wochen hatte ohne fremde Hilfe Portugall gestritten; da nahten sich brittische Flotten. Am Ende des Heumonats schifften diese bei dreißigtausend Mann, mit Lebens- und Kriegesmitteln reich versehen, an den Küsten Estremadura's aus. Ihr Lager wählten sie auf den Höhen von Leiria. Arthur Wellesley war ihr Führer. Erst später traten der Oberbefehlshaber Hew Dalrymple, und der ihm Nächste im Heerbefehl, Harry Burrard, auf portugiesischen Boden. Nun strömte, was diesseits und jenseits des Douro Waffen trug, ins Lager von Leiria; ward in Rotten geordnet, dem Hilfsheer angeschlossen, oder seitwärts ausgeschickt, des Feindes einzeln streifende Schaaren zu bedrängen.

Als Marschall Junot die Ankunft der brittischen Macht hörte, zog er sein Heer vor den Mauern Lissabons zusammen. Er zählte seiner Krieger kaum sechszehntausend. Links das Weltmeer von englischen Segeln beherrscht; weit umher die Flammen des Aufruhrs, vom Tajo bis zu den Pyrenäen; vor ihm die großbrittanischen Feldherrn mit Uebermacht. Sein Untergang schien unabwehrbar; er aber fürchtete nur den ruhmlosen.

Daher ging er entschlossen dem englischen Heer entgegen, als dasselbe in den heissen Tagen des Augusts über Alcobaça und Lorincha längs dem Meeresufer gegen Lissabon rückte. Nach manchem Gefecht des Vortrabs — das blutigste am 17 Augusts in den Thälern zwischen Roleja und Caldas — stießen beide Heere beim Flecken Vimeira, kaum eine Tagereise von der Hauptstadt, gegen einander.

Es war der Morgen des 21 Augusts, als Marschall Junot in das Thal eindrang, durch welches der kleine Maceirafluß neben Vimeira hinfließt. Jenseits des Dorfes bedeckte brittisches Fußvolk die Berge, die vom Meere bis zur tiefen Schlucht gehen, durch welche die Straße nach Lorincha zieht; rechts auf einem abgesonderten Hügel Fußvolk mit schwerem Geschütz; im Thale zwischen den Anhöhen zahlreiche Reiterei.

Der Marschall, nach erkannter Stellung des Feindes, wandte den ersten Angriff gegen den vorliegenden Hügel, und trachtete die Straße von Lorincha, und die Höhen der Bergschlucht zu gewinnen, durch welche jene führt. So hoffte er die Kette der feindlichen Schaaren zu brechen. Am Hügel also entzündete sich der Kampf zuerst; bald donnerte die Schlacht auf beiden Flügeln der Heere. Hügel und Berge wurden mit furchtbarem Ungestüm bestürmt und vertheidigt. Die Gewalthaufen durchwogten, bald Sieger, bald Besiegte, das weite Thal. Des französischen Adlers kriegerische Hoheit und der Britten unbeugsamer Stolz rangen auf Vimeira's Feldern um den Preis des Sieges, mit jener Eifersucht, welche schon seit fünfzehn Jahren zahllose Länder und den unermeßlichen Ozean mit dem Blute der Völker färbte, und mit einer Wuth, als sollten diese Heere und diese Stunden die Weltherrschaft entscheiden.

Der Todten und Verwundeten lagen Tausende auf dem Schlachtfelde; der Kampf war unentschieden, aber die Kraft erschöpft. Die Heere beider Völker nahmen einander gegenüber wieder das Lager der vergangenen Nacht ein.

Die Stellung des tapfern französischen Marschalls im Angesicht der Engländer war so stark, daß Dalrymple, der brittische Oberbefehlshaber, lieber jeden Vertrag zur Entfernung des Feindes aus Portugall eingehen, als einen Kampf fortsetzen wollte, der ihm, ohne Hoffnung des Sieges, noch Tausende seiner Krieger kosten mußte. Aber auch der Marschall, beim Anblick der Uebermacht seines Feindes und des Volksaufruhrs weit umher, von jeder Hoffnung naher Hilfe aus Frankreich geschieden, und an Lebensmitteln für das Heer verarmt, sah in jedem Kampf fruchtlose Aufopferung, und nur rühmlichen Rückzug in sein Vaterland als das höchste Ziel seiner Siege.

Diese Empfindungen näherten beide Oberfeldherrn einander. Ein Waffenstillstand bahnte die Unterhandlungen zwischen ihnen an. Die Heimkehr des französischen Heers ins Vaterland, doch unbesiegt, mit allen Waffen, allem Eigenthum, ward am dreißigsten Tage Augusts durch urkundlichen Vertrag geschlossen auf Cintra, sieben Stunden von Lissabon. Selbst das russische Geschwader, welches noch unter dem Admiral Siniavin im Hafen von Lissabon lag, ward darin begriffen, so daß die Schiffsmannschaften sogleich, ihre Fahrzeuge erst sechs Monate nach künftigem Frieden Englands und Rußlands, in die ferne Heimath zurückkehren sollten.

Dies war die Frucht des blutigen Tages von Vimeira, und des Schreckens, welchen französische Waffen eingeflößt hatten. Ein kleines Heer, von der Uebermacht und einem empörten Reiche umgeben, bald ohne Lebensmittel, ohne Aussicht der Rettung, ging mit Lorbeern geschmückt auf des Feindes Schiffen unverletzt in sein Vaterland zurück, wohin ihm eine Reihe von Schlachten nicht den Weg gebahnt haben würde.

Als das Volk von England den Vertrag von Cintra vernahm, ward es gegen den Feldherrn, welcher ihn unterzeichnet hatte, so erbittert, daß es sein Bildniß auf den öffentlichen Plätzen der Städte verbrannte.

## 13.

Die höchste Junta in Aranjuez. — Romana landet mit 10.000 Mann in Spanien. — Zustand des Reichs.

Nun war also die ganze große Halbinsel des Welttheils jenseits der Pyrenäen, vom Ebro hinweg bis zu den Mündungen des goldreichen Tajo, von den französischen Heeren geräumt. Beide Reiche frohlockten ihres Sieges, und rüsteten mit Macht, auch den Fuß der Pyrenäen zurückzuerobern, den Josephs Heere mit bisher unbezwungener Stärke hüteten.

Die höchste Junta des spanischen Reichs hatte, dem Kampfplatze näher zu sein, Sevilla gegen den alten Sitz der spanischen Herrscher vertauscht. Sie bestand aus vierundvierzig Abgeordneten der vornehmsten Städte und Landschaften des Königreichs, alle von gleicher Vollmacht. Ihre Versammlungen hielt sie in den Palästen von Aranjuez; Madrid fürchtend, wo seit dem Abzuge Königs Joseph Unordnung und Gesetzlosigkeit so herrschend geworden, daß die Hauptstadt sich selbst den Plünderungen valenzianischer Bauern ohnmächtig preis geben mußte, welche zur Vergrößerung des Heers dahergezogen waren.

Die Junta schrieb in allen Gegenden des Reichs Kriegssteuern aus und Aufgebote waffenfähiger Mannschaft. Eine halbe Million Streiter wollte sie sammeln — nicht die Hälfte war sie in der ungeheuern Verwirrung zu besolden und zu bewaffnen fähig. — Ein brittischer Botschafter, Frere, in den ersten Tagen des Weinmonats nach Madrid gekommen, verhieß die Landung großer Kriegsmacht aus der vaterländischen Insel.

Zu gleicher Zeit mit ihm war der spanische Feldherr de la Romana mit zehntausend spanischen Kriegern von England

herüber gekommen. Romana hatte den Oberbefehl jener Hilfsvölker gehabt, welche König Karl der Vierte dem Kaiser der Franzosen in die Kriege von Deutschland und wider Schweden gegeben.

Auf der dänischen Insel Fünen stand im Heumonat Romana, als ihn die Nachricht vom Schicksal des fernen Vaterlandes traf. Da beschloß er, treulos dem Eide, welchen er, als Krieger, dem Thron geschworen, die Sache seiner Mitbürger zu wählen. Sogleich wurden mit brittischen Schiffen im Belt Verbindungen angezettelt, seine und des Heeres Flucht aus dem mitternächtlichen Eilande in die bedrängte Heimath zu begünstigen; dann die Stadt Nyeborg am großen Belt den neunten Tag Augusts von Romana's Völkern verrätherisch überwältigt. Die dänische Besatzung, wenn gleich durch List und Uebermacht gedrückt, und von denen betrogen, die zu ihrem Schutze gekommen waren, verrammelte dennoch beherzt mit bewaffneten Fahrzeugen den Hafen. Erst nach blutigem Gefechte durchbrachen die Britten die Sperre der tapfern Dänen, und nahmen sie die entrinnenden Spanier in ihre Fahrzeuge.

So entführte Romana den größern Theil seines Heers. Als Verräther ächtete ihn Frankreich; als treuen Sohn des Vaterlandes empfingen ihn jauchzend die spanischen Städte.

Ihn ernannte die Junta zum Oberbefehlshaber der Heerhaufen des mitternächtigen Spaniens. Dem Besieger Duponts, Castannos, wurde die Anführung der Heerhaufen Kastiliens, Andalusiens, Valencia's und Estremadura's übergeben. Palafox behielt den Oberbefehl in Aragonien. Während also Castannos das Herz, Romana den linken, Palafox den rechten Flügel der vereinten spanischen Macht gegen das französische Heer anführten, focht der Feldherr der Junta, Vives, in Katalonien abgesondert von allen, gegen Duhesme daselbst.

Allein Zuchtlosigkeit herrschte unter den Kriegesvölkern, unzeitige Nebenbuhlerei unter den Heerführern, Zwietracht in den Versammlungen der Junta, und argwöhnische Eifersucht bei Allen gegen Englands geschäftige Hilfsleistung. So bereiteten die Empörten ihr Verderben, indem sie von glänzenden Siegen träumten.

Der größere Theil der Heerbanden, welche die Freiheit Spaniens gegen Frankreich vertheidigen sollten, war unsicheres Volk, von ungleichen Waffen, in Lumpen gekleidet, auf Raub erpicht, keinem Gesetz unterthan, nach Willkühr auseinanderlaufend, ungeübt in Waffen, seinen Führern aufsätzig, oft deren Mörder. Die Hauptleute zeigten Unwissenheit und Stolz; die Gemeinen Grausamkeit und Feigheit. Eines Mönches Schwärmerei oder Scheinheiligkeit vermochte oft mehr, als der Feldherrn weisester Rath. Wohl galt Vielen das Vaterland viel, doch Kriegsraub mehr, und der Kirche Segenspruch alles.

Mit diesem Volk, das Durst nach Rache und Beute ins Feld lockte, hätten auch geübtere Anführer nichts Großes wider geordnete Heere vermocht. Aber die Feldherren, welche waren, hatten weder in frühern Kriegen, noch in bisherigen Unruhen durch Kriegesthaten die Zuversicht der Ihrigen oder das Schrecken der Feinde werden können. Jeder von ihnen gab den übrigen Mißtrauen oder Verachtung; buhlte um Volksgunst und Herrschaft; zog eigenen Ruhm der Rettung Aller vor, und die Fehler des selbstgeschaffenen Entwurfs den Tugenden des Fremden. Alle erkannten, eines Einzigen Geist müsse das Ganze gestalten und lenken; aber Keiner, gehorchen sei oft rühmlicher denn herrschen. Zwar hatte die höchste Junta einen Kriegsrath von sieben des Krieges erfahrnen Männern aufgestellt; doch ohne Eintracht verordneten diese; ohne Gehorsam thaten die Heerführer.

Die Junta selbst zu Aranjuez stellte im Schooß ihrer Versammlungen das Bild der traurigen Verwirrung dar, unter welcher das ganze Reich verdarb. Oft vereinte Begeisterung in den schönern, oder Gefühl gemeinschaftlicher Gefahr in den bängern Augenblicken die Gemüther; doch öfter trennten Ehrgeiz und Vorurtheil. Jeder Abgeordnete ward nur die Zunge des Landes, das ihn gesandt, und forderte ihm Opfer, die er dem Ganzen verweigerte. Ein Greis, Florida Blanca, war an die Stelle eines andern, des Kardinals Bourbon, Haupt der Junta geworden. Seine Erfahrung in Staatsgeschäften, denn lange hatte er im königlichen Rath die öffentlichen Angelegenheiten geleitet, konnte ihm ein gewisses Ansehen geben; doch weder dieses, noch sein unsterblicher Haß des französischen Namens verbargen die beginnende Schwäche seiner Jahre. Kein hervorragender Geist umfaßte Alle zu Einem. Nur darin waren Alle gleich, daß sie mit stolzem Vertrauen auf Spaniens Stärke Spanien nie verloren gaben, und in unzerstörbarer Selbstgenügsamkeit fast gleich sehr die Macht des Feindes, als den Beistand des Freundes verachteten.

Daher wurden die Rüstungen gegen Frankreich mit eben so vieler Trägheit betrieben, als die brittischen Hilfsvölker an Galliziens Gestaden mit kränkender Vernachlässigung empfangen. — Spanien wollte eigener Macht Alles, nichts dem Bundesgenossen danken, der für seine Siege vielleicht dereinst nicht weniger fordern konnte, als dem Feinde verweigert ward.

---

## 14.

Napoleon rüstet — redet den Vortrab seines Heers an — begibt sich nach Spanien.

Indessen sammelte Napoleon zur schnellen Unterjochung Spaniens ein größeres Heer, als jemals über die Pyrenäen gegangen war. Mit zweimalhunderttausend Mann wollte er den Thron seines Bruders und den Gehorsam zweier Königreiche herstellen, aus deren Zerrüttung nur England Früchte sammelte. In seinem ganzen Reiche ließ er junge Mannschaft ausheben; die zur Bewachung Deutschlands und Italiens vertheilten Heerhaufen wurden ihm durch Hilfsvölker von Fürsten jener Länder ersetzt. So sah man seinem Adler Söhne des Rheins, der Weichsel und des Po über die Pyrenäen folgen.

In den Tagen des Herbstmonats, da von seiner Kriegsmacht die Völker des Vortrabs das glänzende Paris verlassen sollten, musterte er sie mit Sorgfalt; dann ließ er sie in engen Kreis zusammentreten, und umringt von Feldherrn und Hauptleuten redete er sie also an: „Soldaten, nachdem ihr an den Ufern der Donau und der Weichsel den Sieg errungen, eiltet ihr durch Deutschland mit Gewaltzügen. Ich lasse euch gegenwärtig Frankreich durchziehen, ohne eines Augenblickes Rast. Soldaten, ich habe euch nöthig. Des scheußlichen Leoparden Anwesenheit besudelt das feste Land von Spanien und Portugall. Er fliehe erschrocken vor euerm Anblick. Laßt uns unsern sieggekrönten Adler bis zu Herkules Säulen tragen. Soldaten, ihr habt den Ruhm der neuern Heere übertroffen; aber habet ihr auch schon den der römischen erschwungen, die in einem Feldzuge am Rhein und am Euphrat, in Illyrien und am Tagus obsiegten? Ein langer Friede, ein dauerndes Glück wird der Preis eurer Anstrengungen sein. Der ächte Franzose darf nicht, kann nicht

ruhen, bevor nicht die Meere offen sind und frei. Soldaten, alles was ihr für das Wohl des französischen Volkes, für meinen Ruhm gethan, und thun werdet, wird ewig in meinem Herzen sein!"

So sprach er. Jauchzend flog das Heer den abendländischen Grenzgebirgen zu. Des Kaisers erste Feldherrn eilten dahin. — Unermeßliche Vorräthe von Lebens- und Kriegsmitteln wurden nachgeführt. Am neunundzwanzigsten des Weinmonats verließ Napoleon selbst die kaiserliche Hauptstadt, und stellte sich an die Spitze seiner Macht.

Um dieselbe Zeit war der brittische Oberbefehlshaber John Moore mit zwanzigtausend Mann von Lissabon aufgebrochen nach Spanien, während der Unterbefehlshaber David Baird im gallizischen Hafen von Corunna mit fünfzehntausend Mann landete, die Schaaren des erstern zu verstärken. Aber ehe beide den großen Kampfplatz erreichten, war unter dem Blitze des Napoleonischen Adlers die spanische Heermacht zertrümmert, an deren Lorbeern sie Theil zu haben gedachte.

Ende des ersten Zeitraums.

---

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

—— * Paris, 15 Febr. Sie haben keine Vorstellung vom Luxus, der gegenwärtig in Gebäuden, Zimmern und Equipagen bei uns herrscht. Man erkennt daran die Hauptstadt eines siegreichen Volks, während fast in allen andern europäischen Reichen weise Sparsamkeit der Hohen und Niedern an der Tagesordnung ist. Diese werden dadurch wieder steigen, wie wir uns durch den betäubenden Geist des Luxus vielleicht wieder entnerven lassen. Das ist alter Gang der Dinge; niemand kann ihm wehren. Der Prachtaufwand mit Equipagen besonders steigt von Tag zu Tage, und würde noch weiter gehen, wenn nicht jetzt besondere Reglements die Anzahl der Pferde nach dem Range und der Wichtigkeit der Personen bestimmt hätten, die sich damit auszeichnen wollen. Auch in Privatgesellschaften fängt man jetzt an, französische Trachten zu erblicken, die an Pracht und Reichthum alles bisher Gesehene übertreffen. — Wie die Damen unerschöpflich in den Schwelgereien der Modefarben und Formen und Stoffe sind, so jagen die Männer Orden und Titeln nach. Diejenigen, die ich noch vor ungefähr zehn Jahren recht philosophisch über die Titelsucht, über das Bändchen im Knopfloch, über den gestickten Stern spötteln hörte, gestehen jetzt, es sehe gar so übel nicht aus; die menschliche Gesellschaft könne ohne dergleichen Amulete nicht bestehen; man müsse den Ton mitmachen. O was am Ende alle Philosophie unserer Philosophen? — Es dreht sich jedes Volk im ewigen Ringe herum, träger oder schneller; unter den europäischen Nationen die französische aber zum Schwindeln rasch. Doch ganz übel befand sie sich dabei nur selten.

Erfreulicher für den Menschenfreund ist die Reform, welche, Dank dem edeln Polizeiminister, mit den Pariser Gefängnissen vorgeht. Sie haben nun schon ganz das scheußliche Ansehen verloren, durch welches sie sonst ausgezeichnet waren. Die Veränderung ging eben so schnell als glücklich vor sich. Die wegen der Schulden Verhafteten genießen der Wohlthat am merklichsten.

Zu dem Besten der neuesten Literatur gehört des fleißigen Malte Brun *Précis de la Géographie universelle, ou déscription de toutes les parties du monde, sur un plan nouveau*, davon so eben der erste Theil, mit einem sauber gestochenen Atlas von siebenundzwanzig Karten erschienen ist. Dieser erste Theil beschäftiget sich bloß mit der Geschichte der Geographie, von den frühesten dürftigen Kenntnissen Homers und Hesiods an, bis zu unsern Zeiten. Soviel ich bisher davon gelesen, verdient die Arbeit den Beifall der Kenner. Sehr richtig, obgleich kurz, werden auch Büschings, Gaspari's, Zimmermanns, Bruns, Ebelings u. a. Verdienste um die Erdbeschreibung gewürdigt. Der *Plan nouveau*, nach welchem Malte Brun sein Werk, dies Resultat fünfzehnjähriger Arbeiten in seinem Lieblingsfach, bearbeitet hat, bestehet darin, daß er nicht sowohl in alle kleinliche der Veränderung so schnell unterworfene Einzelheiten eintreten, als vielmehr jedes Land nach seinem Hauptkarakter, als Hirten- oder Handels-, als Nomaden- oder Kriegerstaat, darstellen will, willkührlich Geschichte, Topographie, Volkseigenthümlichkeiten u. s. w. in sein Gemälde aufnehmend. Ob er die Wissenschaft weiter führt, ist zu bezweifeln; aber gefallen wird er darum nicht minder.

Die unangenehme Affaire mit der polytechnischen Schule, wozu er einigen Anlaß gegeben, ist jetzt so gut als beendet. Es war schon Rede davon, die Eleven zu dezimiren, und sie aufs strengste zu strafen. Edel genug zeigten sich die Fehlbaren darauf selbst an. Dies Benehmen erwarb ihnen Nachsicht. Sie sind dem korrektionellen Polizeigericht übergeben.

v. M.

---

## Aus Italien.

—— * Die Uebersetzung ausländischer Romane ins Italienische, welche bei Gio. Giuseppe Destefanis in Mailand herauskommt, hat ihren guten Fortgang; ein Beweis, daß sie keine üble Aufnahme findet. Die neueste Nummer, es ist die sechste, liefert jetzt den Landprediger von Wakefield; die fünfte oder vorhergehende gab den Geisterseher von Schiller (*il visionario, ossiano Memorie del conte di* ***). Die Uebersetzungen sind etwas frei und leicht gearbeitet, doch nichts weniger als schlecht.

Von Genua her verbreiteten neulich öffentliche Blätter die seltsame Nachricht, auf dem Monte Cento Croci und in den benachbarten Gegenden sei am 15 Januar scharlachrother Schnee gefallen, und zwar *una gran quantità di neve di colore scarlatto*. Die Farbe rührte gewiß weder von verwitterten Steinflechten, noch von Insekten her, wie de Saussure dergleichen auf dem Schnee der höchsten Alpen gesehen haben wollte. Vermuthlich war diese Naturerscheinung nichts als eine optische Täuschung, welche die Schweizer an Sommerabenden oft haben, und die Nachbarn des Monte Cento Croci vermuthlich zum erstenmal sahen, wie nämlich die Strahlen der untergehenden Sonne die fernen Schneelagen hellroth bestrahlten.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 16. — den 24 Februar 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Berlin.

Staatspapiere — Schuldenwesen. — Veränderungen an der Akademie. — Armenwesen. — Die gastirende Bettlerin.

Berlin, im Februar 1810.

Unsere Hauptstadt genießt jetzt einer schönen Zeit. Noch immer freut sich alles mit dem Gedanken, die königliche Familie zurückgekehrt zu wissen, und überall, wo sie sich nur blicken läßt, empfängt man sie mit dem liebevollsten Zuvorkommen. Alle Stände sind gleichsam mit dem mehrjährigen Leiden so ziemlich ausgesöhnt, ausser — die Staatsglaubiger.

Sie wissen, daß ich in Angelegenheiten des Staatsschuldenwesens immer die Parthei der Regierung nahm. Allein nach dem, wie sich das Ministerium jetzt gegen die Staatsglaubiger benimmt, muß ich offenherzig bekennen, daß diese guten Leute beinahe ein Recht zur Unzufriedenheit haben, vorzüglich diejenigen unter ihnen, die ihr ganzes Vermögen dem Staat anvertrauten und von den Zinsen leben. Es ist wirklich jedem Patrioten unbegreiflich, daß man diesen Leuten entweder keine Zinsen zahlt, oder das wenige, was man bezahlt, so armselig zuzählt, als wäre es ein aus Mitleid dargebrachtes Opfer, während Staatsdiener, Militair und Pensionairs reichlich besoldet werden. Ja es geht so weit, daß die Zahlung der halbjährigen Zinsen, die den Glaubigern der Seehandlung unterm 23 Dez. v. J. versprochen wurde, schon sechs Wochen hingezogen worden ist, ohne daß die eigentlichen Glaubiger etwas erhalten. Man bedient sich des Mittels, solche Nummernhaufen aufzurufen, von denen der größte Theil schon längst eingezogen ist. Ich kann mich nicht überzeugen, daß unser guter König etwas von diesem unbilligen Verfahren weiß; denn seine rechtliche Denkart würde es gewiß nicht gut heißen.

Bei der gegenwärtigen Form des preussischen Kabinets dürfte es indessen schwer fallen, etwas vor den König zu bringen. Jetzt gibt es keine Kabinetsräthe mehr. Alles, was im Kabinet eingeht, wird dem Minister Altenstein, als Aeltesten der Minister, zugesendet, der sodann die Eingaben nach ihrem Inhalt den verschiedenen Departements-Ministern vertheilt.

Die Staatspapiere sind seit einigen Wochen auch ziemlich wieder gesunken. Bankobligationen sind zu 60 Prozent und Seehandlungsobligationen zu 46 Prozent zu haben. Man befürchtet, daß die erstern noch mehr sinken dürften, und zwar wegen folgenden Umstandes. Der General-Kollekteur der hiesigen Klassenlotterie, Liepmann Meyer Wulf, hatte die Einnahme von den Loosen im Jahre 1806, welche auf 800,000 Thaler sich belaufen mag, auf die Bank deponirt. Die Besitzer der Gewinnloose waren nun verurtheilt, die Auszahlung der Gewinne bis zur Rückkehr der Bank abzuwarten. Dieser Zeitpunkt trat jetzt ein, und die Inhaber der Gewinnloose forderten die Auszahlung ihrer Gewinnste. Allein da der General-Controleur die bei der Bank deponirten Gelder nicht zurückerhalten konnte, so war er nicht im Stande, diese bedeutende Summe baar zu bezahlen, ohne einen Schaden von mehrern Hunderttausenden zu erleiden. Die Besitzer der Loose machten indeß ihre Sache anhängig, und es ward in letzter Instanz erkannt, daß auf dem Grunde der dem General-Kollekteur eingehändigten Bankobligation einem jeden Gewinner eine Partial-Obligation nach dem Belaufe des Gewinnstes ausgefertigt werden soll. Auf diese Art werden nun viele Bankpapiere ins Publikum kommen.

Eine der sonderbarsten Erscheinungen ist es aber, daß die Tresorscheine bis auf neunzig Prozent heraufgegangen sind. Dies Steigen hat unter den hiesigen Stockjobbers oder vielmehr Gamblers in the Funds wieder mehrere bedeutende Bankerotte veranlaßt. Sehr viele Spekulanten sind der Meinung, daß der Staat sehr viele Federn in Bewegung setzt, die Tresorscheine zu heben. Da nach und nach mehrere Millionen in Papiergeld verwandelt werden, so dürfte er sich ein Mittel dadurch vorbereiten, nöthigenfalls die noch immer stockende Zirkulation dadurch zu beleben.

Mit der Umwechselung der Tresorscheine gegen Papiergeld und Errichtung des Realisations-Komptoirs geht es aber nicht so rasch, als man geglaubt. Es ist bis jetzt höchstens für 300,000 Thaler Papiergeld an die verschiedenen Behörden zur Umtauschung gegen Tresorscheine eingehändigt worden. Kenner behaupten, daß die Anfertigung dieses Papiergeldes sehr mühsam ist, und daß monatlich höchstens 80,000 Thaler davon verfertigt werden können. Spekulanten sind wieder der Meinung, daß die kaufmännischen Financiers, die bei der Seehandlung und Bank angestellt sind, in der Vorsicht, mit der sie die Austheilung des Papiergeldes veranstalten, finanzielle Absichten verrathen.

Die Börsenkorporation ist auf ihre Anfrage bei der Finanzstelle, wegen Annahme des Papiergeldes im Verkehr, beschieden worden, daß kein Kaufmann und Wechsler, der sich baares Geld ausbedungen, jenes anzunehmen nöthig hat.

Hin und wieder sieht man doch schon etwas Papiergeld in Thalerstücken. Es hat in seinem Aeussern viel Aehnliches mit den Tresorscheinen. Der Verfertiger ist ein hiesiger Kupferstecher, Namens Feick, der vorzüglich in der Aquatinta-Manier exzellirt.

Von der Räumung der drei von den Franzosen besetzten Festungen ist noch nichts zu hören, obgleich es der preussischen Regierung endlich unter Verwilligung Napoleons gelungen ist, eine Anleihe von zwanzig Millionen Gulden in Holland gegen ein Depot von Pfandbriefen zu erhalten, und solche der französischen Regierung auf Abschlag der Kontribution zugekommen sind. Man will hier bestimmt wissen, daß die preussische Regierung etwa viertehalb Millionen Staatsschulden, welche Oesterreich vor dem siebenjährigen Kriege auf Schlesien in Holland aufnahm, und die Friedrich der Zweite bei Eroberung Schlesiens sich nicht verpflichtet hielt, zu tilgen, bei der erwähnten Anleihe unter gewissen Bedingungen hat übernehmen müssen. Diese Papiere sollen in Holland sieben Prozent gestanden sein, allein jetzt sind sie bekanntlich im Steigen.

Wegen der Tilgung der Provinzialschulden ist man noch immer von allen Seiten thätig. Die Hauptschwierigkeit dabei macht die gegen die andern Provinzen unverhältnißmäßige Schuldenlast, die auf der Kurmark lastet, und zu welcher die andern Provinzen angezogen werden sollen, weil sie bei weitem nicht so viel als diese Provinz gelitten. Die Regierung sucht der Kurmark in jeder Hinsicht ihre Last zu erleichtern. So sollen ihr die Einkünfte von allen Chausseen von der Regierung zugestanden sein, und ihr desfalls die Verwaltung derselben übergeben werden.

Ueber die Art, die Schuldenlast unsers Landes zu tilgen, können sich unsere Financiers und Staatswirthe bei weitem noch nicht einigen. Dies geht aus mehrern kürzlich von einigen bei der Schuldentilgungskommission und dem Kameralfach stehenden Geschäftsmännern erschienenen Schriften hervor. Von dem Regierungsrath v. Raumer hat eine Schrift, unter dem Titel: das englische Besteuerungswesen u. s. w. vor kurzem die Presse verlassen, worin die in England statt findenden Steuern und Abgaben aufgeführt werden, und über ihre Anwendung in dem preussischen Staat dissertirt wird. Dieser zur Seite erschien vor einigen Tagen eine Broschüre des Kriegesraths Wiesiger: Ueber die zweckmäßige Art der Tilgung der preussischen Landesschulden, welcher auf dem Fuß ein kleines Pamphlet vom Präsidenten v. Schuckmann folgte, das einige kritische Bemerkungen über die v. Raumersche Schrift mittheilt. Alle diese Herren schwanken gleichsam zwischen direkten und indirekten Abgaben. Nach meiner Meinung muß der Staatsmann alle Quellen des Nationaleinkommens zu besteuern suchen; keine Ausnahme von irgend einer machen. Ich finde es aber überhaupt sehr nachtheilig, daß man in dem Zeitpunkt, wo der Kranke eine Arznei erhalten soll, über die Bestandtheile und Eigenheiten derselben eine Vorlesung hält. Ein entschlossenes und durchgreifendes Handeln wäre jetzt das einzige Mittel, das dem wankenden Zustand des Staats ein Ziel setzen dürfte.

Eine Zeit lang haben dem Publikum die neuen eingeführten Hofchargen, die neue Organisation der Ordensinstitute, die Vertheilung der Orden, und die Festlichkeiten, die dabei statt gefunden, reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung gegeben. Der Beobachter hat hier Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß ein großer Geist eine ganze Welt zu elektrisiren vermag. Es ist noch kein Lustrum, daß man hier über Hofchargen und Orden die Achsel zuckte. Nun Napoleon sie wieder in ihre Würde eingesetzt, sind selbst unsere ehmalige entrüstete Gleichheitskrämer in ihren Gesinnungen bekehrt.

Oeffentliche Blätter haben schon Nachricht von dem Duell gegeben, das zwischen dem Minister D. und dem General B. statt finden sollte. Der General hatte um eine Stelle für einen invaliden Militair bei dem Minister angesucht; dieser konnte dem Wunsche des Generals nicht genügen. Allein der Sekretär des Ministers hatte einen Fehler in der Titulatur des Generals begangen, die der letztere für eine Beleidigung aufnahm, und den Minister forderte. Es war alles schon zum Duell vorbereitet, als durch Vermittelung unserer edlen Königin dieser Zwist in Güte beigelegt ward.

Bei der Akademie ist eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Lombard, als Direktor derselben, hat seinen Abschied erhalten, und zieht aus der Chatoulle des Königes eine Pension von 1500 Thaler. Statt seiner soll jede Klasse der Akademie nunmehr einen eigenen Sekretär haben. Für die physikalische Klasse nennt man den Professor Erman; für die mathematische den Professor Ideler; für die philosophische den Bibliothekar Biester; für die philosophische den Professor Levezow. Jeder soll ein Gehalt von 1500 Thalern ziehen, doch, wie es heißt, seine übrigen Stellen niederlegen müssen.

In unserm Armenwesen erblicken wir nicht minder heilsame Verwandlungen. Der König hat dem Armendirektorium 5000 Thaler eingehändigt. Dies hat unsern thätigen Polizeipräsidenten Gruner auf die Idee gebracht, eine Einrichtung zu treffen, daß aller Bettelei gesteuert werde. Man ist eben beschäftigt, jede Familie zu einem monatlichen Beitrage für die Armen aufzufordern. Die Summe ist bedeutend, die von den Bewohnern Berlins beigesteuert wird.

Von den Mißbräuchen, die bisher bei der gegen die Bettelei bestellten Aufsicht sich eingeschlichen, zeugt folgende Anekdote, die einen Platz in einem Londoner Blatte einnehmen könnte. —

Eine hiesige bemittelte Dame reichte einer Bettlerin ein monatliches Almosen. Eines Monats schickt die Arme ihre zehnjährige Tochter, das Almosen zu holen. Die Dame fragte die Kleine, warum die Mutter nicht selbst käme; das Mädchen erwiederte, daß die Mutter heute nicht Zeit habe, weil sie — traktirt. Der Dame fiel es auf, daß eine Bettlerin Traktamente geben sollte; sie drang daher in die Kleine, ihr zu gestehen, wen die Mutter bewirthe. Nur durch vieles Zureden und ein kleines Geschenk an Geld konnte die Kleine bewogen werden, der Dame endlich zu gestehen, ihre Mutter bewirthe heute — die Bettelvögte. Die Dame soll sich von der Angabe der Kleinen überzeugt haben. Jeder Bettler gab nämlich von seiner täglichen Einnahme einen Pfennig ab. Dies ward monatlich gesammelt und zur Mahlzeit für die Bettelvögte verwendet.

Seit dem 5 Februar lesen wir hier in den öffentlichen Blättern eine Verordnung, welche der gesunkenen Religiosität aufzuhelfen bezwecken soll. Alles Geräusch in und neben den Kirchen während der Predigten wird aufs strengste untersagt, und jeder Handelsmann, Kaffeewirth oder geräuschvolle Gewerbtreibende muß Sonntags unter der Kirche seine Beschäftigungen einstellen.

Sr.

---

## Eine lebende Natter im Körper eines Mädchens.

Die folgende Geschichte ist so ausserordentlich, so einzig in ihrer Art, daß sie allerdings zu einer weitern Kunde zu kommen verdient, als sie durch die Weise erreichen kann, in der sie anfangs, und zunächst für Aerzte, bekannt gemacht worden ist. Sie hat nicht für den Arzt allein, sie hat für den Naturforscher überhaupt das höchste Interesse, so wie für jeden, dem es nicht gleichgültig ist, welchen seltsamen Schicksalen der menschliche Leib unterworfen sein konne. Man würde die ganze Begebenheit für ein Mährchen halten müssen, gut genug, der Leichtglaubigkeit aufgetischt zu werden, wenn sie nicht in unserer Nähe geschehen, von zu vielen Zeugen, von erfahrnen Aerzten beobachtet worden wäre.

Herr Doktor J. Keller, Thurgauischer Sanitätsrath in Frauenfeld, hat diese merkwürdige Krankengeschichte so eben in einer kleinen Schrift bekannt gemacht, die fast nichts als das einfache Tagebuch seiner Beobachtungen und angewandten Heilmittel enthält. *) Mit Uebergehung dessen, was blos den Arzt angeht, ist Folgendes das Wesentliche der Thatsache.

Ein Mädchen im schweizerischen Kanton Thurgau, von Stekborn gebürtig, suchte seit dem August des Jahres 1804 bei verschiedenen Aerzten Hilfe gegen die Leiden, welche ihm ein fremdartiger Körper in seinem Leibe verursachte, und ward endlich von der Sanitätsbehörde des Kantons dem Hrn. Dr. Keller zur ärztlichen Pflege übergeben. Dies geschah im Herbst 1808.

Die Kranke, ein Mädchen von neunzehn und einem halben Jahre, groß, breitschulterigt, stark gegliedert, schien dem Aeussern nach, die blasse erdfahle Gesichtsfarbe abgerechnet, ganz gesund, hatte ein volles rundwangigtes Gesicht, stumpfe mit hervorstehenden Oeffnungen platt gedrückte Nase, große, schnellbewegliche Augen, etwas aufgeworfenen Mund, mit einer Reihe unschadhafter Zähne, breite Stirn und einen kleinen Hinterkopf. Sie sprach über ihr Leiden ruhig, erzählte die wichtigsten Zufälle desselben mit großer Geistesstärke, bis sie auf den Moment einer ihr zugestoßenen Beleidigung traf. Plötzlich veränderte sich die Szene, das Auge sprühete Feuer, die Pupillen erweiterten sich enorm, die Stirne zog sich in Falten, die Haare sträubten sich borstenmäßig in die Höhe, die doppelte Zahnreihe drohte in jedem Augenblick die fürchterlichsten Verletzungen; die geballten Fäuste wurden klonisch herumgeworfen, die Brust, meistens unbedeckt, erhob sich wie eine Brücke; der Bauch war nun zusammengezogen, man konnte die Wirbelsäule fühlen; die Füße waren so bebende wie die Arme. Sie sah nichts mehr, drohte, schimpfte, spie, rasete, schlug mit Händen und Füßen um sich; nun war eine gegenwärtige Person der vermeinte Gegenstand ihrer Rache; sie sprang auf, knirschte mit den Zähnen, ergriff Messer, Möbeln, Bettstucke, kurz was sie sogleich ergreifen konnte, und warf es dem Fliehenden nach; zerriß ihre Hemden und Halstucher, und binnen wenigen Minuten waren alle Zuschauer aus dem Zimmer. Nur mit List oder Gewalt konnte sie überwältigt und gefesselt werden; nun erfolgte mehrere Ruhe; der Unterleib erhob sich schnell, gleich einer Wassersuchtigen; die Brust war mehr eingefallen, Konvulsionen, sardonisches Gelächter u. s. w. wechselten periodenweise. Plötzlich sprang sie auf, überschlug sich wohl zwanzigmal in einem fort über Bette und Zimmerboden; sprang auf den Ofen und wieder herunter, sah und hörte nicht, und blieb in Somnambule, wo sie sich theils mit Waschen, mit Briefschreiben und Diktiren, Stricken und Nähen, so lange zu beschäftigen schien, bis auf einmal ihre Pupille ihre Ausdehnung verließ, und sie alle Gegenstände deutlich wahrnahm, von allem Vorgegangenen nichts wußte, ihre zerrissenen Kleider und Hemden zusammenraffte, sich anzog, und im Begriff war, aus dem Zimmer zu gehen. Eine sanfte Erinnerung hielt sie zurück; sie saß auf ihrem Bette, und arbeitete, bis ein anderer Zufall eine abermalige Pause machte.

Sie genoß Kartoffeln in ungeheurer Menge; Kaffee, ein Lieblingsgetränk, mit Zichorien, wurde mit dem Satz aufgerührt getrunken; Fleischspeisen suchte sie nicht; Wein und Brannteweín konnte sie in großer Menge vertragen; ein halb Maas rektifizirten Weingeist auf einmal getrunken, machte sie rasend, aber binnen einer Stunde war sie wieder wie zuvor; das arterielle System schien wenig dadurch affizirt zu werden.

Bei völligem Bewußtsein klagte sie vorzüglich über einen von der linken epigastrischen Gegend ins Becken steigenden fremden Körper, der dann die Mutterscheide so stark ausdehnte, daß sie einen Vorfall bildete. Je nachdem der fremde Körper eine Stelle einnahm, veränderte sich die Szene der krankhaften Erscheinungen; in der Oberbauchgegend gelegen, hatte die Kranke Harnverhaltung, und Rasereien, die mit obigen Erscheinungen abwechselten. Sobald der Körper langsam sich ins Becken senkte, wurde sie heiter, hatte Veitstanz, sprang, hüpfte und sang Stunden lang. Jede hereintretende Person war der Gegenstand ihrer beissenden Satire; eine übel angebrachte Antwort brachte sie sogleich in Raserei. Sobald der fremde Körper in der epigastrischen Gegend war, fand man in der Mutterscheide und am Fruchthalter keinerlei Abnormität, und beim Befühlen, wenn der Vorfall vorzüglich stark war, verlor sich derselbe alsobald; die Kranke sprang zurück, ihr Auge funkelte, und entweder folgte die geballte Faust oder der derbe Haken des Fußes so blitz-

*) „Periodischer Wahnsinn mit Raserei und Fallsucht, durch lebende Nattern im Körper eines Mädchens bewirkt; eine historische Darstellung dieser seltenen Krankheit von J. Keller.“ Frauenfeld, Bechtische Buchhandlung. 1810. 8. 68 S.

schnell auf die untersuchende Person, daß man mit Mühe ungestraft entweichen konnte. Wurde sie gefesselt, so blieb der Körper in der Oberbauchgegend, und alle Versuche, sich von der Gegenwart eines fremden Körpers zu überzeugen, waren vergebens; Stunden und halbe Tage konnte man fruchtlos dafür verwenden.

Es gingen kurz vor ihrer Ankunft ganze Bündel hydatidenförmige zellulöse Körperchen, die im innern hohl, von aussen mit Zellgewebe unter sich vereinigt waren, durch die Mutterscheide fort. Sanfte Vorstellungen, scheinbare Freiheit, ja etwas Willkühr brachten sie nun wenige Tage ins Geleise; sie konnte ruhiger sprechen, ihr Körper trat öfterer vor, die Harnabsonderung war dann ungehindert, und ich erwartete täglich den glücklichen Moment, sie durch die Zange von dem fremden Körper zu befreien, da er nunmehr bis zum 9 Oktober öfters hinter der Schambeinvereinigung dicht über der Harnröhrenöffnung eine Wulst bildete und dann so hervortrat, daß die Wärterin, der sie besonderes Zutrauen schenkte, den Körper entblößt fühlen und mit einer Zange fassen konnte. Aber jedesmal, wenn ich noch so schnell ankam, war der Körper nicht hinlänglich gepackt, die Zange zu klein; es traten Konvulsionen ein, und wenn ich derb anzog, so glitschte der Körper ab; die Kranke, gemeiniglich auf einer Matraze am Boden liegend (weil sie bei Rasereien so fürchterlich um sich schlug, daß man sie vor wichtigen Verletzungen nicht genug schützen konnte, indem sie früher öfters Beinbrüchen und Verrenkungen ausgesetzt war), sprang zurück, und der Versuch mußte aufgegeben werden.

Ueberhaupt waren die Versuche selten gelingend, wenn irgend ein Unbekannter Zeuge war. Oft trat der belebte Körper, welcher der Schöpfer aller dieser fürchterlichen Qualen war, stark hervor; oft entstand dann Blutfluß aus der Mutterscheide, und der Körper zog sich wieder zurück. Oft schien das fremde Wesen den Grund der Harnblase zusammenzudrücken; dann war keine Entleerung der Blase möglich, und der Leib ward aufgetrieben, bis man durch Einreibungen auf den Unterleib und andere Hilfsmittel den Urin mit einem Katheder abnehmen konnte. — Bei lange dauernder Harnverhaltung und Auftreibung des Unterleibes, wobei sie eine große Menge Wassers trank, konnte sie einen Theil Flüssigkeiten entleeren, indem sie periodisch und zwar gewöhnlich alle Abende den Harn durch den Mund ergoß. Einmal ging bei der Harnergiessung durch den Mund auch ein Spulwurm fort. Auf welche Art der durch den verschlossenen Blasenhals gehinderte Harn in den Magen kommen, und sich „ohne Verbindung mit andern Flüssigkeiten“ periodisch durch den Mund ergiessen konnte, ist wahrlich ein schwer zu lösendes Problem.

Sobald der Harn ungehindert abging, trat bei dem Mädchen Veitstanz ein; es sang unaufhörlich, lachte über alles, sprang und hüpfte Stunden lang ohne Ermüdung, sobald sich Musik hören ließ.

Wenn das im Leibe des Mädchens befindliche Thier das gastrische Nervengeflecht affizirte, bei aufgetriebenem Bauch, bei gänzlicher Harnverhaltung entstand Somnambule. Dann lag die Kranke unbeweglich mit offenen Augen, die Pupillen waren aufs äusserste erweitert, sie schrieb oder diktirte Briefe, sagte ganze Strophen aus einem Buche her, stand auf, und kleidete sich an, beschäftigte sich mit Waschen, Stricken oder Spitzen klöppeln, ohne das Material dazu zu haben; kein Schall, noch irgend ein imponirender äusserer Einfluß war vermögend, sie aus ihrem seligen Traum zu bringen. Nadelstiche, brennendes Siegellak, alles versagte seine Wirkung. Eine im Zimmer losgelassene Pistole hatte nicht den mindesten Einfluß auf ihr Gehörorgan. So blieb sie fast den ganzen Tag; nur wenige Stunden hatte sie ihr Bewußtsein, und dann wußte sie von allem Vorgefallenen nicht das mindeste.

Leidenschaften, oder allzuheftige Schmerzen brachten die Unglückliche zur vollkommnen Raserei; in solcher mußte sie gefesselt werden; einmal stieß sie in der Wuth ein Messer in die Mutterscheide, wodurch sie sich schwer verwundete. Oft bekam sie die Fallsucht; oft Blutanhäufungen, Beklemmungen der Brust; Blutfluß durch Nase, Mund und Mutterscheide.

(Der Beschluß folgt.)

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Se. Maj. der König von Würtemberg, weisen Anstalten für die Kultur der Wissenschaften in jeder Hinsicht günstig, hat unlängst auch auf die verschiedenen Zweige der Heilkunde sein Augenmerk gerichtet, und der Landesuniversität Tübingen auf den blühenden Standpunkt verholfen, auf dem irgend eine medizinisch-chirurgische Schule Deutschlands steht. Der glückliche Erfolg der klinischen Anstalten liegt bereits am Tage, und der Weg, auf dem man in denselben zu medizinischen Wahrheiten, allgemeinen und speziellen Sätzen wandelt, wird einst ausser aller Kritik des vorurtheilsfreien Arztes sein, wenn man die Resultate und Versuche des scharfsichtigen Vorstehers (Autenrieth) hinlänglich kennen gelernt hat, und folglich gerechter richten wird.

Das klinische Gebäude, von 184 Fuß Länge, an der Südseite der Stadt und am linken Neckarufer, in einer äusserst reizenden Lage, ist mit allen nöthigen Hilfsmitteln ausgerüstet, welche bis jetzt die Arzneikunst darbietet. Es ist vorläufig mit dreißig Betten eingerichtet, von welchen einstweilen zwölf für chirurgische Kranke, neun für Schwangere und Gebährende, sechs für innere Kranke und eins oder zwei für Verrückte bestimmt sind. Dabei werden aber alle chirurgische Kranke, sie seien In- oder Ausländer, die sich zu einer Operation eignen, unentgeltlich aufgenommen, behandelt und verpflegt. Ausserdem steht das zahlreich von Studirenden besuchte Ambulatorium, das Professor Autenrieth hält, jedem Kranken alle Tage von eilf bis zwölf Uhr offen, welches von der Nachbarschaft auf sechs bis acht Stunden weit in der Runde, und darüber, fleißig besucht wird, so daß sich die Zahl der im Hause bereiteten und vertheilten Arzneien jährlich auf viertausend beläuft. Zudem sind durch einen königlichen Befehl die unehelich Schwangern aus den Kreisen Stuttgard, Rottenburg und Calw von aller Strafe frei, wenn sie im Klinikum ihre Niederkunft halten; dadurch ist eine hinlängliche Frequenz für den geburtshilflichen Unterricht gesichert, den Prof. Froriep ertheilt.

Prof. Autenrieth hat die Besorgung der innerlichen Kranken und die ambulatorische Klinik; Prof. Froriep die Besorgung der chirurgischen und geburtshilflichen Abtheilung. * * *.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 3.)




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 17. — den 28 Februar 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Rom.

Stimmung und Muthmaßungen des römischen Volks. Kalender; Uhren. Die römische Civica. Alleinpacht des Tabaks. Säulen des Konstantin und Trajan.

Rom, im Febr. 1810.

Noch immer geht die neue Organisirung des bisherigen Kirchenstaats ihren langsamen Gang fort. Die Menge der erforderlichen Arbeiten macht eine schnellere Operation unmöglich; ausserdem aber ist dies allmälige Fortschreiten zum Neuen zugleich die beste Vorbereitung. Nichts kommt unerwartet, und allem Vorhergesehenen unterwirft man sich williger. Man spricht jetzt z. B. von der Aufhebung der Klöster wie von einer bekannten und ausgemachten Sache, weil man es schon längst erwartete, und man wundert sich, daß es noch nicht geschehen ist.

Bis jetzt ist nur ein einziges Kloster, in welchem einige spanische Ordensbrüder waren, aufgelöset worden. Ein Paar dieser Mönche, die schon in ansehnlichem Alter sich befanden, sollen, wie es verlautete, vor Schrecken über jenen Regierungsbefehl gestorben sein. Nach einer unzuverbürgenden Sage sind alle Kloster-Guardiane und Obere nach Rom beschieden. Unwahrscheinlich ist die Sache nicht, nachdem nunmehr fast alle Kardinäle und Prälaten Rom haben verlassen müssen. Die schon im vorigen Jahre nach Paris gerufenen Ordensgenerale sind noch nicht zurückgekehrt, und der päpstlichen Dataria, oder dem Bureau der päpstlichen Bullen, Breven, Entscheidungen, Bewilligungen u. s. w. ist auch das Archiv von St. Peter nach Rheims gefolgt. In letzterm sollen alle jene wichtigen Aktenstücke der ältesten kaiserlichen Donationen, namentlich Konstantins des Großen, der Ottone u. a., so wie andere auf die Kirche sich beziehenden Verhandlungen, enthalten gewesen sein. Der Verlust dieses Archivs ist für die Geistlichkeit das schmerzlichste, und als eine Kleinigkeit dagegen wird die entweder schon geschehene oder nahe Versendung des päpstlichen Silbergeräthes angesehen. — Alles scheint eine gänzliche Verlegung des päpstlichen Sitzes anzudeuten.

Für den Beobachter ist in dieser Zeit nichts unbedeutend, in welcher etwas so altgewordenes, wie es die bisherige päpstliche Regierung und Regierungsweise war, einer neuen Umgestaltung sich fügen muß. So bemerkt man z. B., daß in dem bisherigen römischen Kalender die vielen sonst roth gedruckten Feste nur schwarz gedruckt sind, wie die andern Wochen- und sogenannten Arbeitstage. In den mehrsten Dörfern und Orten um Rom, namentlich Frascati, Rocca di Papa u. a. sieht man die Uhr auf französische Weise gerichtet; doch zugleich ist noch die italienische Uhr beibehalten. Wo man letztere ganz abschaffen wollte, erhoben die Landleute ein lautes Lamento, und riefen: Non si racapezza più niente; kein Mensch wird mehr klug daraus.

Nichts spricht sichtbarer den Sieg der neuen Zeit über die alte, der Kanonen über die Glocken aus, als wenn man die römische Civica (Bürgermiliz) in geordneten Schaaren mit klingendem Spiel und blinkenden Waffen zur Waffenübung oder zur Parade ziehen sieht. Man muß gestehen, daß die römische Civica, an deren Spitze freilich meistens solche Personen gestellt sind, die bereits in Militärdiensten gestanden, ein ächt kriegerisches Ansehen hat. Niemand, der davon nicht unterrichtet wäre,

würde glauben, daß dieses Korps erst seit wenigen Monaten gebildet worden, so exakt und wie von einem Geist geleitet sind die Bewegungen dieser Bürgersoldaten, die bis auf eine kleine Verschiedenheit in der Kleidung ganz dem übrigen französischen Militär gleichen. Die ehmaligen so häufigen solennen Prozessionen der Geistlichkeit sind entweder verschwunden, oder erscheinen neben dem kriegerischen Glanz wie ein Leichenzug. Es ist gewiß, sobald neue sinnliche Eindrücke zu dem Gefühl der Menschen gesprochen haben, so werden sie — es ist hier von der Menge die Rede — unvermerkt Diener ihrer Zeit; denn das Lebendige ist überall das Gebietende. Was die Zeit einmal ausgestoßen hat, das stößt auch die Meinung von sich. Daraus muß man sich die große Gleichgültigkeit der zum Kirchenstaat gehörigen Einwohner, besonders der Römer, erklären, mit welcher sie sich dem Neuen fügen.

Noch ist es völlig unbekannt, welches Loos der neuen freien Kaiserstadt bevorstehe; was für eine Regierung daher kommen werde, und was weiter zu hoffen oder zu fürchten sei. — Bis jetzt ist die zeitherige Regierung der Consulta, nach Einigen für drei Monate, nach Andern für ein ganzes Jahr, verlängert worden. Die nach und nach ergangenen Dekrete, welche in dem Giornale del Campidoglio erscheinen, sind schon zu mehrern Bänden angewachsen. Nach einem der neuesten Dekrete ist die Alleinpacht des Tabaks eingeführt worden, laut welcher aller Tabak, der nicht von dem ersten Pachter gekauft wurde, Kontrebande und mit schwerer Pön beladen ist. Auch dieser Umstand macht eine neue und zwar heilsame Revolution. Die vielen Tabaksnasen, von denen jede an ihren Tabak gewöhnt war, sind in die Alternative gesetzt, entweder sich an den legitimen Schnupftabak zu gewöhnen, oder zu resigniren. Der römische Heroismus treibt zu dem letztern, um so mehr, da allgemein versichert worden, der neue Tabak habe Nasenkrankheiten verursacht, sei mit Salz gemischt gewesen u. s. w. Kurz das Appalto des Tabaks spielt in der Geschichte der Tage eine wichtigere Rolle, als man denkt. Denn das Tabaksschnupfen war, besonders bei den Geistlichen, so sehr Mode, als es nimmermehr das Rauchen im nördlichen Deutschland ist, so daß man sich kaum mehr einen Mönch oder Priester ohne Tabaksdose denken konnte. — Welche Uebung in der Selbstverleugnung ist wie von selbst als Vorübung auf andere Aenderungen eingetreten!

Bei dieser Lage der Dinge macht eine Sage, als sollten nächstens auch die beiden Säulen des Konstantins und Trajans abgenommen, eingepackt und versandt werden, geringen Eindruck, da man schon Schwereres überwinden gelernt.

Keinem Zweifel mehr unterworfen ist die Frage, ob in diesem Jahre der Karnaval gehalten werden würde. Das dazu autorisirende Dekret ist bereits erschienen, und es läßt sich darauf wetten, daß es diesmal zu Stande kommen wird. Die Gründe liegen in dem was geschehen ist, und in dem Bedürfniß der Menschen nach Zerstreuung. Nur einmal konnten die Römer wohl sich die ihnen sonst so theure Karnavalsfreude versagen; aber zweimal gleichsam nüchtern und ohne fetten grünen Donnerstag der Quaresima entgegenzugehen, wäre allzuhart! Daß indessen der diesjährige Karnaval doch nicht sehr glänzend ausfallen dürfte, ist zu vermuthen, und zwar aus dem einfachen Grunde, den man jetzt häufiger als sonst, selbst von schönen Lippen, hört: non ce sono quattrini (es ist kein Geld vorhanden).

K§.

## Eine lebende Natter im Körper eines Mädchens.

(Beschluß.)

Am wohlthätigsten wirkten im Ganzen auf diese Leidende Untertauchungen im kalten Flußwasser, wodurch ihre Raserei geheilt, auch die fremden Körper disponirt wurden, aus dem Innern des Leibes in die Oeffnungen der Mutterscheide einzutreten. Zuweilen bewirkte Letzteres auch das Fahren.

Von dem fremdartigen Wesen in ihrem Leibe bemerkte man lange nichts, als abwechselnd örtliche Härten; oder beim Auflegen der Hand auf ihren Bauch heftiges Hupfen. Zuweilen trat das Unbekannte tief in der Mutterscheide vor, aber bei der geringsten Berührung sprang die Kranke zurück, und der Körper verlor sich in der Beckenhöhle. Jedes Zwangsmittel schien ihn zu verscheuchen. Er fühlte sich glatt und schlüpfrig an; seine Farbe war schwarzbraun. Mittelst eines Fischbeinstäbchens, das vorn mit einem Knöpfchen versehen war, fand man im Innern der Mutterscheide eine Oeffnung durch dieselbe in die Bauchhöhle, zur linken Seite neben dem Fruchthalter.

Am 10 November trat der fremde Körper in Form eines großen Stockknopfes, schwarzbraun glänzend, wie mit einer inkrustirten Schale überzogen, unter heftigem Schreien des Mädchens, zwei Zoll weit aus der Mutterscheide hervor. Dieser Endtheil konnte derb berührt werden; aber dicht hinter demselben schien die Lebenskraft reger zu sein, da die kleinste Berührung das plötzliche Verschwinden des Körpers bewirkte. Wenn man ihn fassen wollte, erfolgten so heftige Bewegungen im Bauche, daß die Kranke nur mit verstärkten Gaben von Mohnsaft besänftigt werden konnte. Gewöhnlich nahm sie des Abends ein Loth Tinktur auf einmal. — Am 7 Dezember schien das fremde Wesen sehr lebhaft, trat bald mit dem Kopftheil, bald mit dem Endtheil „einer spitzigen schwarzbraunen Kröte gleich“ hervor. Jedesmal konnte die Kranke das Wenden des Körpers deutlich angeben. Das Endetheil trat oft eine Spanne lang hervor; hatte aber die nämliche Kontraktibilität, daß die kleinste Berührung Konvulsionen verursachte.

Alle Bemühungen, das fremde Wesen vorzutreiben, blieben lange vergebens. Das Mädchen rang mehr als einmal mit dem Tode, hatte Bluterbrechen, Blutverlust durch die Mutterscheide; auch gingen Blut und Eiter durch den Stuhl ab. Als man den fremden Körper, da er aus der Scheide vortrat, mit einer starken Schnur band und fest anzog, entstanden die heftigsten Konvulsionen, und troß aller Anstrengung der Kranken und der Aerzte entwich die Schnur mit dem Zurücktreten des Körpers in die Bauchhöhle, und im Becken. Erst sechs Tage hernach kam die Schnur aus der Mutterscheide wieder zum Vorschein; mit einer Pincette konnte sie weggenommen werden.

Am 31 Dezember nahm der Arzt, in Beisein mehrerer Gehilfen, gewaltsam, da das fremde Wesen wieder in der Mutterscheide erschien, „einen stachelichten Körper, gleich darauf einen zwei Zoll langen Vertebraltheil mit muskulösen Theilen, ferner einen ähnlichen Vertebraltheil des Thiers, dann eine stachelichte Vertebra, nebst einem luftröhrenförmigen Körper“ heraus. Nachher gingen mehrere Stachelfortsätze weg. Die Bewegungen des Körpers hörten nun auf, sich zu zeigen.

Am Abend des achten Jänners ward man wieder durch neue Erscheinungen des Körpers in der Mutterscheide überrascht. Es zeigte sich ein großer Theil, welcher nur mit Mühe weggenommen werden konnte. Bei genauer Untersuchung fand es sich, daß es der nämliche Körper war, der sich mehrere Wochen immer zuerst präsentirt hatte; an seiner vordern Fläche waren deutlich vier weiße ins Kreuz gehende Punkte, schwarzgrau von Farbe und ziemlich derb. Nach der Aussage der Kranken, die nun, da die Rasereien nur noch einige widerliche Impressionen in ihren Gesichtszügen zurückgelassen hatten, sonst die merkwürdigsten Ereignisse deutlich und bündig zu erzählen wußte, mochten es etwa achtzehn bis zwanzig Wochen sein, daß sie durch die Darreichung von Milch in einem Läppchen getaucht, den fremden Körper beruhigen konnte, auf den Einfall kam, eine in ihrem Zimmer befindliche Puderquaste, in Milch getaucht, dem Körper darzureichen, welche aber sogleich gegen alles Sträuben der Kranken von dem Thiere gepackt und in die Bauchhöhle gezogen wurde, wie die Aerzte dergleichen durch das Heraufziehen der Schnur, welche von zwei Personen gehalten wurde, selbst beobachtet hatten. Diese Quaste war nun der Theil, der bei jedesmaligem Hervortreten leblos erschien, indem man ihn mit Zangen kneipen oder mit Metall verletzen konnte; dicht hinter demselben zeigte sich das Leben des fremden Körpers, wo die möglichste Kontraktion und Irritabilität statt fand, da bei jedesmaliger unbedeutender Berührung der fremde Körper sich schnell zurückzog, und bei mehrern Versuchen dieser Art oft mehrere Stunden nicht wieder hervortrat.

Nun wurden in den folgenden Tagen, seltsam genug, ganze Stücke Knochen, welche in die Scheide eintraten, nicht ohne fürchterliche Schmerzen des Mädchens herausgenommen. Dies waren nämlich — wer hätte es vermuthen können! — meistens willkührlich beigebrachte Knochenstücke, welche die Geplagte dem Thiere als Nahrung beigebracht hatte, was sie erst jetzt eingestand, daß sie das Thier auf diese Art seit vielen Monaten genährt hätte, wenn es ihr zu viele Unruhe verursachte. So wußte sie ihm heimlich Aepfel, Birnen, Brod mit Milch beizubringen, wodurch sie dasselbe besänftigen konnte.

Auch von dem seit dem 31 Dezember getödteten und zerstückelten Thiere wurden zu verschiedenen Zeiten, immer aber mit größter Anstrengung, Rückgraththeile, Knochen vom Schädel, große nervöse Hautportionen, der Kopf von seinen Kinnbacken beraubt u. s. w. herausgenommen.

Die seltsamen Ausleerungen waren aber noch lange nicht geendet. Ein neuer Körper, der zuweilen gegen die Mutterscheide vortrat, und weder Knochen noch Fleisch war, erregte Aufmerksamkeit. Es war — ein Stein! — Wie dieser hineingekommen, erzählt Hr. Dr. Keller folgendermaßen. „Die Kranke gestand mir, erst nach vielem Wortwechsel, daß sie vor einigen Wochen, wo sie täglich gefahren wurde, um das hervortretende Thier zu befestigen, einen Stein von der Straße mit einer Schnur gebunden an dasselbe angelegt, welches gewöhnlich während dem Fahren so stark hervorgetreten, daß es sehr leicht zu befestigen war. Durch das Zusammenschnüren entstanden Konvulsionen, während denselben der Stein in die Bauchhöhle gezogen wurde. Diesen Nachmittag, nachdem die Kranke viel gelaufen und gelegentlich gefahren war, zeigte sich der angebliche Stein in der Oeffnung. Mittelst einer besonders verfertigten Zange, die zur Extraktion des Thiers dienen sollte, konnte ich ihn, zwar nicht ohne große Anstrengung, wegnehmen; er wog vierzehn Loth, hatte drei Zoll Länge, war rauh und uneben, und mußte um so eher die innern Theile exkoriiren. Ein heftiger Blutverlust war die Folge."

Endlich kam am 30 März auch aus der Mutterscheide eine vierzinkige Gabel ohne Stiel zum Vorschein; das Gabelheft, welches zurückgeblieben war, wurde erst am Abend des dritten Mai's herausgenommen. Am 28 April hatte man eben so ein Messer herausgezogen, während des heftigsten Rasens. Es war an einem großen Knochenstück befestigt, das erst zurückgeschoben werden mußte. Am 7 Mai wurden mehrere kleinere Knochenstücke, dann auch ein Blechlöffel aus der Mutterscheide gezogen. Der Löffel war mit seinem Stiel hakenförmig gebogen, und daran eine Schnur befestigt. Vermuthlich hatte das Mädchen in Anfällen von Wahnsinn und Schmerzen alle diese Sachen durch die Vagina hinaufgestoßen. Hr. Dr. Keller bewahrt diese, so wie die Stücke des natterartigen Thieres, noch gegenwärtig, jedem zum Vorzeigen.

Die Kranke wurde endlich im November vorigen Jahres als vollkommen geheilt und hergestellt angesehen. Wenn sie aber in Affekt kommt, oder ein Glas Wein trinkt, zeigt sich immer noch etwas Exaltirtes in ihren Gebehrden; vorzüglich in ihren Augen, deren Pupillen noch sehr erweitert sind. Ihre Harn- und Stuhlabsonderung ist ganz natürlich, ihr Appetit gut, sie genießt alle Speisen; ihre Digestions-Organe scheinen gar nicht gelitten zu haben; sie hat an Kräften sehr zugenommen, und menstruirt wieder ohne Beschwerde; ihr Fruchthalter hat bei diesen ausserordentlichen Reizen nichts gelitten; man findet keinen prolapsus mehr; ihre ehemalige Vaginalöffnung hat sich ganz geschlossen, und scheint vernarbt, zur Linken nach hinten am Körper des Fruchthalters.

Ueberhaupt ist bei dieser Person die ungeheure Reproduktionskraft nicht minder merkwürdig, als die ganze Krankheit. Mehrere Mal brach sie in der Raserei ihre Glieder, und wurde dennoch ohne Nachtheil schnell geheilt. Bei einer ihr gemachten sehr bedeutenden Bauchwunde verließ sie schon nach den fünf ersten Tagen das Bette.

Jetzt lebt das Mädchen wieder in seinem Vaterort Stekborn am Bodensee; zeigt keine Spur seiner vorigen Leiden mehr; kann ohne Beschwerden den häuslichen und Feldarbeiten vorstehen, und freuet sich seiner Genesung, was es seinem Arzt schon öfters mündlich und schriftlich bezeugte.

Vieles ist bei dieser Geschichte bis jetzt unerklärlich; noch ist es unbekannt, wie eine lebende Natter — denn dafür erklärten die Aerzte das fremde Geschöpf — in den Leib kam, und sich darin erhielt; wie sie sich durch die dem Menschenleben gefährlichsten innern Theile des Leibes Wege bahnen konnte, ohne zu tödten, u. s. w. Wohl verdienten die zerrissenen Theile der Natter mit Fleiß zusammengeordnet und von geübten Naturkundigen untersucht zu werden; wenigstens sollten davon treue Zeichnungen bekannt gemacht werden.

Thatsache aber bleibt es, daß die Kranke durch eine lebende Natter, welche ihren Sitz später ausser dem Darmkanal, zwischen dem Bauchfell in der Beckenhöhle hatte, in diesen traurigen Zustand versetzt wurde. Die frühere vom Hrn. Doktor Hirzel von Gottlieben vielleicht bald erscheinende Geschichte wird uns wahrscheinlich Aufschluß geben, wann die gewaltsame

Durchbohrung durch einen Darmtheil, durch das Bauchfell und die Vaginalhäute geschah. Soviel ist berichtigt, daß die später vorgefundenen Knochen und Instrumente durch den gleichen Weg unter den heftigsten Wuthanfällen beigebracht wurden, und Veranlassung zur Verlängerung der Leiden dieser Kranken gegeben haben.

# Varietäten.

## Aus der Schweiz.

— * Bekanntlich hat der düsterste und strengste aller religiösen Orden, der „Orden unserer lieben Frau Maria von La Trappe", in der Schweiz seine Zuflucht gefunden. Es ist recht, daß die Schweiz so gut für einen Trappisten als für einen Rousseau oder Risbek ein menschenfreundliches Asyl sei; das geziemt ihrer Würde als Freistaat, als letztem unter den verschwundenen in Europa, und macht sie, wie von jeher, fremden Völkern lieb und heilig. Die Regierung des Kantons Friburg gab dem bedrängten Orden im Val Sainte einen Aufenthalt. Durch ein gedrucktes Zirkular des Abtes Augustin erfährt man nun auch etwas Näheres von den Trappisten in der nordamerikanischen Republik. Sie leben dort, jetzt 45 an der Zahl, im Bisthum von Kentuki, als Nachbarn der wilden Illinesen und louisianischen Stämme, aber, wie es scheint, nicht in der behaglichsten Lage. Da ihre Wohnungen daselbst im vorigen Jahre abbrannten, sammelten die im Val Sainte befindlichen Trappisten für ihre entfernten Brüder Steuern aller Art ein, Zeug, Tuch, Leinwand u. s. w. Um mit Nachdruck auf die Gemüther der Glaubigen zu wirken, gaben manche Einsammler ziemlich klar zu verstehen, „die Religion laufe jetzt Gefahr, aus Europa verdrängt zu werden. Schon einmal hätten wir das wahre Licht aus einem fernen Welttheil (Asien) erhalten; es sei also Pflicht jedes ächten Katholiken, durch Beisteuer die Niederlassung der Trappisten in Amerika zu begünstigen, weil sie dasselbe rein aufbewahren, und uns mit der Zeit wieder zubringen würden."

Trotz dieser heiligen Weissagungen und bündigen Schlußfolgen, und ungeachtet die Trappisten im Kanton Freiburg, wegen ihres stillen Lebens und ihrer Strenge gegen sich selbst, viele Gönner haben, schien doch die begehrte Steuer nicht reichlich ausfallen zu wollen, weil der Unglaubigen viele waren, denen es seltsam vorkam, daß man für dringende Bedürfnisse der Trappisten in Amerika Tuch, Zeug u. s. w. in den Alpen der Schweiz sammle, und es über das Meer transportiren wolle, wo jetzt viel dringendere Sendungen nicht gelangen. Auch hat die Polizei des Kantons Friburg, auf höhern Regierungsbefehl, dies Steuersammeln förmlich untersagt. — Es ist nicht uninteressant, dergleichen kleine Nuancen in der Geschichte der Zeit und ihres vielseitigen Strebens zu beachten.

* * *.

## Aus Frankreich.

— * Paris, 17 Febr. Die Uebersetzung von Göthe's „Wahlverwandtschaften" ist erschienen; man zweifelt zwar nicht am Beifall, aber auch nicht daran, daß diese Arbeit des deutschen Dichters von Leuten, denen Religion und Moralität werth sind, als eine der gefährlichsten Schriften, die je aus Göthe's Feder gekommen, verdammt werden werde.

Man versichert, Larive, der alte Schauspieler des Theatre Français, der so lange der Liebling von Paris war, habe sich noch einmal entschlossen, auf der Bühne zu erscheinen. Vermuthlich hat ihm der Beifall Muth gegeben, der ihm gezollt ward, da er im Athenäum deklamirte.

Ein Dekret des Rathes der kaiserlichen Universität verordnet, daß mit dem 1 Nov. 1810 zu Paris Vorlesungen über das kaiserliche Handelsgesetzbuch gehalten werden sollen.

Die herrliche Bibliothek des Senators Fourcroy, Professors im botanischen Garten, soll nächstens versteigert werden. Sie enthält eine ungeheure und kostbare Sammlung von chemischen und naturhistorischen Werken. Der Katalog wird nächstens unter die Presse gegeben. Als Kommissionäre sind bei der Versteigerung die Gebrüder Tillard, Buchhändler, *rue Pavée St. André No.* 55 angestellt.

Seit einiger Zeit sind die alten berühmteren holländischen und deutschen Ausgaben der Klassiker zu Paris außerordentlich im Preise gestiegen. Ein Florus von Elzevir in 18., wenn das Exemplar gut konservirt ist, wird um 72 Franken verkauft. Die Büchertrödler kaufen, was es irgend Seltenes und Köstliches bei Steigerungen oder sonst wo gibt, zusammen, um es alsdann in hohen Preisen nach Deutschland, Rußland u. s. w. zu verschicken.

An.

---

— * Gegenwärtig bedauert Genf den Tod eines seiner hoffnungsvollsten Mitbürger, der, so jung er noch war, seiner Vaterstadt wieder ein Bonnet und Saussure zu werden versprach. Dies ist Hr. Eduard Boissier, Sohn des Rektors der Akademie, und Substitut seines Vaters in der Professur der Chemie und Naturgeschichte. Er starb an einem bösartigen Fieber zu Paris, wo die berühmtesten Gelehrten seinem Leichenbegängniß beiwohnten.

Mt.

---

**Bitte** an sämmtliche Abonnenten dieser Zeitschrift, an Postämter, Zeitungsexpeditionen und Buchhandlungen.

Die häufigen Nachfragen nach den ersten Jahrgängen der Miszellen veranlassen mich, hierdurch Jedermann höflichst zu bitten, die etwa entbehrlichen oder doppelten Stücke, welche vielleicht hie und da von den Jahrgängen 1807, 1808 und 1809 unbrauchbar vorräthig liegen dürften, entweder direkte, oder durch die nächstgelegene Buchhandlung oder Zeitungsexpedition, an mich gefälligst einzusenden, indem ich vielleicht dadurch in den Stand gesetzt werde, die wenigen vorräthigen Exemplare noch kompletiren zu können. Da auch von diesem laufenden Jahrgange sich die Auflage der ersten Stücke schon gänzlich vergriffen hat, und solche neu gedruckt werden müssen, so hat obige Bitte gleichen Bezug auf diese ersten Stücke von Nr. 1 bis 16.

H. R. Sauerländer.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 18. — den 3 März 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Baiern.

Lithographie in München. Auszeichnungen des Verdienstes durch den König. Die Arbeiten der Münchner Akademie. Lächerlicher Streit über den Vorzug der Süd- oder Norddeutschheit. Anklage gegen norddeutsche Gelehrte in Baiern, wegen Konspirationen.

Was Baiern noch vor einigen Jahrzehenden war, ist bekannt. Jetzt wird eben dies Land durch weise berechnete Gesetze und Verfassungen, durch allgemeines Aufblühen seines Wohlstandes, durch überraschende Entwickelung seiner Kraft, bald eben so sehr Gegenstand der Bewunderung oder Nachahmung werden, als es ehmals oft von diesem das Gegentheil heißen konnte. Das vermag ein Tugendhafter auf dem Thron, von helldenkenden, treuen Räthen umgeben. Das vermag ein Volk, welches mit Innigkeit und Aufopferung sein Vaterland liebt, ohne in Reden und Liedern mit Vaterlandsliebe pharisäischen Prunk zu treiben. Es läßt sich überhaupt hundert gegen eins wetten, daß, wo in einem Lande bei allen Anlässen über die Herrlichkeit des Patriotismus deklamirt wird, derselbe schon verschwunden ist, und seine Larve nur noch dem filzigen Egoismus zurückgelassen habe.

Die Versicherung, welche der Kaiser der Franzosen dem geliebten König der Baiern bei dem Besuche zu Dillingen gab, „daß er ihn größer machen werde, als es je einer seiner Ahnherrn war", erregte in ganz Baiern die angenehmste Sensation. Bald darauf erschien in der Steindruckerei zu München ein interessanter Kommentar zu Napoleons Worten, nämlich „Baierns größter Umfang unter den Agilolfingern, Karolingern, Welfen und Wittelsbachern, in vier geographischen Karten dargestellt." — Unstreitig hatte Baiern seinen größten Umfang im zwölften Jahrhundert, unter Heinrich dem Löwen; denn es umfaßte damals auch Kärnthen, Krain, Steiermark, Oesterreich bis an die ungarischen und mährischen Grenzen, den größten Theil Sachsens, die Länder zwischen der Weser und Elbe, also eine weitläufige Staatenkette, welche queer durch Deutschland vom adriatischen Meerbusen bis zur Nordsee ununterbrochen fortging. — Die Karten sind mit ungemeiner Sauberkeit lithographisch abgedruckt.

Die Kunst des Steindrucks hat in der Münchner Offizin schon bedeutende Fortschritte gemacht, und ist diese sowohl in Rücksicht der Güte, wie der Menge der von ihr gelieferten Arbeiten, die erste Deutschlands. Auswärtige Künstler kommen hieher, theils die Kunst zu erlernen, theils sich in ihr zu vervollkommnen.

Baiern, und es darf wohl kaum erst gesagt werden, hat durch die letzten Kriege unaussprechlich gelitten, besonders in einzelnen Gegenden, aber es trägt das Unvermeidliche mit edelm Muthe. Wer aus dem großen Verderben das Meiste errettete, theilt es mit dem Unglücklichern. Noch beständig sind die amtlichen Blätter mit Verzeichnissen reicher Gaben gefüllt, welche Städte, Dörfer, Korporationen und Privatpersonen den verwundeten Kriegern des Vaterlandes spenden, oder womit sie die Bewohner derjenigen Gegenden überschütten, welche am stärksten die Furie des Krieges fühlten. — Noch immer fährt der König fort, den durch Tapferkeit und Mannszucht ausgezeichneten Nationalgarden seines Reiches öffentlich zu danken, ihr Verdienst laut anzuerkennen. Nicht allezeit können Strafen das Verbrechen verhüten; aber immer erweckt es neue Verdienste,

wenn die Hand eines geliebten Monarchen die Tugend seiner Unterthanen krönt. — Die Bürger der Stadt Abensberg empfingen zur Beehrung ihres vaterländischen Sinnes, welchen sie während und nach der unter ihren Mauern gelieferten Schlacht bewiesen, ein neues Wappen für die Stadt, wie für die Garde, den spätesten Enkeln zum Gedächtniß an die Bürgertugend ihrer Väter.

Voll dankbarer Erinnerung der bewährtesten Treue und Anhänglichkeit, die der Staatsminister Freiherr v. Montgelas der Monarchie auch in den gefahrvollsten Zeiten leistete, erhob sein König ihn und die ganze Nachkommenschaft noch am 7 November vorigen Jahrs in den Grafenstand, und ertheilte ihm eine Majoratsdotation, gegründet auf dessen Güter, von 205000 Gulden Werthes, und andere, die er noch erwerben könnte. Wie Sully einst bei seinem Heinrich dem Großen, erblickt Montgelas minder in dem Geschenk, mit welchem ihn königliche Freigebigkeit schmückt, als in der Liebe eines von seinem Volke angebeteten Monarchen, die köstlichste der Belohnungen, und in der Achtung seiner edlern Zeitgenossen, wie einst der Nachwelt, welche die Früchte seiner Anpflanzungen geniessen wird, Entschädigung für die schiefe Beurtheilung mancher Kurzsichtigen.

Die königliche Akademie der Wissenschaften zu München (auch ihre neue Organisation nach einem größern, dem heutigen Stande der Wissenschaften angemessenern Plan ist ein ruhmvolles Denkmal der Regierung König Maximilians) hat gegenwärtig den ersten Band ihrer Denkschriften herausgegeben, durch Reichthum seines Inhalts würdig eines solchen Gelehrtenvereins. Voran geht die Geschichte der Akademie und ihrer Arbeiten in den Jahren 1807 und 1808, von ihrem Generalsekretär, dem verdienstvollen Schlichtegroll, erzählt. Der ordentlichen zu München residirenden Mitglieder sind 31; der ausserordentlichen und Ehrenmitglieder 59; der auswärtigen Mitglieder 267. — Die mathematisch-physikalische Klasse hat in diesem ersten Bande der Denkschriften beiweitem die zahlreichsten und vorzüglichsten Arbeiten geliefert. Der Astronom Seyfer, die Anatomen Sömmering und Albers (in Bremen), die Pflanzenkundigen Wildenow (in Berlin) und Schrankh, die Chemiker Ritter und L. C. F. Buchholz (in Erfurt), der Kommenthur Petzl, aufmerksamer Beobachter vaterländischer Fossile, Hausmann (in Kassel), der ungemein interessante Data vom Streichen und Fallen nordischer Grundgebirgsschichten mittheilt, u. a. m. gewährten der Wissenschaft reichlichen Gewinn. — Von der philologisch-philosophischen Klasse gab nur Jakobs eine geistvolle Rede über die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit; von der historischen Klasse der sorgfältige Streber den lehrreichen Versuch einer Geschichte des königlichen Münzkabinets in München.

Wenn man daran denkt, daß die Akademie unter kriegerischen und den Staat schwer belastenden Umständen ihre Thätigkeit begann, kann man weder dem großen und für Wissenschaft wirksamen Willen der Regierung, noch dem wissenschaftlichen Bemühen der Anstalt selbst Hochachtung versagen.

Der glücklichste Gedanke der bairischen Regierung in der Organisation der Akademie, und was dieser Stiftung einen ehrenvollen, von andern vortheilhaft auszeichnenden Karakter verleiht, scheint mir allerdings dieser zu sein, daß ihr die Hof- und Zentralbibliothek, das Naturalienkabinet, das Kabinet der physikalischen und mathematischen Instrumente, das polytechnische Kabinet, das chemische Laboratorium, das Münz- und Antiquitätenkabinet, das astronomische Observatorium, der botanische Garten und die anatomische Anstalt untergeordnet wurden. Denn mit den Pflichten, das Reich der Wissenschaft zu erweitern, empfingen die dazu Berufenen auch freien Gebrauch der Mittel zum großen Zweck. Und wer ist würdiger, die köstlichen Sammlungen von Natur- und Kunstschätzen zu verwahren, als derjenige, welcher sie zum Besten der gesitteten Welt anwenden soll, daß sie nicht, wie an vielen Orten, ein todtes Kapital, daliegen, Hoffahrt zu treiben?

Ich kann nicht von der Akademie reden, ohne auch von den Akademikern. Es ist bekannt, daß der König dazu mehrere von den berühmtesten und hochverehrtesten Gelehrten und Schriftstellern des nördlichen Deutschlandes berief, so wie nordische Akademien und öffentliche Anstalten von jeher stolz darauf waren, die ausgezeichnetsten Männer des südlichen Deutschlands zu besitzen und die Ihrigen zu nennen. In Rücksicht des Wissenschaftlichen galt bisher die politische Trennung der deutschen Staaten nie.

Die Erscheinung ausländischer Gelehrten in Baiern scheint aber verschiedenen Eingebornen Stoff zur Eifersucht gegeben zu haben. Einige Schriftsteller brachten die Frage in den Wurf: Ob im nördlichen oder südlichen Deutschland mehr Genialität daheim sei? — — Aufsätze in Journalen und Flugschriften erschienen dafür und dawider, und der lächerlichste Streit — eine wahre querelle allemande, würden die Franzosen sagen, erhob sich darüber. Der Morgenbote, eine Zeitschrift für die österreichischen Staaten (für diese aber von ziemlich revolutionärer Tendenz), der Kameralkorrespondent in Erlangen, und andere Zeitschriften, machten der Norddeutschheit den förmlichen Krieg, und priesen die Kraft der Süddeutschheit auf Unkosten jener. Spottend antworteten dagegen Andere im Namen der Angefochtenen. Genug, es gab hier zu lachen. Die ganze Fehde gehört in die Geschichte gelehrter Abderitismen.

Dabei bliebs nicht. Man rückte den in Baiern wohnenden Gelehrten näher; denn ihnen eigentlich galt die vorläufige Plänkelei gegen norddeutschen Genius überhaupt.

Zu München erschien noch im vorigen Jahre eine Flugschrift, betitelt: „Die Plane Napoleons und seiner Gegner, besonders in Deutschland und Oesterreich.“ In dieser werden unter Napoleons Feinden auch die protestantischen Geistlichen, und die meisten norddeutschen Gelehrten aufgezählt. „Die ganze lutherische Sekte ist es, welche den Helden des Jahrhunderts anfeindet!“ heißt es darin. „Sie hat einen Bund geschlossen, welcher intoleranter und fanatischer zu Werke geht, als die Juden. — Ausserdem sind die Protestanten durch Gleichheit der Konfession aufs engste mit den — Engländern verbunden, und das Interesse dieser Nation muß auch das ihrige sein. — Dieser protestantische Bund ist sehr ausgebreitet; er hat sogar angefangen, sich mit einigen katholischen Fanatikern in Verbindung zu setzen. Dessen ungeachtet geniesst diese lutherische Liga noch in manchen Staaten einen ausgezeichneten Schutz!“ u. s. w. Dies ward in München gedruckt, wo auch norddeutsche und zwar protestantische Gelehrte, als berufene Fremdlinge, den ausgezeichneten Schutz einer über Fanatismus jeder Art erhabenen Regierung genossen. Der dienstiertige „Morgenbote“ machte aus dieser Schrift, weil doch davon, nach seiner Versicherung,

französische und sogar spanische Uebersetzungen erschienen waren, einen umständlichen Auszug, damit alle gegen die Protestanten überhaupt, und gegen norddeutsche Gelehrte insbesondere, ausgestoßenen Lästerungen und Verdächtigungen recht unter das Volk kommen möchten. Nun denke man sich den großen Haufen, der ohnehin eifrig in seinem Glauben, den Sturz der katholischen Religion fürchtet, den Protestanten nicht gewogen sein mag, und in der Vertilgung des Aberglaubens und kirchlicher Mißbräuche in Baiern so gern geneigt ist, protestantische Ketzereien zu wittern; man denke sich den großen Haufen, der es sehr gut weiß, daß sein König sogar protestantische Gelehrte nach München berufen hat, die er beschützt — und dann endlich allen diesen Beschuldigungen, diesen Aufwiegelungen die protestantischen Mitglieder der Akademie gegenüber. Erfreulich mochten solche Erscheinungen schwerlich für sie sein.

Man hat inzwischen nicht vernommen, daß von ihrer Seite Schritte gegen diese indirekten Angriffe gethan worden wären.

Nun trat aber der sonst in vieler Hinsicht achtungswürdige Gelehrte, Freiherr von Aretin, auf, und machte in der „oberdeutschen Literaturzeitung" die Rezension, oder vielmehr den Auszug eines Werks, das noch nicht gedruckt war, und welches er — selbst geschrieben hatte. Dies Werk sollte die Geschichte einer Akademie der Wissenschaften zu Stockholm unter der Königin Christine sein, ausgehoben aus Arkenholzens Mémoires sur la vie de la reine Christine. Die Tendenz der Schrift, wenigstens des Auszuges, ging dahin, die Verderblichkeit des Einflusses der fremden Gelehrten in Stockholm zu zeigen. Die Parallele zwischen der Stockholmer und Münchner Akademie zu ziehen, war, nach allem Vorhergegangenen, so schwer eben nicht.

Die betroffenen Akademiker in München, da sie das Ungewitter täglich näher herandrängen sahen, scheinen Beschwerde bei höherer Behörde geführt zu haben; denn Hr. von Aretin, der das rezensirte Buch auf Verlangen nicht vorweisen konnte, weil es noch nicht gedruckt war, empfing von „höchster Stelle" die Weisung, es nicht drucken zu lassen. Zu gleicher Zeit hatte ein Ungenannter, in einer Extrabeilage zum „Morgenblatt für gebildete Stände" unternommen, die oben erwähnte Rezension eines noch nicht gedruckten Buches als literarisches Falsum darzustellen, so wie zu beweisen, daß die in der Rezension gemachten Auszüge von Arkenholzens Memoiren unrichtig und absichtlich verdreht gegeben worden seien. Dafür erklärte Hr. von Aretin den Anonymus des Morgenblattes so lange für einen Pasquillanten, und „für höchst verdächtig der Theilnahme an der großen pseudodeutschen Verschwörung", bis sich der Ungenannte genannt, und durch seine Verhältnisse bewiesen haben würde, „daß er nicht einer der verächtlichen Konspiratoren sei, die den Boden des rheinischen Bundes besudeln." Eben so erklärte Hr. von Aretin bei dieser Gelegenheit frei, er habe es nur mit einigen protestantischen und norddeutschen Gelehrten in Baiern zu thun; die ganze Fehde sei nichts weniger als literarisch, sondern rein politisch. — Dies geschah im Jänner 1810.

In einem zu München unentgeltlich am 5 Februar ausgetheilten Flugblatt erwiederte der „Ungenannte des Morgenblatts" Namens mehrerer in Baiern befindlichen norddeutschen Gelehrten, die Fehde sei nicht „rein politisch", sondern rein juridisch geworden, und werde vor den Gerichten anhängig. Hr. von Aretin blieb die Antwort nicht schuldig; ließ am 7 Februar ebenfalls ein Druckblatt unentgeltlich in der Residenz austheilen, worin er Freude äussert, daß die Sache vor Gerichte komme, und erwartet exemplarische Bestrafung seiner Gegner, und über ihr Betragen, von Seiten der Regierung, eine folgenreiche Indignation. Beide Theile verheißen dem Publikum die Bekanntmachung der Akten nach Entscheidung des Prozesses.

Man behauptet, an der Spitze der Klagenden stehe — der ehrwürdige Präsident Jacobi selbst!

Allerdings muß man eben sowohl über die Größe der den protestantischen Gelehrten in Baiern angeschuldigten Verbrechen erstaunen (denn sie werden der Verschwörung gegen Staat und Religion, gegen Napoleon und die Armeen, gegen die katholische Kirche u. s. w. in Aretins verschiedenen Flugblättern angeklagt), als man darüber erstaunen muß, daß Hr. von Aretin, wenn er um jene „geheimen Kabalen" der „lutherischen Liga in Baiern" wußte, statt sie geradenwegs, als rechtlicher Bürger, den Regierungsbehörden anzuzeigen, sich begnügte, in Journalen und Flugblättern allgemeine Verdächtigungen ohne allen Beweis gegen die Akademiker auszustreuen. Dies Verfahren war eben so zweckwidrig, als die Leidenschaftlichkeit, mit der er sich während des Streites zeigte. Sollten ein Jacobi, ein Schelling, ein Schlichtegroll, ein Jakobs, ein Sömmering u. s. w. wirklich gegen den Staat, dessen Schutz und Gunst sie geniessen, so undankbar und treulos gehandelt, und in sich die Werke des Fanatismus mit so unglaublicher Blindheit hineingegeben haben? Oder hätte sich der Freiherr von Aretin durch seinen Patriotismus auf die unbegreiflichste Weise täuschen lassen?

Aber wie dem auch sei — warum müssen die Flugblätter Baierns eben jetzt den alten Haß zwischen Katholiken und Protestanten in Baiern wieder erwecken, welchen die weise Regierung dieses Staats bisher so kraftvoll niederhielt? Warum müssen sie eben jetzt die Protestanten zum Gegenstand des Pöbelhasses machen, da die allgemein verehrte, tadellose Königin sich zur protestantischen Kirche bekennt, und der mit Recht geliebte Thronerbe so eben im Begriff ist, aus dem vielfach in Baiern verschrienen Norddeutschland eine protestantische Prinzessin zur Gemahlin zu nehmen? — Wer arbeitet gegen Napoleons weise und große Entwürfe, wenn nicht diejenigen, welche die Hyder des Religionshasses wieder von der Kette losreissen wollen, an die sein kräftiger Arm das Ungeheuer band?

Streitigkeiten solcher Art, enden sie zuletzt, wie sie wollen, haben immer ihre traurige Folgen, indem sie Haß zwischen Völkern erregen, welchen dann Individuen der entzweiten Nationen zu büßen haben. Mag man Norddeutschland, wie es von einigen unbesonnenen Schriftstellern seit vorigem Jahr geschah, noch so sehr verläumden: die dort in Zivil- und Militärämtern, oder als Gelehrte aufgenommenen Söhne des südlichen Deutschlands genossen bisher überall die freundlichste Behandlung, in der sie ihrer Fremdlingschaft vergaßen; man hat noch von Keinem Klage über engherzige Unduldsamkeit, über Mißgunst von Seiten der Eingebornen führen hören.

Die Anklagen des Hrn. v. Aretin gegen die protestantischen Akademiker in München — zwar hat er sie selbst noch nie bestimmt genannt, aber alle seine Pfeile scheinen ganz allein wider sie gerichtet zu sein — sind freilich von triftigerer Art. Hier gilt es Verschwörungen gegen Thron und Kirche, u. s. w. Deutschland vernimmt diese Anklagen mit Erstaunen, und sieht mit Begierde dem Ausgange des Rechtshandels entgegen.

# Varietäten.

## Aus der Schweiz.

— * Luzern, 27 Februar. Gestern gab Mademoiselle Gerbini aus Turin, bei ihrer Durchreise nach Rußland, ein Konzert, in welchem sie sich als eine wahre Künstlerin auf der Violine hören ließ. Der allgemeinste Beifall unterbrach und begleitete immer ihr Spiel; die gespannteste Aufmerksamkeit zeugte von dem warmen, innigsten Antheil, den ein zwar kleines, aber aus Kennern zusammengesetztes Auditorium daran nahm. Die entschiedene Wirkung, die Mademoiselle Gerbini durch ihren Vortrag auf Kenner und überhaupt auf jeden Zuhörer machte, ist wohl der untrüglichste Beweis, daß sie den Geist jedes von ihr gespielten Stückes ergründet und mit hoher Vollendung darstellt. Es ist vorzüglich das markige, kühne, kräftige Spiel, die Gewalt des Bogens und des Tones, welche ihre Manier karakterisiren. Mit diesen verbindet sie eine ausserordentliche Fertigkeit in Ausführung der schwersten Stellen im geschwindesten Zeitmaaße, mit der seltensten Reinheit, Richtigkeit und Klarheit. Alle Stricharten, Akkorde, Doppelgriffe in allen Tonarten scheinen ihr ganz geläufig, sind nie dumpf, sondern klingen immer hell, leicht und gleichmäßig; mit einem Worte, die Deutlichkeit in der Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig, und der Geist der genauesten Regelmäßigkeit und Ordnung herrscht durchaus in ihrem Spiel. * * *.

## Aus Deutschland.

— In einem deutschen Journal, wo man am wenigsten über den rauhen unmodischen Andreas Hofer, Chef der Tiroler Rebellen, Nachricht suchen sollte, und zwar in Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden“ (Jänner 1810) finden sich einige sehr anziehende Notizen von ihm. Sie sind daselbst in Briefen eines Kriegsgefangenen enthalten, die im Oktober 1809 aus Insbruck geschrieben wurden.

Andreas Hofer, der Anführer der Rebellen — heißt es in einem dieser Briefe — ist von untersetzter Statur, dick und sehr wohl genährt, kräftig und gedrungen. Sein Gesicht ist rund und ziemlich roth: er hat schwarzes Haar, und ein ziemlich langer brauner Bart zeichnet ihn vor allen andern aus. Er trägt eine grüne Tiroler Jacke, eine rothe Weste, einen breiten grünen Hosenträger, schwarze kurze Hosen und Stiefel, und die Knie wie alle Tiroler entblößt. Ein Säbel mit dem kaiserlich-österreichischen Porte d'Epee hängt an einem schwarzen Kuppel an seiner Schulter herab; um den Hals trägt er ein Paternoster nebst dem Kreuze und eine goldene Kette mit dem Bildnisse des Kaisers, die er von solchem zum Geschenk erhalten, und erst kürzlich in der Domkirche mit vielen Feierlichkeiten weihen und sich umhängen ließ. Seine Kopfbedeckung besteht in einem großen schwarzen runden Hute, ganz nach Tiroler Art, der auf der einen Seite hinaufgeschlagen, und worauf das Bild der Mutter Gottes und zweier Apostel von Messing befestigt ist. Um den Kopf des Hutes flattert ein breites schwarzes Sammetband, worauf die Worte mit Gold gestickt sind: Andreas Hofer, Oberkommandant von Tirol. Ueberdies befindet sich noch eine schwarze sogenannte Hauffeder (Hahnenfeder) auf diesem Hute.

Als sich die Häupter der Rebellen lange nicht über die Person vereinigen konnten, welche sie wegen Auswechslung der Gefangenen nach München schicken wollten, sagte Hofer zu einem gewissen Kapitän von B...f: „Sie haben mir ein ehrliches Gesicht, ich traue Ihnen zu, daß Sie wiederkommen und die Sache besorgen werden.“ Nachdem er solchen gehörig instruirt hatte, fuhr er fort: „Nun reisen Sie mit Gott, grüßen Sie mir Ihren König, und sagen Sie ihm, daß ich ihn achte und schätze.“ Die Adjutanten und Umgebungen Hofers hatten dies gehört, und fingen an, ihm Vorwürfe zu machen. Hofer wandte sich gegen sie, und sagte: „Nein, der König ist ein braver Mann, er weiß nichts von dem Betragen seiner Beamten, die eigentlich unser Ruin sind; der König ist ein gekröntes Haupt, und vor gekronten Häuptern müssen wir dumme Bauern einmal Respekt haben.“

Andreas Hofer wohnte zwar in der Burg zu Insbruck, und befahl hier unumschränkt über alles; allein keineswegs hatte er in seiner Lebensart etwas verändert, und der Vorwurf des Stolzes konnte ihn daher nicht treffen. Seine Leibgarde bestand aus Bauern des Passeyer-Thales, deren er stets zwei Kompagnien bei sich hatte, und die in der Stadt einquartirt waren. Diese hatten abwechselnd die Wache bei ihm; jede Schildwache hatte einen Stuhl, worauf sie saß, den Büchsenstutz neben sich gelehnt, was auf den Treppen und in den Gängen des Schlosses einen eigenen Anblick gab. So oft Hofer einen von uns sah, war seine erste Frage: „Wie geht es Ihnen? Sie sind doch gut verpflegt?“

Uebrigens ist Hofer ein gutmüthiger Mann, aber keineswegs ein großer Kopf. Die Ideen zu allen Unternehmungen rührten von seinen Umgebungen her, worunter sich der berüchtigte Kapuziner aus Klausen, Benedikt Haas, auszeichnete. Hofer gab bloß seine Meinung ab, hatte durch Popularität viel Ansehen im Volke, und unter seinem Namen ward alles gemacht.

## Aus Frankreich.

— * Es sind in Frankreich wenig Städte von nur einiger Bedeutung, wo sich nicht die gebildetern Einwohner zu irgend einer Art literarischer Unterhaltung verbunden hätten. So besitzt auch Genf seit 1804 eine ähnliche Verbindung, die unter dem Namen *Société pour l'avancement des études* damals von jungen Leuten gestiftet wurde, welche fast alle, der Theologie oder Philosophie beflissen, darin Abhandlungen über gewählte Gegenstände vorlasen. Anfangs auf eine kleine Zahl beschränkt, wuchs diese Gesellschaft unmerklich an, und ward in ihren Beschäftigungen immer bedeutender, wie die Mitglieder in ihren Bahnen vorrückten. Schöne Literatur und Moralphilosophie sind die vorzüglichsten Gegenstände der Societät. Schon zählt man mehrere schätzbare Arbeiten, die durch sie unter verschiedenen Formen erschienen. Alle Feiertage versammelt sie sich äusserst regelmäßig, abwechselnd bei ihren Mitgliedern, wo dann zwei oder drei derselben zu einer interessanten Vorlesung verpflichtet sind, über welche jeder seine Meinung gibt. Auch hat sie ihre auswärtigen korrespondirenden Glieder.

Ein Mitglied dieser Societät, Hr. Georg Mallet, wird in kurzem ein Werk herausgeben, das durch Neuheit des Gegenstandes und durch die Art der Behandlung sehr anziehend zu werden verspricht. Dies ist eine malerische Reise von Genf nach Mailand über die Simplonstraße, mit Kupfern nach Zeichnungen von Osterwald in Neufchatel. Schon Bourrit, Saussure u. a. hatten einen Theil der reizenden Ansichten beschrieben, die dem Reisenden auf diesem Wege begegnen, aber zu einer Zeit, da die prächtige Straße, welche Napoleon I über die Alpen anlegen ließ, noch nicht vorhanden war.

Mr.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 4.)




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 19. — den 7 März 1810.


## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

### Zweiter Zeitraum.

Von der Ankunft Napoleons in Spanien bis zu seiner Rückkehr nach Frankreich. Vom Wintermonat 1808 bis zum Jänner 1809.

1.

Das spanische Heer greift die Franzosen auf allen Seiten an. Treffen am Ebro und vor Bilbao.

In der andern Hälfte des Weinmonats 1808 standen nun, des großen Kampfes gewärtig, die Kriegesmächte Spaniens und Frankreichs einander längs dem Ebro, vom Innern Aragoniens bis zum biscayischen Meer, gegenüber.

Der Spanier Macht ward auf 194,000 Streiter geschäzt. Die Mitte des Hauptheers, 65,000 stark, führte Castannos; es dehnte sich von den aragonischen Grenzen bis zu Biscaya's Bergschluchten durch ganz Altkastilien. Auf der Mitternachtsseite schloß sich an seinen linken Flügel ein Heer von 50,000 Asturiern, Leonesen und Gallíziern, welche Blake's und Romana's Fahnen folgten. Sie behaupteten Biscaya von Kastiliens Grenzen bis zum Meer. Auf der Mittagsseite bildeten 25,000 Aragonier von Saragossa bis an die kastilischen Marchen bei Taracona den rechten Heerflügel. Als Verstärkungen wurden noch gezählt die zehntausend des Romana, zehntausend, welche Theodor Reding aus Grenada herbeiführte, und eben soviel Portugiesen. In Katalonien fochten 20,000 Spanier abgesondert von allen gegen Duhesme. Ausser diesen wußte man 35,000 Engländer unter Moore's Befehl im Anzuge.

Mit nicht geringerer Stärke begegnete ihnen die französische Macht. Noch war das königliche Hauptlager zu Vittoria. Marschall Moncey, Herzog von Conegliano, war dem linken Flügel längs Aragonien und dem Ebro, Lefebvre Herzog von Danzig dem rechten Flügel auf den Höhen der biscayischen Gebirge vorgesetzt. Im Mittelpunkt der Heerskette lagerten die Herzoge von Elchingen und Istrien, jener bei Guardia, einem Flecken der Landschaft Guipuzcoa, dieser bei Miranda und längs der hohen Felswand von Pancorbo in Altkastilien.

Noch ungestümer, als Frankreichs unbezwungene Schaaren, forderten die spanischen das Beginnen des Entscheidungskampfes. Wie auf Uebermacht, zählten diese auf Sieg; denn alle überredeten sich, Napoleon müsse den größten Theil seiner Kriegsvölker zur Bewachung der Eroberungen jenseits des fernen Rheinstromes zurückhalten; nach einigen Schlachten würden siegreich die Pyrenäen überschritten sein; alle Heerschaaren des Himmels wären mit Spanien gegen Frankreichs unglaubiges Volk. Darum führten, als Vorbild des nahen Verhängnisses, viele Banden in ihren Fahnen den Napoleonischen Adler vom spanischen Löwen zerrissen; andere schmückten sich dankbar mit dem Namen mächtiger Schutzheiligen.

Endlich, in des Weinmonats lezten Tagen, gaben die spanischen Feldherrn das Zeichen zum Angriff. Während Blake und Romana von San Andero über Bilbao hervor auf Pamplona mit Uebermacht stürmen, und den linken Flügel der

französischen Macht sammt dem königlichen Hauptlager umgeben wollten, sollte Castannos über den Ebro setzen, die feindlichen Stellungen zerreissen, und in Verbindung mit Palafox, dessen Ziel wieder Pamplona wäre, die Schaaren des Herzogs von Conegliano, von der Hauptmacht trennend, vernichten.

Zu Soria, an den heerdenreichen Bergen Altkastiliens, stand Castannos Hauptlager, wo sich das berühmte Numantia des Alterthums einst erhob, welches zwanzig Jahre lang wider das Römerjoch stritt. Begeistert von großen Erinnerungen der Vorwelt, brach er aus diesen Gegenden auf zur Bezwingung der Heermacht eines zweiten Roms. Er bemächtigte sich der schönen Stadt Logrono, deren Thürme im Ebro spiegeln; setzte über den Strom; warf die Vorhut des französischen Lagers zurück, drang kühn durch Lerin in die Ebenen des navarrischen Städtleins Viana; warf von der andern Seite die Feinde aus Colaborra, gegen Tudela rückend, und trennte durch diese kühne Bewegung mit überraschender Schnelligkeit des Herzogs von Conegliano Heer von der Hauptmacht.

Doch der Sieg lächelte den Spaniern nur kurze Zeit. Am folgenden Tage, es war der 27 Weinmonats, hatte der Marschall seine Streitkräfte versammelt und geordnet. In wilden Gefechten entriß er dem Sieger die Lorbeern und den eroberten Boden, erneuerte die Verbindungen mit der königlichen Hauptmacht; drängte, wieder verbunden mit den Völkern des Herzogs von Elchingen, die Spanier über den Ebro zurück, die verwirrt und überwältigt, durch Logrono und Colaborra, in die alten Stellungen zurückflohen. So sehr ward das spanische Volk gegen den Unterfeldherrn Pignatelli, welcher die Unternehmung geführt hatte, erbittert, daß es ihn, den feindliches Erz verschont, mit Steinwürfen tödten wollte. Castannos, sein ganzes Heer in Verwirrung und Wuth sehend, wagte selbst seine Stellungen bei Soria nicht länger zu behaupten, aus Furcht, der Feind würde bei weiterm Vordringen mit geringer Mühe ein Kriegesvolk vernichten, welches in der Verzweifelung sich selbst aufzureiben drohte.

Dieser Rückzug zerriß den ungeheuern Entwurf, Frankreichs Macht über die Pyrenäen zu werfen. Denn nun war vergebens Palafox an der Spitze aragonischer Machthaufen in Navarra eingedrungen, wo er, freilich ohne Widerstand zu finden, bis in die Nähe Pamplona's kam. Aber dort begegneten ihm nicht die erwarteten freundlichen Fahnen Blake's und Romana's aus Biscaya.

Schon zu weit hatten sich die letztern, im Vertrauen auf Tapferkeit und Glück des andalusischen Feldherrn, über den rechten Flügel der französischen Stellungen hinausgewagt. Da nun Castannos Soria verlassen, waren sie aller Hilfe der spanischen Hauptmacht beraubt, von französischer Uebergewalt bedrängt, und in Gefahr eingeschlossen und aufgehoben zu werden.

Daß dieses nicht erfolgte, verhinderte das Ungestüm des Herzogs von Danzig, mit welchem er von den biscayischen Berghöhen nieder auf Blake's und Romana's Heer stürzte. Im Sturmzug überwälzte er dasselbe bis Bilbao, wo er am ersten Tage des Wintermonats einzog. Die Spanier sammelten sich noch einmal, mit neuen Verstärkungen, auf den Anhöhen von Guenes. Aber auch von hier hinab bis in die ungangbaren Schluchten Valmaseda's, zwischen San Andero und Bilbao, wurden sie vertrieben. Dies geschah am siebenten Wintermonats. Das vaterländische Gebirge rettete die geschlagenen Spanier.

---

## 2.

Siegend rückt Napoleon bis Burgos und Valladolid. Treffen bei Gamonal. Die Mitte der spanischen Heermacht ist zerstört.

Als man in Madrid das Unglück der Heere am Ebro vernahm, geriethen die Häupter der Empörung in Schrecken. Doch verließ sie der Muth nicht. Denn noch lagen 20,000 Mann in den Lagern von Madrid, bereit dem Vordringen des Siegers gegen die Hauptstadt zu wehren. Dies waren die Aufgebote des spanischen Estremadura's, mit englischen Gewehren bewaffnet. Graf de Torres befehligte sie. Den Vortrab bildeten altspanische und wallonische Leibwachten; auch Kriegshaufen aus Jünglingen, welche auf den hohen Schulen von Salamanca und Leon den Wissenschaften gewidmet waren, und andere in Badajoz, der estremadurischen Hauptstadt, geordnete und geübte Schaar.

In drei Abtheilungen verließ dieses Heer die Hauptstadt, begab sich in Eil gen Burgos, wo es die Höhen besetzte, und die weiten Fluren mit ihren Dörfern. Nach kaum eingenommenen Stellungen zogen schon die Franzosen, geführt von den Herzogen von Dalmatien und Istrien, über die kastilischen Ebenen heran.

Am zehnten Wintermonats geschah der Angriff. Auf beiden Seiten des Dorfes Gamonal, vor Burgos, stand der Spanier Vorhut. Mit dem Donner von dreißig Stück schweren Geschützes begrüßte sie den kommenden Feind, der plötzlich, seine Reihen in furchtbarer Ausdehnung entwickelnd, alles umschlang. Während das französische Fußvolk im Sturmschritt, unter dem Schutz eigener Feuerschlünde, die spanischen und wallonischen Leibwachten anfiel, überflügelte der Herzog von Istrien das Heer der Empörung mit seinen Reisigen. Bald gerieth der estremadurische Gewaltshaufen in Verwirrung. Der Landsturm schrie: „Verrätherei!" und floh. Ermordet war Graf Torres durch die Hand seiner eigenen Leute gefallen. Dreitausend Spanier, tod oder verstümmelt, bluteten auf dem Schlachtfelde; eben so viele in Gefangenschaft.

Zugleich mit den Besiegten drangen die Sieger in die Thore des prächtigen Burgos. Oede standen Paläste und Straßen; die meisten Einwohner waren geflüchtet, die zurückgebliebenen sahen Mord und Raub in ihren Wohnungen. Das unglückselige Burgos erfuhr alle Bedrängnisse einer im Sturm genommenen Stadt, daß zahllose Geschlechter nach langen Jahren noch ihr Elend von diesem Tage her beweinen.

So ward Altkastilien wieder erobert, und die weite Kette der spanischen Heerschaaren in ihrer Mitte durchbrochen.

---

## 3.

Schlacht bei Espinosa. Der linke Flügel der Spanier wird vernichtet.

Am gleichen Tage, da in den Ebenen von Burgos geschlagen ward, ging auch die Macht Blake's und Romana's am Fuß der biscayischen Gebirge unter.

Wie diese Feldherren, nach verunglücktem Anschlage, das französische Hauptheer zu umgehen, und im Rücken desselben das feste Pamplona zu nehmen, über Bilbao, Guenes und Ordunna in die Berge zurückgetrieben wurden, ist von mir erzählt worden. Zehn Tage lang wurden sie durch die Herzoge von Danzig und Belluno verfolgt, während der Herzog von

Dalmatien mit einer Heerschaar nach Reynosa, an Asturiens Grenzen, eilte, ihnen den Rückweg zu verschliessen.

Als nun den Heerführern der Empörten, deren Waffenvorräthe zu Reynosa lagen, keine Wahl blieb, denn mit Aufopferung aller Vorräthe, allen Gepäcks und schweren Geschützes, in die Wildnisse der Berge zu entrinnen, oder mit dem Schwerd sich und ihrem Eigenthum rühmlichen Rückzug zu bahnen: beschlossen sie, was Ehre gebot.

Im Thale von Espinosa am zehnten Tage des Wintermonats angekommen, stellte Blake das Heer in Schlachtordnung. (La Romana war vor dem Tage der Schlacht nach San Andero gegangen.) Vorwärts dem Städtlein Espinosa, auf einer Bergebene, hielt die Vorhut, aus den besten Kriegern des Landes gebildet, unterstützt von dem ganzen Gewaltshaufen, aus Romana's Schaaren, und denen, welche aus brittischer Kriegsgefangenschaft oder aus Portugall gekommen, oder aus den Küstenbesatzungen gezogen waren; daneben die zahlreichen Landwehren Galliziens, Asturiens und Altkastiliens. — Einige steile Hügel, mit auserlesener Mannschaft besetzt, deckten die Vorderseite der Schlachtordnung.

Schon war des Tages größere Hälfte vorüber, als der Herzog von Belluno den Feind in dieser mächtigen Stellung erblickte. Alsbald befahl er zweien Schaaren Fußvolks, das Gewehr im Arm, die schroffen Abhänge der Hügel zu erklettern. Hier entbrannte die Wuth der Schlacht. Aber die Hügel erobert, stürzten Belluno's Kämpfer zerstörend auf Romana's Heerschaar, deren Reihen das Bajonet brach. Bis in die finstern Stunden der Nacht währte das Treffen. Immer rückten neue Heersäulen der Spanier vor, die verlorne Bergebene wieder zu erringen, immer fanden sie Untergang.

Während der nächtlichen Waffenruhe überflügelte der Herzog von Belluno mit leichtem Fußvolk die linke, der Herzog von Danzig die rechte Seite spanischer Kriegsmacht. Im Rücken derselben vor Reynosa erschien der Herzog von Dalmatien. Nun erneute der anbrechende Morgen das Gefecht. Zuerst erlag der linke Flügel der Spanier dem Ungestüm derer, die der Herzog von Danzig anführte. Bald, von allen Seiten umzingelt, von der Uebermacht erdrückt, vieler der angesehensten Heerführer durch Wunden oder Tod beraubt, sah jeder nach eigener Rettung. In heilloser Verwirrung verließ das Volk die Fahnen, und floh den leonischen Gebirgen zu; aber mehr denn 20,000 blieben erschlagen oder gefangen auf dem Schlachtfelde zurück. Blake irrte, von wenigen Schaarhaufen begleitet, in den asturischen Bergen umher. Unermeßliche Beute an Vorräthen und Waffen fiel den Siegern zu, die nun, einer verheerenden Flut nach durchbrochenen Dämmen gleich, Altkastilien, Biscaya und Leon überschwemmten. Der Flüchtlinge einzelne Banden wurden eingeholt und zerstreuet; Städte und Dörfer entwaffnet, und zur Unterwürfigkeit gegen Josephs Zepter zurückgebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Blick auf die gegenwärtigen architektonischen Verschönerungen von Paris.

— — Nie war die Mode, diese launenvollste aller Tyranninnen, so einverstanden mit der rauhern Jahrszeit, als diesen Winter. Kämen Sie nach Paris, Sie würden glauben in Petersburg zu sein. Auf den Straßen, Promenaden, in den Schauspielen, kurz, wohin Sie kommen, sehen Sie unsere Damen vom Kopf zum Fuß in Pelzwerk verhüllt. Man wundert sich jetzt selbst über die alten ungesunden Thorheiten, im Schneewetter halbnackt zu spazieren. Man weiß es noch sehr gut, wie Mad. Tallien und andere Frauenzimmer, die ehmals den Ton, wenigstens im Toilettengeschäft, angaben, im Winter 1795, d. h. in einem der strengsten Winter, die wir je erlebten, in bloßen Musselin- und Linonkleidern lustwandelten. Man sollte fast sagen, erst seit ein Paar Jahren wäre man ausser Zweifel, daß es im Winter kalt sei. Die Häuser sind besser geschlossen und besser geheizt, denn sonst; die Kutschen besser garnirt und wärmer gefüttert. — Ueberhaupt nimmt unser Luxus alle Tage mehr den Karakter von Weichlichkeit an, nicht allein in dieser sehr verzeihlichen Hinsicht, sondern in allen Stücken.

Eben die Winterkälte brachte auch einen Aufschub in alle Arbeiten zur architektonischen Verschönerung von Paris. Die Baumaterialien liegen mit Sand, Stroh u. s. w. bedeckt, die Gefahren des Frostes und der Nässe abzuwehren. — Alles hat das Ansehen, als sollte die erste Stadt des Reichs auch die schönste desselben werden. Täglich verliert Paris mehr von der Gestalt, die es vor der Revolution besaß, oder während derselben angenommen hatte. Die Benennungen der Straßen, Plätze, öffentlichen Gebäude, die sonst auf Meinungen oder Uebungen der Revolution anspielten, verschwinden täglich mehr. Man ist schon ganz wieder darauf zurückgekommen, rue de Richelieu, place royale, place Louis XV, palais royal zu sagen, statt rue de la loi, place de Vosges, place de la concorde, palais du Tribunat u. s. w. Eben so sind die Namen der Sektionen, so wie überhaupt diese Unterscheidungsart der Stadtgegenden, ganz ausser Gebrauch.

Unter den Bauverbesserungen, deren Vortheil schon jetzt lebhaft empfunden wird, steht die der Brücke St. Michel gewiß mit oben an. Sie war vormals von alten Gemäuern ganz verschüttet, wegen Schmutz und Koth fast unzugänglich; jetzt ist sie eine der schönsten Brücken von Paris. — Die Reparationen des französischen Pantheons (Kirche St. Genevieve) gehen zu Ende; man hat das Innere des Tempels nun schon von einem großen Theil der Gestelle und Gerüste geräumt, von denen sie vollgepfropft war; man sieht doch schon ungefähr, was dies edle Werk der Baukunst einmal sein wird, wenn es ganz gereinigt ist. Vermittelst der angewandten Maasregeln scheint man jetzt wegen eines Senkens oder Einstürzens der Kuppel nichts mehr zu befürchten. Die Seitenpfeiler, welche das Kuppelgewölbe trugen, sind nun durch mächtiges Mauerwerk gestärkt und unterstützt; aber dagegen ist die bewundernswürdige Leichtigkeit des Werks, durch die es sonst entzückte, verschwunden, und der Blick überall gehemmt, der ehmals frei durch das Ganze der Wölbung schweifte. Wenn einmal das Innere des Tempels beendigt ist, wird man sich glaublich mit Vollendung der Kuppel beschäftigen, die ursprünglich bestimmt war, einen laternenförmigen Glockenthurm zu tragen, aber niemals zu Ende gebracht worden ist.

Am herrlichen Triumphbogen, der das Thor von St. Denys bildet, wird langsam fortgebauet; er ist schon ganz übertüncht und aufgeputzt. Es fehlen nur noch die Inschriften, die dem Wanderer sagen, bei welchem Anlaß er errichtet ward, und zu welchem Zweck ihn die Regierung ausbessern ließ. Dies Denkmal, eins der reinsten und schönsten aus dem Zeitalter

Ludwigs des Vierzehnten, ward in den ersten Jahren der Revolution abscheulich mißhandelt; da wurden die Basreliefs verstümmelt, die Inschriften verhudelt oder ausgehauen, so daß man ungefähr wohl noch sah, es sei von Siegen die Rede, aber unmöglich dechiffrirte, in welchem Jahrhundert, von welchem Volk, über welche Feinde die Siege davon getragen waren. Das nämliche gilt von dem Thore St. Martin, ein anderes Denkmal gleicher Art, in Form eines Siegesbogens zu Ehren Ludwigs des Vierzehnten errichtet, und eben so in der Revolution entstellt.

Der Tempel, den man vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren auf dem Magdalenenplatz zu bauen anfing, und den man nachmals zu einem ehrenden Monument für die französischen Armeen benutzen zu wollen schien, wird seit einigen Monaten ganz demolirt, man weiß nicht, warum? Man glaubt, dies Gebäude solle von Grund aus neu auf dem gleichen Platze aufgeführt werden; Andere vermuthen, es werde dieses ausser den Barrieren von Paris, etwa in der Gegend von Montmartre, geschehen. Das Gewisseste ist, daß es schon bis auf einzelne Säulen und Mauerfächer ganz abgerissen worden. Steht mans in der Ferne, man bildet sich ein, antike Ruinen zu erblicken, die ein ungemein majestätisches Ansehen haben.

Was aber jedem mißfällt, und besonders den nach Paris kommenden Fremden sehr anstößig sein, und den Blick einer alles erneuernden Regierung endlich auch fesseln muß, sind die noch immer vielfach vorhandenen öffentlichen Denkmäler aller Art, welche während der Revolution geschändet, oder zu ganz entgegengesetzten Zwecken verwendet wurden. — Ausserdem hat Paris immer verhältnißmäßig gegen andere große Städte mehr angefangene Gebäude gehabt, die noch vor ihrer Vollendung liegen gelassen wurden. Warum? wer weiß es? — Sei es Nachläßigkeit, oder Mangel der Beharrlichkeit von Seiten der alten Regierung, oder Mangel des Einverständnisses zwischen den dabei angestellten Künstlern — genug, es sind viele dergleichen seit fünfzig und sechszig Jahren begonnene und bald fertig liegen gebliebene Gebäude da. Z. B. die um das Jahr 1550 gebaute Kirche St. Eustache hat bis zur jetzigen Stunde erst die Hälfte der Façade bekommen; man kann eigentlich kaum sagen, sie habe dergleichen. Der Peristyle war gemacht, um wenigstens fünf Säulen auf dem Erdgeschoß zu haben, und hat deren wirklich erst zwei, auf jedem Winkel der Façade eine; und dazwischen ist, wer sollte es glauben, ein häßliches Wachthaus angeflickt, und gerade auf dem Haupteingang der Kirche, oder wo er doch eigentlich sein sollte. Diese Unanständigkeit ward im Anfange der Revolution begonnen, und wird noch immer tolerirt. — Bei einer andern Kirche, zwar nicht so groß, wie die von St. Eustache, aber doch durch ihre Anlage schon zu einer großen Schönheit bestimmt, ich meine die Bernhardinerkirche, hat man die Façade noch nie angefangen gehabt. In der Revolution baute jemand queer vor dieselbe ein großes vier Stock hohes Haus hin, welches den Anblick der Kirche ganz versteckt. Niemand sieht sie, niemand sucht sie hinter dem Hause. — —

Es gehört ein thätiges Menschenalter dazu, um Paris nur von all den architektonischen Mißgeburten und Flecken zu säubern, welche die Revolution hervorbrachte.

Z.

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

— * Paris, 1 März. In allen Zirkeln unterhält man sich jetzt von der bevorstehenden Vermählung des Kaisers, von glänzenden Festen, neuen Opern, Preisen, Wettspielen u. s. w. Unsere Alten erinnern sich dabei aller Herrlichkeiten, welche bei der Vermählung Marien Antoinettens mit Ludwig dem Sechszehnten getrieben, und wie manche der Zuschauer dabei im frohen Gedränge erdrückt wurden; unsere Politiker berechnen, daß alle Siege Napoleons dem Welttheil keinen solidern Landfrieden verschafft haben würden, als diese Wahl einer Gemahlin aus dem Hause Oesterreich; unsere *gobemouches* waren bei der ersten Nachricht davon ausser sich, und riefen: „Was wird auch noch aus der Welt werden?“

Jetzt aber lassen sie Staatenglück und Universum liegen, und strömen zur Opera comique, wo einen Tag und alle Tage die neue Zauber-Oper Cendrillon erscheint. Das Mährchen von Aschenbrödel und ihren stolzen Schwestern ist ja auch in Deutschland bekannt. Aschenbrödelchen erhebt sich, durch ihre Tugend von guten Feen begünstigt, zur schönsten Prinzessin auf Erden. Ein Hr. Etienne machte aus dem Mährchen eine *opera-féerie*, und Nicolo setzte es mit vielem Glück in Musik. Bald werden wir die kleinen niedlichen Arien auf allen Gassen wieder hören; aber da, wo Nicolo höhern Schwung anzunehmen versuchte, scheinen ihm oft die Federn nicht genug in den Schwingen gewachsen gewesen zu sein. Genug Aschenbrödelchen ist jetzt die Tagesgottheit von Paris; Nicolo erst, dann Aschenbrödelchen mit seinen Schwestern wurden nach der ersten Aufführung vom Publikum vorgerufen, und nun geht Aschenbrödel über alles.

Nebenbei unterhält man sich mit schlechten Romanen, so gut man kann; sogar mit Uebersetzungen alter Räuberromane nimmt man vorlieb. Erst ganz neulich haben wir eine *Histoire de Schinderhannes et autres brigands dits garotteurs* u. s. w. aus dem Deutschen übersetzt erhalten. Man liest das Zeug mit Erstaunen, wie Geschichten aus dem Monde. Die Schinderhannesgeschichten sind vermuthlich in Deutschland schon seit Jahr und Tag vergessen. Sie sehen daraus, daß auch vieles jenseits des Rheins veraltet sein kann, wenn es erst diesseits in Ruf kommt. Sogar die Modejournale erzählen ihren Leserinnen Räuber- und Diebsgeschichten.

---




# Miszellen
## für die
# Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 20. — den 10 März 1810.


## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

### 4.

Schlacht bei Tudela. Der rechte Flügel der spanischen Heeresmacht wird vernichtet.

Napoleons Hauptlager war an den Ufern des Duero in Aranda, einem ummauerten Flecken, in fruchtbarer Ebene. Seine Feldwachten streiften gegen Segovia, bis zu Neukastiliens Grenzen, und auf der Straße nach Madrid, die Hauptstadt beobachtend, daß sie ohne Verbindung mit Palafox und Castannos bleibe. Denn die Niederlage dieser Feldherrn sollte denen ihrer Amtsgenossen nachfolgen, ehe das kaiserliche Heer Madrid selbst angriff.

Darum übertrug Napoleon, bald nach der Schlacht von Espinosa, dem Herzog von Dalmatien die Unterwerfung der eroberten Länder; die übrigen der Heerschaaren aber ließ er umwenden zum Ebro. Dem Herzog von Montebello übergab er den Oberbefehl der Kriegsmacht wider Castannos.

Castannos mit seinen Andalusiern lagerte in den Feldern von Tudela; zu ihm hatte sich Palafox, nach seinem verwegenen und fruchtlosen Zuge gegen Pamplona, mit den aragonischen Kriegsvölkern gesellt. Vorwärts der Stadt, in den fruchtbaren Ebenen, längs den Weinbergen, standen, das Antlitz gegen Kastilien gewandt, die Aragonier. Sie bildeten des Heeres rechten Flügel; drei andalusische Heerschaaren den linken, in einer gefährlichen Dehnung von anderthalb Stunden. Die Kriegshaufen von Valencia und Neukastilien behaupteten die Mitte. Der Sieger von Morena befehligte Alle, ihrer 45,000 an der Zahl. Vierzig Stück schweren Geschützes deckten die weite Schlachtreihe.

Am 23 des Wintermonats, im Sturm und Regengestöber, traf der französische Vortrab auf die Stellung der Spanier. Der neue Roland, so hieß das Kriegsvolk den Herzog von Montebello, sah sie, und befahl sogleich Angriff. Schon donnerte der Spanier Geschütz von allen Hügeln herab; noch war das französische Heer beschäftigt, sechzig große Feuerschlünde dagegen aufzupflanzen, als das Ungestüm des Soldaten das Schicksal des Tages schon entschieden hatte. Denn Montebello hatte kaum den Wink gegeben, da brach die Heerschaar des Befehlshabers Moriz Matthieu durch die Mitte der feindlichen Schlachtordnung; in die ungeheure Lücke stürzte sich mit geschwungenem Säbel die Reiterei des Feldherrn Lefebvre nach, und umzingelte, links geschwenkt, den ganzen Flügel, wo die Aragonier fochten. In stürmischer Eil floh Palafox mit den Seinigen über den Ebro; viele derselben kamen im Gedränge durchs Schwerd, viele in den Wogen des Stromes um. Was den Siegern entkam, flüchtete zu den sichern Wällen Saragossa's.

Fast noch geringern Widerstand hatten in dieser Schlacht die Andalusier geleistet. Das Städtlein Cascante, von ihnen vertheidigt, sollte sie decken. Hier vereinten sie ihre Kraft. Aber als die Heerschaar des Feldherrn Lagrange gegen sie vordrang, und mit aufgepflanztem Baionet, des großen und kleinen Gewehrfeuers spottend, in ihre Glieder brach, verbreitete der Franzosen furchtbar-ruhiger Angriff über Alle unüberwindliches Schrecken. Dazu kam die Erscheinung der Flüchtlinge des rechten Flügels und der Heermitte. Nun war Flucht oder Tod das Loos eines jeden. Mit Aufopferung des Gepäcks, Geschützes und zahlloser

Gefangenen retteten sich die Andalusier und ihre Feldherrn über Taraçona und Agreda in die Thäler von Neukastilien, gen Guadalaxara, froh des Ausweges, auf dem sie gänzlichem Untergange entrannen. Castannos aber, der Oberfeldherr, wurde der Verrätherei von seinem Volke beschuldiget, verhaftet, um gerichtet zu werden, und mit seiner Kriegerwürde der Feldherr Pena bekleidet.

So hatte Napoleon im Zeitraum kaum eines Monats den Ebro befreit, die Kriegsmacht des spanischen Aufstandes zerstreut oder getödtet, den vierten Theil des gesammten Königreichs bezwungen, ohne daß er noch alle zu diesem Feldzuge erwarteten Kriegsvölker beisammen, oder die schon anwesenden in Schlachtfelder zu führen nöthig gehabt hätte.

---

### 5.

Stimmung der Hauptstadt. Treffen auf Samosierra.

Als die trostlosen Botschaften von den Niederlagen der spanischen Heere am Ebro, bei Burgos, Espinosa und Tudela, zur Hauptstadt kamen, war allgemeiner Jammer. Viele beweinten die Schmach und Plünderung, viele den Tod der Ihrigen. Einige sannen auf Rettung, andere auf verzweifelungsvollen Widerstand. Man pries das Grab der für Spaniens Ehre und Glauben Gefallenen, und verklagte die Lebendigen. Castannos und Blake, Romana, Pena und Palafox, wurden wechselsweise des Hochverraths beschuldigt, von Andern als künftige Retter des Vaterlandes angefleht.

Die höchste Junta, vor dem anrückenden Feinde, wie vor dem Schmerze des Volkes zitternd, floh nach Toledo; ein Kriegsrath, an dessen Spitze der Feldherr Castellar, übernahm den Befehl der Stadt; unter ihm bereitete ein anderer, der Landeshauptmann Andalusiens, Morla, ihre Vertheidigung. Er war es gewesen, der in der Bai von Cadiz die Uebergabe des französischen Geschwaders erzwungen. Zu den Bewohnern Madrids standen zahlreiche Haufen herbeigerufener Bauern, für die alte Wohnstatt spanischer Könige bis zum letzten Blutstropfen zu fechten. Muthiges Geschrei, und Wehklage und Getöse der Rüstungen auf Straßen und Plätzen. Hier schweres Geschütz, von jauchzendem Gesindel zu den Thoren geschleppt; dort ernste Feierzüge andächtiger Christen, von Priestern geführt. Dumpfes Geheul der Glocken ergoß sich von zweihundert Thürmen, Tag und Nacht, die Frommen weit umher zum Gebet, oder die fernen Dörfer um Beistand zu mahnen. Thore und Straßen wurden verrammelt. Sechszigtausend Mann trugen Waffen, darunter sechstausend geordneter Krieger; hundert Feuerschlünde drohten, nach allen Richtungen aufgepflanzt. Drei- bis viertausend Mönche füllten in den weitläufigen Gemächern des Königsschlosses Buen Retiro Pulverladungen für großes und kleines Geschütz, Zelle und Altar vergessend. Offen standen Tag und Nacht alle Wohnungen, alle Paläste, die Tische mit Speise und Trank beschwert, Bewaffneten zur Erquickung. Gewalt und Furcht forderten und gaben; das Gesetz lag ohne Macht, Eigenthum ohne Sicherheit, jede Ordnung verkehrt. Knechte befahlen; Herrn leisteten Gehorsam. Verbrechen ward es, Schmerz oder Furcht, oder Ueberdruß zu zeigen. In ihren Prachtzimmern wurden viele der Edelsten ermordet, in ihren Gefängnissen die Kriegsgefangenen; selbst Diener des russischen Botschafters, weil Frankreich ihr Vaterland hieß, aus dem Heiligthum des Völkerrechts gerissen, und ihrer Leichname blutige Stücke durch die Gassen schaugetragen, einer wahnsinnigen Menge Augenweide.

So war die Hauptstadt acht Tage lang vor Napoleons und seines Heeres Ankunft unter ihren Mauern.

Schon in des Wintermonats letzten Tagen war der Kaiser über den Duero gegangen, und durch die reiche Stadt Segovia, von den Trümmern ehrwürdiger Alterthümer und der seidigen Wolle ihrer Heerden berühmt. Gegenwehr fand er nirgends, bis sich das hohe Thal zwischen den Felsen verengte, wo der Weg über einen Bergrücken, Samosierra genannt, aus dem alten ins neue Kastilien hinabsinkt. Heir standen auf allen Höhen, zwischen allen Klippen, der Spanier dreizehntausend Mann, den Uebergang zu wehren. Einen Hohlweg, zu oberst im Gebirge, schirmte das sich durchkreuzende Feuer von sechszehn Feldstücken. Er ist die Pforte von Neukastilien.

Ruhig zogen die Franzosen des Wegs hinauf — dann sah man sie links und rechts kletternd an den Felsen schweben. In den Tiefen donnerten nun Feuerschlünde, von den Höhen die kleinen Gewehre. Jach stürzten, in der Mitte des Gefechts, mit verhängtem Zügel, Geschwader polnischer leichter Reiterei durch das Kreuzfeuer des groben Geschützes vor dem Puerto oder Hohlweg hinauf. Angekommen, wurden die Stückbettungen übersprungen, die Wachten niedergehauen, die Feuerschlünde genommen. Noch im Tode sah man die über den Kanonen getödteten Polen ihre Beute fest umklammern. Da war der Hohlweg durchbrochen; den Spaniern der Rückweg geraubt. Diese warfen voll Entsetzens Waffen und Fahnen weg; alle Hauptleute und Obersten der Heerschaar ergaben sich den Ueberwindern; der kleinste Theil der Soldaten entrann der Gefangenschaft über unwegsame, schroffe Felshöhen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Mannigfaltigkeiten aus Rom.

Rom, 22 Febr. 1810.

Seit wenigen Tagen haben die sämmtlichen neapolitanischen Truppen Rom verlassen. Man weiß, daß zwischen den Römern und Neapolitanern eine alte Antipathie herrscht. Während des Aufenthalts gedachter Truppen zeigten sich davon manche Proben, aber auch, daß den Neapolitanern im Ganzen eine Robeit eigen ist, die von der bei der vorigen Regierung so sehr, ja fast absichtlich vernachlässigten Kultur jenes Volkes herrührt. Man sah bisweilen Auftritte, die mit dem neuen Disziplin heischenden Rock so sehr kontrastirten, daß man unwillkührlich an das Lupus pilum mutat non animum erinnert wurde, welches hier übrigens nur den Sinn hat: „was für einmal noch zur Naturart eines Volkes oder Menschen gehört, das bricht immer wieder zu Tage."

Ein solches auffallendes Beispiel war es, als eines Tages ein starkes Korps gedachter Truppen in Rom einrückte, die Soldaten plötzlich in die Krämer- und besonders Eßwaarenbuden (pizzigaroli) eindringen und sich alles dessen bemächtigen zu sehen, wessen sie habhaft werden konnten. Vergebens thaten die Offiziere ihr möglichstes, sie zur Ordnung zu bringen. Es entstand ein Lärm in der Gasse, der bald allgemein wurde. Die Thüren der Laden flogen zu. Krämer, Pizzigarole, Bäcker und besonders Obstverkäuferinnen, die am schlechtesten davon gekommen waren,

erhuben ein fürchterliches Geschrei. „Wir haben Soldaten vermuthet, es sind aber Räuber, verwünschte Neapolitaner!“ und hier schüttete sich die Nationalgalle in kräftigen Ausdrücken aus. Diese Unordnung fand jedoch nur ein- oder ein paarmal statt, und mochte wohl bisweilen durch den legalsten Heißhunger geboten sein, den die an Beschwerden noch nicht gewöhnten Truppen vom ersten langen Marsch mitgebracht hatten.

Indessen fielen von Zeit zu Zeit einzelne Unordnungen vor, besonders wenn sich Betrunkene auf der Gasse befanden, und es liefen beim Kommandanten viele Beschwerden ein, so daß es endlich hieß, der Generalgouverneur von Rom habe beim Kaiser Entfernung dieser Truppen verlangt. Zur Rechtfertigung der eingen vorausgeschickten Bemerkung dient besonders dies als Beleg, daß bei häufigen Händeln, die sich in der Folge zwischen der römischen Civica und den Neapolitanern entwickelten, die letztern nicht selten nach den Messern griffen, wie es besonders ehmals, zumal in Kalabrien, gewöhnliche Sitte war. Es ereignete sich selbst der Fall, daß ein Paar gedachter Fremdlinge, nachdem sie Händel gehabt, und ihren Zorn nicht hatten befriedigen können (sfogarsi), auf Leute, die ihnen nichts gethan hatten, in einer ganz andern Gasse Pistolen abfeuerten. An mehrern Orten gab es blutige Szenen. Besonders auffallend war ein Ereigniß, als ein Offizier der römischen Bürgerwache von zwei neapolitanischen Soldaten auf eine solche Weise angefallen wurde, daß ihm kein anderes Mittel übrig blieb, als gegen beide den Degen zu gebrauchen. Einer starb auf der Stelle; der andere war gefährlich verwundet. Der Offizier stellte sich selbst auf die Wache, und verlangte Untersuchung des Falls vor dem Kriegsgericht. Er kam indessen auf die Engelsburg; doch zweifelte man nicht an seiner Loslassung. Man bemerkte bei allen Vorfällen der Art, daß das französische Militär eine natürliche Neigung zu den Römern hatte, die sich in aller Rücksicht als Militär auszeichneten. Den neapolitanischen Offizieren gebührt übrigens so viel Ruhm, als die gemeinen Soldaten, besonders einzelner Korps, Tadel gefunden haben. In einigen Jahren werden indessen auch die letztern den Geist ihrer übrigen Waffenbrüder sich aneignen. Jedermann spricht in Italien jetzt den Namen des französischen Soldaten (man bezeichnet die wirklich gebornen Franzosen mit dem Ausdruck: il vero Francese) mit Achtung aus, seit man das verschiedene Betragen, Benehmen und Erscheinen vieler andern Truppen gesehen hat.

Nichts macht den Römern größere Besorgniß, als die Furcht, daß endlich auch auf sie die Konskription sich ausdehnen werde, und dieser Gesichtspunkt nimmt einen großen Theil des Vergnügens hinweg, den die Römer an dem Anblick ihrer Civica haben würden. Es ist gewiß, daß die Anhänglichkeit an das, was ehmals dem Volk als Puppe diente, immer mehr das Anlockende verliert, sobald es in seiner Ohnmacht erscheint, aber mit der Puppe hat es auch seinen Kindheitszustand verloren. Darum drückt Furcht die Gemüther, ungeachtet der glänzendsten Versprechungen, die neuerdings dem Volke die Theilnahme seiner neuen mächtigen Regierung zusichern. Man bemerkt, daß am Sonntage des neunzehnten Februars bloß in einer Kirche, nahe dem Volksthore, sechsundzwanzig Heirathen priesterliche Einsegnung erhielten; ein in diesen Zeiten unerhörter Fall, wenn ihn nicht die Furcht vor der Konskription erklärte. In jedem Fall ist diese Folge wichtig, da seit wenigen Jahren die Volkszahl in Rom wenigstens an sechszigtausend Menschen abgenommen hat.

Rom, als Mittelpunkt des Sitzes der Kirche betrachtet, befindet sich gegenwärtig in dem allersonderbarsten Zustand. Die kirchlichen Archive sind eingepackt, wenn nicht schon zum Theil versandt. Alle Kardinäle sind zu andern Bestimmungen abgegangen. Keine ausgezeichnete Person steht an der Spitze der Geistlichkeit. Niemand weiß, wo sich dermalen die höchste Instanz befindet.

Indessen geht alles seinen vorigen Gang; Kirchen- und Klosterglocken läuten, und es bieten sich täglich noch sogar Novizen dar. Fänden die Diener der Kirche und Klöster zu essen, wie bisher, und bliebe jeder in seinem alten gewohnten Gleise, wenige würden über die neue Zeit die Stimme erheben. Daß in diesem Zustand, wie überall, wo Mangel an Welt- und Zeitkenntniß die Einsichten und das hergebrachte Empfinden der Menschen begleitet, jeder auf seine Weise über die vorgehenden und bevorstehenden Dinge fabelt, ist leicht zu erachten. So behaupten z. B. viele, es sei wirklich ein unsichtbares Oberhaupt der Kirche in Rom befindlich, und wie sehr man ihm zu entdecken nachspähe, so sei doch alles Bemühen umsonst. Andere sehen zu Gunsten ihrer Wünsche den Orient in Bewegung, und Rußland bekommt immer auch eine Rolle. Einige nehmen wohl noch selbst zur Apokalypse und zum Propheten Daniel (Kap. 8) ihre Zuflucht; Andern erscheint die Aussichtlosigkeit selbst als neuer Hoffnungsgrund. Indessen geht das allgewaltige Schicksal seinen Gang fort, lächelnd wenn der Sterbliche zu sehr fürchtet, zu viel hofft.

K ß.

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Unter den politischen Schriften des Tages, die Tagesgeschichte betreffend, werden vermuthlich die „vertrauten Briefe über Österreich in Bezug auf die neuesten Kriegesereignisse im Jahr 1809“ die meisten Leser herbeilocken, weil sie an von Cölns vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preussischen Hofe mahnen. Sie sind aber mit der Flüchtigkeit geschrieben, die man von einem Manne erwarten kann, der, ohne Sachkenntniß, vielleicht von einem kalkulirenden Buchhändler, auf das [illegible] geschickt wurde, um zu sehen, zu hören, was die Leute sagen, und — vertraute Briefe zu schreiben. Dem großen Haufen mögen diese vertrauten Briefe mit ihren unbedeutenden Anekdoten wohlthun; Zuverlässigkeit schimmert nirgends durch, und der Geschichte entsteht kein Zuwachs.

Beiweitem sind die „*Observations sur les causes immédiates du changement de Dynastie et de l'insurrection de l'Espagne adressées à Don Pedro Cevallos*“ interessanter; zwar durchaus nur polemisch gegen Cevallos bekannte Schrift, aber doch hin und wieder eine neue Thatsache ans Licht ziehend.

Auch „Woltmanns Geist der neuen preussischen Staatsorganisation“ verdient der Geschäftsmänner Aufmerksamkeit, weil es immer belehrend ist, wie ein denkender Kopf über die neuen Reformen urtheilt, wenn man ihm gleich nicht in Allem beistimmen kann. Herr Woltmann zeigt uns übrigens mehr seinen Geist, als den Geist der neuen preussischen Staatsorganisation. * * *

---

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Februar 1810.

| Monatstage. | Barometer. | | Thermometer. | | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmels-Beschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Bei Sonnen-Aufgang. | Bei Sonnen-Unterg. | Bei Sonnen-Aufgang. | Nachm. 2 Uhr. | Bei Sonnen-Unterg. | Nachts. | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. |
| | '' ''' 10 | '' ''' 10 | | | | | | | | | | | | |
| 1 | 27. 5 0 | 27. 3 9 | — 7 | + 1 | — 2 | — | — | — | Reif | N. W. | N. W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 2 | 27. 2 2 | 27. 1 8 | — 8 | 0 | — 5 | — | — | — | Reif | N. W. | N. W. | Vorm. | bewölkt | heiter |
| 3 | 26. 9 3 | 26. 9 2 | — 9 | + 1 | — 4 | — | — | — | Reif | N. W. | N. W. | Vorm. | bewölkt | heiter |
| 4 | 27. 0 4 | 27. 0 9 | —10 | — 2 | — 5 | — | — | — | Reif | N. W. | N. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 5 | 27. 1 7 | 27. 1 7 | —10 | + 1 | — 2 | — | — | — | Reif | N. W. | N. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 6 | 27. 1 5 | 27. 1 1 | — 1 | + 2 | — 1 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 7 | 27. 0 7 | 27. 0 7 | — 3 | + 1 | — 2 | — | — | — | — | O. | N. O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 8 | 27. 1 5 | 27. 1 8 | — 2 | + 2 | — 1 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 9 | 27. 1 5 | 27. 1 3 | — 3 | — 1 | — 3 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | heiter |
| 10 | 27. 1 0 | 27. 0 8 | — 3 | + 2 | 0 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | heiter |
| 11 | 27. 0 5 | 27. 0 0 | — 2 | + 5 | + 1 | — | — | — | — | N. W. | N. W. | — | heiter | heiter |
| 12 | 26. 8 2 | 26. 6 7 | — 2 | + 2 | + 1 | — | Schnee | Schnee | Reif | N. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 13 | 26. 6 4 | 26. 5 9 | + 3 | + 6 | + 5 | Regen | — | Regen | — | S. W.* | S. W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 14 | 26. 6 2 | 26. 6 3 | + 2 | + 6 | + 1 | Rg. S. | Rg. S. | Rg. S. | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 15 | 26. 6 5 | 26. 7 3 | + 3 | + 5 | + 1 | Schnee | Schnee | Schnee | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 16 | 26. 7 3 | 26. 8 8 | — 2 | + 2 | — 1 | Schnee | Schnee | Schnee | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 17 | 26. 9 5 | 26. 9 5 | — 4 | + 3 | — 3 | Schnee | — | Schnee | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 18 | 27. 0 3 | 27. 1 8 | — 8 | + 2 | — 4 | — | — | — | Reif | O. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 19 | 26. 9 2 | 26. 8 6 | — 5 | — 1 | — 4 | — | Schnee | Schnee | — | S. W.* | N. W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 20 | 26. 8 9 | 27. 1 8 | — 9 | — 3 | — 8 | — | — | Schnee | — | N. | N. W. | — | heiter | bewölkt |
| 21 | 27. 2 3 | 27. 3 4 | —10 | — 2 | — 9 | Schnee | Schnee | — | — | N. W. | O. | — | bewölkt | heiter |
| 22 | 27. 4 1 | 27. 3 8 | —18 | — 5 | — 8 | — | — | — | Reif | S. O. | S. O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 23 | 27. 1 8 | 26. 9 2 | —15 | 0 | — 4 | — | — | — | Reif | N. O. | N. W. | — | heiter | heiter |
| 24 | 26. 8 0 | 26. 8 7 | + 2 | + 5 | + 3 | — | Regen | — | — | W.* | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 25 | 26. 9 0 | 26. 8 9 | + 4 | + 6 | + 4 | — | — | Regen | — | S. W.* | S. W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 26 | 26. 9 8 | 27. 1 6 | + 2 | + 5 | + 3 | Regen | Regen | — | — | W.* | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 27 | 27. 1 6 | 27. 1 0 | 0 | + 6 | + 5 | — | — | — | Reif | N. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 28 | 27. 6 2 | 27. 1 8 | + 5 | + 8 | + 8 | Regen. | — | — | — | N. W. | W. | — | heiter | bewölkt |

### Anmerkungen.

Seit mehrern Jahren empfanden wir keine so strenge Kälte, als im Laufe dieses Monats. — In den benachbarten Gegenden wurden zu verschiedenen Malen feurige Meteore bemerkt. Am auffallendsten war die Erscheinung, daß man, doch gewöhnlich in der Nähe von Dorfschaften, in mehreren Gegenden des Aargaus am 15 und 16 Hornung auf dem über Nacht gefallenen Schnee viele kleine, weißgelbliche Maden mit dunkelbraunen Köpfen fand, etwas über eine Linie, auch zwei Linien lang. Eben so hin und wieder Mücken und Spinnen. Der gemeine Mann glaubte, es schneie Würmer. Vermuthlich hatte der kurz vorhergehende warme und heftige Südwestwind, der am 13 ganz Sturm ward, diese Insekten belebt, und über die Schneefelder ausgestreuet.

---

Der menschliche Organismus, der seine Existenz so sehr der äussern Atmosphäre verdankt, mußte von den exzentrisch wechselnden Wärme- und Feuchtegraden derselben während diesem Monat nothwendig stark ergriffen werden, und am stärksten mußten diejenigen Organe desselben in dieses Ergriffensein gezogen werden, die am nächsten in Berührung standen mit der beleidigenden allgemeinen Potenz.

Was der Monat Jänner begann, setzte dieser mit rascher Thätigkeit in seinem Anfange fort, und hielt das ärztliche Personale der Schweiz mit Hervorbringung von Leiden, vorzüglich der Respirations- oder Hautorgane, in angestrengter Thätigkeit. Alle diese Gebrechlichkeiten, die als Entzündungen der Schneiderischen Haut, der Mundhöhle, des Rachens, des Gaumens, der Lungen u. s. w. sich darstellten, hatten, auch auf dem nämlichen Erdpunkt erscheinend, jedoch selten den gleichen Karakter: denn bald zeigten sie sich als das Ergriffensein der Irritabilität in der Reproduktion, besonders der Verdauungsorgane; bald in der der Sensibilität in dieser, und nicht selten der ersten in der letzten Dimension unsers Körpers; daher genaue Beobachtung der zu behandelnden Krankheiten zu einer glücklichen Behandlung jetzt strenger gefodert wurde, als seit längerer Zeit.

Die Masern und Rötheln erhoben sich in der östlichen Schweiz immer mehr zur verheerenden Seuche, und erweiterten ihren Kampfplatz auf die nördlichen und westlichen Theile derselben; im Kanton Luzern wurden jetzt die wahren und im Aargau die falschen Pocken wahrgenommen.

Neben den phthisischen Kandidaten waren indessen die rheumatischen und arthritischen Individualitäten die geplagtesten; denn ihre Leiden wucherten sehr stark. Apoplexien führten viele sanft an den Styx, wo Wöchnerinnen schon waren, und Kinder durch Konvulsionen hingebracht wurden.

Endlich wurde auch der Typhus in derjenigen Form beobachtet, in welcher er vor einem Jahre in den angrenzenden großherzoglich-badischen Ländern so verheerend erschien, ohne daß er übrigens noch Opfer erhielt, aber eine Rekonvaleszenz mit sich führte, die für die Geduld, sowohl der Kranken als des Arztes, sehr prüfend war.

S.



Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 22. — den 17 März 1810.

## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

### 6.

Napoleon zieht in Madrid ein.

Mit dem Vortrab des Heers erschien darauf der Kaiser am zweiten des Christmonats auf den Anhöhen vor Madrid. Er blickte mitleidig zu der unübersehbaren Stadt am Manzanares hinab, deren wilde Bewegung und Noth das Geheul der Glocken von allen Kirchen und Klöstern meilenfern verrieth.

Ein Feldgehilfe des Herzogs von Istrien ritt hinab, den Bürgern des Kaisers Ankunft zu sagen, und Ergebung zu begehren. Aber die Wuth des Volkes, welches herbeiströmte, den Boten zu sehen, war so groß, daß es ihn ergriff, mißhandelte, und ihn in dem gleichen Augenblick zu ermorden bereit war, als eine Wacht der spanischen Besatzung heraneilte und ihn rettete.

Da befahl Napoleon einigen seiner Schaaren, sich der Vorstädte zu bemächtigen. Die Helle der Mondnacht begünstigte den Angriff; und folgenden Morgens schlug das Feuer von dreißig vereinten Feldstücken gegen die Mauern von Buen Retiro. Dies ist der Königspalast, welcher an der Morgenseite der Hauptstadt auf einer Höhe emporragt. Er bildet mit zahlreichen Nebengebäuden ein genaues Viereck, weitläufigen Umfangs. Durch die Oeffnung der einstürzenden Gemäuer drangen nun die französischen Krieger. Viertausend Spanier darin boten vergeblichen Widerstand. Von den Höhen Buen Retiro's beherrschte das schwere Geschütz ganz Madrid.

Verzweifelung und Schrecken der Bürger erreichten den Gipfel. Viele retteten sich mit heimlicher Flucht aufs Land; Andere hofften auf Rettung durch ein brittisches Heer, dessen Vortrab schon zu Escurial, zehn Stunden von Madrid, gesehen worden; Andere flehten, daß man die herrliche Stadt und ihre hundert fünfzig tausend Bewohner nicht halsstarrig schrecklichen Verhängnissen preisgebe; Andere forderten rasenden Untergang, Treffen von Gasse zu Gasse, Belagerung von Palast zu Palast. Man hatte die Straßen durchschnitten, Schießscharten in die Häuser gebrochen, Brustwehren von Wollen- und Baumwollenballen aufgerichtet, und die Fenster mit Matrazen verdeckt.

Napoleon, die Verödung der Stadt scheuend, in welcher einst sein Bruder thronen würde, wollte sie mehr durch den Glanz, als durch die Macht seiner Waffen besiegen. Daher ließ er nur einige Rotten derjenigen Soldaten, welche Voltigeurs oder Springer heißen, fechtend gegen die nächsten Gassen rücken, ohne sie durch andere zu unterstützen. Während dem wurde anhaltend wegen der Uebergabe unterhandelt. Noch am Abend erschien der Befehlshaber der Stadt, Morla, vor dem Zelte des Kaisers, um Frist eines Tages zu bitten, damit das Volk beruhigt werden könne.

„Ihr schützt vergebens", rief Napoleon ernst, „des Volkes Namen vor. Mit Lügen habt ihr es aufgewiegelt, darum könnt ihr es nicht wieder zähmen. Versammelt stracks eure Pfarrer, die Vorsteher der Klöster, die Richter der Gemeine, die vornehmsten Eigenthümer, und die Stadt unterwerfe sich bis Morgen früh um sechs Uhr. Morgen erwarte ich euch, wenn ihr mir vom Volke nichts als dessen Ergebung zu melden habet. Wo nicht: so werdet ihr und eure Soldaten insgesammt über die Klinge springen!"

Morla kehrte zurück. So verging der Tag.

Mit der Finsterniß der Nacht mehrten sich Furcht und Sorge der Einwohner. Selbst die Wüthendsten hatte lange Anstrengung und Wachen ermattet. Nun verzweifelte jeder am glücklichen Ausgang. Ein Theil der Besatzung zog des Nachts aus den Thoren gen Toledo; an sie schlossen sich die hartnäckigsten Aufrührer und die Bauern, die zur Vertheidigung Madrids gekommen waren, und mancherlei herrenloses Gesindel, welches die Strenge der Sieger scheute.

Als die Stadt von diesen geräumt war, ging der spanische Befehlshaber, Feldherr Morla, in das kaiserliche Heerlager hinaus, und empfahl der Gnade des Siegers die Zurückgebliebenen.

In der gleichen Zeit, da die Franzosen in die Hauptstadt einzogen, waren die Herzoge von Istrien und Belluno mit Eilzügen den Trümmern des andalusischen Heers nachgerückt, welches von Tudela's Schlachtfeldern der Sierra Morena entgegenflüchtete, geführt durch den Feldherrn Pena. Der Nachtrab desselben, jenseits Guadalaxara von der französischen Reiterei erreicht, ward noch einmal geschlagen, und so die ganze Landschaft Neukastiliens, weit um Madrid her, von allen Empörern oder deren Verbündeten gereinigt.

---

## 7.

Des Kampfes Fortdauer in Katalonien. Die Festung Rosas daselbst ergibt sich. Gouvion St. Cyrs Zug nach Barcelona

Während die kaiserlichen Feldherrn das mitternächtige Spanien in einer Reihe von Siegen bezwungen, behauptete Duhesme mit geringer Macht seine Stellungen am Morgen-Ende der Pyrenäen, in Katalonien. Hier waren die Festen des volkreichen Barcelona am Mittelmeer die Stützen seines Hauptlagers; die Offenhaltung der Gebirgsstraße, über die Felsenburg Figueras hinweg, bis Perpignan das Ziel seiner Anstrengungen. Ein halbjähriger, täglich erneuter Kampf, des Sommers verzehrende Glut zwischen den kahlen katalonischen Felsen, das Entbehren vielfacher Bedürfnisse — nichts hatte ihn und sein kleines Heer ermüden können. Aber unter den unaufhörlichen Gefechten mit den Landesbewohnern, oder den spanischen Besatzungen von Girona und Rosas, war die Landschaft weit umher zur Einöde geworden; die Dörfer standen verlassen, oft bezeichneten nur schwarze Brandstellen ihr ehmaliges Dasein.

Je mehr im Kampf mit den Feinden oder durch Krankheiten die Zahl seiner Tapfern abnahm, je mächtiger schwollen die Schaaren der ihn umlagernden Katalonier. Im Kriegen erlernten sie den Krieg. Ein erfahrner Heerführer, Feldherr Vives, befehligte sie.

Wechselsweise belagerten sich Franzosen und Spanier in den Festungen, welche sie inne hatten. Nie ohne blutige Treffen konnte der Besatzung von Figueras Hilfe an Mannschaft oder Lebensmitteln aus Frankreich zugeführt werden; nie ohne Verlust griffen die Katalonier Frankreichs Krieger an. Im Brachmonat berennten die Spanier fruchtlos das starke Figueras; als diesem aus Frankreich Beistand kam, verschwanden die Banden des Aufstandes, und die Franzosen berennten nun ihrerseits im folgenden Monat durch Heerabtheilungen von Figueras und Barcelona das feste Rosas am Meer; dann im August Girona, immer mit gleich unglücklichem Erfolg. Bald zwang Uebermacht, bald der Vorräthe Mangel zum Rückzuge.

Zuletzt beschränkte sich der Oberbefehlshaber auf Behauptung der festen Plätze, und auf Streifzüge, Beute zu sammeln und Vorräthe anzuhäufen. So überfiel Duhesme am zweiten Tage des Herbstmonats das Lager der Empörten an den Ufern des Llobregat zwischen St. Boy und Montgat, und entriß ihnen alle gesammelte Lebens- und Kriegsbedürfnisse, welche er nach Barcelona entführte. Dann erwartete er, mit seinem Heer reichlich versorgt, mächtigern Beistand von jenseits der Pyrenäen; denn zu größern Unternehmungen ward sein Heer bald zu schwach.

Vives mit seinen Kataloniern umzingelte den Geschwächten; er gedachte Barcelona zu erobern, ehe der Stadt neue Hilfe kommen würde.

Auf Frankreichs benachbartem Boden, unter den Mauern von Perpignan, sammelte wirklich Feldherr Gouvion St. Cyr aus verschiedenen vom Rhein herbeieilenden Heerschaaren eine neue Macht gegen Katalonien. Mit dem Anfange des Weinmonats führte er sie über die Pyrenäen. Alsbald ließ er die Festung Rosas durch die französischen Feldherrn Reille und Pino in der ersten Woche des Wintermonats berennen.

Rosas, abendwärts vom pyrenäischen Vorgebirge Creus gelegen am Mittelmeere, mit starken Wällen und Festen, mit Hafen und geräumiger Bucht, für Kriegesschiffe gangbar, und von einer Bergkette gegen die rauhen Mitternachtwinde geschützt, trotzte kühn den Drohungen der Belagerer entgegen. Es mangelte der Stadt weder an Kriegs- noch Lebensmitteln, noch an muthiger Besatzung, deren Ausfälle gegen die Arbeiten des Feindes das Geschütz brittischer Schiffe längs den Küsten begünstigte. Allein diese Tapferkeit erlag unter der Kunst der Belagerer, welche mit Gegenwällen die Stadt umgaben, und mit Laufgraben den Mauern derselben nahten. Fünfzehn Tage nach Eröffnung der Laufgraben, am fünften des Christmonats mußte Rosas sich dem Belagerungsheer ergeben und seine Vertheidiger in Kriegsgefangenschaft führen lassen.

Vergebens hatte der spanische Heerführer Vives die Rettung von Rosas in mannigfaltigen Angriffen versucht. Die letzte Hoffnung verlierend, fiel er mit desto größerer Verzweifelung Duhesme's festes Lager vor Barcelona an. Aber die französischen Kriegesvölker auch nur aus diesem zu verdrängen und hinter die Stadtmauern zu treiben, gelang ihm nicht. Da versuchte er, was der Tapferkeit seines Volkes fehlschlug, durch den Zauber des Goldes. Eine Million Piaster, Landgüter und Ehrenstellen bot er einem der Unterfeldherrn Duhesme's, dem Führer der italienischen Heerschaar, Lecchi, für die Uebergabe der Festung Barcelona und des Felsenschlosses Montjoui. Mit der Verachtung edelm Zorn wies der Feldherr das Ansinnen der Verrätherei ab.

So in allen Entwürfen scheiternd, machte sich Vives mit dem größten Theil seiner Kriegsmacht auf, dem Oberbefehlshaber Gouvion St. Cyr entgegen zu gehen, wenigstens dessen Verbindung mit Duhesme zu verhüten. Zur Bewachung des Lagers und der Belagerungsgeräthe ließ er zwölftausend Mann vor Barcelona zurück.

Kaum hatte er sich dem Gesichtskreise der Stadt entfernt, stürzten Duhesme's Schaaren von allen Festen, aus allen Thoren der Stadt, durch alle Ausgänge ihres Lagers hervor, und fielen die Hinterlassenen mit erschütternder Wuth an. Zwei Tage wurde in der weiten Ebene gekämpft; dann das spanische Lager erstürmt; alles zur Belagerung herbeigebrachte Geschütz

erbeutet, und der Katalonier bezwungenes Heer den Gebirgen zugetrieben.

Inzwischen hatte Gouvion St. Cyr Eil, nachdem Rosas erobert war, den Tapfern von Barcelona Hilfe zu bringen. Mit einer Abtheilung seines Heerhaufens umlagerte er das feste Girona; an der Spitze der übrigen Macht unternahm er den Zug nach Kataloniens Hauptstadt. Aber dieser Weg führte durch Wüsten, auf grundlosen Straßen, durch Hohlwege und Verhaue und entbrückte Ströme. Nichts hatte Vives unterlassen, einen Heerzug unmöglich zu machen, oder zu erschweren. Jeder Strauch, jeder Stein verbarg mörderischen Hinterhalt katalonischer Bergjäger.

Am Morgen des achten Christmonats gab der französische Oberbefehlshaber des Aufbruchs Zeichen; alles Gepäck, selbst das schwere Geschütz, blieb zurück. Jedem Soldaten wurden auf vier Tage Lebensmittel und für hundert und fünfzig Schuß die Ladung zugetheilt. Auf Wagen ward der übrige Vorrath nachgeführt. So begann der Zug, acht Tage lang mühevoll und langsam, bald von Verhauen und über den Weg gewälzten Felsstücken, bald durch unsichere Bergströme oder gefahrvolle Engpfade gehemmt; kein Tag ohne Blutvergiessen.

Nach allen überwundenen Hindernissen stieß endlich das Heer gegen der Spanier Kriegsmacht, deren Vortrab Theodor Reding auf den Höhen und in den Hohlwegen vor einem Dorfe, Trentopases genannt, befehligte. Muth und Uebermacht der Franzosen drängten nach schwierigen Gefechten die feindliche Vorhut zurück. Wenn gleich von den Mühen der Reise und des Treffens ermattet, ging dennoch das Heer in der Nacht durch die errungenen Hohlwege, und ruhte erst jenseits derselben.

Mit Sonnenaufgang erschien die spanische Macht auf der Bergebene von Cardedon. Ein Gehölz deckte ihren linken, ein fast unzugänglicher Fels, von Bergjägern besetzt, stützte den rechten Flügel. Ein weiter Hohlweg zog längs der ganzen Stirnseite des Heers, welches, an 15,000 Mann stark, mit zwölf Stück groben Geschutzes, unter Vives Befehl, Gouvion St. Cyrs Fortschritte enden sollte. Dieser aber, nach gemusterter Stellung des Feindes, zeigte seinen Kriegern Barcelona's Nähe, das Ziel langer Mühseligkeiten, erinnerte an die Zuchtlosigkeit und Feigheit der Spanischen in Schlachtreihen, und befahl, trotzend auf französischer Kühnheit Glück, über die Tiefe des Hohlwegs zu setzen.

Es geschah. Mit vorgehaltenem Bajonet stürmten die Franzosen den Feind. Verzweifelung rang mit Verzweifelung. Ueber die Todten schritten die Lebenden. Bald ward der Spanier Geschütz eitel; denn im blutigen Handgemenge mischten sich beide Heere. Die französischen Schaarbewegungen, mitten im Kampfe unzerrissen, siegten über der Spanier Wuth, deren Verwirrung im Treffen ihre Niederlage beschleunigte. Sie flohen nach allen Richtungen mit Hinterlassung der Feldstücke und Haubizen und großen Kriegsvorraths. Ihrer Verwundeten und Todten bedeckten über tausend die Ebene von Carbedon.

Ohne die Flüchtlinge zu verfolgen, eilte der Sieger mit seinem Heer gen Barcelona, wo er am siebenzehnten des Christmonats, am Tage nach dem Siege, die ersehnte Vereinigung mit Duhesme bewerkstelligte, und nach einigen Tagen Rast, in einem zweiten Treffen jenseits des Llobregat, die letzte Heerskraft des katalonischen Aufstandes zerstreute.

---

## 8.

**Napoleon, nachdem er über Spanien einige große Verfügungen genommen, verläßt Madrid, um die Engländer aufzusuchen.**

Inner den Ringmauern Madrids, wo beim Einzuge der Eroberer dumpfe Ruhe des Schreckens und der Furcht geherrscht, war unterdessen das Gefühl allgemeiner Sicherheit und dankbaren Vertrauens zurückgekehrt. Die Bürger, froh von ihrer Vertheidiger Raubgier und Mordsucht erlöset zu sein, segneten den Sieger als Retter. Die Verrammelungen und Schutzwerke verschwanden alle; die Gewölbe und Buden der Krämer öffneten sich wieder, und die Waffen wurden den Ueberwindern eingehändigt.

Der Kaiser, da er die Hälfte Spaniens seinen Waffen unterthan, die andere von seinen Siegen betäubt sah, entbot durch öffentliche Verkündigungen Allen Verzeihung, die binnen Monatsfrist das gegen ihn gezuckte Schwerd ablegen würden. Doch vier Herzoge, unter ihnen der Herzog von Infantado, als des großen Elendes Haupturheber und als der Erste angeklagt, Vater und Sohn entzweit zu haben, um Karl den Vierten vom Thron zu stoßen, — auch mehrere Großen, unter ihnen der Bischof von San Andero und Ferdinands gewesener erster Staatsdiener Don Pedro Cevallos, wurden von der allgemeinen Begnadigung ausgeschlossen, als Feinde Spaniens und Frankreichs geächtet, und ihrer Güter, zum Ersatz der Kriegeskosten, beraubt.

„Spanier!“ so sprach Napoleon aus seinem Lager von Madrid zu den Einwohnern des Reichs: „die Niederlage eurer Heere war das Werk einiger Züge. Ich bin zu Madrid eingerückt. Des Krieges Recht gibt mir Befugniß, ein großes Warnungsbeispiel aufzustellen, und mit Blut die mir und meinem Volke geschehenen Beleidigungen abzuwaschen. Ich habe nur die Stimme der Milde angehört. Einige Menschen, eures Unglücks Urheber, soll allein die Strafe treffen. — Ich hatte euch verheißen, Wiederhersteller eures Vaterlandes zu sein. Ihr habt gewollt, daß ich den Rechten, welche mir die Fürsten des letzten Königsgeschlechtes abtraten, auch das Recht der Eroberung beifügen sollte. Dies wird in meinen Verfügungen nichts ändern. Ich selbst will den Edelmuth loben, der in euern Anstrengungen liegen mag; ich will anerkennen, daß euch euer wahres Heil und die Lage der Dinge verheelt worden. — — Alles was sich euerm Glück und eurer Größe entgegenstellte, habe ich vernichtet; Beschränkungen, die euer Volk drückten, zertrümmert. Eine freiere Verfassung gibt euch, statt des unbeschränkten, ein gesetzlich begrenztes Königthum. — Sind aber meine Mühen alle verloren, entsprechet ihr meinem Vertrauen nicht, so bleibt mir nichts, als euch gleich Eroberten zu behandeln, und meinen Bruder auf einen andern Thron zu setzen. Alsdann werde ich die spanische Krone auf mein Haupt nehmen, und ihr bei Uebelgesinnten Achtung zu verschaffen wissen. Denn Gott hat mir die nöthige Kraft und den Willen verliehen, jedes Hinderniß zu überwältigen.“

So sprach Napoleon, gewaltig und voll Hoheit in der Rede, wie in der That; keiner vor ihm so. Zu gleicher Zeit hob er zwei Drittheile von allen Klöstern des Landes auf; vernichtete das furchtbare Glaubensgericht, Inquisition geheißen, dessen Hauptsitz Madrid war, und welches in dreizehn der vornehmsten Städte des Reichs seine Richterstühle, in allen Winkeln der spanischen Erde zahllose Diener hatte; gründete statt

dessen einen obersten Gerichtshof in der Hauptstadt; erklärte nichtig alle Lehenrechte und alle daraus entsprungene Lasten des Volkes; verbannte die Sperrungen und Zölle, welche bisher den freien Handelsverkehr des Innern von einer Landschaft zur andern gehemmt hatten, und versetzte die Zollhäuser an des Königreichs äusserste Grenzen.

Sämmtliche Verfügungen, würdig eines Siegers vom neunzehnten Jahrhundert, durch welche er das Land dem verderblichen Druck der Mönchs- und Adelsherrschaft entriß, geschahen in des Christmonats ersten sieben Tagen. Aber so lange noch brittische Heere unbesiegt auf spanischem Boden schalteten, war weder Vollstreckung wohlthätiger Maasregeln, noch Spaniens Gehorsam zu hoffen. Darum brach der Kaiser alsbald mit seinen Kriegsvölkern auf, die englische Macht aus den Staaten seines Bruders zu vertreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Varietäten.

## Aus Baiern.

— * München, 6 März. Hr. von Aretin hatte bekanntlich die von mehreren Gliedern der königlichen Akademie zu München gegen ihn beim Stadtgericht eingegebene Klagschrift, mit den dazu gehörigen Flugschriften, welche die Klage größtentheils veranlaßt, drucken lassen. Allein auf königl. Befehl wurden sogleich alle Exemplare konfiszirt und die Verbreitung jeder Schrift über den Gegenstand bei hundert Thalern Strafe untersagt. So ist von all den tausend gedruckten Exemplaren nicht mehr eins zu sehen. Die einen Blätter wurden mit dem Namen des katholischen und die andern mit dem des lutherischen Büchels vom Publikum bezeichnet und so in der Buchhandlung gefordert. * * *

### Nachschrift des Herausgebers.

Die Miszellen für die neueste Weltkunde nahmen, zur Beurkundung ihrer Unpartheilichkeit, eine doppelte Darstellung jenes Streites auf. Dies veranlaßt mich zu der Erklärung, daß ich von den später eingesandten Aufsätzen, die gleiche Sache berührend, keinen Gebrauch machen kann und will.

Es war vorauszusehen, daß dieser Federkrieg von den Deutschen nicht gleichgültig betrachtet werden würde; aber man soll auch wünschen, daß ihm nicht mehr Gewicht gegeben werde, als ihm gebührt. Denn es ist wahrlich nicht der Biedersinn der baierischen Nation, noch weniger der Geist einer der aufgeklärtesten Regierungen unsers Welttheils, welcher sich in den Verunglimpfungen der norddeutschen Völker und der protestantischen Kirche ausspricht, sondern offenbar nur entweder verwundete Eigenliebe oder ein unbesonnener Ultrapatriotismus weniger, einzelner Gelehrten und Schriftsteller.

Unbesonnen — so hart auch dies Wort ist — glaube ich das nennen zu dürfen, was mit so blinder, heftiger Leidenschaftlichkeit begonnen ward, daß die Vorfechter für Baierns Ruhm selbst nicht gewahr wurden, wie sie den Vorwurf der Intoleranz für ihr Vaterland wieder geltend machen wollten, welchen Maximilian Joseph so glänzend abgewehrt hat. Unbesonnen verdienten die Mittel geheißen zu werden, durch welche man National- und Religionshaß der Menge in Bewegung setzte, um vielleicht zuletzt nur für Privatinteressen über einzelne Männer siegen zu können, die außer ihrer Unschuld keinen Beschützer, als die Gesetze und den gerechtesten Monarchen hatten.

Beschuldigungen, wie die, welche man gegen sonst achtungswürdige Mitglieder der königlichen Akademie aussprengte, gehörten nicht vor den großen Haufen, sondern vor ein höheres Forum. Nichts ist leichter, als ein Volk, das Religion und Vaterland liebt, durch allgemeine Verdächtigungen gegen Fremdlinge aufzuwiegeln. Das Volk kann nicht prüfen, nicht richten. Es muß also schon Argwohn gegen die Richtigkeit der Beschuldigungen erwecken, daß man lieber Beistand für seinen Haß in der Täuschbarkeit des Volks, als Gerechtigkeit oder Schutz für das bedroht sein sollende Vaterland bei den höchsten Behörden gesucht hat.

Es gibt keine Tugend, die noch in ihren Verirrungen ehrwürdig wäre. — Auch der Patriotismus ist es nicht, wenn er wider den Geist einer liberalen Konstitution ankämpft und die Saaten eines weisen Gesetzgebers zerstört, um engherziger Eifersucht Opfer zu bringen. Es gibt kein Ziel, welches durch unedle Mittel, wenn sie auch fruchten, geadelt werden könnte.

Dieß alles aber ist von mir gesagt worden, um zu zeigen, warum ich von den in dieser Sache mir eingesandten Aufsätzen keinen Gebrauch machen wolle.

Aarau, 15 März 1810. Heinrich Zschokke.

## Aus Italien.

— Der Vesuv stößt seit dem 20 Hornung wieder Flammen aus, was er lange nicht that. Aber ohne Zweifel hängt seine unterirdische Brunst mit den Erdbeben zusammen, welche seit dem 16 Hornung das untere Italien erschreckten.

Nach des Hrn. Tenore meteorologischen Beobachtungen zu Neapel stand den 16 Febr. Morgens 8 Uhr der Barometer auf 27 Zoll 4 Linien, der Thermometer bezeichnete 8 Grad Reaumur, ein Südwind, von den Neapolitanern Scirocco a Mezzogiorno geheißen, blies; der Himmel war bewölkt, und die ganze Südseite von einem dicken Nebel umzogen, der gegen die Mittagszeit immer finsterer und finsterer ward, daß man hätte glauben sollen, es regne in der Nähe schon heftig, während doch kaum einzelne Tropfen fielen; dann ging bis Nachts ein ununterbrochener stürmischer Südostwind — genug es war der ganz eigene atmosphärische Zustand, der immer die Erdbeben zu begleiten pflegt.

Um 10 Uhr 40 Minuten des Nachts empfand man den ersten Stoß eines Erdbebens. Er war schwach, dauerte aber acht Sekunden, hatte eine wellenförmige, horizontale Bewegung, und die Richtung von Südost nach Nordwest. Zwei Minuten darauf folgte eine zweite, kürzere, aber stärkere Erschütterung, in gleicher Direktion. Nun schwieg der Südostwind; mehrere elektrische Entzündungen zeigten sich in der Atmosphäre; es fiel Hagel mit Südwestwind. Der Barometer sank jetzt auf 26 Zoll 11 Linien; der Thermometer stieg auf sechs Grad. Am folgenden Tage um ein Viertel auf drei Uhr Nachmittags empfand man abermals ein leichtes Erdbeben. Sturm, Regen und Schnee folgten nun; der Vesuv spie Feuer. — In Apulien und der Basilicata wurden die Erdstöße weit stärker gespürt, als zu Neapel.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 23. — den 21 März 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Berlin.

Finanzoperationen. Listiger Betrug durch einen russischen Juden. Eifer in Verbesserung der Armenpflege. Bürgergarde. Berliner Universität.

Berlin, im März 1810.

Einige Unruhe hat unter den Politikern die Nachricht von der Verbindung Napoleons mit der Erzherzogin Louise erregt. Sie kam ihnen sehr unerwartet, und statt in dieser Begebenheit die Aussicht zu einem allgemeinen Frieden zu erblicken, wähnten sie für Preussen die höchste Gefahr. In dieser Besorgniß wurden sie noch mehr bestärkt durch die Nachrichten aus Schlesien, daß dort die Tresorscheine und Pfandbriefe bedeutend gesunken wären. Indeß sollten diese politischen Schwärmer schon längst die Bemerkung gemacht haben, daß weise Regenten, zu deren Zahl Napoleon gewiß gehört, selten den verwandtschaftlichen Banden Verhältnisse aufopfern, die mit der Selbstständigkeit ihres Volkes in Verbindung stehen.

Die Regierungsgewalten gehen indeß hier, unbekümmert um die lauten Aeusserungen des Tadels und Unwillens, ihren Weg im Stillen fort, und Alles wird allmählig vorbereitet, um dem Staat die vorgeschriebene Organisation anzupassen. Es würde vielleicht Alles sich schneller in seiner neuen Gestalt zeigen, wenn die Regierung nicht noch immer an den Finanzen kränkelte. Viele Quellen der Staatseinnahme erschöpft die Tilgung derjenigen Kontribution, welche die Regierung von ihrem Eigenthum an Frankreich abtragen muß. Sie muß noch immer mit unserm Gelde gemacht werden, da nach einer neulichen Bekanntmachung der Regierung zwar die preussische Anleihe in Holland zu Stande gekommen, aber die Rimessen dafür von Holland noch nicht eingegangen sind. Unsere Regierung sieht sich daher genöthigt, eine Anleihe im Lande von 1,500,000 Thalern zu erheben, welche gegen fünf Prozent Zinsen binnen zwei Jahren zurückgezahlt werden soll, und zu welchem Ende die Ueberschüsse der Accisekasse angewiesen sind. Man glaubt nicht allein, daß sie bald zusammenkommen wird, sondern daß sie auch den Finanzminister zu mehrern Versuchen der Art anfeuern wird, welches gewiß erfreulich wäre, damit man endlich die Regierung ihrer ängstlichen Lage entwunden und freier wirken sehe.

So lange die Regierung mit Abtragung ihrer Kontribution belästigt ist, dürfte schwerlich darauf zu rechnen sein, daß in dem Gange unsers Verkehrs eine lebhafte Zirkulation statt finden wird. Sogar die versprochene abschlägliche Zinszahlung bei der Seehandlung ist bis jetzt noch immer sehr kärglich geschehen. Kaum ein Viertel der Glaubiger hat noch etwas erhalten. Die Tresorscheine halten sich aber dennoch immer auf 86 Prozent; hingegen die Fonds wollen sich nicht heben. Bankobligationen stehen 60, Seehandlungsobligationen 50, und ständische und städtische Papiere 44 bis 50 Prozent.

Zwischen dem an das Großherzogthum Warschau abgetretenen und dem noch unter preussischer Botmäßigkeit stehenden Westpreussen bleibt das landschaftliche System unverändert. Die Güterbesitzer beider Theile haben sich nämlich, wahrscheinlich unter Autorität der beiderseitigen Regierungen, dahin vereinigt, ihre Beiträge zur Abtragung der Zinsen von ihren Pfandbriefen durch ihr bisheriges gemeinschaftliches Institut verwalten zu lassen. Man glaubt, daß dies Arrangement es bewirken wird, daß sie von ihren Pfandbriefen nun die Zinsen zahlen werden.

Die Kurmärkische Landschaft hat nach einer mehr-

jährigen suspendirten Zinszahlung vor kurzem eine nambafte Summe in ihrer Provinz ausgeschrieben, um zum ersten Mai damit einen halbjährigen Zinsrückstand zu tilgen.

Bei Gelegenheit der von Preussen gemachten Anleihe in Holland hat der König von Holland einen edeln Beweis seiner Affektion für unsere Regierung gegeben, indem er die fünf Prozent, welche die holländische Regierung von jeder Anleihe, die das Ausland bei ihr macht, als Provision erhält, unserm Könige erlassen hat. Ein Opfer, das eine Million Gulden beträgt.

Mit unserm Handel geht es hier nicht sehr günstig. Die Fabriken finden nicht den sehr bedeutenden Absatz, welchen sie erwartet. Ob nun zwar nach der neuen Organisation des Manufakturwesens alle ausländische Waaren gegen Impost sollen eingehen können, so erhalten doch mehrere Fabriken nach vorhergegangener Untersuchung bedeutende Unterstützung von der Regierung, um ihre Etablissements mit mehrerm Nachdruck erhalten zu können. Mit Kolonialwaaren ist aber der Markt so sehr überhäuft worden, daß mehrere Handlungshäuser, die darauf spekulirten, bedeutenden Schaden gelitten haben. Die Vorräthe sind ausserordentlich, die davon noch täglich ankommen. Indeß, ob wir gleich jetzt hier wohlfeile Zeit haben, indem die ersten Bedürfnisse, als Brod, Fleisch und Gemüse, in sehr milde Preise zurückgetreten sind, spürt man doch in den Detail-Preisen der Kolonialwaaren, welche allgemein konsumirt werden, als Kaffe, Zucker, Gewürze u. s. w. keine Linderung.

Einen großen Beweis von der wohlfeilen Zeit gibt hier der jetzige Frachtpreis. Die Landfracht ist diesen Winter nicht viel theurer, als die Wasserfracht im Sommer zu seyn pflegt. Ein Umstand, dessen sich unsere ältesten Kaufleute nicht zu erinnern wissen. Unfehlbar war dies die Ursache, daß zur Achse ungeheure Transporte von russischen und levantischen Produkten diesen Winter hieher gesendet und von hier eben so nach dem südlichen Deutschland expedirt wurden.

Der Verkehr zwischen Rußland und unserer Gegend gab zu einem Betrug Veranlassung, der seiner Eigenheit wegen bekannt zu werden verdient. Eine Anzahl russischer Frachtfuhrleute, welche eine große Parthei Produkte an ein hiesiges Handelshaus verladen hatten, befanden sich an der Grenze des preussischen Staats in solcher Geldverlegenheit, daß sie den Weg nicht fortsetzen konnten. Es stellte sich ihnen ein ihnen unbekannter russischer Jude vor, machte ihnen den Antrag, da er nach Berlin gehe, ihnen von dort aus Geld besorgen zu lassen, wenn sie die Waaren auf dem Packhof der Grenze abladen, der Inspektor desselben ihm einen Niederlageschein ausstellen und sie ihm ihre Frachtbriefe einhändigen wollten. Die Fuhrleute glaubten bei diesem Vorschlage keiner Gefahr ausgesetzt zu sein. Der Jude reisete nun mit dem Niederlageschein und den Frachtbriefen wirklich nach Berlin. Auf dem Wege dahin tritt er in ein Wirthshaus zu Landsberg an der Warthe ein, dessen Eigenthümer ein Kaufmann ist. Er erzählt nun diesem, daß er an der preussischen Grenze eine große Parthie russischer Produkte liegen habe, die er in Berlin verkaufen will, und bat ihn endlich, ihn an ein Haus in Berlin zu empfehlen. Mit dem Empfehlungsschreiben reiset nun der Russe nach Berlin, wirft sich in anständige Kleider, und stellt dem ihm empfohlenen Handlungshause sich als russischen Kaufmann vor; äussert, daß er große Einkäufe an Tuch und Linnen zu machen habe, und die an der Grenze liegende Produkte deshalb schnell verkaufen wolle. Auf den Grund des Niederlagescheins erhandeln nun die Kaufleute die Waaren, unter der Bedingung, Zahlung bei Ankunft derselben zu leisten. Der Jude stellt ihnen nun vor, daß die Ankunft der Waaren sich noch mehrere Wochen hinziehen könnte, er aber in Schlesien große Einkäufe zu machen habe, und sich nicht so lange aufhalten könnte. Er gab vor, daß er vorerst nur drei- bis viertausend Thaler baares Geld nöthig habe, und machte dem Handlungshause daher den Vorschlag, einen seiner Handlungsdiener mit einer solchen Summe mit ihm nach dem Grenzorte zu senden, wo er ihm die Waaren ausliefern lassen, und von ihm auf Abschlag die erwähnte Summe in Empfang nehmen wollte. Das Handlungshaus fand dagegen kein Bedenken. Der Jude reisete in Begleitung des Handlungsdieners nun nach dem Grenzorte, läßt ihm die Waaren ausliefern, da der Inspektor, welcher sich mit den russischen Fuhrleuten nicht verständigen konnte, sie für sein Eigenthum hielt, nimmt dreitausend Thaler dafür von ihm in Empfang, und macht sich damit aus dem Staube. Der Handlungsdiener bringt nun die Waaren nach Berlin, wo sofort ein Theil davon verkauft ward. Indeß sah das Handlungshaus, an welches die Waaren von Rußland aus gesandt waren, und über deren Abgang es schon längst benachrichtigt war, deren Ankunft vergebens entgegen. Es wurden Nachfragen und Untersuchungen angestellt, und es entwickelte sich, daß ein Betrüger sich derselben bemeistert. Man kam endlich dem Hause auf die Spur, das sie gekauft hatte. Die rechtmäßigen Eigenthümer stellten nun gegen dasselbe Klage um Erstattung des Werths an, wozu es natürlich kondemnirt und noch obendrein die dreitausend Thaler Vorschuß verlieren wird, da der russische Jude zwar mit Steckbriefen verfolgt, aber noch nicht ergriffen worden ist.

Die von unserer Polizei in Vereinigung mit dem Armendirektorium geschehene Aufforderung an die hiesigen Einwohner, ihr durch ihre Unterstützung zu einer bessern Organisation des Armenwesens behilflich zu sein, war von keinem schlechten Erfolg. Unserm Armenwesen wird nun unfehlbar eine festere Basis zu Theil werden, welches auch sehr Noth that. Bei der Untersuchung der mehrern hier etablirten Armeninstitute, zu welcher die neu zu treffenden Einrichtungen in Betreff derselben Veranlassung gaben, fand sich, daß die am blühendsten und bedeutendsten geschienene, die des Hrn. von Kottwitz, von der ich Ihnen schon Erwähnung that, im großten Verfall war, und im Begriff stand, völlig Bankerott zu machen. Denken Sie, welche Anzahl Armer uns überschwemmt haben würde! Ausserdem sind aber auch mehrere große Manufakturinstitute, wo eine große Anzahl von Armen Arbeit hatte, durch den Krieg in großen Verfall gerathen. Die bedeutendste der Art ist die hiesige Gold- und Silbermanufaktur, die der im siebenjährigen Kriege reich gewordene Münz Entrepreneur Veitel Ephraim auf ein Jahrhundert in Pacht genommen. Größtentheils ward dies Institut durch das Bedürfniß der Armee an gesponnenem Gold und Silber unter den vorigen Regierungen aufrecht erhalten. Schon die Einschränkungen, die in dieser Rücksicht bei der Armee unter dieser Regierung vorgenommen worden, haben die Manufaktur sehr beeinträchtigt, und nun, da die Armee von 250,000 Mann auf 40,000 Mann reduzirt ist, ist sie so gesunken, daß sie von den 1600 Arbeitern, die sie sonst beschäftigte, kaum 200 beizubehalten vermag, und nicht allein die Pacht nicht zahlen kann, sondern auch selbst von ihren Fonds den bedeutendsten Theil verloren hat.

Nach der jüngsten Anzeige des Armendirektoriums bedarf es monatlich 5000 Thaler, wenn dem Betteln und der dringenden Noth in Berlin abgeholfen werden soll. Bei der veranstalteten Subskription durch die ganze Stadt haben sich die Bürger zu einem monatlichen fixen Beitrage zur Armenkasse verpflichtet, der aber bis jetzt nur auf 3900 Thaler sich belauft. Das Armendirektorium sah sich daher genöthigt, die Bürger öffentlich zu einer Zulage von 1100 Thalern aufzufordern, welche, wie von dem Gemeingeist unserer Bewohner zu erwarten steht, ebenfalls bald gezeichnet sein werden.

Sie werden dies schon daraus abnehmen können, wenn ich Ihnen erzähle, daß, um der Organisation des Armenwesens förderlich zu sein, sogar eine Anzahl Gelehrter sich vereinigten und zum Besten der Armen physikalische Versuche wochentlich einmal dem Publikum gegen einen billigen Eintrittspreis vorzuzeigen sich erboten. Die Vorlesungen haben schon einigemal statt gefunden, und werden in unserm ehmaligen Gouvernementshause gehalten, das schwerlich wieder von einem Gouverneur bezogen werden dürfte, da das Gebäude im Verfall ist und einer kostbaren Reparatur bedarf. Es ist Eigenthum der Stadt, und wie es heißt soll es nächstens von derselben feilgeboten werden.

Es bedarf wahrlich nicht mehr als einer der Sache angemessenen Aufforderung, so vermag eine jede Verwaltung oder Regierung mehr uber ihre Untergebenen, als sie selbst erwarten durfte. Erst nur vor kurzem hat man angefangen, diesen Weg einzuschlagen, und man sieht die große Wirkung davon. Als Beweis kann ich Ihnen anführen, daß für die bei der Peterskirche Abgebrannten, wo man öffentlich zu Beiträgen aufforderte, nach der eben erschienenen Berechnung über 23,000 Thlr. eingegangen und bereits vertheilt worden sind.

Ganz falsch ist die in mehrern Blättern verbreitete Nachricht von der Unzufriedenheit des Königs mit der Bürgergarde. Im Gegentheil ist es jetzt vom Könige beschlossen, sie beizubehalten. Der Dienst dabei ist für den Burger keine so lästige Beschäftigung mehr, denn die Bürgerwache besetzt nur wenige Posten, so daß höchstens alle neunzehn oder zwanzig Tage an einen die Reihe kommt.

Von der Toleranz unserer Regierung zeugen die Bemerkungen und Beurtheilungen, die in mehrern unserer hiesigen Tageblätter gegen die vor kurzem ergangenen kirchlichen Verordnungen erschienen sind.

Der Kunsthändler Jakobi hat eben einen gedruckten Plan herausgegeben, nach welchem er, in dem Muster der Rostschen Kunsthandlung in Leipzig, von Zeit zu Zeit Versteigerungen von Kunstwerken aller Art veranstalten will, welche man ihm zu dem Ende einsendet, und worüber der Plan die Einrichtung dieser Versteigerungen und die Bedingungen enthält.

Bei den Fortschritten der Organisation unserer Universität hat, ausser Schmalz, auch Goßlar, der als großer Jurist allgemein bekannt ist, über mehrere Theile der Rechtsgelehrsamkeit Vorlesungen zu halten angekündigt.

Die eben unter dem Titel: „Fünfzigjähriger Jubeltag des öffentlichen Lehrers der Anatomie, Dr. J. G. Walther. Am 3 Jan. 1810" erschienene Broschüre verdient deshalb schon einer Erwähnung, weil sie die Beschreibung einer Jubelfeier enthält, wie sie hätte gehalten werden sollen. Es sind darin nämlich alle Festlichkeiten, die das Collegium chirurgicum anatomicum an jenem Tage zu Ehren des Jubelgreises anstellen wollte, beschrieben, als auch die Rede abgedruckt, die der Dekan des Kolleginms dem Jubelgreise halten wollte, und die Antwort des Jubelgreises. — Die Broschüre verdient aber auch in der Rücksicht vorzüglich Beachtung, weil der alte Walther in seiner Rede ein sogenanntes curriculum vitae suae und eine Aufzählung aller seiner praktischen und literarischen Betriebsamkeit um seine Wissenschaft aufstellt, die jedem Literator äusserst willkommen sein muß.

Seit dem 6 März wird Kotzebue's Biene bei allen Buchhändlern von der Polizei in Beschlag genommen.

Sr.

---

## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

### 9.

Das brittische Heer, bei Prieros und Corunna geschlagen, flieht auf den Schiffen nach England zurück.

Von den Mündungen des Tajo hatte schon vor beinahe drei Monaten der brittische Oberbefehlshaber John Moore 20,000 versuchter Krieger seines Vaterlandes ins mitternächtige Spanien geführt; 15,000 andere brachte ihm der Feldherr Baird über das Meer zu, vor Corunna, an der gallizischen Küste, landend. Damals hatten noch keine Niederlagen bei Espinosa und Tudela den Muth der Spanier gebeugt. Es war in des Weinmonats Anfang.

Mit stolzen Hoffnungen hatten die Feldherrn Großbrittaniens die Königreiche Leon und Gallizien betreten. Neben der brittischen Hutschleife steckten ihre Soldaten die blutrothe der Spanier auf, ein Sinnzeichen enger Verbrüderung beider Völker. Alle erwarteten, in Städten und Dörfern vom Entzücken einer begeisterten Menge begrüßt, Siegesfesten entgegen zu eilen. Aber sie gingen vom Irrthum zur Reue.

Man erblickte ein Volk, schon halb besiegt von innerer Zwietracht, und doch voll Sicherheit, als könne es der Welt Schicksal allein entscheiden; Obrigkeiten, mißtrauischer gegen Großbrittaniens Freundschaft, als furchtsam vor Frankreichs Glück und Macht; Heerbanden ohne Zucht, die weder eigenen Anführern Vertrauen, noch Feinden Achtung einflößen konnten; Feldherrn ohne Ruhm, ohne Vollmacht, entzweit unter sich, beargwohnt von der Junta des Reichs, ungeliebt von Soldaten.

Als nun Moore, der Oberbefehlshaber, die Ufer des Tormes bei Salamanca erreicht hatte, blieb er ohne Unterstützung und Hilfe von den Spaniern; ohne Nachricht von den Heeren derselben; ohne Sold aus der Heimath für sein Volk. Als Baird seine Kriegeshaufen bei Corunna ausschiffen wollte, weigerten ihm Galliziens Vorsteher Anfangs die Erlaubniß; dann aber Wagen, Rosse und alle Bedürfnisse, zur Weiterführung und Verpflegung der Mannschaft. So von den Spaniern selbst gehemmt, verloren die Engländer den Augenblick, da ihr Erscheinen nützlich werden konnte. Erst spät vereinigten sich Moore und Baird in den Ebenen von Leon, und zogen gegen die Grenzen Kastiliens. Nachdem aber darauf die spanische Hauptmacht unter Blake, Castannos und Palafox geschlagen, und Madrid gefallen war, herrschten Verwirrung und Schrecken überall, und die Engländer sannen auf eigene Rettung.

Nun von Napoleons andringender Macht verfolgt, flohen sie wieder den gallizischen Gebirgen muthlos zu; mit ihnen Romana,

der die Trümmer des Heers, kaum fünftausend Mann stark, führte, welches, von Blake befehligt, in den asturischen Thälern untergegangen war.

Die Flucht der Britten vor Napoleons Adlern galt einer anhaltenden Niederlage gleich. Sie liessen ihre Kranken zurück in den Städten; verbrannten ihre Mund- und Kriegsvorräthe, die in der Eilfertigkeit Aller nicht mehr zu retten waren. Verfolgt von der französischen Reiterei, verhöhnt von den leonischen Bauern, hatten sie die gallizischen Grenzen kaum gewonnen, als schon der französische Vortrab unter dem Feldherrn Merle ihre Nachhut zwischen den Städten Astorga und Villafranca de Vierzo ereilte.

Auf den Anhöhen bei Prieros, eine halbe Stunde von der Bergstadt Villafranca, versuchten sie Widerstand in vortheilhafter Stellung. Es war am Abend des dritten Jänners. Aber die Franzosen, voll wüthender Begier, die ewigen Feinde Frankreichs zu demüthigen, erstürmten alle Höhen, und trieben die Besiegten vor sich hin. Der Verlust dieses Treffens beflügelte die ängstliche Flucht der Britten; nicht Zeit genug blieb ihnen, hinter sich die Brücken zu sprengen. In den Schluchten der Piedra-Filla verloren sie anderthalb tausend der Ihrigen, die mit einem Theil des Heerschatzes, zwei Millionen am Werth, zahlreichem Gepäck und Geschütz in des Feindes Gefangenschaft fielen. Elende Wege, Schnee und Regengestöber erschwerten die Flucht. Zerbrochenes Fuhrwerk, gefallene Rosse, ausgeraubte Dorfschaften bezeichneten den Weg des Rückzuges.

So erreichten die Britten, nach einem Zuge von hundert und fünfzig Stunden Weges, an Kräften erschöpft, endlich die Stadt und den Hafen von Corunna am Meer, wo eine Flotte bereit stand, sie aufzunehmen. Aber mit ihnen zugleich erschien vor den Thoren der Seestadt das französische Heer, welches der Herzog von Dalmatien befehligte. Während die Verwundeten und Kranken von den Britten eingeschifft wurden, stritten die Gesunden voller Verzweifelung, nicht mehr um Sieg und Ruhm, sondern um Freiheit der Flucht. Eine halbe Stunde vor Corunna besetzten sie daher in zwei Treffen die Anhöhen; muthig widerstanden sie den stürmenden Franzosen, als diese am Abend des sechszehnten Jänners allgemeinen Angriff versuchten. Der letzte Kampf währte lange, blutig und unentschieden. Schwer verwundet stürzte Feldherr Baird in der Mitte des Gefechts. Die Britten wankten. Ihr Oberbefehlshaber John Moore belebte sie durch eigene Tapferkeit zu neuen Anstrengungen; eine Kanonenkugel aber tödtete den Helden. Einer der Unterfeldherrn, Hope, übernahm nun den Heerbefehl: nicht seine Klugheit, nicht seiner Streiter Muth, sondern die Finsterniß der Nacht rettete, was vom Heere übrig geblieben.

In nächtlicher Dunkelheit verliessen die Britten das leichenvolle Schlachtfeld, wo bei zweitausend ihrer Todten und Verwundeten lagen, und stürzten durch die Straßen Corunna's zu den Schiffen. Unermeßlicher Vorrath von Waffen und Lebensmitteln ward versäumt; selbst Weiber und Kinder, dem Heere über das Meer gefolgt, wurden im Getümmel vergessen. Der erste im Boot zu sein, galt einen Sieg. Ohne Ordnung drängten sich die Soldaten der verschiedensten Rotten und Fahnen durch einander. Nie sah man eine Flucht verworrener und ungestümer, als in dieser Winternacht am Meere.

Folgenden Tages entfernten sich die Schiffe mit geschwollenen Segeln von Galliziens Küsten, und der Herzog von Dalmatien rückte in Corunna ein.

So endete schmachvoll der erste Heerszug der Britten in Spanien. Ohne Oberbefehlshaber, fast ohne Geschütz und Gepäck, nach Verlust aller Lebensmittel und des dritten Theils der Mannschaft, kehrten sie, vom Feinde geschlagen, vom Bundesgenossen verhöhnt oder verflucht, zur vaterländischen Insel heim.

---

## 10.

Treffen bei Alcazar und Gefangennehmung des von Venegas befehligten Heers der Spanier. Napoleon eilt nach Paris zurück.

Fast in derselben Zeit, als dieses geschah, hatten an den Grenzen Aragoniens, Valencia's und Murcia's spanische Heerhaufen, die der Schlacht von Tudela entkommen waren, mit neugeworbenen Völkern jener Gegenden wieder ein Heer gebildet, das 12,000 Mann stark von den Bergen bei Cuença herabdrohte. Ihr Anführer war ein alter Feldherr, genannt Venegas.

Diese zu vernichten, lockte sie schlau der französische Herzog von Belluno mit verstellter Flucht bis Tarançona, während er links und rechts sie mit vertheilten Heerschaaren umspann. Dann überfiel er sie plötzlich am dreizehnten des Jänners mit vereinter Kraft. Der Anführer der Spanier ward getödtet; sein Heer suchte muthlos den Rückzug nach dem Städtlein Alcazar auf den Höhen am Flusse Guadarmena. Wohin die Weichenden traten, drang ihnen der Feinde Bajonet entgegen. Kein Ausweg blieb; nur Wahl zwischen Tod und Gefangenschaft. So streckte das ganze Heer das Gewehr, und ward an dem gleichen Tage im demüthigenden Siegesgepränge durch die Straßen von Madrid geführt, als der Herzog von Dalmatien in Corunna einzog.

Nun war von der Bidassoa, an Frankreichs Grenzen, bis zu den gallizischen Buchten, und vom biscayischen Meer bis zu den Felsen der Sierra Morena alles Land unterworfen. Nur Saragossa's Mauern vertheidigte noch ein kleiner Haufen der Empörer, und längs den mittägigen Küsten des Reichs loderte die Flamme des Aufruhrs unerloschen fort.

Auch diese Landschaften zu unterjochen hatte Napoleon den Plan entworfen, als plötzlich die Rüstungen Franz des Zweiten, Kaisers von Oesterreich, seinen Siegeszug in Spanien unterbrachen. Die Gefahr des rheinischen Bundes, Italiens und der Morgengrenzen seines Kaiserreiches ward dringender geachtet, als die Ueberwindung der letzten Haufen des spanischen Aufstandes. Darum verließ der Kaiser plötzlich das Lager von Astorga, mahnte von Valladolid aus durch Eilboten die Fürsten des rheinischen Bundes zur Rüstung, und nachdem er seinem königlichen Bruder zum Schutz der spanischen Eroberungen bewährte Feldherrn und einen Theil seiner Heersmacht angewiesen, begab er sich über die Pyrenäen zurück nach Paris. Hier am dreiundzwanzigsten Tage des Jänners angekommen, und von Oesterreichs Unversöhnlichkeit überführt, berief er den größern Theil der Heerführer und Kriegsvölker aus dem Innern Spaniens hinweg zu den Ufern der Donau.

Ende des zweiten Zeitraums.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 5.)

# Intelligenzblätter
zu den
# Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 5. —— den 21 März 1810.

Von Ostern 1809 bis Neujahr 1810 sind bei Julius Hitzig in Berlin folgende Artikel erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

**Melpomene und Thalia.** Taschenbuch für das Lustspiel und Trauerspiel. I. 1809. Mit Musik, schwarzen und ausgemalten Kupfern. 16. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Kotzebue'sche Almanach dramatischer Spiele hat dem Verleger die Idee zu dem Institute gegeben, welches er durch dieses Taschenbuch eröffnet. Wie jener der deutschen Bühne Nachspiele, so soll dies ihr periodisch Trauer- und Lustspiele liefern.

Der gegenwärtige Jahrgang enthält:

Die Katakomben (oder den Tod des Nero), ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Karl Wolfart.

Der Liebe Luftgewebe. Ein Originallustspiel in zwei Aufzügen von J. L. S. Bartholdy (Verfasser der Bruchstücke zur Kenntniß des heutigen Griechenlandes).

Die Musikblätter gehören zu dem ersten Stücke, und die Kupfer stellen den Nero, nach einem Originale im Museo Capitolino, Münzen, die sich auf des Tyrannen Liebhabereien an schönen Künsten, auf seine Wettrennen und Thiergefechte und seinen Sieg in den olympischen Spielen beziehen; — und zu dem Lustspiel, in einem überaus sauber kolorirten Blatte, die drei italienischen Masken Arlechino, Pantalon und Brizbella, nach Originallustspielen, in ihrem wahren Kostüme, vor.

**Müller,** Adam Heinrich, von der Idee der Schönheit in Vorlesungen gehalten zu Dresden im Winter 1807-8. Brosch. 1 Thlr.

Es bedarf für dies Werk keiner anderen Empfehlung, als daß es von dem Verfasser der Vorlesungen über die deutsche Literatur u. s. w. herrührt.

**Pardo,** Benito de Figueroa, über die Transfiguration von Raphael von Urbino. Aus dem Spanischen übersetzt von Friedrich Greuhm. Gr. 8. 20 Gr.

Auch für den Alterthumsforscher interessant, wegen der dabei befindlichen Bemerkungen des Verfassers über die Malerei der Griechen.

**Platonis,** Dialogi Selecti Cura Lud. Frid. Heindorfi. Voluminis IV. Pars I. Phädon. Auf englischem Pap. 1 Thlr. 8 Gr. Auf ord. Druckp. 1 Thlr.

Es bedarf nur an das allgemeine öffentliche Urtheil über diese trefflichste aller Ausgaben der Platonischen Gespräche erinnert werden.

Dem Phädon werden zur Ostermesse der Protagoras und Sophist folgen; auch kann dem philologischen Publikum zu einer Schulausgabe des erstern (Phädon) von dem nämlichen Herausgeber die erfreuliche Hoffnung gegeben werden.

**Schlegel,** August Wilhelm, spanisches Theater. 2r Bd.
Oder:
Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. 2r Bd. 8.
Auf Velinp. 2 Thlr. 16 Gr.
Auf Druckp. 1 Thlr. 16 Gr.

Der erste Band dieses Werkes ist so bekannt, daß hier nichts davon erwähnt werden darf, als daß er noch zu haben ist.

Der zweite enthält nur zwei Stücke:
1. Der standhafte Prinz.
2. Die Brücke von Mantible. (Vergl. oben die Anzeige des Buchs der Liebe.)

**Schlegel.** Fr., sämmtliche Werke. 1r Band.
Oder:
**Schlegel,** F., Gedichte. Auf gegl. Schweiz. Velinp. 4 Thl.
Auf Postvelinp. 2 Thlr. 16 Gr.
Auf Schreibp. 2 Thlr.

Der Wunsch, den längst die zahlreichen Verehrer dieses Dichters hegten, eine vollständige Sammlung seiner Gedichte zu besitzen, wird durch die gegenwärtige erfüllt. Zugleich bildet sie den ersten Band seiner sämmtlichen Werke. Der zweite von diesen wird seine philosophischen, der dritte seine philologischen und der vierte seine artistischen Schriften enthalten.

**Serena,** drei Mährchen. 12. Brosch. 16 Gr.

Das Werk einer phantasiereichen Lieblingsdichterin.

**Shakespeare's** Cymbeline und Ende gut alles gut, übersetzt von Georg Wilhelm Keßler. 8.
Auf gegl. Schweizer Velinp. 2 Thlr. 16 Gr.
Auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Stockung in der Fortsetzung des über alles Lob erhabenen Schlegelschen Shakespeare erregte bei allen, die sich den Genuß versagen müssen, ihn in der Ursprache zu lesen, die Begierde, daß wenigstens andere nach gleichen Grundsätzen verfahrende Uebersetzer den Faden da aufnehmen möchten, wo ihn Schlegel hatte liegen lassen. Zu diesen gehört Hr. Keßler, der die beiden vorliegenden Stücke in einen Band (der ganz wie sein Vorbild gedruckt und eingerichtet, sich auch in dieser Hinsicht qualifizirt, neben demselben aufgestellt zu werden) zusammengefaßt hat, weil beide sich auf Boccazische Novellen gründen.

Es haben sich schon die mannigfaltigsten öffentlichen Urtheile über diese Versuche hören lassen, und alle stimmen in dem Resultate überein, daß sie zu den glücklichsten gerechnet werden dürfen, weil der Uebersetzer sein Original auf das Gründlichste verstanden und auf das Treueste wiedergegeben hat.

Das Publikum kann der gewünschten Fortsetzung dieses Unternehmens mit Bestimmtheit entgegensehen.

Taschenbuch für Freunde der Poesie des Südens. Erstes. 16. Brosch. (Enthaltend: Cervantes Numancia spanisch und deutsch.) 18 Gr.

Dies Taschenbuch enthält des Cervantes Tragödie, Numancia, die Bouterwek in seiner Geschichte der spanischen Poesie und Beredſ. (S. 354) „ein herrliches und wie der Don Quixote in seiner Art einziges Werk" nennt, spanisch, in einem nach der einzigen, in Deutschland ungemein seltenen, Ausgabe des Antonio de Sancha veranstalteten, aber auch noch in Hinsicht zweifelhafter Lesarten sorgfältig berichtigten Abdrucke, und mit einer deutschen Uebersetzung in dem Versmaaße des Originals von einem unserer geschätztesten Dichter, und gewährt so zugleich eine genußreiche Lektüre und ein treffliches Hülfsmittel zur Erlernung der spanischen Sprache.

Werner, Friedrich Ludwig Zacharias, Verfasser der Söhne des Thales u. s. w. Attila. Eine romantische Tragödie in fünf Aufzügen. M. 5 Kpf. 8. Brosch.
Auf Velinp. 3 Thlr. 8 Gr.
Auf Druckp. 2 Thlr. 6 Gr.

Ist allgemein bekannt. Wegen eines in Schwaben davon veranstalteten Nachdrucks erscheint nach Neujahr 1810 eine neue wohlfeilere Ausgabe ohne Kupfer, die nur 1 Thlr. kosten wird.

Woltmann, K. L. v., Joh. v. Müller. Nebst einem Anhange, Müllers Briefe an den Verfasser enthaltend. 8. Brosch. 1 Thlr. 21 Gr.

Zeune, Aug. (Direktor der königl. Blindenanstalt, Dr. der Weltweisheit u. s. w.) Gea. Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung. Mit Kupf. und Karten. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Dies wichtige geographische Lehrbuch bricht eine ganze neue Bahn in der Wissenschaft; indem sie der Verfasser darin nicht nach täglich sich verändernden politischen Bestimmungen, sondern nach solchen vorträgt, die nur in der unwandelbaren Natur ihren Grund haben.

Wie Großes er dabei geleistet, beweisen die Beurtheilungen in der Jenaischen allg. Literaturz. Nr. 238 vom 13 Okt. 1809, und in den Göttinger gelehrten Anzeigen.

Es befinden sich bei diesem Werke zwei sehr schöne Karten, welche die Erde vom Monde aus gesehen, und die Erde nach diskographischer Projektion vorstellen, und obgleich unter diesen Umständen der Preis schon sehr gering ist, so wird der Verleger, wenn man sich an ihn selbst wendet, bei bedeutenden Bestellungen für Schulen u. s. w. ihn noch um ein Ansehnliches erniedrigen.

Mit diesem Buche steht endlich eine Ankündigung von äusserst wohlfeilen

Erdbällen für Sehende und Blinde

in Verbindung, welche in der Verlagshandlung gratis ausgegeben wird.

### Brochüren.

1. Attila, der Held des fünften Jahrhunderts. Dritte Auflage. 8. Broch. 4 Gr.

   Die vielfachen Ausgaben bürgen schon für das Interesse dieses kleinen aber gehaltvollen Werkchens.

2. Fouqué, Friedrich Baron de la Motte, Gespräch zweier preussischen Edelleute über den Adel. 8. br. 2 Gr.
3. Geständniß eines X. betreffend Fichte's Reden an die deutsche Nation. 8. Brosch. 2 Gr.
4. Der alte Korbflechter an die Preussen. 8. Br. 2 Gr.

### An Kommissionsartikeln:

Bode's astronomisches Jahrbuch auf 1812 und die frühern Jahrgänge. Gr. 8. und

Bode's großer Himmelsatlas. Fol. Allgemein bekannt, und zu den gewöhnlichen Preisen.

De Bülow, Henri, Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne ou le Swédenborgianisme. Ouvrage posthume. Gr. 8. Broch. 12 gr.

Dies in Philadelphia erschienene Buch ist die letzte Arbeit des unglücklichen genialen Heinrich de Bülow. Er hinterließ das Manuskript dazu einem seiner Freunde in Kolberg, als er nach Königsberg abgeführt wurde, und von diesem ist es durch die dritte Hand an den unbenannten Herausgeber gelangt, der es unverändert, selbst mit allen Sprachunrichtigkeiten, die nur dazu dienen, das Gepräge der Authentizität zu vermehren, hat abdrucken lassen. Warum Bülow dies Werk gerade französisch schrieb, darüber gibt er in der Vorrede Aufschluß.

Riedel, Karl Friedrich des Jüngern (königl. preuss. geheimen Oberbauraths), erste Grundsätze der Veranschlagung. Mit Kupfern. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Allen Bauverständigen schon auf das Vortheilhafteste bekannt.

Sinologus Berolinensis, Remarques philologiques sur les voyages en Chine de Mr. de Guignes. Broch. 1 thlr. 12 gr. Mit dem Motto: Veritas odium parit.

Hr. de Guignes hat nach der Erscheinung seiner neuerdings viel besprochenen Reise nach China, nach öffentlichen Blättern, von dem französischen Gouvernement den Auftrag zur Herausgabe eines chinesisch-lateinisch-französischen Diktionnärs in Paris erhalten. Der Verfasser dieser heftigen Streitschrift (die schon darum eine merkwürdige Erscheinung in Deutschland ist, weil sie von vortrefflich gearbeiteten chinesischen Charakteren voll ist) bestreitet seinen Beruf hierzu, in einer gründlichen und gelehrten Ausführung. Der Preis dieses Werkes ist, wenn man auf die großen Auslagen des Verfassers sieht, der es auf eigne Kosten hat drucken lassen, fast als gar nicht existirend zu betrachten.

Sestini, D., Descriptio generalis numorum graecorum, secundum Ekhelii Systema geographicum, cum variis notis. Gr. fol.

Von diesem großen numismatischen Werke wird der Prospektus gratis ausgegeben, und Subskription darauf angenommen.

---

## Kunstsachen.

### Göthe und Wieland.

Nach Gerh. von Kügelgen von Posch.

Es sind dies die bekannten vortrefflichen Abgüsse nach Kügelgenschen Formen, welche die beiden großen Männer in früher nie erreichter Aehnlichkeit darstellen. (Vergl. die Urtheile darüber, im Morgenblatte, der Zeitung f. d. eleg. Welt u. a.) und von denen es in Hinsicht der Schönheit der Ausführung noch neuerdings in der Jenaischen Literaturz. (Int. Bl. N. 61. vom 13 Sept. 1809. Kunstnachrichten) mit Recht heißt: „daß sie die schönsten Originale übertreffen." Man kann sie für nachstehende Preise, als: in Gips mit Glas und Rahmen, beide zusammen für 2 Thlr. 16 Gr., einzeln das Stück für 1 Thlr. 10 Gr., ohne Glas und Rahmen beide für 1 Thlr. 8 Gr., einzeln für 18 Gr., in Schwefel

beide für 2 Thlr. 16 Gr., einzeln für 1 Thlr. 10 Gr. — durch alle gute Buchhandlungen beziehen, und zur Bequemlichkeit der Liebhaber sind auch an folgenden Orten, — als in Altona bei Hammerich, Amsterdam im Kunst- und Industrie-Comptoir, Aarau bei H. R. Sauerländer, Augsburg Staar, Bamberg Göbhardt, Braunschweig in der Schulbuchhandlung, Bremen bei Heyse, Breslau W. G. Korn d. J., Brünn Gastl, Copenhagen Brummer, Erlangen Palm, Frankfurt a. M. Eßlinger, Gießen Heyer, Glogau C. F. Günther, Göttingen Dietrich, Gotha Ettinger, Grätz Ferstl, Halberstadt Groß, Halle Schimmelpfennig und Compagnie, Hamburg Perthes und Bohn, Hannover Gebr. Hahn, Heidelberg Mohr und Zimmer, Helmstädt Fleckeisen, Hildburghausen Hanisch's Ww., Hof Grau, Kiel in der akadem. Buchhandlung, Königsberg bei Nicolovius, Landshut Krüll, Leipzig in Benj. Fleischers Buchhandlung, Lübeck i. d. Niemannschen Buchhandlung, Magdeburg bei Heinrichshofen, Mainz Kupferberg, Manheim Schwan und Götz, Marburg Krieger, München Fleischmann, Nürnberg Campe, Prag i. d. Calveschen Buchhandlung, Regensburg bei Montag und Weiß, Riga Hartmann, Rostock Stiller, Salzburg i. d. Mayrschen Buchhandlung, Schleswig bei Röhß und Comp., Straßburg König, Stuttgard i. d. Metzlerschen, Tübingen i. d. Cottaschen, Ulm i. d. Stettinischen Buchhandlung, Wien bei Mappler und Beck, Würzburg Stahel, Züllichau Darnmann, Zürich Orell, Geßner und Füßli, — Exemplare zur Ansicht niedergelegt worden.

---

## Journal
### für
## Kunst und Kunstsachen, Künsteleien und Mode.
### Von
### Dr. H. Rockstroh.
### Erstes Heft mit vier Kupfern.

Mit diesem ersten Hefte beginnt eine Zeitschrift, die in dieser Art bis jetzt noch nicht existirt, und die, wie man mit Recht erwartet, vielen Nutzen stiften und Beifall erhalten wird. — Als Modeblätter, die sich durch ihre Mannigfaltigkeit vor allen bisherigen sehr unterscheiden, sind diesmal zwei aufgenommen. Dies Journal eignet sich vorzüglich zur Lektüre für gebildete Frauenzimmer, und es gehört unstreitig zu den elegantesten, die erscheinen.

In allen Buchhandlungen liegt es zur Ansicht.

Die Verlagshandlung von C. Salfeld.

Obiges Journal ist bei H. R. Sauerländer in Aarau angekommen.

---

### Verlängerter
## Pränumerationstermin
### einer
### sehr wohlfeilen und neuen Ausgabe
### von
### J. H. Helmuths
### gemeinnütziger
## Naturgeschichte
### des In- und Auslandes.
### Neun Bände mit Register und vierhundert Abbildungen.

Dieses Werk hat bisher schon den völligen Beifall aller Kenner und Liebhaber der Naturgeschichte erhalten, und ist beim öffentlichen und häuslichen Unterricht mit großem Nutzen gebraucht worden, so wie es auch zum Selbstgebrauch, seiner leichten Verständlichkeit und seiner richtigen Abbildungen wegen, viel Anziehendes hat, und überhaupt alle Naturfreunde befriedigen muß, die sich über das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich nützlich zu unterhalten wünschen, indem nicht leicht jemand über einen hierher gehörigen Gegenstand seiner Wißbegierde vergebens Auskunft suchen wird.

Der erste Theil enthält die Säugethiere, der zweite Theil die Vögel, der dritte Theil die Fische, der vierte Theil die Amphibien, der fünfte Theil die Insekten, der sechste Theil die Würmer, der siebente und achte Theil die Pflanzen, der neunte und letzte Theil die Mineralien nebst einem Register über das ganze Werk. Die Abbildungen sind nach den besten Werken von Schreber, Frisch, Bloch, Knorr u. a. m. gemacht. Papier und Druck ist gut und wird sich von selbst empfehlen.

Um dieses Werk so gemeinnützig als möglich zu machen, setzt man für alle neun Theile den höchst niedrigen Preis von 5 Thlr. sächs. auf Vorausbezahlung, und erbietet sich jedem, der vier Exemplare sammelt, das fünfte gratis zu geben. Dieses Frei-Exemplar ist jedoch von mir nur direkt zu erhalten, und Liebhaber, welche sich wegen Besorgung der Exemplare an eine andere Buchhandlung als die meinige wenden, können auf dieses Frei-Exemplar keinen Anspruch machen.

Der Pränumerationstermin ist auf häufig an mich ergangene Aufforderung von dato an bis Ende Septembers 1810 verlängert worden. Das Werk ist aber bereits völlig beendiget und für übersendete Pränumeration erfolgen die Exemplare sogleich.

Da die Kenntniß der Natur in unsern Tagen jedem, der auf einige Bildung Anspruch macht, unerläßlich, der Gebrauch des Werks so mannigfaltig, und der Preis überaus niedrig ist: so hofft unterzeichnete Handlung, von allen Freunden des Guten und Nützlichen bestens unterstützt zu werden.

Gerhard Fleischer der Jüngere,
in Leipzig, als Verleger.

Obiges Werk ist bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

---

Das vierte Blatt der Rheinlandschaften: Caub und die Schlösser Pfalz-Grafenstein und Guttenfels vorstellend, von Schütz und Radl, im Verlage von Fr. Wilmans in Frankfurt a. M., ist nun erschienen und entspricht vollkommen den Erwartungen, zu welchen die ersten Blätter dieses vaterländischen Prachtwerkes berechtigt haben. Es macht dem Publikum eben sowohl wie dem Unternehmer Ehre, daß die widrigen Zeitumstände dieses Werk nicht zu unterbrechen vermochten.

---

## Anzeige
### wegen der neuen Ausgabe
### von
## C. Ph. Funke's und Lippolds Natur- und Kunstlexikon.

Die Gaßlersche Buchhandlung zu Wien kündigt eine neue wohlfeile und verbesserte Auflage von Funke's und Lippolds Natur- und Kunstlexikon, das erst vor ein Paar Jahren in vier Bänden in unserm Verlage erschien, bei sich in sechs Oktavbänden auf Pränumeration, zu 4 fl. in Bankonoten auf jeden Band an. Unser Originalwerk ist enge gedruckt, in Lexikons-Format, 221 Bogen, oder neun und zwei Drittel Alphabet stark, und kostete bisher 12 Thlr. sächs. im Ladenpreise. Hr. Gaßler will uns nun die Freude machen,

eine wohlfeile und verbesserte Auflage zu 24 fl. Bankozettel für das Ganze davon zu liefern. Wohlfeil genug ist sie, das müssen wir bekennen, gegen das Verbessern aber müssen wir feierlich protestiren, denn es möchten leicht Verböserungen und schlimme Verhunzungen dadurch entstehen.

Damit wir indessen bei dieser Gelegenheit doch auch etwas für das österreichische Publikum thun, auf dessen ehrenvolleste Unterstützung Hr. Gaßler in seiner Ankündigung so sehr rechnet: so zeigen wir hierdurch an, daß wie bei allen guten und soliden Buchhandlungen in der österreichischen Monarchie, mit welchen wir in Geschäftsverbindung stehen, eine Anzahl Exemplare von unserm Natur- und Kunstlexikon deponirt haben, mit der bestimmten Ordre, so wie der erste Band von Hrn. Gaßlers Ausgabe unsers Lexikons wirklich erscheint, sogleich auch den ersten Band unserer Originalausgabe, welcher bekanntlich zwei Bände der Gaßlerschen ausmacht, um den nämlichen wohlfeilen Preis der Gaßlerschen zu verkaufen. Auf diese Art gewinnt das Publikum bei uns immer den Vorsprung von einem ganzen Bande vor Hrn. Gaßler, und doch um den nämlichen Preis.

Uebrigens setzen wir den bisherigen Ladenpreis von 12 Thlr. sächs unsers Natur- und Kunstlexikons auf 9 Thlr. sächs. oder 16 fl. 12 kr. rhein., von jetzt an bis zu Johannis d. J. herab, um den Liebhabern, denen nunmehr der Bogen nicht einmal ein Groschen kostet, den Ankauf dieses unentbehrlichen Werkes möglichst zu erleichtern.

Weimar, den 2 Jan. 1810.

H. S. pr. Landesindustriecomptoir.

Lessings Geist aus seinen Schriften, oder dessen Gedanken und Meinungen zusammengestellt und erläutert von Friedr. Schlegel. Drei Bände, dritte wohlfeilere Ausg. Leipzig, bei Hinrichs, 1810. 3 Thlr.

Wir haben Chrestomathien und Auszüge aus den Klassikern der Griechen und Römer, warum sollten wir nicht einem der ersten Klassiker der Deutschen gleiche Ehre erweisen? Verdiente irgend ein Schriftsteller unsers Vaterlandes einen Auszug aus seinen Schriften, so war es gewiß der unsterbliche Lessing, dessen Geist so vielseitig war, als das Gebiet der Wissenschaften und Künste selbst. Da jedoch wie bekannt die vollständigen Werke dieses fruchtbaren Schriftstellers dreißig Bände betragen, und also schon ihres Preises wegen nicht in jedermanns Händen seyn können; da auch viele dieser Bände selbst in Hinsicht ihres Inhalts nicht für das große Publikum geeignet sind: so war eine gedrängte Darstellung seiner vorzüglichsten und interessantesten Ideen ein Bedürfniß für Leser, welche dieses große Genie noch nicht so genau kennen, als es gekannt zu sein verdient. Die Liebhaber der Lessingischen Muse finden in diesem Werke mancherlei in schöner Mannigfaltigkeit und Abwechslung, kritische, ästhetische, dramaturgische, artistische, theologische, polemische, philosophische, dichterische Fragmente u. s. w., und in den Privat- und Leihbibliotheken kann dieser Geist Lessings die Stelle seiner sämmtlichen Werke vertreten; daher denn auch der Preis dieser mit Lessings Porträt vermehrten, in drei starken Bänden bestehenden Ausgabe nur auf 3 Thlr. gesetzt worden ist.

Ist bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

Topographisch-militärische Karte von Deutschland in 204 Blättern. 25 und 26 Lieferung.

Hiervon ist die 25 und 26 Lieferung erschienen, und an die Herren Subskribenten versendet worden.

Die 25 Lieferung enthält: Sekt. 156 München, Sekt. 171 Judenburg, Sekt. 183 Brixen, Sekt. 196 Trient. Die 26 Lieferung enthält: Sekt. 179 Grätz, Sekt. 180 Hartberg, S. 187 St. Andrä, Sekt. 188 Radkersburg, und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von vier Blättern. Die Subskription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Karte offen. Der Subskriptionspreis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Karte 6 Gr. sächs. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velinpapier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung, und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subskribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar, im Dezember 1809.

Geographisches Institut.

Im Verlage unterzeichneter Buchhandlung erscheint seit Anfang dieses Jahres eine neue Zeitschrift unter dem Titel:

Schlesische Unterhaltungsblätter für gebildete Leser,

wovon alle Wochen zwei Stücke auf einem halben Bogen in 4., nebst einem literarischen Anzeiger, ausgegeben werden. Zu Ende eines jeden Quartals wird ein besonderer Titel und Umschlag, so wie ein sauber gezeichnetes und gut gestochenes Kupfer, in gr. 4, einen historischen oder andern Gegenstand betreffend, selben beigefügt werden.

Da bereits acht Nummern dieser Zeitschrift erschienen sind, bedarf es keiner weitläuftigen Erklärung über den Plan und Einrichtung derselben, um so mehr, da dieser Plan durch den Titel selbst karakterisirt wird. Nur die Versicherung kann hinzugefügt werden, daß die Herausgeber sich bestreben werden, diese Schrift so interessant als möglich zu machen. Beiträge, vorzüglich wenn sie der öffentlichen Mittheilung werthe Nachrichten enthalten, werden mit Vergnügen aufgenommen, und nach Uebereinkunft mit dem Verfasser honorirt werden. Man sendet dieselben an unterzeichnete Buchhandlung ein. Der Preis dieser Zeitschrift ist für den ganzen Jahrgang komplet 4 Thlr. 8 Gr., wofür man sie auch durch alle Buchhandlungen erhalten kann. Breslau, im Januar 1810.

Buchhandlung von C. Fr. Barth.

Die ersten Stücke dieser neuen Zeitschrift sind bei Sauerländer in Aarau angekommen und liegen zur Durchsicht bereit.

Italienisches Lesebuch für Anfänger. Nebst einem Wortregister, von G. W. Müller. Dritte, mit einer kleinen italienischen Sprachlehre vermehrte Ausgabe. 8. Leipzig, bei Hinrichs. 1809. 12 Gr.

Die Wahl der hier befindlichen Aufsätze ist sehr glücklich getroffen. Sie führen den Lernenden vom Leichten zum Schweren unvermerkt fort, und machen ihn zugleich mit vielen nützlichen Gegenständen bekannt. Vorzüglich aber hat der Verfasser dahin gesehen, den Anfängern einen Reichthum von oft im gemeinen Leben vorkommenden Wörtern ohne Schwierigkeit beizubringen, und diesen Zweck wird dies Buch sicher erreichen, so wie auch der niedrige Preis es in jeder italienischen Lehranstalt, wo es nicht schon eingeführt, noch Aufnahme verschaffen muß.

Ein Schweizer, welcher als Lehrer einige Zeit an einer bedeutenden Erziehungsanstalt des Auslandes gestanden hat, der deutschen, französischen und spanischen Sprache mächtig ist, und Kenntniß und Uebung in Komptoir- und Sekretariatsgeschäften besitzt, wünschte in Deutschland, Ungarn oder Rußland Anstellung zu erhalten. Sich für das Nähere an die Expedition der Miszellen für die neueste Weltkunde in Aarau zu wenden.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 24. — den 24 März 1810.


## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

### Dritter Zeitraum.

Von König Josephs zweitem Einzuge in Madrid bis zur Schlacht von Ocanna und Girona's Fall. Vom Jänner bis Christmonat 1809.

1.

König Joseph Napoleon zieht in Madrid ein. England schließt mit der spanischen Junta einen Bund.

Nach des Kaisers Abreise schienen seine Feldherrn nur noch Aehrenlese auf den spanischen Schlachtfeldern zu halten, indem sie entweder einzelne Banden der Empörer durch Berge und Wälder verfolgten, oder in festen Städten belagert hielten. So stand mit seinem Heer Gouvion St. Cyr in Katalonien vor dem Felsen Girona's; Junot, Herzog von Abrantes, vor Saragossa's ehernen Mauern, und Soult, Herzog von Dalmatien, nach der Britten Vertreibung, vor der Seestadt Ferrol, deren Meerbucht berühmte Zuflucht der Schiffe ist. Schwach vertheidigt von der Landseite, öffnete Ferrol dem Besieger Moore's am 27 des Jänners 1809 die Thore, und überlieferte ihm das im Hafen liegende spanische Geschwader von acht Kriegsschiffen, drei Fregatten und vielen kleinern Fahrzeugen.

Jeden Tag fiel den Eroberern neue Beute. Furchtsam unterwarf sich alles Volk, wohin die Adler Napoleons drangen; es lieferte die Waffen aus, welche nicht zu verbeegen waren; zeigte heuchlerische Freude im Antlitz, und fluchte im ergrimmten Herzen.

Dem Schrecken zahlloser Gefechte und Schlachten war allgemeine Hoffnungslosigkeit und Betrübniß gefolgt. Alle Städte, alle Dörfer hatten geliebte Todte zu beweinen, oder die Schmach der Ihrigen, oder verwüstete Wohnungen, oder Brandstätten.

Unter diesen Umständen wurden die Bürger Madrids aufgefordert, in Unterschriften dem neuen König ihres Vaterlandes zu huldigen; darauf in Pfarrkirchen feierlichen Eid der Treue zu schwören. Und es schworen den Eid achtundzwanzigtausend siebenhundert Hausväter der Hauptstadt; viele mit verheeltem Schmerz, doch mehrere auch in froher Hoffnung, den Zeiten des Schreckens und der Verwirrung ein Ende zu sehen.

Nach Abwesenheit von sechs schicksalsvollen Monaten hielt nun König Joseph Napoleon am 22 des Jänners den glänzenden Einzug in die Hauptstadt. Am Thore von Antocha wurden ihm demuthsvoll die Schlüssel der Stadt überreicht. Tausende von Kriegern deckten im Waffenschmuck auf Straßen und Plätzen in unabsehbaren Reihen den prachtvollen Zug. Vor den Pforten der Kirche St. Isidors angekommen, stieg der Herrscher vom Pferde, und sprach zu dem ihn begrüßenden Weihbischof: „Ehe ich dem Schiedsrichter der Weltschicksale danke, erwiedre ich den liebevollen Empfang der Einwohner Madrids, indem ich zu den Füßen des nämlichen lebendigen Gottes, der euern mir geleisteten Eid der Treue vernahm, meine geheimsten Gedanken ausspreche. Ja, ich betheure vor dem Gott, der alle Herzen durchforscht, daß mich nur Pflicht, nur Gewissen, keine niedrige Leidenschaft auf den Thron zu steigen gebot. Unsers heiligen Glaubens Einheit, des Reiches Unabhängigkeit, seiner

Grenzen Unveränderlichkeit und die Freiheit seiner Bürger sind die Bedingungen, welche ich bei Annahme der Krone gelobte. Sie soll auf meinem Haupte nichts von ihrem Glanze einbüßen!"

Des Königs Wiedererscheinung in der Hauptstadt, dies feierliche Gelübde im Gefolge so vieler glänzenden Siege, gab denen wieder Muth und Freude, welche sich aus den Greueln langer Unordnung nach Herrschaft des Gesetzes und öffentlicher Sicherheit zurücksehnten, oder welche von dem Wechsel des Königsgeschlechts Rettung ihres Vaterlandes aus alter Verwahrlosung hofften. Tausende jauchzten dem Bruder Napoleons frohes Willkommen, und zierten die Straßen, durch welche er schritt, mit Blumen und köstlichen Teppichen.

Andere schwiegen mit zaghafter Unentschlossenheit, noch vor einem Umschwung des Glücks, vor künftiger Rache des Pöbels und unversöhnlicher Klöster zitternd. Wieder Andere, uneingedenk aller Niederlagen, uneingedenk der Vertreibung der Britten, sogen neue feindselige Hoffnungen aus den Gerüchten von Oesterreichs furchtbaren Rüstungen, dem nahen Aufstande aller Deutschen, oder Großbrittaniens verdoppelten Bewaffnungen. Weit entfernt, Spaniens Sache verloren zu halten, schien ihnen Frankreichs Sache nie verzweifelungsvoller gewankt zu haben. Darum warben sie mit neuem Eifer zum Aufstande, bedrohten die, welche dem neuen Herrscher folgten, und ermunterten die Verzagten zum letzten Widerstand.

Nicht geringere Erwartungen erregte den noch unbezwungenen Völkerschaften der Friedens- Freundschafts- und Bundesvertrag, welchen der König der vereinigten Reiche von Großbrittanien und Irland mit der hohen Junta Spaniens und Indiens, im Namen Ferdinands des Siebenten, um diese Zeit abgeschlossen hatte. Wiewohl Ferdinand den Rechten auf die Krone seines Vaters entsagt, und selbst aus der Einsamkeit seines Ruhelebens in einem französischen Schlosse dem Mißbrauch seines Namens und Ansehens öffentlich widersprochen, geschah doch alles, was der Gesandte der Junta, Juan Ruiz de Apodaca, weiland einer der Oberbefehlshaber spanischer Seemacht, am Hofe des brittischen Königes gethan, unter Ferdinands Namen.

Es verpflichtete sich der brittische König, dem spanischen Volk im Kampfe gegen Frankreich aus allen Kräften beizustehen; keinen andern Beherrscher von Spanien und Indien anzuerkennen, als Ferdinand den Siebenten und seine Erben, oder einen solchen Nachfolger, den das Volk von Spanien anerkennen würde. Dieses gelobte, niemals eine Spanne Bodens seiner Besitzungen in irgend einem Theile der Welt abzutreten. Friede solle mit Frankreich nie ohne gegenseitige Einstimmung beider Verbündeten geschlossen werden können.

Dies war der Hauptinhalt des brittisch-spanischen Bundes, am vierzehnten Tag Jänners 1809 in London unterzeichnet.

---

## 2.

Saragossa wird vom Herzog von Montebello belagert und mit stürmender Faust erobert.

Inzwischen eilten wetteifernd aus allen bezwungenen Gegenden Abgeordnete der Städte und Landschaften, die Gelübde des Gehorsams und der Treue vor Josephs Thron niederzulegen. Die Marschälle Frankreichs aber bestellten und schirmten die neuen Obrigkeiten und Amtleute des Königs, oder zogen mit ihren Heeren aus, die Eroberungen zu erweitern. — So rückte der Herzog von Belluno gegen Badajoz, Nieder-Estremadura zu beruhigen; der Herzog von Dalmatien aber in das Königreich Portugall.

Nur Saragossa, die Hauptstadt Aragoniens, weit umher von siegreichen Heeren Frankreichs umgeben, verweigerte ihnen mit Stolz Unterwerfung. Es war eben ein Jahrhundert, als im Erbfolgekrieg nahe bei den Mauern dieser Stadt ein Erzherzog Karl von Oesterreich Franzosen in Spanien besiegt hatte. Jetzt war es ein neuer Krieg um den Thron; Oesterreich rüstete abermals, und ein zweiter Erzherzog Karl lebte, dessen Feldherrnruhm auch über die Pyrenäen erschollen war.

Durch der Priester Wort entflammt, und durch falsche Verheißungen der Großen, hatten die Einwohner Saragossa's alle die Waffen ergriffen. Zu ihnen war viel aragonisches Landvolk gestoßen, und ein Heerhaufen von zehntausend Mann, mit Palafox der Schlacht von Tudela entgangen. So standen fünfzigtausend Männer unter Gewehr; alle mit Gelübde, lieber Saragossa's Mauern über ihr Haupt zusammenstürzen, als Josephs Zepter herrschen zu sehen. Zweihundert Feuerschlünde bedeckten die Wälle. Unermeßliche Mund- und Kriegesvorräthe, innet den Ringmauern angehäuft, verbannten die Furcht der Hungersnoth. — Mönche, mit des Himmels Fluch und Segen, waren an der Spitze öffentlicher Berathungen; Mönche an der Spitze der Kriegsschaaren. Auf allen Plätzen erhoben sich Galgen für die Feigen; vor allen Hochaltären Gebete für die Tapfern. Ein Ausschuß von sechs Mönchen hielt das Blutgericht über die Mißvergnügten, und fesselte durch Grausamkeit und Schrecken diejenigen, welche weder durch der Priester Worte, noch durch die Wunder der Mutter Gottes vom Pfeiler entflammt werden konnten.

Mitten in der Stadt steigt eine prachtvolle Kirche weit über die andern Paläste hervor. In derselben wird das Bild der heiligen Jungfrau verehrt. Es steht auf hoher Jaspissäule in einer Kapelle, die mit allem Reichthum, den Glaubensseligkeit und Verschwendung anhäufen können, geschmückt ist. Zahllose goldene und silberne Lampen und Leuchter brennen dort unaufhörlich, und strahlen im Wiederschein des Goldes und der Edelsteine an Geräthen und Wänden mit einem Glanze, wie die Sonne, daß die geblendeten Augen kaum das heilige Bild in dem Meere des Lichtes entdecken mögen. Hier, so erzählt fromme Sage der Glaubigen, soll die Gottesmutter den ersten Altar und die erste Verehrung erhalten haben. Darum hoffte Saragossa mit schwärmerischer Zuversicht auf den mächtigen Schutz dieser Himmelskönigin. Je dringender die Noth, je feuriger Andacht und Hoffnung. Alltäglich verkündete der Mund der Priester neue Wunder, welche unsere liebe Frau vom Pfeiler gethan; daran richtete sich immer wieder der sinkende Muth der Glaubenden auf, wenn die Macht der Belagerer näher und näher drang; des Zweifels Frechheit aber strafte der Strang des Henkers.

Schon seit dem Wintermonat hatte ein Heer der Franzosen in Saragossa's Nähe gelagert. Es begnügte sich, die Stadt zu beobachten, und die spanischen Verschanzungen vor derselben zu vernichten. Als aber das Heer durch neuen Zuwachs stark genug war, die weitläufigen Ringmauern auf beiden Ufern des Ebro zu umschliessen, ward die Belagerung mit dem Anfange des Jänners angehoben; die Stadt von allen Seiten eingeschlossen, und die Besatzung von sämmtlichen Aussenwerken verdrängt.

Da Palafox, welchem die Vertheidigung der Stadt vertraut war, die Annäherung der Gefahr sah, schickte er seinen

Bruder Francesco ab, ganz Aragonien zum Aufruhr zu wecken und die Belagerer im Rücken zu beunruhigen. Dieser bestieg des Nachts ein kleines Schiff, fuhr den Ebro hinunter, und landete zu Alcaniz, einer reichen und wohlgebauten Stadt, mit gutbefestigtem Schlosse am Zusammenflusse des Ebro und Guadelupe. Von hier aus breitete sich schnell der Ruf des Aufstandes durch das Land. Zahllose Banden, mit allerlei Waffen, schwärmten herbei, machten die Straßen unsicher und die Zufuhr der Lebensmittel in das feindliche Lager. Mit den ersten gelungenen Wagestücken wuchs des Landsturms Kühnheit, daß er, in Schaaren geordnet, selbst das Lager vor Saragossa anzugreifen gedachte. Doch einige Abtheilungen des französischen Heers, welche an beiden Ufern des Ebro abwärts zogen, trieben in blutigen Gefechten erst den Vortrab des Aufruhrs aus den Schanzen beim Marktflecken Ascila, und über die große Ebene von Puebla d'Ixar hinweg, griffen dann Alcaniz selbst, Stadt und Schloß, stürmend an, und eroberten den Ort, ungeachtet verzweifelten Widerstandes, indem sie die Rotten der Empörten niedermachten oder zerstreuten.

Aber noch ein anderes Heer rückte zur Rettung Saragossa's heran. Der spanische Feldherr Vives hatte den kühnen Entwurf gefaßt, die Hauptstadt Aragoniens zu befreien, oder ihr doch Hilfe zuzuführen. Er war aus dem nachbarlichen Katalonien über die Gebirge gegangen, hatte das Beobachtungsheer der Franzosen, welches die Belagerung deckte, umschlichen, und zeigte sich plötzlich bei Verdiguera am linken Ebroufer. Marschall Mortier, Herzog von Treviso, eilte ihm entgegen; fünfzehntausend der Empörten, die Meisten des Landsturms, standen in vortheilhafter Stellung des Angriffs gewärtig. Sie wurden geschlagen, getödtet, zerstreut; also daß ganz Aragonien in Schrecken gerieth, die Waffen niederwarf, und Saragossa seinem Verhängniß überließ.

Zwei Heerhaufen der Belagerer umschlossen nun diese Stadt, welche in anmuthiger Ebene am Ebro gelagert ist. Der Strom, die fruchtbaren Gefilde in großen Krümmungen durchströmend, trennt von der Hauptstadt eine der größten am linken Ufer gelegenen Vorstädte. Ringmauern, Wälle und eilfertig errichtete Schanzen umgaben Saragossa.

Die Gewalt des Belagerungsgeschützes zerriß die Stadtmauern. Stürmend drangen die Franzosen durch die Trümmer vor in die Straßen. Aber auch diese wurden durch neue Bollwerke verrammelt; jedes Haus glich einem Schlosse, jedes Kloster einer Festung. Durch die dicken Mauern der Gebäude waren Schießlöcher gebrochen; alle Zugänge vermauert. Von Fenstern und Dächern herab donnerten Kanonen. So zwang Saragossa seine Feinde, nachdem schon die Stadtwälle gefallen waren, die Belagerung vor jedem einzelnen Hause, auf jeder einzelnen Gasse zu erneuern.

Während ununterbrochenes Feuer aus den Mörsern unterhalten ward, und Tags und Nachts ein Regen von Erz und Flammen auf die Stadt niederströmte, unterwühlten mehrere Rotten französischer Schanzgräber den Boden Saragossa's, und führten gegen die Belagerten unterirdischen Krieg. Alltäglich stürzten Paläste oder Klöster gesprengt zusammen, oder verdunkelten, von der Gewalt des Pulvers emporgeworfen, mit Staub und Bruchstücken die Luft.

Schon war also ein Drittheil aller Gebäude zerstört oder erobert; schon lag die prachtvolle Kirche der Mutter Gottes vom Pfeiler ein ungeheures Trümmerwerk da, zum Schrecken der Andächtigen: aber nicht der Anblick dieses namenlosen Elendes, nicht der Flammenregen, welcher donnernd aus den Lüften fiel, nicht der Greuel der Verwüstung, welcher nach und nach, einem Erdbeben gleich, aus dem Schoos der Erde hervorstieg, und die Stadt aus ihren Wurzeln riß, zähmte den Starrsinn der Belagerten. Die Geschichte der Welt kennt ein Karthago und Jerusalem, welche, wie Saragossa, von Straße zu Straße in mehrtägigem Kampfe erobert wurden; aber kein Beispiel, wo eine Stadt durch theilweises fortschreitendes Unterwühlen zu Grunde gerichtet werden mußte, die Hartnäckigkeit der Bewohner zu besiegen.

Jetzt befahl der Herzog von Montebello, sich der Vorstadt des linken Ebroufers zu bemeistern, um den ganzen Durchmesser Saragossa's zu beherrschen und sein Feuer zu kreuzen. Siebentausend Empörte vertheidigten mit rasender Beharrlichkeit die Vorstadt, während aus dem Lager der Franzosen eine Stückschanze von fünfzig Kanonen über sie und die Wohnungen und Kloster Tod und Verödung spie. Nach langem blutigen Streit errang der Herzog die Ebrobrücke. Da flohen über diese hinweg zur Stadt die Besiegten. Ihrer viele stürzten getödtet unter dem Schwerd der Verfolger, oder ein Raub des Stromes. Bei viertausend kamen in Gefangenschaft. Zu gleicher Zeit, die Gräßlichkeit des Gefechts zu mehren, flog mit betäubendem Krachen, als stürzte das weite Saragossa zusammen, das weitläufige Schulengebäude in die Luft — Rauch, Flammen, Schutt, Zerstörung und Tod weit umher.

Nun traten Entsetzen und Verzweifelung an die Stelle der Wuth. Die Belagerten selbst schauderten vor den gräßlichen Wirkungen ihres Wahnsinns, als sie zum erstenmal das Gefühl der Ohnmacht überwältigte. Mehr denn fünfzig Tage lang hatten sie jetzt gestritten; mehr denn die Hälfte ihrer Vertheidiger war getödtet, verwundet, gefangen oder erkrankt; mehr denn die Hälfte der Stadt ein dampfender Steinhaufen. Zwanzigtausend streitbare Männer waren während dieser beispiellosen Belagerung verloren; dreizehntausend Verwundete und Sieche lagen in den Krankenhäusern; täglich wurden mehrere hundert Verstorbene aus diesen hinweggeführt, um eben so viel neuen Ankömmlingen ihren Raum zu geben. Auch Palafox, der Feldherr, lag unter den Kranken da. Die Straßen lagen von zahllosen Leichnamen bedeckt, die man sich nicht mehr die Mühe nahm zu begraben. Ansteckende Seuchen wütheten zwischen den Schutthügeln und Gräbern.

Am 21 des Hornungs streckten achtzehntausend der noch vorhandenen Streiter Saragossa's, an Kräften erschöpft, vor dem Herzog von Montebello das Gewehr; bleiche, in blutige Lumpen gehüllte Gestalten. Die kranken entwaffneten Landleute wurden ihrer Heimath zugeschickt; Straßen und Plätze von Trümmern, Sterbenden und Todten geräumt; alle Vorräthe von Waffen und Lebensmitteln in Beschlag genommen, — es fand sich derselben noch große Menge, nur am Pulver war Mangel gewesen, — die Galgen niedergerissen, und alle Unglücklichen mit schonender Menschlichkeit behandelt. Jedem ward verziehen, nur einige der grausamsten Mönche empfingen Todesstrafe.

Erst am zweiundvierzigsten Tage nach der Uebergabe konnte der Sieger den feierlichen Einzug in die Stadt halten. Von seinen Tapfern umgeben, unter dem Donner der Kanonen und dem Zusammenläuten der Glocken zog Montebello mit glänzen-

dem Gepränge ein. Ueber den Brandstätten ihrer Wohnungen jauchzten die Einwohner dem Namen des Kaisers Heil; zwischen den Schutthaufen und Trümmern erklang fröhlicher Lärmen der Musik; in der Nähe ungeheurer Gräber wurden schwelgerische Gastmäler gefeiert. Der Donner aus hundert Kanonen begleitete jeden feierlich gerufenen Trinkspruch an des Herzogs Tische von vierhundert Gedecken. Nur an den Sterbebetten der Geliebten, in den Winkeln zerfallener Gemäuer, weinte heimlich inzwischen der heillose Schmerz.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Varietäten.

## Aus Asien.

— Die Insel Socotora an der Mündung des arabischen Meerbusens, obgleich sehr unfruchtbar, doch bewohnt, etwa zwanzig Stunden lang, sieben Stunden breit, schon den Griechen unter dem Namen der Insel des Dioskorides bekannt, durch ihre Lage als merkantilischer und militärischer Posten nicht unwichtig, ward im April 1805 durch ein dänisches nach Trankebar bestimmtes Schiff besucht, um Wasser einzunehmen. Ein Hr. Evidarlite Colin, der auf diesem Schiffe war, gab Hrn. Maltebrun in Paris einige Notizen über dieses halb vergessene Eiland, welche dem Geographen nicht unwillkommen sein können.

Die ersten Bewohner der Insel wurden von den ältesten Erdbeschreibern für eine vom mazedonischen Alexander hieher verpflanzte Kolonie gehalten; Reisende aus dem Mittelalter fanden hier nestorianische Christen, auch Christen der monophysitischen Sekte. Im siebenzehnten Jahrhundert bemerkten die Engländer hier freie Araber und arabische Leibeigene, monophysitische Christen, die in den Bergen wohnten und allen Umgang mit Arabern mieden, und ein halbwildes Volk ohne Hütten lebend.

Die dänischen Reisenden im Jahre 1805 bemerkten vom Christenthum keine Spuren mehr; fanden nur Araber, deren Gouverneur oder Saib auf einer Matte thronte, in schlichtes Baumwollentuch von blauer Farbe gehüllt, wie seine Unterthanen, ohne anderes Zeichen einer höhern Würde. Die Insulaner hielten jeden Europäer für einen Arzt, und zwangen mehrere ans Ufer Gestiegene, ihre Kranken zu besuchen, und ihnen auf gut Glück Arznei zu geben. — Eben so unwissend waren sie über das Dasein und die Kraft des Schießgewehrs. Als einer von der Schiffsgesellschaft ein Paar Meerschwalben geschossen, wollten alle das Pulver und Blei betrachten. Einer von den Arabern trieb die Neugier so weit, daß er sich an eine Mauer stellte, und schlechterdings verlangte, man solle zum Versuch einmal auf ihn schiessen.

Zum Handel fand man nichts, als Aloegummi, einen karminrothen Gummi, Kühe, Ziegen, Schafe, einiges Geflügel und Datteln, auch Aloe. Für kleine Zier- und Tandwaaren wollten die Insulaner nichts verkaufen; sie forderten Piaster.

Der Gouverneur oder Saib dieses Völkchens steht unter dem Imam von Mascate. Der Handel der Insel beschränkt sich auch bloß auf Tausch und Kauf mit dieser Stadt und mit der von Zanzibar, die dem gleichen Fürsten unterthänig ist.

Der Hauptort von Socotora ist Tamarida. Die Häuser von Korallengestein erbaut, mit Kalk beworfen, viereckig, platt, meistens nur mit einer Thür und drei bis vier sehr hohen Gitterfenstern versehen, von innen in zwei Gemächer getheilt für die männlichen und weiblichen Bewohner, schimmern mit ihren weißen Mauern weit über die Meersbucht hin, an der sie unordentlich umhergesäet liegen. Die Tempel sind rund, mit einer Kuppel, mit grotesken Figuren an den Wänden bemalt.

Ein anderes Städtchen, welches diese Insel noch an der Küste hat, verdient kaum den Namen, und ist etwa nur von zwanzig Familien bewohnt.

## Aus Italien.

— Zu den neuesten bemerkenswerthen Produkten der italienischen Literatur gehört die Beschreibung von Canova's Bildhauerarbeiten, welche ein venetianisches Frauenzimmer unternahm (*opere di Scoltura e di Plastica di Antonio Canova, descritte da Isabella Albrizzi, nata Teotochi*). Diese Schriftstellerin hatte schon früher einige mit Beifall aufgenommene kleine Arbeiten ihrer Muse herausgegeben. Ihre Beschreibungen von Canova's Kunstwerken sind nicht sowohl mit dem Ernst des Kenners, als mit dem Entzücken des Bewunderers verfertigt, aber in reizender Sprache, voller Feuer und mit glücklicher Fantasie.

Der verdienstvolle Naturforscher Brugnatelli fährt fort, sein *Giornale di fisica, chimica e storia naturale* in Mailand herauszugeben. Es ist bekanntlich das einzige in Italien, welches der Naturkunde ganz ausschliessend geweiht ist, und immer reich an interessanten Beiträgen italienischer Physiker.

## Aus Deutschland.

— Heinrich Hornschuh, Einwohner in Groß-Gaboz, einem sachsen-gothaischen Dorf im Thüringer Walde, machte, durch die Noth getrieben, einen glücklichen Versuch, statt der gebrannten Ziegeln mit dünnen Steinplatten zu decken. Die Regierung ist aufmerksam darauf geworden, und hat Anstalt getroffen, diese Erfindung in größere Anwendung zu bringen. Man hat auch bereits in dasigem Bezirk drei Gruben entdeckt, wo zu dieser Bedachung Steinplatten gebrochen werden können. Sie werden zu regelmäßigen Quadraten von sechzehn Zoll gehauen. In eine der vier Ecken wird mit dem Spitzhammer ein Loch gehauen, um sie mittelst eines Nagels auf die Dachlatten zu befestigen. Die beiden gegenüber stehenden Ecken werden nun etwas abgekappt, und dann die Platten rautenförmig neben einander gelegt, so daß die in der obern Reihe immer zwei Seiten, die in der untern nur einen oder anderthalb Zoll bedecken. Inwendig werden die Fugen mit einem dünnen Kitt verstrichen. Die Vorzüge dieser Bedachung sind, daß sie schön aussieht, Sicherheit gegen Feuersgefahr gibt, länger dauert, Ersparung des zum Ziegelbrennen nöthigen Holzes bewirkt, wohlfeiler ist, große Reinlichkeit in den Dachboden zur Aufbewahrung des Getraides erhält, und vor den gewöhnlichen Schieferdächern den Vorzug hat, daß sie keiner Unterlage von Brettern bedarf, und beim Feuer nicht platzt.

— Der Professor Stephan versichert aufs neue, daß er mit dem Gehörknöchelchen, Hammer genannt, an sein Ohrtrommelfell willkührlich so schlagen könne, daß es auch ein neben ihm stehender vernehmen kann. Er behauptet, daß der Schall willkührlich entstehe, ohne alle Anstrengung bloß aus freiem Willen hervorgebracht werde, nicht den mindesten Schmerz verursache, zu jeder Zeit, lang oder kurz, geschwind oder langsam vorgebracht werden könne. Er gleicht übrigens dem Schlag einer Sackuhr, und kann auch in einiger Entfernung gehört werden.

Ar.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 25. — den 28 März 1810.


## Ueber den Zustand Neureussens im südlichen Rußland, und die dortigen ausländischen Kolonien im Jahre 1809.

### Vorbemerkung des Herausgebers.

Bei allem Waffenglück des Kaisers Alexander von Rußland macht dieser weise und liebenswürdige Monarch durch die Kultur öder Gegenden noch beiweitem glänzendere Eroberungen im Innern seines unermeßlichen Reiches, als an den Grenzen durch die verödende Macht des Schwerdes. Beweis dafür ist auch der Anbau jener fast endlosen Einöden des südlichen Rußlands, wo auf einem Flächenraum von mehr denn dreitausend Geviertmeilen eine neue Welt von gewerbreichen Städten, Handelsplätzen und fruchtbaren Dörfern aufzublühen beginnt.

Der Herzog von Richelieu, durch die Stürme der französischen Revolution aus seinem Vaterlande entfernt, fand unter dem Schutze des Beherrschers von Rußland ein neues Vaterland in Taurien. Als Generallieutenant bekleidet er schon seit sieben Jahren das ehrenvolle Amt eines Kriegsgouverneurs der drei Departemente Ekaterinoslaw, Taurien und Cherson.

Die bereits unter der großen Katharina um Odessa gegründeten Kolonien fesselten vorzüglich die Aufmerksamkeit des Herzogs. Er wollte auch andern die Wohlthat einer ruhigen Freistätte eröffnen, die er selbst in diesen Gegenden gefunden, und auf seine Veranlassung erließ der Selbstherrscher aller Reussen einige allgemeine Verordnungen, die Aufnahme fremder Kolonisten in Neurußland betreffend.

Der Erfolg davon war, daß ziemlich zahlreiche Karavanen von Kolonisten aus allen Gegenden Deutschlands nach Neurußland zogen, ohne daß dazu von Seiten Rußlands besondere Anreizungen oder Werbekünste vonnöthen gewesen wären. Es wurden dazu nicht einmal besondere Agenten aufgestellt; die Auswanderungslustigen mußten sich an die Minister, Residenten, Geschäftsträger und Konsuln wenden, bekamen keinen Vorschuß, und mußten, wenn sie Pässe erhalten wollten, freien Abzug und obrigkeitliche Erlaubniß zur Auswanderung, desgleichen den Besitz von dreihundert Gulden Vermögen darthun. Trotz dem fehlte es, wie gesagt, nicht an Emigranten.

Der unvermeidliche Druck der seit so vielen Jahren in Deutschland gewesenen Kriege vermehrte besonders im verflossenen Jahre die Auswanderung nach Neurußland in solchem Grade, daß verschiedene deutsche Ortsbehörden sich die Mühe gaben, die Lage der Kolonisten in Neurußland als höchst elend und beklagenswürdig darzustellen, um — die Auswanderungslust zu dämpfen.

Ein Paradies mags dort freilich noch nicht sein, aber durch Freiheit und Industrie entstand auch schon aus Sümpfen ein reiches Holland, ein majestätisches Venedig. Es ist vergebliche Mühe, das Volk durch einseitige Sagen zu blenden. Auswanderungen zu verhüten, gibt es nur ein einziges gerechtes und wirksames Mittel: machet es jedem in seinem Vaterlande möglich, Frieden, Schutz und Brod genug zu finden. Es gehört warlich schon eine große Last des Ungemachs dazu, ehe der Mensch Verwandte, Freunde und Heimath gegen das ungewisse Loos einer fremden Weltgegend zu vertauschen sich entschließt.

Die über Neurußland bisher bekannt gewesenen geographischen und statistischen Nachrichten sind äusserst unvollkommen und schwankend. Um so mehr freuet es mich, den Freunden der Länderkunde die nachfolgenden lehrreichen Notizen mittheilen zu können.

Aarau, 24 März 1810. Heinr. Zschokke.

---

Die zur Ansiedelung ausländischer Kolonien im südlichen Rußland bestimmten Ländereien liegen nicht, wie man im Auslande gewöhnlich meint, nur in Taurien allein; sondern in drei an einander grenzenden Gouvernements, dem Chersonschen, Ekaterinoslawschen und Taurischen, deren jedes unter einem besondern Gouverneur und einer eigenen Gubernial-Regierung stehet. Sämmtliche haben aber zum Oberbefehlshaber sowohl der Militär- als der Zivil-Administration den Kriegs-Gouverneur, Generallieutenant und Ritter, Herzog von Richelieu, von dessen Leitung auch die Ansiedelungen ausländischer Kolonien abhängen.

Das Chersonsche Gouvernement liegt zwischen dem Dniester und Dnieper; darinnen Cherson die Gouvernementsstadt, Odessa aber die vornehmste Handelsstadt ist.

Das Ekaterinoslawsche liegt (zwei Kreise am rechten Ufer des Dniepers ausgenommen) zwischen dem linken Ufer dieses Flusses, dem Donez und dem rechten Ufer des Kalmius, der bei Mariopol ins Asowsche Meer fällt. Darin ist Ekaterinoslaw am Dnieper die seit zwanzig Jahren erbauete Gouvernementsstadt.

Das Taurische Gouvernement enthält, ausser der Halbinsel gleiches Namens (ehmals die Krimm genannt), noch die nordwärts Perekop, zwischen dem linken Ufer des Dniepers und dem rechten der Berda (die sieben Meilen von Mariopol westwärts ins asowsche Meer fällt) gelegene Strecke Landes. Oberhalb macht die unter dem 47° in den Dnieper fallende Konskaja die Grenze zwischen diesem und dem Ekaterinoslawschen Gouvernement. Die Gouvernementsstadt Sympheropol (ehedem Akmetschet) liegt am Salgir in der Halbinsel; Feodosia (ehemals Kaffa) und Koslow sind die vorzüglichsten Handelsstädte. — Jedes dieser Gouvernements ist in sechs bis acht Kreise abgetheilt, deren jeder seine Kreisstadt besitzt, wo die Kreis- und Niederlandgerichte, wie auch andere Zivilbehörden ihre Sitze haben.

Die erwähnten drei Gouvernements liegen zwischen dem 47 bis 57° der Länge, und dem 44 bis 49° der Breite.

Der Flächenraum und die Volksmenge derselben betragen:

| | Quadratmeilen. | | Seelenzahl. | Auf eine Q. M. |
|---|---|---|---|---|
| im Chersonschen | 1312 | über | 450,000 | 343 |
| im Ekaterinoslawschen | 1012 | an | 500,000 | 494 |
| im Taurischen . | 907 | — | 290,000 | 319 |

Mit Inbegriff des Adel- und Priesterstandes, der russischen, bulgarischen, deutschen und jüdischen neu angesiedelten Kolonien, kann sich die Volksmenge in allen drei Gouvernements auf eine Million und 320,000 Seelen belaufen.

Da diese ganze Strecke Landes größtentheils eine erhabene und trockene Lage hat, so lassen sich, den Flächenraum der Flüße und Gewässer abgerechnet, deinahe dreitausend Quadratmeilen urbares, zum Ackerbau sehr vortheilhaftes Ackerland annehmen.

Daß das Klima dieser Landschaften gemäßigt sein müsse, erhellet aus der nördlichen Breite vom 44 bis 49° zwischen denen sie liegen. Doch ist zu bemerken, daß die südlichen russischen Länder (den südlichen Theil von Taurien ausgenommen) im Ganzen eine etwas kältere Temperatur haben, als andere europäische von gleicher Breite westwärts gelegene Länder. Ohne Zweifel rührt dies daher, weil alle diese Gegenden weder durch Gebirge noch durch Wälder gegen die kalten Nord- und Nordostwinde geschützt sind. In dem nördlichen Theile des erwähnten Landstriches tritt, nach vorausgehenden Nachtfrösten des Oktobers, der Winter — doch nicht anhaltend — im November ein; das Frühjahr im März, selten im April. Den 11 (23) Dezember dieses Jahres (1809) weidete das Vieh in Ekaterinoslaw noch auf dem Felde. In dem südlichen Theile, besonders in Taurien, ist das Klima viel milder, und der Mandelbaum blühet da oft schon gegen Ende Februars.

Ein Land, welches eine mehr erhabene als niedrige Lage, folglich überall trockenen Boden, keine Moräste hat, muß, physisch, beurtheilt, eine gesunde Luft haben, welches auch durch die Erfahrung hinlänglich erwiesen ist. Niemand, der diese Gegenden kennt, hat auch je die Gesundheit des Klimas hier bezweifelt. Demungeachtet werden neue Ankömmlinge nicht selten von intermittirenden Fiebern befallen, die nach dem Verhalten des Kranken mehr oder weniger anhaltend sind. Schneller Uebergang der Tageshitze zur Abendkühle, Vernachläßigung sich vor Sonnenuntergang wärmer zu kleiden, und übermäßiger Genuß der hier häufigen süßen Melonen sind öfters die Ursachen dieser Krankheiten.

Fast die ganze Oberfläche des Chersonschen und Ekaterinoslawschen, wie auch der größte Theil des Taurischen Gouvernements bestehet, wie schon gesagt worden, aus einem zum Ackerbau sehr vortheilhaften Erdreiche. Ausser einigen Stellen von unbeträchtlicher Größe, wo der Boden hie und da leimartig oder mit zu viel salzigen Theilen vermischt ist, hat die schwarze vegetabilische Dammerde von zwei bis drei, in den Thälern aber bis fünf und sechs Fuß Tiefe. Daher ist in dem südlichen Rußland der Dünger für den Getraidebau ganz entbehrlich und nirgends gebräuchlich.

Die gewöhnlichsten Getraidearten sind: Roggen, Waizen, Hafer, Gerste, Hirse, Buchwaizen, Türkisch Korn (Mais), Erbsen, Bohnen, Linsen, Hanf, Flachs, Tabak, Anis, Kartoffeln, süße und Wassermelonen, die häufig zum Genusse des Landmannes im Felde gebauet werden. Die Gärten liefern Gemüse und Obst; die Bienenzucht Wachs und Honig. Weinbau ward bisher nur in Taurien stark getrieben, und der Wein von da verführt. Aber die Rede kann, wenn die Anlagen mit Einsicht gewählt werden, auch in den andern Gouvernements gedeihen. Taurien liefert überdem so viel Salz, daß ausser der Halbinsel noch eilf Gouvernements damit versehen, und beträchtliche Quantitäten davon sogar nach Natolien verschifft werden.

Der seit zehn Jahren hier eingeführte Seidenbau verspricht nach einiger Zeit unzweifelhaften Erfolg. — Häute, Talg, Wolle, Schaffelle liefert die beträchtliche Rindvieh- und Schafzucht in Menge. Das nördliche Rußland wird von hier aus mit Schlachtvieh und die Armee mit Kavalleriepferden versehen. Mit Einführung und Ausbreitung der spanischen Schafzucht ist hier bereits auch schon ein sehr guter Anfang gemacht und davon eine nambafte Quantität feiner Wolle gewonnen worden.

An Waldungen mangelt es diesem Lande, weil sie von den ehemals hier wohnenden Nomadenvölkern größtentheils ausgerottet worden sind. Obschon es deren einige gibt und auch die Ufer des Dniepers und Dniesters hie und da mit Gehölzen bewachsen sind, bestreiten sie doch nur die Holzbedürfnisse der in ihrer Nähe liegenden Gegenden. Darum wird das meiste Bauholz aus den waldreichen Gegenden des Oberdniepers in Menge hieher geflößet. Durch Anpflanzungen von schnell wachsenden Holzarten, wie es die gemachten Versuche beweisen, soll diesem Mangel mit der Zeit abgeholfen werden. Zur Feuerung bedienet man sich der in

Ueberfluß wild wachsenden Steppenkräuter und Gewächse, nach der Landessprache Burian genannt, welches in Mannshöhe anwächst und ohne Kosten den Mangel des Brennholzes ersetzt. Ausserdem wird auch Stroh, Rohr, Kuhmist, zuweilen auch überflüssiges Heu, zur Feuerung im Hauswesen, wie auch zum Branntewein- Ziegel- und Kalkbrennen gebraucht. *)

Die gewöhnlichen Getraide-Erndten geben fünf- sechs- bis siebenfältige, die gesegneten acht- bis zehnfältige Frucht und druber; Hirse zuweilen das zwanzigste, dreißigste bis fünfzigste Korn.

(Der Beschluß folgt.)

## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

3.

Die Spanier versuchen Widerstand am Guadianastrom, werden aber bei Medellin und Ciudad-Real geschlagen.

Der Fall Saragossa's, durch welchen sechszigtausend Franzosen zu andern Bestimmungen freien Gang gewonnen, erschütterte die Widerspenstigsten in Aragonien. Niemand sann fortan auf Vertheidigung. Auch Jaca ergab sich am 22 des Märzmonats ohne Gegenwehr. Dies ist eine aragonische Stadt am Fuße der Pyrenäen, mit einer Festung, welche der Empörten letzter Stützpunkt in diesen Gegenden war.

Nun blieben nur noch die Küstenländer des mittägigen Spaniens zu überwinden, Katalonien, Valencia, Murcia, Granada und Andalusien.

In Katalonien widerstanden noch Girona und das ganze Gebirge. Vives Heerbanden, in Aragonien vernichtet, lebten in den katalonischen Thälern wieder auf, welche Gouvion St. Cyr verlassen hatte, um die Belagerung Saragossa's zu decken. Als diese beendigt, eilte derselbe dahin zurück, wo in den pyrenäischen Berggründen, zwischen den Städten Solsona und Manresa der Aufstand neue Kräfte unter spanischen Bannern versammelt hielt.

In Andalusien aber, jenseits der Sierra Morena, war der Mittelpunkt des großen Aufruhrs. Sevilla hatte wieder unter seinen Mauern die höchste Junta, deren Befehlen die aufständischen Heere und selbst Indien gehorchten. Das Unglück der Waffen hatte keinen verzagt gemacht. Mit neuen Werbungen wurden die in den letzten Schlachten zerstreuten Heere hergestellt, und ihre Anführung neuen Befehlshabern anvertraut, welche, wenn gleich noch ohne Lorbeern, doch auch ohne öffentliche Schmach geblieben. Castanuos Name verlor sich in Dunkelheit; der Herzog von Infantado, welcher das unglückliche Mittelheer bei Madrid und auf der Samosierra geführt hatte, verlor die Befehlshaberwürde, und der Herzog von Urbino (Graf von Castogal) ward Oberfeldherr der andalusischen Macht auf den Höhen der Morena, und in den Thalgeländen der Mancha. — Auch Cuesta, nachdem er Biscaya und Asturien meiden mußte, war hier von neuem Feldherr eines besondern Heerhaufens geworden, der vierzehntausend Fußgänger und zweitausend Reiter stark in Estremadura zwischen den Strömen des Tajo und Guadiana stand.

Als man nun den Aufbruch der französischen Schaaren gegen das mittägige Spanien vernahm, befahl die Junta, die Ufer des Tajo zu behaupten, der, von den aragonischen Bergen gen Portugall strömend, das Reich in zwei ungleiche Hälften scheidet. Cuesta mit sechszehntausenden stellte sich zu Truxillo und Almaraz; ihm zur Rechten rückte mit zehntausenden der Herzog von Albuquerque über Ciudad Real durch La Mancha gegen Toledo; ihm zur Linken bewegte sich eine englisch-portugiesische Heerschaar von vierzehntausend Streitern gen Alcantara.

Ehe noch diese Heerhaufen alle die beschlossenen Stellungen eingenommen hatten, wälzten sich die Schaaren Frankreichs schon von verschiedenen Seiten wider sie heran.

Zuerst stieß Napoleons tapferer Marschall Victor, Herzog von Belluno, bei Almaraz auf Cuesta's Völker. Nachdem er auf mehrern Stellen über den Tajo gegangen, drängte er die Vorhut der Spanier fechtend von Almaraz und Truxillo zurück. Cuesta, in der Gewißheit, eine Schlacht nicht vermeiden zu können, nahm eine Stellung rückwärts am Guadianastrom, zwischen San Benito und Medellin, dem Geburtsorte des Fernando Cortes, Eroberers von Mexiko. Hier wollte er Sevilla decken und den entscheidenden Tag erwarten. Er bildete auf den Höhen drei Treffen; fünfzig Feldstücke bestrichen den vorliegenden Thalgrund.

Unaufhaltsam war ihm Marschall Victor gefolgt. Am achtundzwanzigsten des Märzes erblickten sich beide Heere. Sogleich begann der Kampf. Während desselben schickte Cuesta dreitausend geübter Soldaten durch Umwege und Bergschlünde ab, in den Rücken der Franzosen. Aber ehe sie ankamen, war schon der linke Flügel der Spanier durch des Marschalls Ungestüm in Verwirrung gerathen. Die furchtbare Erschütterung pflanzte sich auf die Mitte der Schlachtordnung fort. Nur der rechte Flügel, wo Cuesta selbst im Gefecht stand, wich nicht. Er focht einzeln noch, als alle übrige mit weggeworfenen Waffen flohen; einzeln fochten und fielen die dreitausend durchs Gebirge Verschickten. Die Nacht endete die Niederlage; der Todten bedeckten sechs- bis siebentausend das Schlachtfeld von Medellin; mehrere tausend Gefangene, zwölf Fahnen, dreißig Feldstücke waren die Früchte dieses Sieges, welchen der Marschall noch am folgenden Tage verfolgte, da seine Schaaren vor Badajoz, der Hauptstadt des lieblichen Estremadura, erschienen.

Während der Marschall diese glänzende Schlacht gewann, trug der französische Feldherr Sebastiani bei Ciudad Real einen eben so wichtigen Sieg davon. Hier stand hinter der Guadiana Urbino's Vortrab, zwölftausend Mann stark, mit

*) Wären diese Gegenden hinreichend von Waldungen durchschnitten, würden sie vollkommen die Temperatur des südlichen Deutschlands gewinnen. Es ist viel erfahrne Thatsache, daß die Grade der Kälte, wie der Hitze, in holzarmen Ländern beiweitem größer sind, als in verhältnißmäßig bewaldeten. In den salzhaltigen Steppen wird der Anbau der Waldungen immerdar schwierig bleiben. Man sollte sich dort mit großen Plantagen von wilden Kirschen begnügen, und den übrigen Boden der Viehzucht widmen, besonders den Schafheerden. Waldungen, besonders zu Bauholz, gedeihen nur im süßen Boden. Aber Anlagen von Akazienwäldern im Großen werden schwerlich gelingen, wenigstens ungemein langsam fortschreiten. Warum dachte man noch nicht daran, Versuche mit Birken- Ulmen- und Tannensaat auf aufgelockerten Boden zu machen? Ueberhaupt scheint es den Departementsregierungen im südlichen Rußland noch sehr an Forstverständigen zu mangeln, durch deren Thätigkeit jene Einöden allein recht bewohnbar, mildern Klimas und reicher an Wasserquellen gemacht werden würden.

Anm. des Herausgebers.

fünfzehn Feldstücken. Ehe noch die Spanier Zeit gewannen, die lange Brücke über den seichten Fluß zu zerstören, hatten sich die Franzosen ihrer bemächtigt. Darauf griffen diese mit Ueberlegenheit von Muth und Macht und Kunst die spanischen Schlachtreihen im Sturmschritt an. Die dürren Felder von Ciudad Real tranken Menschenblut in Strömen. Uebermannt zogen sich die andalusischen Rotten gegen die Felsen der Morenakette zurück. Es war der siebenundzwanzigste Tag des Märzmonats. Anderthalbtausend Spanier lagen entseelt auf dem Kampfplatze; ihrer viertausend geriethen in Gefangenschaft.

Sebastiani verfolgte aber die Fliehenden bis zum Fuß der Sierra Morena. Alle Waffen- und Kriegsvorräthe, welche von den Britten mit Ueberfluß zwischen dem Gebirge und dem Guadianaflusse angelegt waren, wurden eine Beute der Sieger.

---

4.

Der Herzog von Dalmatien dringt in das mitternächtliche Portugall ein, wird aber zum Rückzug gezwungen.

Nun schien dem Zuge über die Sierra Morena nichts mehr entgegen zu stehen, besonders da man den Heerhaufen des Herzogs von Dalmatien nahe glaubte, der durch Portugall herab an der Abendseite der andalusischen Grenzen erwartet wurde. Schon längst hatten Gerüchte seinen Einzug in Oporto und Lissabon verkündet. Die Vorwachten des Marschalls Victor, welche bei Badajoz in das Portugiesische hineinstreiften, hofften täglich auf die Vorhut desselben zu stoßen. Allein sie suchten vergebens. Widrige Schicksale hatten die kühnen Entwürfe des Herzogs von Dalmatien vereitelt.

Nachdem derselbe im Anfange des Jahrs die Engländer bei Corunna auf ihre Schiffe zurück ins Meer getrieben, zog er an den abendlichen Küsten Galiziens über Vigo hinab zu den Mündungen des Minho. Aber hier von Britten und empörten Portugiesen, und durch des Stromes Breite gehemmt, ging er den Fluß aufwärts bis zur galizischen Stadt Orense, berühmt von ihren siedend heissen Quellen, und daselbst über die Brücken. In den waldigten Bergschlünden von Juzo und Allariz begegnete ihm la Romana's kleines Heer, welches er in den ersten Tagen des Märzes schlug, und in die Thäler von Orez versprengte; berannte dann die portugiesische Grenzfeste Chaves am Tamegaflusse, die sich nach drei Tagen durch Unterhandlungen ergab, und breitete sich nun in den rauhen Thälern von Traz os Montes aus, gegen Oporto gewandt.

Zwanzigtausend Portugiesen verlagerten dem Herzog bei Braga den Weg. Er griff sie an, durchbrach ihre Reihen, eroberte ihr sämmtliches Geschütz und drängte sie vor sich hin gen Oporto.

Hier war in einem großen befestigten Lager, auf den Seiten durch viele Bollwerke und Schreckschanzen gedeckt, die gesammte portugiesische Macht vereint. Der Herzog, nachdem er die Werke des Feindes gemustert, bemächtigte sich in einzelnen Gefechten der Schreckschanzen, und lieferte nun am neunundzwanzigsten Märztag vor Oporto eine vernichtende Schlacht.

Mehr denn zweihundert Feldstücke schleuderten Verderben gegen beide Heere. Die Portugiesen, von Engländern geführt, fochten im Angesicht der großen Stadt ihres Vaterlandes mit unerwarteter Wuth, welche selbst der Franzosen Tapferkeit oft wanken machte. Tausende fielen in diesem blutigen, verzweiflungsvollen Streit; aber in die großen Lücken der Schlachtreihen sprangen muthig andere vor. Fechtend erstiegen die Franzosen des Lagers Wälle, bis alle Schanzen erobert und die Portugiesen alles schweren Geschützes darin beraubt waren. Nun wichen nicht ohne Verwirrung die Besiegten, mit Hinterlassung sämmtlicher Feldstücke, also daß den Ueberwindern über zweihundert Stück derselben zu Gebote standen. Mehr denn zehntausend Mann wurden in dem Treffen gefangen oder erschlagen.

Auch den Franzosen hatte dieser Tag das Blut vieler Tapfern gekostet. Ruhmvoll war der Sieg bei Oporto gewesen, aber ohne Frucht.

Denn der Herzog von Dalmatien fand hier den Grenzstein seines Siegeszugs. Er stand allzuarm an Mitteln im Herzen eines empörten Landes, getrennt von Galizien und ohne Verbindung mit der übrigen Kriegsmacht seines Kaisers, während eine englische Macht von Lissabon, wo erst seit kurzem beträchtliche Schaaren gelandet hatten, gegen ihn in vollem Anzug war. Schon am 10 Mai, als sein Vortrab bis zum Vouga-Flusse gekommen, wurde derselbe von brittischen Kriegsvölkern angefallen, und zurückgedrängt über den Duero. Auf einer andern Seite hatte ihrer und der Portugiesen ein zahlreicher Heerhaufe den Feldherrn Loison zurückgeschlagen, welcher vom Herzog mit dreitausend Mann zum Flecken Amarante am Duero geschickt war. Begeistert für ihr Vaterland, durch der Britten Gold und Waffen unterstützt, schwoll die Menge der Landeseingebornen mit jeder Stunde. Ein geringer Sieg in Gefechten verlieh ihnen mehr Muth, als eine verlorne Schlacht rauben konnte.

So, weit umher von den Flammen eines grenzenlosen Aufruhrs umlodert, von Uebermacht bedrängt, beschloß der Herzog den Rückzug aus Portugall. Schon blieb ihm kein Weg mehr, als sich in die wilden Gebirgsengen von Salamonde zu werfen, um ohne Gefahr zu entkommen. Aber auf diesen rauhen Bergpfaden ward ihm die Beute des Sieges von Oporto, der Feldstücke ungeheurer Troß, zur Last. Er zerstörte, was nicht mitzuführen war, und brachte sein ermattetes Heer wieder Ende Maimonats in die galizischen Thäler heim, von wannen es gekommen.

Zur glücklichen Stunde traf er in dieses Land ein, welches schon bereit war, hinter ihm die Fahne des Aufstandes zu schwingen. Denn während die Franzosen im mittägigen Spanien siegten, hatten sich alle Völkerschaften der mitternächtigen Küsten wieder empört.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— Die würtembergische Kanzlei macht gemessenst bekannt, daß man das Dehnen und weitläufige Schreiben in den Akten einstellen soll, weil es das Verständniß erschwert und den Partheien viel Kosten verursacht.

— Der Mechanikus Kraut zu Bremen hat durch die Erfindung eines neuen Reise-Barometers zum Höhenmessen mancherlei Unbequemlichkeiten, welche, wie Kenner wissen, den Gebrauch dieses Instruments erschwerten, abgeholfen.

Nr.



Miszellen

für die

# Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 26. — den 31 März 1810.

## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

5.

### Gallizien, Asturien und Biscaya erneuern den Aufruhr gegen die Franzosen.

Es waren nur schwache Besatzungen in den Städten dieser Gegenden geblieben. Dies machte dem unruhigen Volke Muth. Englische Fahrzeuge schafften heimlich Waffen herbei, und was zum Kriege gehört. Geld brachten die von England zurückkehrenden Ausgewanderten. Auch der Bischof von San Andero war unter ihnen; mit seinem unsterblichen Hasse Frankreichs entflammte er das täuschbare Landvolk.

In Biscaya stellte sich ein spanischer Edelmann, Fernando de Echevarria, an die Spitze der Mißvergnügten. Ihrer viele folgten ihm, fingen die Boten der königlichen Beamten auf, griffen die schwachen Besatzungen an, und ermordeten in den Gefängnissen die Gefangenen. Bald aber fiel Echevarria selbst in seiner Feinde Gewalt, aus welcher ihn die Verwegenheit seiner Anhänger vergebens zu retten suchte. Vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, löschte sein Blut wieder die ersten Funken des Aufruhrs.

Auch Gallizіens Versuche zur neuen Empörung waren weder von Dauer noch Größe. Zwar hatten sich, da des Herzogs von Dalmatien Heerhaufe gegen Portugall gezogen, starke Banden zusammengerottet, welche die Straßen gefährlich machten, und die einzelnen Mannschaften der Franzosen in Dörfern und kleinen Städten überfielen, tödteten, oder als Gefangene entführten. La Romana's streifende Horden mehrten sich in den Gebirgen, und zerrissen alle Verbindung zwischen dem Heer des Herzogs von Dalmatien und jenem, welches Marschall Ney in einem Theile Gallіziens und Leons befehligte. Allein ehe der Aufruhr dieser Bergvölker zur Kraft erwuchs, hatten die Schaaren dieses Marschalls eben so schnell die bewaffneten Banden der Gallizier zersprengt, als sie zusammengetreten waren.

Drohender ward der Aufstand von Asturien. Schon vor seinem Ausbruch im Anfange des Aprils beherrschten gewaltige Gährungen alle Gemeinden. Die Ankunft des Bischofs von San Andero, Gerüchte vom Unglück der französischen Macht in Deutschland, Verheißungen naher Landungen brittischer Kriegsvölker an Asturiens Küsten blendeten die leichtglaubige Menge, welche den Haß gegen Frankreich nur mühsam verbarg, so lange französische Bajonete in der Nähe blitzten. Nun aber, da die Sage verbreitet ward, Napoleon in tiefer Gefahr ziehe seine ganze Macht aus Spanien zum Rhein, brach der verheelte Grimm mit furchtbarer Freude aus. Tausende strömten zusammen, und zogen verheimlichte Waffen aus den Schlupfwinkeln hervor.

Als Romana von den Fortschritten dieser Empörung vernahm, ging er mit seinen Rotten aus den gallizischen Gebirgen und stellte sich an die Spitze der Asturier. Er erblickte schon das ganze Land in Waffen; die königlichen Beamten entsetzt, ermordet oder in Kerkern, in der Hauptstadt Oviedo eine Junta der Aufrührer; Feldherren bei den Landstürmen. Aber diese Junta und diese Feldherrn unter sich selbst entzweit, drohten durch Uneinigkeit größere Gefahr, als eine französische Macht. Darum eilte Romana nach Oviedo, lösete am zweiten Tage des Mai's die Junta mit bewaffneter Hand auf; ernannte neue

Obrigkeiten und ordnete die Vertheidigung des Landes an, dessen Berghöhen, jetzt noch mit Schnee bedeckt, für eindringende Eroberer unübersteiglich gehalten wurden.

Dennoch erschienen die Franzosen eben so unerwartet, als zahlreich, die Empörer zu strafen. Von drei Seiten drangen sie ins Land, die gebrochenen Eide zu rächen. Von Gallizien kam die Macht des Herzogs von Elchingen; von Astorga im Leonischen der Feldherr Kellermann; von Aragonien her, auf der biscaischen Seite, Feldherr Bonnet gegen San Andero.

Unabwehrbar drangen die französischen Heersäulen durch das Land. Felsen ohne Wege, Ströme ohne Brücken hemmten ihren Lauf nicht. — Am meisten mit der Bergwildniß Asturiens hatte Kellermanns Heerschaar zu kampfen. Sie überstieg die Höhen bei Aarbas und Pagares, schlug den asturischen Befehlshaber Morglano dreimal in zwolf Stunden, zog am zwanzigsten Tage des Mai's zu Pola di Sena ein, und vereinigte sich mit dem Herzog von Elchingen, welcher den Tag vorher schon nach einem kleinen Gefecht in Oviedo eingerückt war.

Am blutigsten ward aber bei San Andero gefochten, wo Feldherr Bonnet den asturischen Befehlshabern Marquesito und Ballasteros begegnete. Drei Tage lang wurde gefochten; San Andero erobert; der Aufstand zersprengt. Dreitausend Spanier streckten die Waffen, über tausend verloren das Leben.

Doch mehr durch die Schnelligkeit dieser Bewegungen überrascht und gelähmt, als durch das Schwerd der Franzosen erreicht, zerstäubten die asturischen Landstürme. Romana, der wüthende Bischof von San Andero, und viele ihrer Getreuen, schifften sich mit eilfertiger Flucht im Hafen von Gijon ein; Romana's Heerschaar rettete sich in die gallizischen Berge. Wer von den Asturiern die Waffen nicht streckte, floh in die vaterländischen Gebirge hinauf, wo Romana's Neffe, Caro, den Befehl der herumirrenden Rotten übernahm.

Die, welche nach Gallizien zurückgegangen waren, fielen in die Gewalt des aus Portugall gekommenen Herzogs von Dalmatien. Nirgends blieb den Empörten Sicherheit.

---

## 6.

Blake fällt in Aragonien ein, wird aber bei Santa-Fe und Belchite durch Suchet geschlagen, und räumt dies Land wieder.

Durch des Feldherrn Bonnet Zug gegen San Andero war inzwischen derjenige Heerhaufe geschwächt worden, welcher unter Suchets Oberbefehl das Land Aragonien hütete. Dieses zwar wagte seit Saragossa's Fall keinen Aufstand; jedoch stand drohend auf den Grenzen von Valencia der spanische Feldherr Blake mit nicht verächtlicher Macht.

Als derselbe nun hörte, wie ein Theil französischer Schaaren Aragonien verlassen, um Asturiens Aufruhr zu dämpfen, fiel er mit zweiundzwanzig tausend Streitern und vielem Geschütz in das schwach beschützte Land; rief das Volk zur Empörung, zwang mit Gewalt die junge Mannschaft, seinen Fahnen zu dienen, und rückte, des Sieges und der Uebermacht gewiß, gegen Saragossa. Suchet rief alle französische Besatzungen zusammen, und als er sie bei Saragossa musterte, zählte er deren nicht mehr als sechstausend Mann. Dennoch schreckte ihn Blake's Heer nicht, größtentheils Landsturm aus Valencia und den mittägigsten Gegenden Kataloniens gesammelt. Er erwartete ihn in der Ebene von Santa Fe, unweit der aragonischen Hauptstadt, und schlug ihn am fünfzehnten des Brachmonats dergestalt, daß die Spanier mit Verlust einiger tausend Gefangenen, Todten und Verwundeten, und mit Hinterlassung vielen groben Geschützes, ihre Rettung den nahen Gebirgen danken mußten.

Blake sah verzweifelnd die Flucht seiner feigen Schaaren, und überzeugt, daß diese zuchtlosen Haufen, wenn auch an Zahl dem Feinde viermal überlegen, doch dessen Kriegskunst, Tapferkeit und Schnelle in den Ebenen nicht gewachsen wären, sammelte sie in einem verschanzten Lager bei dem Flecken Belchite.

Dieser Ort liegt auf dem Gipfel einer Gebirgskette, der beinahe unzugänglich ist; unangreifbar von der Stirnseite. Alle Bergengen wurden hier besetzt; schweres Geschütz deckte vom linken Flügel das ganze Heer; Scharfschützen wurden in die von Oelbäumen beschatteten Thäler gestellt.

Auch dieser Stellung nahte sich Suchets kleines Heer. Der französische Feldherr erkannte des Feindes Vortheile. Er begnügte sich, den linken Flügel desselben mit schwerem Geschütz zu beschiessen. Die Spanier vergalten. Aber von einer fallenden Kugel entzündet flog einer ihrer Pulverwagen in die Luft, und voll Entsetzens sprang die nächststehende Schaar mit weggeschleuderter Waffe davon. Bald folgte der ersten die zweite Schaar. Ein unerklärliches Schrecken überwältigte plötzlich das gesammte Heer. Alles floh durch einander in grausenvoller Verwirrung; vergaß Gepäck, Kleidung, Waffen, Geschütz, bis die Befehlshaber und Hauptleute zuletzt allein auf dem Schlachtfelde standen. Erst nach langer Zeit konnten diese mit Mühe vierhundert Mann zusammenhalten, die wilde Flucht zu decken, während Suchets Heer die unueroberliche Stellung ohne Schwerdtstreich und Flintenschuß erstieg. Dies geschah drei Tage nach dem Treffen bei Santa-Fe. Entblößt von Waffen, Kleidern und grobem Geschütz kam Blake's Heer in schmählicher Unordnung nach den valenzianischen Thälern heim. Einzelne feiner zersprengten Banden, die noch lange in den Pyrenäenthälern umherstreiften, wurden einzeln aufgerieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

# Ueber den Zustand Neureussens im südlichen Rußland, und die dortigen ausländischen Kolonien im Jahre 1809.

(Beschluß.)

Daß das südliche Rußland ein reiches Kornland sei, beweisen die in Friedenszeiten geschehenen Exportationen aus Odessa, Taganrok und der Krimm, aus welchen Hafen an tausend Schiffe Getraide, wie auch Butter, Salz, Caviar, Eisen u. s. w. abholen.

**Preise verschiedener Getraidearten und anderer Lebensmittel, im Jahre 1809.**

| | In Ekaterinoslaw. Rubel. | Kopeken. | In Odessa. Rubel. | Kop. |
|---|---|---|---|---|
| Ein Tschetwert *) Roggen | 5 | — | 3 | — |
| — — Waizen | 6 | — | 6 | — |
| — — Gerste | 3 | — | 3 | — |
| — — Hafer | 2 | 50 | 3 | — |
| — — Erbsen | 4 | 75 | 4 | — |
| — — Hirse | 3 | 50 | 3 | — |
| Ein Tschetwert Roggenmehl | 5 | — | 5 | 50 |
| Ein Pfund Rindfleisch | — | 4 | — | 5 |
| — — Schöpsenfleisch | — | 3 1/2 | — | 3 |
| — — Schweinfleisch | — | 5 | — | 5 |
| — — Kalbfleisch | — | 8 | — | 8 |
| Ein Kalkuhn . | — | 50 | — | 50 |
| Eine Gans . | — | 30 | — | 30 |
| Eine Ente . | — | 20 | — | 20 |
| Ein Huhn . | — | 18 | — | 15 |
| Ein Pfund Butter | — | 20 | — | 20 |
| Hundert Eier . | — | 50 | 1 | — |
| Ein Hase . | — | 30 | — | 40 |
| Ein Paar Rebhühner | — | 20 | — | 20 |
| Fische, zu verschiedenen Preisen, das Pfund | — | 5 — 10 | — | 5 — 10 |
| Ein Kloß oder Balken Tannenholz von 3 Faden oder 20 2/3 rheinl. Fuß, mit Transport auf den Bauplatz . | 10 | — | 12 | — |
| Ein Brett gleicher Länge | 1 | 50 | 1 | 50 |
| Ein Bauernwagen | 15 | — | 15 | — |
| Ein russischer Pflug | 15 | — | 15 | — |
| Lohn eines Tagelöhners: | | | | |
| im Winter . | — | 40 | — | 50 |
| im Frühjahr . | — | 50 | — | 60 |
| in der Erntezeit | — | 80 — 90 | — | 80 — 90 |
| Ein Paar Zugochsen | 70 — 90 | — | 50 — 70 | — |
| Eine Kuh . | 20 — 30 | — | 20 — 30 | — |
| Ein Bauernpferd | 35 — 40 | — | 35 — 40 | — |
| Ein Mutterschaf **) | 4 | 50 | 4 | — |

Da die Preise des Bauholzes seit einigen Jahren gestiegen sind, weil es zehn bis zwölf Meilen zur Achse auf die Ansiedelungsplätze mit gemietheten Fuhren transportirt werden muß; so bauet man, um weniger Holz zu bedürfen, Wohnhäuser von „Wellerwänden", das ist von Leim, worin durch Pferde oder Ochsen Stroh getreten worden, oder von gestampfter Erde (pisé). Ein solches Haus, 33 rheinländische Fuß lang und 20 breit, kommt dem Wirthe, der die Wände selbst aufführen muß, an 150 Rubel oder etwas drüber zu stehen.

Der Kaufpreis einer Dessetine ***) Landes ist nach Beschaffenheit der Güte des Bodens und der Lage desselben fünf, zehn bis fünfzehn Rubel.

*) Ein Tschetwert hat 320 Pfund russisch Gewicht.

**) Auf dem Lande sind die Preise der angeführten Artikel niedriger.

***) Eine russische Dessetine hält 4 3/10 Morgen rheinländisch.
Ein russischer Faden von drei Arschien hält 6 2/3 Werkfuß rheinl.
Anmerkungen des Verfassers.

Nachdem der Bezirk um Odessa schon hinlänglich mit ausländischen Kolonien besetzt, und dort kein wüste liegendes Kronland mehr vorhanden ist, sind gegenwärtig zwei neue große Strecken Landes zu Ansiedelungen ausländischer Kolonien für's kommende Jahr (1810) bestimmt worden.

Die erste liegt im Chersonschen Kreise an dem Flüßchen **Beresan**, zwölf deutsche Meilen von **Odessa** und fünfzehn von der deutschen **Groß-Liebentbalschen** Kolonie, unter dem 47° 20′ der Breite und dem 49° der Länge. Dieser Distrikt enthält 70,000 Dessetinen oder 301,000 Morgen rheinländisch, zum Ackerbau und der Viehzucht sehr vortheilhafter Ländereien. Beinahe 150 deutsche Familien haben sich da schon im Lauf des Jahres 1809 niedergelassen, und für mehr als tausend Familien ist immer noch Platz vorhanden. Der größte Theil dieses Landes wird mit der diesen Herbst angekommenen Menge von Kolonisten kommendes Frühjahr besetzt werden.

Der zweite Ansiedelungsdistrikt liegt im **Taurischen** Gouvernement **ausserhalb** der Halbinsel unter dem 47° 15′ der Breite und dem 53° der Länge, an dem Flusse **Molotschna**, der zwölf Meilen von da ins Asowsche Meer fällt. Dort sind am linken Ufer des Flusses schon in neunzehn wohl angebauten Dorfern 360 Familien aus **Preussen** angekommener wohlhabender **Menonisten** (Wiedertäufer) seit vier und fünf Jahren bequem angesiedelt und mit ihrem gegenwärtigen Zustande zufrieden. Am rechten Ufer sind seit eben der Zeit 230 Familien Würtemberger, Rheinländische, Nassauer und aus andern Gegenden Deutschlands angekommene Kolonisten in sieben Dörfern ansäßig. Im Jahre 1810 wird nun für diese protestantische Gemeinde statt des bisherigen Bethauses eine steinerne lutherische Kirche gebauet, wozu von Seiner kaiserlichen Majestät 23,000 Rubel assignirt worden sind. Nach Beendigung derselben wird auch eine katholische müssen erbauet werden, weil unter den in diesem Herbst erschienenen Ankommlingen (ihre Zahl betrug über 2500 Seelen) die Hälfte sich zur römischen Kirche bekennt.

Diese Gegend an der **Molotschna** ist eine der gesundesten des russischen Reichs. Dies erhellt schon aus dem Umstande, daß sich seit einigen Jahren, nach Einführung der Kuhpockenimpfung, die Zahl der Gebornen zu den Verstorbenen wie 4 und 3 zu 1 verhält. — Ausser dem Acker- und Gartenbau wird auch der Weinbau da nicht fehlschlagen, weil er unter dem nämlichen Grade der Breite, fünfzig Meilen ostwärts am Don, mit gutem Erfolge getrieben wird, und die Erdarten an der Molotschna, wie auch die ganze dasige Lage des Landes, sich vollkommen dazu eignen. Der herrliche Wuchs einer seit zwei Jahren unternommenen, obschon geringen Rebenanpflanzung setzt das Gedeihen des Weinbaues in diesem Bezirke ausser allem Zweifel. — An Holz freilich mangelt es, dem aber kann leicht abgeholfen werden. Die seit vier und fünf Jahren angepflanzten und üppig wachsenden Weiden, Akazien, italiemschen Pappeln, Obst- und über 50,000 Maulbeerbäume u. s. w. dienen zum Beweise der Möglichkeit.

Zwei, drei bis vier Meilen vom Ufer der Molatschna liegen in einem Bezirke noch an 189,000 Dessetinen oder 812,000 rheinländische Morgen unbebautes Kronland, wo noch über zweitausend Familien eine Niederlassung finden können. Da nun aber die Molotschna und das hinein fallende Flüßchen **Kurkulak** schon von beiden Seiten mit Kolonien besetzt sind, muß auf den Plätzen, wo die fernern Ansiedelungen unternommen werden können, der nöthige Wasserbedarf durch Brunnen von drei, vier

bis fünf Faden Tiefe, und durch Wasserfänge oder Wasserbehälter in den Thälern mittelst Dämmungen angeschafft werden.

Daß Leute, die weder Fleiß noch Arbeitsamkeit scheuen, in dieser Gegend nicht allein reichliches Brod und Nahrung finden, sondern auch in nicht gar langer Zeit sich zu einem gemächlichen Wohlstande erheben können, verbürgt der eine Meile von der Molotschna liegende Marktflecken Tokmak, wo seit zwölf bis fünfzehn Jahren gegen achthundert Familien Kleinrußländer fast alle mit sehr geringen Mitteln ankamen, und nun durch Ackerbau und Viehzucht, ohne den geringsten Vorschuß von der Krone, in einem bemerkbaren Wohlstande leben.

Landwirthe, wie natürlich, sind in Neurußland immer ihres guten Fortkommens am sichersten. Aber auch geschickte Handwerker würden hier gute Etablissements haben. Z. B. Tuchmacher, die Familien und genug arbeitsame Hände zur Wollespinnerei mitbringen, können in Menge hier Arbeit und Brod finden. — In minderer Anzahl Lein- und Tischzeugweber. — Einige geschickte Töpfer, die ausser irdenem Geschirre auch Sparöfen im modernen Geschmacke zu machen verstehen. — Einige geschickte Uhrmacher, die mit allem ihnen nöthigen Werkzeuge versehen sein müssen. — Einige Hutmacher. — Einige Strumpfweber, wenn sie ihre Maschine oder Weberstuhl mitbringen, versteht sich ohne Gestell, welches hier gemacht werden kann. — Einige Weiß- und Rothgerber. — Einige geschickte Schlosser, Schmiede, Kunsttischler, Rad- und Stellmacher. — Einige erfahrne und mit Zeugnissen ihres Wohlverhaltens und ihrer Geschicklichkeit versehene Gärtner. — Einige geübte und geschickte Wind- und Wassermühlen-Baumeister, die nach mechanischen Grundsätzen zu bauen verstehen. — Fähige Dorfschulmeister sind in größerer Anzahl nöthig, wie auch einige geschickte Amtschreiber. — Gute und erfahrne Wundärzte, die sich einem Examen unterziehen und auch innerliche Krankheiten des Landvolks heilen können. — Einige geschickte zu Unterricht und Erziehung der adelichen Jugend fähige Männer würden willkommen heißen, wenn sie mit den nöthigen Wissenschaften und Sprachkenntnissen Sittlichkeit und feine Lebensart verbinden. — Einige Böttcher oder Faßbinder für die Gegend von Taurien, wo Weinbau getrieben wird. — Ein geschickter Goldschmied, der sowohl Silberzeug als Kirchengeräthe zu machen verstehet.

Deutsche Zimmerleute und Maurer machen hier selten Glück, weil sie für die hiesige Bauart nicht passen; daher die meisten, wie auch Becker, Fleischhauer, Tabaksfabrikanten, Barbiere, Perükenmacher, Gastwirthe, Buchdrucker, und dergleichen mehrere, schon oft zur Landwirthschaft sich bequemt haben.

Professionisten, die über fünfhundert Rubel zum Häuserbau und ihrer Gewerbseinrichtung bedürfen, müssen so viel Vermögen mit ins Land bringen, daß der Vorschuß von der Krone, dessen sie noch bedürfen, durch ihre eigene Fonds gesichert sei.

Nicht wenig Leute sind ins Land gekommen, die sich Kunstprofessionisten nannten, ohne das leisten zu können, was sie vorgaben. So erschien unter andern unlängst auch ein fein wollender Instrumentenmacher, der vorgab, gute Fortepiano verfertigen zu können; sogleich erhielt er Bestellungen von mehreren Seiten. Da er aber nichts zu Stande bringen konnte, sah er sich genöthiget, das erhaltene Handgeld zurückzugeben und zu gestehen, daß er nur gemeiner Tischler sei. Dergleichen Pfuscher und Glücksritter haben sich schon häufig eingestellt.

Auch finden sich nicht selten unter den ankommenden Kolonisten nichtswürdige Leute, die nicht durch Fleiß und Arbeitsamkeit ihr Fortkommen suchen, sondern verlangen, in blühenden Handelsstädten angesiedelt zu werden. Sie äussern Entsetzen über das unbebaute Land, welches ihnen angewiesen wird, ohne zu bedenken, daß ohne unbebautes Land es auch unmöglich wäre, Kolonisten aufzunehmen. Gelingt es solchen nicht, durch Schwindel und im Müßiggange beruflos fortzukommen, so suchen sie, ohne ihre Kronschuld getilgt zu haben, zu entweichen, und verschreien im Auslande diese Gegenden als die unglücklichsten der Erde.

Es wäre sehr rathsam, wenn Ackersleute, die den Kleebau und die Kultur anderer nützlichen Futterkräuter verstehen, dergleichen Sämereien mit ins Land brächten. Obschon es hier an Graswuchs nicht mangelt, leidet es dennoch keine Widerrede, daß ein Morgen Klee, Esparcette, Lucerne u. s. w. dreimal mehr und kräftigeres Viehfutter gibt, als ein gleich großer Flächenraum wild wachsender Grasarten.

Leute, die des Baues der Färberröthe (rubia tinctorum) kundig sind, thun ebenfalls wohl, Samen davon mitzubringen.

Eine für die künftigen Auswanderer sehr nothwendige Warnung ist diese, daß sie künftig so viel möglich suchen ihre Reise gleich mit Eintritt des Frühjahrs anzutreten, und daß sich Niemand später als Juni, höchstens Mitte Juli's, auf den Weg mache, damit jeder noch bei guter Witterung im Nachsommer, spätestens gegen Ende Oktobers, hier eintreffen könne. Die diesjährige ununterbrochen fortdauernde späte Ankunft der Kolonisten im November und Dezember hat manchem seine Gesundheit gekostet. Viele, die in bloßer Sommerkleidung und ohne Mäntel den Weg zurückgelegt haben, sind theils von der naßkalten Witterung des Spätjahrs, theils von dem darauf erfolgten Froste krank geworden, und mit verfrornen Gliedmaßen angekommen, wodurch sowohl die Kranken selbst in einen traurigen Zustand geriethen, als auch die für ihre Erhaltung sorgende Behörde in die nicht geringe Verlegenheit kam, für die Menge halb nackter Kranken und Nothleidenden das nöthige Unterkommen und die erforderliche Pflege auszumitteln.

Es hat sich während der Einwanderung ausländischer Kolonisten seit sieben Jahren erwiesen, daß bemittelte Leute, wie auch solche, die wenigstens mit erforderlicher Kleidung versehen waren, gesund und wohl, — sehr arme oder liederliche dagegen, die nur einen leinenen Sommerkittel zur Kleidung hatten, häufig ungesund oder krank hier angekommen sind. Besonders ist es ein Jammer, viele äusserst schlecht und unzulänglich bekleidete Kinder hier einwandern zu sehen. Nicht wenige sind von der naßkalten Herbstwitterung und vom Froste unterwegs schon ein Opfer des Leichtsinns ihrer Eltern geworden.

Die Kriegsunruhen des Jahres 1809 nöthigten viele Kolonisten, durch einen großen Umweg über Frankfurt an der Oder, Landsberg, Bialostok und Grodno hieher zu kommen. Der wiederhergestellte Frieden öffnet ihnen den weit nähern Weg durch Gallizien über Brody.

Ekaterinoslaw, den 27 Dezember 1809.

Contenius,
Staatsrath.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 27. — den 4 April 1810.


## Ueber J. W. Ritter.

Die Berlinischen Nachrichten u. s. w., und daraus mehrere andere öffentliche Blätter, enthalten eine Aussage über den verstorbenen Akademiker J. W. Ritter, welche durchaus grundlos ist; die zu berichtigen ich daher gegen den Verstorbenen und gegen die Wissenschaft verpflichtet zu sein glaube.

Zuvor will ich einige Worte über die Eingangs jenes Aufsatzes stehende Beurtheilung Ritters sagen. Nach ihr, und dem ganzen Aufsatze, werden diejenigen unter den Preussen, die nicht sonst schon sich darüber haben bestimmen können, nicht recht wissen, ob sie sich ihres Landsmannes freuen, oder der Verbindung mit ihm sich schämen sollen; die Deutschen, hoffe ich, werden einst mit Stolz sich seiner erinnern. „Er besaß nicht wenig physikalische Kenntnisse; aber mehr als diesen verdankt er vielleicht seinen scientifischen Verirrungen die Zelebrität, welche er in der jüngern Zeit genoß. Wer erinnert sich nicht an Ritters Reise zu dem Wasser- und Erzsucher Campetti, und an die Rückkehr des Akademikers mit dem letztern nach München!“ — Meines Wissens machten ihn diese „Verirrungen“ bei Vielen nur berüchtigt; Andere, die es gut mit ihm meinten, fürchteten, daß er durch diese Sache seiner längst erlangten „Zelebrität“ nur schaden würde. Allerdings war ihm diese nicht durch „nicht wenig physikalische Kenntnisse“ geworden; denn Personen, die deren nicht nur nicht wenig, sondern selbst sehr viele besitzen, und auch ausserdem recht wackere und tüchtige Männer sind, erlangen eben noch keine Zelebrität, am wenigsten eine große. Aber Ritter war ein Mann, dem von den jetzt bekannten Physikern, in Hinsicht auf Tiefe und Umfang des Geistesvermögens, auf vielseitiges Talent in Experimentaluntersuchungen, unvergleichliche Beobachtungs- und Kombinationsgabe, Kenntniß des Einzelnen verbunden mit Uebersicht des Ganzen, große durchaus vorarbeitete Belesenheit und Reichthum des Gemüthes, in einzelnen dieser Eigenschaften oder mehrern zusammen, wohl wenige sich gleich stellen dürften; in allen vereinigt vielleicht keiner. Was er damit wirkte, was in dem bereits Gewirkten noch im (leider zu frühe der Pflege beraubten) Keime liegt, ist zum Theil in seinen Schriften vor Augen. Freilich sind diese für Viele, und selbst für Männer vom Fach (m. s. Beweise z. B. in dem Journal für die Chemie, Physik u. s. w. Bd. 6 S. 659 fg. und Bd. 9 S. 450 *) noch unentdeckte Länder.

Kommen wir zur Hauptsache: „Daß Andere“ sagt der angeführte Aufsatz, „bei kälterm Blute von dergleichen Täuschungen allmählig zurückkommen, geschieht häufig genug; daß aber der Urheber mystischer Theorien, welche auf illusorische Erscheinungen gebauet sind, noch die Unbefangenheit behält, die Illusion zu durchschauen, dann die Wahrheitsliebe, dies zu gestehen, und nun der fantastischen Lehre zu entsagen: — das ist eine grosse Seltenheit. — Bei Ritters Absterben war sie vorhanden. Ein Schreiben aus München, an einen hiesigen Gelehrten, enthält unter andern folgendes: „„Ritter ging wie ein Mann voll Kraft und Milde“ (Würde?) „aus der Welt. Er war von seiner naturhistorischen Verirrung, die er in seinen Fragmenten fast noch wüthender“ (wüthender!) „als in irgend einer andern Schrift ausgesprochen, vor seinem Tode völlig zurückgekommen. Er erklärte mir stammelnd: er wolle, wenn er noch wieder ins Leben zurückträte, das Neue völlig verlassen und sein Altes zu vollenden suchen.““

Sei jener Briefsteller, wer er wolle (denn da es mir gänz-

lich nur um die Sache zu thun ist, wünsche ich gar nicht, ihn zu kennen): war er von dem, was er schrieb, überzeugt; hat er es wirklich von Ritter zu vernehmen geglaubt, und hat ihn nicht ein geheimer innerer (aus was auch entstandener) Wunsch zu dem einen das andere unwillkührlich hinzufügen lassen, so ist er in einem gänzlichen Mißverständnisse gewesen. Ich habe mit dem Verstorbenen fast täglich Umgang gehabt; ich bin in den beiden letzten Wochen seiner tödtlichen Krankheit wenig, in den vier jüngsten Tagen seines Lebens Tag und Nacht nicht von seiner Seite gekommen: aber nie hat er erklärt (und ich muß gestehen, in dem Glauben zu sein, er würde es hier gegen mich am ersten gethan haben), daß er seine neuen Untersuchungen, und namentlich die über animalische Elektrizität und unterirdische Elektrometrie u. s. w. verlasse und für Täuschung erkenne; nie nur auf so etwas hingedeutet. Dasselbe bezeugt der akademische Eleve Ignaz Mayer, von dem die Physik nicht geringe Hoffnungen zu hegen berechtigt ist, und der mit treuer Anhänglichkeit sich von Anfang an um Ritters Krankenlager mühte; eben das Dr. Ruhland, der, seit seiner Ankunft in München zu Ende des vorigen Jahres, ebenfalls täglich um ihn war. Wäre die Aussage des Briefstellers gegründet, so hätte Ritter auch seiner angeblichen neuen Ueberzeugung gemäß über die diesen Gegenstand betreffenden Handschriften verfügen müssen: dies ist aber weder im Allgemeinen bei der Erklärung seines letzten Willens geschehen (wie die dabei gegenwärtigen Zeugen, der Generalsekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften und der Sekretär ihrer zweiten Klasse, wissen), noch bei Gelegenheit einiger besondern Bestimmungen über seinen handschriftlichen Nachlaß, die er für mich dem Eleven Mayer in die Feder diktirte. Eben so wenig hat er Aeusserungen angeblicher Art von sich gegeben bei Gelegenheit eines Schreibens der Realschulbuchhandlung in Berlin, das in dem letztern Zeitpunkte seiner Krankheit ankam, und die von Karl Ulysses von Salis verfertigte Uebersetzung des Amoretti'schen Werkes „über die Rabdomantie oder animalische Elektrometrie" betraf, die er in dem Verlage jener Buchhandlung herausgab; er bedauerte vielmehr, daß seine Krankheit ihn hindere, zu der bestimmten Zeit seinem Verleger ganz gerecht zu werden, und die versprochenen ergänzenden Abhandlungen zu liefern. Das der Aussage des Münchener Briefstellers völlig Entgegengesetzte aber bezeugt der Doktor Spix, dem er am Tage vor seinem Tode sagte, daß diese neue physiologische Seite seiner elektrischen Untersuchungen ihn in der Folge vorzüglich beschäftigen, daß er aber einen ganz andern Weg einschlagen würde, sie einzuführen und für sie zu gewinnen. Selbst von seinen „Fragmenten", in welchen seine Verirrungen sich am wüthendsten ausgesprochen haben sollen, und die doch als Auszüge aus den in Jena, Weimar, Gotha u. s. w. geführten Tagebüchern, nur zu dem ersehnten „Alten" gehören, sandte er kurz vor seinem Tode an Franz Baader ein Exemplar, bestimmte davon auch, ausser für einige Freunde, für jeden seiner beiden Söhne eins, und bestätigte so noch sterbend sie, und sich in ihnen.

Und wie hätte auch Ritter auf einmal zu einer solchen Erklärung kommen sollen? Er, der durch Beobachtungen, durch vielfach abgeänderte Versuche, durch prüfende Vergleichung der Geschichte des Gegenstandes, zu seiner Ueberzeugung gelangt war; der in seinen Forschungen auch von Andacht und von Wahrheitsdurst begleitet war: er konnte zu einer entgegengesetzten Ueberzeugung nur gelangen, entweder durch neue Versuche, welche dem Erfolge seiner frühern einen andern und richtigern Erklärungsgrund unterlegten — und solche hat er nicht angestellt —; oder es mußte ihm in seinen letzten Tagen ein neuer höherer Sinn aufgegangen und er zu einer geistigen Verklärung gelangt sein, die ihn in reinerm Lichte mögliche Täuschungen gewahr werden ließ — und davon hat sich mir und Andern nichts gezeigt, obwohl sein Geist bis zum letzten Augenblicke in unermüdeter Kraft thätig war. — Eine solche Erklärung aber dennoch von sich zu geben, wäre wahrlich nicht der von dem Briefsteller an dem Verstorbenen gerühmten Kraft und Milde gemäß, sondern wenigstens schwach und läppisch gewesen, daher sie denn, wie sich in dem vorhergehenden Absatze gezeigt hat, auch wirklich nicht erfolgt ist.

Was aber konnte das Mißverständniß bei dem Münchener Briefsteller veranlassen? — Ritter war keiner von denen, die mit Mühe nur eine Perle finden, und sie dann gleich zu Markte tragen zu müssen glauben: er hatte eine reiche Fundgrube in sich. So waren ihm dann aus früherer Zeit eine Menge vortrefflicher Arbeiten und Materialien geblieben, die er noch nicht bekannt gemacht hatte, entweder weil er sie auf seine Weise noch nicht in Zusammenhang bringen konnte, und sie daher von andern Seiten her vorbereitete, oder auch weil er sie noch fortwährend ausbildete; andere, im Einzelnen von ihm mitgetheilte, hatte er einstweilen liegen gelassen, weil ihm das Folgende, bei seinem Ueberblick und seiner Kenntniß des Einzelnen, schon als nothwendig daraus fliessend gegeben war, das nur der ihm dann leichten anschaulichen Darstellung für Andere bedurfte, daher er, rastlos, oft lieber zu neuen Forschungen forteilte. Solcher Arbeiten wollte er allerdings mehrere wieder vornehmen und vollenden; eben so wohl, weil es ihm für weiteres Fortschreiten nothwendig geworden, als weil er von Andern, die ihren Werth kannten, und denen er, in ihrem Eifer für die Wissenschaft, mit seinem Pfunde immer nicht genug zu wuchern schien, unablässig dazu aufgefordert wurde. Auch sagte er dieses, zu beiderseitiger Beruhigung, wohl ausdrücklich solchen, gegen die er mit und bei seinen neuern Untersuchungen angestoßen war; und da sein Geist während seiner ganzen Krankheit immer frei und in ungeschwächter Kraft wirkte, da er, obgleich gefaßt und mit Allem versöhnt und abgefunden, die Hoffnung der Wiedergenesung doch bis zum letzten Athemzuge nicht verlor, so war er immerfort auch mit Entwürfen zu seiner künftigen Thätigkeit beschäftigt, und unterhielt sich darüber mit den wenigen, die ihn in seiner Krankheit besuchten. Damit aber war nicht gegeben (sondern es ist dieses ein fremder Zusatz), daß er jene neuern Untersuchungen „völlig verlasse" und ihre bisherigen Resultate als irrig erkenne. Was möchte man auch bei einem von Anfang an in der Fortbildung seiner selbst und in seinem Wirken so organisch sich entwickelnden Naturforscher, der von Aeusserm, was sich darauf bezog, nicht beherrscht wurde, sondern es in sich aufnahm und mit seinem innern Leben verschmolz, wohl füglich „Altes" und „Neues" nennen, in dem Sinne, in welchem es der Briefsteller gemeint zu haben scheint! — Ritter wollte ferner überhaupt einen neuen Abschnitt seines Lebens beginnen; er wollte sich in eine Lage setzen, in der er sich wieder sammeln und ungestört mit ganzer Kraft der Wissenschaft widmen könnte. Er hatte, um es zu können, schon früher, im verflossenen Sommer, Aufopferungen gemacht, die bei seiner Fülle des Gefühls ihm unendlich schwerer fallen mußten, als vielen Andern. Ein Unglück nur, daß diese Aufopferungen, vielleicht an sich auch nicht gut gewählt, ihres Zweckes verfehlten, weil er nicht von allen Seiten, oder nicht

zu rechter Zeit, dabei unterstützt wurde, und daß sie so mit zu dem Uebrigen sich gesellten, was seine tödtliche Krankheit zum Ausbruch brachte. Trauriges, unausweichliches Verhängniß! über das keiner mit dem andern rechten möge, beide gewöhnlich meist gleiche Schuld tragend. Dennoch würde sein Streben noch zum Ziele gekommen sein: der geehrte Direktor der physikalischen Klasse, Freiherr von Moll, war im Begriff, aus Achtung für Ritter und aus Eifer für das Beste der Wissenschaft, das wahrlich nicht angenehme Geschäft zu übernehmen, seine ökonomischen Verhältnisse zu ordnen und auf einen festen Fuß zu setzen, für dessen unabweichlichen Fortgang geeignete Maasregeln zu nehmen dann unser beider gemeinschaftliche Sorge sein sollte. So hätte er in ungetrübter Ruhe sich seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, die dann eben so wohl seine neuern Untersuchungen umfaßt haben würde, widmen können. Aber Gott rief ihn in jene Höhen des Lichts, wo er nun nicht mehr „sieht durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, sondern von Angesicht zu Angesicht.“ Ruhe er sanft im Tode! Gelebt hat er für alle Zeiten.

Es werden Einige sein, die es verdrießt, sich die Freude verdorben zu sehen, die jener Kapuziner hatte, als sich Jemand, an welchem er lange alle Mühe umsonst verschwendet, auf dem Todbette doch noch zu seinem Glauben bekehrte; Andere gibt es vielleicht, die da meinen, ich hätte für Ritters Ruhm und für das Wohl der Wissenschaft besser gethan, es bei der hier berichtigten Aussage bewenden zu lassen. Doch nicht also! Nicht nur daß sie gegen die Wahrheit ist, und aus der Unwahrheit nichts Gutes hervorgehen kann, so war auch Ritter ein Mann, den man so lassen durfte, wie er selbst sich gab, der auch ihn so zu lassen gebeten hatte, und der immer vortrefflich war, so lange nicht bisweilen eintretende Disharmonie mit äusserlich auf ihn einwirkenden Dingen, die er nicht zu überwältigen vermochte, die Harmonie in ihm selbst störte. Auch ist es noch nicht aller Tage Abend, und Ritter erwartete seine mögliche Bestätigung ohnehin von der Zeit, welche ihm sie schon mehrmals gewährt hatte, daher er auch, wo sie es in Anderm noch nicht gethan haben konnte, auf Duldung und würdige Behandlung Anspruch machte, die ihm in der jüngsten Zeit Manche zu ihrer eigenen Schande aus Vorurtheil, Journalneid u. s. w. nicht immer widerfahren liessen. Mögen daher, die durch ihn veranlaßt wurden, zu Grabe getragene Untersuchungen wieder aufzunehmen, fortfahren, sie zu pflegen, besonnen und treu; mögen sie einen neuen Sporn dazu empfangen in der am Tage vor seinem Tode gegen den Doktor Spix geäusserten freudigen Hoffnung des Entschlafenen: daß sie nie wieder untergehen und der Wissenschaft herrliche Resultate geben würden; mögen sie sich durch keine nur eben so ungünstige, wie schlecht begründete Urtheile davon abwenden lassen! Personen, welche es für Aberglauben und Täuschung erklären, an Menschen dergleichen Erscheinungen wahrgenommen haben zu wollen, finden es ganz natürlich, daß Hunde Metalle finden, und bestimmte Metalle (und zwar edle, bei welchem wohl keine „Oxydation“ und ein dadurch bewirkter „Geruch“ statt finden kann), und lehren, sie dazu erziehen, d. h. natürliche Anlage dazu erwecken und durch Uebung ausbilden (s. Hermbstädts Bulletin u. s. w. Bd. 3 Heft 3), wie letzteres auch von Menschen behauptet wurde.

München, im März 1810.

Dr. Adolf Ferdinand Gehlen,
königl. baierischer Akademiker.

---

## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

### 7.

Der Herzog von Belluno und Feldherr Sebastiani werden genöthigt, ihren Zug gegen Andalusien aufzugeben, und sich bis zum Tajo zurückzuziehen.

Die ganze Kette dieser blutigen Ereignisse war Wirkung eines kühnen und weit umfassenden Entwurfs, für dessen Urheber Arthur Wellesley, Oberbefehlshaber der brittischen Macht in Portugall und Spanien, angesehen ward.

Dieser unternehmende Mann hatte nämlich beschlossen, das mitternächtige Spanien umzuwälzen, und von den biscayischen Gestaden bis vor die Thore Madrids die Fahnen Großbrittaniens mit der Fahne des Aufruhrs zu führen, während Joseph das entfernte Andalusien bekämpfte, und ehe er Hilfe senden könnte. Mit Romana und dem Bischof von San Andero waren die Abreden genommen. Ein englisches Kriegsheer hatte in der asturischen Bucht von Gijon und im gallizischen Hafen von Vigo ans Land treten, alle Völkerschaften in Waffen rufen sollen. Unterdessen wäre Wellesley, nach Einschliessung oder Vertreibung des Herzogs von Dalmatien, mit Heeresmacht in Spanien eingedrungen.

Wie dieser Entwurf mißlungen, habe ich erzählt. Im Hafen von Gijon landeten die Britten nie; in Vigo zu spät. Die Empörungen Biscaya's und Asturiens waren gedämpft, ehe Wellesley herankam. Und als er endlich den Herzog von Dalmatien aus Portugall getrieben, als endlich Engländer bei Vigo ans Land gestiegen waren, mit den Empörten unter Romana's Befehl gemeine Sache zu machen, war der begonnene Aufruhr im größern Theil Galliziens schon erstickt, und der Waffenplatz Lugo gerettet, wohin der Aufrührer erste Bewegungen gerichtet waren. Nun wurden die zu Vigo gelandeten Britten und die mit ihnen vereinten Spanier einzeln geschlagen. Wellesley stand hilflos und gab das vereitelte Unternehmen auf.

Demungeachtet halfen diese Entwürfe, auch fehlgeschlagen, den schwer bedrängten Andalusiern auf. Denn so lange jene Unruhen dauerten, wagten die Feldherrn Napoleons keine Fortschritte in den Mittagsländern. Der Befehlshaber Sebastiani hielt fest gebannt bei Ciudad Real, am Fuß der Sierra Morena, und Herzog Victor von Belluno konnte seine Stellungen zwischen Badajoz und Merida nicht verlassen.

Zu dieser Frist genasen Heer und Volk Andalusiens von dem Schrecken, welches die verlornen Schlachten von Ciudad Real und Medellin eingeflößt hatten. Die höchste Junta zu Sevilla ordnete mit Eil neue Vertheidigungen an, stellte in kurzer Zeit größere Macht auf, als vor wenigen Monaten vernichtet war. Vierzigtausend Krieger lagerten nun wieder auf den Höhen der Morena dem Feldherrn Sebastiani bei Ciudad Real entgegen. Eben so viele unter Cuesta's Befehl dem Herzog von Belluno bei Badajoz und Merida.

Sebastiani in Gefahr, durch diese Uebermacht erdrückt zu werden, forderte Hilfsvölker vom Heerhaufen Belluno's: dieser sie gebend, ward gegen Cuesta zu schwach. Beide zogen sich daher über die Guadiana weit zurück bis zum Tajo, besonders als sie vernahmen, Wellesley sei wider sie im vollen Anzuge.

---

8.

Das englisch-spanische Heer folgt dem französischen zum Tajo. Schlachten von Torrijos und Talavera de la Reina.

In der That, da dieser seine Entwürfe im mitternächtigen Spanien zerrissen sah, schwang er sich plötzlich gegen das mittägige, um hier das Glück zu suchen, welches ihm dort entschlüpft war. Romana's Heerhaufen in den gallizischen Bergen, dann Gerüchte von neuen Landungen einer beträchtlichen Macht auf Asturiens Küsten, sollten die französischen Kriegsvölker in jenen Landschaften fesseln, während Britten und Spanier, 120,000 Mann stark, die französischen Schaaren am Tajo überwältigen und Madrid selbst überrumpeln wollten.

Man glaubte den englischen Oberbefehlshaber noch an den Mündungen des Minho, da erschien er schon mit 35,000 Engländern und Portugiesen bei Alcantara am Tajo; und von hier schritt er aufwärts bis an die neukastilischen Grenzen bei Almaraz. Dort stieß mit 40,000 Spaniern Cuesta zu ihm. Beide drangen nun gegen Toledo. Eben dahin wandte sich der zweite andalusische Heerhaufen, welcher nach Sebastiani's Rückzug von der Sierra Morena wieder herabgestiegen war. Die französische Kriegsmacht, an Kräften unterlegen, sollte auf allen Seiten umsponnen und vernichtet oder vertrieben werden.

König Joseph, zeitig der anziehenden Gefahr gewahrend, sammelte alle in der Nähe Madrids befindlichen Streitkräfte und führte sie dem Heer des Herzogs von Belluno zu, der am Flüßchen Alberche stand. Auch Sebastiani's Schaaren mußten dazu kommen, und von den leonischen Duero-Ufern ward der Kriegshaufen des Herzogs von Dalmatien herbeigerufen. Nur eine Heerschaar, meistens von deutschen Bundesvölkern, wurde in den Gegenden von Toledo aufgestellt, die von der Sierra Morena herabgestiegene feindliche Macht zu beobachten.

Entschlossenheit und beflügelte Bewegungen konnten hier allein retten. Alles lag daran, die Vereinigung des Morena-Heers mit Wellesley und Cuesta zu verhindern. Darum brach der Herzog von Belluno schnell auf, den letztern entgegen. Als er am sechsundzwanzigsten des Heumonats über die Brücken des Guadaramastroms gegangen, traf er den Vortrab der englisch-spanischen Völker schon in den Ebenen von Santo Domingo.

Das Feuer des schweren Geschützes verkündete sogleich auf beiden Seiten Begierde zur Schlacht. Im Augenblick ward der Kampf allgemein. Immer frische Schaaren traten ins Feuer. Aber die Franzosen, welche Britten suchten, fanden nur Cuesta's Schaaren. Diese wurden in wenigen Stunden geworfen, nachdem ihr Widerstand nur die ungeheure Zahl ihrer Todten, Verwundeten und Gefangenen vermehrt hatte.

Den folgenden Morgen führte König Joseph seine siegstolzen Krieger vom Schlachtfelde von Torrijos gegen Wellesley. Beim Dorfe Cazalegas stieß er auf den Vortrab der Britten; drängte ihn zurück, und griff ihn, da er zwischen den Wäldern und Hügeln bei Talavera de la Reina und dem Ufer des Alberche zum anderumal feststand, noch einmal mit Ungestüm an. Aber Wellesley wich nicht. Sein ganzes Heer rückte herbei, Theil am entscheidenden Kampfe zu nehmen. Die Schlacht dauerte bis in die Tiefe der Nacht. Kein Theil war Sieger des andern geworden.

Der dritte Schlachttag dämmerte, und die aufgehende Sonne fand beide Heere schon im Gefecht. In der Mitte eines Waldes von Oelbäumen hatten sich die Britten auf steiler, von Graben umzogener Anhöhe verschanzt. In den Ebenen rechts und links spanisches Fußvolk und englische Reiterei. Die furchtbare Stellung schreckte den Muth der Franzosen nicht. Sie stürmten Graben und Höhen. Menschenblut floß in Strömen. Tausend Tapfere fielen auf beiden Seiten. Die Britten allein zählten über fünftausend Verwundete, Gefangene und Getödtete. Die Sonne ging unter; kein Heer wich vom Schlachtfelde.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— Nach einer von der Elementarunterrichts-Kommission in Königsberg unterm 3 Febr. 1810 erfolgten Bekanntmachung sollen in dem jetzt zum Normal-Erziehungsinstitut eingerichteten Waisenhause nur aufgenommen werden: 1) Ganz arme vater- und mutterlose Waisen; 2) die nicht unter zehn, und nicht über fünfzehn Jahre alt sind; 3) nur solche, die eine nach der verbesserten Elementarunterrichts-Methode eingerichtete Schule besucht und Proben ihrer guten Anlagen und ihres guten Verhaltens abgelegt haben. Die Zöglinge dieses Normal-Instituts werden mit ganz besonderem Fleiß erzogen und unterrichtet werden, um ihrer künftigen einzigen Bestimmung zum Elementar-Schullehreramt desto gewisser Genüge zu thun.

— Christoph Heeren, Orgelbauer zu Gottesbühren in Westfalen, hat eine neue Maschine zum Selbstweben von Zeugen erfunden, die ohne Zuthun des Webers die Pedale des Stuhls in Bewegung setzt, den Schützen durch die gekreuzten Kettenfaden wirft, ihn auf der andern Seite hält, mit der Lade die nöthigen Schläge geschehen läßt, den Garnbaum, wenn er bis auf eine gewisse Strecke gewebt ist, losläßt, und das fertige Gewebe auf den Tuchbaum aufwindet. Alles wird in gehöriger Spannung und Richtung erhalten; auch wird das fertige Gewebe noch geglättet. An einem an der Maschine angebrachten Zifferblatte sieht man, wie groß zu jeder Zeit die gewebte Ellenzahl ist. Nr.

## Aus der Schweiz.

— * Die in Nr. 20 der Miszellen für die neueste Weltkunde bemerkte seltsame Naturerscheinung, daß bei dem hohen Schnee in der Nacht vom 15 zum 16 Februar an vielen Orten des Aargaus Würmer zahlreich und lebendig auf der Oberfläche des Schnees gefunden wurden, empfängt durch die Anzeigen eines zu Saemenstorf wohnenden Beobachters noch nähere Bestimmtheit. Die Bauern glaubten wirklich, es schneie Würmer. Man fand sie nicht allein in der Nähe der Dörfer, sondern auch entfernt von allen menschlichen Wohnungen und Wäldern. Wenn man beim Schneien (während eines nördlichen Windes) nur einige Minuten still stand, sah man bald wieder da und dort einige Würmer. Dieses waren nicht bloß kleine weißliche Maden, sondern gewöhnliche größere Raupen, unter andern häufig die Kohlraupe, desgleichen Spinnen, eben so auch Ohrwürmer (*forficula auricularia L.*, u. s. w. — Immer bleibt in mehr als einer Hinsicht dies Phänomen sehr interessant, wenn auch nur wegen seiner Seltenheit, und verdient daher nähere Untersuchung. * * *




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 28. — den 7 April 1810.


## Ankunft und Aufenthalt der französischen Kaiserin Marie Louise von Oesterreich an Frankreichs Grenzen.

1.

Straßburg, den 21 März 1810.

Zehn Revolutionsjahre, in denen eine neue Wunderwelt sich aufschloß, haben uns schon längst das Nil admirari zum Wahlspruche gegeben. Kaum hatte Napoleon, durch die glückliche Staatsumändeeung, die er am 18 Brumaire 8 (Spätjahr 1799) unter dem Beifalljauchzen aller gutgesinnten Franzosen begann, die Zügel der Regieeung übernommen, so gewöhnte er uns bald, das Unwahrscheinlichste für das Wahescheinlichste zu halten. Und dennoch werden Sie es mir, verehrtester Freund, ohne feierliche Betheurung glauben, daß auch uns die Nachricht von der Verbindung unsers Kaisers mit Marie Louise, Erzherzogin von Oesterreich, in nicht geringes Staunen setzte. Unsere „Staatsmänner in den Kaffeehäusern“ und auf den Spaziergängen (auch wir haben solche fernhinschauende Männer, deren Miene wenigstens es an Wichtigkeit mit der des steifsten Professors juris publici aufnimmt), unsere „Staatskünstler“ ermüdeten sich in Vermuthungen und Berechnungen, und was niemand für möglich hielt, geschah. Nach einer der blutigsten Fehden, nach einem mit Leidenschaft geführten Kriege — — eine Vermählung. Nach zwei und drei mit tiefer Eebitterung geführeten Keiegen, vier Monate nach dem letzten, der fast die Gestalt eines Vertilgungskriegs annahm, folgt — eine Vermählung. Hier war etwas mehr, als was Bürger einst sang:

> Der König und die Kaiserin,
> Des langen Haders müde,
> Erweichten ihren harten Sinn,
> Und machten endlich Friede!

Ja, verehrtester Freund, Napoleon der Große wird seinen Feinden beweisen, daß die Ruhe des Kontinents ihm heilig ist. Lassen Sie uns die süße Hoffnung hegen, daß wenigstens der zivilisirte Theil von Europa auf lange hin einen beglückenden Feieden genießen wird. Unter den lebhaftesten Empfindungen erwarten wir nun die holde Kaisertochtee, die morgen unter unsern Mauern das französische Gebiet betreten wird. Alles ist in freudigee Bewegung. Schon de.. 16 dieses erließ unser Maiee, Hr. Wangen v. Geroldseck, eine Polizeiverordnung, welche zweckmäßige Maasregeln vorschrieb, damit während der Durcheeise unserer erlauchten Kaiserin die Reinlichkeit und Sicherheit der Straßen nicht gefähedet werde, und der Ausdruck der Feeude nicht selbst kleine Unordnungen veranlasse. Abgeoednete unserer beiden ersten Verwaltungsbehöeden und ersten Militär-Autoeität eeiseten dee Kaiserin bis nach Karlsruhe entgegen, um doet die Befehle des Peinzen von Neufchatel einzuholen. Es waren im Namen der Stadt Straßburg Hr. Levrault, Adjunkt des Maire (und gewiß wied jeder, der diesen schätzbaren und liebenswüedigen Mann kennt, dessen teeffliche Grundsätze sich vielfach bewährt haben, eingestehen, daß es nicht leicht möglich gewesen wäre, unseeer Stadt einen würdigern Stellvertreter zu eetheilen); im Namen unsers neuen Präfekts, Hrn. Lezay-Maenesia, eines Mannes, von dessen Tugenden, Thätigkeit, Selbstständigkeit, Einsicht und Talenten die Redlichen im Lande sehe viel Gutes erwaeten, sein Stiefsohn; und im Namen des Divisionsgenerals Desbureaux einer seiner Flügeladjutanten.

Nachmittags. Alles strömt nach der Rheinbrücke, um die zum Empfange der Kaiserin gemachten Anstalten in Augenschein zu nehmen. Mitten unter der wogenden Menge wandelt Ihr Freund, Nil humanum alienum a me puto.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! Nicht fünfzig,
Däucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und lauft nun ein jeder.

Links und rechts pfeifen Peitschen, schallen Posthörner; Fremde eilen herbei von nahe und fern, Familienzüge keuchen schweißtriefend aus der Stadt.

Es drängt ein Dutzend Anverwandten
Heran, ein wahrer Menschenstrom;
Da kommen Vettern, gucken Tanten,
Es kommt ein Bruder und ein Ohm.

Schnell drängt sich der Zug über die Rheininsel; vorbei an dem Denkmale des edeln Desaix, an dem durch Ohmachts Meisel verewigten Denksteine, wo, ich sage nicht eine Inschrift, aber auch nicht einmal der Name des Helden dem unkundigen Wanderer sagt, daß dieses einfache Erinnerungsmal dem Martyrer von Marengo gesetzt wurde.

An der Kinzigbrücke, auf der Bannscheide zwischen Frankreich und Deutschland, steht ein durch die badische Regierung von grünem Laub errichteter Triumphbogen, mit der passenden an Marie Louise gerichteten Inschrift:

GERMANIAE (sis) MEMOR.
(Sei Deutschlands eingedenk.)

Die Rheinbrücke ist auf beiden Seiten mit jungen Tannen bepflanzt. Friedlich begrüßt der Abend die frohliche Menge; in den Fluthen des Rheins spiegeln sich liebend die Sterne. Die Berge des Schwarzwalds und die fernern Vogesen umhullen sich in stilles Dunkel. Alles kehrt freudig und singend zu seinem Herde zurück, die hie und da zerstreuten Tannenzweige werden nicht vergessen, und

Groß und Klein, mit Sing und Sang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zieht heim zu seinen Häusern.

D.*

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

### 9.

Das englisch-spanische Heer tritt den Rückzug an. Schlacht bei Almonacid. Treffen auf den Höhen von Banos.

Unterdessen hatte der zweite Heerhaufen der Andalusier, welcher über Ciudad Real vom Gebirge der Morena gekommen, ohne Widerstand die Ufer des Tajo erreicht, die zerstörten Brucken bei Aranjuez hergestellt, und drohte nun der königlichen Macht in den Rücken. Seine Vorwachten schwärmten schon vier Meilen von Madrid, von wo ein Theil des Hofes, die ersten öffentlichen Beamten, die Verwaltungsbehörden, nach St. Ildefonse, einem königlichen Lustschlosse in der Nähe Segovia's, geflüchtet waren. Toledo, durch schwache Besatzung vertheidigt, ward von den Andalusiern beschossen.

Der König verließ das Schlachtfeld von Talavera, seine Hauptstadt zu retten. Belluno mußte wieder in die sichern Stellungen am Alberchefluß zurückkehren. Zwar sah der brittische Feldherr den Abzug des Feindes; aber von der dreitägigen Schlacht entkräftet, wagte er es nicht, ihm zu folgen.

Sobald der König bei Toledo über den Tajo ging, eilte das andalusische Heer ebenfalls wieder über den Strom zurück, nicht abgeschnitten zu werden. Nur mit blutigem Verlust erfocht es den Rückzug. Auf den Hügeln von Almonacid sammelte es sich, dreißigtausend Mann stark, zur Gegenwehr; König Joseph folgte ihm. Ein dreistündiges Gefecht, am eilften Tag Augusts geliefert, reichte hin, es aus seinen starken Stellungen zu vertreiben und in wilder Unordnung aus einander zu sprengen. Die Leichname von viertausend Andalusiern bedeckten das Schlachtfeld; eben so viel ihrer Gefangenen; fünfunddreißig Feuerschlünde und der größte Theil des Gepäcks fiel in die Gewalt der Sieger.

Nun setzten ohne Rast die Geschlagenen ihre Flucht bis zu den Bergschlünden der Sierra Morena zurück, und boten dem nachsetzenden Heer nur den Anblick von vereinzelten, alles Widerstandes unfähigen Flüchtlingen dar.

Auch Arthur Wellesley behauptete sich nicht länger in seinen Stellungen bei Talavera. Denn nach wenigen Tagen sah er sich von ungeheurer Uebermacht der Franzosen bedroht. Joseph hatte alle Heerhaufen aus dem mitternächtigen Spanien abgerufen, dieses seinem Schicksal überlassend, um nur Kastilien und die Hauptstadt zu decken. So waren fast gleichzeitig die Marschälle Ney, Mortier und Soult an den Tajo-Ufern erschienen. Soult, Herzog von Dalmatien, erreichte von allen zuerst den Schauplatz des Kampfes. Vereint mit Belluno's Heer wandte er sich gegen die Tajo-Brucken bei Almaraz und Arzobispo, um sich zwischen Portugall und Wellesley's Heer zu werfen, und so diesem den Rückzug zu rauben.

Allein der brittische Oberbefehlshaber erkannte die Absicht seiner Feinde schnell; ließ seine zahlreichen Verwundeten in Talavera zurück, und kam zuerst bei den Brücken an. So geschah sein Ruckzug. Die Franzosen verfolgten ihn mit furchtbarem Grimm. Ganze Schaaren derselben, welchen das Harren am Ufer unerträglich ward, stürzten sich in den Tajo, wateten und schwammen hindurch, während andere über die Brucke zogen, und fielen noch den Nachtrab an, dem sie große Menge schweren Geschützes, Gepäcks und zahlreiche Gefangene abnahmen.

Dies war der unglückliche Ausgang des großen Unternehmens gegen die französische Macht im mittägigen Spanien und gegen die Hauptstadt des Reichs. Eine spanisch-englische Kriegsmacht von mehr denn hunderttausend Streitern wurde durch ein kleines eilfertig zusammengezogenes Heer von vierzig- bis fünfzigtausend Streitern theils geschlagen und zersprengt, theils aufgehalten, und zulett zur schimpflichen Rückkehr gezwungen. Cuesta eilte wieder nach Andalusien; Wellesley über Alcantara nach Portugall. Nur ein kleines Nebenheer von Britten und Portugiesen, welches unter dem Befehl des englischen Unterfeldherrn Wilson abgesondert den linken Flügel der Hauptmacht deckte, war von der allgemeinen Niederlage verschont geblieben.

Als dieses aber sich anschickte, ebenfalls nach Portugall zurückzugehen, erreichten ihn die Schaaren des Herzogs von Elchingen in den Gegenden von Plasenzia, estremadurischen Gebiets. Bei Aldea Nueva zuerst geworfen, versuchte Wil-

fen am 12 August auf den Anhöhen von **Banos**, nicht Sieg gegen Uebermacht, doch Behauptung des brittischen Waffenruhms. Mit kaum funftausend Tapfern setzte er sich zur Wehr; herabgewälzte Felsblöcke, Verhaue und Einschnitte über alle Wege, kahle Bergwände und schwindlichte Abgründe ringsum deckten ihn. Aber größere Hindernisse hatte schon der französische Soldat überwinden gelernt. Die Höhen und Bergschluchten von Banos wurden erstiegen, erobert und **Wilson** wich nach hartnäckigem Kampf, nachdem er den dritten Theil seines kleinen Haufens auf dem Schlachtfelde verloren.

---

### 10.

Mittel des Königs **Joseph**, die Empörungssucht des Volks zu schwächen. Aufhebung aller Klöster. Staatsschulden.

Sowohl der kühne Gedanke, als die Thätigkeit des brittanischen Oberfeldherrn, und seiner Soldaten Muth, mit welchen er binnen drei Monaten erst die mitternächtigen Küsten, dann die Mittagsländer Spaniens erschütterte, waren eines großen Feldherrn würdig. Aber geübtere Heerführer und Kriegsvölker standen gegenüber, und entrissen ihm den Sieg, welchen die Heerbanden der Empörten, durch Zuchtlosigkeit und Eifersucht, schlecht beförderten.

Ein entscheidender Sieg bei Talavera oder Toledo, welcher **Madrid** in die Hände der Britten geworfen hätte, würde alle Landschaften vom Weltmeer bis zu den Pyrenäen wieder gegen Frankreich bewaffnet haben. In dumpfer Stille hatten sämmtliche Städte und Dörfer während des Vorrückens der englisch-spanischen Macht gelauscht, bereit sich an diese zu schliessen, wenn sie als Siegerin von einem Schlachtfelde gegangen sein würde. Unbesonnener als das schüchterne Volk, hatten Mönche in vielen Städten und Dörfern schon Aufruhr versucht und selbst von den Kanzeln Madrids einen erneuten Kreuzzug gegen Napoleons Geschlecht gepredigt. Eifrig auch schürten viele Großen des Reichs, uneingedenk ihrer Eide, die sie dem neuen Thron geleistet, die Gluth der Wiederempörung an.

**Joseph**, von den Feldern bei Talavera und Almonacid in die Hauptstadt zurückgekommen, wandte den Richterblick auf jene, die sein Vertrauen getäuscht, Schwüre gebrochen, und Krieg in den stillen Wohnungen des Volkes gerüstet hatten. Er vernichtete alle Würden, alle Ehrennamen der Großen, und beschloß, fortan keinem andern in seinem Reiche die glänzenden Vorzüge zu gestatten, als denen er sie selbst, Treue belohnend, ertheilt haben würde. — Dann, am achtzehnten Tage Augusts, hob er alle Mönchsorden, Bettelorden, und selbst solche, die nicht zu Gelübden verbunden sind, in sämmtlichen Besitzungen Spaniens auf. Binnen vierzehn Tagen mußten einundsechszigtausend Mönche ihre Zellen verlassen, weltgeistliche Kleidung anlegen, zu ihren Geburtsörtern heimkehren, und dort von angewiesenen Gehalten leben. Ohne Erlaubniß konnte keiner derselben ferner predigen, oder Beichte hören. Der Klöster unermeßliche Schätze wurden eingezogen.

Mit gleicher Strenge verfuhr er gegen diejenigen, welche ihre Söhne an die Heere der Empörten hingaben, einen Thron zu bekriegen, unter dessen Schutz sie lebten. Jeder Hausvater ward verpflichtet, eben so viel Soldaten zur königlichen Heermacht zu stellen, als er Söhne bei den Feinden des Thrones hatte, oder statt der Mannschaft verhältnißmäßigen Ersatz an Geld. Wer beides nicht vermochte, mußte als Gefangener nach Frankreich, bis die Söhne sich von den Fahnen des Aufruhrs losgesagt hatten. Das Vermögen Aller, die ihre Heimath verlassen, um den Aufrührern beizustehen, ward eingezogen, und wer ein Gut von ihnen in Verwahrung besaß, mußte es unter Androhung harter Strafen angeben.

Durch diese furchtbaren Mittel hoffte der König die Empörungslustigen zu schrecken, oder ihre Schädlichkeit zu mindern; indem er zugleich den Schatz bereicherte, und das verschwundene Vertrauen auf das Vermögen der Krone herstellte. Da es in den Münzhäusern an Stoffen gebrach, befahl er seinen Unterthanen, sämmtliches Gold- und Silbergeschirr, welches mehr der Pracht als der Nothwendigkeit diente, auszuliefern gegen Geldersatz. Er selbst ging mit dem Beispiel vor, und gab alle goldenen und silbernen Geräthe aus seinem Eigenthum hin.

Zur Tilgung der Staatsschulden aber ordnete er öffentlichen Verkauf der dem Staate gehörenden Güter an. Die unter den vorigen Königen vielfach geschaffenen Papiergelder wurden beim Verkauf dieser Liegenschaften statt klingenden Geldes angenommen, dann vernichtet, und so in ihrem Werth gesteigert, wie die öffentliche Schuld verkleinert. Es betrug diese in der Mitte des Jahrs 1809 mit den rückständigen Zinsen 7,194,266,839 Realen *). Da nun die noch zu verkaufenden Staatsgüter, im geringsten Anschlag, den Werth von 9,656,147,406 Realen überstiegen, ungerechnet die Liegenschaften der Klöster und das eingezogene Vermögen der Staatsverräther: so zeigte sich für die Staatswirthschaft, bei einmal hergestellter Beruhigung des Landes, heitere Zukunft.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein Real ist ungefähr sieben Kreuzer.

---

# Varietäten.

## Aus Rußland.

— Nächst der französischen Armee ist die **russische Armee** gegenwärtig in Europa die stärkste. **Peter der Große** hinterließ ein Heer von 196,000 Mann. **Katharina die Zweite** hatte (im Jahre 1794) eine Macht von 442,000 Mann, worunter etwa 260,000 M. Linientruppen waren. Gegenwärtig unter **Alexander** besteht die russische Landmacht aus 671,586 Mann.

Die zum Felddienst bestimmte Armee ist in 23 Divisionen eingetheilt, jede derselben wenigstens 15,000 Mann stark, aus vier Infanterie-, zwei Jäger-, drei Kavallerie-, zwei Kosakenregimentern, einer reitenden und zwei schweren Batterien zusammengesetzt.

Aber es sind dazu dann nicht die Besatzungen oder Garnisonregimenter, die Milizen und irregulären Truppen gezählt.

Die eigentliche Kriegsmacht besteht aus 13,528 Mann Garden; 392,000 M. Feldinfanterie; 64,204 M. Feldkavallerie; gegen 50,000 M. Artillerie; 13,920 M. Invaliden; 100,000 M. irreguläre Truppen, aus Kosaken, Kalmuken, Baschkiren und Griechen bestehend.

Seit dem Jahre 1807 wurde noch eine **bewaffnete Landwehr** oder **Miliz** errichtet, zur Vertheidigung des Landes bestimmt, in sieben Divisionen eingetheilt. Jede Division begreift vier bis fünf Gouvernements, welche die Landwehr zu stellen haben. Die gesammte Miliz beträgt 651,500 Mann. Nach dem Tilsiter Frieden wurde diese Landwehr zwar wieder entlassen

(man ergänzte inzwischen vorher daraus die Feldtruppen), aber doch blieb sie so organisirt, daß sie, sobald Gefahr droht, sogleich wieder zusammengezogen werden kann. Wirklich besteht zu dem Ende in jedem Gouvernement noch immer ein Milizregiment, als Kern und Waffenschule. Die Zahl dieser bleibenden macht für sich allein schon wieder ein Heer von etwa hunderttausend Mann aus.

Rußland fabrizirt gegenwärtig alles selbst, was es zur Ausstattung seines ungeheuern Heeres bedarf.

Die irregulären Truppen, die sich bei jedem Aufgebot selbst equipiren, erhalten in Friedenszeiten keinen Sold. Ehmals kostete die Unterhaltung der Armee in Friedenszeiten gegen zwanzig Millionen Rubel; jetzt wohl das Doppelte.

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. März 1810.

| Monatstage. | Barometer. | | Thermometer. | | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmels-Beschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Bei Sonnen-Aufgang. | Bei Sonnen-Unterg. | Bei Sonnen-Aufgang. | Nachm. 2 Uhr. | Bei Sonnen-Unterg. | Nachts. | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. | | Vorm | Nachm. |
| | " ‴ 10 | " ‴ 10 | | | | | | | | | | | | |
| 1 | 27. 2 1 | 27. 1 5 | + 4 | + 9 | + 7 | — | — | — | — | W. | S. W. | — | heiter | heiter |
| 2 | 27. 0 1 | 26. 9 8 | + 5 | + 9 | + 7 | — | Regen | Regen | — | W. | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 3 | 26. 9 8 | 26. 9 3 | + 5 | +12 | + 9 | Regen | — | Regen | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 4 | 26. 9 2 | 26. 8 7 | + 4 | +13 | +10 | — | — | — | — | S. W. | S. W. | — | heiter | heiter |
| 5 | 26. 7 1 | 26. 5 6 | + 3 | +12 | + 9 | — | — | — | — | S. W. | S. W. | — | heiter | heiter |
| 6 | 26. 3 6 | 26. 4 0 | + 5 | + 7 | + 5 | Regen | Regen | Regen | — | S. W | W | — | bewölkt | bewölkt |
| 7 | 26. 4 7 | 26. 4 7 | + 2 | + 7 | + 4 | Regen | — | Regen | — | S. W. | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 8 | 26. 4 6 | 26. 6 0 | + 2 | + 7 | + 5 | Regen | — | — | — | W. | N. W. | — | bewölkt | heiter |
| 9 | 26. 7 9 | 26. 9 6 | + 6 | +14 | +11 | Regen | — | — | — | S. W. | S. W. | — | bewölkt | heiter |
| 10 | 26. 9 8 | 27. 1 9 | + 9 | +11 | + 9 | — | Regen | — | — | S. W. | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 11 | 27. 2 8 | 27. 2 5 | + 7 | +13 | +10 | Regen | — | — | — | W. | N. W. | — | bewölkt | heiter |
| 12 | 27. 1 6 | 27. 0 7 | + 9 | +13 | +13 | — | Regen | Regen | — | S. W.* | S. W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 13 | 27. 0 3 | 26. 9 8 | +11 | +13 | +11 | Regen | — | — | — | N. W.* | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 14 | 26. 9 7 | 26. 9 6 | + 8 | + 8 | + 6 | Regen | — | — | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 15 | 26. 9 4 | 26. 6 7 | + 2 | + 8 | + 5 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 16 | 26. 6 2 | 26. 6 5 | + 5 | +10 | + 9 | Regen | — | Regen | — | S. W.* | S. W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 17 | 26. 6 4 | 26. 6 4 | + 7 | +10 | + 8 | Regen | — | Regen | — | S. W. | S. W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 18 | 26. 8 0 | 26. 9 0 | + 7 | + 9 | + 7 | Regen | Regen | Regen | — | N. W. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 19 | 26. 9 2 | 27. 0 0 | + 7 | +10 | + 6 | Regen | — | Regen | — | O. | N. | — | bewölkt | bewölkt |
| 20 | 26. 9 5 | 26. 9 1 | + 4 | + 6 | + 5 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 21 | 26. 7 5 | 26. 7 6 | + 4 | + 7 | + 6 | — | Regen | Regen | — | O | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 22 | 26. 8 5 | 27. 0 9 | + 2 | + 8 | + 5 | — | — | — | Reif | N. W.* | N. W. | — | heiter | heiter |
| 23 | 27. 1 1 | 26. 9 2 | + 2 | +10 | + 7 | — | — | — | — | O. | S. O. | — | heiter | heiter |
| 24 | 26. 8 7 | 26. 7 5 | + 5 | +16 | +10 | — | — | — | — | N. O. | O. | — | heiter | heiter |
| 25 | 26. 8 8 | 26. 8 8 | + 7 | + 9 | + 6 | Regen | Regen | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 26 | 26. 9 9 | 27. 0 3 | + 2 | +10 | + 7 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | heiter |
| 27 | 27. 0 8 | 27. 0 3 | + 4 | +12 | + 8 | — | — | — | — | O. | S. O. | — | heiter | heiter |
| 28 | 26. 9 4 | 26. 9 7 | + 4 | + 7 | + 5 | — | Regen | Regen | — | O. | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 29 | 27. 0 0 | 27. 0 1 | + 4 | + 8 | + 6 | Regen | Regen | Regen | — | W. | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 30 | 27. 0 0 | 26. 9 4 | + 4 | + 9 | + 7 | — | Regen | — | — | O. | N. O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 31 | 26. 9 5 | 26. 9 2 | + 4 | + 9 | + 6 | Regen | — | — | — | N. O. | N. | — | bewölkt | bewölkt |

### Anmerkungen.

Der Lenz kündete sich durch die früh blühenden, meistens Kätzchen tragenden Baume und Gesträuche, *corylus*, *alnus*, *cornus* u. s. w. schon in den ersten Tagen dieses Monats an. Schnee und Eis verschwanden gänzlich aus den Thälern; nur ein Morgen gab Reif. — Selbst zwei Gewitter brachte der Monat schon; das erste am 13 Abends um 9 Uhr fern; das zweite am 17 Abends 9 — 11 Uhr nah. Das Barometer zeigte keine merkbare Veränderung im Steigen und Fallen des Quecksilbers dabei an. — Im Kanton Zug bemerkte man zwei Gewitter; jedes derselben ging aber beinahe 24 Stunden den im Aargau verspürten voran, und jedes zündete, das erste (am 12 Abends) einen Baum, das andere (am 18 Abends 4 Uhr) zwei von einander entfernt liegende Ställe.

---

So übereinstimmend, wie von diesem Monat, sind die Berichte unserer Aerzte noch nie gewesen. Alle kommen nämlich dahin überein, daß die entzündlich-rheumatisch-katarrhalische Konstitution in der ersten Hälfte desselben die allgemein herrschende war, und in ihrem Verlaufe mehr zum nervösen und biliösen Karakter sich hinneigte; daß — um allgemein verstanden zu werden — es bald nicht mehr die Irritabilität war, die in sich litt, sondern daß die Sensibilität in der Reproduktion oder in der Irritabilität, oder jene in ihrer Grundbedingung allein dann ergriffen war.

Rheumatalgien aller Art, akute Rheumatismen, katarrhalische Entzündungen der Brusteingeweide, der Halsdrüsen, der Schleimhäute des Gaumens und der Nase, und endlich der Ohren, waren demnach in diesem Zeitraum die häufigsten Krankheitsformen, und die letzte bei Kindern ungewöhnlich oft und in dem Grade beobachtet, dem Eiterung folgen mußte. Auch haben die Fastnachtsbelustigungen mehrere schönen Blüten zerknickt, die im leichten Netzgewande, durch das geliebte Walzen erhitzt, der rauhen Nachtluft leichtsinnig sich preis gaben.

Gegen die Mitte des Monats wurden der Kranken dieser Art immer weniger; sie räumten den Schauplatz den exanthematischen Krankheitsformen, die in bunter Gruppirung sich desselben ganz bemeistern zu wollen schienen. Der Scharlach, die Masern, die Rötheln und der Nesselausschlag zeigten sich in der ganzen Schweiz, zwar nie bis zur Epidemie erwachsen, und niegends sehr bösartig. Bemerkenswerther könnte hingegen das häufige Erscheinen der sogenannten falschen Pocken sein, die sonst immer als Vorboten der wahren angesehen wurden; und für manchen Arzt dürfte die Nachricht wohl nicht nutzlos sein, daß hin und wieder die häutige Bräune und der Keichhusten bemerkt worden sind. E.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 29. — den 11 April 1810.


## Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand des spanischen und portugiesischen Volkes.

### 11.

Stellung der Franzosen und der Verbündeten. Einzelne Gefechte in Aragonien.

Während Josephs Sorge der Einrichtung und Verwaltung des Reichs gehörte, lagerte sich die französische Kriegsmacht in einem weiten Kreise durch die der Hauptstadt am nächsten gelegenen Landschaften. Des Sommers erschlaffende Hitze machte den Kriegern und ihren Hauptleuten die Ruhe angenehm. — Sie besetzten die beiden Kastilien und die zur Verbindung mit Frankreich nothwendigen Gebiete von Aragonien, Navarra und Biscaya.

Rings um ihnen her in den übrigen Landschaften standen feindliche Kriegshaufen von Spaniern, Britten und Portugiesen; am Fuße der Sierra Morena das andalusische Heer, welches, dem Treffen bei Almonacid entkommen, bald neu gebildet und verstärkt war; weiter abendwärts im mittägigen Estremadura Cuesta's Heer, aus der jungen Mannschaft dieser Landschaft und Leons vergrößert; an Portugalls Grenzen bei Alcantara, und gelehnt an die Festungen Badajoz und Elvas, Arthur Wellesley, welchen sein König zur Würde eines Lord Wellington von Talavera erhoben hatte, seinen Muth zu ehren, den er in Talavera's Kampffeldern bewiesen; weiter hinauf mit seinen Britten und Portugiesen der englische Unterfeldherr Wilson im mittägigen Theil des leonischen Gebiets bei Ciudad Rodrigo; in Leon selbst Feldherr Romana, der von hier seine Waffen bis durch Gallizien zu den Meeresküsten ausbreitete; in Asturien der Befehlshaber Balasteros und Marquesillo.

Die Gebiete von Gallizien und Asturien, deren Eroberung den Franzosen das Leben so vieler Tapfern gekostet, waren wieder der Macht des Aufstandes zugefallen, sobald die Herzoge von Elchingen und Dalmatien zu den Ufern des Tajo gerufen worden waren. Dort, wie im Gebiete von Leon, stellte Romana nun die alten Obrigkeiten her, nachdem er die königlichen Beamten vertrieben; ergänzte sein Heer durch allgemeines Aufgebot waffenfähiger Mannschaft; England aber lieferte ihm Geld und Kriegsbedürfnisse in Menge. In die Seestädte der gallizischen Küste zu Vigo, Ferrol und Corunna wurden portugiesische Besatzungen gelegt, und die spanischen Schiffe aus denselben von den Britten nach Cadiz geführt. Dem Andenken des bei Corunna gefallenen Helden Moore errichtete Romana ein ehrenvolles Denkmal von Marmor.

Viele Mißvergnügte flüchteten fortdauernd aus dem Innern des Reichs nach den von spanischen Kriegsvölkern besetzten Gegenden, — Mönche, verarmte Bauern, erbitterte Edelleute. — Verbote, Drohungen, Strafen, nichts schreckte sie. Viele liessen sich unter die Heere aufnehmen, viele rotteten sich in eigene Banden zusammen; machten die Straßen unsicher; übten Grausamkeiten gegen einzelne Franzosen; beraubten Freund und Feind.

Haufen von Hunderten und Tausenden ernannten ihre eigenen Hauptleute; dem glücklichsten und verwegensten Führer dienten willig die übrigen. Oft trugen die aus den Klöstern vertriebenen Mönche Fahne, Schwerd oder Mordbrennerfackel den Banden vor.

Am liebsten umschwärmten die Räuberrotten die Straßen, welche von Madrid durch Navarra gen Frankreich führen. Hier lauerten sie einzelnen Reisenden, Gepäcken, welche dem franzö-

sischen Kriegsheer zugeführt wurden, oder den zahlreich hin- und hereilenden Boten auf. Hartnäckig fochten sie, wenn sie den wider sie ausgeschickten Kriegsschaaren an Mannschaft überlegen waren; verschwanden in Berg und Wald, wo sie Uebermacht erblickten.

Frech streiften sie zuweilen selbst bis gegen die französischen Heerlager in Kastilien. So sah man ihrer bei achthundert, die aus den navarrischen Wäldern kamen, einst ein blutiges Gefecht gegen die nassauischen Jäger liefern vor Logrogno am rechten Ebroufer. Aber die Deutschen, wenn gleich siebenmal schwächer als ihre Feinde, behaupteten gegen die Räuberbande das Feld. Doch fochten die Spanier mit seltener Tapferkeit; kein Entwaffneter von ihnen nahm Gnade an, sondern zog den Tod vor.

Die meisten dieser umherschwärmenden Haufen sammelten sich aber in den Winkeln und Schluchten der aragonischen Pyrenäen. Zu jenen Bergthälern waren selten oder nie französische Waffen gekommen. Hier hatten noch Städte und Dörfer unangefochten ihre Junten, welche von keinem Joseph Napoleon wußten. Hier wurden Felsenwildnisse durch Schanzen, Graben und Verhaue zu fast undurchdringlichen Festungen. Als solche waren z. B. die Verschanzungen bei St. Juan de la Pena weit umher im Gebirge berühmt.

Feldherr Suchet in Saragossa, gereizt durch den Trotz der Pyrenäenbewohner, schickte den Unterbefehlshaber Musnier im Herbstmonat mit einer Schaar Fußvolks ins Gebirge. Zu ihr gesellte sich die Besatzung von Jacca. Die Schanzen von St. Juan de la Pena, auf mehrern Seiten zugleich angefallen, wurden trotz der blutigsten Gegenwehr erobert; die Gebäude des berühmten Klosters, welches die alten Gräber von zweiundzwanzig aragonischen Königen umschließt, eingeäschert; dann die emporten anstoßenden Thäler mit Feuer und Schwerd verwüstet und entwaffnet. Drei große Dorfschaften und zwei Klöster gingen in Flammen auf.

Der Angesehenste von allen Anführern der Empörten in diesen Gegenden hieß Villa-Campo. Er hatte als Oberst längst schon in spanischen Kriegsdiensten Achtung gewonnen. Die Junten von Valencia und Murcia unterstützten ihn mit Sold und geordneten Kriegsschaaren. An sie schlossen sich die irrenden Banden des Landsturms mit ihren besondern Führern. Villa-Campo wußte sich nach und nach der Landschaften des linken Ebro-Ufers zu bemeistern, von Katalonien bis Navarra, längs der Pyrenäen. Oft besiegt, ging auch er nicht selten aus den Gefechten als Sieger. Viel Volks rieb dieser kleine und grausame Krieg auf.

Villa-Campo hatte sein Lager am Berge Na. Sa. de la Hermandad, der nachbarlich von Kataloniens Grenzen bei Lerida drei Stunden im Umfange hat, und durch starke Vertiefungen von einer großen Bergkette, deren sämmtliche Nebenzweige er deckt, getrennt wird. Seitwärts von diesem Berge, und zwei Stunden in der Höhe, befindet sich die prächtige Kirche mit den dazu gehörigen Klostergebäuden. Dort hatte er sein Lager angelehnt; seine Waffen und Kriegsvorräthe in Verwahrung gebracht.

Hier war's, wo Feldherr Suchet ihn im Weinmonat aufsuchen ließ. In wochenlangen, blutigen, hartnäckigen Gefechten eroberte Suchets Heerschaar, obgleich nur siebentausend Mann stark, gegen einen doppelt mächtigern Feind, erst die Kirche auf der Höhe, dann durch den Segrastrom watend, das Lager Villa-Campo's, bis der ganze Heerhaufe der Empörten niedergemacht, gefangen oder zerstreut war. — Villa-Campo, da er das Kloster brennen und die Seinigen fliehen sah, schleuderte verzweifelungsvoll Hut und Degen ins Feuer, und schwor, nicht fürder solcher Feiglinge Anführer zu sein.

Einmal dieser Kern des aragonischen Aufstandes zerstört, wurde es leicht, auch die übrigen Pyrenäenthäler Aragoniens zu bezwingen. Noch lange werden die schwarzen Brandstätten hier verwüsteter Dörfer das schwere Schicksal dieser Tage zeugen.

---

## 12.

### Anstalten der Spanier zu einem allgemeinen Angriff gegen die königliche Kriegsmacht.

Die Häupter der großen Empörung hatten nun gegen den Gewaltigsten der europäischen Fürsten, hart an den Grenzen seines Reichs, schon neunzehn Monate lang ununterbrochenen Krieg geführt; mit ungeübten Streitern gegen die berühmtesten Heere und Feldherrn der Zeit. Doch standen sie noch unbezwungen, und mit verjüngtem Muth und vermehrter Macht, nicht als wären sie die Besiegten, sondern die Sieger gewesen in der schrecklichen Reihe von Schlachten, Treffen und Gefechten auf vaterländischem Boden. So lange war, ausser Großbrittanien, kein europäisches Volk gegen den großen Welterschütterer bisher im Kampfe bestanden.

Oesterreich hatte den Krieg wider Napoleon erst seit wenigen Monaten, mit furchtbarem Aufwand von Macht gegen Frankreichs getheilte Streitkräfte, begonnen. Es stellte erfahrnen Heerführern Erfahrne entgegen, die schon mancher Lorbeer schmückte; tapfere Soldaten den Tapfern. Und doch ward das Haus Oesterreich nach wenigen Schlachten zum Frieden gezwungen, den es mit einem der köstlichsten Theile seiner Erbstaaten und ungeheuern Goldsummen erkaufte und am vierzehnten Tage des Weinmonats in Wien unterschrieb.

Diese Nachricht erschreckte Spanien und Portugall mehr, wie eine Botschaft von selbst erlittenen Niederlagen. Denn nun war des Kaisers Rückkehr und die nahe Vergrößerung der französischen Kriegsmacht zu fürchten, welcher Spanien unterliegen mußte, wenn sie einmal an Mannszahl, wie an Kriegskunst, den Verbündeten überlegen war.

Schnell ward also der Entschuß genommen, durch einen Hauptschlag die französischen Heere aus dem Innern Spaniens zu vertreiben, bevor sie Verstärkung erhalten und den Kaiser an ihrer Spitze erblicken könnten. Die höchste Junta zu Sevilla sandte ihre Befehle zum allgemeinen Angriff weit umher durchs Reich; die Abwesenden eilten zu den Heeren zurück; alle setzten sich mit Anfange Wintermonats aus den verschiedensten Gegenden wider die französischen Lager in Bewegung, von den Küsten des Mittelmeers bis zu den Gestaden des atlantischen.

Sowohl die Menge der aufgebotenen Streithaufen, als ihre Begeisterung, und die Stellungen, aus welchen sie hervortraten, weissagten Glück. Selbst die Eintracht, welche im Kreise der Junta nach langem Zwiespalt herrschte, ließ endlich einmal den neuen Unternehmungen Gelingen hoffen.

Seit dem Heumonat dieses Jahres war, als ausserordentlicher Botschafter Großbrittaniens, ein Mann bei der Junta erschienen, welcher, den Ruhm eines der ersten Staatsmänner führend, schon weitläufige Reiche Asiens mit königlicher Allgewalt beherrscht und die Franzosen aus allen Besitzungen in Ostindien vertrieben hatte. Dieser Mann war der Marquis von Wellesley,

älterer Bruder des brittischen Oberfeldherrn in Spanien. Bei seiner Ankunft fand er des spanischen Reiches Gesetzlosigkeit und Verwirrung im Schoos der höchsten Gewalt wieder, und aus dieser entsprungen. Er forderte, zur Rettung des Königreiches, Einheit des Willens und der Macht, aber ihm begegnete republikanischer Trotz und Vielseitigkeit der Meinungen. Er forderte inniges Anschliessen an Großbrittanien, mit welchem allein Spanien stehen oder fallen würde; aber des Spaniers Stolz erwiederte ihm mit kaltem Mißtrauen. — Er versuchte die Auflösung der Junta, und Uebertragung der höchsten Gewalt an einen Ausschuß von wenigen Männern. Es schlug fehl. Doch tröstete es ihn, durch neue Wahlen wenigstens Englands Anhänger im Schoos der Junta vermehrt zu sehen.

Allein dies brachte neue Spaltung hervor. In der Junta wie im Volk befehdete sich nun eine englische und eine gegenenglische Meinung. Das Volk verachtete seine entzweiten Machthaber, die Unerfahrenheit Vieler, die Ehrsucht Aller. Es forderte mit lauter Stimme Versammlung der Landstände, und Wahl eines Einzigen, dem das gefahrvolle Amt zu übertragen sei, der hoffnungslosen Staatsangelegenheiten Zügel zu leiten.

Ehe aber noch zur Versammlung der Landstände geschritten werden konnte, erzwang die Noth den allgemeinen Aufbruch der Kriegsheere zur Vertreibung der französischen Macht. Denn jetzt, oder nie, mußte diese überwältigt sein. Jeder vergaß also des innern Zwistes, und wandte sich gegen den gemeinsamen größern Feind.

Beinahe sämmtliche Kriegsvölker und Landwehren verliessen Estremadura, und vereinigten sich Anfangs Wintermonats mit denjenigen Heeren, welche über die Sierra Morena in la Mancha eingedrungen waren. So standen fünfundfünfzigtausend Mann auf den Straßen gegen Neukastilien, darunter siebentausend Mann Reiterei. Ihr Anführer, Aresaga, hatte, bevor er aus Sevilla schied, der Junta geschworen, nicht zu ruhen, bis Madrid wiedererobert sein würde.

In der gleichen Zeit sollte, so ward verabredet, das brittische Heer aus den Lagern von Badajoz und Elvas aufbrechen, und längs den Tajo-Ufern die Feinde zurückwälzen, während die Aufstandsheere in Leon, Gallizien, Asturien und Katalonien die ihnen entgegenstehenden Schaaren schlagen, oder doch verhindern sollten, an die Hauptmacht in Kastilien Verstärkungen abzugeben.

---

## 13.

### Die Spanier werden bei Ocanna und Alva de Tormes geschlagen.

Als abermals ganz Spanien vom wilden Waffengeräusch ertönte, zog König Joseph seine zerstreuten Kriegsvölker sogleich wieder am rechten Ufer des Tajo zusammen, von Almaraz und Talavera bis Toledo und Aranjuez. Als aber die spanische Hauptmacht aus den kastilischen Gebirgen in mehrern Abtheilungen hervorbrach, und alle Heersäulen ihre Richtung stromaufwärts gegen Aranjuez nahmen, vereinte Joseph bei dieser Stadt seine Streitkraft, kaum über dreißigtausend Mann.

Am neunzehnten Tage des Wintermonats standen die Spanier in Schlachtordnung vor dem Städtlein Ocanna, zwei Meilen von Aranjuez. Am Morgen des gleichen Tages ruckten ihnen die Franzosen entgegen unter des Königs Befehl. Noch war die Sonne nicht im Mittag, als beide Heere schon im allgemeinen Gefecht verwickelt rangen. Binnen zwei Stunden ward das ganze Schlachtfeld von Leichnamen und Waffentrümmern übersäet; der Kampf immer hartnäckiger und blutiger: als plötzlich die spanische Reiterei, auf dem rechten Flügel ihres Heers zurückgeschlagen, in Verwirrung gerieth, sich gegen die eigenen Fußvölker stürzte, welche Schutz von ihr hofften, und nun fürchterliche Unordnung durch das ganze Treffen verbreitete.

Umsonst warf sich Aresaga den Fliehenden entgegen. Er selbst ward von den Franzosen umzingelt, doch nur einen Augenblick. Dreihundert Reiter stürzten herbei und retteten den Oberbefehlshaber. Nun durchschnitten die französischen Kriegshaufen das geschlagene und verworrene Heer in allen Richtungen, also daß bei fünfundzwanzigtausend Mann desselben gefangen wurden. Die übrigen entflohen mit Entsetzen, ohne Waffen, ohne Fahnen und Gepäck. Sechstausend Spanier waren in diesem mörderischen Kampfe umgekommen.

Nicht minder hartnäckig, nicht minder unglücklich fochten sie in allen übrigen Gegenden ihres Vaterlandes. Zu Alva de Tormes im Leonischen griffen dreißigtausend Mann, befehligt vom Herzog del Parque, den Feldherrn Kellermann am achtundzwanzigsten des Wintermonats an. Dieser führte nicht mehr als zwölftausend Franzosen ins Feld, aber des Sieges durch Unerschrockenheit würdig und sicher. An den Ufern des Tormes wurden dreitausend Spanier erschlagen; keinem Gnade gegeben. Nur von der Finsterniß der Nacht begünstigt, retteten sich die Uebriggebliebenen zu den gallizischen und asturischen Bergen; doch Tausende geriethen noch auf der Flucht in des Siegers Gewalt.

Auch die Asturier, von Marquesillo befehligt, und gegen San Andero vorgedrungen, wurden vom Feldherrn Bonnet, in einem Treffen bei Cotes, sechs Stunden von San Andero, vernichtet. Andere Aufstandsschaaren, die in Altkastilien, Biscaya und an den aragonischen Ufern des Ebro sich gleichzeitig regten, fielen durchs Schwerd oder zerstreuten sich. — Wenige Tage sahen ganz Spanien in Waffen und Wuth emporgesprungen, und wieder in stumme Verzweifelung und Ohnmacht zurückgesunken.

Die Britten aber hatten während der Schlacht bei Ocanna, wo ihr Erscheinen im rechten Augenblick den Ausgang hätte zweifelhaft machen können, unthätig in den Lagern von Truxillo geruht. Ihr Feldherr war, inzwischen alles gegen den Tajo zog, zu seinem Bruder, dem Botschafter, nach Cadiz verreiset. Das Verhängniß wollte: Spanien sollte fallen. Englands Beistand verlängerte nur des Landes Unruh und Leiden. — Eben so eilig kehrte das großbrittanische Heer, nach Aresaga's Niederlage, gen Portugall zurück, als es vorher langsam dem Schlachtfelde nahte.

Dies war der Ausgang des letzten allgemeinen Angriffs der Spanier auf die französische Kriegsmacht. Diese, nun immer durch neue Heerschaaren vergrößert, welche von den Siegesfeldern der Donau daherströmten, bemächtigte sich ohne Mühe der gesammten Mitternachtshälfte des Reichs, brachte die abtrünnigen Gebiete wieder zum Gehorsam zurück, und drang gegen die Sierra Morena von neuem vor, hinter welcher das noch nie bezwungene Andalusien Trotz bot.

---

## 14.

### Auch Girona in Katalonien ergibt sich.

Unabhängig von allen jenen großen Ereignissen war unterdessen in Katalonien der besondere Krieg das ganze Jahr

fortgeführt worden. Wie Duhesme daselbst sich gegen des Spaniers Vives Uebermacht in Barcelona behauptet, und am Ende des Jahres 1808 Gouvion St. Cyr mit neuer Heeresmacht aus Frankreich in dies Land gekommen, ist erzählt worden.

Seit dem Falle des festen Rosas galt das von fünf Felsenschlössern vertheidigte Girona als des Aufstandes vorzüglichster Stützpunkt. Hier war der spanische Feldherr Palafox-Lazan Oberbefehlshaber; aber unzufrieden, mit zahlreichem Volk hinter Wällen und Mauern, brach er im Hornung des Jahres 1809 mit achttausend Mann aus Girona hervor, um sich an Theodor Reding zu schliessen, welcher das neu befestigte Tarragona, auf kahler Anhöhe am Ufer des Meeres gelegen, beschützte, die Niederlage von Lebens- und Kriegsvorräthen der Empörten.

Gouvion St. Cyr, der Feinde Vereinigung zu verhüten, warf sich zwischen Beide, trieb erst Palafox-Lazan durch die Gebirge gegen Lerida; dann überfiel er Redings Heer, welches sechszehntausend Fußgänger und mehr denn tausend Reiter zählte. Reding mied lange mit Klugheit entscheidende Treffen; aber durch wohl berechnete Züge und einzelne Gefechte deckte er Tarragona, oder bedrohte die Verbindungen der Franzosen mit Villafranca, welches, nahe am Meer in fruchtbarer Gegend, die Vorrathskammern des französischen Heers bewahrte. Sein Lager stand auf den Höhen vor Tarragona; ein wasserreicher Sumpf zog sich längs dem Fuße der Hügel hin.

Aber auch hier wagte Gouvion St. Cyr den Angriff am fünfundzwanzigsten des Hornungs. Unter dem Feuer der Spanier zogen mit furchtbarem Schweigen die französischen Rotten durch die Sümpfe, stürmten dann und erstiegen die Höhen: nun erst hob das mörderische Gefecht an. Aber die spanische Reiterei floh, ohne zu fechten. Das Fußvolk stritt bis zur dämmernden Nacht; dann floh es vom leichenvollen Kampfplatz, auf welchem über zweitausend seiner Verwundeten und Todten bluteten. — Theodor Reding, der Feldherr selbst, entkam nicht ohne Wunden gen Tarragona, wo er nach wenigen Monaten starb.

In Folge dieses Sieges rückte der Ueberwinder in Reus ein, abendwärts von Tarragona gelegen, und nach Barcelona die reichste, handelsamste und bevölkertste Stadt Kataloniens.

Seit Redings Tode führte Feldherr Blake den Oberbefehl, der, immer rastlos, bald aus den Gebirgen hervor die Franzosen überfiel, bald bis in das Innere Aragoniens streifte, bald Versuche zur Entsetzung Girona's unternahm.

Seit dem vierten des Brachmonats war diese Festung völlig eingeschlossen worden. Ein Regen von Brandkugeln äscherte die von starken Mauern umgebene Stadt ein. Mancher Sturm der Belagerer ward abgeschlagen, mancher Ausfall der Belagerten zurückgetrieben. Die Britten, so oft sie konnten, brachten den Tapfern in der Festung Lebens- und Kriegsbedürfnisse, auch mancherlei Erquickung über das Meer. Umsonst erschöpften die Franzosen alle Kunst des Krieges. Erst nachdem in harten Felsen gegen Montjoui, das vornehmste der Schlösser, mit unsäglicher Mühe bedeckte Wege und Verschanzungen angelegt, dann Mauern und Wälle Montjoui's Schutt und Trümmer, und mit stürmender Faust erobert worden waren, fiel diese Felsenburg, am Abend des eilften Augusts, in der Belagerer Gewalt. Die Vertheidiger aber zogen stolz hinab in die Stadt, und hinterliessen den Eroberern nur unbrauchbare Steinhaufen.

Nun schlug der Belagerer Geschütz gegen die Wälle der Stadt selbst. Doch minder fürchtete diese den Fall ihrer Felsenmauern, als Hungersnoth. Allein Feldherr Blake half. Er überlistete den wachsamen Anführer des Belagerungsheers, und führte, da die Noth am schwersten, den heldenmüthigen Gironesen Beistand und Lebensmittel zu. Blake griff nämlich am dreißigsten Tage Augusts den Oberbefehlshaber Gouvion St. Cyr vor Girona mit soviel Macht an, daß dieser, im Glauben an eine allgemeine Schlacht, alle Kriegsvölker, welche die Belagerung führten, an sich zog. Während er nun der Schlacht entgegensah, warf Blake auf entgegengesetzter Seite mehr denn tausend mit Mund- und Kriegsvorrath beladene Maulthiere, von tausend Fußgängern und fünfhundert Reitern geschützt, in die Stadt. Dieser Zweck erreicht, verschwanden Blake und sein Heer plötzlich wieder vor den Augen des getäuschten Gouvion St. Cyr.

Mißmuthig verließ dieser Katalonien, wo an seiner Statt Augereau, Herzog von Castiglione, den Oberbefehl nahm. Der Herzog fand ein Heer, von langen Anstrengungen ermattet, durch Krankheiten zusammengeschmolzen, selbst an den unentbehrlichsten Bedürfnissen in weit verödetem Lande darbend. Er sorgte für Erquickung seiner Krieger; ließ dann die Belagerung eifriger fortsetzen, und den immer nahen Blake zurücktreiben. Da derselbe zur Hilfe Girona's neue Anstalten traf, schickte der Herzog den italienischen Feldherrn Pino gegen die Stadt Hostalrich, wo Blake Vorräthe sammeln ließ. Nach langem blutigen Streit wurden die Ringmauern erstiegen, die Thore gesprengt. Kämpfend rückte Pino von Straße zu Straße, bis alles, was von Soldaten und Bürgern nicht in die benachbarte kleine Feste der Stadt entronnen, niedergemetzelt, und aller Vorrath entführt oder zerstört worden.

So mußte sich auch Girona am Ende einer halbjährigen Belagerung ergeben, nachdem schon eine der Vorstädte und eine der wichtigsten Schreckschanzen, welche die Verbindung zwischen der Stadt und ihren Schloßfesten beherrschte, mit stürmender Faust erobert waren. Am eilften Tage des Christmonats streckten die fünftausend tapfern Vertheidiger ihre Waffen, und gingen kriegsgefangen nach Frankreich; Schonung ward den Einwohnern erwiesen.

---

Dies war der Zustand Spaniens am Ende des Jahrs 1809; fast das ganze Reich den Waffen Napoleons wieder unterworfen; nur die Gebiete an den mittägigen Küsten noch Widerstand leistend; Katalonien erst halb, Valencia, Murcia, Granada und Andalusien gar nicht bezwungen, auch in Estremadura noch nicht das feste Badajoz.

Was seit dem geschehen, ist noch zu frischen Gedächtnisses. Aber diese Uebersicht der vorangegangenen Begebenheiten mag das Urtheil über die gegenwärtigen erleichtern. Dies war der Zweck einer Erzählung, welche, unvollkommen durch der Quellen Unvollkommenheit, dennoch einem künftigen Erzähler als leitende Vorarbeit nützen kann.

Heinr. Zschokke.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 6.)

# Intelligenzblätter
zu den
# Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 6. —— den 11 April 1810.


Von dem

## Berlinischen Journal für Kunst und Kunstsachen, Künsteleien und Mode

ist das zweite Heft erschienen, hierzu gehören vier Kupfer:

1. Die schöne Gruppe von dem H. D. Schadow, Louise, Preussens verehrte Königin, und ihre Schwester Friederika vorstellend.
2. a) Zwei neue Guitarren verfertiget von Thielemann in Berlin. b) Eine neue Feuermaschine von R. Müller.
3. Zwei neue Ofen aus der Fabrik des Herrn Ungerer in Berlin.
4. Zwölf neue Arten Stick- und Nähmuster.

C. Salfeld.

---

Bei A. F. v. Schütz in Magdeburg sind nachstehende interessante Bücher erschienen, und in allen Buchhandlungen für beigesetzte Preise zu haben:

C. F. Hoff vollständiges Hand- und Rechenbuch für angehende Kaufleute und Oekonomen, besonders für Europa's Handlungsschulen. 2 Theile. Zweite verbesserte und mit einem Anhange vermehrte Auflage. Gr. 8. 3 Thlr.

A. H. Rieß Handbuch für Lehrer in Volksschulen. 4 Abtheilungen. 8. 1 Thlr.

Unter nachstehenden Titeln sind auch einzeln zu haben:

(Erste Abtheilung.) Bemerkungen über die erste Elementarunterrichtsmethode, in so fern sie sich auf die intellektuelle Bildung bezieht. 4 Gr.

(Zweite Abtheilung.) Hülfsbuch für Lehrer bei den in Volksschulen anzustellenden ersten Uebungen der Geisteskräfte und des Sprachvermögens, nebst einem Kopfbuchstabierbuche zur Uebung im Unterscheiden, Verbinden und Trennen der Sprachlaute. 8 Gr.

(Dritte Abth.) Bemerkungen über die Mittel zur Beförderung einer sittlichen und religiösen Gesinnung. 4 Gr.

(Vierte und letzte Abth.) Moralisch-religiöse Anschauungen für Unterricht, welcher das Bewußtsein unserer innigen Verbindung mit Gott erwecken, und den moralisch-religiösen Sinn im Kinde beleben soll. 8 Gr.

Auswahl von Gedichten in Nürnberger Mundart, von Grübel, für den deklamatorischen Vortrag, zur frohen Unterhaltung freundschaftlicher Zirkel bearbeitet und mit Erklärungen begleitet von C. F. Solbeig. 8. Brosch. 16 Gr.

G. Lar Elementarunterricht in der Religion aus der Natur, und der heiligen Geschichte, besonders für jüdische Schulen und Privatunterricht. 8. 14 Gr.

— — drei Tabellen zur Uebersicht der etymologischen Regeln der französischen Sprache. Fol. 8 Gr.

Die Familie Wangenheim. Ein Gemälde interessanter Szenen vor und nach der Uebergabe von Magdeburg im November 1806. Mehr als Roman. 1r Theil mit Kupf. 8 Gr. 16 Gr.

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben und Thaten des Erzherzogs Karl, Generalissimus der österreichischen Armee. 8. Brosch. 5 Gr.

Licht und Schatten, oder alte und neue Zeit; nebst freimüthigen Bemerkungen über den Herzog von Braunschweig-Oels, den preussischen Major von Schill, und über die Landung der Engländer in Holland. 8. Brosch. 6 Gr.

Briefe eines Reisenden, oder freimüthige Bemerkungen über des Königs von Preussen feierlichen Einzug in Berlin, am 23 Dez. 1809. Nebst einem, durch die Ereignisse veranlaßten interessanten Gespräche zweier Bürger. 8. Brosch. 4 Gr.

Die Zeit im Gebährstuhle, oder die Ereignisse des Tages. Ein Wort zu seiner Zeit. 8. Brosch. 6 Gr.

Obige Bücher sind bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

---

## Ceres,
oder
## Beiträge zur Beförderung der Landwirthschaft.

Herausgegeben von Dr. F. C. G. Gericke,
Generalpächter der Domäne Ludgeri bei Helmstädt.

2r Bd. 1s St. 8.

Hannover, bei den Gebrüdern Hahn. 1810.

Inhalt des ersten Stücks:

1. Ueber den Werth der Bemühungen, eine Verbesserung des Ackerbaues zu beweisen.
2. Neuere Erfahrungen über die Behandlung des Viehes in einigen Krankheiten. Von dem Herausgeber.
3. Ueber das Recht des Staats, den Naturalzehnten abzuschaffen.
4. Bemerkungen über die Abhandlung von Joh Adam Weiß, die Vertilgung der Kornwürmer betreffend, als Einl. derselben. Beitrag zur Beantwortung der Preisfrage: „Wie ist der Kornwurm, oder der sogenannte schwarze Käfer, am sichersten u. mit leichtestem Aufwand zu vertilgen?“ W. J. A. Weiß.
5. Aufforderung und Bitte an die Freunde reiner Erfahrungen in der Landwirthschaft.
6. Auszug aus landwirthschaftlichen Berichten über das letzte Aerndtequartal.

Zum Lobe dieser neuen Zeitschrift braucht nichts gesagt zu werden, weil sie sich selbst empfehlen wird.

Man findet solche bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Bei Hemmerde und Schwetschke in Halle ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

1. Bernstein, I. C., epistola ad Bonnium syst. observat. luxat. femoris etc. 4. 4 gr.
2. Ciceronis, M. T., epistolae ad Attic. ad Quint. fratr. et quae vulgo ad familiar. dic. temporis ordine dispos. cura C. G. Schütz. Tom. I. et II. 8 maj. 2 thlr. 16 gr.
3. Dabelow, C. C., das französische Zivilverfahren nach den Gesetzen und den besten Schriftstellern systemat. mit nöthigem Formular. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
4. Dessen Archiv für den Code Napoleon. 1s bis 5s Stück. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
5. Dessen Archiv für den Code de procéd. civ. etc. 1s Stück. Gr. 8. 9 Gr.
6. Eberhards, J. A., Handbuch der Aesthetik für gebildete Leser. 1r und 2r Theil. Zweite verbesserte Auflage. 8. Auf Druckpapier 2 Thlr. Schreibp. 2 Thlr. 16 Gr.
7. Ersch, J. S., Handbuch über das Königreich Westphalen zur Belehrung über Land und Einwohner, Verfassung, Verwaltung u. s. w. Mit einer Karte. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
8. Herodoti, H., historiar. libri qui enarrat. pugn. inter Graecos et Persas complectunt. cum summar. animadvers. superior. interpret. atque suis et indicib. nov. ed. Dr. Schulz. 2 Tomi 8 maj. 4 thlr. charta membr. (Velin) 6 thlr.
9. — — liber in usum lection. 8 maj. 1 thlr. 12 gr.
10. Vetterlein, C. F. R., deutsche Anthologie, oder Auswahl deutscher Gedichte u. s. w. Ein prakt. Handbuch zum Gebrauch in und ausser der Schule. 2 Theile Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.
11. Sachse, C., Versuch eines Lehrbuchs der griech. und röm. Literaturgeschichte und klass. Literatur. 8. 16 Gr.
12. Schallers, K. A., Magazin für Verstandesübungen u. s. f. 2r Theil. Auch unter dem Titel: Handbuch der Geschichte philosophischer Wahrheiten durch Darstellung der Meinungen der ersten Denker ält. und neuerer Zeit. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
13. Vater, I. S., oracula Amosi textum et hebr. et graec. vers. Alexandr. notis crit. et exeget. instruxit c. version etc. 4. 18 gr.
14. Landwirthschaftliche Zeitung oder Repertorium alles Wissenswürdigen aus der Land- und Hauswirthschaft u. s. w. auf 1809, mit Kupfern. 4. 2 Thlr. 16 Gr.
15. Dieselbe auf das Jahr 1810 in monatl. Heft. 4. 2 Thlr. 16 Gr.

Obige Werke sind bei Sauerländer in Aarau zu haben.

---

Herabgesetzter Preis bis zu Ende Juni 1810 von

## E. A. W. v. Zimmermanns Taschenbuch der Reisen

oder

unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Produktenkunde.

Für jede Klasse von Lesern.

Erster bis siebenter Jahrgang, oder 1802 bis 1808. Mit fünfundachtzig Kupfern und Karten. 12. Leipzig.

Aufgefordert durch so viele, mir achtungswürdige Stimmen, und um ein schätzbares Werk gemeinnütziger zu machen, will ich den bisherigen Preis dieser sieben Jahrgänge bis zu Ende Juni 1810 von dem zeitherigen Ladenpreise von 14 Thlr. auf 8 Thlr. sächs. herabsetzen, und bin erbötig, denjenigen, welche für Liebhaber fünf Exemplare sammeln, das sechste gratis zu geben. Dieses Frei-Exemplar ist jedoch von mir nur direkte zu erhalten, und Liebhaber, welche sich wegen Besorgung der Exemplare an eine andere Buchhandlung als die meinige wenden, können auf dieses Frei-Exemplar keinen Anspruch machen.

Der Verleger ist genöthigt, dem Publikum den Werth eines Werks anzurühmen, über welches unsere geachtetsten kritischen Blätter einstimmig mit Enthusiasmus gesprochen haben, und das den allgemeinen Beifall aller Kenner und Liebhaber dieses Faches sich bis auf den letzten Jahrgang 1808 unausgesetzt zu erhalten gewußt hat. Auch kann wohl der Gehalt eines Werks nicht zweifelhaft sein, welches in so schöner lebendiger Darstellung uns die Länder, Völker und Naturprodukte Afrikas, Westindiens und des großen Amerikas, von den nördlichsten Gegenden bis zu den südlichsten, gleich anziehend für den aufstellt, der bloß unterhalten sein will, als für den, der gründliche Belehrung sucht, den heranwachsenden Jüngling, dem es mit Recht ein vorzügliches Geschenk werden kann, in eine Welt voll Wunder und Merkwürdigkeiten einführt, und in fünfundachtzig trefflich gearbeiteten Kupfern die Portraits berühmter Reisender, vieler fremden Völker, Gegenden und merkwürdige Naturerzeugnisse abbildet. Der letzte Band, welcher Brasilien, Chili und Patagonien enthält, beschreibt das erstere große Land so genau, als hätte der Verfasser mit einem Weissagergeiste seine durch die neuesten Weltereignisse verdoppelte Wichtigkeit vorausgesehen.

Daß es bei einem solchen Werke nicht an Gefälligkeit des Drucks und Papiers fehlen werde, bedarf keiner Anzeige.

Da der Vorrath der Exemplare nicht groß ist, so wird jeder, der ein Exemplar zu erhalten wünscht, wohl thun, seine Bestellung so bald als möglich zu machen, und kann dies bei jeder Buchhandlung thun.

Mit dem ersten Juli 1810 tritt der alte Ladenpreis, 2 Thlr. für den Jahrgang, wieder ein, und sind um den herabgesetzten Preis dann keine Exemplare mehr zu erhalten.

G. Fleischer der Jüngere, in Leipzig, als Verleger.

In Aarau findet man davon Exemplare vorräthig bei H. R. Sauerländer.

---

Wir werden uns wiedersehen. Eine Unterredung nebst einer Elegie von Dr. K. E. Engel. Neue mit dem Nachtrage verm. Auflage. 8. Lpzg. bei Hinrichs 12 Gr.

Es wäre überflüssig, eine Schrift zu empfehlen, welche bereits den allgemeinen Beifall gefunden hat, und welche einen Gegenstand erörtert, der eine der süßesten Hoffnungen des gebildeten Menschen begründet und zur Beruhigung zärtlicher Gemüther so vieles beiträgt. Der Verfasser hat alles gethan, um seine Materie in's helleste Licht zu setzen, und man überläßt sich an seiner Hand gern den frohen, herzerhebenden Eindrücken der Zukunft, welche eine Lektüre dieser Art nothwendig bewirken muß.

---

## Meteorologisches Tagebuch für das Jahr 1810.

Von

Dr. C. C. Haberle.

Mit vierzehn Kupfern.

Weimar 1810. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 48 kr. rhein.

Dies von uns bereits im September vorigen Jahres unter dem Titel: Witterungskalender angekündigte meteorologische Tagebuch für 1810 ist in unserm Verlage erschienen und an alle gute Buchhandlungen versendet worden. Es macht bekanntlich den zweiten oder praktischen Theil von Hrn. Dr. Haberle's allgem. meteorologischen Jahrbuche für das Jahr 1810 aus, und wir eilten, so viel

bei dieser schwierigen Arbeit dem Verfasser möglich war, dem Publikum nur wenigstens das Tagebuch schnell in die Hände zu liefern, um nach demselben seine täglichen Witterungsbeobachtungen machen zu können. Zum kompendiösen Gebrauch für den Bürger, Landmann, Reisende und jede Haushaltung hat der Hr. Verfasser einen:

Kleinen Witterungsanzeiger für das Jahr 1810 auf einem einzigen Sedezbogen (Preis 3 Gr. oder 12 kr.), den man in jede Brieftasche stecken kann, und welcher die muthmaßliche Witterung für jeden Tag bestimmt, daraus ausgehoben, der gleichfalls bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Das meteorologische Jahrbuch wird nun auch unverzüglich bei uns erscheinen, und das erste Stück der meteorologischen Hefte zur Ostermesse gewiß nachfolgen.

Dem Hrn. Verfasser, welcher für die so äusserst wichtige und gemeinnützige Witterungslehre eine gänzlich neue Bahn bricht, wird es gewiß nicht an Beifall noch Widersprüchen fehlen; Beides wird als Beweis einer lebhaften Theilnahme des Publikums ihn und uns aufmuntern, mit kühnen jedoch bescheidenen Schritten weiter zu dringen. Wahrheit und eine neue praktische Wissenschaft wird sicher das Resultat davon sein.

Weimar, 1 Febr. 1810.

H. S. pr. Landesindustriecomptoir.

Ist bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

---

**J. H. D. Bocks Versuch einer gründlichen Anleitung zum italienischen Buchhalten, oder der kaufmännischen doppelten Rechnungsführung. Mit einer Handlungs-Korrespondenz versehen u. s. w. Zwei Theile mit drei Bänden. 4. Berlin, bei Dunker und Humblot. Preis 8 Thlr.**

Unter den mancherlei Anleitungen zum Buchhalten dürfte keine sein, die so zweckmäßig abgefaßt wäre, als diese, um dem Lehrer dieser Kunst sein Geschäft zu erleichtern, und um jungen Leuten, die sich ohne Lehrer darin üben wollen, als sicherer Wegweiser zu dienen. Lehrsätze und Beispiele sind sehr glücklich bei der Methode vereinigt, die der Verfasser gewählt hat, und deren Eigenthümliches ist, in dem Geschäftsgange einer fingirten Handlung alle Vorfälle herbeizuführen, die Veranlassung geben, Posten in den Büchern zu formiren. Dadurch entstehen von selbst die Muster von allen Büchern, die in einer ordentlichen Handlung gebraucht werden, und die als erläuterndes Beispiel dienen, mit welchem die Anleitung Schritt hält. Daß die erzählten Geschäfte auch Gelegenheit geben, alle kaufmännische Rechnungen zu üben, versteht sich von selbst; das Korrespondenzbuch gibt zugleich eine große Anzahl von Briefen und von Beispielen kaufmännischer Aufsätze aller Art, Kontrakten u. s. w. alle Handlungsvorfälle kommen darin vor, und werden erläutert, so daß das Buch jedem jungen Kaufmann, der sich bilden will, Gelegenheit gibt, indem er die Buchhaltung erlernt, einen vollständigen Kursus der vorzüglichsten Handlungskenntnisse zu machen.

Auf dieses Werk nehme ich Bestellungen an.

H. R. Sauerländer in Aarau.

---

Das

**zweite Heft des Pantheons**

ist erschienen und mit ihm der erste Band geschlossen. Es enthält, die erste Vorlesung von A. Müller über Friedrich den Großen, und ausserdem Beiträge von Fouqué, Solger, H. Schubart, Löst, Römer, von Winterfeld und den Herausgebern. Die musikalische Beilage ist von W. Schneider.

Von denjenigen, die der Redaktion schon ihren Beitritt versichert haben, von einer Menge stehen noch Antworten zu erwarten, ist es mir erlaubt zu nennen, insofern ihre Beiträge nicht schon in den ersten beiden Heften enthalten sind: H. A. von Arnim zu Berlin; H. Prof. Böckh zu Heidelberg; H. Prof. Berdow zu Frankfurt a. d. O.; H. C. Brentano zu Berlin; H. Hofr. Eschenburg zu Braunschweig; H. Direkt. Gotthold zu Königsberg; H. Grimm zu Kassel; H. v. d. Hagen zu Berlin; H. Hofrath Hirt zu Berlin; H. Direkt. Iffland zu Berlin; H. Prof. Levezow zu Berlin; H. Rekt. Manso zu Breslau; H. Legationsrath J. P. F. Richter zu Baireuth; H. Dr. C. Schneider; H. Dr. St. Schütz zu Weimar; H. Assess. Sirbmann zu Berlin; H. Prof. Spalding zu Berlin; H. Prof. Steffens zu Halle; H. Staatsrath Süvern zu Berlin; H. Prof. Uhden zu Berlin; H. Prof. Woltmann zu Berlin. C. Salfeld.

Man kann sich dafür bei H. R. Sauerländer in Aarau abonniren.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ausführliche Erklärung des

**Julianischen und Gregorianischen Kalenders,**

für die der Mathematik unkundigen Leser,

von

**Johann Heinrich Hellmuth.**

Leipzig, bei Gerh. Fleischer d. Jüng. 1809. 20 Gr.

Enthält Erläuterungen aller in unsern Kalendern vorkommenden schweren und dunkeln Sachen, faßlich und verständlich für Jedermann, über den Lauf von Sonne, Mond und Sterne, über Himmelszeichen, Epakten, goldene Zahl, Sonnenzirkel, große und kleine Feste, und über viele andere wissenswerthe Dinge.

---

**Handbuch der ökonomischen Literatur; oder systematische Anleitung zur Kenntniß der deutschen ökonomischen Schriften u. s. w. mit Angabe ihres Ladenpreises und Bemerkung ihres Werths von Fr. B. Weber. Dritter Theil oder erster Supplementband. Gr. 8. Berlin, bei Dunker und Humblot.**

Ein Buch, das alle diejenigen Schriften, die über die gesammte Landwirthschaft sowohl als über jeden darauf Bezug habenden Gegenstand erschienen sind, in systematischer Ordnung zusammenstellt, und den Werth derselben kurz bezeichnet, gehört gewiß zu den nützlichern. Nicht nur die eigentliche Landwirthschaft, sondern alle Hülfs- und Nebenwissenschaften derselben, die zur Bildung eines Oekonomen gehören, und alle Geschäfte, die in die Land- und Hauswirthschaft, des Forstwesens u. s. w. einschlagen, und über die man auch ohne Oekonom zu sein täglich in Fall kommt, Belehrung zu suchen, gehören zum Gegenstande dieses Werks. Die beiden ersten Bände sind hinlänglich bekannt. Der gegenwärtige enthält nicht nur den Nachtrag derjenigen Schriften, die von 1803 bis 1809 erschienen sind, sondern ein den Nutzen des ganzen Werks erhöhendes Sachregister, welches nach alphabetischer Ordnung alle Gegenstände aufführt, die in den genannten Schriften behandelt worden, und welches also gewissermaßen das leistet, was man von einer Enzyklopädie der ökonomischen Wissenschaften fordern könnte. 1 Thlr. 18 Gr. (das ganze Werk komplet 5 Thlr. 6 Gr.)

Thalie et Melpomène française. T. VI. cahier I.

Von dieser unter dem Titel: Thalie et Melpomène françoise getroffenen Auswahl der neuesten und besten französischen Theaterstücke, wovon bis jetzt mit Beifall fünf Bände (jeder zu zwei Heften) herauskamen — ist bis jetzt des sechsten Bandes erstes Heft erschienen, und enthält folgende zwei Komödien:

1. Les avants-postes du maréchal de Saxe, comédie en un acte et en prose, mêlée de vaudevilles, par M. M. Moreau et Dumolard.
2. Comme ça vient, et comme ça passe, comédie en un acte mêlée de vaudevilles, par M. M. Francis et Coster.

Die Fortsetzung dieses auch zur Uebung der französischen Sprache höchst brauchbaren Werks erscheint ununterbrochen von Zeit zu Zeit.

Rudolstadt im Februar 1810.

H. S. pr. Hofbuch- und Kunsthandlung.

Zu finden bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---

In endsunterzeichneter Buchhandlung ist zu haben:

Supplemente zum Gesetzbuche Napoleons I und zur Zivilgerichtsordnung des französischen Reichs nebst vollständigen zugleich mit auf die Supplemente gerichteten Registern zu beiden Gesetzbüchern. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. C. D. Erhard.

| | |
|---|---|
| Druckpapier, gr. 8. | 2 Thlr. |
| Schreibpapier, 4. | 3 Thlr. 8 Gr. |
| Velinpapier, gr. 4. | 5 Thlr. 8 Gr. |
| Druckpapier, mit französischem und deutschem Text zusammen, gr. 8. | 4 Thlr. |

H. R. Sauerländer in Aarau.

---

## Bearbeitung von Grimoards Dienst des Generalstabs.

Von dem interessanten neuen militärischen Werke:

Traité sur le service de l'état-major-général des armées, par M. le général Grimoard, Paris 1809

erscheint bei uns zur Ostermesse von einem Offizier, der lange bei einem deutschen Generalstabe diente, eine zweckmäßige Bearbeitung (nicht bloß Uebersetzung), welches wir zur Vermeidung von Kollisionen anzeigen.

Weimar, im Februar 1810.

H. S. pr. Landesindustriecomptoir.

---

Bei Beyer und Maring in Erfurt sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Katechismus der Apothekerkunst, oder Grundzüge des pharmazeutischen Wissens in Fragen und Antworten für Lehrer und Lernende, besonders aber zum Leitfaden bei Prüfungen junger Pharmazeuten bestimmt und in systematischer Ordnung abgefaßt von D. Ch. F. Bucholz, Professor und Apotheker in Erfurt. 1810. 3 Thlr. 12 Gr.

Ueber die Erkenntniß und Kur der wichtigsten und häufigsten Krankheiten, welche vor das Forum der medizinischen Chirurgie gehören. Zum Gebrauch für Wundärzte von D. W. E. Berger. 3 Theile 2 Thlr. 6 Gr.

Ueber gemeinnützige Gesellschaften und deren Rechte an den Staat von Otto Christ. Freiherrn von Stenglin 6 Gr.

Romeo und Julie, eine wahre Geschichte, m. 1 Kpf. 1 Thlr.

Zu haben bei H. R. Sauerländer in Aarau.

## Omar, ein Andachtsbuch für die Jugend, auch für das Alter, von K. Hahn.

Mit einem Kupfer.

Leipzig 1810, bei H. Büschler in Elberfeld, br. 1 Thlr.

Unter diesem Titel hat uns der bekannte und beliebte Jugendschriftsteller, Karl Hahn, mit einem Werkchen beschenkt, das würdig ist, von jedem Jünglinge und Mädchen, die auf mehr als gemeine Bildung Anspruch machen, gelesen zu werden. Des Verfassers Wunsch und Plan waren, das Herz des Lesers zu Gott zu erheben, ihn mit Gottes weiser und gütiger Weltregierung näher bekannt zu machen, und ihm in jeder Lage seines Lebens die Fassung zu geben, welche er als Mensch und als Christ bedarf; und in welchen Tagen fühlte der bessere Mensch wohl mehr das Bedürfniß nach solchen Ermunterungen, als in den unserigen? Wir freuen uns, überzeugend sagen zu können, daß das Büchlein vollkommen dem Zwecke des Verfassers entspricht. Eine rein-kindliche, edle Sprache, mit lieblichen Blumen zierlich geschmückt, bewegt das Herz des Lesers; — man betet, ohne es zu wissen, und Thränen, fromme Gefühle ankündigend, entquillen sanft dem Auge. Möchte das Büchlein nur recht viele Leser finden! Keiner wird es aus den Händen legen, ohne sich dem Höchsten, dem Heiligsten genähert zu haben; — Keiner wird es lesen, ohne Omarn lieb zu gewinnen, ohne den Entschluß zu fassen, sich ihm nachzubilden. Auch die Verlagshandlung hat es an einem reinen eleganten Drucke, und an einem sehr gefälligen Aeussern, zur Ausstattung dieses Büchleins, nicht fehlen lassen.

Zu haben bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---

Lemuel Gullivers Reisen zu verschiedenen bisher unbekannten Völkern des Erdbodens. Von neuem aus dem Englischen übersetzt. 4. Br. Leipzig, 1810. 2 Thlr.

Der erste Theil dieses höchst phantasiereichen Verfassers enthält die Reise nach Liliput, der zweite nach Brobdingnag, der dritte nach Laputa, und der vierte ins Land der Houyhnhnms. Es ist zu schwer, den Schwung der Ideen, den Reichthum des Witzes und der Laune, mit einem Wort das Eigenthümliche des Verfassers zu schildern; aber gewiß ist's, daß diese Reisen eben so unterhalten als erheitern, und den größten Hypochondrist zum Lachen zwingen.

---

In einer von Dänemarks fruchtbaren Provinzen, zwischen drei bedeutenden Handelsstädten, sind zwei an einander gränzende, herrschaftliche Güter zu verkaufen, mit vollständigem Inventarium an Vieh, Ackergeräthschaften u. s. w. Diese Güter bestehen aus einem Areal von mehr als tausend Tonnen Land, jede Tonne zu vierzehn tausend Quadratellen berechnet. — Ausser diesem Areal gehören zum Hofe zwei Kirchen, die einen Zehnten von mehr als zweihundert Tonnen Hartkorn abwerfen (eine solche Tonne Hartkorn kann füglich zu zehn Tonnen Land berechnet werden). — Ferner eine bedeutende Mühle, und vierunddreißig Häuser, jedes mit zwölf bis sechszehn Tonnen Land, deren Innhaber ausser Geldabgaben noch über neunhundert Arbeitstage als Lohndienste verrichten.

Das Erdreich ist gut, die Waldungen aus Buchen, Eichen u. s. w. bestehend, ansehnlich, die Jagd und Fischerei ergiebig. — Die Gebäude befinden sich in gutem Zustande. — Diese Besitzung kann bis zum 1 Mai dieses Jahres angetreten werden, und ein Theil der Kaufsummen gegen ansehnliche Kaution auf den Gütern stehen bleiben. — Der gegenwärtig äusserst niedrige Kurs des dänischen Geldes gewährt den auswärtigen Liebhabern einen großen Vortheil. — Nähere Nachricht ertheilt die Expedition dieser Zeitung.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 30. — den 14 April 1813.


## Ueber die Abzapfung des Lungernsees im Kanton Unterwalden.


Von dem königlich-baierischen geheimen Rath, geheimen Finanzreferendär und Generaldirektor des Wasser-, Brücken- und Straßenbaues, von Wiebeking.


Bei dem Anlaß, da einer der erfahrensten und berühmtesten Wasserbaukünstler unserer Zeit auch seine Stimme über das große Unternehmen der Trockenlegung des schönen Lungernsees gibt, der wohl auch den meisten Deutschen bekannt ward, welche in die stille Heimath der Freiheit und des Friedens wallfahrteten, glaubt der Herausgeber dieser Blätter nicht unterlassen zu sollen, daran zu erinnern, daß von Wiebekings „theoretisch-praktischer Wasserbaukunst" vor kurzem der zweite Theil der sehr umgearbeiteten neuen Auflage erschienen ist. Der erste Band liefert ausführlich die Lehre vom Flußbau, Seeuferbau, Damm- oder Deichbau und Hafenbau, mit 65 Kupfern. Der zweite Band, begleitet von 46 sehr schönen Kupfern, beschäftigt sich mit der Fortsetzung der Hafenbaukunde, mit der Lehre von der Entwässerungs-, Austrocknungs-, Auswässerungs- und Bewässerungskunde, dem Bau dazu nöthiger, vortheilhafter Werk und Rüstmittel, und schließt mit der Wehr- und Schleusenbaukunde. Der erste Band kostet siebenzig, der zweite sechszig Gulden.

H. Zschokke.

Wenn eine einzelne Gemeinde, wie die von Lungern, zu einer so wichtigen Unternehmung, als die Abzapfung eines von Gebirgen eingeschlossenen Sees ist, sich entschließt: scheint es Pflicht für den Wasserbaukundigen zu sein, über diesen Gegenstand nachzudenken und die mindest-kostbaren, zum Ziel führenden Hilfsmittel aufzusuchen. Dieser Vorschlag muß nothwendig nur generell sein, weil es noch an einigen Lokaldaten fehlt.

Nach Nr. 23 dieser Zeitschrift ist der zur Abzapfung bestimmte Stollen auf 1130 Fuß ausgesprengt, und nur 28 Fuß vom obern Seerande entfernt; dessen Abhang verhält sich zur Länge wie 1 : 68, und dessen Querschnitt beträgt 24 Quadratschuh; 400 Schuh soll man ihn noch verlängern, um die Sohle des Sees zu erreichen. Ich verstehe daher unter der Entfernung von 28 Schuh vom obern Seerande, den horizontalen Abstand von einer von diesem Seerande herabgefällten Perpendikularlinie.

Mein Vorschlag ist folgender: 1) Vorausgesetzt, daß ein Theil des Unterlagers vom flachen Vorufer des Sees, da wo der Ableitstollen sich endet, noch aus Felsen besteht, würde ich den Stollen so weit fortsetzen lassen, bis das Wasser durch die Felsenritzen quillt. 2) Damit aber bei dieser Operation mit Sicherheit für die Arbeiter verfahren werden kann, und um beiläufig im Voraus zu bestimmen, wie weit der Stollen durch den Felsen noch fortgesetzt werden muß, ist, nach seiner Richtung, auf je fünfzig Schuh Abstand, mit einer eisernen Sonde zu erforschen, wozu man diejenige, welche ich im zweiten Bande der zweiten Auflage meiner Wasserbaukunst als die beste angegeben habe, die mit einem Steinbohrer endigt, zu wählen hätte. Man könnte dieselbe vermittelst eines Pferdegöppels in Bewegung setzen, sie hinreichend schwer machen, und so bis zur Sohle des Stollens hinabbohren, folglich alle Schichten untersuchen. 3) Ist der Stollen so weit vorgerückt, daß bereits das Wasser des Sees durch die Felsenritzen dringt, so wird, etwa zwanzig

Schuh vorwärts diesem Punkte, eine neue Bohrung vorgenommen. Endigt sich hier der Felsen, oder würde nur über den Stollen eine Decke von zehn Schuh liegen, so sprenge man vorwärts zwei oder drei große Mienenkammern aus, lege in dieselben Pulverfässer, welche mit künstlichen Mauern abgetheilt, von dem Stollen aber mit einer Thonwand getrennt sein müssen, um bei der Explosion auf denselben nicht rückwärts zu wirken. Durch diese Thonlage und den Stollen werde alsdann das Leitrohr geführt. Auf diese Weise wird man also die vor dem Stollen liegende Steinmasse fortsprengen, das darauf liegende Thon- oder Sandlager wird sich senken, und das Wasser des Sees wird in den Stollen eintreten. Ist dieses Lager aber noch zu stark, so daß der Abfluß des Wassers durch den Stollen nicht hinreichend statt findet, so bohre man dasselbe mit der eisernen Sonde durch, und wiederhole diese Arbeit so lange, bis das Wasser seinen vollkommnen Abzug erhalten hat. Wie groß die Minenkammern gemacht und wieviel Pulver genommen werden muß, das hängt von der Härte und Dicke der Steinmasse ab, worüber erfahrne Bergleute, denen die Ausführung übertragen wird, urtheilen werden. 4) Damit die Ebene von Gyswyl nicht von dem durch den Stollen strömenden Wasser, dessen Geschwindigkeit bei der Druckhöhe von 120 Schuh und dem großen Abhange des Stollens wenigstens nach und nach im Mittel zwanzig Schuh in der Sekunde betragen wird, überschwemmt werde, so ist am untern Ende des Stollens ein zwei Zoll dickes eisernes Schütz, nach der Konstruktion, die ich in der zweiten Auflage meiner Wasserbaukunst, im zweiten Bande Seite 472, beschrieben und in Kupfern dargestellt habe, anzubringen. Dieses Schütz erhalte überdies einige runde Oeffnungen, so daß man durch diese mit Schrauben zu verschliessende Oeffnungen wenigstens zwanzig Kubikschuh durchlassen kann, ohne das Schütz selbst zu ziehen. Man wird daher die durch den Stollen strömende Wassermasse bei gezogenem Schütz 480 Kubikschuh annehmen dürfen. Auf diese Weise kann die Ebene von Gyswyl niemals überschwemmt werden, zumal wenn man auf einen Schuh Abstand von den aus dem Felsen gesprengten Fugen des eisernen Schützes noch eine vierzehn Zoll dicke Balkenwand in zehn Zoll tiefen und unten abgerundeten Fugen dergestalt anordnete, wie ich dies beim Landshuter Isarwehr mit dem besten Erfolge habe bewerkstelligen lassen; eine Einrichtung, die ich im zweiten Bande meiner Wasserbaukunst, S. 630, beschrieben habe.

Die Oberfläche des Sees wird auf diese Weise binnen fünfzehn Stunden einen Schuh fallen, wenn kein Zufluß statt fände; da dieser aber 150 Kubikschuh in der Sekunde betragen soll, und der wahrscheinlich nicht mehr in den jetzigen Leitgraben nach Gyswyl statt haben kann, wenn er einen Schuh gefallen ist, indem derselbe zu hoch liegen wird, so wird von dieser Wassermasse durch den Stollen erst in zweiundzwanzig Stunden ein Schuh Erniedrigung sich ergeben. Wenn man nun auf der einen Seite annehmen muß, daß wegen der verminderten Druckhöhe die Geschwindigkeit sich verringert, während anderntheils die Wassermasse, je nach der kesselartigen Form des Sees, in jedem tiefer werdenden Horizontalschnitt geringer wird, so kann man im Mittel annehmen, daß während derjenigen Jahrszeit, welche in den dortigen Gegenden dem See die geringste Wassermasse zuführt, die Abzapfung des Sees in 110 Tagen vollendet sein kann, wenn nämlich die Offenlassung des Stollens für die untern Gegenden nicht schädlich ist.

Immer würde ich nach meiner Erfahrung wenigstens eine Geschwindigkeit von dreizehn Schuh in der Sekunde, bei dem Abhange des Stollens, annehmen, so daß ich eine abermalige Erhöhung des Sees, während er einen Zufluß von dreihundert Kubikschuh in der Sekunde erhält, nicht befürchte.

Ist die Abzapfung des Sees vollendet, so lasse man die Einflußmündung des Stollens regelmäßig aussprengen, und gleichfalls mit einem eisernen Schütz versehen, um zu demselben durch die Ausflußmündung zu gelangen und ihn stets in einem guten Zustande zu erhalten, oder Senkungen wegzusprengen.

Der in dem angeführten Aufsatz gemachte Vorschlag, wornach ein neuer Schacht und vier oder fünf Stollen angelegt werden sollen, würde enorme Kosten verursachen; und im Fall der Felsen eine flach abhängende Lage hat, würde man die gesammten Stollen endlich auf eine Länge von vierhundert Schuh je nach der Fläche des Felsens anfänglich bis zu einer Höhe von hundert und zwanzig Schuh aussprengen müssen, welches die Tiefe des vorgeschlagenen Schachtes ist. Es scheint bei jenem Vorschlage aber noch eine andere Schwierigkeit einzutreten: dabei wird nämlich die Abzapfung immer durch die Aussprengung neuer Stollen und Rinnen unterbrochen, und dann muß ja nothwendig die Geschwindigkeit vom Abflusse des Wassers unbedeutend werden, weil die Druckhöhe gar keinen Einfluß darauf hat und nur ein überstürzendes Wasser statt findet. Es dürfte daher der in jenem Aufsatze befürchtete Fall eintreten, daß mehr Wasser zu- als abflösse, wenigstens muß dieses bei einer oberflächlichen Ableitung einer Wassermasse weit eher, als bei einem tief unter ihrer Oberfläche liegenden Abzugstollen, statt finden, welche neue Anschwellung des Sees in dem Aufsatze nicht nur als möglich, sondern als wahrscheinlich, aufgestellt wird.

Da ferner der Schacht zwei Abtheilungen, nämlich eine für den Ablauf des Wassers und die andere für den Zugang der Arbeiter zu den Stollen und für die Aufförderung des Materials, erhalten müßte, so wird auch schon dieser Schacht viel kosten, und ich glaube überzeugt zu sein, daß die dafür zu machende Ausgabe sich eben so hoch belaufen werde, als die Ausführung meines ganzen Vorschlags, wobei auf keinen Fall ein unnöthiger Geldaufwand entsteht, weil man doch immer den Hauptstollen bis zur Sohle des Wasserbeckens, das ist des Lungernsees, führen muß. Ich bescheide mich übrigens, daß mein Vorschlag nach nähern Lokaluntersuchungen wesentlicher Verbesserungen fähig sein kann, gebe ihn für nichts weiter als nur für eine allgemeine Idee aus, und füge nur noch die Bemerkung bei, daß die Römer bei dem Lacus Fuccinus eine ähnliche Abzapfung gemacht haben.

Wenn das flache Vorufer des Lungernsees, da, wo der Stollen dasselbe erreicht, bis zu diesem Stollen herab, aus Sand oder Thonboden besteht: so könnte man auch einen aus aufeinander gefugten Balken bestehenden Schacht dicht vor dem Fuße des Felsens hinabsenken, indem man jenes Material durch Maschinen aus dem See hinaufbrächte, um für den Balkenschacht einen Raum zu erhalten; dann würde das in diesem Schacht stehende Wasser ausgepumpt und man könnte von demselben aus den Stollen wieder anfangen.

Zur Aufnahme des Berg- und Schneewassers wird immer ein hinreichendes Becken übrig bleiben, weil der Stollen das gewöhnliche häufige Wasser abführen kann. Gesetzt dieses Becken

würde mit Material erhöht, so darf man nur nach dem Stollen zu einen Hauptgraben leiten, und das künftige Material wird dadurch fortgerollt werden, da dessen Geschwindigkeit so groß ist.

Insofern es mir an der Lokalkenntniß fehlt, kann ich darüber nicht urtheilen, ob zwischen Gyswyl und Alpnacht nicht Mühlen vorhanden sind, die den Abfluß hemmen, und ob der aus dem Lungernsee nach dem Luzerner-See fliessende Bach gehörig regulirt sei. Man wird dann bei den Mühlen Grundablässe anlegen, und diesen Bach nach einem regelmäßigen Abhange vertiefen müssen; dabei aber nicht den Fehler begehen dürfen, in den Kanal solche Kribben oder Sporen anzulegen, die gegen den Strom gerichtet sind. Diese erzeugen nämlich Widerströme und Wirbel, einzelne Erhöhungen und Vertiefungen des Bettes, so wie auch Aufstau der Oberfläche des Wassers, und werden nach einer kurzen Zeit vom Strom unterwaschen und ruinirt.

Ich erkläre übrigens, mich über diesen Gegenstand in keinen literarischen Streit einlassen zu wollen, weil mir meine Zeit zu kostbar ist.

---

## Das neu errichtete Nationalmuseum zu Grätz in Steiermark, Joanneum genannt.

---

Der Erzherzog Johann von Oesterreich hatte schon seit Jahren die günstige Naturlage der Steiermark einer besondern Aufmerksamkeit gewürdiget, aus dem Reichthum an Erzeugnissen aller Art auf eine höhere Kulturfähigkeit des Bodens geschlossen, in der Geschichte des Landes und in seinen historischen Denkmälern große an den Geist des Zeitalters sprechende Erinnerungen gefunden, und die Bewohner dieser gesegneten Gefilde an Sinn und Gemüth empfänglich erkannt, durch Kenntniß seines geschichtlichen Ruhmes und seines Werthes, durch wissenschaftlich geläutertes Aufschwingen des Kunstgeistes und Gewerbsfleißes zur Kraft, Selbstständigkeit und Wohlfahrt zu gelangen. Um die schönen Zwecke des edeln Prinzen schnell zu befördern, kauften die Stände der Steiermark das Leßlische Gebäude in der Raubergasse. Der Kaiser sanktionirte mit Vergnügen sowohl diese Stiftung als den Kauf dieses Hauses. Am 26 Nov. 1811 erhielten die auf dem Postulaten-Landtage versammelten Stände die förmliche Schenkungsurkunde des Erzherzogs über dessen eigenthümliche, zur Gründung des Nationalmuseums bestimmte Sammlung der Kunst- und Naturprodukte, Apparate, Instrumente, historischen Seltenheiten und literarischen Werke.

Innere Einrichtung des Museums. Ein großer Saal enthält eine bedeutende, durch Dollonds und Ramsdens Werke interessante Sammlung physikalischer und astronomischer Apparate und Instrumente. Der anstoßende Saal und die folgenden Zimmer enthalten die Mineraliensammlung.

Diese Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste enthält die methodischen Sammlungen, die zweite die Produkte des Mineralreiches aus dem Vaterlande. Ein reichlicher Vorrath von Gebirgsarten enthält die Materialien zu einer geognostischen Sammlung, welche in der Folge besonders für den Bergmann, dessen Fundamentalwissenschaft die Geognosie ist, eine neue Quelle nützlicher Kenntnisse werden wird. Das folgende Zimmer enthält in sechszig Folio-Bänden ein Herbarium von achttausend getrockneten Pflanzen, eine künstliche Holzbibliothek für das Studium der Forstbotanik, eine zahlreiche Sammlung in Wachs geformter Obstgattungen und Schwämme, die in den Schränken geordneten Moosarten, und eine vom Hrn. Professor der Chemie und Botanik übergebene Sammlung Sämereien. Diese Sammlungen wurden von Sr. kais. Hoheit erst unlängst durch den Ankauf der Kollekte schweizerischer Weidearten von Schleichert, dann durch jene der österreichischen und ungarischen von Wittmann und Rochel bereichert. In der Mitte stehen die heimischen Getreidearten, und die Proben der hier eingeführten exotischen aufgestellt.

Im sechsten Zimmer ist die Sammlung der im Lande gefundenen, von dem Erzherzoge und mehrern Patrioten nachträglich vermehrten antiken und modernen Gold-, Silber- und Kupfermünzen aufgestellt. Antiken von Bronze, Gefäße und Kunstwerke stehen in der Ordnung ihrer Einsendung auf Tischen und Schränken.

Vier folgende Zimmer zeigen die zoologische Sammlung des Museums aus allen Klassen des Thierreichs, mit mehrern zoologischen Seltenheiten. Der Abgang mehrerer Gattungen der Thiere wird von Jahrszeit zu Jahrszeit, wo sie in ihrem schönsten Gefieder oder Pelzwerke gefällt werden können, ersetzt.

Das eilfte Zimmer enthält Modelle von agrarischen Werkzeugen, Dächern, Brücken, Mühlen und Maschinen.

Zwei Lesezimmer mit ihrer Bibliothek und dem Archiv des Museums, wovon in der Folge die Rede sein wird, schliessen das Lokal des zweiten Stockwerks.

Im ersten Stock besteht die ständische Zeichnungsakademie.

In der Vorhalle eines großen Saals sind die eingelieferten römischen Alterthümer aufgestellt. Im Saal selbst und in einer Nebenabtheilung sind die von den Hammer- und Radgewerken, Sensen-, Pfann- und Hammerschmieden, dann mehrern hierländischen Fabriken und Manufakturen eingesendeten Mustersorten aufgestellt.

Das übrige Lokal des ersten Stocks füllt die Wohnung des Custos, des Direktors der Akademie und des Professors der Mineralogie aus.

Zu ebener Erde enthält eine Abtheilung die Sammlung der beigeschafften ökonomischen Werkzeuge und Ackergeräthe nach den bereits erwähnten im zweiten Stock aufgestellten Modellen, eine andere die Samensammlung für den botanischen Garten. Noch besteht hier die ständische Tanz- und Fechtschule. Weiter die Wohnungen des übrigen Personals.

Das chemische Laboratorium befindet sich im zweiten Hofe. An einen geräumigen, gewölbten hellen Saal stößt von der Seite des Gartens ein anderer etwas kleinerer, und von jener der Straße ein Zimmer. Dieses enthält die chemischen Präparate, größtentheils ein Geschenk des Erzherzogs und in seinem chemischen Laboratorium zu Wien bereitet. Es finden sich da die einfachen Körper alle.

Im Laboratorium selbst ist die Hälfte zum Arbeitsraum, die andere zum Hörsaal bestimmt. In jener stehen eine Reihe von Windofen verschiedener Durchmesser, in dieser die amphitheatralisch geordneten Sitze für die Zuhörer.

Der anstoßende Saal bewahrt den Vorrath chemischer Werkzeuge, wie sehr vieles Andere. Alles von Sr. kaiserl. Hoheit beigeschafft.

Dann folgt der nach der Angabe von Widmanstätten von den Ständen gebaute Muschetsche Ofen für hohe Feuergrade

Der botanische Garten enthält auf der erhöhten Bastei die vorzüglichsten in- und ausländischen Holzarten, Gesträuche und Gewächse. Die Hälfte der Ebene war im verflossenen Jahre bebauet, und das Glashaus bewahrt eine beträchtliche Anzahl seltener und sonst interessanter Pflanzen.

Es werden auch verschiedene in andern Ländern kultivirte Getraidearten, Futtergewächse, Färbekräuter, Medizinalpflanzen gepflanzt. Auch die Pflanzen gemeinen Gebrauches stehen neben jenen da, welche einzig nur in naturhistorischer Rücksicht merkwürdig sind.

Der Garten besitzt Pflanzen aus allen Welttheilen. Zugleich wird eine Samensammlung angelegt.

Was der Garten besitzt, wird nicht eifersüchtig eingeschlossen, sondern man sucht die Individuen zu vermehren, um seltene, interessante und nützliche Pflanzen in Samen oder in lebenden Stämmen gegen Tausch mittheilen zu können.

Hier vereinigen sich Unterricht in der Botanik, Kunst der Pflanzenpflege und Verbreitung der gemeinnützigen Gewächse.

Unterrichtsanstalten. Der Unterricht, der aus dieser Anstalt in alle Stände der Gesellschaft, in alle Zweige des bürgerlichen Verkehrs sich verbreiten soll, ist der Hauptzweck dieser Stiftung.

Mineralogie. Der durch seine tiefen gründlichen Kenntnisse geschätzte Mineraloge Hr. Friedrich Mohs, in Diensten und Gehalt des Erzherzogs, hat seit der Mitte Novembers v. J. bereits seine Vorlesungen eröffnet. Sein Auditorium besteht, nebst hoffnungsvollen Zöglingen der Wissenschaften, auch aus Männern von Rang und Würde, die auf der höhern Stufe der Bildung, ja selbst Lehrämter rühmlichst verwaltend, sich und das Institut durch den fortgesetzten Besuch dieser Vorlesungen ehren. Das von ihm selbst herausgegebene Werk: „Versuch einer Elementarmethode zur naturhistorischen Bestimmung und Erkenntniß der Fossilien (Wien 1812)" liegt seinen Vorlesungen als Lehrbuch zum Grunde.

Die Vorlesungen über Chemie werden von dem als Arzt und Gelehrten rühmlichst bekannten Professor Dr. Lor. von Vest ein Laboratorium nach des Freiherrn von Jacquins Lehrbuch der Chemie (Wien 1810) gehalten. Hier versammelt sich eine bedeutende Gesellschaft von trefflichen Männern, geachteten Gelehrten, und die Blüthe der gebildeten Jugend.

Der Professor der Chemie, Dr. von Vest, lehrt Botanik in den Monaten Juni, Juli und August, an den gewöhnlichen Schultagen, des Morgens von sieben bis acht Uhr.

Astronomie lehrt der als Professor der Physik am Lyceum und als Schriftsteller seines Fachs schon rühmlich bekannte Hr. Joh. Phil. Neumann Dienstags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr. Nach Errichtung der Sternwarte werden auch die nächtlichen Beobachtungen beginnen. (Beschluß folgt.)

# Varietäten.

## Aus der Schweiz.

—— Die naturforschende Gesellschaft in Zürich hörte am 1 März, unter dem Vorsitz ihres an die Stelle des verewigten Rahn im verflossenen Jahr erwählten neuen Präsidenten, des Doktors und Rathsherrn Usteri, den Jahresbericht ihrer Verhältnisse und Verhandlungen im Jahr 1812, den siebenundsechszigsten ihres Bestandes, an. Sie verfolgt standhaft den auf Verbreitung der Fortschritte der Naturwissenschaften in ihrem vaterländischen Wirkungskreise gerichteten Zweck. Ihre Sammlungen und voraus ihre Bibliothek, von welcher jetzt der Katalog gedruckt wird, bereicherte sie wesentlich. Als Ehrenmitglieder nahm sie in ihren Verein auf: den Doktor Wahlenberg aus Upsala, der ihre Sitzungen oft besuchte, und jetzt in Zürich die Herausgabe seiner Flora von Westhelvetien besorgt: den schwedischen Konsul in Genua, Hrn. Graberg; den Bergrath Selb in Wolfach; den Sekretär der landwirthschaftlichen Gesellschaft des Kantons Waadt, Hrn. Chavanes, und den Professor Studer in Bern. Von den Vorlesungen sollen auch diesmal nur einige erwähnt werden. Hr. Kaspar Escher gab fortgehende Mittheilung seiner meteorologischen Beobachtungen, an die er eine Kritik der neuesten Systeme oder Hypothesen der schwierigen Erfahrungswissenschaft knüpfte. Der Direktor der Fortifikationen Hr. Fehr trug die Lehre von den Kometen in mehrern Vorlesungen umständlich vor. Der Kantonsapotheker Irminger behandelte die Naturgeschichte des Bernsteins. Der Doktor und Chorherr Schinz trug die Lehre von den detonnirenden Salzen, und jene der chemischen Bestandtheile der Vegetabilien vor. Hr. Zeller berichtete über sein Verfahren und seine Versuche für die Bereitung des Indigo aus der selbst gezogenen Waidpflanze, die zwar in Hinsicht auf das Produkt vollkommen gelangen, aber dennoch bei dem hohen Preise des Bodens und der kostbaren Bereitungsweise kein die Waidkultur in hiesigen Gegenden empfehlendes Resultat liefern. Der jüngere Doktor Schinz legte eine geographische Uebersicht der schweizerischen Thierarten, Betrachtungen über den Winterschlaf der Thiere und eine Darstellung der Gesetze der Bastarderzeugung im Thierreiche vor. Der Erziehungsrath Escher theilte die geognostische Beschreibung des Glatthals im Kanton Zürich mit, und entwickelte die Grundsätze, nach denen gegenwärtig die eben so nothwendige als wohlthätige Korrektion des jenes Thal in seiner ganzen Länge durchströmenden und sehr ausgedehnte Versumpfungen veranlassenden Glattflusses von der Regierung begonnen wird. Eben er theilte seinen Bericht an die Regierung von Nidwalden über die Schutzmittel gegen drohende Bergschlipfe in den hinter Stanz gelegenen Thälern, und denjenigen an die Regierung von Obwalden über die Tieferlegung des Lungernsees, mit.

Die Erwähnung der ältern Zürcher Gesellschaft veranlaßt diejenige der beiden im verflossenen Jahr gestifteten staatswirthschaftlichen und ökonomischen Gesellschaften der Kantone Waadt und Freiburg, deren Arbeiten den besten Fortgang nehmen. Die nun bis zur siebenzehnten Nummer vorgerückten *feuilles d'Agriculture et d'Economie générale* können als Muster einer zweckmäßigen, für einen vaterländischen Kreis berechneten ökonomischen Zeitschrift gelten, und sie sind zugleich die Niederlage der Erfahrungen der einsichtsvollsten Landwirthe des Waadtlandes. Einer von diesen letztern, Hr. de Lons, hat durch seine in einer zweiten vermehrten Ausgabe erschienenen *Notice sur les Comestibles*, welche in mehreren tausend Abdrücken verbreitet wird, die bisher noch lange nicht sattsam bekannten vorzüglichsten Benutzungsweisen der Kartoffeln, zumal für Mehl und Brod, mit großer Klarheit für jederman verständlich gemacht. Zu gleichem Zwecke läßt ein Ungenannter unentgeltlich die kleine Schrift vertheilen: *Le pain quotidien pour l'homme animal et l'homme spirituel* (Lausanne 1813). Die ökonomische Gesellschaft in Freiburg hat sich in ihren bisherigen allgemeinen Versammlungen mit Prüfung der Thunlichkeit und zweckmäßigen Einrichtung eines Arbeitshauses in der Stadt Freiburg, mit Würdigung der Mittel, wodurch der gesunkene Absatz der Käse, als eines wichtigen Industriezweiges des Kantons, wieder gehoben werden könnte; endlich mit den Maßnahmen für allgemeine Anwendung der Vaccine, beschäftigt.



Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend —— Nro. 31. —— den 17 April 1813.

## Mannigfaltigkeiten aus Rom, Ende März.

Die vierzig Tage lang währende Fastenzeit hat unter andern das Eigenthümliche, daß in ihr das allzuschnell verschwindende Leben doch eine Art von Ruhepunkt findet, und daß sie eine lange Zeit heißt, während andere Abschnitte des Jahrs wie ein Traum vorbeifliegen. In der Quaresima lebt man, erholt sich von dem Ermüdenden, das selbst das Vergnügen endlich mit sich führt, freut sich der Entschliessung, in einer so langen Zeit dem eigentlichen Hang zum Vergnügen zu entsagen, und hat das Angenehme, auf diese Weise, ehe man sich dessen versieht, von der Mezza-Quaresima überrascht zu werden, mit welcher — wie im Leben der Woche nach dem Mittwoch — die Tage rascher dem Feste entgegen eilen. Die letzte Zeit der zweiten Hälfte ist an Frühlingsblüthen, an schönen Erwartungen, an heiligen Erinnerungen und geheiligten bildlichen Eindrücken reicher, als jede andere Zeit des Jahrs. Palmsonntag und die heilige Woche, der grüne Donnerstag und Charfreitag, und der letzte Samstag vor Ostern haben hier ihre bedeutende Stelle. Jeder dieser Namen sagt: „Freuet euch! bald ist die lange Fastenwüste durchreiset! Bald bricht die Ostersonne mit ihren goldenen Strahlen über die errungene Höhe!“

Schon als Vorläufer der lebensvollern Epoche tritt am 19 März der Todestag des heiligen Josephs ein. Die Gassenköche umwinden alsdann ihre mit saubern Leintüchern behängte Tische mit Lorbeern, und erbauen über die Tische und über ihre Oelkessel, die in vollen Flammen stehn, zierliche Lorbeerlauben, die mit Sonetten behangen sind, und einem Bilde der Madonna oder des heiligen Josephs zu freundlicher Einfassung dienen. Die von Backwerk strotzenden Schüsseln laden jederman ein, zumal die Jugend; auch der Aermste kann an diesem Genusse für eine Kleinigkeit Antheil haben, und wer von diesen Reis- und Teigkuchen gegessen hat, fühlt sich zufriedener, glücklicher. Er hat der alten, ihm seit der Kindheit theuern Sitte gehuldigt; er hat recht von Herzen aus Devotion gegessen, denn so lautet das Volkswort: „Heute ißt man Fritelli aus Devotion.“ Nach einem Zwischentage folgt der Tag der Verkündigung Mariä, und auch an diesem werden noch, obwohl in geringerer Anzahl Fritelli gebacken.

Diese beiden Tage mit ihren Abenden kamen auch in diesem Jahr erfreulich und glänzend wieder, wie immer, und wurden mit jener stillen Zufriedenheit, die das sichere Kennzeichen gemüthlichen Wohlseins ist, genossen. Schaaren von Menschen strömten zu den einladenden Laubhütten und die ärmste Hütte, in der man den festlichen Tag feierte, oder auch nur ein Zeichen der Feier sah, hatte Freude. An solchen Tagen hat es etwas Eigenes, Beglückendes, dem Volksleben zuzusehn, und wer in irgend einem Familienkreise an dem Mahle eines solchen Tages Theil nehmen kann, weiß, wie es an diesem Tage in den mehrsten Häusern zugeht. Ganz Rom bildet bei solchen Anlässen eine Familie.

Für die religiösen Erheiterungen während des Laufs der Quaresima ist, ausser den eben genannten beiden Festen, auch dadurch gesorgt, daß die vierzigstündige Aussetzung des Allerheiligsten bei anhaltendem Gebet, die im ganzen Jahr bald in dieser, bald in einer andern Kirche statt hat und fleißig besucht wird, in dieser Zeit nach den entferntern Kirchen verlegt ist. Am dritten Sonntage der Fastenzeit werden diese Quarant'ore in der entlegenen alten Basilika S. Lorenzo fuor delle mure

gehalten. Eine zahllose Menge strömte in diesem Jahr, vom schönen Wetter begünstigt, dahin, und die ganze Gegend glich einem Landmarkt. Die Verkäufer von Wein, gesottenen Eiern und Salat finden fröhlichen Absatz. Die Gruppen der Andächtiggewesenen lagern sich umher auf den Boden. Ostadische Bilder in italienischem Kostüme zeigen sich auf allen Seiten, und ein jeder lebt dem engern Kreise, zu dem er gehört, ohne sich um den andern zu bekümmern. Tausendfache Wiederholungen und Variationen der Einzelbilder machen das bunteste Gemälde eines Menschengewühls, das nicht mit Unrecht das Karnevalchen (carnevaletto) genannt wird.

Zu diesen die Menschen ins Freie führenden Erheiterungen gehören auch die Freitage des ganzen März. Alles strömt an diesen Tagen nach St. Peter, welches des Nachmittags geschieht. Eine gewisse Art Kuchen, deren Teig nur mit Oel bereitet werden darf, Maritozzi, sind an diesen Freitagen an der Tagesordnung, und besonders liegt es den Liebenden ob, ihren Herzensdamen solche Kuchen zu verehren. Auch wird dafür gesorgt, daß kandirte Maritozzi gefunden werden, damit es scheine, als habe die Liebe selbst den Zucker darauf gethan. Nebenbei gibt es an diesen Tagen in St. Peter eine Kirchenmusik. Der Platz vor St. Peter gleicht seit ein paar Jahren an diesen Freitagen einem glänzenden Corso, indem unabsehbare Reihen von Wagen auf- und abfahren.

In Valle oder Capronica wurden an den Freitagsabenden Schauspiele biblischen Inhalts gegeben, von denselben Dilettanten, die im ganzen Winter an den Freitagsabenden die Freude des Publikums beförderten.

Am unermüdetsten liessen die Drathpuppenkomödienspieler ihre die Zuschauer lockende Musikbande oder die lärmende Trommel ertönen. An jedem Abend fanden und finden mehrere Vorstellungen statt. Selbst Hebräer gehen hin, dem Sturz des hebräischen Volks, dem ersten Mord in der Welt, der Heldenthat der Judith, zuzusehn. In allen diesen und ähnlichen Stücken spielt Arlequino die Hauptrolle. Er trägt den todten Abel von der Szene; macht den Kammerdiener der Judith; ist ausser sich den Holofernes ohne Kopf zu finden u. dgl.

Die gebildetere Klasse genießt in der Fastenzeit eines oder des andern Musikoratoriums, das gewöhnlich von irgend einer angesehenen Familie, aus Musikliebhaberei oder auch des Luxus wegen, gegeben wird. In der Regel üben angehende Tonkünstler ihre Kräfte an Oratorien, ehe sie sich an die umfassendere Komposition für die Bühne wagen. So machte auch Zingarelli, der durch seine Gerusalemme liberata so berühmt gewordene große Musiker, sich zuerst bekannt.

In diesem Jahr veranstaltete ein Graf Torricelli ein solches Oratorium, das bei großem Beifall schon mehreremal wiederholt worden ist. Die Billets sind nur persönlich, und wegen der Menge von Personen, die jener Musik zu geniessen wünschen, nur mit vieler Schwierigkeit zu erhalten. Das Thema dieser Musik heißt: La partenza de' Israeliti di Egitto, und hat einen verdienstvollen Tonkünstler Rafaello Benedettoni zum Komponisten. Man erkennt in diesem Oratorium — das zweite, das von ihm in Rom aufgeführt wurde — den Zögling der unter Zingarelli's Direktion bestandenen Schule zur Bildung des guten Geschmacks und zur Bewahrung ächter Grundsätze der Kompositionskunst. Von jenem Meister*) lernte er den Ernst und die tiefe reiche Fülle der Harmonie, während er durch den gefälligen Theaterkomponisten Fioravanti die Annehmlichkeit des leichtern Vortrags übte. Unverkennbar verräth sich in der eben genannten Fastenmusik das ausgezeichnete Talent Benedettoni's in dem Reichthum neuer Ideen, in der Zartheit der Uebergänge, vor allem in der tiefen Kenntniß jedes einzelnen Instruments, wodurch ihm alle Zaubereien der Tonkunst und vor allem das Fortströmen des melodischen Einklangs zu Gebote stehen. Niemand hatte diesmal die Mängel der Musik oder der Ausführung zu rügen, da auch die mitspielenden oder mitsingenden Dilettanten alle Erwartung übertrafen. In der Rolle des Moses und der Tochter Pharao's wetteiferten Dem. Banfi und Signora Ciabatta, während die Stimmen Pharao's und Aarons von dem Bildhauer Caccarini und dem Landschaftsmaler Moncada besetzt waren. Als erster Violinist zeichnete ein Pensionair der französischen Akademie, Hr. Chalanne, sich aus, der in Paris den Preis erhielt und jetzt in Rom die Musik studirt. Das Orchester war von alten bekannten Virtuosen oder Professoren besetzt. Unter den Zuhörern befanden sich die angesehensten Personen. Dahin gehörten die Fürstin Czatoriska, die Gräfin Schuwalow u. a. Mit Vergnügen sah man unter den Zuhörern auch die ehmals so beliebte und verehrte deutsche Sängerin Charlotte Häser, jetzt Mad. Werra, und die deutsche Sängerin Dem. Eckard aus Wien, die im letzten Winter mit Beifall auf dem Theater von Argentina gesungen hat. In der Zwischenpause der musikalischen Unterhaltung lasen ältere und jüngere Dichter Sonette, anakreontische Lieder oder malende Stanzen vor, die mit Interesse und auch mit Enthusiasmus angehört wurden.

Diese Musikabende gehörten unstreitig zu dem Ausgezeichnetsten, was die Fastenzeit dem gebildeten Publikum als Unterhaltung herbeiführte. An der Anspruchslosigkeit, mit welcher hier die Produkte der Genialität und des Kunstfleißes auftreten, erkennt man die Stadt, in welcher die Musen und Grazien von jeher ihren Sitz hatten.

Eine neue beliebte Unterhaltung ist jetzt mit dem ersten Sonntage des Aprils, unter dem Namen Erklärungen des Katechismus, eingetreten. In mehrern Kirchen treten zu diesem Endzweck besonders berufene Redner auf, die gleichsam mit dem ganzen Publikum ein Examen halten, und meistens auf eine treffende karakteristische Weise die im Schwange gehenden Sünden, Thorheiten, Unarten, und was sonst auf das devote oder moralische Leben der Menschen Einfluß hat, auseinandersetzen. Den gleichen Zweck haben die Fastenprediger, die die ganze Fastenzeit hindurch die Herzen der Zuhörer zu rühren oder zu erschüttern sich bemühen.

So viel Mannigfaltiges führt die Fastenzeit in Rom mit sich, und in Allem zeigt sich die dem Süden so eigene Mischung des Ernstes mit der Freude, des Religiösen mit dem Bildlichen, des Fantasiereizes mit dem Interesse des Natürlichen. In allem spricht sich mehr oder weniger ein Ueberrest von der Lebenskunst oder Philosophie der ältern Zeiten aus, die keine Sache mit schwerem Herzen aufnahm, und über das spielende Heitere, was der Sonnenstrahl jedes Tages mit sich führt, die finstere Sorge beseitigte, oder das Brüten über allzuspekulative Dinge vergaß. Glücklich das Land, von dem man, besonders in diesem durch die Witterung begünstigten Nachwinter, sagen konnte, was ein altes italienisches Sprichwort in beschränkterm Sinne sagt: „Kein Tag war hier ohne Sonne!"

K. G.

---

*) Zingarelli ist nach seiner Rückkehr aus Paris nach Neapel berufen worden.

## Das neu errichtete Nationalmuseum zu Grätz in Steiermark, Joanneum genannt.

(Beschluß.)

Technologie wird im nämlichen Hörsaal des Lyceums, wo bisher die Mathematik allein gelehrt wurde, von zehn bis zwölf Uhr an allen Sonn- und Feiertagen (die hohen Festtage ausgenommen) vom gleichfalls bekannten Professor der Mathematik Franz Irschowsky vorgetragen.

Zwischen den Lehrämtern der gemeinnützigsten Wissenschaften, wodurch sich das Joanneum mit dem Geiste der bereits bestehenden öffentlichen Unterrichtsanstalten zu vereinigen und fortzuwirken strebt, gewähren die Lesezimmer durch die Großmuth Sr. kais. Hoheit eine Uebersicht der neuesten Erscheinungen aus der wissenschaftlichen und artistischen Welt. Das Vorzüglichste dieser Anstalt ist der Zusammenfluß der berühmtesten ausländischen Journale und inländischen Zeitschriften, nicht sowohl für die in den Vorlesungen behandelten Fächer, sondern auch aus allen Gegenständen der freien und schönen Künste, was England, Frankreich, Italien und Deutschland zu Tage fördert.

Die Bibliothek selbst enthält für das Studium der Geschichte, Physik, Geographie, Mineralogie, Botanik, Chemie und Landwirthschaft, zahlreiche Werke, welche den Hörern der Vorlesungen als Hilfsbücher der abgehandelten Gegenstände zum Gebrauche bereit stehen, und schon benutzt werden.

In der Wahl der Stunden wurde vorzüglich auf die freie Muße der öffentlichen Beamten, Geschäftsmänner und Studierenden Rücksicht genommen. Die Stunde der Winterabende von 5 bis 8 Uhr; jene der günstigen Jahrszeit von 7 bis 9 Uhr Morgens; und von 1 bis 3 Uhr Nachmittags.

Das an die Lesezimmer stoßende Archiv des Joanneums enthält aus mehrern handschriftlichen Kroniken von Steiermark und der benachbarten Länder zahlreiche Originalurkunden.

Ein Theil der höhern Bastei des botanischen Gartens ist nach der Wahl und Angabe des Professors der Astronomie in Wien, Hrn. Bürgh, zu dem Bau einer Sternwarte bestimmt. Der Kaiser hat den Ständen den Bau dieser Sternwarte, wozu die Liberalität des Stifters für die innere Einrichtung bereits großmüthige Vorsorge traf, huldreichst bewilliget.

Mit gleicher Genehmigung werden nebst den Glashäusern noch besondere Wärme- und Ueberwinterungshäuser für jene Gewächse gebauet, welche, in heißen Zonen einheimisch, unsere rauhe Luft nicht ertrügen, oder hohen Alpen angehörig, im strengern Winter der Ebenen umkommen müßten.

Das Museum, welches die eingesandten Kunst- und Naturerzeugnisse nur als das Eigenthum des Landes zum gemeinnützigen öffentlichen Unterrichte bewahrt, ist seiner Bestimmung nach der Ort, wo Künstler, Fabrikanten und Professionisten selbst die auf Bestellung oder eigene Rechnung verfertigten Produkte von Bedeutung und Werth zur öffentlichen Ansicht ausstellen können.

Das Publikum wird jedesmal durch die Zeitungsblätter von einer solchen Ausstellung benachrichtiget; das Werk selbst, unter Haftung der Beamten des Museums für alle Beschädigung, förmlich ausgestellt, und auf willkührliches Verlangen des Eigenthümers wieder zurückgegeben.

Die Statuten sprachen den Vorsatz des Erzherzogs aus, über Innerösterreich nicht nur ein historisches, sondern auch ein statistisches Hauptwerk zu liefern. Am 16 Januar des vorigen Jahrs wurden die bereits im amtlichen Wege an die Werbbezirke erlassenen Fragentwürfe auch durch die öffentlichen Blätter hinausgegeben. Die bis nun eingelangten Elaborate sind aus dem Brucker Kreise, Werbbezirk Göß, Gallenstein, Freienstein, Massenberg, Bäreneck, Wieden, Kindberg, Magistrat Mürzzuschlag, mit der Schilderung der Hammerwerke Trofaiach, Unterkapfenberg durch die Werksinhaber.

Ferner haben aus diesem Kreise die Ausarbeitungen eingeliefert: Werbbezirk Kaisersberg, Ehrnau, Landskron, Bäreneck, Weyer, Oberkindberg, Hieflau, Stadtmagistrat Bruck, Markt Vordernberg, mit einer beigelegten Beschreibung der dortigen Radgewerkschaft.

Aus dem Grätzer Kreise sind die Ausarbeitungen eingelangt von den Werbbezirken Reiteregg, Neuschloß, Armfels, Wasen, Kirchberg an der Raab, Münchhofen, Feistritz, Welsdorf, Heinfeld, Fürstenfeld.

Vom Marburger Kreise sind eingelangt, jene der Werbbezirke Schachenthurn, Ebenfeld, und Magistrat Pettau.

Aus dem Zillier-Kreise, die der Werbbezirke Studenitz und Reichenburg.

Judenburger Kreis. Dem Seccauer Pfarrer Ignaz Fuchs dankt man zwei sehr verdienstliche Arbeiten über die Entstehung des Domstiftes und der jetzigen Kirche zu Seccau; dann eine Beschreibung des aufgelassenen Kupferbergbaues in Schönberg.

Das vom Hofrichter des Stifts Lambrecht eingesendete Elaborat ist fleißig und gut ausgearbeitet.

Aus Kärnthen, und zwar vom Klagenfurter Kreise, sind eingegangen:

Eine Beschreibung der Pfarre Kappel, durch den Kaplan Anton Schurll.

Eine statistische Ausarbeitung über den Werbbezirk Friesach durch den Kameralpfleger Steinberg.

Die Schilderung des Lavantthales durch den Pfarrer Devrignis in St. Michael.

Ein statistisches Elaborat über die Werbbezirke Mayeregg und Seltenheim, durch den Werbbezirkskommissär Wurzer.

Die historischen Nachrichten von dem Gymnasium und Lycäum zu Klagenfurt, durch den Präfekten Ambrosius Eichhorn.

Die Beschreibung des Bankal-Hammerwerks zu Kolnitz durch den Verweser Wieland.

Alle diese Einsendungen sind gut und fleißig bearbeitet, und jene von Friesach durch den Kameralpfleger Steinberg, wie auch jene des Verwesers Wieland in Kolnitz, besonders verdienstlich.

Nebst diesen sind auch eingelangt: historische, statistische Relationen der Pfarre Reichenfeld, die Elaborate der Werbbezirke Moosburg, Wellenstein, der Pfarre zu Ebriach, über ökonomische, religiöse und sittliche Verhältnisse in der Pfarre St. Lorenzen in Stein.

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. März 1813.

| Monatstage. | Mondszeichen. | Barometer. | | Thermometer. | | | Hygrometer. | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmelsbeschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Bei Sonnenaufgang. | Bei Sonnenunterg. | Bei Sonnenaufgang. | Nachmitt. 2 Uhr. | Bei Sonnenunterg. | Vormitt. | Nachm. | Nachts. | Vormitt. | Nachm. | | Vormitt. | Nachm. | | Vormitt. | Nachm. |
| 1 | | 27. 3 6 | 27. 4 2 | + 3 | + 6 | + 5 | — | — | Regen | — | — | — | N. W. | N. | — | halbh. | heiter |
| 2 | Neumd. | 27. 4 9 | 27. 4 8 | + 1 | + 7 | + 6 | — | — | — | — | — | Reif | N. | W. | — | heiter | heiter |
| 3 | | 27. 4 4 | 27. 3 0 | — 1 | + 6 | + 5 | — | — | — | — | — | Reif | N. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 4 | | 27. 4 9 | 27. 4 3 | + 3 | + 5 | + 5 | — | — | — | Regen S | — | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 5 | | 27. 4 6 | 27. 4 8 | + 2 | + 10 | + 8 | — | — | — | — | — | — | O. | O | — | heiter | heiter |
| 6 | | 27. 4 7 | 27. 4 3 | + 3 | + 7 | + 6 | — | — | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 7 | | 27. 4 6 | 27. 4 9 | + 3 | + 10 | + 6 | — | — | — | — | — | — | W. | W. | — | heiter | heiter |
| 8 | | 27. 3 9 | 27. 3 0 | + 2 | + 5 | + 4 | — | — | — | — | — | — | N. W.* | N. W.* | — | halbh. | halbh. |
| 9 | Erst. V. | 27. 1 9 | 27. 1 10 | + 4 | + 5 | + 3 | — | — | Regen | Regen | — | — | N. W. | N. W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 10 | | 26. 9 10 | 26. 8 0 | + 4 | + 3 | + 2 | — | — | Regen | Regen | Regen | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 11 | | 26. 9 1 | 26. 9 9 | — 3 | + 3 | 0 | — | — | Schnee | — | Schn. 1 | — | N. O. | N. W. | — | halbh. | bewölkt |
| 12 | | 26. 9 8 | 27. 0 4 | — 5 | 0 | — 2 | — | — | — | — | — | — | O. | O. | — | halbh. | bewölkt |
| 13 | | 27. 0 7 | 27. 1 1 | — 6 | + 1 | — 1 | — | — | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | halbh. |
| 14 | | 27. 1 3 | 27. 1 5 | — 5 | + 1 | 0 | — | — | — | Schnee | Schnee | — | N. O. | N. O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 15 | | 27. 1 4 | 27. 1 0 | — 4 | + 2 | — 1 | — | — | — | — | — | — | N. O. | N. O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 16 | | 27. 1 8 | 27. 1 3 | — 2 | + 6 | + 4 | — | — | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | halbh. |
| 17 | Vollm. | 26. 9 8 | 26. 9 9 | + 3 | + 5 | + 5 | — | — | — | — | — | — | S. W. | O. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 18 | | 26. 9 7 | 26. 9 8 | 0 | + 10 | + 8 | — | — | — | — | — | Reif | S. W. | W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 19 | | 26. 11 3 | 27. 0 0 | + 2 | + 11 | + 10 | — | — | — | — | — | Reif | N. | N. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 20 | | 27. 0 1 | 27. 0 2 | + 3 | + 12 | + 10 | — | — | — | — | — | — | S. W. | S. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 21 | | 27. 0 2 | 27. 0 5 | + 3 | + 12 | + 9 | 34 | 15 | — | — | — | — | S. W. | N. W. | — | heiter | bewölkt |
| 22 | | 27. 0 7 | 27. 0 1 | + 5 | + 9 | + 8 | 41 | 49 | Regen | Regen | Regen | — | S. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 23 | | 27. 0 5 | 27. 1 3 | + 6 | + 8 | + 6 | 65 | 12 | Regen | Regen | Regen | — | W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 24 | | 27. 2 3 | 27. 2 3 | + 4 | + 5 | + 4 | 57 | 40 | Regen | Regen | — | — | N. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 25 | Letzt. V. | 27. 2 9 | 27. 3 0 | + 4 | + 9 | + 8 | 39 | 37 | Regen | Regen | — | — | N. W. | W. | — | bewölkt | heiter |
| 26 | | 27. 3 1 | 27. 3 3 | + 4 | + 6 | + 5 | 44 | 38 | — | Reg. S. | Regen | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 27 | | 27. 3 7 | 27. 3 9 | + 4 | + 10 | + 9 | 38 | 25 | — | — | — | — | O. | N. O. | — | heiter | halbh. |
| 28 | | 27. 4 4 | 27. 4 0 | + 3 | + 12 | + 9 | 35 | 15 | — | — | — | Reif | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 29 | | 27. 4 0 | 27. 3 3 | + 3 | + 12 | + 10 | 16 | 24 | — | — | — | Reif | N. O. | N. O. | — | halbh. | halbh. |
| 30 | | 27. 2 6 | 27. 1 6 | + 5 | + 14 | + 13 | 36 | 25 | — | — | — | — | O. | S. | — | heiter | heiter |
| 31 | | 27. 1 0 | 26. 11 8 | + 3 | + 16 | + 13 | 38 | 15 | — | — | — | — | S. W. | S. W. | Vorm. | heiter | heiter |

### Anmerkungen.

Da mit dem 21 dieses Monats die meteorologischen Beobachtungen, welche die naturforschende Gesellschaft von Aarau in Deutschland, Norwegen, auf den Alpenhöhen und in Italien veranstaltet, beginnen, fügen auch wir von da an die Beobachtungen des Hygrometers oder Luftfeuchtigkeitsmessers hinzu. Der hier angewandte Hygrometer ist der aus Hrn. Haberle's meteorologischen Heften bekannte und darin umständlich beschriebene Felderische Hygrometer (eine auf feinen Glasfaden balancirende Messingnadel, deren eines Ende einen Leinwandbüschel zum Anziehn der Luftfeuchtigkeit hat, deren andere Spitze die Grade der Luftfeuchtigkeit von 0 bis 100 angibt, je nachdem das Gewicht an der andern Spitze durch die Luftfeuchtigkeit ab- und zunimmt. Gewöhnliche Hygrometer von Haaren und andern organischen Theilen leiden zuletzt ein inneres Verderben, so daß sie selten übereinstimmend gemacht, und nach einer gewissen Zeit nie wieder auf die Normalgrade 0 und 100 zurückgebracht werden können. Hierin hat der Felderische Hygrometer einen unverkennbaren Vorzug. Eine genauere Beurtheilung davon künftig.

* * * Veränderlich, wie in diesem Monat die Witterung war, waren auch die Krankheitsformen, die während seiner Dauer erschienen; aber nicht nur in den Formen, sondern selbst in dem Karakter stellten sie ein Bild dar von den mannigfaltigsten Gestalten. Ein und derselbe Arzt, die gleichen Kantone, die gleichen Gegenden, Oerter und Familien, stellten zu einer Zeit entzündliche, gallichte, katarrhalische und nervose Krankheiten dem oft zu sehr beschäftigten Arzte dar, und nothwendiger als jetzt war es noch nie, mit genau forschendem Blick zu individualisiren, zu beobachten, um in der Behandlung der vorliegenden Leiden nicht zu irren.

Vorzüglich waren es Nervenfieber, welche unserer Beobachtung sich darboten, aber in ihrem Karakter auch auffallend verschieden waren, bald zum entzündlichen, dann zum gastrischen, schleimichten, faulichten, oder wieder zum rein nervosen Typhus sich hinneigten, und somit die verschiedenartigsten Behandlungen erheischten. Kindbetterinnen, ungünstigen Einflüssen Preis gegeben, wurden häufig von ähnlichen Fiebern ergriffen und durch sie gern weggerafft, und Aborten sahen wir mehr, als in einem doppelten Zeitraum es sonst der Fall zu seyn pflegte. An diese Abnormitäten reihten sich die Wurm- und Zahnfieber bei unsern aufblühenden Hoffnungen, die manche Jähre erprüften, aber mit ihrem Schwinden auch der höhern Wonne uns viele ertheilten, und manches Gute uns wiedergaben, das der zagende Mensch schon verloren glaubte.

Dann waren katarrhalische und rheumatische Leiden aller zur Respiration direkt und indirekt dienenden Organe nicht selten, oft bis zur Entzündung gesteigert. Aber auch hier schien die gleiche Behandlungsweise nie zu passen; denn wir sahen bei ihnen bald Blut abzapfen, bald Wolverlei, Senega, oder dann wieder den Merkur mit Opium reichen; was alles an seinem Platz gut gewesen seyn mag, uns aber auch dankend machen muß dem für die medizinische Literatur zu früh verstorbenen Heker. Auch die häutige Bräune ist wieder bei uns erschienen, und, wie ich es mit Vergnügen sage, mehreremal bezwungen worden durch die Heilmethode, welche der vortreffliche Autenrieth uns wiedergab; aber (ich schäme mich beinahe, es zu sagen) die Pocken würgten heftig auf dem ihnen frei gelassenen Kampfplatze.

S.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 32. —— den 21 April 1813.


## Neuester Bericht über den Zustand der englischen Kolonie Neu-Süd-Wallis.

(Aus der Schrift, welche D. D. Mann, nach einem mehrjährigen Aufenthalt daselbst, unter dem Titel: *The present picture* u. s. w. zu London im J. 1811 herausgab.)

Die lasterhaften Neigungen der nach der Kolonie verpflanzten Verbrecher, ihre Zwiste mit den Landeseingebornen und der in frühern Jahren von Zeit zu Zeit eingetretene Mangel an Lebensmitteln erschwerten die Fortschritte dieser Niederlassung ungemein. Die meisten der verurtheilten Verbrecher zeigten sich unbesserlich und eben so unempfänglich für Milde als Strenge. Im Laster verhärtet, trugen sie keine Scheu, ihre Diebs- und Trugstalente selbst gegen die Dürftigen und armseligen Landeseinwohner zu gebrauchen. Dadurch wurden diese mißtrauisch, und nahmen nun zu Repressalien und Selbstvertheidigung Zuflucht. Mehrere Verbrecher wurden in den Wäldern ermordet gefunden. Die Arbeit, die man nur gezwungen leistete, brachte geringen Ertrag, und die Furcht vor Mangel, der sich bald spüren ließ, hatte keine andere Wirkung, als daß sie die Entwickelung anderweitiger Leidenschaften einigermaßen verzögerte. Eine der verderblichsten Folgen der Nachlässigkeit der Kolonisten bestand in dem Verlust des aus England eingeführten Hornviehs. Es hatte sich in den Wäldern verlaufen, und sieben Jahre lang war man ohne eine Spur davon geblieben. Endlich entdeckte man im Innern des Landes eine prächtige Heerde wilder Ochsen, die offenbar von der verlornen abstammte, und deren Erhaltung nun zur wichtigen Angelegenheit ward. Die Unentbehrlichkeit der Gefängnisse hatte man frühe eingesehen und auch alsbald zwei hölzerne errichtet, die aber von denen, für welche sie errichtet waren, angezündet, und alsdann aus dauerhafterm Stoffe wieder aufgebaut wurden.

Im Jahr 1796 war die Lage der Kolonie in verschiedenen Hinsichten günstig, und man durfte manchen Verbesserungen ihrer Einrichtungen entgegensehen. Die Kolonisten lebten in guter Harmonie mit den Eingebornen, und ein beiden Theilen vortheilhafter Tauschhandel fand zwischen ihnen statt. Der Viehstand hatte sich ansehnlich vermehrt, und die Fortschritte der Landeskultur sicherten die Kolonie gegen Hungersnoth.

Diese günstigen Aussichten wurden im J. 1800 durch aufrührerische Anschläge einiger neuangekommener Irländer gestört, die einen Theil der Kolonisten für ihre kühnen Anschläge zu gewinnen wußten. Die Wachsamkeit des Gouverneurs Hunter verhinderte jedoch den Ausbruch, und dieser verdienstvolle Beamte hatte die Genugthuung, die Kolonie noch am Ende eben dieses Jahrs in ungleich günstigern Verhältnissen zu verlassen, als jene waren, in denen er sie im Jahr 1795 getroffen hatte. Bei seiner Abreise war die Zahl aller Kolonisten, die Verurtheilten und die übrigen zusammengerechnet, auf 6000 angestiegen; der Umfang der angebauten Felder betrug 7000 Morgen; es waren 6000 Schafe, 2000 Ziegen und 1200 Stück Hornvieh vorhanden.

Im darauf folgenden Jahr 1801 erfuhr die Kolonie die Wiederkehr eines Bedrängnisses, das sie auch schon früher, gleich bei ihrer Errichtung, erlitten hatte: die Ueberschwemmungen des Hawkesbury-Stromes. Durch anhaltenden Regen auf der Bergkette längs desselben schwellen seine Wasser der-

maßen an, daß sie sechszig bis siebenzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand ansteigen, auf beiden Ufern alles verheeren, und die Heerden sowohl als die Wohnungen der unglücklichen Einwohner mit sich fortreissen.

Ein anderes Uebel, noch furchtbarer, weil es sich über die ganze Kolonie erstreckt, ist die eingewurzelte Gewohnheit der Völlerei. Branntewein und alle Arten geistiger Getränke werden überall sehr gesucht, obgleich sie theuer sind und in gewöhnlichen Zeiten im Detailverkauf zehn bis fünfzehn Schilling die Bouteille, und wenn sie selten werden oder der Verkauf verboten ist, bis aufs Doppelte kosten. Weiber und Männer aus der Klasse der Verurtheilten sind dem Hange zur Trunkenheit gleich ergeben. Der Wein ist weniger beliebt, als die gebrannten Wasser; doch wenn der Luxus weiter zunimmt, so wird auch jener im Preise steigen. Sollte er auf diesem Wege die andern geistigen Getränke einigermaßen verdrängen, so wäre, das im Ganzen vortheilhaft, und die verderblichen Folgen der letztern würden dadurch gemindert werden. Bis jetzt ist das Beispiel größerer Mäßigkeit von Seite der vornehmern Klassen in dieser Hinsicht ohne Erfolg geblieben; selbst das Verbot des Verkaufs der gebrannten Wasser blieb fruchtlos. Bitten, Drohungen, Strafen, alles ward umsonst versucht, und das verführerische Getränk trug jederzeit den Sieg davon. Der ansehnliche Gewinn, den sein Handel abwirft, verdrängt viele andere Gewerbe und schon mehr als ein Pachtgut ward dafür vernachlässigt und zuletzt wohl gänzlich verlassen; betrügliche Handlungen aller Art und verderbliche Prozesse entsprangen in Menge aus der gleichen Quelle.

Nach der Völlerei ist die Spielsucht die verderblichste Ausschweifung, die in der Kolonie herrscht. Es ist nicht unerhört, daß Kolonisten, nachdem sie alles verloren, auch noch die Kleider, die sie am Leibe trugen, aufs Spiel setzten und völlig nackt dasselbe verliessen.

Auch Mordthaten sind leider nichts Seltenes, und bisweilen werden sie von eben so abscheulichen Umständen begleitet, wie jene, die der Oberst Collins als Augenzeuge beschrieben hat.

Unter der überaus kleinen Zahl reuiger und gebesserter Verbrecher verdient der berufene George Barrington eine ausgezeichnete Stelle. Während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in der Kolonie war sein Betragen in jeder Hinsicht untadelhaft. Er versah die Stelle eines Konstabels in Paramatta, und nährte sich durch redliche Arbeit. Er starb vor ungefähr sieben Jahren. Geraume Zeit vor seinem Tode hatte er den Verstand verloren. Man glaubt, die Erinnerung seiner Verbrechen habe auf seine traurige Krankheit vielen Einfluß gehabt. In ihren hellen Zwischenräumen äusserte er lebhaften Unwillen über die Bekanntmachung einer unter seinem Namen vorhandenen, völlig erdichteten Lebensbeschreibung. Er starb übrigens mit wahrhaft christlichen Gesinnungen.

Als eine der wirksamsten Strafen des Diebstahls hat sich die Verbannung des Verbrechers in einen abgelegenen Theil der Kolonie erprobt. Die Furcht aus allen geselligen Verbindungen herausgerissen zu werden und in der Einsamkeit leben zu müssen, macht ungleich mehr Eindruck, als körperliche Strafen. Die Verurtheilten, welche vor ihrer Verbannung ein Handwerk ausübten, setzen solches meist in der Kolonie fort. Die Taglöhner werden theils truppweise zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, theils bedienen sich einzelne Kolonisten ihrer zum Feldbau. Bei ihrer Ankunft nimmt man ihnen, einige seltene und schwere Fälle ausgenommen, die Ketten ab, und der Gouverneur weiset ihnen auch sogleich die gutfindenden Arbeitsplätze an.

Die Sitten der Kolonie bessern sich zwar allgemach, doch sind sie noch von solcher Beschaffenheit, daß die Errichtung eines Theaters unmöglich ward. Der Versuch, ein solches zu eröffnen, mißlang. Die, welche davon Gebrauch zu machen im Fall waren, fanden, daß sie während des Schauspiels zu Hause bestohlen wurden, und die elendesten unter den Kolonisten bezahlten den Eintritt mit Lebensmitteln statt Geld, und verkürzten sich dadurch ihre Nahrung so sehr, daß sie keine Kräfte zur Arbeit mehr hatten. Diese Erfahrungen bewogen den Gouverneur, die ertheilte Erlaubniß zurückzunehmen und bald hernach ward das Schauspielhaus niedergerissen.

Von der Verstocktheit und Unbesserlichkeit, womit die Verurtheilten in ihren lasterhaften Neigungen verharren, mag man sich aus folgendem Vorgange überzeugen. Ein gewisser Samuel ward wegen Diebstahl mit Einbruch verurtheilt, gehangen zu werden. Bei Vollziehung des Urtheils riß der Strang, und der Missethäter fiel auf die Erde nieder. Er sollte zum zweitenmal aufgezogen werden, aber der ungeschickt befestigte Strick wand sich abermals los; beim dritten Versuch trat durch einen andern Zufall neue Zögerung ein. Der Beamte, welcher als Aufseher zugegen war, fühlte Mitleid mit dem unglücklichen Menschen, und berichtete den Gouverneur von den unvorgesehenen Hindernissen. Dieser begnadigte ihn. Aber der Verbrecher war durch alles dies nicht gebessert; er beging neue Diebstähle, ward in einen abgelegenen Theil der Kolonie versetzt, und verlor endlich bei einem Versuch zu entfliehen sein Leben.

Das Klima der Kolonie ist sehr unbeständig; überhaupt jedoch gesund und fruchtbar. Frühling und Herbst sind unserm Sommer ähnlich. Die Atmosphäre ist heiter und hell. Es gefriert beinahe gar nie, und Schnee sieht man nur von weitem auf den Gipfeln der Bergkette, welche die Grenze der Kolonie gegen das Innere des Landes bildet. Wälder und Ebenen bieten eine überaus große Menge verschiedener Pflanzen dar, und unzählige prachtvoll gefiederte Vogel beleben die Bäume. Pflanzen und Sträucher legen ihr Grün nie ab. Die Geranien sind besonders zahlreich und werden in verschiedenen Bezirken zu Hecken gebraucht, deren Wohlgeruch sich weit umher verbreitet. Man hat in einem Bezirke Steinkohlen entdeckt und ihm deshalb den Namen Newcastle gegeben. Im März und April wird das Getraide ausgesäet, und im Wintermonat und Christmonat ist die Zeit der Aernte. Im Dezember wird öfters der Mais noch in die Stoppelfelder gesäet, wodurch man in einem Jahr zwei Aernten erhält; doch bleibt noch zweifelhaft, ob diese Einrichtung wirklich vortheilhaft ist. Treffliche Erdbeeren und Melonen reifen im Ueberflusse. Die Tannen wachsen höher als in England. Auch von Kostbarkeiten des Mineralreichs ist die Kolonie nicht gänzlich entblößt. Ihre Topasse sind vorzüglicher, als die, welche man in Brasilien findet. Im Thierreiche sind kürzlich zwei Entdeckungen gemacht worden: das Coula, welches der Gattung der Opossum (Beutelratte) angehört, und eine besondere Hyänenart. Das Coula verläßt einen Baum, den es besteg, eher nicht wieder, bis es alle seine Blätter verzehrt hat. Die Eingebornen kommen ihm leicht auf die Spur, indem sie den Gummibäumen nachgehen, deren Laub ihm vorzüglich angenehm ist. Die Hyäne ist eben so wild, wie die verwandten Arten anderer Länder; doch hat sie bisher nur Schafe und kleinere Thiere, niemals aber Menschen angefallen.

Obgleich die Landeseingebornen mit den Kolonisten gegenwärtig Frieden halten, so führen sie hingegen stets Kriege unter sich. Es ist eine grausame Menschenrace, deren Sitten Abscheu erregen. Die angebauten Felder sind vor ihren räuberischen Ueberfällen nie gesichert, und nicht selten ist man genöthigt, bewaffnete Truppen gegen sie auszuschicken. Demungeachtet sucht man auf alle Weise den Friedensbruch zu vermeiden, und die Soldaten dürfen auf die Räuberbanden, welche sie zerstreuen sollen, kein Feuer geben. Alle Versuche, diese Wilden aus ihrem kümmerlichen Leben herauszuziehen und ihnen die Genüsse der Zivilisation zu verschaffen, waren bisher vergeblich. Der Gouverneur Philipp hatte einen dieser Landeseingebornen mit nach England gebracht, wo er eine Zeit lang europäische Kleider trug und mit unsern Sitten vertraut geworden zu sein schien. Es dauerte aber nicht lange, so kehrte er, aller Vorstellungen und Bitten ungeachtet, zu seinen alten Gewohnheiten, und dann auch in seine Wälder zurück.

Für Arbeiten aller Art konnte man von diesen Völkern nur sehr geringe Unterstützung erhalten, und ihre ganze Industrie beschränkt sich ungefähr auf die Hilfe, die sie unsern Fischern beim Aufziehen der Netze in der Hoffnung leisten, dafür unmittelbar durch einen Theil des Fanges belohnt zu werden. Im Werfen der Pfeile besitzen sie eine überaus große Gewandtheit, und auf eine Entfernung von dreißig, auch wohl sechszig Ruthen wird ihr Wurf nie fehlen. Wie wichtig es sei, mit ihnen in Friede zu leben, ergibt sich aus den blutigen Gefechten, die statt fanden, wo man an abgelegenen Orten zahlreiche Wilde antraf. Als im April 1808 die Fliege (le Fly), ein der Kolonie angehöriges Schiff, auf die Batemansbai geworfen ward, wurden drei Mann ans Ufer gesetzt, um Wasser zu holen. Man hatte mit ihnen Abrede getroffen, sobald vom Schiffe her irgendwo mehrere Landeseingeborne bemerkt würden, soll ihnen durch einen Flintenschuß davon Kunde gegeben und sie dadurch erinnert werden, sogleich umzukehren und sich wieder einzuschiffen. Kaum hatte das Boot gelandet, als man am Schiff aus einen Trupp Eingeborner wahrnahm und das verabredete Zeichen gab, worauf die drei Männer nach ihrem Boote zurückeilten. Sie erreichten solches und stießen auch vom Ufer. Aber eben so schnell traf sie jetzt eine ganze Wolke von Pfeilen, und alle drei Ruderer fielen durchbohrt zu Boden. Die Wilden bemächtigten sich sofort des Bootes, besetzten es mit so viel Mannschaft als darin Raum fand und machten Anstalt das Schiff selbst anzugreifen, das sich nun eiligst entfernte.

Die Bevölkerung der Kolonie ist gegenwärtig auf mehr denn zehntausend Seelen angestiegen. Zwei Drittheile davon sorgen selbst für ihre Bedürfnisse; ein Drittheil hingegen wird auf Kosten der Regierung genährt und gekleidet. Das Militär besteht aus dem 102 Regiment und zwei Freikorps. Das mit Kornfrüchten bepflanzte Land wird auf 12,000 Morgen berechnet; die Zahl der Pferde auf 1000, die des Hornviehs auf 10,000, der Schafe auf 40,000, der Ziegen auf 30,000, der Schweine auf 25,000. Es erhellt aus diesen Angaben, daß, zumal seit dem J. 1800, alles sich im schnellen Vorschreiten befindet.

Die Mittelpreise der Lebensmittel waren im J. 1809 folgende: Weitzen, der Bushel 12 Schilling, Mais 5 Schill., Gerste 5 Sch., Hafer 4 Sch. 6 Den., Kartoffeln 10 Sch. der Zentner, Pfirsich und Aepfel 2 Den. das Dutzend, Bohnen 4 Den. das Viertel, Erbsen 1 Sch. das Viertel, Rind- und Schaffleisch 1 Sch. 3 Den. das Pfund, Schweinefleisch 1 Sch., Kangarousleisch (das dem Rindfleisch sehr ähnlich ist) 8 Den., Truthähne das Stück 10 Sch., Gänse 8 Sch. das Stück, Enten 4 Sch. Die Butter war sehr theuer, und das Pfund kostete 6 Sch.; Fische hingegen sind wohlfeil und im Ueberfluß vorhanden. Ein Lohnbedienter kostete 1 Sch. täglich, wenn man ihm Speise reichte, und 2 Sch. 6 Den. ohne Nahrung; jährlich hingegen 10 bis 12 Pf. Sterl., die Nahrung ungerechnet. Die gewöhnlichen Arbeitsstunden sind von Sonnenaufgang bis acht Uhr, und hernach von neun bis drei.

Seit etlichen Jahren hat man angefangen, einige Manufakturen in der Kolonie zu errichten. Man verfertigt Tuch und Leinwand; das aus verschiedenen Thierfellen, vorzüglich von Kangarous und Seekälbern bereitete Leder ist vortrefflich; zum Gerben desselben bedient man sich einer inländischen Rinde. Es sind mehrere Töpferhütten und vier große Bierbrauereien vorhanden. Die Kramladen sind besser und geschmackvoller besetzt als man erwarten sollte, und alle Moden- und Toilettenartikel für Damen können auf sichern Absatz rechnen.

Das Münzsystem brachte der Kolonie eben so viele Nachtheile, als dem Mutterlande selbst. Die Kupfermünze, welche im J. 1800 in Umlauf gesetzt ward, ist, obgleich ihr Nennwerth den innern überstieg, beinahe ganz wieder verschwunden.

Die große Mehrzahl der Kolonisten, welche freiwillig sich diesen Aufenthalt wählten, haben die von ihnen gehegten Hoffnungen getäuscht, und sind der Regierung wieder zur Last gefallen. Die Zahl der Verurtheilten, welche für den Dienst der Regierung arbeiten, vermindert sich nach und nach durch Tod, durch Freilassung wegen guter Aufführung, durch Abfluß der Strafzeit und endlich durch Ueberlassung an einige Kolonisten zum Behuf von Privatarbeiten. Durch diese verschiedenen Ursachen sind im Lauf von acht Jahren, von 1792 bis 1800, drei Viertheile der Verurtheilten, die im erstern Jahr für Rechnung der Regierung arbeiteten, hinweggekommen, und der gleichzeitige Ersatz durch neue Transporte füllte die Lücke bei weitem nicht aus, da er nicht über 1259 Personen betrug.

U.

---

## Stoff zu Parallelen.

### Der Abbé von Watteville. (Nach Duclos.)

Der **Abbé von Watteville**, Bruder des Gesandten am englischen Hofe und Schwager des Grafen von **Maurepas**, war anfänglich Oberster des Regiments von Burgund, und zeichnete sich durch Tapferkeit in hohem Grade aus. Bei seiner Beförderung ward er einmal übersprungen, quittirte aus Aerger den Dienst und wurde Karthäuser. Bald nachdem er Profeß gethan, ward ihm in seiner Einsamkeit die Zeit zu lang, daher er den Entschluß faßte, aus dem Kloster zu entspringen. Zu dem Ende hin wußte er sich von seinen Anverwandten etwas Geld zu verschaffen, ließ insgeheim und ohne daß jemand es ahnete, was er im Schilde führe, durch einen Vertrauten ein Reitkleid, ein Paar Pistolen und einen Degen kaufen, kleidete sich einmal nächtlicher Weile in seiner Zelle um, und ging dem Garten zu. Hier traf er, sei es nun von ungefähr, oder weil man seinethalben Verdacht geschöpft hatte, auf den Prior des Klosters, stach ihn auf der Stelle nieder, und entsprang dann

schnell über die Klostermauer. Ein Pferd stand schon für ihn in Bereitschaft; auf diesem ritt er schnell davon, und machte nicht eher Halt, als bis ihn die Noth zwang, sein Thier zu füttern. Dies geschah in einer abgelegenen Gegend, wo nichts stand, als ein einsames Wirthshaus. Alles, was sich da zu essen vorfand, war eine Hammelskeule und noch ein anderes Stück Fleisch. Beide Stücke ließ er sogleich an den Spies stecken. Kaum hatte er angefangen zu essen, als ein zweiter Reisender anlangte, der, da durchaus nichts Eßbares mehr in der Schenke zu finden war, verlangte, daß Watteville seine Mahlzeit, die, wie der Neuangekommene glaubte, wohl für sie beide hinreichen mochte, mit ihm theilen sollte. Watteville behauptete, es sei nur für einen Mann zu essen vorhanden. Es entstand ein heftiger Wortwechsel, und endlich riß der zweite Reisende dem ersten eine seiner zwei Schüsseln aus der Hand. Dieser, da er sich des geraubten Gutes nicht wieder bemächtigen konnte, jagt jenem aus der einen seiner Pistolen eine Kugel durch den Kopf, legt das andere Schiesgewehr neben sich auf den Tisch, und es gelingt ihm, was etwas unwahrscheinlich wäre, wenn nicht Watteville es späterhin mehrmals selbst erzählt hätte, die Wirthin und den Hausknecht, die auf den Lärm beide herbeigelaufen waren, durch Androhung eines ähnlichen Schicksals wieder zu entfernen. Indeß beeilte er sich, seine Mahlzeit zu beenden, ließ sich sein Pferd vorführen, hielt mit der Pistole in der Hand den Knecht im Respekt, bis er das Pferd so weit geführt hatte, daß er mit Sicherheit aufsteigen konnte, und ritt dann in vollem Galopp davon, begab sich nach der Türkei, nahm den Turban, und erhielt Dienste.

In dieser neuen Laufbahn zeichnete er sich so sehr aus, daß er Pascha wurde, und zur Zeit des Krieges der Türken gegen die Venezianer das Gouvernement über einige Plätze von Morea erhielt. Die Umstände brachten ihn bald auf den Gedanken, wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Um das mit Sicherheit zu bewerkstelligen, knüpfte er mit den Venezianern Unterhandlungen an. Diese wußten es zu Rom dahin einzuleiten, daß er wegen seines Abfalls absolvirt und säkularisirt wurde, auch beträchtliche Einkünfte in Burgund erhielt, gegen welche Gefälligkeit er dann den Venezianern alle in seiner Gewalt befindlichen Plätze überlieferte.

Als er in seine Provinz zurückgekommen war, zur Zeit als Ludwig der Vierzehnte dieselbe mit Krieg überzog, leistete er den Franzosen so ausgezeichnete Dienste, daß er sich großen Kredit und Ansehen erwarb, und endlich bei Anlaß der Erledigung des Erzbisthums zu Besançon vom Könige zum Erzbischof ernannt ward. Da indeß der Papst es allzubedenklich fand, daß einem im Publikum als Apostat, Renegat und Mörder bekannten Manne eine so hohe geistliche Würde übertragen werde, und die Bestätigungs-Bulle standhaft verweigerte, so mußte Watteville sich dagegen mit zwei Abteien und der Ober-Dekanei von Besançon begnügen. Von nun an lebte er als ein großer Herr, hielt sich eine Jagd-Equipage und eine köstliche Tafel, war geachtet und gefürchtet, besuchte von Zeit zu Zeit in der Karthause seine noch übrigen Altersgenossen, und starb endlich im J. 1710 in einem Alter von neunzig Jahren. So lange (setzt der Verfasser dieses Aufsatzes sehr erbaulich hinzu) vermag Ruhe der Seele und ein gutes Gewissen unsere Lebenstage zu fristen! *)

*) Von diesem seltsamen Manne macht Pelisson in seiner handschriftlichen Geschichte der Eroberung der Franche-Comté im Jahr 1668 folgende Karakterschilderung: „Von Watteville hatte ein dem Anschein nach kaltes und sanftmüthiges, in der That aber feuriges und heftiges Temperament; seiner Gemüthsbeschaffenheit nach war er sehr geistreich, lebhaft und leidenschaftlich, in seinem äussern Wesen voll Verstellung, Mäßigung und Zurückhaltung. Es waren Flammen mit Schnee und Eis überdeckt. Ein tiefes Stillschweigen wechselte bei ihm mit einem Strom der beredtesten Worte. Er blieb oft lange in sich selbst verschlossen, aber nur um im Nothfalle wieder desto ungestümer hervorzubrechen. In allen diesen Eigenschaften hatte er es durch ein Leben voll Unruhe und stürmischer Bewegungen hindurch zu einer Fertigkeit gebracht, und dadurch seinem Geiste einen hohen Grad von Festigkeit und Geschmeidigkeit zu verschaffen gewußt.

H.

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

—— Die würdigsten Gedächtnißfeste, welche wir guten und wahren Fürsten feiern können, sind die Erinnerungen an ihre schöne Thaten. Wer für das Herz und im Herzen eines Volks gelebt hat, dessen Name soll warm im Herzen behalten werden. Andere mögen sich mit ihrem kalten Marmor auf dem Grabe und bezahlter Hoftrauer begnügen. Der verstorbene Großherzog Karl Friedrich von Baden gehört zu den Seltenen, die der Menschheit noch lange theuer bleiben. Von ihm erzählte Herr von Fahnenberg in einem der neuesten Stücke seines in diesen Blättern schon mehrmals mit verdienter Achtung genannten „Magazins für Handlung, Handelsgesetzgebung und Finanzverwaltung Frankreichs und der Bundesstaaten“ folgende Anekdote:

Der Parlamentsadvokat Coillgnon zu Dienze in Lothringen, ein bekannter politischer Projektmacher, der bei vielen Großen damit Glück machte, sandte auch an Karl Friedrich, der damals noch Markgraf von Baden war, den Vorschlag zu einem neuen Maas- und Gewichtsystem, von dem er bemerkte, daß es nicht nur gleich bei der Einführung einen Gewinn von 500,000 Gulden, sondern noch überdem der Staatskasse jährlich eine Einnahme von 50,000 Gulden verschaffen werde. Bescheiden erbat er sich dafür keine andere Belohnung, als ein mäßiges Geschenk bei der Ausführung seines Entwurfs, und nachher vom dadurch erhaltenen jährlichen Einkommen nur den funfzigsten Theil.

Der Markgraf antwortete ihm unterm 4 Christmonats 1781 folgendermaßen:

*Monsieur, toutes mes vues tendant* à diminuer la masse des impôts *dans mes états, je ne saurais faire usage de votre projet sur les poids et mesures, qui selon votre calcul établirait en effets une nouvelle charge sur le public de cinquante mille francs.*

*Du reste je suis charmé, que l'intention, que vous avez eu de me l'offrir, me procure le plaisir de vous assurer de l'estime, avec lequel je suis etc.*




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 33. — den 24 April 1813.


## Ueber die verschiedenen Arten der Maaße und ihre Revision, mit besonderer Hinsicht auf die Schweiz.

Von Hrn. Hofrath Horner in Zürich.

(Bruchstücke aus einer der naturforschenden Gesellschaft in Zürich am 5 April vorgelesenen Abhandlung.)

— — Es bedarf nur einer flüchtigen Vergleichung des wirklichen Bestandes unserer Maaße der Länge, der Flächenausdehnung, des körperlichen Inhalts und des Gewichts, mit den nicht allein theoretischen, sondern auf Ordnung und möglichste Brauchbarkeit gegründeten, aus den Bedürfnissen des Lebens selbst herfliessenden Grundsätzen eines richtigen Maassystems, um eine Vereinfachung dieses Gegenstandes, wenn nicht für dringend nothwendig, doch gewiß für höchst wünschenswerth zu erkennen. Nicht eine der wesentlichen Eigenschaften eines guten Maaßes findet sich erfüllt; weder Gleichheit, noch Einfachheit, weder Ordnung, noch gleichförmiger Zusammenhang. Alles scheint ein Werk der Willkühr und des Zufalls zu sein; und auf die so wesentlichen, der heutigen Ausbildung und der Vergrößerung des Verkehrs so angemessenen Vortheile der Dezimalrechnung, die dem Menschengeschlechte nun einmal in den Fingern seiner Hände gegeben ist, wird gar keine Rücksicht genommen.

Es gibt zwar genug Leute, welche eine Maasreform für unnöthig, für eine Spekulation theoretischer veränderungslustiger Köpfe erklären; allein dies ist wohl nur der Ausspruch einer etwas beschränkten Ansicht der Sache. Wie sollte auch denen eine Abänderung Bedürfniß scheinen, die meist nur mit einer einzelnen Art von Maaßen, mit einer einzigen Gegend Verkehr haben, die in der Verbesserung nur die Mühe einer neuen Erlernung und die kostbare Einbuße von Formeln und Reduktionskünsten erblicken, welche manchem für eigentliche Handelskenntnisse gelten? Allein dies kann höchstens die Unzulänglichkeit und Zwecklosigkeit einzelner Reformen im Kleinen beweisen, keineswegs aber, daß die Verschiedenheit der Maaße kein Uebelstand, oder ihre Vereinfachung nicht vortheilhaft sei. Das beschränkte Urtheil des nur seine nächsten Beziehungen beachtenden Privatmannes kann über Angelegenheiten des Staates und polizeiliche Einrichtungen keine entscheidende Stimme haben.

Man denke sich einen Staat, wo nicht nur jedes Städtchen oder jeder Marktflecken, sondern auch jede Zunft oder Innung von Verkehr treibenden Handwerkern, oder wohl gar jeder Fabrikant sein besonderes Maaß und Gewicht hätte. Gesetzt auch, man habe von allen diesen Maaßen genaue und bestimmte Urmaaße und kenne ihr gegenseitiges Verhältniß: wer wird in dieser Menge kleiner Abweichungen, diesen endlosen Reduktionen, eine gesetzliche Ordnung, eine Einwirkung der Polizei erblicken? Und gleichwohl würde auch da der Verkehr bestehen, da immer nur einer mit einem, selten einer mit vielen oder allen in Handelsbeziehungen stünde. Oder gesetzt, wir hätten herkömmlich ein eigenes Pfund für Fleisch, ein anderes für Brod; für jede Art von Obstfrüchten, Kirschen, Zwetschen, Aepfel, Birnen verschiedene Hohlmaaße u. s. w.; dazu eine noch größere Menge und Varietät der nämlichen Maaße in verschiedenen Orten: könnte wohl ein Unbefangener diese Einrichtung für vernünftig halten? Dennoch würde die allmächtige

Gewohnheit auch diese Gebräuche so geheiligt haben, daß wir ihre Unbequemlichkeit nicht sonderlich empfinden würden, und eine noch so nöthige Vereinfachung der Sache würde von Seite des Vorurtheils, des Eigensinns und einer unverstandenen bürgerlichen Freiheit bedeutende Hindernisse finden. Was sind aber unsere langen und kurzen Ellen, Ellen für Leinen, andere für Wollenzeug, unsere Feldschuhe, Werkschuhe, Klafterschuhe für gestößtes, andere für ungestößtes Holz, unser Apotheker-, Silber- und Seidengewicht, und schwere und leichte Pfunde, unsere Korn- und Haferviertel, Wein- und Oelmaaße u. s. w. anders, als solche unnütze Vervielfältigungen? Und doch beschwert sich niemand darüber; alles findet die herkömmliche Einrichtung natürlich und nothwendig. Der Kanton Waadt hat zufolge der neuerlich in den *Feuilles d'agriculture de la société du canton de Vaud* erschienenen wichtigen Abhandlung des Hrn. Doktor Rengger für vier verschiedene Maaße neunundsechszig derselben; dennoch ist gewiß seit Jahrhunderten daselbst ungestört Handel und Wandel getrieben worden. Ich wiederhole es, wenn der Maaß- und Gewichtsunfug auch noch zehnmal größer wäre, er würde nicht nur im Publikum seltene Ankläger, sondern zu jeder Zeit noch viele hartnäckige Vertheidiger finden. Allein das ungestörte Bestehen einer schlechten Einrichtung (und welche heillose Einrichtungen bestehen nicht zuweilen in der Welt!) kann dem Staatsmann, der das Ganze ins Auge faßt, und der, im vollen Gefühl der Unerreichbarkeit des Vollkommenen, dennoch das Bessere zu erheben und zu verbreiten strebt, nicht zur Richtschnur seiner Anordnungen dienen. Sonst müßten diejenigen Regierungen sehr fehlerhaft erscheinen, welche bereits durch Einführung neuer Maaße und Gewichte den vorher bestehenden Unfug vernichtet haben. Schon vor dreihundert Jahren gab England unter Heinrich dem Siebenten, dem Salomon Englands, wie ihn die Geschichtschreiber nennen, der Welt das erste Beispiel einer solchen Maaß- und Gewichtsreform, welche durch eine im Jahr 1494 verfaßte Parlamentsakte den Londner Fuß und das Troy-Gewicht als Hauptmaaße festsetzte, wodurch denn doch erreicht worden ist, daß nicht leicht in einem Lande weniger Ungleichheit in Maaß und Gewicht anzutreffen ist, als in England. In Frankreich waren es nicht die Gelehrten, oder die revolutionäre Regierung, welche die Maaßreform auf die Bahn brachten, sondern noch vor der Revolution verlangten die Deputirten der meisten und größten Handelsstädte des Landes zu den États généraux unter andern Dingen auch ausdrücklich die Abschaffung der Verschiedenheit der Maaße und Gewichte im Reiche. Noch in dem letzten Jahrzehend haben drei benachbarte Staaten, Baden, Baiern und Würtemberg, nicht etwa auf einen gemeinschaftlichen Impuls, sondern zu verschiedenen Zeiten aus eigenem Antrieb und auf ungleiche Weise das Werk der Maaßverbesserung für nothwendig erachtet und neue Maaße eingeführt. Wenn diese in Ländern geschah, wo die Mannigfaltigkeit der Maaße für einen gleichen Meilenumfang gewiß nicht größer war, als bei uns, so wird man wohl nicht befürchten müssen, in die Klasse der unzeitigen Verbesserer gesetzt zu werden, wenn man den Wunsch äussert, daß dieser wichtige Gegenstand aufs neue und ernstlicher möge zur Hand genommen, und besonders die oft erhobenen Schwierigkeiten der Ausführung und zugleich die Mittel umständlicher möchten entwickelt werden, durch welche jene beseitiget werden könnten.

---

Wer die Schwierigkeiten, welche mit Aenderungen in Sachen des gemeinen Lebens verbunden sind, auch nur vom Hörensagen kennt; wer die Verschiedenheit der hier einfliessenden Ansichten und Interessen nur einigermaßen erwägen will: der wird zugeben, daß mit der Ausdehnung einer solchen Verbesserung auch die Schwierigkeit ihrer Ausführung immer mehr anwachse: er wird überzeugt sein, daß der Gedanke einer allgemeinen Maaßreform für das gesammte Europa, der vor etwa zwanzig Jahren die geistreichsten Köpfe unserer Nachbarn ergriffen hatte, dem damaligen Geiste der Umkehrung und Generalisirung zuzurechnen sei, von welchem viele der Besten und Weisesten sich nicht frei halten konnten. Allein, so wenig der Mißbrauch einer Sache ihren rechten Gebrauch verdächtigen darf, eben so wenig wird es erlaubt sein, auf das entgegengesetzte System überzuspringen, und aus dem Mißlingen jenes gigantischen Projekts, das auch noch in vielen Nebenumständen seinen Grund hatte, auf die Unausführbarkeit einer Maaßverbesserung in jeder nicht ganz beschränkten Ausdehnung einen Schluß zu machen. Die Natur der Sache selbst hilft uns jedoch die Grenzen der Unternehmung bestimmen. Auf der einen Seite kann eine solche Veranstaltung als polizeilicher Gegenstand nicht weiter ausgedehnt werden, als die Selbstmacht eines Staates reicht; auf der andern Seite aber beweisen die bereits gemachten Verbesserungsversuche das Bedürfniß, die Gleichheit der Maaße für einen größern Bezirk zu erweitern. Denn wenn auch alle die Flecken und Städte, welche eigenes Maaß hatten und noch haben, die genaueste Revision derselben anstellten, und, nur auf sich bedacht, sie von neuem genau festsetzten, so würde das an sich gute Werk doch dem Ganzen wenig Vortheil bringen. Da die möglichste Gleichheit und Einfachheit der Maaße nur des gegenseitigen Verkehrs wegen nöthig ist, diesem aber nicht füglich Grenzen gesetzt werden können, so folgt, daß auch eine Maaßverbesserung, die ihren Namen verdienen soll, die möglichst erreichbare Ausdehnung haben müsse. Nehmen wir die angeführten Bestimmungsgründe zusammen, so finden wir uns genöthigt, die Grenzen der Schweiz auch für die Grenzen der Maasreform anzunehmen, und auf jeden Fall diesen ausgedehntern Gesichtspunkt als das Fundament der ganzen Maaßverbesserung einzig anzuempfehlen, sei es nun, daß man sich entschliesse, das ganze Werk mit vereinter Kraft zu ergreifen, und sogleich durchzuführen, oder daß man es vorziehe, alle einzelnen allmäligen Maaßverbesserungen dem Hauptzweck zu unterwerfen, und dieselben so zu leiten, daß ohne plötzliche und umfassende Aenderungen die Modifikationen des Einzelnen sich gleichsam absichtslos zu einem schönen Ganzen zusammenzufügen.

---

Die Grundsätze eines neu einzuführenden Maaßsystems zerfallen in theoretische und praktische; die einen betrachten das Maaß, wie es sein sollte; die andern, wie es sein kann. Wären wir im Stande, die letztern hinlänglich und bestimmt anzugeben, so könnten wir die erstern füglich aus der Acht lassen; allein da sie meistens nur präsumtive Schlüsse und Abstraktionen aus unvollständigen, nicht überall gleich erscheinenden Erfahrungen sind, so ist es nöthig, wenigstens zu wissen, was man nach den Regeln der Vernunft erreichen soll, und dann zu erwarten, was die Unvollkommenheit der menschlichen Dinge, was ökonomische und moralische Hindernisse uns nöthigen von dem gefaßten System zu rabattiren.

Wer die Theorie dieses Gegenstandes ganz in mathematischer Strenge, fast ohne alle Rücksicht auf Erfahrung, nur aus Vernunftgrundsätzen entwickelt, kennen lernen will, den verweisen wir auf die zahlreichen Schriften über das im J. 1792 in Frankreich vorgeschlagene und dekretirte allgemeine Maaß-, Gewichts- und Münzsystem, dessen Dimensionen alle auf eine unveränderliche Grundeinheit, den vierzigmillionsten Theil des Umkreises der Erde, sich gründen, und das bei allen den Einwürfen, die man in Hinsicht der Ausführung gegen dasselbe mit Recht erheben kann, immer ein Muster schönen Zusammenhangs und der eleganteslen Einfachheit bleiben wird.

Obige Grundsätze lassen sich kürzlich auf folgende Hauptstücke zusammenfassen:

1. So weit die Maaßverbesserung reicht, müssen alle Maaße und Gewichte, von einerlei Art und Benennung, vollkommen gleich sein.

2. Es muß ein Grundmaaß, eine gewisse Länge, angenommen werden, mit welchem alle übrigen Maaße in einem einfachen Verhältnisse stehen und jederzeit leicht aus demselben zu bestimmen sind.

3. Diese Bemerkung betrifft nicht nur die verschiedenen Längen- und Flächenmaaße, sondern auch die Hohlmaaße und Gewichte, welche letztere durch das Gewicht eines gewissen Volums reinen Wassers bestimmt werden können.

4. Die Unterabtheilungen der einzelnen Hauptmaaße jeder Gattung müssen zehntheilig sein.

5. Die Anzahl der Maaße muß so gering als möglich sein. Was seiner Natur nach mit einer Art Maaß gemessen werden kann, dafür darf kein neues besonderes Maaß eingeführt werden.

Diese wenigen Regeln enthalten die Grundzüge der Eigenschaften eines neu einzuführenden Maaßes; sie erhalten aber ihre nähere Bestimmung und Modifikation erst durch folgende praktische Sätze:

1. Es ist eine Hauptregel alles Aenderns in der physischen und moralischen und besonders der politischen Welt, daß die Aenderungen nicht zu groß und nicht zu plötzlich sein müssen.

2. Jede Aenderung ist nicht nur unnütz, sondern verwerflich, die nicht erweisliche Vorzüge vor dem Bestehenden hat, und die nicht auf das wirkliche Bedürfniß derer, die sie anwenden sollen, berechnet ist.

Diese beiden Grundsätze lassen sich auf dreierlei Momente unsers Gegenstandes anwenden: 1) auf die absolute Größe der neu einzuführenden Maaße; 2) auf ihre Eintheilung; und 3) auf die üblichen Benennungen derselben. Es dürfen also:

1. Die neuen Maaße in ihrer Größe nicht bedeutend von den alten abweichen, und von verschiedenen Maaßen wird dasjenige den Vorzug verdienen, welches die geringste Aenderung der bestehenden Maaße bewirkt. Diese Bemerkung trifft besonders die am meisten gebräuchlichen Maaße, welche zugleich die Einheiten ihrer Gattung ausmachen, wie Fuß, oder Elle, die kleinern Hohlmaaße und das Pfund.

2. Das Dezimalsystem darf nur da eingeführt werden, wo es wirkliche Vortheile bringt, und wo es andern unentbehrlichen Abtheilungen nicht widerstreitet. So dürfte z. B. der Fuß, bei welchem die Genauigkeit der Messung keine Grenzen haben darf, füglich in zehntheilige Zolle und Linien einzutheilen sein; da hingegen die Elle, insofern die Genauigkeit nicht über Viertheile derselben hinausgehen soll, eben so gut nach dem Halbirungssystem abgetheilt würde. Eben so möchte bei den Frucht- und Weinmaaßen, z. B. eine zehnfache Vermehrung des Kornviertels, oder eine zehntheilige Verminderung der Weinmaaß, in der Anwendung selbst gegründete Hindernisse finden. Dagegen müßte die Dezimalordnung bei den Gewichten, die bereits in aufsteigender Linie beim Zentner eingeführt ist (der nur abusive und gewisser Reduktionen wegen an einigen Orten von hundert Pfunden abweicht), von wahrem Nutzen und Bequemlichkeit sein: nicht nur weil man die Verhältnisse der Schwere besser übersieht, sondern auch, weil die Wage eine besonders feine Bestimmung zuläßt, und die Vervielfältigung der Theile weder zu groß, noch ohne Anwendung sein würde; gleichwohl wird es auch da noch vortheilhaft sein, wenigstens die Halbirungen solcher Gewichttheile beizubehalten.

3. Die üblichen Benennungen dürfen nicht durch neue verdrängt, sondern sie müssen nöthigenfalls auf die neuen Eintheilungen übergetragen werden. Die neuen Namen waren ein Hauptfehler des neuen metrischen Systems in Frankreich, und das wichtigste Hinderniß seiner Einführung. Es kann auch niemals schwer sein, die bisherigen Namen auf die geringen Abänderungen der Eintheilung überzutragen.

---

Unter den neuerlich vorgeschlagenen Maaßsystemen scheinen zwei einer besondern Aufmerksamkeit werth zu sein.

Das erste, von Hrn. Doktor Rengger in seinem lesenswerthen Aufsatze über Maaß und Gewicht des Kantons Waadt (in dem fünfzehnten Heft der *Feuilles d'agriculture de Lausanne*) empfohlene, will den neuerlich in Frankreich erlaubten Fuß, ⅓ Meter lang, mit zehntheiligen Subdivisionen als Fußmaaß einführen. Die Toise oder das Klafter wäre 10 solcher Fuße, die Elle hätte drei derselben. Das Kornviertel würde, gleich dem französischen, 12½ Litres oder 630 Kubikzolle fassen, und 10 solcher Viertel einen Mütt ausmachen. Die Trinkmaaß betrüge 1½ Litres oder 75½ Kubikzolle. Sie würde in 10 Theile getheilt, die man ein Glas nennen könnte. Hundert Maaß machen einen Saum. Das Pfund wäre ein halbes Kilogramm, wie das neufranzösische Pfund, und zerfiele in 10 Unzen; diese in 10 Drachmen, diese wieder in 10 Skrupel; der Skrupel in 10 Gran, und 100 Pfunde geben einen Zentner.

Der zweite Vorschlag ist von diesem ersten hauptsächlich darin verschieden, daß er die Länge des Fußes statt ⅓ Meter nur ³⁄₁₀ Meter, und das Klafter zu 6 Fuß, die Elle zu 2 Fuß, die Ruthe zu 10 Fuß annimme. Das Viertel würde 15 franz. Litres, oder 756,2 franz. Kubikzolle, statt 630; allein der zehnte Theil desselben, das Mäßli, welches zugleich die Weinmaaß ausmacht, würde wie im erstern anderthalb Litres, 75,6 franz. Kubikzoll; das Pfund beträgt ebenfalls ein halbes Kilogramm oder 500 Grammes mit zehntheiligen Subdivisionen.

Bei dem erstern dieser beiden Maaßsysteme findet sich vor allem aus der Fuß desselben, gleich einem Drittheil Meter, von allen bisherigen Maaßen bedeutend abweichend, indem er den Basler und Schafhauser Fuß um 15 französ. Linien, den Berner um 17, den Zürcher Fuß um 14 übertrifft, da er noch 3 Linien größer, als das größte aller bekannten Fußmaaße, der Pariser Fuß, ist. Die Elle zu 3 Fuß würde mit der in der deutschen Schweiz üblichen Annahme zu 2 Fuß nicht wohl übereinstimmen; wenigstens müßten 2 Ellen angenommen werden, die in dem Verhältniß von 2 : 3 stunden. Eben so ist das

Kornviertel merklich kleiner, als die meisten der übrigen Schweiz, die von 800 bis 1100 Kubikzoll halten. Dagegen stimmt die Weinmaaß zu 75 Kubikzoll besser mit den gewöhnlichen Annahmen, und das Pfund gleich einem halben Kilogramm fällt so ziemlich in die Mitte zwischen dem Zürcher schweren und leichten Pfunde.

Das zweite Maaßsystem ist besonders in Absicht des Fußmaaßes den üblichen Maaßen bedeutend näher, indem es zwischen dem Berner und St. Galler Fuß genau das Mittel hält, von den Fußen der Kantone Basel und Schafhausen nur eine halbe Linie, von dem der meisten übrigen Kantone um ein paar Papierdicken abweicht. Seine Elle zu 2 Fuß schließt sich sowohl an das metrische System als auch an den alten Pariser Stab sehr genau an, indem sie eine Kleinigkeit mehr als die Hälfte dieses Stabs beträgt. Seine Ruthe zu 10 Fuß mißt genau 3 Meter. Das Viertel zu 756 Kubikzoll ist freilich auch noch kleiner, als die meisten dieser Fruchtmaaße in der deutschen Schweiz; aber doch um den fünften Theil größer als das vorerwähnte. (Bei dieser Art Maaßen findet sich überhaupt in der Schweiz die größte Verschiedenheit sowohl der absoluten Größen als der Eintheilungen.) Dagegen ist der zehnte Theil, das Mäßli, und zugleich das Weinmaaß von 75,6 Kubikzoll, mit dem obigen, so wie mit den meisten gebräuchlichen Maaßen übereinstimmend. Eben so das Pfund zu einem halben Kilogramm, welches mit dem Mittel aus 24 Pfund Gewichten von den meisten Kantonen der deutschen Schweiz äusserst nahe zusammentrifft.

---

Es ergibt sich hieraus, daß das zweite der oberwähnten Maaßsysteme die größtmögliche Annäherung zu dem bisher gebräuchlichen habe, und von demselben in den hauptsächlichsten Maaßen fast unmerklich abweiche, ohne darum an Einfachheit oder an wissenschaftlich-regelmäßigem Zusammenhange den andern im mindesten nachzustehen. Der Umstand, daß gerade das Fußmaaß bei weitem für die meisten Kantone der Schweiz ganz ungeändert bliebe; daß es wegen seiner einfachen Beziehung zum Meter schon früher von Hrn. Wild in Bex, von Hrn. Tralles in Bern und von Hrn. Tulla in Karlsruhe vorgeschlagen, und besonders daß das ganze System, so wie es oben vorgetragen ist, neulich in einem vielverkehrenden Nachbarstaat, im Großherzogthum Baden, förmlich eingeführt worden ist, dürfte mit allem Recht noch etwas zu der Empfehlung desselben beitragen. Von den etwa nöthigen Modifikationen seiner einzelnen Theile kann dann erst die Rede sein, wenn eine noch genauere Kenntniß aller bestehenden einzelnen Maaße in der ganzen Schweiz uns in den Stand gesetzt hat, über die mittlere Größe derselben und den Grad einer zulässigen Abweichung von denselben ein gründliches Urtheil zu fällen.

Noch ist zwischen ihren Nachbarn die Schweiz das einzige Land, welches in dieser so heilsamen Reform zurückgeblieben ist; bereits haben Baden, Baiern und Würtemberg das Bedürfniß derselben eingesehen und die Gleichheit der Maaße und Gewichte in dem Umfange ihrer Landesgebiete eingeführt, indem sie die Maaße der Hauptstädte zum Grunde legten. Unser Vaterland, das durch stilles, getreues Hinwirken zu allem, was dem gemeinen Wesen nützlich zu sein verspricht, durch eine Menge ruhmwürdiger Anstalten, durch Früchte einer vernünftigen Aufklärung, sich immer ausgezeichnet hat, wird auch in dieser Angelegenheit seine Ehre zu behaupten wissen.

U.

# Varietäten.

## Aus Italien.

—— * Rom, im April. Lange Zeit hindurch hat die bekannte, auf dem Campo Vaccino einzeln stehende Säule von parischem Marmor, mit zierlich und geschmackvoll gearbeitetem Kapitäl, die Antiquare verwirrt, und es sind Abhandlungen, die zusammen einen Folio-Band ausmachen würden, über sie geschrieben worden, bis endlich durch das fortgesetzte Wegräumen des Erdreichs, das die meisten Monumente des Alterthums halb vergraben hielt, ein unerwartetes Licht die Irrthümer aller bisher aufgestellten Hypothesen beleuchtet hat. Die mehrsten bisherigen Vermuthungen gingen dahin, diese Säule als einen Ueberrest irgend eines nicht mehr bekannten Tempels zu erklären. Wie sie nach dem Campo Vaccino gekommen; von wem sie daselbst aufgerichtet worden; wann und zu welcher Zeit und zu welchem Ende dies geschehen sei: konnte niemand begreifen, weil alle deutlichen Data fehlten. Der Arbeit nach glaubte man diese Säule aus den Zeiten des Nero.

Man kann sich daher die Bestürzung oder auch die Freude der Antiquare denken, als man in diesen Tagen den Fuß der Säule, ebenfalls von Marmor, aber von offenbar roher Arbeit, entdeckte, die eine andere Zeit, als die der Säule selbst, verräth. Die Inschrift nimmt eine ganze Seite des Fußgestells ein, ist mit schönen Buchstaben in schlechtem bombastischen Latein abgefaßt, und wenn auch noch nicht jedes Wort gelesen werden kann, so ist über den Hauptinhalt doch weiter kein Zweifel. Aus dieser Inschrift erhellt, daß ein gewisser Exarche von Ravenna, Namens Smaragdus, diese Einzelsäule als Ehrendenkmal dem griechischen Kaiser Phokas errichtete. Die angegebene Jahrzahl ist 806. In der Inschrift selbst wird mit tönenden, ungemessenen Ausdrücken die Wiederherstellung des Friedens und Friedensglückes in Italien als Veranlassung zur Errichtung der Säule angegeben. Ohne Zweifel wurde zu diesem Endzweck eine schon vorhandene, von griechischem Meisel verfertigte Säule benutzt, und nur das neue Fußgestell hinzugefügt. Bemerkenswerth ist, daß in der Inschrift der Name des Kaisers ausgekratzt oder verstümmelt ist, welches wohl dahin zu deuten sein möchte, daß jener Kaiser wegen seiner vielen verübten Grausamkeiten bei dem Volke verhaßt war, daher man, vielleicht nach seinem Tode, an dem Denkmal der Schmeichelei eine Art Rache ausübte, indem man den Namen zu vertilgen suchte.

Die Antiquare sind nun beschäftigt, von der ganzen Inschrift einen genauen Abdruck in Gips oder auf Papier sich zu verschaffen, und ohne Zweifel wird sie alsdann, mit gelehrten Anmerkungen von Hrn. Abbate Fea oder Hrn. van Viverre begleitet, dem Publikum bekannt gemacht werden.

Es veranlaßt jetzt jeder neue Tag neue Fragen und neue Streitpunkte unter den Alterthumsforschern. So fragt man z. B. bei den Hindernissen, welche das in der Tiefe der Ausgrabung im Kolisseum befindliche Waßer erzeugt: ob dieses Waßer mit irgend einem unterirdischen Waßerkanal zusammenhänge? welches die Meinung des Hrn. Abbate Fea ist. Dagegen behauptet der Hr. Baron van Viverre, daß es blos angesammeltes Regenwasser sei, indem noch eine Menge hohen Erdreichs, aus welchem sich im Winter die eingedrungenen Feuchtigkeiten zusammenziehen, zur Seite des aufgegrabenen tiefern Grundes liegt. In kurzem wird auch über diese Frage entschieden sein, vermuthlich zu Gunsten der letztern Behauptung. K. G.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 34. — den 28 April 1813.


## Gaunereien.

(Eine wahre Geschichte.)

Im Mai des Jahrs 1811 lockte mich der schöne Frühling in die freie friedliche Schweiz. Nach verschiedenen Wanderungen kehrte ich eines Abends in Freiburg im Gasthofe zu Krämern ein, wo mich am andern Morgen das starke Geläute der Glocken im nahen Thurm der gothischen Stiftskirche schon früh weckte. Vor Tagesanbruch noch verließ ich mein Nachtlager, um kühle Morgenluft einzuathmen, und freute mich schon zum voraus auf das herzerhebende Schauspiel, welches ein Sonnenaufgang am Gebirge gewährt. Ich wählte den höchsten Standpunkt der Stadt, und lagerte mich neben dem auf einem hohen Hügel von Quadersteinen erbauten ehemaligen Jesuiten-Kollegium, dessen geräumige und ausgedehnte Gebäude, von mehrern Seiten mit hohen und dicken Mauern eingeschlossen, die ganze Stadt, wie eine Zitadelle, in physischer und moralischer Hinsicht beherrschen, zumal dieses Institut als das Freiburgische Kapitolium angesehen werden kann. Kaum hatte ich Zeit, meine Gedanken zu sammeln, als mich die Ankunft mehrerer Menschen störte, die ich wegen der Dunkelheit nicht unterscheiden konnte. Sie verfügten sich sämmtlich in die Kirche, welche von innen geöffnet ward. Meine angeborne Neugierde trieb mich auch hinein.

Nur ein Paar düster scheinende Lampen verbreiteten ein magisches Halbdunkel in den weiten Hallen dieses schönen Tempels.

Auf einem Nebenaltar brannten zwei Leuchter. Nach einigen Minuten trat ein festlich gekleideter Priester vor den Altar. Auf den Stufen desselben knieten ein schön gekleideter Mann und ein hochgeschmücktes Frauenzimmer, die beide vom gleichen Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren zu sein schienen. Zwei Herren mit Klapphüten unter dem Arm und dem Galanteriedegen zur Seite standen links und rechts. Nun sah ich, wohin das abzweckte. Der Geistliche räusperte sich, und begann folgendermaßen:

„Unergründlich sind die Schlüsse der weisen allmächtigen Vorsehung, die wir schwache Menschen weder zu ahnen noch vorhin zu bestimmen vermögen. Dieses götlichen Tempels Hallen vereinigen ein edles Paar. An den Stufen dieses Altars knien zwei Menschen, welche das vom Allvater geleitete Schicksal sonderbar zusammenfügte, um sich lebenslänglich wechselseitig zu beglücken. Was unmöglich schien, wird hier zur Wirklichkeit."

Nach diesem feierlichen Eingange, dem noch einige fromme Ausrufungen folgten, die ich wegen ihrer Alltäglichkeit wieder vergessen habe, hielt der Priester ein. Ich benutzte die wenigen Augenblicke, um an Rabeners Abhandlung: „Die Ehen werden im Himmel geschlossen" zu denken, die ich oft, so wie seine übrige Schriften mit Vergnügen gelesen habe und noch lese, obschon sie nicht mehr zur Modelektüre gehören.

Der Priester fuhr fort:

„Hier kniet Herr Johann Baptist von Parrette, von Clerval bei Besançon, aus einem alten hochadelichen Geschlechte entsprossen: ein würdiger Enkel seiner hehren Ahnen. Dem Thron und der Kirche seiner Väter treu ergeben, ward er ein Opfer der gräßlichen revolutionären Volkswuth, welche vor

geraumer Zeit sein Vaterland erschütterte und verheerte. In drückenden Fesseln, gleich einem Bösewicht, nach Brest geschleppt, schmachtete er lange in den scheußlichsten Kerkern jener Stadt, mit allen Mühseligkeiten des Lebens kämpfend. Der bittere Kelch seiner unbeschreiblichen Leiden schien sein Maas erreicht zu haben, als plötzlich ein tröstender rettender Engel erschien. Gott verläßt seine Gerechten nie.

„Die hochadeliche Frau Ursula, geborne Schoncan von Latour, Wittwe von Pedro, von Fettan, im Hochgericht Unter-Engadin in Graubündten, welche zu meinen Füßen kniet, obschon in glänzenden Umständen lebend, besuchte doch jeden Morgen aus edelm Triebe die zahlreichen Unglücklichen, welche in Brests Gefängnissen trauerten, blasse Bilder des Elendes. Vor vielen andern zogen sie Hrn. von Parette's schöne Physiognomie, seine edle Gestalt, seine muthige Hingebung in sein herbes unverschuldetes Schicksal, an. Sie versorgte ihn großmüthig, ohne ihn je gekannt zu haben, mit allen nöthigen Lebensbedürfnissen, und verschaffte ihm endlich seine gänzliche Freiheit durch ihren Einfluß bei den Häuptern der damaligen Regierung. Froh reisete Hr. von Parrette nach seiner Heimath, mit Empfehlungsschreiben und Reisegeld reichlich von ihr versehen, die ihm zur Wiedererlangung seiner verlornen beträchtlichen Güter wohl zu statten kamen, obschon während seiner langen Gefangenschaft humanere Herrscher ans morsche Ruder des zerrütteten Staates getreten waren. Er verdankte seiner edeln Retterin nicht nur des Lebens Bestes, seine Freiheit, sondern auch seine Reichthümer. Unauslöschlicher Dank erfüllte sein ganzes Herz gegen sie.

„Wer sollte es glauben, auch dieser edle, uneigennützige Engel mußte geprüft werden, um mit neuem Glanze hervorzugehen. Die Gräuel verabscheuend, welche die gewaltsame Staatsumwälzung Frankreichs nach sich zog; erbittert über die blutdürstigen Ungeheuer, ein Auswurf der Hölle vom Himmel zur Strafe der sündigen Menschen gesandt, die an der Spitze aller Verwaltungen standen, um zu morden, und die heiligsten Rechte der Menschheit mit Füßen zu treten, verband sich die edle Wittwe von Pedro mit noch andern gutdenkenden angesehenen Leuten der Stadt Brest zu Lieferungen an die Engländer, in der Hoffnung, ihnen Mittel an die Hand zu geben, das niedergeschmetterte Reich von seinem gänzlichen Umsturz zu retten. Wie eitel sind der Menschen Entwürfe! — Eine verruchte Kreatur entdeckte das löbliche Unternehmen. Sogleich ward diese tugendsame Dulderin ergriffen, mißhandelt und in einen finstern Kerker geworfen, wo nichts als die größten Qualen ihrer warteten. Um ihre Verbündeten nicht in das Verderben zu stürzen, nannte sich diese Hochherzige freiwillig als die einzige Schuldige. Wenig fehlte, so hätte des Henkers Beil ihr edles Leben auf der Guillotine geendet. Doch durch die Allmacht der göttlichen Vorsehung entkam sie diesem gräulichen Schicksal. Sie ward nach Tours geführt, wo sie in einem engen Gefängnisse mehrere mühevolle Jahre in äusserster Nothdurft zubrachte. Ganz ihren Empfindungen überlassen, überdachte sie das Schreckliche ihrer peinlichen Lage. Sie wog das Vergangene mit der Gegenwart und Zukunft. Ein himmlischer Strahl des göttlichen Lichts hellte ihre dunkeln Begriffe auf. Sie erkannte die Nichtigkeit ihrer ersten reformirten Religionslehren, und von einem wackern Geistlichen unterstützt, dem es einigemal gelang, die Gefangenen mit Worten voll geistlicher Salbung zu trösten, entsagte sie ihren Irrthümern, und bekannte sich zur römischen, allein seligmachenden Religion. Nach einigen kummervollen Jahren ward sie, von allem entblößt, freigelassen. Ohne Hilfsmittel verlebte sie einige Zeit in Deutschland, weil sie nicht zu ihren Verwandten in Graubündten Zuflucht nehmen wollte, die sie wegen ihrer Abtrünnigkeit von ihrer Irrlehre verachtet und verstoßen hätten. Sie kam hieher, wo sie mehrere Monate zubrachte, von gottesfürchtigen Personen unterstützt, und wo sie endlich Hr. von Parrette fand, der sie aller Orten aufsuchte, sobald er von ihrem Unglück unterrichtet worden war. Er bot ihr seine Hand und seine Reichthümer an, als eine billige Vergeltung der ihm erwiesenen unschätzbaren Wohlthaten!"

Hier endete der Priester das Geschichtliche dieser merkwürdigen, wohlgestellten Rede. Während der feierlichen Stille, die darauf folgte, vergossen alle Zuhörer Thränen der innigsten Rührung und Theilnahme. Nach den gewöhnlichen Formen und Zeremonien schritt der Geistliche zur Trauung dieses wegen seiner sonderbaren Schicksale interessanten Paares.

Ich verließ die Kirche, um die Sonne in ihrem Purpurkleide aus der Dämmerung hervortreten zu sehen, und um mich an ihrem herrlichen Anblick zu laben und zu stärken. Während ich dies schöne Schauspiel, das kein menschliches erreichen kann, ganz hingegeben anstaunte, traten die Hochzeitgäste, unter denen sich viele ansehnliche Herrn und Damen befanden, aus der Kirche und begleiteten die Neuvermählten nach ihrer Wohnung, wo sie ein gut bestelltes Frühstück freudig verzehrten.

Den ganzen Tag hindurch war diese Hochzeit, auf die ich so unvermuthet gestoßen war, das Thema zu allen meinen geheimen Unterhaltungen. Schade ists, dachte ich, daß Christian Friedrich Henrici*), Picander genannt, nicht mehr lebt, der bekanntlich drei Oktavbände Hochzeitgedichte schrieb, die heutige hätte ihm reichhaltigen Stoff dazu gegeben, an welchem es dem guten Dichter gewiß oft gefehlt haben mag.

Was ferner von der Geschichte folgt, habe ich zwar nicht mit eigenen Augen, wie die Kopulation, gesehen, aber von zuverläßigen Freunden und Bekannten erfahren, deren Aussagen vollgültig sind.

Nach beendigtem Frühstück reisete Herr von Parrette mit seiner Gemahlin, in Gesellschaft einiger Herren und Damen, nach Peterlingen (Payerne), wo sie zu Mittage speiseten. Als sie am Nachtisch saßen und um die Runde Gesundheiten tranken, hörte man Kutschen auf dem Pflaster des Städtchens rasseln, die vor einem gegenüber stehenden Gasthofe hielten, und aus welchen einige schöne schlanke Mädchen stiegen, die daselbst einkehrten. Ein etwas ungestümer, aber gutmüthiger Jüngling, der mit dem Hrn. von Parrette vertrauliche Freundschaft geschlossen hatte, sprang sogleich vom Tische, um sich nach den hübschen Mädchen zu erkundigen. In einem Hui war er wieder zurück, und raunte dem letztern, etwas zu laut, ins Ohr: des Démoiselles de Lyon et de Génève qui vont à Berne.

Nach einiger Zeit verliessen Beide, unter dem Vorwande, fernere Reiseanstalten zu treffen, den Tisch. Frau von Parrette

*) Geboren zu Stolpen in Sachsen 1706, gestorben 1764, der, als er im Jahr 1722 nach einer Elster (*Pica*) schoß, dafür aber einen Landmann traf, der auf dem Baum ein Vogelnest ausnehmen wollte, den Namen Picander annahm, der auch vor seinen Gedichten steht, die aber nicht ohne Sichtung in guter Gesellschaft angeführt werden dürfen.

ward darüber unruhig und ging ans Fenster. Zu ihrer größten Bestürzung sah sie ihren blos angetrauten Ehmann mit seinem Freunde in das Gasthaus schleichen, wo die schlanken Mädchen, die sehr frech aussahen und sehr locker gekleidet waren, sich befanden. Nun fing sie schrecklich an zu jammern und zu klagen, daß sie mit einem solchen Wüstling, der ihr so viel von Tugend vorgeschwatzt habe, unauflöslich verbunden sei; wenn sie das vorher nur hätte ahnen können, so wäre sie lieber in ihrer Dürftigkeit geblieben; von dem reichen Sünder habe sie doch kein Glück zu hoffen. Sie vergoß unter herzzerreissendem Schluchzen und Stöhnen einen Strom von Thränen. Mit vieler Mühe konnte man sie einigermaßen beruhigen, als Herr von Parrette wieder in das Gastzimmer trat, und sobald er von der Ursache ihrer rothgeweinten Augen unterrichtet wurde, sie mit vieler Beredtheit von seiner Unschuld versicherte. Er habe nur, sagte er, die Tugend seines Freundes prüfen wollen, um ihn noch mehr schätzen zu lernen; er müsse ihm aber nun hier ein ruhmvolles öffentliches Zeugniß geben; denn gegen alle verführerische Lockungen und Künste der schlauen gefälligen Mädchen habe derselbe mit männlicher Kraft glorreich gekämpft und die Feuerprobe glücklich bestanden. Mit Enthusiasmus redete er zum beschämten Jüngling: „Du bist tugendhaft und meiner Liebe und Freundschaft werth; empfange die Weihe durch einen brüderlichen Kuß, und bleibe dir und mir treu!"

Mehr bedurfte es nicht, um die tief bekümmerte Frau zu trösten, die am Halse ihres Gatten wegen unzeitiger Eifersucht und ungerechtem Zweifel an seiner Tugend um Vergebung bat, welche er ihr auch mit einem herzlichen Kusse zusicherte.

Nach dieser Trauerszene trank man Kaffee und Liqueur. Die Stunde der Trennung schlug. Hrn. von Parrette's Begleiter wollten die Zeche bezahlen, allein er war ihnen schon zuvorgekommen. Nach vielen Für- und Gegenreden ließ er es sich endlich gefallen, daß sie die fremden Weine, den Kaffee und die Liqueurs auf ihre Rechnung nehmen durften. Mit vieler Theilnahme schied man von einander, nachdem Hr. von Parrette versprochen hatte, nach Beendigung seiner Geschäfte in der Heimath sogleich wiederzukommen, um einige glückliche Tage im Kreise seiner guten Freunde zu leben.

Nach einigen Monaten traf Hr. von Parrette mit seiner Gattin wirklich wieder in Freiburg ein. Er hatte während seiner Anwesenheit in Clerval einige seiner minder beträchtlichen Güter veräussert, die Bezahlung derselben aber in Wechseln genommen, weil er kein baares Geld aus Frankreich mit sich führen durfte. Nun wünschte er sie zu Gelde zu machen. Der Banquier, dem er sie antrug, kannte das Haus nicht, auf welches sie gestellt waren, und verlangte eine Bürgschaft. Die leistete Parrette's junger Freund sogleich, weil er mit den häuslichen Angelegenheiten desselben sehr bekannt war. Herr von Parrette hatte nämlich vor seiner ehelichen Verbindung mit der Wittwe von Pedro einen Heirathskontrakt in Freiburg geschlossen, worin er ihr, falls er vor ihr ohne Kinder stürbe, 100,000 Fr. zusicherte. Nebst dem erhielt ihre Tochter noch, als Zeichen seiner Zufriedenheit, mit einer so ansehnlichen adelichen Familie verbunden zu werden, in Jahresfrist schon 50,000 Fr. Als bei der Stipulation der Notar fragte, ob er französische oder Schweizer-Franken schreiben solle, sagte Hr. von Parrette nach einigem Besinnen: „Da wir jetzt in der Schweiz sind, so schreiben Sie auch alles in Schweizergeld!" Sein junger Freund war zu dieser Stipulation als Zeuge berufen worden, und da ihm Hr. von Parrette zu der Hand der reichen Tochter von Pedro einige Hoffnung gegeben hatte, trug er kein Bedenken, diesen sehr begüterten Mann bei dem Wechsler um eine beträchtliche Summe zu verbürgen; worauf ihm dieser das Geld auszahlen ließ.

Nachdem Hr. von Parrette noch verschiedene Sachen von Werth eingekauft hatte, die er bei seiner nahen Zurückkunft zu berichtigen versprach, reisete er nach Chur in Graubündten, um das ebenfalls bedeutende Vermögen seiner Gemahlin, das durch eine unvermuthete Erbschaft noch vermehrt worden war, einzuziehen.

In der Hauptstadt Graubündtens verweilte Parrette nicht lange, sondern miethete sich auf unbestimmte Zeit im schönen Marktflecken Malans ein, wo er nun die sehr anmuthige Amalia von Pedro, seine Stieftochter, aufführte, die wegen ihrer ausserordentlichen Schönheit aller Männer Blicke fesselte. Da der Ruf ihres Reichthums durch die Heirath ihrer Mutter mit dem Hrn. von Parrette auch bis in Graubündtens Thäler erschollen war, wozu die hundertzüngige Fama ohne Zweifel das übrige reichlich beigetragen hatte, fehlte es auch wohl nicht an Anbetern, welche die holde Amalia wie Schmetterlinge umflatterten. Zu dem gesellte Hr. von Parrette noch Schmausereien, so daß er bald der Bekannten und Freunde genug hatte, die entweder mit der freundlichen Tochter koseten, oder sich mit der geschwätzigen Mutter unterhielten, und zur Abwechselung mit dem zutraulichen heitern Wirthe zechten, der ihnen seine erstaunenswürdige Abentheuer erzählte.

Mittlerweile hatte Hr. von Parrette neue Wechsel von verkauften Gütern in Clerval erhalten, die er sogleich einlösen wollte. Da dieselben aber in Chur nicht ohne Kaution angenommen wurden, so verstanden sich sogleich einige Herren dazu, dem Vater zu gefallen.

Dringende Geschäfte nöthigten Hrn. von Parrette, mit seiner Familie nach Mailand zu gehen. Höchstens in ein paar Wochen versprach er zurück zu sein. Am meisten vermißte man seine liebenswürdige Tochter, deren Abreise um so mehr schmerzte, da sie viele Verehrer gefunden und einigen auch Hoffnung auf ihre Hand gegeben hatte.

Es verstrichen einige Monate, man hörte nichts von Herrn Parrette; seine Wechsel kamen mit Protest zurück, die Bürgen mußten sie nun honoriren; denn in Mailand konnte er nicht ausfindig gemacht werden. Die Papiere, welche Parrette in Freiburg versilbert hatte, hatten das nämliche Schicksal.

---

Diese Geschichte machte gewaltiges Aufsehen. Verschiedene Umstände derselben wurden, wie dies stets zu geschehen pflegt, verkleinert oder vergrößert; doch die vorhin angeführten Thatsachen sind zuverlässig. Was und wer die eigentlichen zwei Hauptpersonen dieser Erzählung waren, erhellt aus Folgendem.

Vor der französischen Revolution reisete ein englischer Lord durch Clerval. Es brach ein Rad an seinem Wagen. Man ließ den nächsten Schmied rufen, der den Schaden eilig ausbesserte, und dadurch den ungeduldigen Britten in Stand setzte, sogleich weiter zu fahren. Dies gefiel dem Sonderling, der dem aufgeräumten Parrette (so hieß der Schmied) den Vorschlag machte, samt seiner Familie mit nach England zu gehen, wo er ihm eine vortheilhafte Schmiede auf einem seiner Güter zusicherte. Da sich der Schmied nicht in den besten Glücksumständen befand, packte er seine Habseligkeiten, so wie seine Frau

und Kinder, eilfertig zusammen, und reisete den andern Tag mit dem Lord ab. In England bezog er sogleich die ihm versprochene Schmiede, in welcher er sich sehr wohl gefiel, weil seine Sachen gut gingen.

Sein ältester Sohn Jean-Baptiste konnte sich mit seinem muntern, offenen, freien Wesen so vortheilhaft bei dem Britten einschmeicheln, daß er ihn mit seinen Söhnen erziehen ließ. Hier bildete sich der junge Parrette; allein sein Hang zur Spitzbüberei verleitete ihn zu so vielen Schelmereien und bösen Possen, daß ihn der alte Lord endlich nach fruchtlosen Strafen in sein Vaterland zurückschickte. Hier fand er nun bei dem Ausbruch der französischen Staatsumwälzung reichlichen Stoff zu Befriedigung seiner gaunerischen Neigung; doch glückte ihm die Verfertigung falscher Assignaten nicht, die ihn auf die Galeere nach Brest brachte.

Hier machte er mit der Ursula Schoucan, von Fettan im Unter-Engadin, Bekanntschaft, die in Brest einen Pastetenbeck, Namens Pedro, geehlicht hatte und wegen Diebereien eingesperrt worden war. Ihr Vater, der eine elende Hütte neben einem Thurm bei Fettan in Graubündten bewohnte, nach welchem sie sich vermuthlich de la Tour heißen mochte, fristete sich das Leben mit Schuhflicken und Hausiren.

Ohne Zweifel hatten sie schon in Brest oder nachher irgend in einem Winkel Frankreichs den Plan ausgesponnen, allzugutmüthige Schweizer zu bethören; denn nicht nur durch die falschen Wechsel verschaffte sich Parrette viel Geld in Freiburg und Chur, sondern erhielt im erstern Orte noch von verschiedenen Leuten bedeutende Summen Geldes durch die Prahlerei mit seinen beträchtlichen Gütern und die Bigotterien der schlauen Ursula Schoucan, seiner Buhldirne, welche sogleich bei allen Betschwestern Unterstützung und Hilfe fand, und auch sogar Geistliche, die doch schon oft von Konvertiten betrogen worden waren, in ihr Interesse zu ziehen wußte, so daß sie mehr Kredit fand, als irgend ein ehrlicher Handwerker, dem dadurch das Glück seines ganzen Lebens begründet worden wäre.

In Freiburg hatten sie in ihrer Wohnung Effekten und mehrere schwere, verschlossene Kisten zurückgelassen; da nun dieselben auf Begehren einiger Glaubiger gerichtlich untersucht wurden, um den Werth an die Beßtrechthabenden auszuliefern, fand man nichts als schlechte alte Kleider, Amulette, Rosenkränze, aszetische Bücher, zerbrochene Flaschen und dergleichen. Die schweren Kisten, auf welche die Glaubiger ihre Hoffnung gestützt hatten, enthielten Kieselsteine.

Wie es verlautet, wurde dieses verschmitzte Paar vor einiger Zeit in Hamburg eingezogen und nach Besançon gebracht, wo es von den Gerichten den verdienten Lohn seiner Verbrechen erwartet, oder vermuthlich schon erhalten hat.

Möge indessen diese wahre Geschichte nicht ohne Früchte bleiben, und ihren Zweck, vor Leichtglaubigkeit zu warnen, nicht verfehlen! Dies wird für die geringe Mühe des Niederschreibens mein bester Lohn sein.

Bonaventura.

---

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

—— Am 10 April starb zu Paris, im achtundsiebenzigsten Altersjahr, der Graf Lagrange, Großoffizier der Ehrenlegion und des kaiserlichen Reunionsordens, Mitglied der wissenschaftlichen Klasse des Instituts. Bei seiner Beisetzung am 13 April, in dem Pantheon oder der Kirche der heiligen Genoveva sprach der Graf Lacepede, Präsident des Senats, wesentlich Folgendes:

Seit länger denn einem halben Jahrhundert ward Lagrange's Name vom gelehrten Europa mit Ehrfurcht ausgesprochen. Frühe schon trat er als Mitbewerber für die Lösung wichtiger Probleme auf, die bisher dem Scharfsinn der besten Meßkünstler entgangen waren; eine unwiderstehliche Neigung hatte ihn der Wissenschaft zugeführt, deren Fortschritte er wesentlich befördern sollte; einer der ersten damaligen Mathematiker bezeichnete ihn einem großen Könige als den einzigen Mann, durch welchen Euler würdig ersetzt werden könnte. Als später die von ihm herausgegebenen Werke umfassende Ansichten, reiche Entdeckungen, tiefen Scharfsinn, sichere Methode und Klarheit des Styls verbanden, als er statt willkührlicher Hypothesen und schwankender Vermuthungen zuverlässige Grundsätze und strenge Beweise aufstellte, und durch Anwendung derselben auf die verschiedenen Theile der Geometrie und Mechanik gleichsam eine neue Wissenschaft erschuf, da nannten Gelehrte, die ihn zu beurtheilen würdig waren, ihn den glücklichen Nacheiferer von Leibnitz und Newton.

Weder ein so großer Ruf, noch die Ehrenbezeugungen und Huldigungen, die ihm zu Theil wurden, wirkten im mindesten nachtheilig oder veränderten seinen edeln Karakter, seine Sitteneinfalt, seine Redlichkeit, seine Bescheidenheit gegen die Zeitgenossen, seine Gerechtigkeit gegen die Vorgänger, seine Zuneigung gegen die Freunde. Diese liebenswürdigen Eigenschaften, welchen ein großer und berühmter Name höhern Glanz verleiht, machten seine würdige Lebensgefährtin und die von ihm geliebten Freunde gerade dann erst am glücklichsten, als er gegen das Ende seiner Laufbahn die letzte Hand an das große von ihm den Wissenschaften errichtete Denkmal legte. Wenn wir, um seinen Sarg versammelt, die akademischen Preise erblicken, den Purpur der senatorischen Würde, die Palme der Ehre, das Denkzeichen eines erlauchten Ordens, die Zeugnisse des Wohlwollens des größten Monarchen, dessen Achtung genossen zu haben zu so großem Lobe gereicht: o wie gern suchen wir unter solchen Trophäen das Werk des Genies und eines langen Nachdenkens, jene Theorie der analytischen Funktionen, die, einer großen wohlthätigen Gabe gleich, aus den würdigen Belohnungen hervorstrahlt!

Bei Newtons Tode ließ die Bewunderung auf sein Grab die merkwürdige Inschrift setzen: Die Menschheit mag sich glücklich schätzen, eine solche Zierde ihres Geschlechts besessen zu haben. Die Nachwelt wird die nämlichen Worte auch auf Lagrange's Grab setzen. Aber der seltene Glanz seines Ruhmes muß hinwieder das Gefühl der Größe unsers Verlustes mehren, und er vermag unsern Schmerz nicht zu lindern. Ein Gedanke nur, eine hohe Hoffnung, die das Gemüth mit Sehnsucht ergreift, und die ihre Weihe durch die Religion erhält, welche solche auf das eigene Wort Gottes gründet, mag unsere freundschaftlichen Schmerzgefühle besänftigen, indem sie unserm Auge die Pforten der wahrhaften Unsterblichkeit öffnet. Ihr Diener des Ewigen, unterstützet diese tröstenden Hoffnungen, indem ihr eure frommen Zeremonien und eure heiligen Gebete mit unsern Wünschen vereinet.

Nach Lacepede näherte sich der Graf Laplace dem Sarge, und sprach noch einiges zum verdienten Lobe des Verstorbenen.



Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 35. — den 1 Mai 1813.

## Oesterreichische Literatur im Jahr 1813.

---

Nachfolgende Schilderung ist eigentlich die Fortsetzung oder vielmehr zum Theil das Resultat der (in Nr. 1 vom Jahr 1813 dieser Blätter gegebenen) Darstellung der österreichischen Zensur. Die Literatur dieser Monarchie richtete sich genau nach der Strenge oder nach der Liberalität, welche die Zensur zu jeder Zeit beobachtete. Unter Joseph dem Zweiten denutzte alles, was schreiben konnte, die damals eingeführte Preßfreiheit. Die leidige Manie, seine eigenen Gedanken und Aussprüche gedruckt zu sehen, bereicherte unsere Literatur mit manchem Produkte, das besser ungedruckt geblieben wäre. Indessen kamen doch Ideen unter die große Menge; das Volk fing an, denken zu lernen.

In den Zeiten der französischen Revolution wurden die Grenzen der Denk- und Schreibefreiheit immer enger gezogen. Man sah Gelehrte und Schriftsteller mit scheelen Augen an, und nur höchst selten wagte es ein Staatsbeamter oder ein öffentlicher Lehrer, mit einem gedruckten Werke hervorzutreten. Die Literatur Oesterreichs verschwand nach und nach aus dem deutschen Buchhandel; die Journalistik, die in Oesterreich bisher ohnedies nie von großem Belange war, verstummte ganz, und die politischen Blätter waren nur sorgfältig kastigirte Nachdrücke der ausländischen. Nicht genug, künftigen Werken solche Fesseln bereitet zu haben, erstreckte sich die Abneigung gegen neue Ideen auch auf schon vorhandene Bücher, von denen über zweitausend verboten wurden, was der österreichischen Volkskultur keine geringe Wunde beibrachte.

Wenn es schon wahr ist, daß man der damaligen Lesewuth Abziehung von andern nothwendigen Geschäften und die Verbreitung allerhand verrückter, irriger und sogar schädlicher Ideen zuschreiben muß, kann man doch nicht in Abrede stellen, daß dieselbe mitunter zur allgemeinen Volksbildung Vieles beigetragen habe; allein die Regierung unterdrückte alle Lektüre gewaltsam; sie stellte eine Rezensurirungskommission auf; die Leihbibliotheken mußten sogleich geschlossen werden. Den Zensoren ward größere Strenge bei Beurtheilung der Bücher und Manuskripte aufgetragen, welche von der vereinigten Hofkanzlei, in deren Händen sich damals das Zensurreferat befand, fast immer, ohne auf den Werth des Buches Rücksicht zu nehmen, verschärft wurde. Zu dieser direkten Strenge der Zensur kam noch der langweilige und unsichere Gang, den Bücher und Manuskripte nehmen mußten. So zog sich jeder bessere Kopf, der die Welt mit mancher edeln Frucht seines Studiums und seiner Kenntnisse hätte beschenken können, vom Bücherschreiben zurück, und das Feld der Literatur in Oesterreich blieb öde und unangebaut.

Als der Polizei-Hofstelle die Leitung des Zensurwesens übertragen wurde, erkannte man sogleich an dem raschern Gange der Geschäfte, an der wissenschaftlichen Behandlung derselben, an der mindern Strenge der Zensurverbote und an der konsequentern Ausübung der bestehenden Verordnungen, daß ein guter Stern für Oesterreich aufgegangen sei. Nach und nach wurden viele der ehmals verbotenen Bücher nochmals zensurirt, und da man darin nichts Anstößiges fand, erlaubt; die Leihbibliotheken wurden unter den gehörigen sehr klugen Beschränkungen wieder geöffnet, und eine neue Zensurinstruktion verfaßt und in Anwendung gebracht, welche Liberalität mit

kluger Vorsicht vereinigt. Indessen war die Polizei-Hofstelle selbst mit einer Erscheinung hervorgetreten, die für die österreichische Literatur die günstigsten Vorbedeutungen verkündete. Zwar nicht offiziell, doch immer von einem Mitgliede der Polizei-Hofstelle herausgegeben, erschien eine Zeitschrift, die in ihrer Ankündigung versprach: Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu verbreiten. Nun erschienen bald mehrere Journale, von denen wir in diesem Aufsatze später zu sprechen Gelegenheit haben werden.

Es ist hier der Ort nicht, zu zeigen, wie die österreichische Literatur nach und nach sich emporgehoben hat, denn die Geschichte ihrer Vervollkommnung würde mehrere Bogen füllen; aber betrachten wollen wir dieselbe, in welcher Ausdehnung und in welchem Gehalt sie im Jahr 1813 besteht.

Man kann die österreichische Literatur füglich unter sechs Rubriken bringen, von denen die erste die einzelnen Werke, die zweite die literarischen Zeitschriften, die dritte die politischen Zeitschriften, die vierte die Taschenbücher, Almanache und Kalender, die fünfte die erschienenen Nachdrücke, und die sechste die Flugblätter oder Pamphlets enthält.

Wie in Leipzig bei der jährlich zweimal eintretenden literarischen Ueberschwemmung meistens die zu grosse Fluth von den äusserst mittelmässigen oder wohl auch höchst überflüssigen Büchern gebildet wird, so kann man sich vorstellen, daß auch in Oesterreich nicht jedes Werk klassisch sein könne; indessen werden hier manche Wissenschaften mit ausserordentlicher Vorliebe und mit unermüdetem Fleiße bearbeitet, der sich dann in den erscheinenden Werken auf eine überzeugende Weise ausspricht; besonders ist es die Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Geschichte, Naturgeschichte, Oekonomie, und die Kriegswissenschaften, welche von wackern Männern bearbeitet werden. Wir wollen von diesen Fächern einige der bessern Schriften, so wie sie uns beifallen, hier anzeigen, ohne übrigens für Vollständigkeit zu bürgen.

In der Theologie nehmen besonders Jahns Hermeneutik und dessen Bibelausgabe einen ausgezeichneten Platz ein. Die gründliche Kenntniß der alten Sprachen des in ganz Deutschland verehrten Domherrn Jahn leuchtet daraus mit hohem Glanze hervor. In den Gedanken des Ernstes in den Tagen des Leichtsinnes und in der Feier der Menschenerlösung des Hof- und Burgpfarrers Frint herrscht ein philosophischer Geist, der die Grundsätze einer ächten Moral vortrefflich auf das menschliche Leben anzuwenden weiß; ein angenehmer Vortrag und präzise Diktion empfehlen diese Erbauungsbücher zur allgemeinen Lektüre. Selbst Hye's Religionsunterricht ist gut gearbeitet, obwohl eine rein biblische Darstellung für den Religionsunterricht weniger tauglich scheint. Im Fache der Rechtsgelehrtheit glänzt vor allem der Kommentar des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches, von dem Hofrath und Stephansordens-Ritter Franz Edeln von Zeiller, dem nämlichen Gelehrten, dem Oesterreich die schnelle Ausarbeitung des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches dankt. Er gibt damit den Richtern einen Leitfaden in die Hände, mit dem sie sich schneller und richtiger in die Anwendung der Gesetze finden können. Die sich für juridische Aemter Vorbereitenden finden in demselben ein treffliches Mittel, ihre Studien zu fördern, und im Allgemeinen klärt derselbe den Bürger über seine Rechte und Verbindlichkeiten auf. Ein anderes Werk, welches besonders auf dem letzten Landtage zu Preßburg große Sensation machte, ist Gustermanns Ausbildung und Verfassung des Staatsrechtes des Königreiches Ungarn. Es ist mit vieler Mühe bearbeitet und klärt manche der Regierung schädliche Vorurtheile in der Konstitution des Königreiches Ungarn auf. In der Medizin hat sich Professor Hartmann, in einer Schrift über den ansteckenden Typhus, als ein rationeller denkender Arzt ausgezeichnet. Weit entfernt, den neuesten Systemen in der Heilkunde unbedingt zu huldigen, sinkt er doch nie zur rohen Empyrie herab. In dem Entwurf einer Physiologie zeigt Prof. Schallgruber, daß er seinem Gegenstande ganz gewachsen ist. Der allgemein als eben so gelehrter wie geschickter Augenarzt und Operateur berühmte Professor der Augenheilkunde Joseph Beer hat die Resultate seiner vielfachen Forschungen und häufigen Erfahrungen in zwei lichtvollen Werken dargelegt. Das erste heißt Ophthalmologisches Taschenbuch, und das zweite sind seine Vorlesungen über die Augenheilkunde.

Von dem verstorbenen Rath und Professor an der medizinischen Josephsakademie in Wien, Adam Schmidt, erschienen seine nachgelassenen Vorlesungen über die syphilitische Krankheit. Man kann sich vorstellen, daß aus der Feder eines so umsichtigen Arztes keine schiefen Ansichten oder seichte Kompilationen fliessen werden. Die Geschichte liefert uns manche treffliche Beiträge; so gab Friedrich Schlegel seine in Wien gehaltenen Vorlesungen über die neuere Geschichte im Druck heraus. Neuheit der Ansichten, treffliche Karakterisirung, tiefe Blicke in den Zeitgeist, und kluge Benutzung desselben geben diesem Werke, eingekleidet in eine reine und wohlklingende Prosa, vorzügliches Interesse. Oesterreich unter Kaiser Friedrich dem Zweiten, von Franz Kurz, Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian in Oberösterreich, ist ein eben so treues als wahres Gemälde der langwierigen Unruhen in Oesterreich unter diesem unglücklichen Kaiser. Es ist mit Gründlichkeit und Sachkenntniß bearbeitet und der Verfasser tritt darin nicht nur als Geschichtschreiber, sondern mehr noch als Geschichtforscher auf. Engels Geschichte des Königreichs Ungarn ist mit tiefer Quellenkenntniß, unermüdetem Forschungsgeiste, unbefangener Sinnesart und ächt historischer Darstellung ausgearbeitet. Die Naturgeschichte brachte uns im J. 1812 mehrere eben so nützliche als in Hinsicht auf die Abbildungen sehr gelungene Werke. Vor allen verdienen wohl Trattiniks botanische Werke hier erwähnt zu werden. Sie zeichnen sich eben so sehr durch Kenntniß des Gegenstandes, Scharfsinn, System- und Detailkunde, wie durch Schönheit, Nettigkeit, Sorgfalt und Genauigkeit in den Abbildungen aus. Dr. Duftschmidt in Linz hat eine Fauna Austriae in zwei Theilen herausgegeben, welche von langer Erfahrung, unermüdetem Forschungseifer, rastlosem Sammlergeiste und genauer Bekanntschaft mit der Wissenschaft selbst zeugt. Prof. Wittmann in Wien gab einen Entwurf einer tabellarischen Darstellung der Terminologie der Phänogamisten heraus, dem man Fleiß in der Zusammenstellung nicht absprechen darf. Von dem berühmten Mineralogen Mohs erschien der Versuch einer Elementarmethode des Mineralreiches, und von Reichetzer eine Anleitung zur Geognosie, beide Werke, welche mit Achtung genannt werden und der österreichischen Literatur Ehre machen. Endlich hat Hr. Veith, Pensionnär am Thierarzneiinstitute, uns mit zwei Werken beschenkt, von denen jedes

wenigstens theilweise viele Vorzüge enthält. Das erste ist seine Kräuterkunde, das zweite die Arzneigewächse Oesterreichs. Aus den Kriegswissenschaften erschien der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich im J. 1809, von dem nun verstorbenen General von Stutterheim. Tiefe praktische Sachkenntniß, genaue Nachrichten über die ewig denkwürdigen Schlachten von Aspern und Wagram, und unbefangener, vorurtheilsfreier Ton bilden dieses Werk zu einem der gelungensten über die neueste Kriegsgeschichte. Zwei andere Werke, von österreichischen Militärs bearbeitet, machen den österreichischen Heeren gewiß viele Ehre. Das erste ist Zächs Elemente der Manövrirkunst, und Anracher über die angewandte Taktik. Auch Statistik und Topographie sind nicht leer ausgegangen. Die erste ist durch Schwartners Statistik von Ungarn, ein klassisches Werk, das über alles Lob erhaben ist, bereichert worden, und die letzte hat durch des in ganz Europa berühmten Orientalisten von Hammers topographische Ansichten, einen vortrefflichen Beitrag erhalten. Die schönen Wissenschaften endlich wurden durch des zu früh verstorbenen Dichters Collin, dann durch der zarten Dichterin Karoline Pichler Herausgabe ihrer sämmtlichen Werke, wie durch Rupprechts Dichtungen der Britten, die eine eben so seltene als erfreuliche Erscheinung sind, angenehm bereichert.

Unstreitig hat sich die Literatur Oesterreichs in ihrer Journalistik am meisten gehoben. Unter den 33 bis 34 in Oesterreich erscheinenden Journalen sind mehrere, die ihrem Zweck vollkommen entsprechen und von einer klugen nnd verständigen Redaktion zeugen. Wir haben schon oben von den vaterländischen Blättern gesprochen. Sie enthalten blos Originalaufsätze, und tragen, ohne sich ein gelehrtes Ansehen zu geben, zur Vaterlandskunde Oesterreichs wesentlich bei, berichtigen manche herrschende Irrthümer, und interessiren zum Theil auch wegen der denselben angehängten aus Polizeirapporten gezogenen Notizen. Redakteur derselben ist der Hofsekretär Armbenster, ein geborner Würtemberger, der einige Zeit Lavaters Sekretär war. Die medizinischen Jahrbücher für die österreichische Monarchie sind für den ausübenden Arzt mehr durch die Vollständigkeit der medizinischen Verordnungen als durch das wissenschaftliche Interesse ihrer Aufsätze und Abhandlungen von Wichtigkeit. Sie werden von den Direktoren und Professoren der medizinischen Fakultät bearbeitet, und erscheinen unter der unmittelbaren Aufsicht des kaiserlichen Leibarztes Staatsraths Stift. Die militärische Zeitschrift ist eine vortreffliche Anstalt zur Bildung und Vervollkommnung der österreichischen Offiziere; ihr Werth ist auch allenthalben anerkannt. Herausgeber ist der Oberstlieutenant Baron Rothkirch im kais. kön. Kriegsarchive. Die Fundgruben des Orients sind wohl das einzige Institut dieser Art auf dem Kontinent. Sie enthalten Aufsätze über den Orient in deutscher, lateinischer, italienischer, französischer und englischer Sprache; sie werden, auf Kosten des liberalen Grafen Rzewusky, von dem in ganz Europa berühmten Orientalisten, Rath und Hof-Dollmetsch Joseph Edeln von Hammer, herausgegeben. Von dem allgemein bekannten Gelehrten, Hofsekretär Friedr. Schlegel, erscheint in Wien ein deutsches Museum, das vorzüglich der Geschichte, der Philosophie, den schönen Wissenschaften, der Kritik und den Künsten gewidmet ist. Man kann es sich denken, daß aus der Feder dieses Mannes nichts Gemeines oder Alltägliches fliessen werde. Seine Verbindungen in ganz Deutschland und Italien lassen auch keine mittelmäßigen Aufsätze von seinen Mitarbeitern erwarten. Ein erst mit dem Anfange des Jahrs 1813 erschienenes Journal ist die Wiener allgemeine Literaturzeitung. Jedes Wissenschaftsfach hat bei derselben einen eigenen Redakteur, und soviel wir in Erfahrung bringen konnten, sind dies lauter Männer von ausgezeichnetem Karakter, solider Denkart und tiefer Kenntniß ihres Wissenschaftsfaches. So ist z. B. der Hofrath Baron Hormayr Redakteur des historischen, der Regierungsrath und Prof. Egger Redakteur des juridischen, der Hofsekretär Fr. Schlegel Redakteur des philosophischen, der Hofrath Adam Müller Redakteur des staatswirthschaftlichen, der kaiserliche Rath von Hammer Redakteur des orientalischen Faches: der Hauptredakteur ist Dr. Sartori, bei der Bücherzensur angestellt, der schon ehmals fünf Jahre hindurch ein literarisches Journal, die Annalen der österreichischen Literatur, redigirte. Im Jahr 1810 legte derselbe die Redaktion dieser Zeitschrift nieder, welche dann der Konsistorialrath Glatz übernahm, unter dessen Leitung sie zu Grunde gingen. Dies sind die rein originellen Zeitschriften Oesterreichs; indessen gibt es noch viele gehaltvolle Blätter, welche theils Originale, theils Auszüge aus fremden Büchern und Journalen enthalten. Man kann ihnen nicht absprechen, daß viele davon oft von großem Interesse für das lesende Publikum seien.

An guten politischen Zeitschriften ist Deutschland überhaupt arm, was sich wohl aus den Zeitverhältnissen leicht erklären läßt. Man kann es folglich Oesterreich nicht zum Vorwurfe machen, wenn es in dieser Hinsicht keinen ausgezeichneten Rang behauptet. Dennoch erscheint in Wien eine politische Zeitung, welche dieser Monarchie Ehre macht. Es ist der österreichische Beobachter, welcher vom Hrn. Pilat, Privatsekretär des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Grafen von Metternich, herausgegeben wird. Die günstige Lage des Herausgebers in Hinsicht auf Bereicherung seines Zeitblattes, dann der Zensur, welche von der Staatskanzlei besorgt wird, die Thätigkeit des Redakteurs und die artige typographische Form haben dem österreichischen Beobachter den Eingang in viele Häuser geöffnet. Auch die Wiener Zeitung theilt schnell und vollständig alle politischen Nachrichten mit, und ist in einem Ton abgefaßt, der die Feder eines gebildeten Mannes verräth. Der Pachter der Wiener Zeitung muß für das Monopol seiner Zeitung eine beträchtliche Abgabe entrichten. Daher steht es nur ihm zu, alle Arten von Intelligenznachrichten zu liefern, wodurch es eine sehr wichtige, ja nothwendige Lektüre jedes Geschäftsmannes wird. Unter den Zeitungen in den Provinzen ist die Lemberger wegen der Lage des Kriegsschauplatzes und die Grätzer wegen ihrer verständigen Redaktion einiger Betrachtung werth. Die übrigen Provinzialblätter sind meistens bloße Nachdrücke des Beobachters, und zeichnen sich weder durch Originalität, noch durch verständige Anordnung des Ganzen aus.

Das Fach der Taschenbücher hat sich in Oesterreich noch nicht so sehr kultivirt, als dies im Auslande der Fall ist. Mit Anfang des Jahrs 1813 erschienen vier Taschenbücher in Wien, die allein originell, Anspruch auf einige Erwähnung in diesen Blättern machen können. Denn die vielen in Wien bei den Buchbindern erscheinenden Kalender und Almanache sind, ausser ihrem schönen Einbande, meistens nur verstümmelte

Auszüge der ausländischen Taschenbücher und in Hinsicht auf das Artistische ihrer innern Einrichtung unter aller Kritik. Die vier Taschenbücher, die hier eine nähere Erwähnung verdienen, sind: das historische Taschenbuch von Joseph Freiherrn von Hormayr; das malerische Taschenbuch von Dr. Sartori; das Theater-Taschenbuch bei Wallishauser, von Castelli, und der Selam, ein poetisches Taschenbuch, bei Anton Strauß im Verlage, von dem nämlichen Verfasser. Das historische Taschenbuch ist in diesem Jahr etwas trocken ausgefallen. Das malerische Taschenbuch zieren vorzüglich zwei Gedichte von Hammer, und im Selam hebt sich eine vaterländische Ballade von Theodor Körner, der Kynast, vortheilhaft aus. Zu den mißlungensten Stücken gehören jene von Retzer und Pilat. Unter den in Oesterreich erscheinenden Haus- und Wirthschaftskalendern verdienen vorzüglich zwei genannt zu werden: der mährische Wanderer von Jurende, und der Nationalkalender von dem Rathe Andre. Der erste sollte allen Kalendermachern zum Vorbilde dienen. Er ist mit solchem Fleiße, mit solcher Vollkommenheit, mit solcher Umsicht und so großem praktischem Interesse bearbeitet, daß er ein unentbehrliches Hausmöbel für jede gebildete Familie zu sein scheint. Der Nationalkalender eifert ihm in vielen Stücken nach.

Man hat im Auslande oft bittere Klage gegen den Nachdruck in Oesterreich geführt. Man hatte oft nicht unrecht; allein der Oesterreicher gewann in den Zeiten des schlechten Geldkurses durch diese Nachdrücke sowohl am Geiste, als am Vermögen. Gegenwärtig ist der Nachdruck ohnedies durch eine Verfügung der Polizei-Hofstelle erschwert, und die Klagen über den Nachdruck haben folglich ihr Gewicht verloren. Zu den vorzüglichen Nachdruckern Wiens gehört der Buchdrucker Bauer. Die in neuern Zeiten hauptsächlich nachgedruckten Werke sind jene von Schiller, Göthe, Lichtenberg, Pfeffel, Kotzebue's Theater, Wieland, Herder, Bürger, Meißner, Rousseau's Julie, Millot, Thümmels Reisen, Lafontaine, mehrere andere Romane, die meisten in Deutschland erschienenen Uebersetzungen von Reisen und die historischen Werke über die Geschichte fast aller der vorzüglichsten Nationen Europens.

Einen eigenen Artikel der österreichischen Literatur machen die sogenannten Flugblätter oder Pamphlets aus. Sie eilen aus den Schmutzdruckereien eines Mausberger, Hirschfeld und Sonnleithner hervor, und enthalten meistens nichts anders als Beschreibungen von großen Unglücksfällen und grausamen Mordthaten, oder platte unsinnige Lieder, die dann in allen Küchen und Werkstätten mit lautem Gekrächze abgesungen werden. Abgesehen davon, daß diese Beschreibungen von Unglücksfällen und grausamen Mordthaten manchmal höchst unmoralisch sind, so gewinnt auch der Geist des Volkes dadurch nicht das mindeste, während oft durch dieselben das Herz vergiftet wird. Man sollte diese Buchdrucker auf einen andern Zweig des Erwerbes anweisen.

Eine andere Erscheinung, die zwar nicht gerade zur Literatur gehört, aber doch hier füglich erwähnt werden kann, und die eine Eigenheit von Wien zu sein scheint, sind die Neujahrs- und Namenstags-Billets. Sie zeichnen sich durch ihre Zeichnung, durch ihr Kolorit, durch die angebrachten Transparents, durch Verwandlungen und durch ihre treffende Einfälle und Gedanken aus. Die darauf angebrachten Verse könnten freilich manchmal besser sein, allein die künstlerische Vollendung macht diesen Uebelstand leicht vergessen. Die vorzüglichste Billetsfabrikanten sind Adameck, Reidel, Schönberger, Frister, Otto u. s. w.

---

# Varietäten.

## Aus der Schweiz.

—— * Vor kurzem starb zu Freiburg Hr. Ludwig Joseph Lalive d'Epinay, geboren zu Paris, den 26 September 1746. Liebe zur Tonkunst und Wissenschaft beseelten ihn von der Kindheit bis zum Grabe, und verschönerten ihm manche Stunden seiner thätigen Laufbahn; als Parlamentsrath in der untern Navarra (jetzt Departement der Pyrenäen); als *Mousquetaire gris* in Paris; als Hauptmann im Dragonerregiment Schoneberg, nnd endlich seit dem Jahr 1775 als Privatmann in Freiburg in der Schweiz, wo er sich ansiedelte nnd mit einem Fräulein von Boccard verehlichte. Durch diese Verbindung mit einer alten patrizischen Familie gelang es ihm, in die Zahl der ehmaligen standesfähigen Burger aufgenommen zu werden.

Um Freiburg hatte Herr Lalive d'Epinay das Verdienst, daß er zuerst Sinn und Geschmack für die Tonkunst einführte. Er setzte selbst mehrere kleine Tonwerke, z. B. für Singstimmen, Trios, Quartetten, militärische Harmoniestücke, und Serenaden für verschiedene Instrumente; besonders aber mehrere Sammlungen Romanzen, woron sieben sehr gelungene in Paris mit Klavier- oder Harfen-Begleitung gestochen worden sind. Auch hatte er die Musik zu einer kleinen Operette, *le tonnelier*, geschrieben, die mehreremal mit vielem Beifall auf verschiedenen Gesellschaftstheatern aufgeführet ward. Nebst dem richtete er einige Missen aus Opern von Gluck, Piccini, Sacchini und andern an. Ob solche Zusammensetzungen und Uebertragungen vom Theater in die Kirche ohne Tadel vor dem strengen Kunstrichter bestehen können, ist freilich zweifelhaft; deswegen sie auch nicht zur Nachahmung empfohlen werden können, obschon es nicht an bedeutenden Beispielen fehlt.

Als Schriftsteller hat sich Hr. Lalive d'Epinay durch Herausgabe von fünf Jahrgängen der *Etrennes Fribourgeoises* (1806 bis 1810) bekannt gemacht, die über den Kanton Freiburg sehr anziehende historische und geographische Notizen enthalten. Zu wünschen wäre es allerdings, daß sie von einer geübten Hand fortgesetzt würden.

Schon seit achtzehn Monaten kränkelte er; aber aus Liebe zur Kunst, die ihm so oft das Leben erheitert, leitete er dennoch während des letzten Winters acht stark besuchte Liebhaberkonzerte zu Gunsten der Armen; mit seinem gewöhnlichen Feuer das letzte am 9 April. Den andern Tag befiel ihn die Windsucht (*tympanite*), an welcher er schon am 11 Abends verschied.

Seinem Leichenbegängnisse wohnten, nebst Männern aus allen Ständen, dankbar sein Andenken ehrend, auch sämmtliche Musikliebhaber bei.

Seit einigen Jahren schon hatte der Verblichene die ziemlich beschwerliche Stelle eines Sekretärs der allgemeinen Hilfskommission zu besonderer Zufriedenheit aller Glieder bekleidet.

Seine stets heitere Laune, sein guter Ton, sein natürlicher von vieler Belesenheit noch erhöhter Witz, machten ihn zu einem angenehmen Gesellschafter, der auch deswegen überall willkommen war.



Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 36. — den 5 Mai 1813.

## Jahresbericht der afrikanischen Stiftung in London, vom Jahr 1812.

Aus dem fünften dieser jährlichen Berichte, für 1811, sind kürzlich in den Miszellen f. d. n. Weltk. (Nr. 27 und 28) unter der Aufschrift: Die Handhabung des aufgehobenen Sklavenhandels in England, einige merkwürdige Notizen ausgehoben worden. Der spätere sechste Jahresbericht ist an solchen nicht minder reich. Bekanntlich bildete sich der menschenfreundliche Verein im J. 1807, nachdem das Parlament die Aufhebung des Negernhandels beschlossen hatte, zur Beförderung der gesellschaftlichen Verbindungen und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter den Eingebornen von Afrika. Es will derselbe einzig durch den wohlthätigen Einfluß nützlicher Kenntnisse und Wissenschaften auf jene rohen Menschen wirken, um sie allmählig zur Würde der Menschheit, zur Geselligkeit und so zur Moralität und Religion zu erheben. Gleich bei ihrem Entstehen machte sich die Gesellschaft das Grundgesetz, keine Kolonien anzulegen, noch sich in irgend eine Handelschaft einzulassen; sich mit Religionsangelegenheiten nicht zu befassen, wohl aber durch Beförderung der Kultur und Geselligkeit die Afrikaner für die Lehre des Evangeliums empfänglich zu machen.

Zufolge dieses sechsten im Jahr 1812 erstatteten Berichtes stieg die Anzahl der im J. 1810 von der Westküste Afrika's nach den gegenüberliegenden Küsten des atlantischen Ozeans als Sklaven verpflanzten Afrikaner immer noch auf siebenzig- bis achtzigtausend an.

Die Direktoren geben von einer zum Behuf nützlicher Untersuchungen von der Regierung nach Afrika abgeordneten Kommission Nachricht, deren Arbeiten inzwischen durch mancherlei Umstände und vorzüglich durch den Tod der Mehrzahl ihrer Glieder große Störungen erlitten. Hr. Dawes, einer der Kommissarien, hat eine Denkschrift über ihre Verrichtungen eingereicht. Er brachte Muster afrikanischer Manufakturprodukte nach London, unter anderm den von Negern in Sierra-Leona fabrizirten Indigo, der an innerer Güte dem orientalischen gleichkommt, aber minder sorgfältig bearbeitet ist.

Der Bericht handelt umständlich von einigen Pflanzen, die als Stellvertreter des Hanfes in Afrika angebaut werden.

Des gegenwärtigen Gouverneurs der Kolonie von Sierra-Leona, des Obersten Maxwell, wird von den Direktoren mit ausgezeichnetem Lobe erwähnt; eben so seines Vorgängers Columbine. Die Gesellschaft erhielt das nachgelassene Tagebuch des Hrn. Ludlam und eines Unterhändlers, welchen der vorige Gouverneur Columbine an die längs dem Sherbroflusse wohnenden Völkerschaften abgeordnet hatte, um sie für gemeinsame Maasnahmen zu Abschaffung des Sklavenhandels zu gewinnen.

Dieser Unterhändler ist selbst ein Neger, und der Sohn eines Oberhaupts der Völker, an die er jetzt gesandt ward. In seinem zwölften Jahr war er aus seinem Vaterlande entführt worden, und hatte in Nordamerika als Sklave gedient. Zur Zeit des amerikanischen Krieges ward er freigelassen, um in englischen Kriegsdienst zu treten. In Neu-Schottland, wo er schreiben und lesen lernte, hielt er sich einige Zeit auf, lebte aber seither beständig in Sierra-Leona, und steht überall im Ruf eines wackern, redlichen und arbeitsamen Mannes.

Die über Mungo-Park von seinen zwei letzten Begleitern Isaak und Amadee-Fatouma erstatteten, von dem Gouverneur Maxwell der Gesellschaft übersandten Berichte sind durch die Tagesblätter sattsam verbreitet worden. Man will sie hier nicht wiederholen, und einzig bemerken, daß die Direktoren sich jeder Aeusserung über die Glaubwürdigkeit dieser Berichte von dem Tode des Hrn. Park und seiner Begleiter enthalten und den Lesern das Urtheil darüber gänzlich anheimstellen zu sollen glaubten.

Aus dem der Gesellschaft zugekommenen Tagebuche des Hrn. Park sowohl, als aus der Erzählung seines Begleiters Isaac, ergibt sich, daß die Eingebornen des von ihm besuchten Landes viele natürliche Anlagen für Alles, was Landwirthschaft und Handel betrifft, besitzen. Freilich ergibt sich auch daraus, daß der gesellschaftliche Zustand dieser Länder jeder bürgerlichen und sittlichen Verbesserung schwer zu besiegende Hindernisse entgegensetzt; inzwischen erscheinen diese doch nicht unüberwindlich. Die Direktoren sind überzeugt, daß, wenn die gänzliche Aufhebung des Sklavenhandels erzielt werden könnte, die Westküste Afrika's durch die Bemühungen des Vereins und durch andere mitwirkende Ursachen, einen Impuls empfangen müßte, der sich allmählig auch dem Innern dieses Kontinents mittheilen würde. Die zwischen diesem Lande und Abissinien eröffneten Verbindungen, so wie hinwieder jene mit den östlichen Küsten von Afrika, zielen alle auf Verbreitung von Aufklärung und Zivilisation. Die Direktoren freuen sich nicht weniger über die Ausdehnung und Vermehrung der Verhältnisse zwischen England und Abissinien, welche die Reisen in das Innere von Afrika begünstigen und erleichtern werden. *)

Die von der Goldküste eingetroffenen Berichte melden, daß die Beamten der afrikanischen Kompagnie den Auftrag erhielten, dem Feldbau ihre vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen. Es scheint aber, daß der Kriegszustand, worin die eingebornen Völker dieser Landschaften gegenwärtig sich befinden, allen landwirthschaftlichen Verbesserungen sehr nachtheilig wird. Bemerkenswerth dabei ist, daß die Zeit des Ausbruchs dieses Krieges mit der Erneuerung des Sklavenhandels auf eben dieser Küste, unter dem Schutze der portugiesischen Flagge, zusammentrifft.

Die Direktoren haben sich längst überzeugt, daß es den Afrikanern, wenn anders die Entwickelung ihrer natürlichen Fähigkeiten nicht gehemmt und unterdrückt wird, keineswegs an Tüchtigkeit fehlt, um die verschiedenartigen Geschäfte, Aemter und Stellen der bürgerlichen Gesellschaft zu erfüllen und zu bekleiden. Einen neuen Beweis davon liefert die Ankunft des Schiffskapitäns Paul Cuffee. Dieser amerikanische Neger traf in seinem eigenen, von ihm selbst angeführten Schiffe, der Reisende (*the Traveller*), in London ein; seine ganze Schiffsmannschaft bestand, mit Ausnahme eines einzigen Weißen, ebenfalls aus Negern. Er hatte von den zu Gunsten seiner afrikanischen Brüder, erst von der Sierra-Leona-Gesellschaft und nachher von der afrikanischen Stiftung, unternommenen Bemühungen Kenntniß erhalten, und wollte wissen, ob er auch selbst ihre wohlthätigen Arbeiten zu befördern im Stande wäre. In dieser Absicht wünschte er die Niederlassungen von Sierra-Leona in Augenschein zu nehmen, ihre Einwohner kennen zu lernen, und mit den dort sich aufhaltenden Freunden der Afrikaner sich in Verbindung zu setzen. Man verschaffte ihm eine Lizenz, mittels der er in Amerika eine Ladung für Sierra-Leona einnehmen und vom letztern Platze eine andere nach England bringen durfte. Im Juli 1811 kam er in Liverpool an. Bald hernach verfügte er sich nach London, wo diejenigen Direktoren, die ihn zu sehen den Anlaß hatten, seinen Verstand, seinen trefflichen Beobachtungsgeist und seine edle Denkungsart gleichmäßig bewunderten. Er ward hierauf zu einer eigens dafür angeordneten Versammlung der Vorsteher eingeladen, welche der erlauchte Beschützer der Gesellschaft, der Herzog von Glouçester, mit seiner Gegenwart beehrte, und auch hier war die angenehme Empfindung ganz ungetheilt, welche die Eigenschaften seines Geistes und Herzens bei allen anwesenden Mitgliedern erweckten. Er trug die Resultate seiner in Afrika gemachten Beobachtungen mit vieler Klarheit und auf eine Art vor, die geeignet war, den Eifer der Gesellschaft wesentlich aufzumuntern. Er reichte den Direktoren überdies noch eigene Vorschläge ein, die nicht ohne Erfolg bleiben werden. Im September verließ er England, um nach Sierra-Leona zurückzukehren, von wo er nach Massachusets in Amerika, wo seine Familie wohnt, zu reisen gedachte.

Es darf dabei nicht unbemerkt bleiben, daß der Kapitän Cuffee sich durch Fleiß und wohlgeordnete Arbeiten aus einem dürftigen und dunkeln Stande, mit der Hilfe der Vorsehung, zu Reichthum und Ansehen emporhob; ein Umstand, der um so merkwürdiger ist, als er Schwierigkeiten, die jeden minder thätigen Mann abgeschreckt hätten, und Vorurtheile überwin-

*) Es sind ohne Zweifel die zum Theil auch schon realisirten Absichten des Lords Valentia, welche die Direktoren hier im Auge haben, und worüber man Salts Reise nach Abissinien nachlesen kann. Man benuzt diese Gelegenheit zu der Anzeige, daß Hr. Salt von seiner zweiten Reise nach Abissinien zurück und mit Herausgabe seiner Reisebeschreibung beschäftigt ist. Er meldet dem Professor Prevost in Genf, in einem im Märzhefte der *Bibliotheque brittannique* abgedruckten Schreiben vom 2 Febr. 1813, Folgendes: In kurzem denke ich die Beschreibung meiner zweiten Reise zu liefern. Ich habe während dieser Reise, im J. 1809, die portugiesischen Niederlassungen am Mozambika-Kanal besucht und wichtige Nachrichten über die Völkerstämme erhalten, die das Innere dieses Theils von Afrika bewohnen. Ich habe mir auch die Wörterbücher der Sprachen aller Volksstämme von Mozambika bis an die Grenzen Aegyptens, und viel merkwürdigen Detail über dieselben verschafft. Im Oktober 1809 langte ich in Moka an, und im Februar 1810 gelang es mir, meine Reise nach Abissinien fortzusetzen. Den Engländer Nathanael Pearce traf ich in guter Gesundheit an; und das nämliche Oberhaupt, ras Welleta Selasse, hatte seine Residenz fortdauernd zu Antalow. Nachdem ich mich einige Zeit da aufgehalten hatte, machte ich einen Streifzug ins Innere des Landes bis zum Flusse Tacassé, worin ich ein Nilpferd zu schiessen, aber nicht zu tödten, das Vergnügen hatte. Im Juni des gleichen Jahrs kam ich nach Moka zurück, und von da trat ich im Juli die Rückreise nach England an. Aber heftige Windstöße, die uns bei der Insel Socotra Gefahr drohten, nöthigten uns in den Hafen von Bombai einzulaufen, und erst im Februar 1811 kamen wir nach England zurück. Die Resultate dieser letzten Reise sind höchst befriedigend. Es gelang mir, sehr mannigfaltige Erkundigungen einzuziehen, die, wie ich nicht zweifele, allgemeine Theilnahme erregen werden. Ich bin beschäftigt, dieselben zu ordnen; sobald sie erscheinen, werde ich Ihnen einen Abdruck übermachen u. s. w.

den mußte, die sich dem Emporschwingen aller seiner Landsleute entgegensetzten.

Den Direktoren waren die durch den Kapitän Cuffee sowohl, als auf andern Wegen erhaltenen Nachrichten sehr angenehm. Sie gaben ihnen die Versicherung, daß die Kolonie von Sierra-Leona unzweideutige Fortschritte macht und Verbesserungen erhält; daß die Zahl ihrer Bewohner, großentheils Afrikaner oder Abkömmlinge von Afrikanern, sich vermehrt und ihr Karakter sich bessert. Die gute Wirkung der Mühe und Sorge, die man sich gleich von Anbeginn der Kolonie für den Unterricht der Jugend gab, ist unverkennbar. Das neu emporwachsende Geschlecht zeichnet sich durch hellern Verstand aus, und man darf weiter fortschreitende Verbesserung hoffen. Der Gouverneur Maxwell sucht diese Fortschritte auf alle Weise zu befördern, und die Direktoren haben ihm hinwieder ihre kräftige Unterstützung zugesichert.

Neben den eigenen Bemühungen für die Zivilisation von Afrika, glaubten die Direktoren auch derjenigen der Missionsgesellschaft nach Afrika und dem Orient erwähnen zu sollen. Seit fünf bis sechs Jahren gibt sich diese Gesellschaft damit ab, die Eingebornen von Sierra-Leona und den benachbarten Landschaften zu bekehren und zu zivilisiren. Sie sandte dafür acht Missionarien ab, deren zwei starben, die sechs andern hingegen in voller Thätigkeit sind. Rio Pongas ist der Hauptsitz ihrer Arbeiten; hundert und zwanzig einheimische Kinder, deren Aeltern meist Volkshäupter sind, empfangen ihren Unterricht und stehen unter ihrer Aufsicht. Briefe von Sierra-Leona rühmen den Erfolg ihrer Bemühungen, und die Direktoren können anders nicht, als sich über das Gelingen eines Unternehmens freuen, das mit ihren eigenen Bestrebungen, wenn nicht unmittelbar, doch in dem Zwecke, welchen beide erreichen wollen, vollkommen zusammentrifft.

U.

---

# Joel Barlow.

J. Barlow war im J. 1757 zu Reading in Connecticut geboren, und das zehnte Kind achtungswürdiger Aeltern.

Bei dem Ausbruche des amerikanischen Krieges war er noch Schüler, fing aber schon an, sich durch prosaische und poetische Versuche auszuzeichnen, unter welchen letztern sich auch eine Elegie auf den Tod des Hrn. Holmer, eines Mitglieds des Kongresses und des obersten Appellationstribunals der vereinigten Staaten befand. Zur Ferienzeit ergriff er die Muskete und begab sich zu seinen vier Brüdern zur Armee, um mit ihnen für die Freiheit seines Vaterlandes zu streiten. In dem blutigen Treffen bei York-Island, wo die Amerikaner zwar zum Weichen gebracht wurden, aber dann einen ehrenvollen Rückzug machten, focht er auch mit.

Seinen Kurs in den Rechten machte er auf eine so ausgezeichnete Weise und er erwarb sich einen so hohen Ruf der Sittlichkeit und des Wissens, daß er von dem Staat von Massachuset zum Brigaden-Almosenier ernannt wurde, und die Ordination erhielt, welche bei den Presbyterianern blos von ziviler Natur und der Ergreifung eines andern Standes nicht hinderlich ist. Mit dieser Würde bekleidet, folgte er der Armee, bis zum Frieden von 1783. Im Schatten seines Gezeltes fing er an, seine Columbias, die einzige Epopee der neuen Welt, zu dichten. Durch einen auf helle Ansichten, frommen Sinn und Unerschrockenheit sich gründenden Eifer erwarb er sich die Freundschaft der angesehensten Staats- und Kriegsmänner seines Landes; aber bald ward sein Herz noch mit stärkern und anziehendern Banden durch eine Verbindung gefesselt, welche er im Jahr 1781 mit Mlle. Baldwin von New-Haven, einer Schwester des Senators dieses Namens, einging.

Nach dem Frieden legte er sich neuerdings auf die Rechtswissenschaft, fing mit ausserordentlich gutem Erfolge an, vor Gericht zu reden, und erwarb sich durch seine Einsichten in seinem Fache sowohl als durch seine übrigen glänzenden wissenschaftlichen Talente einen großen Kredit.

Im Jahr 1787 erschien die erste Ausgabe seiner Vision des Columbus, und noch im gleichen Jahre in England eine zweite, die dazu diente, den Ruhm des Verfassers sowohl in Amerika zu vergrößern, als auch in Europa zu verbreiten, wohin er selbst im Jahr darauf zu reisen Gelegenheit fand.

Es hatte nämlich eine angesehene Gesellschaft dem Kongresse der vereinigten Staaten drei bis vier Millionen Morgen Landes an den Ufern des Ohio abgekauft. Ein Theil dieser Ländereien nun sollte an Ausländer veräussert und das Uebrige unter die Aktionäre vertheilt werden. Um das erstere zu bewerkstelligen, ging Barlow, selbst ein Mitinteressent, nach Frankreich über. Wirklich hatten seine Unterhandlungen einen so guten Erfolg, daß man siebenzehn Jahre später in der Kolonie am Ohio schon 70,000 Menschen zählte, und daß diese Kolonie jetzt einen konstituirten Staat und einen Theil der allgemeinen Konföderation ausmacht.

Barlows Aufenthalt in Frankreich fiel gerade in den Anfang der Revolution. Heftig fühlte auch er sich von diesem Ereignisse ergriffen. Die Energie, womit die Revolution fortschritt, gefiel ihm; aber er verabscheute die ihr im Gefolge gehenden Exzessen. Er suchte die entzweiten Parteien durch politische, wenigstens bis auf einen gewissen Punkt, zu vereinigen. Dafür erhielt er mit dem großen Washington und dem General Hamilton, ebenfalls einem Amerikaner, den Ehrennamen eines französischen Bürgers.

Die erste dieser Schriften ist ein Brief an das Direktorium vom 12 Febr. 1799; die zweite ein Brief an seine Mitbürger vom 4 März 1799, betreffend das damals von der französischen Regierung befolgte politische System; die dritte ein zweiter vom 20 Dez. 1799 datirter Brief an ebendieselben, betreffend einige ihm zur Prüfung vorgelegte politische Maasregeln, und die vierte ein Memoire über die Seegesetze, worin sich die Grundsätze, deren Beobachtung seit langem von Frankreich an England reklamirt wird, mit Nachdruck und Klarheit entwickelt finden.

Alle diese vier Aufsätze sind sattsame Belege, in welchem hohen Grade sich in seinem Geist und Gemüthe Vaterlandsliebe, wahres Interesse für Frankreich, und die vortrefflichsten Grundsätze einer allgemeinen Zivilisation vereinigt fanden. In dem letzten Aufsatze zumal sprach Barlow als Sachkundiger. Er kam gerade damals von Algier, Tunis und Tripoli zurück, wo er als vom Präsidenten Washington ernannter bevollmächtigter Minister — trotz den ungeheuern Schwierigkeiten, zwischen einem freien Volke und Regierungen in der Barbarei zu unterhandeln, und trotz den Gegeneinwir-

kungen von Seite Englands — die drei ersten Traktate, vermittelst deren die Barbaren sich verpflichteten, Schiffahrt und Handel der vereinigten Staaten zu respektiren, abgeschlossen hatte.

Nach seiner Rückkunft in Amerika im J. 1805 beschäftigte er sich mit der Ausführung des von Hrn. Jefferson entworfenen Planes zur Anlegung einer Universität in Washington-City, wo die Jünglinge der vereinigten Staaten einen zweckmäßigen, ausgebreiteten, vernünftigen, zur Erzielung einer wünschbaren Harmonie zwischen den Mitgliedern der Konföderation geeigneten Unterricht erhalten sollten.

Er war keiner von denen, deren Bürgersinn einzig darin besteht, alle andere Völker zu hassen und ihnen zu schaden; im Gegentheil umfaßte seine Philosophie alle Nationen, und mit eben so hellem Geiste als mildem Sinne hatte er den Gedanken von der Ersprießlichkeit gegenseitiger Dienstleistungen aufgefaßt. In ähnlichem Geiste, und um allem demjenigen Vorschub zu thun, was die wahrsten und edelsten Genüsse der Menschheit zu befördern geeignet ist, suchte er auch eine thätige und fortdauernde Verbindung zwischen der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia, und der Pariser Gesellschaft zur Beförderung der Kultur, so wie auch der ersten Klasse des Instituts, aus allen Kräften zu betreiben. Eine sehr günstige Gelegenheit hierzu, bei welcher noch wichtigere Interessen und höhere Gesichtspunkte ins Spiel kamen, zeigte sich im Jahr 1811, als er von dem Präsidenten Madison zum bevollmächtigten Minister des amerikanischen Bundesvereins am französischen Hofe ernannt ward. Diese durch die Klugheit des Oberhauptes der amerikanischen Bundesstaaten geleitete Wahl erhielt von diesen allen um desto ungetheiltern Beifall, als dieselbe sich auf Barlows persönliche Eigenschaften gründete, neben welchen diesem auch noch der Vortheil, der einen Nation wie der andern Dienste geleistet zu haben, und gesetzmäßig das Bürgerrecht bei beiden zu besitzen, zu gute kam, und als er selbst seine Glückseligkeit darin setzte, beiden Völkern nützlich zu sein, sie beide als natürliche durch die gleichen Interessen beseelte Verbündete betrachtete, und es dabei nie vergaß, wie nachdrücklich die Unabhängigkeit von Amerika durch Frankreichs Muth und Edelsinn unterstützt worden war.

In seiner Art zu unterhandeln bewies Barlow einen seltenen Grad von Rechtlichkeit, verbunden mit einer einfachen, sich immer gleich bleibenden Originalität, die zwar Europa's Politik für etwas einer andern Welt Angehöriges taxiren dürfte, welche aber doch um so weniger mißfallen konnte, als Vernunft und ein rechtlicher Sinn überall aus derselben hervorleuchtete. Die Hauptartikel des abzuschliessenden Traktats mochten vermuthlich schon ausgemittelt und in einem zur Wiederherstellung des gegenseitigen freundschaftlichen Verhältnisses geeignetem Geiste stipulirt sein, als Barlow, um diesfalls noch mit dem Herzog von Bassano zu konferiren, nach Wilna geschickt wurde.

Auf seinem Rückwege reisete er mit allzugroßem Vertrauen auf die Stärke seiner Leibeskonstitution Tag und Nacht ununterbrochen, als ihm der einsmalige Uebergang von einer ungeheuern Kälte des Klima zu der eben so großen und nicht minder furchtbaren Hitze der Judenhäuschen, die in Polen die einzigen Wirthshäuser ausmachen, eine heftige Brustentzündung zuzog, an welcher er, als ein Opfer seines Pflichteifers und seines Muthes, zu Zarnowica, unweit Krakau, von seiner in tiefe Trauer versenkten Gattin, einer Dame, dergleichen es nur wenige gibt, hinwegstarb.

H.

---

# Varietäten.

## Aus Oesterreich.

—— * Wien, 20 April. Unsere Theater haben gegenwärtig wenig Neues von Bedeutung geliefert. Der pensionirte Hofschauspieler Lange gab zu seinem Benefiz ein neues Trauerspiel von einem jungen Dichter Hrn. Kuffner, unter dem Titel Tarpeja, von dem man sich gewaltig viel versprach, da Hr. Kuffner durch einige Uebersetzungen und Bearbeitungen bekannt ist. Aber nie ist wohl ein dramatischer Dichter übler weggekommen. Die Schauspieler spielten, da sie weder im Karakter noch in irgend einer Situation einen Anhaltspunkt fanden, größtentheils schlecht; das Stück wurde ausgezischt, und sogleich vom Repertorium weggestrichen.

Die Oper Salem, welche zum Benefiz der Sängerin Mad. Milder gegeben wurde, hat Hrn. Castelli, Operndichter der Hoftheater, zum Verfasser und Hrn. Mosel zum Kompositeur. Dichter und Tonsetzer haben nicht unglücklich zusammengewirkt, nur wäre dem Versbau mehr Reinheit, der Sprache mehr Kraft und Adel, dem Rythmus mehr Leichtigkeit, den Ideen mehr Energie und passende Form zu wünschen. Die Komposition ist dem Texte anpassend, originell, kräftig, wahr, und größtentheils festgehalten; kurz sie hebt sich über ähnliche Produkte von angehenden Komponisten zu ihrem Vortheil empor. — Der Balletmeister und Tänzer Duport aus Paris, der ehedem hier so hoch gefeiert wurde, ist bei seiner letzten Benefizvorstellung von einem großen Theil des Theaterpublikums ausgezischt worden. Er gab ein Paar Ballets, die gleich armselig in der Anlage und Ausführung waren. — Wir sahen auf unsern Bühnen die Demoisellen Anna Maria und Therese Sessi. Anna Maria scheint für die feierliche gefühlvolle Musik, für den seelenvollen bestimmten Gang einer fortgesetzten Empfindung in Tönen zu leben; Therese hingegen scheint für die wahre italienische Musik geschaffen, die Schwieriges und Angenehmes, Kühnes und Leichtes, Freundliches und Ernstes mit imponirendem Schimmer verkündet. — Unter jenen Musikkünstlern, welche hier Konzerte gaben, wollen wir zuerst Dem. Pascal, Virtuosin auf der Harfe in Diensten der Prinzessin Borghese, nennen. Sie gab am 25 März ein großes Vokal- und Instrumental-Konzert. Das Publikum nahm sie zwar mit Nachsicht auf, aber Kenner wollen behaupten, daß Dem. Pascal ihrem Instrumente nie eine vollkommen reine Stimmung zu geben weiß, daß demselben ein richtiges Zeitmaas im Vortrag und ihrer Hand die Gewandtheit, die das Anschlagen eines schönen gleichen anhaltenden Trillers erfordert, mangele.

Am 1 April gab Dem. Therese Demar, Virtuosin auf der Harfe, in Diensten der Kaiserin von Frankreich und Mitglied des Konservatoriums zu Paris, dann Dem. Tognini, Virtuosin auf dem Waldhorn bei der Kapelle des Fürsten Kurakin, eine große musikalische Akademie. Sie sind eben nicht Virtuosinnen vom ersten Range, aber ihre Zartheit, Sanftheit, Hinneigen zum Lieblichen, und ihr das Herz ansprechender schmelzender Vortrag gewinnen denselben viele Verehrer. — Endlich hat am 9 April der berühmte Abt Vogler auf der Orgel in der evangelischen Kirche ein *Concert spirituel* gegeben. Die künstliche Behandlung der Orgel, die Hervorbringung ganz fremder Töne, die Lieblichkeit einzelner Partien, verbunden mit der Schnelligkeit und Präzision in der Ausführung, verbürgten neuerdings den alten Ruhm des großen Künstlers.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 37. — den 8 Mai 1813.


## Noch einige Bruchstücke aus Mylius malerischer Reise durch das südliche Frankreich und einen Theil von Oberitalien. *)

1.

Das römische Mausoleum und Triumphthor bei St. Remy in der Gegend von Avignon.

Den 16 Juni verliessen wir Avignon, und betraten einen Seitenweg, der uns nach St. Remy führen sollte. Wir mußten uns über zwei Arme der Durance setzen lassen, und sahen an dem großen, mit Sand und Steinen sich neben ihr durch die fruchtbarste Gegend hinziehenden Landstriche eine Probe der Verwüstungen dieses ungestümen feindseligen Bergstromes.

*) Der Hr. Verfasser dieser Reise ist entschlossen, die Beschreibung derselben im Druck herauszugeben, wenn er einigermaßen durch Subskription wegen der Unkosten entschädigt wird. In diesem Falle erscheint das Werk noch zu Ende gegenwärtigen Jahrs, zwei Groß-Oktavbände, fünfzig bis sechszig Bogen stark, begleitet mit hundert und zwanzig Zeichnungen interessanter Alterthümer und Gegenden (im Format wie diese Zeitschrift). Der Subskriptionspreis besteht in 11 Gulden 24 Kreuzer. Wer Subskriptionen sammelt, erhält das zehnte Exemplar (oder 1 fl. 6 kr. für jeden gesammelten Subskribenten) frei. Die, welche subskribiren, können sich bis zu Ende Juni in ihren Briefen an Hrn. Pfarrer Mylius in Kirchen bei Basel melden.

Als wir St. Remy näher gekommen waren, setzte uns die große Menge von Zypressen in Erstaunen, die sich in unzähligen langen Linien um Gärten und Felder zogen. Unser erster Gang aus St. Remy war nach den eine kleine halbe Stunde vom Städtchen entfernten zwei römischen Monumenten.

Sie stehen auf einer mäßigen Anhöhe, ganz nahe am Fuße einer Reihe kahler, hoher und steiler Kalkfelsen, die sich auf der Ostseite von St. Remy von Norden nach Süden hinabzieht. Diese zwei geschmackvoll gearbeiteten Denkmale des Alterthums kontrastiren aufs stärkste mit den nackten, dunkelgrauen, grotesken Fesenmassen hinter ihnen, in deren Nähe man eine so freundliche Erscheinung aus der Vorwelt nicht erwartet hätte. Das Rauhe, Wilde, Düstere, Formlose der Felsen hebt das zarte, geschmackvolle, heitere, graulich-gelbe Gebilde dieser zierlichen Werke aus den bessern Zeiten der Baukunst zum Bewundern schön hervor. Sie stehen in der Richtung von Norden nach Süden etwa zwanzig Schritte von einander. Man kommt zuerst zu dem nördlich stehenden Triumphthor. Dieses ist von unten herauf, bis über die bandförmige, aussen an der Bogenkrümmung hinlaufende Verzierung noch ganz unversehrt, aber der obere Theil zerstört. Um den kostbaren Rest zu erhalten, hat man ein Dach von großen länglich viereckigten Steinplatten darauf angebracht, wodurch das Regenwasser abgeleitet wird.

Dieses Monument ist sehr einfach und von keiner großen Ausdehnung; es hat einen mäßig hohen Bogen, der wie die innere Wölbung voller Verzierungen ist. Auf jeder der vier Seiten des Monuments sind noch Reste von zwei kannelirten Säulen übrig; die vier Pilaster, welche den Bogen stützen, sind dorisch; ihre Kapiteele dienen dem Bogen zu einem Gesimse; sie

haben eine Art von Fries, der mit allerlei Opferwerkzeugen, Schalen, Flöten u. s. w. verziert ist. Die Bildhauerarbeiten der äussern Bogenverzierung stellen Tannzapfen, Trauben, Epheu und Oelzweige vor, die mit Bändern an einander befestigt sind. Das ganze innere Gewölbe ist mit sechseckigten Vertiefungen bedeckt.

Auf jeder Seite der beiden Thoröffnungen stehen zwischen den Säulenfragmenten immer eine weibliche und eine männliche Figur, von trefflicher Arbeit, in Lebensgröße. Neben der westlichen Thoröffnung sieht man, wenn man gerade vor ihr steht, auf der linken Seite neben der kannelirten Säule, eine stehende weibliche, oben herab ziemlich verstümmelte Figur; sie legt dem neben ihr stehenden, noch ziemlich wohl erhaltenen, sehr schön gearbeiteten Krieger, dem die Hände auf den Rücken gebunden sind, die linke Hand auf die Schulter und wendet sich nach ihm. Rechts neben der Thoröffnung erscheint eine bis auf die Schultern herab zerstörte, sitzende, weibliche Gestalt, und neben ihr ein stehender Mann, der den Rücken und die darüber zusammengebundenen Hände herauswärts kehrt, ebenfalls ohne Kopf und Hals. Auf der entgegengesetzten Ostseite, die nach den Felsen gerichtet ist, erblickt man links wieder eine bis auf die Schultern verstümmelte weibliche und männliche Figur; jene kehrt den Rücken und die gebundenen Hände nach aussen; diese steht mit dem Vordertheil des Körpers herauswärts und hat auch die Hände rückwärts gebunden. Auf der rechten Seite ist die weibliche Figur noch vollständig erhalten und streckt die ungebundenen Hände nach beiden Seiten aus; dem Manne, der die Hände auf dem Rücken hat, und dessen Bildung sehr schön und kräftig ist, fehlt der Kopf. Die Höhe des Bogens mag vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Fuß betragen, die Weite zwölf. Zwei Viktorien liegen, Palmen haltend, auf beiden Seiten des Schlußsteines. Es ist wahrscheinlich, daß der Fries eine Inschrift hatte, aber von diesen Theilen ist nichts mehr vorhanden.

Das Mausoleum ist etwa fünfzig Fuß hoch. Es besteht aus drei übereinander stehenden Abtheilungen. Die erste ist ein viereckiges Postament, dessen untere Hälfte aus Lagen ungeheurer Quadersteine, und dessen obere aus vier großen mit Basreliefs bedeckten Tafeln und aus vier Pilastern besteht. Die unterste Quadersteinlage hat auf jeder Seite eine Breite von zwanzig Fuß; sechs bis sieben Fuß über dieser Grundlage nehmen die mit Basreliefs bedeckten Flächen ihren Anfang; sie sind etwa zehn bis zwölf Fuß breit, ungefähr acht Fuß hoch, und stellen Gefechte von Reitern und Fußgängern dar. Ueber alle diese kriegerischen Szenen laufen Blumengewinde horizontal hin, die auf jeder Seite von drei kleinen Knaben, in gleichen Entfernungen von einander, mit Armen, Händen, Rücken, Schultern oder Köpfen, schwebend erhalten werden; zwischen ihnen liegen über den tiefern Theilen der Guirlanden häßliche, bärtige, zähneblökende, den Mund aufsperrende Larven alter Faunen. An den vier Ecken dieser Basreliefs sind Pilaster, deren Kapiteele eine sehr bizarre Form haben.

Die zweite Abtheilung besteht aus einem viereckigten Gebäude, das auf jeder Seite ein offenes Thor hat, neben dem zwei Säulen stehen; bei jedem Thor ruht der Bogen auf zwei Pilastern; diese Bogen sind mit Weinranken und die Schlußsteine derselben mit geflügelten Medusenhäuptern geziert; die vier Ecksäulen sind kannelirt und haben schöne korinthische Kapiteele. Der Fries über ihnen ist mit einer Arabeske geschmückt, die aus geflügelten Seepferden und geflügelten Sirenen besteht. Unter diesen Basreliefs steht auf der Nordseite folgende Inskription: SEX. L. M. IVLIEI. C. F. PARENTIBVS. SVEIS. Der berühmte Barthelemy erklärt diese Inschrift so: „Sextus, Lucius, Marcus, des Julius Cajus Söhne, ihren Aeltern." Diese Erklärung scheint auch die wahrscheinlichste zu sein.

Die dritte Abtheilung besteht aus zehn im Zirkel herumstehenden kannelirten Säulen, mit korinthischen Kapiteelen, die eine kleine zierliche Kuppel tragen. Der Fries ist mit niedlich gewundenen und gearbeiteten Blättern geschmückt. Dieses kleine Gebäude hat das Ansehen eines Tempelchens; mitten darin sind zwei aufrecht neben einander stehende Figuren, in lang herabfliessenden römischen Kleidern, ihre Köpfe aber sind modern. Man versicherte mich, ein Engländer habe sich einst die ursprünglichen Köpfe heimlich zu Gemüthe geführt, und sei damit verschwunden. Die Bildsäulen sind hinten mit eisernen Stangen gegen das Umfallen geschützt; auch hat man um den Fries der Kuppel einen starken eisernen Reif gelegt.

Ueber die Zeit, in welcher diese Monumente errichtet wurden, und über die Personen, denen sie gewidmet waren, läßt sich nichts Gewisses sagen. Ein Zirkel von sehr großen, länglich-viereckigten, anderthalb Fuß hohen Steinen, die zu Sitzen bestimmt sind, zieht sich in einiger Entfernung, nebst andern zilinderförmigen aus der Erde hervorstehenden Steinen, um die Monumente her; auch steht noch da und dort eine Buche, als Rest einer ehmaligen Allee, bei einem Steine. Diese Bäume und Steine haben ihren Platz einer Reise des ältesten Bruders Ludwigs des Sechszehnten zu danken. Als er nämlich beschlossen hatte, nach der Provence zu reisen, woher er seine Apanage bezog, und merken ließ, daß er auch die Alterthümer in St. Remy sehen wolle, so eilte man, den Weg dahin bequem zu machen; man bauete eine Brücke über den Bach in der Nähe der Monumente; man säuberte den Platz um sie her, und umgab sie mit den genannten Steinen und einer Buchenallee. Beiderlei Steine, nebst einem Zirkel junger Bäume hinter den Steinen, findet man auch gerade so geordnet, um das römische Triumphthor bei Orange her.

Hinter diesen Monumenten erhebt sich östlich die Anhöhe noch etwas mehr, und lauft dann ziemlich eben bis an den Fuß der Felsen hinüber. Diesen Boden fand ich mit Getraide, Reben, Oliven-, Feigen- und Mandelbäumen bedeckt; die Feigen waren schon zum Theil der Reife nahe, die Oliven- und Mandelbäume blühten aber erst. Ganz zufällig fand ich mitten unter diesen Pflanzungen den Eingang in eine sehr bedeutende unterirdische Steingrube; als ich hinabkam, und unter die sich gewaltig hervorbeugenden Felsenmassen trat, und vor mir und nach den Seiten hin in finstere Säle und hoch gewölbte Gänge hineinblickte und aus entfernten finstern Klüften die Hammerschläge der Arbeiter dumpf hervortönen hörte, so war mir, als stände ich am Eingange in die Unterwelt, als würden bald da bald dort traurige Schattengestalten, Manen der Bewohner der alten Stadt Glanum, die hier stand, aus dem schauerlichen Dunkel hervorschweben. Ich trat endlich in die Gänge hinein und sah überall die schönsten hellgelben Quadersteine in Menge herumliegen; es war die nämliche Steinart, aus der die etwa hundert Schritte davon entfernten Monumente erbauet sind. Vorsichtig schlich ich immer tiefer in diese Katakomben, und

fand hie und da in Seitengängen einen beim trüben Schimmer einer Lampe einsam arbeitenden Menschen. Die sanfte Kühle und liebliche Dämmerung war mir, zur Abwechselung mit der Hitze in dem blendenden Sonnenglanze, ungemein erquickend; ich blieb eine gute Weile in dieser behaglichen Umgebung, indeß mein Reisegefährte zeichnete. An eine Felsenwand gelehnt, auf einem schön behauenen Quadersteine sitzend, überließ ich mich den Spielen meiner Fantasie, die mich bald in die schon ferne theure Heimath, zu meinen einsamen sich um mich ängstigenden Geliebten, bald ins arkadische Campanthal in den Pyrenäen, bald an die reizenden Küsten des Meeres, bald in die Paradiese von Hyeres und Nizza hinzauberte. Nachdem ich weiter noch eine halbe Stunde einem wohlthätigen Schlummer, der mich zuletzt beschlich, Raum gegeben hatte, trat ich wieder aus meinem Orkus heraus.

Als ich wieder hinter der Felsenwand hervorkam, war die Sonne eben im Begriff, am fernen Gebirge hinabzusinken; ein mildes Abendlicht verbreitete sich über Berg und Thal, und glänzte freundlich an den anmuthigen Trümmern der Vorwelt; Entzücken durchzitterte jede Nerve; ich ergötzte mich bald am Anblicke des Alterthums und der nahen sanft gerötheten Felsen, bald an der reichen Aussicht hinab ins endlose Rhonethal, wo nahe und fern Dörfer und Landhäuser, von der üppigsten Vegetation umgrünt, schimmerten. Ich verlor mich mit allen meinen Gefühlen in den tausendfältigen Reizen dieses großen Gemäldes, indeß Abendlüftchen leise über mir die Zweige einer Buche bewegten und im Laube flüsterten.

Aber auch Schattenbilder aus längst entflohenen Jahrhunderten, aus einer längst verblüheten, genußreichern, schönern Welt, umschwebten mich auf meinem Steine; glänzende Szenen aus den glücklichen Zeiten, wo diese abgelebten und ihrem Ende schon so nahen Werke der Kunst noch in jugendlicher Schönheit prangten, noch nicht so verlassen, so verwaiset und trauernd dastanden, wie ein einsamer Vogel in der Wüste; wo das alte römische Glanum noch stand, schimmernde Straßen mit glanzvollen Palästen und Göttertempeln sich noch umherdrängten in dieser Felsenwildniß, wo noch überall ein lautes freudiges Leben sich regte, als noch hier, wo man jetzt nur das eintönige Geräusch der Cigalen auf den verbrannten felsigen Feldern hört, der Jubel lebensfroher Jünglinge, Hochzeitgesänge und Hymnen zum Lobe der Unsterblichen beim Klange der Flöten ertönten, wenn durch das Dunkel der Nacht, bei dem Schimmer der Fackeln und Sterne, die zagende, erröthende Braut in die Arme des sehnlich harrenden Geliebten geführt ward.

Es ist gewiß, daß hier eine Stadt der Salier war, die man wahrscheinlich Glan nannte, woraus die Römer dann Glanum machten, und welchem Namen sie noch weiter den Beisatz Livii anhängten, welcher Livius wohl der Stifter der römischen Kolonie gewesen. Die Geschichte erwähnt dieses Ortes nicht, nur das Itinerarium des Antonin und die von Peutinger herausgegebenen Theodosischen Tafeln nennen ihn; er muß auch wohl zur Zeit des Einfalls der barbarischen Völker, welche Arles und die ganze Provence verheerten, verwüstet worden sein. Diese Stadt muß sehr ansehnlich gewesen sein; man sieht noch einige Trümmer ihrer Mauern, und einen Zweig der Aurelischen Straße, der hieher führte. In dem Gemeinhause von St. Remy bewahrt man eine schöne Inskription auf, die als das einzige Monument dieser Art, worauf man den Namen Glanum lieset, sehr kostbar ist. In einem Landhause nahe bei St. Remy sieht man ein schönes Fragment eines in dieser Gegend gefundenen Sarkophags. Auch findet man oft in der Nähe von St. Remy Urnen, Münzen von Gold, Silber und Kupfer, und verschiedene andere Alterthümer.

Die Landschaft von St. Remy wird durch eine kleine Bergkette gegen den Nordwind geschützt. Dieses kleine Land ist sehr angenehm, wegen der Sanftheit seines Klimas und der Schönheit seiner Kultur. Die Seiten der Berge sind mit Oelbäumen bepflanzt, und von St. Remy bis ins Gebiet von Maillane, in einem mehr als eine Stunde langen Raume, folgen ununterbrochen Gärten auf einander, welche Küchenkräuter für die Bewohner der Gegend rund umher auf mehr als zehn Stunden liefern. Man sieht hier ganze Aecker mit Kardendisteln bedeckt, die man an die Tuchmanufakturen der benachbarten Departementer verkauft. Diese einträgliche Gegend ist durch einen Kanal gewässert, der sein Wasser aus den Sümpfen von Molleges und Vilargeles erhält.

Am Morgen des nächsten Tages gingen wir noch einmal zu den zwei Monumenten. Da entdeckten wir auf der linken Seite der Straße, ein kleines Viertelstündchen etwa noch von den gestrigen Denkmalen, Reste des römischen Alterthums, von denen ich noch nichts gelesen hatte; es waren nämlich Trümmer wahrscheinlich eines römischen Tempels. Reihen gewaltiger länglich viereckigter Steine schlossen einen viereckigten Raum ein, in welchem sehr große Säulenbruchstücke herumlagen, und gleich in der Nähe zog sich wohl ein halbes Hundert acht bis zehn Fuß langer, über zwei Fuß breiter und einen bis anderthalb Fuß dicker, schwarzgrauer Steine, auf der schmalen Seite liegend, wie eine kleine Mauer neben dem Wege, am Rande eines Ackers hin; weiterhin am Wege fanden wir noch mehrere solcher Steine, die an Größe und Farbe vollkommen den vorigen, so wie denjenigen glichen, die das Triumphthor bedecken und um diese Monumente herumliegen.

Ehe ich von St. Remy Abschied nehme, muß ich mich noch über die höchst entstellenden Mützen der Weibspersonen von St. Remy beklagen; ich fand sie nachher wieder in Arles, wo sie mir aufs neue ein Aergerniß und Greuel waren. Es sind weiße Kappen, wie man sie gewöhnlich bei dem weiblichen Geschlechte des Bürger- und Bauernstandes in Frankreich sieht; aber der flach gedrückte Boden derselben ist zum Erstaunen breit, und starrt, so lange er steif ist, wie eine weiße Gartenmauer rechts und links hinaus, wird er aber weich, so sinkt er wie ein Mehlsack auf beide Schultern herab. Den höchsten Grad aber von Abscheulichkeit erreicht dieser Kopfputz bei alten schwarz gebrannten Bauerweibern, die oben über ihr gelbes Antlitz und über den Mehlsack ein rundes, schwarzes, flaches, Filzhütlein pflanzen, wo man dann, wenn man das Ganze von hinten betrachtet, das wahre Symbol des israelitischen Festes der süßen Brode vor sich hat, das Bild der mosaischen Gesetztafeln, über denen ein jüdischer Matzkuchen schwebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— Der großherzogl. badische Hofrath K. J. Wedekind hat einen neuen Band von seinem Werke „*Geist der Zeit*“ (Freiburg b. Herder) herausgegeben, welcher die Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse des Jahrs 1810 liefert. Es geschieht in diesen Blättern, und mit Recht, darum Erwähnung von diesem Buche, weil unter allen ähnlichen *historischen Gemälden eines einzigen Jahrs*, weder an Klarheit noch Vollständigkeit, ein anderes der Wedekindischen Arbeit gleichkommt. Acht Abtheilungen stellen die Denkwürdigkeiten des Jahrs in jeglicher Beziehung dar: zuerst Naturbegebenheiten; dann die Bemühungen der Menschen zur Verbesserung des physischen Zustandes der Erde und ihrer Bewohner; der allgemeine Ueberblick des Religionszustandes; die Würdigung dessen, was für die Erziehung des Menschen und Bürgers geleistet worden; dann die Fortschritte und Veränderungen in der Staatskunst, Gesetzgebung und in den Finanzen; der Zustand der Wissenschaften und Künste; die Uebersicht der politischen Begebenheiten macht den Schluß. In dieser Art, mit vielseitiger Kenntniß, mühsamem Fleiß und großer Belesenheit bearbeitet, wird das Werk für den Beobachter des Zeitalters, für den Freund der Geschichte, für den künftigen Geschichtschreiber selbst, von bleibendem Werthe. Schon sind ausser dem Jahr 1810 auch die Jahre 1808 und 1809 im gleichen Geiste behandelt. Es verdient darauf die Aufmerksamkeit mancher Leser hingeleitet zu werden, denen solch ein Buch ein werthes Bedürfniß ist.

Ein anderer badischer Gelehrter, Hr. Professor *Karl von Rotteck* zu *Freiburg* im Breisgau, schon durch verschiedene kleine historische Schriften vortheilhaft bekannt, hat ein größeres Werk unternommen, welchem zu wünschen ist, daß es nicht durch den Sturm der Zeit leiden möge, wo man über die Gegenwart und Zukunft des Vergangenen so leicht vergißt. Es ist eine *allgemeine Geschichte der Welt*, davon der erste Band bis Cyrus geht; zunächst zum Behuf seiner Vorlesungen geschrieben. *Rottecks* allgemeine Weltgeschichte zeichnet sich durch die Behandlung ihres Stoffes ganz von den gewöhnlichen Kompendien aus. Sie liefert nicht die trockene Reihe der Namen, Jahrszahlen, Schlachten u. s. w., sondern in großen Massen das Bild eigentlich *welthistorischer* Begebenheiten; nicht in einfacher Geschichtserzählung, sondern mit philosophischer Beurtheilung der mannigfaltigen Einwirkungen, welche des Menschen Organisation, des Landes Klima, und andere Verhältnisse auf der Völker religiöse Begriffe, auf ihre Gesetzgebungen, bürgerliche Verfassungen und Schicksale hatten. Dadurch wird Rottecks Werk für den denkenden Leser anziehend und empfängt eine Eigenthümlichkeit, wodurch es sich von allen ähnlichen unterscheidet. Der Verfasser benutzte dazu die Vorarbeiten der gelehrtesten Forscher und geistvollsten Schriftsteller neuerer Zeit, mit Glück und Geschmack. In allem athmet ein treuer Sinn zur Wahrheit und Ehrfurcht für Religion, Tugend und Recht. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß diese historische Arbeit, worin sich so viel verschiedene Ansichten spiegeln, dem Freund der Geschichte unsers Geschlechts überhaupt eine werthvolle Gabe sei; am nützlichsten aber werden diese Betrachtungen über die Geschichte Jünglingen sein, welche nun über das in Vorlesungen Gehörte ihre Erkenntniß erweitern und veredeln, in der Geschichte nicht blos auswendig lernen, sondern auch *denken* wollen.

Man hat sagen wollen, daß im Großherzogthum Baden selbst das Buch ein gewisses Aufsehen gemacht und den Verfasser bei einigen Geistlichen in Geruch der Neuerung und Ketzerei gebracht habe, weil er die Sündfluth nicht um alle Länder des Erdballs ausgebreitet, oder die mosaische Urkunde von der Schöpfung nicht im buchstäblichen Sinne genommen, oder nicht überall Wunder gesehen habe, wo vielleicht Moses selbst keine sah. Allein wir haben Grund, dieses Gerücht auch nur als Gerücht zu verwerfen; überzeugt, daß in diesem Lande nicht mehr so finstere Unwissenheit unter Gelehrten herrsche, und daß, wenn allenfalls ein böotischer Kopf sich findet, solcher keineswegs geeignet sei, seiner Finsterniß ein siegendes Wort zu reden und den Verfasser von der Bahn zurückzudrängen, die er löblich begonnen.

Die schon in diesen Blättern erwähnte *großherzoglich-badische Zuckerfabrik* zu *Freiburg* hat ihren guten Fortgang. Sie verkauft den Zentner Sirup zu 40 Gulden rhein., und den Zentner Zucker zu 60 Gulden. Die Fabrik hat in der Veredelung des Erdäpfelzuckers beträchtliche Fortschritte gethan; er ist noch weißer und schöner, auch leichtauflöslicher als anfangs, und weicht dem indischen Zucker an Süßigkeit um ein Drittel, so daß man durch anderthalb Theile Stärkezucker bewirkt, was mit einem Theil Rohrzucker. Im Geschmack selbst ist er reinsüß, ohne irgend unbehaglichen Nach- oder Nebengeschmack.

---

## Aus Oesterreich.

— * *Wien.* *Mälzels Kunstausstellungen* ziehen noch immer alle Tage eine große Menge Menschen an sich. Sie bestehen aus sechs Stücken:

1) Die englische Parlamentssitzung; eine Kopie des prächtigen Gemäldes von Hickel.

2) Die Sammlung von Messerschmidts Büsten. Sie sind größten Theils in weichem Metall ausgeführt, und mehrere täuschend gearbeitet, z. B. der Nieser, der Gähner, der Speier, der Melancholiker, u. s. w. Messerschmidt lebte zuletzt in Preßburg, wo er auch diese Büsten ausarbeitete.

3) Die Hebe. Nach dem herrlichen Gemälde Unterbergers, eines Wiener Malers, kopirt, mit dreifacher verschiedener Beleuchtung: von einem Lichte, vom Monde und vom Blitz.

4) Der mechanische Trompeter, welcher ganze Märsche und militärische Simfonien bläset.

5) Das große Panharmonikon, auf dem sich besonders die Ouverture aus Lodoiska vortrefflich ausnimmt; und zum Schlusse

6) Der Brand von Moskau, eine plastisch-mechanische Darstellung, mit der optischen Versinnlichung des Brandes und den mechanisch sinnreich ausgeführten und beweglichen französischen Militärs, die mit klingendem Spiel in Moskau einziehen.

Die schöne Welt in ihren schönen Karossen benutzt die heilige Fastenzeit zwar nicht mehr so eifrig, wie vormals, den Kalvarienberg zu *Hernals* zu besuchen; dagegen wahlfahrten die untern Klassen noch fleißig dahin. Um die Kirche in Hernals sind Tische und Ständchen die Menge errichtet. Kipfel, Aepfel, Lebkuchen, rothe Eier, Christkindel, Hanswurste, Knackwürste, Branntewein, Palmzweige, und dergleichen Sachen mehr, sind hier zu verkaufen. Wenn man in Hernals nichts mehr zu suchen hat, geht man in das nahe gelegene neue *Lerchenfeld*, wo man sich bei dem *Anbock* (versüßten und gewärmten Bier) gütlich thut.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 38. — den 12 Mai 1810.


## Aufnahme und Aufenthalt der russischen Gesandtschaft in Japan, im Oktober 1804.

(Fortsetzung.)

Am 9 Oktober Nachmittags um vier Uhr ward ein aus Fisch, Reis und Geflügel bestehendes Geschenk vom Gouverneur an Bord gebracht. Das Boot kündigte einen Besuch von mehrern hohen Personen an, und bald erschien wirklich ein großes mit Flaggen geziertes Fahrzeug, welches in Begleitung von mehrern andern unter beständigem Paukenschlag nach der Nadeshda zu bogsirt ward. Es waren, der Aussage des Dollmetschers zufolge, der erste Sekretär des Gouverneurs, der Schatzmeister und der Ottona oder Bürgermeister der Stadt, auf diesem Fahrzeuge befindlich; die erstern setzten sich auf den Divan, der letztere auf einen Sessel zur rechten Seite. Angenehmer, als der Besuch dieser Japaner, war den Reisenden der Besuch der mit ihnen kommenden, zum Theil sehr instruirten Holländer; aber gerade die Fortsetzung der Bekanntschaft mit diesen letztern ward ihnen durch die argwöhnische Vorsicht der Japaner unmöglich gemacht.

Der Zweck dieses zweiten Besuchs von Seite der Banjos war, das Pulver und alles Gewehr vom Schiffe hinweg, nach der Westseite von Papenberg zu bringen. Nach der Ostseite wollten sie unter dem Vorwande nicht führen, weil die chinesischen Jonken, deren fünf dort lagen, die ganze dortige Rhede eingenommen hätten. Um zwölf Uhr in der Nacht wurden die Anker gelichtet, und das Schiff durch mehr als sechszig Boote nach dem drittehalb Meilen entfernten Ankerplatze bogsirt. Dies geschah in der größten Ordnung, und die Boote hatten sich in fünf Reihen gestellt, die auch nicht ein einziges Mal gebrochen wurden. Beim Ankern wurde das Schiff wieder von 32 Wachtbooten umringt, die einen Kreis bildeten, den kein anderes Fahrzeug brechen durfte. Diese Wachtboote waren bei frischem Winde öfters gezwungen, ihren Posten zu verlassen; sobald es aber stiller ward, eilten sie schnell wieder auf denselben zurück, was des Tages oft zweimal geschah. Einige dieser Fahrzeuge führten die kaiserliche Flagge, weiß, blau, weiß; die meisten aber die des Prinzen von Fisen. Die größern Boote hatten ein über das ganze Fahrzeug gehendes Verdeck, waren mit blauem Tuch überzogen, und zeichneten sich durch zwei am Hintertheil als Ehrenzeichen eines Offiziers befestigte Piken aus. Ausser diesen zweiunddreißig Booten lagen noch drei andere nahe hinter dem Schiffe, um die Befehle der Reisenden zu empfangen.

Den 11, 13 und 15 Oktober feierten die Japaner ein Fest, welches die holländischen Dollmetscher Kermes nannten. Ihre Religions- und Nationalfeste feiern die Japaner nie mehrere Tage hintereinander, sondern lassen immer einen Arbeitstag dazwischen. Sie haben keine Sonntage, und überhaupt sehr wenige Feste, worunter die eben genannten Kermes-Feste und die des neuen Jahrs die vorzüglichsten sind.

Am 16 Okt. erschien Vormittags um 11 Uhr ein Banjos mit hundert Bogsirbooten, um, da das chinesische Geschwader indessen verreiset war, das Schiff nach der Ostseite von Papenberg zu bringen. Das Begehren, in das Innere des dortigen Hafens gebracht zu werden, um das Schiff auszubessern, wurde unter dem lächerlichen Vorwande abgeschlagen, daß ein Kriegsschiff, mit einem so vornehmen Mann an Bord, wie der russische Gesandte, unmöglich mit holländischen Handelsschiffen zusammen

auf einer Rhede liegen könne; so wie diese letztern absegeln würden, sollte, so hieß es, die Nadeshda ihren Platz einnehmen.

Am 21 Okt. kündigte ein Dollmetscher von Seite des Gouverneurs an, daß, da am folgenden Morgen die zwei holländischen Schiffe nach dem Papenberg kommen würden, die Gesandtschaft auf keinen Fall ein Boot an Bord derselben senden, noch auch die holländische, aus mehr denn vierhundert Schüssen bestehende und den kaiserlichen Festungen geltende Salute erwiedern sollte; eine Vorsicht, die um so lächerlicher war, da sich kein Loth Pulver mehr an Bord befand. Der Gouverneur ließ jetzt dem Hrn. von Krusenstern versprechen, daß, sobald die holländischen Schiffe in die See gegangen sein würden, er ihm erlauben werde, ihren Platz einzunehmen; daß er aber nicht in den innern Hafen kommen durfe, weil hierzu aus Jeddo kein Befehl angelangt wäre. Dieses Versprechen hielt er pünktlich; und als den 8 Nov. die Holländer abgesegelt waren, erschienen den 9 abermals zwei Banjos mit ihren Bogsirbooten, und um 6 Uhr Abends wurde zwischen den auf der Südost- und Nordwest-Seite des Eingangs liegenden kaiserlichen Batterien, zwei Meilen von der Stadt, geankert.

Da es sehr dringend war, den Schaden des Schiffs möglichst bald zu repariren, die Erlaubniß aber für den Gesandten, mit seinen Geschenken ans Land zu gehen, nicht angekommen war, und folglich das Schiff auch nicht ausgeladen werden konnte, so schickte der Gouverneur eine chinesische Jonke, auf welcher der Gesandte mit den Geschenken so lange wohnen könne, bis die Erlaubniß aus Jeddo, in Betreff seiner Residenz am Lande, ankäme. Diese Jonke hatte aber nicht nur einen Anker von Holz, sondern die Kajüte war auch so ausserordentlich schlecht, daß der Gesandte nicht einwilligen konnte, eine solche Wohnung anzunehmen. Ueberdem erklärte er, da sein zu müssen, wo sich die Geschenke befänden; worauf dann jenes Ungeheuer chinesischer Schiffsbaukunst nach Nangasaky zurückgebracht wurde, und alles beim Alten blieb. Unterdessen wurde das Schiff ganz abgetakelt, und alle Stengen und Raaen nach Kibatsch gebracht.

Am 21 Nov. berichtete man dem Gesandten, der Kurier aus Jeddo sei noch nicht angekommen, der Gouverneur aber erbötig, ihm auf seine eigene Gefahr ein Haus einzuräumen; zugleich aber forderte er, daß die Soldaten zurückgelassen würden. Daß der Gesandte hierin nicht willigte, ist schon oben bemerkt worden. Auch ließ der Gouverneur versprechen, bei der Ankunft des Kuriers aus Jeddo sollte der Gesandte unfehlbar ein größeres Gebäude zu beziehen haben.

Es läßt sich schwer bestimmen, was die Gouverneurs, *) deren Betragen übrigens Würde und Konsequenz verrieth, und die auch zuletzt mehrere Beweise ihres gutmüthigen Karakters gaben, bewegen konnte, den Reisenden immer unwahre Berichte zu senden. So waren z. B. alle ihnen bei ihrer Ankunft gemachten Versprechungen nur leere Worte. Obgleich es nicht nur bekannt und ausgemacht ist, daß man aus Jeddo in Nangasaky in dreissig Tagen eine Antwort haben kann, sondern es Beispiele gibt, daß die Hin- und Rückreise schon in einundzwanzig Tagen gemacht worden ist: so wollten die Dollmetscher dieses dennoch nie zugeben, sondern gaben vor, es wären bei guten Wegen zu der Hin- und Rückreise wenigstens drei Monate, zu einer Jahrszeit wie die damalige aber noch weit mehr erforderlich. Alles, was der Gouverneur erlaubte, das erlaubte er, seiner Versicherung nach, nur auf seine eigene Gefahr. Dem Gesandten konnte er durchaus keine Wohnung in der Stadt noch große Packhäuser zu den Geschenken anweisen, ohne hierzu ausdrücklichen Befehl erhalten zu haben; und sein ängstliches Verfahren, als er in Kibatsch jenen Platz zum Spazierengehen abstecken ließ, beweiset hinlänglich seine eingeschränkte Gewalt. Ueberhaupt war die Ankunft eines russischen Schiffes zu Nangasaky ein zu wichtiger Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit in Japan, als daß der Hof nicht von jedem noch so geringfügigen Umstand hätte unterrichtet werden sollen, und es ist wohl ausser Zweifel, daß nach jedem Besuche der Dollmetscher auf dem Schiffe ein Kurier nach Jeddo abgeschickt ward, um jedes gesprochene Wort und jede Aeusserung, von denen manche noch dazu geeignet waren, bei einem ohnehin mißtrauischen und stolzen Volke noch mehr Mißtrauen zu erregen und seinen Stolz stärker zu reizen, dahin zu melden. Späterhin zeigte es sich, daß der Cubo oder weltliche Kaiser ohne den Dairy in dieser wichtigen Sache nichts hatte beschliessen wollen, und daß er sogar eine Ambassade an ihn abgeschickt habe, um den Willen dieses bedeutenden Mannes, vor dem die Japaner, ungeachtet er keine exekutive Gewalt besitzt, seiner geistlichen Würde wegen die tiefste Ehrfurcht hegen, in Betreff der russischen Gesandtschaft zu vernehmen; so daß der Gouverneur von Nangasaky seine Verhaltungsbefehle wahrscheinlich nicht aus Jeddo sondern aus Miaco erhalten hatte.

Erst am 17 Dezember fuhr der Gesandte ans Land. Zu diesem Endzweck hatte der Prinz von Fisen sein eigenes, 120 Fuß langes und ausserordentlich prächtiges Boot nach Nangasaky geschickt. Die Wände und Plafonds der vielen Kajüten und Abtheilungen dieses Fahrzeugs waren alle mit dem schönsten Lack überzogen; die Treppen von rothem Holze äusserst fein polirt; die Dielen mit Matten und kostbaren Teppichen belegt; die Vorhänge vor den Thüren aus reichen Stoffen verfertigt, und über das ganze Boot hingen in doppelten Reihen seidene Zeuge von verschiedenen Farben. So wie der Gesandte in das Boot eintrat, wurde die russisch-kaiserliche Standarte aufgezogen, um mit der Flagge des Prinzen von Fisen zusammen zu wehen. Die Wache des Gesandten, die mit ihm das Fahrzeug bestieg, placirte sich auf dem obersten Verdeck, neben der Standarte. Die kaiserlichen Festungen waren mit neuen Vorhängen und Flaggen geziert und von einer Menge japanischer Truppen in ihrem kostbarsten Kostüm besetzt. Eine unzählige Menge von Booten umgab das Schiff, um den Gesandten bis zur Stadt zu begleiten. Kaum war aber dieser ans Land gestiegen, und hatte seine Wohnung betreten, so wurden die Pforten auf beiden Seiten verriegelt, und bei Sonnenuntergang die Schlüssel dem Gouverneur geschickt.

Am Tage nach der Abfahrt des Gesandten kamen zwei Banjos mit einer großen Menge von Booten an Bord, um die Geschenke in Empfang zu nehmen. Für die großen Spiegel hatte man zwei Lastboote aneinander befestigt, über beide eine Plattform von dicken Brettern gelegt, diese mit den feinsten Matten bedeckt, und zum Ueberflusse noch eine Decke von rothem Tuche darüber ausgebreitet. Man rieth den Japanern, die kostbare zu nichts dienende Decke wegzunehmen; aber ihre Ehrfurcht vor allem, was auf ihren Kaiser auch nur den entferntesten Bezug

*) Die Stadt Nangasaky wird von zwei sich alle sechs Monate ablösenden Gouverneurs verwaltet. Einige Tage nach Krusensterns Ankunft kam der zweite aus Jeddo an; allein der vorige durfte nicht abreisen, weil die Russen unter seiner Regierung angekommen waren; er mußte also die ganze Zeit über in Nangasaky bleiben.

hat, war zu groß, als daß jener ökonomische Rath Eingang gefunden hätte. Es stellte sich auch sogleich eine Wache zu den Spiegeln hin. Als man die Dollmetscher fragte, auf welche Art diese großen Spiegel nach Jeddo transportirt werden sollten, antworteten sie, man würde dieselben hintragen lassen; und als man ihnen bemerkte, daß dies wegen der großen Entfernung um so unthunlicher scheine, da jeder Spiegel wenigstens sechszig Personen erfordere, die gewiß alle halbe Meile abgelöset werden müßten, erwiederten sie, daß für den Kaiser von Japan nichts unmöglich sei. Zum Beweise dieser Behauptung erzählte einer von ihnen, daß vor zwei Jahren der chinesische Kaiser dem Kaiser von Japan einen lebendigen Elefanten zum Geschenk gemacht habe, welcher von Nangasaky nach Jeddo getragen worden sei.

Mit welcher Pünktlichkeit die Befehle des Kaisers ohne Rücksicht auf unübersteiglich scheinende Hindernisse vollzogen werden, beweiset auch Folgendes, ebenfalls aus dem Munde eines der Dollmetscher. Eine chinesische Jonke ward während eines Sturms, der sie um Masten und Steuer brachte, an der östlichen Küste von Japan nach der Bai Owary verschlagen. Da nun, einer alten Verordnung zufolge, jedes an einem Theil von Japan durch Zufall ankernde oder durch Sturm dahin verschlagene ausländische Schiff sogleich nach Nangasaky geführt werden muß, so mußte auch dieses Schiff, seines schlechten Zustandes ungeachtet, dahin gebracht werden. Weil dies nun in Japan nicht anders als durch Bogsiren geschehen konnte, so wurden sogleich mehrere hundert Boote genommen, um das Schiff aus der Bai Owary nach der Bai Osacca zu bogsiren. Auf dieser Fahrt war es möglich, daß bei dem ersten starken Winde, die an dieser Küste häufig sind, Schiff und Boote zu Grunde gingen. Von der Bai Osacca an war die Fahrt, weil sie nicht im offenen Meere, sondern zwischen den Inseln Nipon, Sikoff und Kiusiu geschah, weniger gefährlich. Sie dauerte im Ganzen vierzehn Monate, und beschäftigte unaufhörlich wenigstens achthundert Menschen. Das Natürlichste und Wohlfeilste, was man hätte thun können, das Schiff aufzubrechen, oder es zu verbrennen, zu bezahlen und die Chinesen nebst der geretteten Ladung nach Nangasaky zu schicken, gestatteten die Gesetze des Landes nicht.

Am 22 Dez. erhielt der Gesandte Bericht, daß ein Kurier aus Jeddo angekommen sei, mit dem Befehl, die Nadeshda nach dem innern Hafen zu führen, damit sie ausgebessert werden könne. Um zehn Uhr des Morgens kamen denn auch wirklich, des frischen Windes und heftigen Regens ungeachtet, zwei Banjos mit ihrer Flotille, und bogsirten das Schiff nach der Bai, wo ungefähr eine Viertelmeile vom Lande Anker geworfen wurde. Am gleichen Tage langten auch zwei chinesische Jonken und einige Tage später vier andere an. Eine siebente war während eines Sturmes an den Gotto-Inseln gestrandet, doch hatte sich die Mannschaft gerettet, und wurde einige Wochen später in japanischen Booten nach Nangasaky gebracht.

(Der Beschluß folgt.)

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * München, 3 Mai. Die so eben im größten Quartformat erschienene „Beschreibung der Schlacht von Wagram, verfaßt nach den offiziellen Bulletins beider streitenden Theile, und nach besondern Berichten von Augenzeugen;" französisch und deutsch, mit zwei Planen (München, 1810), gehöret gewiß zu den interessantesten Beiträgen zur Geschichte jener Riesenschlacht, und ist für den Historiker, noch mehr für Militärpersonen, die ihre Kunst studiren, von hohem Werth. Die dazu gehörigen Karten, meisterhafte Arbeiten der lithographischen Offizin von München, sind vom königlichen Ingenieur-Geographen M. von Couton nach ächten Materialien gezeichnet. Die Beschreibung selbst rühret von dem königlich-baierschen Major *à la suite*, Freiherrn von Hugomot, her, welcher Gelegenheit hatte, die offiziellen Nachrichten durch Erzählungen von Augenzeugen beider Heere zu ergänzen und mit einander in Uebereinstimmung zu bringen. Der um sein Vaterland hochverdiente Hr. Geheimerath Adam Freiherr v. Aretin aber ists, dem das Publikum eigentlich diesen vortrefflichen Beitrag zur neuesten Kriegsgeschichte zu danken hat, indem er die ganze Unternehmung besorgte.

Unter den neuesten Stücken der hiesigen Bühne verdienen drei kleine Schauspiele, jedes von einem Akt, wegen der artigen Idee bemerkt zu werden, die ihnen zum Grunde liegt. Sie führen den Titel: So sind sie gewesen. — So waren sie. — So sind sie.

Der ungenannte Verfasser stellt in denselben ein angenehm zusammenhängendes Gemälde der Denkungsart und Sitten verschiedener Jahrhunderte auf. Das erste Stück spielt in den Ritterzeiten und stellt eine Ritterfamilie dar, wo es sich darum handelt, die blühende Ethelinde, einem Gelübde zufolge, dem Kloster zu weihen. Liebe und religiöser Wahn, jenes Gelübde sei unlösbar, kämpfen in den Liebenden, bis ein Schwank des lustigen Bruders Ethelindens die Liebenden vereint. — In dem zweiten Stücke führt uns der Verfasser zweihundert Jahre später hinab unter die Nachkommenschaft derselben alten Ritterfamilie. An die Stelle der rauhen Rittersitte, der Einfachheit der Zeit und der Kleidung sind die des Jahrhunderts getreten, da Frankreichs Sprache und Moden auch auf Deutschland übergingen, und jenes in Allem, was Sitte und Anstand betraf, das Muster edler deutschen Familien ward. Besonders belustigend ist das Kostum der Damen, die abentheuerliche Frisur, die Böschen, Reifröcke, die komisch-feierliche Eleganz der jungen Herren damaliger Zeit, verbunden mit dem Ueberreste alter Rittersitte in Denkungsart und Halten auf Anstand und Würde. — Im dritten Stücke weht der Geist der neuern Zeit; die Damen im neuesten Kostüm spielen die Guitarre, deklamiren und sprechen von ästhetischer Kunst; die jungen Herren beherrscht ein herzloser Egoismus; nur einer, ein wackerer Husar, erscheint mit alter Kraft, und ist des Mädchens von einer halben Million werth, das, in ländlicher Stille erzogen, von der Thorheit der Gegenwart nichts weiß.

So läßt der Dichter drei Jahrhunderte vor uns vorübergehen. Besonders gefallen die beiden ersten Stücke. Im dritten hingegen scheinen die Karaktere nicht stark genug bezeichnet zu sein, wenn anders nicht der Verfasser in der matten Zeichnung die Oberflächlichkeit der jungen Leute nach der Mode zu schildern die Absicht hatte. * * *

---

— Hr. E. A. W. v. Zimmermann behandelt im neuesten Bändchen seines Taschenbuchs der Reisen (neunten Jahrgangs erste Abtheilung) nach seinem bekannten Plan das hohe Asien und China. Man ist es von diesem philosophischen Geographen gewohnt, daß er die interessantesten

Thatsachen mit prüfendem Scharfsinn auszuwählen und zu ordnen weiß. Freunde der Länder- und Völkerkunde werden in Zimmermanns Gemälde von China den höchsten Genuß finden. Und obwohl auch er das alte Mährchen von diesem wunderbaren Lande vernichtet, bleibt es darum nicht minder wunderbar mit seiner despotisch-geregelten Verfassung, seinen vielen tausend Porzellanöfen, Theefeldern, besegelten Schiebkarren, geprügelten Mandarinen, übervölkerten Provinzen und Einöden u. s. w. Nach den von Zimmermann verglichenen Angaben würde China wahrscheinlich nicht viel bevölkerter, als Frankreich oder Deutschland seyn, und auf einen Areal von 70—80,000 Quadratmeilen etwa 140 bis 150 Millionen Einwohner haben.

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. April 1810.

| Monatstage. | Barometer. | | Thermometer. | | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmels-Beschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Bei Sonnen-Aufgang. | Bei Sonnen-Unterg. | Bei Sonnen-Aufgang. | Nachm. 2 Uhr. | Bei Sonnen-Unterg. | Nachts. | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. |
| | '' ''' 10 | '' ''' 10 | | | | | | | | | | | | |
| 1 | 26. 7 5 | 26. 5 8 | + 3 | +11 | + 7 | — | — | — | — | N. | O. | Vorm. | bewölkt | heiter |
| 2 | 26. 5 7 | 26. 7 8 | + 6 | +12 | + 7 | — | — | Regen | — | O. | N. O. | — | heiter | bewölkt |
| 3 | 26. 9 4 | 26. 9 3 | + 5 | +11 | + 9 | — | — | — | — | W. | W. | — | heiter | bewölkt |
| 4 | 26. 8 6 | 26. 9 5 | + 8 | +10 | + 7 | Regen | Regen | Regen | — | W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 5 | 26. 9 2 | 26. 9 0 | + 5 | + 8 | + 7 | Regen | — | — | — | W. | N. W. | — | bewölkt | heiter |
| 6 | 26. 7 5 | 26. 5 5 | + 5 | +13 | + 9 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | heiter |
| 7 | 26. 5 0 | 26. 6 6 | + 6 | + 5 | + 5 | — | — | — | — | N. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 8 | 26. 7 2 | 26. 7 4 | + 2 | + 8 | + 6 | — | — | — | Reif | N. W. | N. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 9 | 26. 7 0 | 26. 5 5 | + 1 | + 9 | + 8 | — | — | — | Reif | N. W. | N. W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 10 | 26. 6 5 | 26. 6 5 | + 5 | +10 | + 8 | Regen | — | — | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | heiter |
| 11 | 26. 6 3 | 26. 6 6 | + 3 | + 7 | + 6 | — | Rrgen | Regen | Reif | N. W. | N. W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 12 | 26. 7 2 | 26. 7 2 | + 6 | + 8 | + 6 | — | — | Regen | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 13 | 26. 7 1 | 26. 7 7 | + 6 | + 3 | + 3 | — | — | Schuee | Thau | N. W. | N. W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 14 | 26. 8 0 | 26. 8 4 | + 3 | + 5 | + 2 | Schnee | Schnee | Schnee | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 15 | 26. 9 4 | 26. 9 1 | + 3 | + 7 | + 4 | Schnee | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 16 | 26. 8 7 | 26. 7 6 | — 1 | +11 | + 8 | — | — | — | Reif | O. | N. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 17 | 26. 7 6 | 26. 8 9 | + 4 | +10 | + 8 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 18 | 26. 9 0 | 26. 8 8 | + 4 | +16 | +12 | — | — | — | Thau | N. W. | S. O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 19 | 26. 9 4 | 26. 9 3 | + 6 | +18 | +13 | — | — | — | Thau | W. | N. | — | heiter | heiter |
| 20 | 27. 0 7 | 27. 2 2 | + 9 | +11 | +10 | Regen | Regen | — | — | W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 21 | 27. 2 9 | 27. 2 8 | + 5 | +13 | +11 | — | — | — | Thau | W. | N. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 22 | 27. 2 9 | 27. 2 2 | + 5 | +12 | +12 | — | — | — | Thau | O. | N. O. | — | heiter | heiter |
| 23 | 27. 1 9 | 27. 1 8 | + 5 | +14 | +12 | — | — | — | Thau | N. W. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 24 | 27. 1 8 | 27. 1 4 | + 5 | +14 | +11 | — | — | — | Thau | O. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 25 | 27. 1 1 | 27. 0 5 | + 7 | +15 | +12 | — | — | — | — | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 26 | 27. 0 5 | 27. 0 6 | + 5 | +13 | + 8 | — | — | — | — | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 27 | 27. 0 7 | 27. 0 9 | + 4 | +13 | +11 | — | — | — | — | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 28 | 27. 1 8 | 27. 1 9 | + 4 | +14 | +11 | — | — | — | — | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 29 | 27. 1 5 | 27. 0 2 | + 5 | +16 | +14 | — | — | — | Thau | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 30 | 27. 0 0 | 26. 9 9 | + 5 | +16 | +12 | — | — | — | — | O. | O. | — | heiter | heiter |

### Anmerkungen.

Schon vor dem mittelsten Tage des Monats hatte die Erscheinung der Schwalben und Fledermäuse den nahen Sommer verkündet. — Die Frühlingswärme weckte zugleich die Schwärme der Insekten in ungewöhnlicher Menge aus der Winterruhe, besonders die Gartenschnecken, Ameisen u. s. w. Selten erschienen die Fruchtbäume in so reicher Blütenpracht, wie diesen Lenz.

---

Die erste Hälfte des Monats setzte diejenigen Krankheitserscheinungen fort, die der März begonnen hatte, und war besonders reich an katarrhalischen Affektionen der Schleimhaute der Nase, der Halsdrüsen und der Respirationsorgane, die oft als solche ihren gutartigen Gang fortsetzten, oft aber auch bis zur Entzündung sich steigerten, und auf diesem Grade ihrer Aeusserung nicht selten das gastrische oder hepatische System in das Mitleiden zogen, oder, besonders da, wo die schwächende Behandlung zu ausgedehnt oder zu rasch angewandt wurde, zum typhosen Karakter sich neigten, und wenn es noch gut ging, eine äusserst träge Konvaleszenz nach sich zogen.

Auch erschienen während dieses Zeitraums der Scharlach, die Masern durch die ganze Schweiz noch sporadisch; die falschen Pocken weit häufiger, und in mehrern Gegenden bis zur Epidemie verbreitet, und die Würmer meldeten sich häufig als ungebetene Plagegeister sowohl des kindlichen als des reifern Alters.

Freundlicher als seit mehrern Monaten erheiterte die holde Hygiea mit den eingetretenen angenehmen Frühlingstagen ihr Gesicht; sie sah das Schwinden so manchen Leidens der Menschen, sah im Kampf unter sich die Krankheitsgenien, die seit langem sehr trotzig zu herrschen beliebten, und konnte erwarten, daß ein jeder, von dem Streite geschwächt, nach langer Ruhe sich sehnen werde.

Aber die ewige Feindin der Gesundheit, das launigste unter allen launigten Wesen, die Mode, entschied bald anders; sie befahl, die wärmern aber auch steifern Winterkleider mit einem Gewande zu vertauschen, in dem man uns die Grazien Griechenlands zeichnet, und wie Italiens Klima es allenfalls fodern kann; ruhte auch nicht, bis sogar der an größere Wärme gewohnte Säugling halb nackt der lustwandelnden Welt gezeigt werden konnte.

Auch hatte Göttin Mode so ganz unrecht nicht. Ohne ihr freundliches Zuthun hätte wohl mancher Arzt voll Langeweile den Lehnstuhl hüten und ungestört sein Pfeifchen rauchen können, den jetzt Gesunde und Kranke bestürmen, um gegen Katarrhe, Rheumatismen und Rheumalgien schweißtreibende und besänftigende Mittel zu erhalten.

S.



Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 39. — den 16 Mai 1810.

## Die Charwoche und das Osterfest in Rom, im Jahr 1810.

Still, ernst, ähnlich dem Karneval, ging diesmal die heilige Woche vorüber. Das Verstummen der Glocken am Charfreitage war ein Verstummen des Todes, weil man keine Auferstehung zur sonst um diese Zeit gewöhnlichen Fröhlichkeit erwartete. Die Kapelle auf Monte Cavallo, sonst am Palmsonntage so glänzend, blieb diesmal verschlossen. Die Fußwaschung in St. Peter, die Speisung der zwölf armen Priester, und die dabei gewöhnlich vorfallenden, die Zuschauer vergnügenden Szenen, der Segen vom Balkon der Kirche, der Tausende und Tausende herbeilockte — alles das fiel weg. Das Miserere wurde zwar gesungen, aber nicht wie gewöhnlich in der Sixtinischen Kapelle, sondern in einer Kapelle der Canonici von St. Peter. Bei dem veränderten Lokal konnte der Gesang nicht die gleiche Wirkung machen; ausserdem aber wurde diesmal nicht das Stabat Mater von Allegri, oder jenes von Pergolese, sondern von Guglielmi dem Vater und von Zingarelli, jetzigem Musikdirektor von St. Peter, gegeben. Auch diese Musiken haben ihre ausgezeichneten Verdienste, besonders die von Guglielmi; aber hätten sie auch selbst das Pergolesische Stabat Mater übertroffen, man hätte kein Ohr dafür gehabt, weil man sich nicht in der Sixtinischen Kapelle sah. Das heilige Grab in der Pauls Kapelle, wohin sonst, dem heiligen Vater folgend, die Menge strömte, war diesmal zu einem Altar auf der Seite des Hauptchors hinter dem Hauptaltar versetzt, und statt der vielen, sonst bei den Feierlichkeiten von St. Peter in alter Schweizertracht paradirenden und Fremden und Bekannten zum Einlaß behilflichen Soldaten der päpstlichen Wache, sah man an dem Eingange zur Sixtinischen Kapelle nur einen solchen altmodisch gekleideten Kriegsknecht.

Dagegen wimmelte der Platz vor St. Peter von französischem Militär. Das einzige, was nach ehmaliger Weise statt hatte, war die Kreuzbeleuchtung; aber der Platz, wo die Guillotine aufgerichtet wird, fesselte einen großen Theil der Wandelnden. Andere Szenen, andere Ideen, andere Empfindungen.

Zum Glück waren die Fleischerladen wohl mit frischen Osterlämmern versehen, und daß das Lammfleisch um fünf, sogar um vier Bajok das Pfund ausgeboten wurde, bewirkte doch einigen guten Muth und den Ausruf: Non c'è male! (dabei kann man bestehen!)

Unter diesen Umständen kam das Osterfest selbst heran. Die Witterung war, wie in diesem ganzen Frühling, vortrefflich, und zwei große gedruckte Blätter, davon eins an den Hauptecken angeschlagen war, erweckten die Neugierde der Menge.

Das erste, größere, französisch und italienisch gedruckte Blatt war dasselbe, was schon unter dem 9 April in römischen Blättern erschienen war, die Vereinigung der römischen Staaten mit dem französischen Reich, die Unabhängigkeit des kaiserlichen Thrones von irgend einer andern Autorität auf der Erde, und die weltliche Existenz der Päpste betreffend.

Der Inhalt dieses Blattes war den Leuten zum Theil schon bekannt; indessen zog es doch eine Menge Leser herbei, da es noch nie öffentlich angeschlagen gewesen war. Noch begieriger ward das zweite Blatt verschlungen, in welchem von einer Menge von der Regierung auszusteuernder Bräute

und von einer dem Volksvergnügen gewidmeten Loterie, die auf dem kapitolinischen Berge gezogen werden sollte, Anzeige gemacht wurde.

Die Sache verhielt sich so. Am grünen Donnerstage hatte der neue für Rom ernannte Präfekt, Baron Tournon, im Beisein von mehrern Magistrats-, Regierungs- und Militärpersonen, Besitz vom Kapitol genommen. Das Osterfest sollte den Sieg und die Wiederherstellung der Herrlichkeit und Gewalt des Kapitols verkündigen. Zu diesem Ende waren alle Einrichtungen zu einem großen Feste getroffen worden.

Den Anfang machten die auszusteuernden Bräute, welche mit ihren Erwählten zur Trauung in die Kirche von Ara Coeli zogen. Die Aussteuer sollte auf siebenzehn Römerinnen ausgedehnt sein. Jede sollte etwas über hundert Scudi erhalten, doch mit der Bedingung, daß sie eine Militärperson heirathete. Bis dahin hatten sich nur etwa sieben Paare gefunden. Die Austheilung der Aussteuer ward in einem zum Abendfest eingerichteten Saal von dem Präfekten vollzogen.

Während dessen sah man an zwei wenig von einander getrennten Stellen die für die Loterie ausgestellten Gewinnste; doch war die Anzahl des Volks bei weitem nicht so groß, als man erwartet hatte. Unzähligen mochte die Sache nicht bekannt sein; andere hielten mit ihren Freunden und Verwandten nach hergebrachter Sitte Ostern, und kümmerten sich um nichts anderes: sonst hätte diese ganz neue und so bequeme Sache einen Strom der ohnehin so loteriesüchtigen Römer herbeiführen müssen. Die vielen ausgehängten Sachen wurden nun ohne Ende durchgemustert. Tücher, Ringe, Ohrgehänge, Spiegel, Strümpfe und Allerlei lockten aus mancher Brust Seufzer und Wünsche der Sehnsucht hervor; wandte man sich aber von da weg zu den in Reihe und Glied gestellten und schön gezierten Schinken, Speckseiten, Salami, forme di caseo (runden Käsen) u. dgl., dann trug das Solide den Sieg davon. Hier wurden die Blicke gefesselt: der Magen behauptete seine Rechte. Man konnte die Stunde des Auszugs der Loose nicht erwarten, und der Mittag war längst vorüber. Endlich um zwei Uhr Nachmittags, oder noch später, kam die ersehnte Stunde. Vier und vier wurden hinzugelassen, und ihre Namen mit der Nummer ihres Looses aufgeschrieben. Dann wurden die Urnen geschüttelt und dreitausend sechshundert Nieten gegen vierhundert Gewinnste machten es fühlbar, daß das Glück der Welt nur wenigen Auserwählten zu Theil werden kann. — Welche Szene! Selbst Galantuomini (und die geringere Zahl war aus dem niedern Volke) zogen im Triumph mit Schinken unter dem Arm, oder mit andern Herrlichkeiten geschmückt, ihren Wohnungen zu. Wer etwa nur einen Bund Zahnstocher erhalten hatte, war am übelsten daran, denn ihm drang sich mit Gewalt die richtige Bemerkung auf: Una fetta di prescintto vale più di tutti stuzzigadenti del mondo. So endigte sich dieses Schauspiel, das den Leuten immerhin etwas Fremdes blieb, weil es wie aus den Wolken herabkam, ohne daß sich für die Empfindung des Empfangenden irgend eine direkte Beziehung entdecken ließ, und die Römer, seit Jahrhunderten an ihr altes Einerlei gewöhnt, dringen schwer in das ihnen Neue und Fremde und seinen Sinn ein.

Am gleichen Tage wurde nun ein großes Mahl gegeben, wobei die neu vermählten Paare bewirthet wurden. Musik und Tanz konnten nicht fehlen. Den ganzen Tag über war die ganze hohe Kapitolstreppe und ein großer Theil der untenliegenden Gasse mit doppelter Reihe von Militär besetzt. Endlich um zwei Uhr in der Nacht wurde das große Feuerwerk abgebrannt, zu dem man die Zurüstungen schon mehrere Tage vorher gesehen hatte. Eine zahlreiche Menge hatte sich versammelt, und mit einem Bouquet von Raketen wurde das Feuerspiel eröffnet. Bald stand das hohe Kapitolgebäude in hellbrennendem Schimmerlicht, und mitten unter den funkelnden Sternen glänzte die Kaiserkrone, der französische Adler, nebst den Namen des Kaisers und der neuen Kaiserin. Mehreremal nahm die Glanzerscheinung des Palastes neue Formen an, und den Beschluß machte beim Donner der Petarden eine Girandola, die den Triumph des Kapitols über das übrige unterliegende Rom anschaulich und überzeugend darthat, und den Leuten den Ausruf ablockte: È stata cosa veramente bella! — Der stille Beobachter dachte an die Mönche in dem nahen Kloster Ara Coeli. Wie mochte denen das alles vorkommen?

## Aufnahme und Aufenthalt der russischen Gesandtschaft in Japan, im Oktober 1804.

(Beschluß.)

Zwölf Schiffe aus Ningpo, vorzüglich mit Zucker, Elfenbein, Blei, Zinnplatten, seidenen Zeugen und Thee beladen, haben jährlich die Erlaubniß, nach Nangasaky zu kommen. Fünf davon, die im Juni ankommen, segeln im Oktober, die übrigen, die im Dezember ankommen, im März oder April zurück. Daß Thee mit zur Importation nach China gehöre, ließ sich daraus schließen, daß der Gesandtschaft bei ihrer Abreise die Wahl zwischen chinesischem und japanischem Thee gelassen wurde. Der letztere ward um vieles schlechter erfunden, als der erstere, und überhaupt scheint das, was man von der vorzüglichen Güte des japanischen Thees geschrieben hat, übertrieben zu sein. Die Ausfuhr der Chinesen aus Japan besteht in etwas Kupfer, Kampher, lakirten Waaren, Regenschirmen, und vorzüglich in Dintenfisch, der in China als Arznei gebraucht wird; ferner in Seepflanzen, als Nahrungsmittel, und ausgetrockneten großen Muscheln, welche letztern, in Japan Awaby genannt, in China für einen Leckerbissen gehalten werden, und wirklich keine üble Speise sind; auch, da sie sich mehrere Jahre hindurch erhalten, als Seeprovision gebraucht werden können. — Ungeachtet eine Jonke einem Schiffe von vierhundert Tonnen an Größe nicht viel nachgibt, so würden dennoch zwei Schiffe von fünfhundert Tonnen das leicht laden können, was zwölf chinesische Jonken einnehmen. Eine Jonke ist in zwölf Stunden, zwar in der größten Unordnung, ausgeladen. Da die ganze Ladung aus Säcken und kleinen Kisten besteht, so werden diese, ohne Schonung für Waare und Boot, vom Schiffe hinuntergeworfen. Und da die ganze Takelage einer Jonke fast bloß aus einigen Wandtauen besteht, so können auch Sachen von einigem Gewichte nicht mit Vorsicht hinuntergelassen oder ins Schiff heraufgezogen werden. Zudem laden nicht die Chinesen selbst ein und aus; denn gleich am Morgen nach ihrer Ankunft wird der Kapitän und sämmtliche Mannschaft nach der Faktorei geführt, das Fahrzeug von den Japanern in Besitz genommen, und erst einige Tage vor ihrer Abfahrt dürfen die Chinesen ihr Schiff wieder betreten. Sobald die Jonke ausgeladen ist, wird sie beim ersten Neu- oder Vollmonde bei hohen Fluthen ans Ufer gezogen, wo sie während der Ebbe ganz auf dem Trockenen bleibt, was ihr bei ihrer Bauart

wenig schadet, und wenn es schadete, die Japaner um so weniger kümmern würde, da sie überhaupt die Chinesen mit geringer Schonung behandeln. So wurden z B. zwei große den Chinesen zugehörige Packhäuser ausgeräumt, da diejenigen, welche das Haus des Gesandten umgaben, nicht hinreichten, auch die leeren Wassertonnen der Nadeshda zu fassen. Ausser den zwölf jährlich hier ankommenden Schiffen sind noch zwei hier, welche als Unterpfand in Nangasaky bleiben müssen, und von den Japanern ziemlich als ihr Eigenthum angesehen werden, was sich wenigstens aus der leichten Art, womit sie über dieselben zum Gebrauch der Gesandtschaft disponirten, schliessen ließ.

Am 25 Dezember war das Schiff bis auf etwa zweihundert Schiffstonnen Ballast ganz ausgeladen. Man fing also an, es zu repariren. Einen Leck im Vordertheile ausgenommen, fand sich das Holz von vorzüglicher Güte, nur das Kupfer war durchgehends schlecht. Darum wollte Hr. von Krusenstern das Schiff, so weit es ohne Kielholen, was die seichten Ufer nicht zuliessen, geschehen konnte, mit japanischen Kupferplatten überziehen lassen. Der Ordre von Jeddo zufolge, alles zur Reparatur des Schiffs Nöthige herbeizuschaffen, erbot sich der Gouverneur sogleich, auch die Kupferplatten von Miaco zu verschreiben, da man in Nangasaky nur dünne zum Beschlagen eines Schiffs untaugliche Platten erhalten kann, wovon jedoch fünfhundert Stück zu der Barkasse und Schaluppe gebraucht wurden. Der Gesandte nahm es aber selbst auf sich, auf seiner Reise nach Jeddo jenes Kupfer zu bestellen, und die Japaner, die damals schon wußten, daß dem Gesandten die Ankunft eines Vornehmen in Nangasaky angekündigt war, mithin die Gesandtschaft nach Jeddo gar nicht vor sich gehen würde, waren nicht wenig erfreut, sich der ganzen Besorgung überhoben zu sehen.

Am 14 Jan. 1805 ereignete sich in Japan eine totale Mondfinsterniß. Auch den Japanern war sie bekannt, obgleich die Stunde des Anfangs in ihren Kalendern nicht angegeben war. Sonst ließ sich in Betreff der astronomischen Kenntnisse der Japaner wenig oder nichts Befriedigendes herausbringen. Den Berichten der Dollmetscher zufolge soll es jedoch im nördlichen Japan, unweit Jeddo, Leute geben, welche die Kunst besitzen, Sonnen- und Mondfinsternisse vorauszusagen. Sie nennen sich Issis, wohnen in Tempeln, und ihre Voraussagungen werden in die Kalender eingerückt, von denen zwei, ein ausführlicher für die Reichen und Vornehmen, und ein abgekürzter für die geringern Klassen des Volks, jährlich in Jeddo erscheinen.

Am 16 Jan. ward Hr. von Krusenstern in aller Eil zum Gesandten gerufen. Hier fanden sich zwei Banios, nebst mehrern Dollmetschern und andern Offizianten. Die Veranlassung zu der Einladung war der Versuch eines von den aus Rußland mitgebrachten Japanern, sich das Leben zu nehmen. Der Japaner hatte sich mit einem Rasirmesser in den Hals geschnitten; Dr. Langsdorf war aber zeitig genung bei der Hand, um das Blut zu stillen. Weil jedoch der Gouverneur von dem Vorfalle nicht benachrichtigt war, so ließ die japanische Wache den Arzt keine Hand anlegen, und der Patient mußte, bis die von dem Gouverneur gesandten Banios angekommen waren, in seinem Blute liegen bleiben. Auch späterhin wurde es keinem europäischen Wundarzt gestattet, Hilfe zu leisten, sondern man ließ einen japanischen Wundarzt und einen Doktor herbeikommen. *)

*) Bekanntlich haben die Japaner einen halb geschornen Kopf. Nun unterscheidet sich ein japanischer Doktor von einem Wundarzt dadurch, daß des erstern Kopf ganz geschoren, des letztern aber ganz behaart ist.

Der Gouverneur hatte sogleich nach Ankunft der Gesandtschaft den Hrn. von Resanoff bitten lassen, ihm die vier mitgebrachten Japaner abzuliefern. Weil der Gesandte sie dem Kaiser selbst vorstellen wollte, ward diese Bitte verweigert. Einige Wochen später hatte der Gouverneur sein Begehren wiederholt, aber mit dem nämlichen Erfolge. Nun bat der Gesandte den Gouverneur, ihm die Japaner abzunehmen; erhielt aber jetzt die Antwort, daß er sie nun noch länger behalten möge, da er sie zu der Zeit nicht habe abgeben wollen, als der Gouverneur ihn zweimal darum gebeten; übrigens solle deshalb ein Kurier nach Jeddo geschickt werden. Von Jeddo erfolgte keine Antwort, und erst am Tage der Abreise der Gesandtschaft konnten die vier Japaner das Haus des Gesandten verlassen. Obgleich sie also nach einer beschwerlichen Reise von vierzehn Monaten ihr Vaterland wieder zu sehen bekamen, mußten sie doch vorerst sieben Monate im Gefängnisse zubringen, und selbst dann blieb es noch zweifelhaft, ob sie wieder zu ihren Familien zurückkehren dürften.

Am 19 Februar erhielt der Gesandte die offizielle Anzeige, daß der Kaiser einen Bevollmächtigten, von acht vornehmen Personen begleitet, nach Nangasaky abgeschickt habe, um mit ihm in Unterhandlung einzutreten. Wenn auch die Dollmetscher es nicht gerade heraussagten, daß der Gesandte nun nicht nach Jeddo zu reisen brauche, so ließ es sich doch aus mancherlei Umständen schliessen, daß man ihn dort nicht wolle. Der Abgesandte des Kaisers war, nach dem Ausdruck der Dollmetscher, von so hoher Würde, daß er die Füße seines Herrn sehen durfte, ohne daß ihm jedoch erlaubt war, seine Blicke höher zu richten, was selbst der Gouverneur von Nangasaky nicht darf. Von einem so vornehmen Herrn nun ließ es sich nicht denken, daß er bloß darum nach Nangasaky geschickt sei, um den Gesandten nach Jeddo zu begleiten. Auch ließ sich aus einem Besuche der Dollmetscher schliessen, daß die japanische Regierung recht ernstlich wünschte, die Gesandtschaft im April absegeln zu sehen. Sie kamen nämlich am 27 Februar an Bord, um sich nach dem Befinden des Hrn. von Krusenstern zu erkundigen; aus ihren Fragen aber ließ es sich leicht abnehmen, daß sie eigentlich nur wissen wollten, wie bald das Schiff zum Absegeln fertig sein könne. Da ein solcher Wink nicht ausser Acht gelassen werden durfte, fing man sogleich an, das Schiff in segelfertigen Stand zu stellen, wobei die Japaner abermals alles, was man forderte, mit größter Bereitwilligkeit lieferten.

Erst am 12 März wurde der Gesandte durch den Oberdollmetscher Skeyseima offiziell berichtet, daß er nicht nach Jeddo reisen könne, daß aber der Bevollmächtigte des Kaisers von Japan etwa nach zehn bis fünfzehn Tagen in Nangasaky eintreffen werde, und daß das Schiff alsdann, sobald es segelfertig sei, seine Rückreise nach Kamtschatka antreten solle. Es sei verboten, setzte er hinzu, irgend etwas in Japan zu kaufen; hingegen habe der Kaiser befohlen, das Schiff unentgeltlich mit allen nothwendigen Materialien, und mit Provision auf zwei Monate, zu versorgen.

Am 31 März und 1 April ward in Nangasaky ein Fest gefeiert, welches Mussume Matzury heißt, und vorzüglich darin bestehen soll, daß an diesen Tagen Eltern ihre Tochter mit Puppen beschenken. Wegen dieses Festes wurden die Russen ersucht, die Zimmerleute, welche am Lande die Boote ausbesserten, nicht zur Arbeit zu schicken.

Am 30 März, um eilf Uhr Vormittags, kam der Bevollmächtigte aus Jeddo in Nangasaky an. Die Unterhandlungen

über die Zeremonie der Audienz fingen erst den 3 April an, wurden mit vieler Wärme geführt, und endigten damit, daß der Gesandte dem Repräsentanten des japanischen Kaisers ein europäisches und nicht ein japanisches Kompliment machen solle; doch mußte er sich gefallen lassen, ohne Degen und Schuhe zu erscheinen. Auch wollte man ihm keinen Stuhl oder Sitz europäischer Art zugestehen; sondern er mußte, dem Gouverneur und dem Bevollmächtigten gegenüber, mit seitwärts gehaltenen Füßen auf der Diele sitzen. Nur dem Gesandten bewilligte man einen Norimon, oder Tragsessel; sein Gefolge aber mußte zu Fuße gehen.

Am 4 April wurde der Gesandte in einem großen mit Flaggen und Vorhängen verzierten Boote zu seiner ersten Audienz abgeholt. Sein Gefolge bestand aus fünf Personen, und dem Sergeanten, der die Standarte trug. Bei dieser ersten Audienz wurden nur Komplimente gewechselt und einige unbedeutende Fragen gethan. Mit der gleichen Zeremonie ging auch die zweite Audienz vor sich, in welcher alle Geschäfte beendigt und dem Gesandten die nöthigen Dokumente eingehändigt wurden, kraft deren es auf alle und jede Zeiten allen russischen Schiffen verboten ward, wieder nach Japan zu kommen. Ueberdem wurden nicht nur die Geschenke, sondern auch sogar der Brief des Kaisers von Rußland ausgeschlagen. Wenn je wieder Japaner nach den russischen Küsten verschlagen werden sollten, so sollte man sie den Holländern abgeben, damit diese sie über Batavia nach Nangasaky schicken könnten. Ferner ward verboten, den holländischen Faktor zu besuchen, oder von ihm einen Besuch anzunehmen; so wie auch irgend etwas für Geld zu kaufen, oder jemandem ein Geschenk zu machen. (Dieser letztere Punkt ward nach wiederholten Bitten und Vorstellungen endlich dahin modifizirt, daß dem Gesandten erlaubt wurde, sieben Dollmetschern sieben verschiedene Sachen zu geben.) Hingegen ward erklärt, daß die Reparatur des Schiffs und die verbrauchte Provision auf kaiserlich-japanische Kosten unternommen und geliefert worden sei; daß ferner das Schiff auf zwei Monate mit Lebensmitteln versorgt werden solle, und daß der Kaiser zweitausend Säcke Salz, jeden von dreißig Pfund, und hundert Säcke Reis, jeden von hundert und fünfzig Pfund, nebst zweitausend Stücken Kapok oder seidener Watte, das erstere als Geschenk für die Mannschaft, letztere aber als Geschenk für die Offiziere, bestimmt habe. Die Geschenke, sagte der Bevollmächtigte, habe der Kaiser von Japan darum nicht annehmen können, weil er sonst dem Kaiser von Rußland hätte Gegengeschenke machen und einen Gesandten mit denselben nach St. Petersburg absenden müssen, nach den Reichsgesetzen aber kein Japaner sein Vaterland verlassen dürfe.

So wurden durch diese Gesandtschaft nicht nur keine neue Vortheile für Rußland gewonnen, sondern auch das, was man in frühern Zeiten erhalten hatte, ging wieder verloren; und ohne eine große, eben nicht sehr wahrscheinliche Veränderung im Jeddoer Ministerium, oder in der Regierung selbst, scheint jetzt die Kommunikation zwischen Japan und Rußland, obwohl ohne bedeutenden Nachtheil für den Handel dieses letztern Landes, auf immer unterbrochen zu sein. Die Dollmetscher schmeichelten jedoch dem Gesandten damit, daß sie behaupteten, jene abschlägige Antwort habe eine Gährung in ganz Japan und vorzüglich in den Städten Miaco und Nangasaky verursacht. (Auch die Japaner im nördlichen Jesso sagten dem Lieutenant Chwostoff, der sie dort in den Jahren 1806 und 1807 besuchte, es sei nach der Abreise des russischen Gesandten wirklich eine durch seine Abweisung veranlaßte Revolution ausgebrochen.)

Am 16 April hatte der Gesandte seine letzte Audienz bei dem Bevollmächtigten, und gleich nach derselben fing man an, die Geschenke, die Provision, die Kanonen, Anker und Taue in das Schiff zu laden. Nebst der Hilfe der Japaner und ihrer Boote gingen alle Arbeiten um so schneller von statten, da die ganze Schiffsmannschaft sehr froh war, Japan wieder zu verlassen.

Den 18 April ging die Reise vor sich.

Hl.

---

# Varietäten.

## Aus England.

— Das afrikanische Institut zu London gehört unstreitig zu den rühmwürdigsten und menschenfreundlichsten Stiftungen der Britten neuerer Zeit. Der Zweck dieser Gesellschaft, nach Abschaffung des Sklavenhandels, ist nicht nur die nähere Erforschung des Innern dieses weitläufigen Welttheils, seiner Völker und Produkte, das Studium der Sprachen und Gebräuche und natürlichen Anlagen der dortigen Nationen, sondern auch jeder mögliche Versuch, ihnen durch Einführung der christlichen Religion, durch Stiftung von Schulen, durch Beschenkung mit nützlichen Thieren und Pflanzen eine höhere Kultur zu verschaffen, und was dem Handel durch Verlust des Sklavenfangs und der Sklavenmärkte verloren geht, durch freundlichen Verkehr mit jenen Völkerstämmen zu ersetzen. Der Präsident und vorzüglichste Beförderer dieser edeln Stiftung ist gegenwärtig der Herzog von Gloucester. Von Zeit zu Zeit gibt das afrikanische Institut öffentliche Berichte über seine Arbeiten. Der erste dieser öffentlichen Berichte lieferte nur eine Darstellung des Zwecks, der Gesetze und Verfassungen, so wie eine Liste der Mitglieder oder Subskribenten. Der zweite vom 25 März 1808 gab von den ersten Arbeiten Anzeige, die zur Zivilisation der Afrikaner unternommen worden sind. — Unstreitig auch die Gegenden von Sierra Leona an der afrikanischen Westküste, wo vor ungefähr achtzehn Jahren schon aus eben jenen rühmlichen Absichten einige Engländer, aufgemuntert durch Hrn. Wadstrom, einen Schweden, eine Kolonie gründeten, und Kaffee- und Zuckerpflanzungen anlegten, gehören zu den vorzüglichsten Interessen des afrikanischen Instituts. Obgleich der unselige Krieg zwischen England und Frankreich auch diesen entfernten Etablissements nachtheilig geworden zu sein scheint, hat es sich doch kräftig emporgehalten. Laut eingegangenen Briefen aus Sierra Leona vom April 1809 ist daselbst von den Britten am Rokelfluß eine neue Stadt, Afrikanisch-Kingston geheißen, fünf englische Meilen vom Hauptort entfernt, angelegt worden. Von Gorea hat man viele Pferde und ein Paar Dromedare hieher versetzt. Schon sind mehrere Schulen im Gange; die hier gebildeten jungen Afrikaner empfangen Offiziersstellen bei den Nationalmilizen. Sie lernen Lesen und Schreiben, dann mit der Zeit arabisch, englische Literatur und Mathematik. Die Ortschaften der Kolonie sind durch Straßen verbunden, und der Hafen von Sierra Leona beschäftigt eine große Menschenmenge, weil man es möglich zu machen glaubt, daß er viermal mehr Schiffe, als sonst, fassen könne.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 40. — den 19 Mai 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Paris.

Verschönerungen von Paris, Versailles, Compiegne, St. Cloud u. s. w. — Alte Münzen bei Nismes. — Sismonde. — Frau von Stael in Chaumont bei Blois, Schlegel, Werner. — Dürftigkeit der französischen Literatur. — Talma's Ernennung zum Vorleser des Kaisers.

Paris, 10 Mai 1810.

Was soll ich Ihnen aus der Hauptstadt erzählen? Paris ist jezt in tiefer Stille, denn Hof und Armee und selbst alle Gesellschaft ist verschwunden, die nun schon seit mehrern Tagen die Freuden des Landlebens sucht. Man könnte sagen, Paris ist auf dem Sommer-Fuß, wie man von einer Garnison zu sagen pflegt, sie sei auf dem Friedensfuß.

Das wird aber dem Glanz der Feste nicht den geringsten Eintrag thun, die für den Juni vorbereitet werden. Sie können sich durchaus von den tausend Rüstungen allen keinen Begriff machen, die hier in Bewegung sind, den Junimond zu verherrlichen. Dabei werden die Arbeiten für dauerhaftere und gemeinnützigere Zwecke aber keineswegs versäumt, sondern mit einer Emsigkeit fortgesezt, als wären die Augen der Regierung ganz allein auf sie geheftet. Tiefe Bäche werden ausgehölt, welche Sauberkeit und Frische durch die verschiedenen Quartiere dieser unermeßlichen Stadt verbreiten sollen. Man bauet Märkte und Schlachthäuser, gleich bewundernswürdig durch die Wahl der Pläze, auf denen sie stehen, wie durch die Schönheit und Solidität ihres Baues. Man spricht wieder von neuen Straßen, die geschaffen werden sollen; reißt alte Häuser nieder, welche der öffentlichen Sicherheit Gefahr drohten; bauet längs dem Flusse prächtige Quais; vollendet die begonnenen Brücken; und verknüpft das Ourcque-Flüßchen mit der Seine durch eine Kanalarbeit, des alten Roms würdig. Sezen Sie noch hinzu, daß man daran denkt, die ganze Stadt neu zu pflastern, und längs den Häusern, wo es irgend die Breite der Straßen erlaubt, Trottoirs anzulegen: so haben Sie eine Idee von den Beschäftigungen unserer rastlosen Mirmidonen.

Zu Compiegne, zu Versailles das nämliche Regen, Streben und Treiben. 3. Mai. die Kaiserin läßt einen Bogengang von eisernem Schnizwerk aus dem Schlosse von Compiegne bis zum Park errichten, das heißt eine Viertelstunde weit. Zu Versailles arbeiten achthundert Handwerker und Künstler im Innern der Zimmer; die dort bauen neu, die hier bessern aus, die malen, die vergolden u. s. w. Vierhundert andere sind in voller Beschäftigung den Schloßhof herzustellen. Eine noch größere Menge hämmert, meisselt, grabt, malt und wirthschaftet in den beiden Trianons. Und würde ich Ihnen erst von dem ungeheuern Aufwand von Gold, Silber, Kupfer, Blei und Eisen reden, der bei diesen weitläufigen Reparaturen gemacht wird: ich wette, Sie verwiesen mich und meine Erzählung ins bunte Reich der Mährchen. St. Cloud und St. Germain en Laye werden auf die gleiche Art verjüngt. Die Abtei St. Denys, der alten Könige Grabstätte, verwüstet durch die Königsmörder von 1793, erhebt sich schöner und prachtvoller, als jemals, aus ihrem Staube. Es ist gewiß unmöglich, in dieser Art ein majestätischeres Monument zu sehn, und immer eins von den Wundern, das Fremde bei ihrer Ankunft am begierigsten sind zu besuchen.

Wie hier, so im ganzen Reiche. Wenn ichs nur erlebe, Frankreich einmal im Schoos und in der Fülle eines Weltfriedens

zu sehen: was würde das riesenhafte Genie Napoleons aus diesem Lande alles hervorzaudern! Daß das antike Amphitheater der Römer bei Nismes von allen eingenisteten Weberstühlen und Baraken gesäubert und hergestellt wird, als ehrwürdiges Denkmal einer Vorwelt, um deren Ruhm Napoleon nebenbuhlerisch ringt, ist Ihnen vielleicht schon bekannt. Beim Nachgraben in der Nähe dieses Gedäudes hat man neulich eine ausserordentliche Menge kupferner Medaillen und Münzen gefunden, davon der Stempel bisher noch gar nicht hat recht erkannt werden können. Sie sind jezt in den Händen eines Mitgliedes der Akademie von Gard.

Auch ist die Rede davon, daß ein ganz neuer Kanal angelegt werden soll, der die Rhone von Genf an dis Seyssel, das heißt, bis unterhalb des Rhonesturzes (la perte du Rhone), schiffbar macht. Eine Riesenarbeit, die aber den Genfern zahllose Vortheile gewähren würde.

Da ich von Genf rede, fällt mir ein, daß Hr. Picot uns nächstens mit einer Geschichte von Genf beschenken wird. Man erwartet sie mit Begierde, weil man sich viel von dem Fleiß und den Talenten des Hrn. Picot verspricht. Ein anderer Historiker hat dagegen Genf verlassen. Ich meine Hrn. Sismonde, der sich jezt lieber Sismonde Sismondi nennen läßt. Er geht nach Pescia, bei Pisa im Toskanischen, und zwar seiner Gesundheit willen, die etwas erschuttert ist. Anfangs sollte er mit der Frau von Stael nach Amerika reisen.

Aus dieser Wanderung der Dichter- und Philosophen-Kolonie nach Amerika scheint doch Ernst werden zu sollen. Der ältere Sohn der Frau v. Stael, August, ein junger vielversprechender Mann, wird vorausreisen. Frau von Stael selbst, ihre Sohne, ihre Tochter, Hr. August Wilhelm Schlegel, der Dichter Werner, und einige andere ausgezeichnete Personen, leben gegenwärtig zu Chaumont bei Blois, und spielen auf ihrem Privattheater unterdessen, bis die Reise zur neuen Welt beginnt, französische und deutsche Trauerspiele, und kleine Stücke von der Komposition der Frau von Stael. Man geht selbst aus Paris hin, sie zu sehen. Dabei ist niemand müßig. Frau von Stael ist im Begriff, ihr großes Werk über Deutschland ans Licht treten zu lassen. Hr. Schlegel ardeitet eine französische Broschüre über Racine's Athalie aus. — Man zweifelt indessen doch, und wohl mit Recht, daß die Dichterin der Corinna und ihre Muse dem wunderlichen Entschluß getreu bleiben werden, übers Weltmeer zu gehen, um sich im Lande der Kaufleute und Pflanzer anzusiedeln, wo nichts weniger als jene schöngeisterische Atmosphäre weht, in der sie zu athmen einmal gewohnt ist. Auch ist die Wiederkehr noch nicht verschworen. Am Ende ists nur ein romantischer Besuch der großen, beträchtlichen Güter, welche Frau von Stael in der Provinz Massachusets besitzt.

Zum Schluße sollte ich Ihnen nun auch noch von unserer neuesten Literatur etwas sagen. Allein viel Erbauliches erfahren Sie da nicht. Unter allen Werken, die jetzt vor den Tempelpforten des Ruhms niedergelegt werden, bemerkt man vorzugsweise eine Uebersetzung des Titus Livius von Dureau de la Malle, dem glücklichen Uebersetzer des Sallust und Tacitus. Hr. Dureau de la Malle ist gestorben, und hinterließ seinen Livius in Manuskript, das nun Hr. Noel, einer von den Inspektoren der kaiserlichen Universität, ergänzt und verbessert. Zwar hat diese Uebersetzung ihr Verdienst, aber sie ist in vielen Hinsichten weit unter den frühern vom Tacitus und Sallust. Von Lacretelle's viertem Bande der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts habe ich Ihnen schon früher gesprochen; sie verdient von Ihnen gelesen zu werden. Eben so erwähnte ich schon einmal der neuen Ausgabe, welche der Kardinal Maury von seinem essai sur l'éloquence de la chaire machte. Auch von Frau von Genlis haben wir eine Neuigkeit, la maison rustique; ein allerliedstes Buch, was den Leser eben so angenehm unterhält, als gründlich delehrt.

Bei dieser Dürftigkeit unserer Literatur wären wir wahrhaftig glücklich, wenn wir Gelehrte in Paris hätten, die im Stande wären, uns das Beste der deutschen Literatur gut französisch wieder zu geben. Aber leider, die Leute, welche Deutsch genug wissen, um Ihre Schriftsteller ganz zu verstehen, haben unglückseliger Weise das Französische nicht genug in der Gewalt, um uns die Deutschen in ihrem Geiste darzustellen. Und so wird dieser für deide Nationen gleich vortheilhafte Verkehr aufs schlechteste getrieben. Da haben wir z. B. einen Hrn. Le Breton, einen ächten traducteur à la feuille, der so eben Göthe's leztes Werk, „die Wahlverwandtschaften", auf die unwürdigste Weise entstellt und verstümmelt hat, ganz wie ein Mann, der seine eigene Sprache so wenig, als Göthe's Sprache kennt. Alles bis auf den Titel hat er daran travestirt. Nicht Nationalvorurtheil der Franzosen ists, sondern diese erbärmlichen Skribler sinds, die der deutschen Literatur bei uns Thor und Thür verrammeln.

Erlassen Sie mirs, von all den elenden Machwerken zu reden, die alltäglich aus den Magazinen unserer Buchhandlungen in den Strom der Vergessenheit untergehn. Wir haben der Versemacher viel, ader an Dichtern fehlts. Der Verfasser eines Gedichts in vier Gesängen sur l'incrédulité rief zwar gleich anfangs die Tugend, Religion und den Gott des guten Geschmacks an; aber keiner von allen gab dem guten Manne Audienz. Ihm leistet ein Herr Aug. La Bouisse Gesellschaft, der nächst Millin in Frankreich der Mann ist, welcher als Mitglied der meisten Akademien und gelehrten Gesellschaften prangt. Er hat eine Choix de pensées dans le goût de la Bruyere herausgegeben, ader Sie finden weder die Pensées noch den Goût darin. Auch ein Paar Uebersetzungen vom Anakreon liegen auf meinem Pult. Die armen Seelen warten nur, daß ich ihnen einen Obol in den Mund lege, damit sie sammt allen bisher in Frankreich erschienenen Uebersetzungen Anakreons zum Pluto hinabfahren können.

In Ermangelung guter Bücher gehen wir ins Theater, um etwas Gutes zu sehen; man verspricht's immer und wir warten noch. Unterdessen, die Geduld zu versüßen, fliegen wir hin, Talma zu hören, wenn er in Corneille, Racine und Voltaire spielt. Man hatte das Gerücht verdreitet, dieser große Schauspieler werde die Bühne verlassen. Drum strömte alles seit einiger Zeit unaufhaltsam hin, um sich noch an seinen herrlichen Darstellungen zu weiden. Aber das Gerücht ist jezt entschieden falsch. Alles, was davon wahr ist, bestehet darin: der Kaiser machte Talma zu seinem Vorleser, und dekorirte ihn mit dem Orden der Ehrenlegion. Allein durch dies ehrenvolle Amt wird das Publikum nicht des großen Künstlers beraubt werden.

X.

---

## Aufenthalt der russischen Expedition auf der Insel Nukahiwa, vom 6 bis zum 17 Mai 1804.

---

Es war am 6 Mai um Mittag, als die Nadeshda, welche von ihrer Gefährtin, der Newa, durch Sturm getrennt worden,

im Port Anna Maria auf der Insel Nukahiwa anlangte. Kaum hatte man den ersten Anker fallen lassen, sah sich auch schon das Schiff von mehreren hundert Insulanern umringt, welche Kokosnüsse, Bananen und Brodfrucht zum Verkauf brachten. Das einzige jedoch, was den Europäern gelang, ihnen zu vertauschen, waren vier bis fünf Zoll lange Stücke alter eiserner Reifen, worauf sie einen sehr hohen Werth setzten, obgleich Beile und Aexte das höchste Ziel ihrer Wünsche zu sein schienen. Gegen ein solches Reifstück wurden gewöhnlich fünf Kokosnüsse oder drei bis vier Brodfrüchte abgelassen. Auch über kleinere Stücke bezeigten sie kindische, gemeiniglich durch heftiges Lachen sich äussernde Freude, indem sie den um das Schiff herumschwimmenden weniger Glücklichen mit triumphirender Miene ihren erlangten Reichthum vorwiesen. Wie es scheint, haben sie nur selten Gelegenheit, dieses für sie so kostbare Metall zu erhalten; auch sind, nach Roberts *) Bericht, seit sieben Jahren mehr nicht als zwei amerikanische Handelsschiffe an dieser Küste gelandet.

Um vier Uhr kam der König Tapega Kettenowee mit seinem Gefolge an Bord. Er war ein sehr starker, wohlgebildeter Mann, zwischen 40 bis 45 Jahren, mit einem dicken Speckhalse, von dunkeler fast schwarzer Farbe, und am ganzen Körper, selbst an den Stellen seines Kopfes, von denen das Haar weggeschoren war, tatowirt; er trug nichts an sich, das ihn von dem geringsten seiner Unterthanen unterschieden hätte, und ging, den Gürtel um die Hüften (das Tschiabu) ausgenommen, völlig nackt. Er wurde nach der Kajüte geführt, und mit einem Messer und einem Stücke rothen Zeuges von etwa zwanzig Ellen beschenkt, das er sich sogleich um die Hüften band. Gegen Roberts Rath, daß die Insulaner von Dankbarkeit und Gegengeschenken nichts wüßten, erhielten die Personen vom Gefolge des Königs, meist seine Verwandten, auch Geschenke. Der König ward sodann auf die Größe des russischen Schiffs und die Menge der Kanonen aufmerksam gemacht, und ihm dabei versichert, daß man weit entfernt sei, davon gegen seine Unterthanen Gebrauch zu machen; nur solle er aufs schärfste Befehl geben, daß niemand die Europäer zu Gewaltthätigkeiten reize. Von der hohen Meinung, die Hr. von Krusenstern damals noch von dem Ansehen des Königs hegte, ward er in Kurzem zurückgebracht. Einige kleine brasilianische Papageien, die der König, als er wieder aufs Verdeck kam, bemerkte, erweckten bei ihm so große Freude und Erstaunen, daß er sich niedersetzte, und sie mehrere Minuten lang betrachtete. Da er einen zum Geschenk erhielt, so ward am folgenden Tage, vermuthlich weil Roberts ihm dies nicht als bloße Freigebigkeit hatte vorstellen wollen, ein Schwein dafür an Bord gebracht.

Mit Sonnenuntergang kehrten die Männer alle ans Land zurück; mehr als hundert Personen weiblichen Geschlechts aber blieben noch in der Nähe des Schiffs, um welches sie schon seit fünf Stunden herumgeschwommen waren, und alle ihnen zu Gebote stehende Künste, Pantomimen und Stellungen aufgeboten hatten, den nicht leicht zu verkennenden Zweck ihres Besuchs anzudeuten. Wegen nicht zu unterbrechender Schiffsarbeiten waren sie bis jetzt keiner Aufmerksamkeit gewürdigt und vom Kommandanten der Befehl ertheilt worden, die königliche Familie ausgenommen, durchaus niemand, weder Mann noch Weib, an Bord zu lassen. Als aber die Nacht einbrach, baten die armen Geschöpfe in einem so jämmerlichen Ton, an Bord gelassen zu werden, daß endlich ihren Wünschen um so unbedenklicher entsprochen wurde, da sich auf dem ganzen Schiffe kein Venerischer vorfand, und Roberts versicherte, daß auch auf Nukahiwa diese Krankheit noch unbekannt sei. Nach zwei Tagen jedoch ward niemand mehr weiblichen Geschlechts an Bord gelassen, ungeachtet jeden Abend wohl fünfzig Mädchen und Weiber um das Schiff herumschwammen, und es nicht eher verliessen, bis man einige Flinten über ihre Köpfe abgefeuert hatte. Diese Zügellosigkeit der Nukahiwerinnen schien nicht sowohl in Leichtsinn und Sinnlichkeit der Weiber, als in der unnatürlichen Tirannei der Männer und Väter ihren Grund zu haben, welche Weiber und Töchter abschickten, um sich vermittelst ihrer Gunstbezeugungen Eisen und andere Kleinigkeiten zu verschaffen. Des andern Morgens sah man die Männer wirklich den Weibern entgegen schwimmen, um die gewonnenen Schätze in Empfang zu nehmen. Ein Mann schwamm mit einem Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, vermuthlich seiner Tochter, selbst um das Schiff herum, in der Absicht, sie feil zu bieten. Ein anderes höchstens acht Jahre altes Kind, das übrigens noch ganz Kind war und wie ein solches lachte und scherzte, bezeugte sich in Anerbietung seiner Gunstbezeugungen eben so wenig zurückhaltend, als seine achtzehn- bis zwanzigjährigen Schwestern.

Am 8 des Morgens war das Schiff wieder von mehrern hundert Insulanern umringt, welche Kokosnüsse, Bananen und Brodfrüchte zum Verkauf brachten. Auch die königliche Familie erschien schon um sieben Uhr wieder an Bord, und wurde in die Kajüte geführt, wo jedes Glied derselben ein Geschenk erhielt. Was diese Leute ganz vorzüglich bewunderten, war das in Oel gemalte Portrait der Frau von Krusenstern; besonders machte einer den andern auf das gekräuselte Haar aufmerksam, das bei ihnen für eine große Schönheit gelten soll. Nicht weniger fesselten ihre Aufmerksamkeit die Spiegel, besonders die großen,

*) Dieser Roberts war ein Engländer, der sich seit sieben Jahren hier aufgehalten, und vorher zwei Jahre auf der Insel Sancta Christina gelebt hatte. Auf diese Insel war er, seiner Erzählung zufolge, von den Matrosen eines englischen Kauffahrteischiffs ausgesetzt worden, die sich gegen ihren Kapitän revoltirt, aber umsonst versucht hatten, ihn zu ihrer Parthei übergehen zu machen. In Nukahiwa hatte er kürzlich eine Verwandtin des Königes geheirathet, und stund daher auf dieser Insel im größten Ansehen. Dieser Engländer war den Reisenden bei ihrer Ankunft in einem von acht Insulanern geruderten Kanot mit weißer Flagge entgegengefahren, welches die Russen im voraus auf die Anwesenheit eines Europäers schliessen ließ, obgleich Roberts Anzug ganz der Landessitte gemäß war, und in nichts als einem um die Hüften gehenden Gürtel bestand. Er wies sodann dem Hrn. von Krusenstern zwei für seine Aufführung sehr gut lautende Attestate von Amerikanern vor, denen er während ihres hiesigen Aufenthalts, besonders bei Versorgung mit Holz und Wasser, sehr behülflich gewesen war, und bot auch ihm als Dollmetscher und in anderweitiger Beziehung seine Dienste an, welche sehr gern angenommen wurden. Dabei warnte er die Russen vor einem Franzosen, Joseph Cabrit, der als Deserteur von einem englischen Kauffahrteischiff sich hier gleichfalls seit einigen Jahren niedergelassen habe, und den er als seinen Todtfeind beschrieb, indem er alles anwende, ihn bei dem König und den Insulanern anzuschwärzen, auch ihm schon mehrmals nach dem Leben getrachtet habe. Hr. von Krusenstern machte während seines Aufenthalts in Nukahiwa mehrere Versuche, diese zwei Menschen mit einander auszusöhnen; auch gaben sie sich in seiner Gegenwart zum Zeichen der Versöhnung die Hände. Der Engländer erklärte sich indessen, in Beisein des Franzosen, daß er auf keine aufrichtige Versöhnung von Seite seines Gegners rechne; er habe diesen mehrmals schon gebeten, in Friede und Einigkeit mit ihm zu leben, wozu er sich nie habe verstehen wollen. In emphatischem Tone setzte er hinzu, daß es leichter sein würde, die Felseninsel, auf die er hinwies, flott zu machen, als dem Franzosen freundschaftliche Gesinnungen gegen ihn einzuflößen.

in denen sie ihren ganzen Körper sehen konnten. In diesen gefiel sich vorzüglich der König, und brachte ganze Stunden davor zu. Sonst schienen einige von ihnen auch schon Spiegel gesehen zu haben, obgleich alle, zur Erklärung des Wunders, die Wand hinter denselben untersuchten.

Um die Besuche des Königes zu erwiedern, und mehr noch um die Beschaffenheit des einzunehmenden Wassers zu untersuchen, hatte der Kommandant der Nadeshda beschlossen, ans Land zu gehen. Da er nun in seiner Abwesenheit das Schiff nicht mit Gästen belästiget haben wollte, so ließ er eine Kanone abfeuern und die rothe Flagge aufstecken, wobei zugleich das Schiff Tabbu erklärt und aller Handel abgebrochen wurde. Hierauf kam denn auch wirklich niemand mehr an Bord, und die um das Schiff herum Schwimmenden entfernten sich ungern und langsam. Um zehn Uhr fuhr der Kapitän, von dem Gesandten und dem größten Theil der Offiziere begleitet, ans Land. Der anscheinend friedlichen Gesinnungen der Eingebornen ungeachtet, hielt man es zweckmäßig, bei ihnen bewaffnet zu erscheinen. Der Engländer und der Franzose gingen als Dollmetscher mit. Beim Landen, welches der starken Brandung wegen nicht ohne Schwierigkeiten von statten ging, war eine große Menge Volks am Ufer versammelt. Obwohl weder der König, noch jemand von seinen Verwandten, gegenwärtig war, betrug sich doch jedermann höflich. Nachdem das Wasser untersucht und sehr gut gefunden worden, gingen die Reisenden nach einem nahe am Ufer gelegenen Hause, wo der König sie erwartete. Ungefähr fünfhundert Schritte von diesem Hause kam ihnen der Oheim und Stiefvater des Königs, hier nicht anders als Vater des Königs genannt, ein Greis von fünfundsiebenzig Jahren, mit sehr lebhaften Augen, entgegen, aus dessen Gesichtszügen sich auf einen entschlossenen und unerschrockenen Karakter schliessen ließ. Er soll auch einer der größten Krieger seiner Zeit gewesen sein, und litt noch an einer Wunde am Auge, über die er ein Verband trug. In der Hand führte er einen langen Stab, um damit die andringende Menge abzuhalten, aber vergebens. Er faßte den Kapitän bei der Hand, und führte ihn nach einem langen schmalen Gebäude, wo die Königin Mutter, nebst allen ihren weiblichen Verwandten in einer Reihe sitzend, die Ankommenden zu erwarten schien. Bald kam ihnen auch der König entgegen und bewillkommte sie mit vieler Herzlichkeit. Da die Wohnung des Königes Tabbu ist, so drang das Volk nun nicht weiter vor, und zertheilte sich. Herr von Krusenstern mußte sich mitten unter die Frauenzimmer setzen, die ihn mit vieler Neugierde betrachteten, seine Hand in der ihrigen festhielten, und sie nur losließen, um seinen Hut, die Stickerei seiner Uniform u. s. w. zu betrachten. Sie wurden mit Knopfen, Messern, Scheeren u. dgl. beschenkt, schienen sich aber mehr um die Fremdlinge selbst als um ihre Geschenke zu kümmern. Vorzüglich hübsch, selbst nach europäischem Urtheil, waren die Tochter des Königs, ein junges Weib von etwa vierundzwanzig Jahren, und seine noch um einige Jahre jüngere Schwiegertochter. Sie waren zum Theil in ein gelbes Zeug gehüllt; der Körper, mit Ausnahme der gelb und schwarz tatowirten Hände und Arme, weder gefärbt, noch tatowirt. Das Haar trugen sie stark mit Kokosöl eingerieben, und dicht am Kopf in einen Zopf zusammen gebunden.

(Der Beschluß folgt.)

---

# V a r i e t ä t e n.

## A u s D e u t s c h l a n d.

— Der Zahl, dem Maas und Gewicht nach befände sich Deutschlands neueste Literatur eben so übel nicht, wenn man den ziemlich voluminösen Katalog der Leipziger Ostermesse 1810 betrachtet, und in Erwägung zieht, daß, ungerechnet einige dänische, russische, französische, böhmische, holländische Buchhandlungen, über dreihundert deutsche Buchhandlungen beinahe dreitausend neu gedruckte Werke aus allen Theilen des menschlichen Wissens, Glaubens und Meinens ans Tageslicht gebracht. Ungeachtet auch dißmal Hr. Vollmer in Hamburg mit mehr als einem halben hundert neuen Titeln, größtentheils leichten Machwerks, auftritt, machen ihm doch andere sehr achtungswürdige Buchhandlungen auch selbst in dieser Hinsicht den Rang streitig, wie Geistinger in Wien, die Gebrüder Hahn in Hannover, Treuttel und Würz von Straßburg, Sommer und Hinrichs in Leipzig, die meistens solide, oft kostbare Waare lieferten.

Die Napoleonischen Gesetzbücher beschäftigen noch immer den Fleiß unserer juristischen Schriftsteller; Pestalozzi's Methode unterhält noch immer die Pädagogen; hingegen scheinen die Theologen den Traum einer allgemeinen Religionsvereinigung, die Poeten der Romantik eine Reform des Geschmacks fahren lassen zu wollen.

Der letzte französisch-österreichische Krieg gab zu etlichen zwanzig neuen Schriften Anlaß, von denen ohne Zweifel die detaillirten Beschreibungen einzelner Schlachten mit Karten, von Sachkundigen geliefert, die werthesten Beiträge zur Aufklärung des kurzen, aber merkwürdigen Feldzuges sein mögen. Es liegt etwas Karakteristisches darin, daß sich vorzugsweise mehrere Federn mit einer unbedeutenden Nebenszene dieses Kriegs, nämlich mit den Abentheuern Schills, beschäftigten. Daß auch Napoleons zweite Vermählung, als eine Angelegenheit des Tages, nicht unbeachtet gelassen werden würde, war vorauszusehen. Vorläufig erhalten wir schon eine „Geschichte der merkwürdigsten ehelichen Verbindungen und Scheidungen der Monarchen Frankreichs.“

Das Wichtigste was uns aber im Fach der Geschichte diese Messe bringt, sind ohne Zweifel Johannes Müllers „vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte, besonders der europäischen Menschheit“. Foxens Geschichte der frühern Regierungszeit James des Zweiten, recht brav von Soltau übersetzt, und der dritte Theil von Lacretelle's Geschichte Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert, aus dem Französischen, werden deutschen Lesern ebenfalls willkommene Geschenke sein. Ausserdem haben wir Biographien von Haydn, Dittersdorf, Cherubini, Paisiello u. a. m. empfangen, welche Reuater lüsteen machen; aber die „Memoiren zur Geschichte von Preussen in den Jahren 1699 bis 1733“ von Friedrichs des Großen Schwester geschrieben, verheißen reichere Ausbeute.

Ueberhaupt, wenn man sowohl die Schriftsteller, welche auftreten, als die Gegenstände, die sie behandelten, näher beachtet, ist auch vielleicht seit mehrern Jahren keine Messe gewinnbringender für die Literatur gewesen. Fichte stellt seine Wissenschaftslehre wieder im allgemeinen Umrisse dar; Göthe seine Farbenlehre; Matthison gibt uns seine Erinnerungen; Haberle in Weimar will durch sein meteorologisches Jahrbuch die Witterungslehre auf festere Grundsätze zurückführen (obwohl wir am glücklichen Gelingen bescheidenen Zweifel wagen, ist doch selbst das Streben schon rühmlich); mehrere Schriftsteller haben die Länder- und Völkerkunde bereichert; in allen ernstern und nützlichen Wissenschaften ist etwas Gutes geleistet worden.

Im Felde der Dichtkunst allein scheint es öder werden zu wollen. Der Fischerdichter Bronner beschenkte uns mit einer schönen Reihe von Dichtungen, „den ersten Seleg“ singend; und mehrere andere unbekanntere gaben uns Sammlungen ihrer poetischen Erguüsse; J. H. Voß gab „Knospen seiner Muse“ (?); A. Schreiber „Sprößlinge“ der seinigen u. s. w. Aber die Deutschen, durch ihre großen Sänger verwöhnt, leihen nicht mehr leicht jedem artigen Vers ihr Ohr. — Auch der Romane werden weniger, welches eben das größte Unglück nicht ist; doch unsere bessern Erzähler, der Verfasser der grauen Mappe, August Lafontaine, Friedr. Kind, Kuhn, Laun, Langbein, Müchler, Reinbeck, Gustav Schilling, Weisser u. a. m. fahren auch dießmal fort, ihrem Publikum Unterhaltung zu gewähren. — Noch dürftiger ist die Bühne ausgestattet; kaum vierzig Artikel für dieselbe; aber doch bemerken wir darin J. H. von Collins Mäon, Werners Wanda, Oehlenschlägers Hakon Jarl, ungerechnet die neuern Arbeiten von Kotzebue, Frau v. Weissenthurn, Jul. v. Voß u. s. w., die mehr für das Theater berechnet sind, als jene des höhern Chores.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 41. —— den 23 Mai 1810.


## Flüchtige Totalansicht des neuesten Roms.

Rom, 1 Mai 1810.

Man kann es nunmehr sagen: der bisher in seinem seit Jahrhunderten gleichsam unbeweglich daliegende Körper des römischen Staats fängt an, sich zu neuem Leben zu bewegen, nachdem die Haupthindernisse weggeräumt und mächtig wirkende Hebel angebracht worden. Bald wird die Zeit selbst die todte Masse von Kräften ins Leben hineintreiben, und so konnte die Inschrift bei der letzten Feier des Napoleonsfestes im vorigen Jahre wahr werden: Roma resurgera (Rom wird auferstehen)!

Kein Zeitereigniß war schwerer herbeizuführen, keines schwerer zu leiten. Aber einer Zeit, in welcher für die Geschichte beinahe Wunder geschahen, war auch dies vorbehalten. Der Kenner der Geschichte des christlichen Roms in ihrem ganzen Umfange steht erstaunt da, indem er mit Augen den Kreislauf der Begebenheiten, deren Anfangs- und Endpunkte sich berühren, wie das Spiel einer Laterna magica vor seinen Blicken vorübergehen sieht. Die langen Zwischenräume der mittlern Zeit und alles künstliche Machwerk der Menschen verschwinden wie ein Traum. Namen und Formeln verlieren ihre Bedeutung; nur das, was in der Natur des Menschen und des ewigen Laufs der Dinge gegründet ist, behauptet seine immerwährenden Rechte.

Zwei Worte enthalten die Geschichte unsers Jahrhunderts: Sieg der Zeit über die Meinung. Es ist der Menge fühlbar geworden, daß es mehr als eine Ansicht der Dinge gibt, und daß nur diejenige die richtigere ist, die sich dem allgemeinsten Bedürfniß der Menschen und der jedesmaligen Zeit anschließt. Das Vorurtheil stellt sich vor die Augen der Völker wie ein Felsengebirge; bricht aber einmal der kleinste Strahl der natürlichen Empfindung durch die Wolkennacht, dann verschwindet das unerschutterlich geglaubte wie ein Spinnengewebe. Dazu gibt auch das neueste Rom Belege.

Man glaubte eine Reform des so endlos verketteten Justizwesens fast unmöglich; und siehe! schon nach dem Lauf weniger Monate erkennt man, wie die Ordnung in der Verwaltung von selbst erfolgt, sobald die Grundsätze des natürlichen und des Gesellschaftsrechts der natürlichen Empfindung nahe gebracht werden. In den öffentlichen Gerichten richtet die eigene Stimme des Publikums, ehe die Richter gesprochen; und dies gründet das immer allgemeiner werdende Vertrauen zu der neuen Ordnung der Dinge. Das Gesetz verurtheilt ohne Unterschied der Person, und die allgemeine Empfindung erkennt die Nothwendigkeit der strengen Exekution der Gesetze und der Bestrafung der Verbrecher. Die Rucksicht, welche von der Regierung auf die allgemeinsten Bedürfnisse und auf alle Zweige der Industrie, so weit es bisher möglich war, genommen wird, befestiget die Ueberzeugung von dem Vorhandensein einer thätigen Regierung, und erweckt den Muth der Einzelnen, ihres Theils mitzuwirken.

So hat z. B. die Inokulation der Kuhpocken in kurzem die glücklichsten Fortschritte gewonnen. Unzählige bisher im Romischen ganz vernachläßigte Zweige der Kultur des Bodens, wie z. B. der Baumwolle, des Safrans, der Lakrizenpflanze und anderer Gegenstände der Art, werden schon jetzt mit Eifer betrieben. Durch die Wachsamkeit der Obern stehen die Preise der nothwendigsten Bedürfnisse nicht mehr in der Willkühr einzelner Wucherer. Alles das lehrt auch den Geringsten den-

ken und Urtheile bilden, und so muß man sichs erklären, daß das Volk selbst der Aufhebung der Klöster oder den ersten Schritten dazu gelassen zusieht. In seiner Blöße steht das Heer der Müßigen da, nachdem die Hülle der Meinung zerrissen ist.

Auf diesen Standpunkt muß man sich stellen, um auch das natürlich zu finden, daß die Menge selbst den heiligen Vater, so persönlich beliebt er war, als Oberhaupt der Kirche wenigstens, nicht vermißt, und die vier Propositionen der gallikanischen Kirche, welche laut dem letzten Manifeste des Kaisers (das schon früher, am 9 April, in dem offiziellen Blatte bekannt gemacht wurde) auf alle katholischen Kirchen des Kaiserreichs ausgedehnt werden sollen, nicht als Kirche und Glauben umwerfende Ketzereien ansieht. Mit diesen vier Propositionen begann einst für den römischen Stuhl eine bedeutende Epoche, die nun mit demselben endigt. In der Mitte steht das Konzilium von Trident.

Mit eben diesen vier Propositionen beginnt nun eine neue Epoche für die Kirche und vielleicht für die ganze Christenheit. Sie verdienen also gekannt zu sein, und lauten ihrem Hauptinhalt nach folgendermaßen. Erste Proposition: Die Entscheidung eines allgemeinen Konzils steht höher als die Entscheidung des Papstes. Zweite: Der Papst ist nicht infallibel. Dritte: der Papst hat nicht das Recht, die Könige von Frankreich in den Bann zu thun. Vierte: Der König von Frankreich hat das Recht, ein allgemeines Konzil zusammenzuberufen.

K ß.

---

## Aufenthalt der russischen Expedition auf der Insel Nukahiwa, vom 6 bis zum 17 Mai 1804.

(Beschluß.)

Nachdem die Reisenden ausgeruht, führte sie der König fünfzehn Schritte weiter, zu einem andern bloß zu Mahlzeiten bestimmten Gebäude, wo seine Verwandten alle versammelt waren. Hier wurden sogleich Matten ausgebreitet, auf die man sich niederließ. Die Insulaner schienen eine so große Freude zu haben, Europäer in ihrer Mitte zu sehen, daß sie verlegen waren, ihnen dieselbe zu beweisen. Der eine holte ihnen Kokosnüsse, der andere Bananen, der dritte Wasser; mehrere setzten sich nahe zu ihnen hin, um sie mit ihren Fächern zu fächeln. Nach einer halben Stunde empfahlen sich die Russen, und kehrten zu ihren Booten zurück. Nicht der König, sondern nur sein Stiefvater begleitete sie, soweit als er ihnen entgegen gekommen war, unter dem Zudringen einer unzähligen Menge zum Theil sehr lärmenden Volkes. Niemand schien indeß Böses im Sinne zu haben; vermuthlich waren es aber sechs Mann unter Gewehr, von denen drei dem Zuge vorangingen und drei folgten, welche imponirten. Nachmittags wurde die Barkasse mit leeren Wasserfässern vom Schiffe abgeschickt, die nach drei Stunden schon wieder zurückkam, nachdem die Eingebornen mit ausserordentlicher Anstrengung und Dienstfertigkeit die Fässer gefüllt hatten und mit denselben durch die Brandung hindurch geschwommen waren. Gegen jedesmalige Bezahlung von zwölf fünf Zoll langen Bruchstücken eiserner Reifen leisteten die Insulaner die gleiche Hilfe oft zu dreien Malen in einem Tage; wobei man weiter nichts zu thun hatte, als auf sie Acht zu geben, welches mit so viel Sorgfalt geschah, daß es ihnen nur einmal gelang, einen eisernen Reifen von einem Fasse zu entwenden.

Schweine waren, aller Bemühungen ungeachtet, beinahe keine zu bekommen. In drei Tagen hatte man nur zwei, das eine als Gegengeschenk gegen jenen brasilianischen Papagei, das andere tauschweise gegen ein Beil erhalten. Es mußte demnach wie zur See von der Schiffsprovision Gebrauch gemacht werden. Das einzige, was nach dem langen Genusse von Salzfleisch die Säfte etwas verbessern half, waren die Kokosnüsse, welche in möglichst großer Anzahl eingetauscht und jedem, so viel er deren haben wollte, zugetheilt wurden.

Am 10 Abends war auch die Newa, die sich einige Tage bei der Osterinsel aufgehalten hatte, in der Hoffnung, dort die Nadeshda zu treffen, im Port Anna Maria angelangt.

Am 12 Nachmittags um fünf Uhr erhielt der Kapitän, als er sich eben auf der Newa befand, die Nachricht, daß die Nukahiwer, auf ein Gerücht von der Arretirung des Königs auf dem Schiffe, zu den Waffen gegriffen hätten und im Aufruhr wären. Der Offizier, der in diesem Augenblick mit der Barkasse der Newa an Bord kam, bestätigte diese Nachricht, mit dem Zusatz, daß es ihm nur mit Mühe gelungen sei, sich einzuschiffen, und daß der Engländer Roberts mit Lebensgefahr die Insulaner vom Angriff abgehalten habe. Da der König selbst nur eine halbe Stunde früher ans Land gefahren war, nachdem er den ganzen Morgen an Bord zugebracht hatte und durch einige Geschenke sowohl, als dadurch, daß man ihn rasiren und mit wohlriechendem Wasser waschen ließ, ein hoher Grad von guter Laune bei ihm erweckt worden war, so mußte dies unbegreiflich scheinen. Bei näherer Untersuchung verhielt sich die Sache also. Ein Offizier der Wache ließ während dem Mittagsessen dem Kommandanten sagen, daß der König und mit ihm noch jemand mit einem Schwein an Bord gekommen sei, für welches er einen Papagei fordere. Als Hr. von Krusenstern zehn Minuten später auf das Verdeck kam, war der ungeduldige Eigenthümer des Schweins schon wieder abgefahren. Auf einen Befehl des Königs, wieder zurückzukehren, schien er gar nicht zu achten, sondern ruderte noch eilfertiger dem Lande zu. Bald sprang einer von den Begleitern des Königs über Bord, und schwamm dem Boote nach, um, wie der Franzose sagte, den Mann zu überreden, das Schwein an Bord zu bringen, eigentlich aber, um am Lande die Nachricht zu verbreiten, daß der König in Fesseln gelegt werden solle, worauf dann sogleich alles zu den Waffen griff, so daß die Barkasse der Newa nur mit Mühe entrinnen konnte. Die Ankunft des Königes, und seine Versicherung, daß ihm kein Leid geschehen sei, beruhigte indeß das Volk wieder einigermaßen. — Mochte nun der König selbst Gewaltthätigkeiten besorgt, oder der Franzose ihm diese Furcht eingejagt haben: so beschloß Hr. von Krusenstern, den schon vor einigen Tagen ein Bruder des Königes gefragt hatte, warum er noch keinen in Fesseln habe schlagen lassen, wie ein Amerikaner mit einem Verwandten gethan, zum Könige ans Land zu gehen, welcher Entschluß am 13 des Morgens um 10 Uhr ausgeführt wurde.

Die Gesellschaft bestand aus zwanzig bewaffneten Personen, nebst einer Begleitung von zwanzig Mann unter Gewehr. Die beiden Barkassen, auf denen man abging, waren ebenfalls mit achtzehn Mann, und jede derselben mit zwei einpfündigen Drehbassen besetzt. Die ganze Nacht hatte man an mehreren Orten der Insel Feuer gesehen; am Morgen war niemand mit Kokos-

müssen an Bord gekommen, und bei der Landung zeigte sich kein Mensch am Ufer: was alles eben nicht auf die friedlichsten Gesinnungen deutete.

Der Weg nach dem ungefähr eine englische Meile tief im Thal liegenden Hause des Königs führte durch ein Gebusch von Kokos-, Brodfrucht- und Mayo-Bäumen. Das Gras reichte bis an die Knie und machte das Gehen sehr beschwerlich. Durch einen sehr unreinlichen Fußpfad und einen andern von Regengüssen mit Wasser angefüllten Hohlweg gelangte man endlich auf einen sehr sauber unterhaltenen Weg. Hier öffnete sich eine schöne romantische Gegend. Die Reisenden befanden sich in einem großen, nur durch die Gebirgskette im Hintergrunde begrenzt scheinenden Walde, der größtentheils aus siebenzig bis achtzig Fuß hohen Kokos- und Brodfruchtbäumen, durchgängig mit Früchten beladen, bestand. Eine Menge sich vielfältig schlängelnder und durchkreuzender Bäche sah man längs den Abhängen der Berge hinunterfliessen, und zwischen einer Menge großer abgebrochener Felsen, über die sich das Wasser mit großem Geräusche hinabstürzte, herrliche Fälle bilden. In der Nähe der Wohngebäude standen große und schön geordnete Pflanzungen der Tarowurzel und Maulbeerstaude, mit zierlichen Umzäunungen. Alles zusammen hatte gar nicht das Ansehen eines Kanibalenaufenthalts, sondern vielmehr von Wohnungen eines kultivirten Volkes.

Der König begegnete den Reisenden einige hundert Schritte von seiner Wohnung, in die er sie nach einem herzlichen Willkommen einführte. Daselbst fand sich seine ganze über den Besuch hoch erfreute Familie versammelt, die von der ganzen Gesellschaft reichlich beschenkt ward. Die Königin bezeigte über einen kleinen ihr geschenkten Spiegel eine unmäßige Freude. Auf die Frage, was den König bewogen habe, jene falsche Nachricht zu verbreiten, die so verderbliche Folgen hätte haben können, versicherte er, er selbst habe nie befürchtet, daß man ihm übel begegnen würde; der Franzose aber habe ihm gesagt, man würde ihm unfehlbar Eisen anlegen, wenn das Schwein nicht an Bord gebracht werde: und das habe er glauben müssen. Man versicherte ihn hierauf, daß ungereizt gewiß niemand Gewaltthätigkeiten gegen einen von seinen Leuten, am wenigsten aber gegen einen so guten Freund der Europäer, wie er sei, verüben werde.

Ehe die Reisenden die Wohnung des Königes verliessen, zeigte man ihnen seine Großtochter, die, wie alle Kinder und Enkel aus der Familie des Königes, für ein göttliches Wesen, Etua, angesehen wird. Sie hatte ihr eigenes Haus, das, mit Ausnahme der Mutter, Großmutter und der nächsten Verwandten, für jederman Tabbu ist. Der jüngste Bruder des Königs trug diesen kleinen Gott, ein Kind von acht bis zehn Monaten, auf seinen Armen. Mit sehr wenigen Ausnahmen sollen die Mütter ihre Kinder hier zu Lande nicht selbst säugen, sondern die nächsten Verwandten sich gewöhnlich in die Wette beeifern, das Kind gleich nach seiner Geburt von der Mutter weg und mit sich nach Hause zu nehmen; so daß (ungeachtet die Nukahiwer Menschen von kolossalischer Statur sind) die Kinder nicht mit Muttermilch, sondern mit rohen Fischen und Früchten ernährt werden.

Nachdem die Gesellschaft ausgeruht und sich mit Kokosmilch erfrischt hatte, ging sie unter Anführung Roberts nach einem Moray, zu dem der Weg an einer mineralischen Quelle, deren es hier mehrere geben soll, vorbeiführte. Das Moray liegt auf einem hohen Berge, der bei der starken Sonnenhitze nicht ohne Mühe erstiegen wurde. Es besteht aus einem mit Lianen durchwebten, undurchdringlich scheinenden Gebüsche. Ein Sarg lag auf einem Gerüste; von der darin befindlichen Leiche war bloß der Schädel sichtbar. Im äussern Bezirke standen einige aus Holz grob ausgeschnitzte Bildsäulen, menschliche Figuren vorstellend. Neben diesen waren mit weißem baumwollenem Zeuge und Kokosblättern bewickelte Säulen aufgerichtet, deren Bedeutung man, weil sie Tabbu waren, nicht erfahren konnte. Jede Familie hat ihren eigenen Moray, und neben demselben steht das Haus des Priesters. Dieser Moray gehörte der Familie der Priester, und ohne Roberts, der sich zu dieser wie zur königlichen Familie rechnet, wäre es vielleicht nicht möglich gewesen, denselben zu besichtigen. Gewöhnlich liegen die Moray tief im Lande auf Bergen; der eben erwähnte lag in geringer Entfernung vom Ufer.

Auch der Bitte des dienstfertigen Roberts, ihn in seinem Hause zu besuchen, wurde auf dem Rückweg entsprochen. Sein nach Nukahiwer Art gebautes noch ganz neues Haus liegt mitten in einem Kokoswalde. Auf der einen Seite desselben fließt ein kleiner Bach, und auf der andern befindet sich, von Felsen umgeben, eine Quelle mineralischen Wassers. Hier setzten sich die Reisenden um sein Haus, auf die Felsen, welche die Ufer des Baches begrenzen, und erholten sich im Schatten der hohen Kokosbäume von ihrer Ermüdung. Ueber zwanzig Insulaner waren beschäftigt, Kokosnüsse von den Bäumen zu werfen, die dann andere mit größter Geschicklichkeit zerschlugen und reinigten. Wie der Kern den Hunger stillte, diente die Milch zur Löschung des Durstes, und gewährte eine ausserordentliche Erquickung. Roberts Frau, ein junges hübsches Weib von achtzehn Jahren, hatte, dem Gebrauch ihres Landes entgegen, ihren Körper nicht mit Kokosöl eingerieben.

Die Nachricht von dem Besuche der Gesellschaft bei dem Könige hatte sich wahrscheinlich schnell verbreitet; denn gleich nach der Zurückkunft derselben war das Ufer wie vormals mit Menschen besetzt, und auch der Tauschhandel ging wieder seinen vorigen Gang fort.

Am 15 Mai fuhr Hr. von Krusenstern, in Begleitung des Kapitäns der Newa, der Gelehrten Horner, Tilesius und Langsdorf, auch mehrerer Offiziere, nach einem drei Meilen von der Bai Tajo-Hoae gelegenen Hafen, der als sehr sicher, bequem und mit frischem Wasser reichlich versehen beschrieben wird. Für diesen Hafen haben die Eingebornen keinen Namen; sie benennen bloß das anstoßende Thal, in welchem ihre Wohnungen sind, Schegua. So reizend die Gegenden in der Nähe des Königs von Tayo-Hoae und des Engländers Roberts sein mögen, soll doch das Thal Schegua noch schöner seyn, wozu ein am Fuße einer hohen Gebirgskette in ziemlich reissendem Lauf sich schlängelnder Bach nicht wenig beiträgt. Die Wohnungen stehen am linken Ufer dieses Bachs, und verrathen mehr Wohlstand, als in Tayo-Hoae; auch scheinen die Menschen besseres Ansehen zu haben. Man sieht größere Pflanzungen der Tarowurzel und der Maulbeerstaude, auch mehrere, aber eben so wenig als in Tayo-Hoae verkäufliche Schweine. Einzig der König des Thales, Bauting, ein Riese von Gestalt, brachte den Reisenden ein Schwein zum Verkauf, welches er aber, nach viermal geschlossenem Handel, und so sehr ihm die dafür eingetauschten Waaren gefielen, am Ende doch wieder zurücknahm.

Die Ankunft der Europäer, der ersten, die hier landeten, verursachte in diesem Thal ungemeine Freude. Jeder lächelte sie

mit Wohlgefallen an; doch hörte man kein unbändiges Geschrei und bemerkte keine unbescheidene Zudringlichkeit. Jeder brachte für Stücke von alten eisernen Reifen Bananen und Brodfrüchte zum Verkauf. Auch die Frauenzimmer sind in diesem Thal besser gebildet, als in Tayo-Hoae; mitunter eigentlich hübsch. Keine von ihnen war ganz nackt; alle hatten sich in lange Shawls von gelbem Zeuge gehüllt, und von ihren Nachbarinnen unterschieden sie sich besonders durch ein weisses Tuch, welches sie wie einen Turban geschmackvoll um den Kopf gewunden hatten. Sie hatten sich sehr stark mit Kokosnußöl eingerieben, wodurch der Körper großen Glanz erhält. Hände, Arme und Ohrlappen waren bei ihnen allen tatowirt; auf den Lippen sogar hatten sie mehrere tatowirte Querstriche. Von Keuschheit und weiblicher Sittsamkeit schienen sie indessen eben nicht zartere Ideen zu haben, als ihre Schwestern; ihre Pantomimen, denen das sie umgebende Volk den größten Beifall gab, waren so bittend und zugleich so ausdrucksvoll, daß kein Zweifel über die Bedeutung derselben übrig blieb. Es schien, als wären sie aufgefordert worden, diese Rolle zu spielen, und sie wurde von ihnen im Geiste des hiesigen schönen Geschlechts recht gut gespielt. Auf ihrem Spaziergange durch das Thal bemerkten die Reisenden, einige hundert Schritte von der Wohnung des Königs, einen großen sehr ebenen Platz, vor dessen Fronte ein Gerüst von Stein, etwa einen Fuß hoch und gegen hundert Faden lang, sich befand. Dies Gerüst war mit ungemeiner Geschicklichkeit angelegt, und die Steine so genau und dicht in einander gefügt, daß kein europäischer Arbeiter es besser hätte machen können. Nach Roberts Aussage mußte diese Plattform den Zuschauern bei der Feier ihrer Tanzfeste zum Sitzen dienen.

Um 4 Uhr Nachmittags schiffte sich die Gesellschaft wieder ein. Zwei der Gelehrten, die den Rückweg zu Fuß machten, kamen erst am folgenden Morgen, aber sehr zufrieden, zurück. Der Weg, der über sehr hohe und steile Felsen führte, hatte sie so sehr ermüdet, daß sie auf halbem Wege, in dem Hause eines Bekannten von Roberts, der auf dieser Exkursion ihr Führer war, die Nacht hatten zubringen müssen.

Am 17 wurden die Anker gelichtet. Die ungünstige Witterung gestattete erst am 18 bei Tagesanbruch aus der Bai zu segeln. Da das Wetter abermals sehr böse ward, und Hr. v. Krusenstern sich darum so bald wie möglich vom Lande entfernen wollte, war er gezwungen, den Franzosen mitzunehmen, welcher am Abend vorher spät, und vermuthlich in der Absicht, Nukahiwa zu verlassen, an Bord gekommen war; so daß auf diese Art Roberts, ohne es zu ahnen, von seinem Todfeinde befreit wurde.

Hl.

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

— * Noch immer waren bisher die französischen und italienischen Blätter mit dem Detail der Feste angefüllt, welche die Vermählung Napoleons in dem ganzen Umfange des französischen Reichs, in Deutschland, Italien u. s. w. gefeiert worden sind. Man begnügte sich nicht mit der Feierlichkeit im Stillen; die Welt, und vielleicht der Kaiser selbst, sollten auch von diesen ihm geweihten Frohtagen wissen. — Die Redacteurs der Pariser Journale sahen sich daher, weil man sie fortdauernd mit neuen Beschreibungen bestürmte, gezwungen, förmlich über die fernere Nichtaufnahme derselben höfliche Entschuldigungen zu machen.

Die ganze Weltgeschichte kennt kein ähnliches Beispiel, daß die Vermählung eines abendländischen Monarchen von so zahllosen Städten und Völkerschaften, meistens ohne Einladung oder Zwang, und mit so aufrichtigen Herzen gefeiert wurde, wie die zweite Vermählung Napoleons. Und insofern erhalten diese Festivitäten, sonst mit Recht bald vergessen, eine historische Wichtigkeit, als Karakterzug des Zeitalters.

Obgleich bei solchen Anlässen selten die bloße Schmeichelei von der Wahrhaftigkeit des geäusserten Gefühls zu unterscheiden ist, darf man doch mit Zuversicht annehmen, daß bei der ungeheuern Summe jener Freudenfeste der Jubel der Nationen mehrentheils aufrichtig war. Denn sie verhehlten es nicht, daß sie ihr eigenes Glück feierten und die ihnen durch diese Vermählung gewährte Zuversicht eines beständigern Kontinentalfriedens. Kein Sieg schmückte den Ueberwinder des halben Europa's mit so vielen Lorbeern, als diese Wahl der deutschen Kaisertochter zu seiner Gemahlin.

* * *

— * Ausgezeichnete Ungeheuer des menschlichen Geschlechts gehören auch, als entsetzliche Abweichungen von der Regel, zur Geschichte desselben. Am 22 April wurde zu Rennes ein Verbrecher ins Gefängniß geworfen. Er hieß Moulin, und war aus der Gemeinde Chaney, nahe bei Rennes. Im verbotenen Umgang mit seiner Magd zeugte er von dieser ein Kind. Er hatte die Grausamkeit, das Kind zwei jungen Füchsen vorzuwerfen, die er unterhielt. Sie verzehrten es, liessen aber den Kopf unberührt. Moulins Weib entdeckte mit dem Kopf auch alles Gräßliche der Handlung. Um nicht verrathen zu werden, gab nun der Mörder seines Kindes zu zwei verschiedenen Malen seiner Gattin Gift ein, bis sie umkam.

X.

— * Das Vaudeville-Theater in Paris hat so eben eine beissende Satire in Aristophanes Geschmack gegeben, worin alle seit einiger Zeit auf den verschiedenen Theatern der Hauptstadt erschienene Dramen auf die grausamste Art lächerlich gemacht werden. Aber wahrlich, schwer war's hier auch, keine Satire zu schreiben; nur wehe dem Dichter fürs Vaudeville, der das Hummelnest störte.

X.

— * Zu den glänzendsten Zügen der Napoleonischen Regierung wird, wenn mancher andere einst verdunkelt werden könnte, nach Jahrhunderten noch mit dauernder Hochachtung die religiöse Toleranz gezählt werden. Dieselbe Hand, welche des Papstes und der Kirche Einfluß in die weltlichen Angelegenheiten für immer brach, und den Katholiken mitten unter den Protestanten freien Gottesdienst erwarb, baut auch im Innern des französischen Reichs für Juden und Protestanten öffentliche Tempel. — Im Anfang dieses Monats (Mai) wurde das israelitische Konsistorium zu Metz mit vielen Feierlichkeiten installirt. — Eben so ist gegenwärtig die Organisation des protestantischen Seminariums zu Montauban beendigt. Es sind dabei ein Professor der natürlichen und der geoffenbarten Theologie, der Moralphilosophie, des Hebräischen und der Exegese und Hermeneutik angestellt.

* * *




# Miszellen
für die
# Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 42. — den 26 Mai 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Berlin.

Zustand des Finanzwesens. Verbesserungen. Wiederaufblühen der Industrie. Russische Handelskarawanen. Fortschritte im Polizeiwesen. Pockenkranke. Nachschlüssel. Familienhäuser. Luftschifferei.

Berlin, im Mai 1810.

Schon seit einem Monat hat sich der König mit seiner Familie von der Hauptstadt entfernt, und einstweilen für die Frühlingsmonate seinen Aufenthalt in Potsdam genommen. Die Garde ist ihm dahin gefolgt. Es werden wahrscheinlich in dortiger Gegend mancherlei neue Uebungen mit den Truppen vorgenommen werden, denn es sind von jedem Bataillon der ganzen Armee vor kurzem ein Offizier, zwei Sergeanten und mehrere Gemeinen hier angelangt, welche den Manöuvres in Potsdam beiwohnen und die neuen Exerzitien dann anderweitig bei ihren Bataillonen einführen sollen. Man darf zuversichtlich erwarten, daß der Geist, der ehmals die preussischen Heere beseelte, wieder in dieselben zurückkehren wird, da der König sehr ernstlich mit Organisation und Ausbildung derselben beschäftigt ist. Der bisherige Chef des Kriegsdepartements, Hr. von Scharrenhorst, hat seinen Abschied erhalten; doch ist noch nicht bekannt, wem der Monarch an dessen Stelle diesen wichtigen Posten anzuvertrauen sich entschlossen hat.

Uebrigens beglückt der Monarch die Hauptstadt von Zeit zu Zeit einen Tag über mit seiner allerhöchsten Gegenwart, um mit den Ministern zu konferiren. Als Berichtigung der im Februar mitgetheilten und durch eine unlautere Quelle irrig angegebenen Organisation des preussischen Kabinets muß Ref. hinzufügen, daß, obgleich im preussischen Kabinet jetzt keine Kabinetsräthe vorhanden sind, doch der geheime Staatsrath v. Klewitz, ein allgemein geschätzter und geprüfter Geschäftsmann, den Vortrag bei Sr. Majestät über alle bei Allerhöchstdenselben einlaufende Gesuche hat, und von welchem sie alsdann den verschiedenen Behörden zur weitern Verfügung eingesendet werden.

Seit der Abreise des Monarchen ist der längst projektirte Bau begonnen worden, der das königliche Palais mit dem bisherigen Palast des Prinzen Louis vereinigen soll. Kenner, welchen von dem Plane dieses Baues eine Ansicht theilhaftig geworden ist, behaupten, daß mit seiner Vollendung dem schönen Berlin eine neue Zierde verliehen werden wird. Auch das dem königlichen Palast gegenüber stehende Artillerie-Wachtgebäude soll neu erbaut werden, um Eurythmie in der architektonischen Pracht dieser Gegend zu bewirken, und die Wache wird, wie es heißt, während des Baues unmittelbar ins Zeughaus verlegt werden.

Die Regierung ist jetzt in Verständniß mit den ständischen und städtischen Behörden ernstlich beschäftigt, zur Tilgung des Schuldenwesens die nöthigen Vorkehrungen einzuleiten. Unfehlbar war die Wahl zu einer zweckmäßigen Organisation der Beiträge und ihrer Erhebungsweise eine der ersten Ursachen, welche bisher das Publikum darüber in einer Ungewißheit ließ. Dieser Tagen ist hierüber das erste Resultat aus dem Kabinet zur Publizität gebracht worden. Es ist nämlich ein weitläufiges Patent über eine Einkommenssteuer erschienen, welche in der Kurmark, Berlin ausgenommen, zur Erhebung der Kontribution eingeführt werden soll. Vom Ertrage derselben sollen die von dieser Provinz kreirten Schulden, welche mit den aufgelaufenen Zinsen auf ungefähr zehn Millionen Thaler angegeben werden, nach und nach getilgt werden. Die Stadt Berlin steht eben-

falls einem solchen Patente nächstens entgegen. Man kann zuversichtlich erwarten, daß, sobald dem Publikum in dem Zweige der Kriegskontribution die Aussicht gegeben sein wird, daß darin eine Ordnung hergestellt werden kann, der Staat nicht allein Kraft haben, sondern die Nation auch Beharrlichkeit zeigen wird, auf den vormaligen Standpunkt seines Flors ihn emporzuheben.

Das Vertrauen der Nation zu der Regierung ist keinesweges gewichen. Einen deutlichen Beweis hiervon gibt der Umstand, daß die Anleihe von 1,500,000 Thalern, welche die Regierung vor kurzem proponirte, in weniger Zeit zusammenkam. Aus dem niedrigen Standpunkt der Papiere läßt sich der Grad des Zutrauens zu der Regierung gar nicht folgern. Es ist dieser mehrentheils das Resultat von dem Spekulationsgeiste der Stockjobbers. Der simulirte Handel mit ständischen und städtischen, auch Staats-Effekten ist, trotz der bittern Erfahrungen, die eine große Anzahl dieser Spekulanten gemacht, noch nicht eingestellt. Wenn nun die eine Parthei, um ihre Engagements zu erfüllen, kaufen muß, so steigen die Papiere. Ist diese Periode vorüber, so suchen eben diese Spekulanten wieder die Papiere zum Fallen zu bringen, um ihren Rivalen wieder ihren Vortheil abzujagen, und so ist ein stetes Wagen in dem Papierkurs unvermeidlich.

Unsere Tresorscheine erhalten sich noch immer auf einem respektabeln Kurs. Sie stehen über achtzig Prozent. Vor kurzem ist eine halbe Million dieser Papiere öffentlich verbrannt worden.

Am 1 Mai ist planmäßig der erste Zug der Prämien-Loterie geschehen. Das große Loos von 15,000 Thlr. ist nach Breslau gekommen.

Bei der Seehandlung sind bis jetzt zur Zahlung der halbjährigen Zinsen die Numern von 1 bis 40,000 und die Numern 80 bis 92,000 ausgerufen worden.

Unter mehreren vor kurzem ergangenen Verordnungen der Regierung befinden sich jetzt auch folgende: 1) daß alle Pensionnairs bei Erhebung ihrer Pensionen einen Schein beibringen müssen, daß sie im Lande domizilirt sind, und solche wirklich im Lande verzehren; 2) daß niemand, der hierzu nicht berechtigt ist, in den Städten sich eines Postzuges von vier Pferden bedienen soll.

In unsern Zeitungen und Intelligenzblättern werden von der Regierung, den Ständen und städtischen Gemeinheiten fortdauernd Anschläge über den Verkauf und die Erbverpachtung der Domänen und Gemeingüter zur Publizität gebracht, theils um den Finanzbedürfnissen abzuhelfen, theils um durch Vertheilung der größern Grundstücke der Bodenkultur größere Aufnahme zu verschaffen.

Dabei vergißt die Regierung zugleich nicht, alle Mittel aufzubieten, der Industrie durch eine allmälige Vorbereitung der Freiheit der Gewerbe unter die Arme zu greifen. Mehrere Erwerbszweige sind vorzüglich auf dem Lande von allem zunftmäßigen und korporationsartigen Zwange befreiet worden. Dieses muß die Aussicht, eine allgemeine Freiheit der Gewerbe und Handwerke auch in den größern Städten entstehen zu sehen, vorbereiten.

Auch um die Freiheit der Geistesbildung dürfte die Reorganisation der preussischen Verfassung sich dereinst ein bedeutendes Verdienst zuschreiben können, da so eben die Bekanntmachung erschienen, daß es den Studirenden aller Fakultäten frei stehen soll, die auswärtigen Universitäten nach ihrer Willkühr besuchen zu können.

Um die für die Berliner frohe Begebenheit der Rückkehr des Monarchen in immerwährendem Andenken zu erhalten, haben die hiesigen Einwohner das Bernauer Thor und die Bernauer Straße, wo ihr Landesherr unter lautem Jubel und den Segnungen der Menge in die Hauptstadt eingekehrt, mit dem Namen neues Königsthor und neue Königsstraße belegen zu können, nachgesucht, und hierzu auch die allerhöchste Bewilligung erhalten.

Mit der immer mehr rückkehrenden Ordnung und der zunehmenden Festigkeit der Verwaltung beginnt auch die Industrie, der Verkehr und der Erwerb unserer Hauptstadt von neuem sich allmälig zu beleben. Die Fabrikation ist wieder im lebhaften Gange. Obgleich die effektive Freigebung des Verkehrs mit ausländischen Waaren auf der Messe zu Frankfurt an der Oder, die mit der Margarethen-Messe beginnen soll, bei den hiesigen Fabrikanten und Manufakturisten einige Besorgniß erregt, so dürfte sie doch bei der jetzigen Lage der Sachen und bei der strengen Sperre der Ostseeküsten nicht den nachtheiligen Einfluß auf ihren Verkehr haben, den sie befürchten. Gegen die Industrie des festen Landes kann die preussische Manufaktur- und Fabrik-Industrie immer festen Fuß behaupten, und es ist zu erwarten, daß bei der Konkurrenz, die sie jetzt auf der Messe zu Frankfurt zu bestehen haben wird, sie noch mehr zur Betriebsamkeit, in Hinsicht der Form und des Preises ihrer Waaren einen Vorzug zu behaupten, ermuntert werden dürfte.

Seitdem der König das Monopol, die Hauptstadt mit Brennholz zu versehen, aufgegeben, ist der Brennholzhandel ein sehr wichtiger Zweig des Verkehrs hier geworden. Alle unsere Tageblätter sind jetzt voll von Anerbietungen der Gutsbesitzer, das überflüssige Holz in ihren Forsten zu schlagen und zu verkaufen. Man kann aber nicht sagen, daß der Preis des Holzes gegen vormals sehr gefallen wäre.

Fortdauernd findet noch immer die Ankunft mehrerer Hundert russischer sogenannter Kibitken, größtentheils mit russischen Produkten beladen, statt. Sie gewähren einen sonderbaren Anblick. Jeder dieser Karren, die auf zwei hohen Rädern ruhen und ungefähr mit fünf bis sechs Zentner beladen sind, ist nur mit einem Pferde bespannt. Bei fünf bis sechs solcher Karren ist immer ein Knecht angestellt, der sie unter Aufsicht hat. Sie laden größtentheils hier ab, und oft sind unsere Packhöfe voll mit ihren Frachten.

Neben der Werkmeisterschen weiblichen Industrieanstalt haben sich bereits mehrere Institute der Art hier etablirt. Indeß dürfte die Werkmeistersche Anstalt immer den Vorsprung behaupten, da der Unternehmer, als ein Mann von Bildung, freiere und umfassendere Ansichten von dem Zweck und dem Betrieb eines solchen Instituts hat, die er auch in einem Aufsatze in dem neuen Journal für Kunst, Kunstsachen, Künsteleien und Mode an Tag gelegt.

Ueber den Geist unsers Polizeiwesens verbreitet sich immer mehr Einheit. Diese Behörde sucht mit der unverruckten Aufmerksamkeit auf ihren Beruf durch einen gewissen Geist der Humanität sich dem Bürgersinn anzuschliessen, wodurch sie ihres Zwecks gewiß nicht verfehlen kann, in der allgemeinen Stimme einen Gehilfen zur Abstellung noch mancherlei vorhandener Mißbräuche sich zu gewinnen. Einen Beweis hiervon gibt ein von dem Polizei-Präsidenten an die hiesige Bürgerschaft erlassenes Belobungsschreiben, das, um in Hinsicht seiner Form

und seines Inhalts als ein Muster aufgestellt zu werden, eine fernere Bekanntmachung verdient.

„Als ich heute vor einem Jahre die mir von des Königes Majestät huldreichst übertragene Polizeiverwaltung der hiesigen Residenzien antrat, forderte ich die gutgesinnten Bürger und Einwohner derselben auf, mich darin zu unterstützen. Ich kann den Schluß dieses Jahrs nicht vorübergehen lassen, ohne öffentlich das dankbare Anerkenntniß an den Tag zu legen, daß mir diese Unterstützung vielfältig und redlich zu Theil geworden ist.

„Wohl weiß ich, daß die hiesige Polizeiverwaltung noch mit vielen Mängeln kämpft. Aber jedes Gute reift nur langsam der Vollendung entgegen, und Hindernisse, welche theils in dem Drange der Zeitumstände, theils in den unzertrennlichen Folgen jeder neuen noch unbeendigten Organisation liegen, haben bisher vieles nicht möglich gemacht, was künftig verwirklicht werden soll.

„Die reine Absicht, der thätige Wille werden nicht verkannt werden. Möge redlicher Bürgersinn sie ferner unterstützen. Nur dann sind sie eines wohlthätigen Erfolges gewiß.

„Unerschütterliche Treue und Gehorsam dem Könige, festes Vertrauen zu der Regierung, Einigkeit im Wollen und Handeln: das sind die Bedingungen unserer Wohlfahrt. Möge die erste Stadt der Monarchie stets das erste Beispiel dieser Gesinnungen und ein vollendetes Gemälde öffentlicher Ordnung, Sicherheit und Ruhe gewähren!“

Bei der Betriebsamkeit der Polizei, das Ganze unter einer gewissen Aufsicht zu erhalten, verliert sie doch die kleinste Lücke nicht aus den Augen, wo irgend Vorurtheile sich eingenistet, der Sinn für ihren Zweck geschärft werden kann, oder irgend Mängel sich eingeschlichen. Noch herrscht hier hin und wieder ein großes Bedenken mancher Eltern gegen die Einimpfung der Schutzblattern. Um ihm ein Gegengewicht zu schaffen, ist von Seiten der Polizei verordnet, daß an der Thüre des Zimmers, wo sich ein an natürlichen Pocken Kranker befindet, von der Polizei eine Tafel mit der Inschrift: „hier ist ein Pockenkranker“ angehängt werden soll. — Den häufigen Diebstählen durch Nachschlüssel vorzubeugen, fordert die Polizei die hiesigen Einwohner auf, eine durch den Schlosseraltmeister Held erfundene Vorrichtung, die von jedem Schlosser an den Schlössern angebracht werden kann, und wodurch deren Eröffnung durch Nachschlüssel vorgebeugt wird, in Anwendung zu bringen. — Eben so hat die Polizei, den Prellereien und Unterschleifen, welchen die Fremden bisher durch die Lohnbedienten ausgesetzt waren, vorzukommen, eine neue Verordnung in Hinsicht dieser Menschenklasse ergehen lassen, die sie unter einer strengen Aufsicht der Polizei erhält.

Nachdem der Straßenbettelei aufs nachdrücklichste gesteuert ist, und die Mittel, ihr fürs künftige vorzubeugen, glücklich herbeigeschafft worden sind, sind mehrere weitläufige Kasernen, unter dem Namen Familienhäuser für dürftige und brodlose Einwohner Berlins, als Spinnanstalten mit glücklichem Erfolge eingerichtet worden, wo auch Hausleinwand von verschiedener Güte angefertigt wird, die bereits in einem in der Stadt dazu eigends errichteten Magazin zum Besten der Anstalt zum Verkauf ausgelegt ist.

Robertsons Luftfahrt hat den Geschmack des hiesigen Publikums für dieses Schauspiel wieder erweckt. Ein Deutscher, Namens Reichard, ist jetzt im Begriff, zum Besten der Armen eine Luftreise zu unternehmen. Ref. erinnert sich, daß ein jüngst gestorbener Privatgelehrter, Namens Eckhardt, sich mehrere Jahre mit der Erfindung der Direktion des Luftballs beschäftigt, und es wäre daher zu wünschen, daß man die Idee dieses in seiner Art originellen Kopfes, welche sich, wie Ref. weiß, meist vollständig ausgearbeitet unter seinen Papieren finden muß, bei dieser Gelegenheit berücksichtigen möchte. Vielleicht führt es einige Schritte näher, diesem physikalischen Spielwerk eine reellere Tendenz zu verschaffen.

Durch den Tod des als Schriftsteller rühmlichst bekannten Klein hat die Sektion der Gesetzgebung einen unersetzlichen Verlust erlitten. Die erfahrensten Geschäftsmänner der Themis sind der Meinung, daß der Geheimerath Goßlar ihn zunächst ersetzen dürfte, der mit Klein ein Gehilfe bei der neuen Ausarbeitung der Prozeßordnung und des allgemeinen Landrechts war. Indeß dieser Rechtsgelehrte ist schon seit mehrern Jahren ausser Thätigkeit gesetzt. Er hält jetzt Vorlesungen über seine Wissenschaft und beschäftiget sich mit einigen literarischen Arbeiten. Unter andern hat er seine Biographie zum Druck bereit liegen, von welcher im vierten und fünften Heft des Journals Welt- und Zeitgeist Fragmente abgedruckt sind. Kr.

## Stoff zu Parallelen.

### Die Lieblinge eines Monarchen.

Das Jetzt und Sonst ist denn doch in mancherlei Hinsicht verschieden. Leben wir gleich nicht in den glücklichsten Zeiten, doch auch nicht in den rohesten.

Wie ein auch in vielen Stücken achtungswürdiger Monarch zu gleicher Zeit der ekelhafteste Barbar sein und mit glänzenden Eigenschaften die ausschweifendste Grausamkeit verbinden konnte, zeigte keiner so auffallend, als der römische Kaiser Valentinian (im vierten Jahrhundert).

Valentinian war keusch und mäßig. Die Freuden und Feste des Hofs kosteten dem Volke weder Seufzer noch Erröthen. Er verbot das gewöhnlich gewordene Aussetzen neugeborner Kinder; stellte besoldete Kreisärzte an; stiftete Anstalten für das Emporheben der Wissenschaften; gab den Städten amtliche Vertheidiger ihrer wohlhergebrachten Rechtsame; führte in seine Staaten eine seltene Toleranz in Glaubenssachen ein; alle christliche Sekten, Juden und Heiden hatten unter ihm freie Religionsübung; er beschränkte die um sich greifende Habsucht der christlichen Geistlichen; ward Beschützer häuslicher Glückseligkeit und Tugend: — genug, Valentinian war der preiswürdigste Regent, wenn anders der schon Preis und Lob verdient, der bloß seine Pflicht thut.

Aber eben dieser Kaiser, den man sich, nach dem, was ich von ihm erzählte, als einen der ersten Menschenfreunde denkt, hatte drei Favoriten, in deren Verbindung er wie ein Ungeheuer erscheint. Und mehr war er wirklich nicht. Der erste derselben war ein Mensch, Namens Maximin, der die edelsten römischen Familien hinrichten ließ, und dafür von seinem Kaiser mit Titeln und Würden überhäuft ward. Die beiden andern Favoriten waren zwei wilde und scheußliche Bären, deren Behältnisse jederzeit in der Nähe von Sr. Majestät Schlafzimmer stehen mußten. Innozia hieß die eine, Mica Aurea die andere dieser Bestien. Wen der Kaiser zum Tode verurtheilte, ward ihnen zur Speise vorgeworfen. Er sorgte auch redlich für ihre Kost und Pflege, und weidete sich an dem grausenvollen Schauspiel, wenn sie die blutigen Gliedmaßen der Verurtheilten zerrissen und verschlangen! —

Dem Maximin belohnte er die schrecklichen Verdienste endlich mit der Präfektur von Gallien, und Innogia's lange Dienstreue würdig zu ehren, ließ er sie wieder frei in die Wälder zurückkehren.

### Militärischer Esprit de Corps.

Soldaten sind, man kann sie nicht anders, nicht ehrenvoller bezeichnen, als bewaffnete Bürger zum Schutz innerer und äusserer Sicherheit des Vaterlandes. Und reichen die stehenden Heere nicht zu, für deren Nahrung und Kleidung der unbewaffnete Bürger einen Theil von der Frucht seines Schweißes zahlen muß: so wird noch das übrige Volk zu gleichem Zweck aufgeboten, bewaffnet und ins Schlachtfeld geführt. — Warum wird dem Soldaten selbst im Frieden ein Vorrang vor den Bürgern gegeben? Warum tragen selbst Fürsten am liebsten militärische Uniformen? Sind unter allen verdienstvollen Ständen der Nation die Soldaten die verdienstvollsten? Oder ist es nöthig, um den militärischen Esprit de Corps zu zeugen, daß man den Bürger neben dem Krieger verächtlich macht, selbst in unsern mit Zivilisation prangenden Staaten?

Nicht Frankreichs stehende Heere, sondern Frankreichs Bürgersoldaten legten den Grund zu Frankreichs jetziger Größe. Nicht Roms Soldaten, sondern Roms bewaffnete Bürger stifteten das gewaltige Reich. Als Cäsar einst die aufrührerischen Soldaten der zehnten Legion „Bürger“ anredete und sie mit diesem Worte verabschiedete, riefen sie mit stürmischem Schmerz: „Nein, Soldaten sind wir! führe uns, wohin du willst!“ — Aber der größere Theil dieser Soldaten, welcher verächtlich auf den Bürger niederblickte, war selbst nie Bürger gewesen, sondern nur aus den unterjochten Völkern gehoben, die Unterjochung fortzusetzen. Doch zu dieser Zeit hatte Rom den Wendepunkt seiner Hoheit erreicht, und nun sank es zur wohlverdienten, unsterblichen Schmach.

### Karakteristik der ältesten Bewohner Frankreichs.

„Dies Volk“, so schrieb Julius Cäsar in seiner Geschichte des gallischen Krieges (4 Buch § 5), „ist überhaupt sehr leichtsinnig und wankelmüthig in Beschlüssen. In Gallien ists Sitte, Reisende auch wider Willen anzuhalten, und auszufragen, was sie etwa gehört oder erfahren hätten; oder Kaufleute auf Marktplätzen zu umringen und von ihnen zu forschen, woher sie kämen, was sie Neues mitbrächten? Auf solche Gerüchte und Sagen bauen sie dann ihre wichtigsten Beschlüsse, die sie auf der Stelle wieder bereuen müssen; denn man sagt ihnen nicht immer das Wahrste, meistens das, was sie gern hören.“

Ob die neuesten Bewohner Frankreichs mit jenen ältesten noch Aehnlichkeit haben, ist jetzt zur Streit- und Preisfrage geworden. Waren Römer und Athener wohl um ein Haar besser? Ist der Mangel des Phlegma eine Nationaltugend oder Schwäche? Solche Frage verdient akademische Preisfrage zu sein und aus der vergleichenden Völkergeschichte beantwortet zu werden.

---

# Varietäten.

## Aus der Schweiz.

— * Wir wandeln noch über manche Ruine der alten Römerwelt, von der wir nichts ahnen, und die uns nur ein Zufall entdeckt. Wie manches Alterthümliche ward in Helvetien nicht schon aufgefunden — aber was fruchtete jeder dieser Fündlinge den Wissenschaften und der deutlicheren Kunde der Vorwelt? — Was ist von all den Schätzen bekannt geworden, die sich meistens in die Hände einzelner Privatpersonen verloren, welche damit ihre Gärten oder Kuriositäten-Sammlungen aufputzten, um Prunk zu treiben? Wie manches ist da, kaum entdeckt, wieder verloren gegangen und zum Raube an der Wissenschaft und an der Nachwelt geworden? Wir haben in der Schweiz naturhistorische, pädagogische, musikalische, landwirthschaftliche, litterarische, Künstler-Gesellschaften u. s. w. warum keine Gesellschaft für Alterthum und Geschichte des Vaterlandes? Das römische Helvetien und Rhätien ist noch beiweitem nicht genug erkannt. Oder würde es nicht ein verdienstvolles Unternehmen unserer Geschichtsforscher und Alterthumskundigen sein, wenn sie sich zur Bekanntmachung der römischen Denkmäler in Helvetien vereinigten, in dem Geiste, wie gegenwärtig die königl. baierische Akademie in München angefangen hat, die „Sammlung römischer Denkmäler in Baiern“ bekannt zu machen, wozu Hr. Jos. von Stichauer in den ersten beiden Heften so vortreffliche Gaben brachte?

Von den neulich in Freiburg entdeckten alten Münzen haben die öffentlichen Blätter genug gesprochen. Aber ungleich wichtiger ist ein ganz neuer Fund von viel älteren Münzen am Luzerner See.

Unweit dem Flecken Küßnacht am Vierwaldstädter-See, und zwar auf einer Allmend oder Gemeinweide, wurde nämlich, bei zufälliger Ausstockung und Entwurzelung eines alten Kastanienbaums, ein lederner Topf mit etwa viertausend Stück römischer Münzen entdeckt. Der Schatz lag etwa nur zwei Schuh tief unter der Erde. Die Münzen sind überhaupt alle und einige vorzüglich gut konserviert, unter verschiedenen Kaisern geprägt, z. B. unter Claudius, Didius, Gallienus u. s. w., die meisten mit symbolischen Reversen. Der Entdecker verkauft nun den für ihn unbrauchbaren Schatz einzeln, wer sich ihm meldet. Diese Nachricht wird vielen angenehm sein. Vermuthlich kann und wird Hr. Pfarrer Clemens Ulrich in Greppen allfälligen Nachfragen am besten entsprechen.

* * *

---

## Aus Deutschland.

— Der Doktor Eichrode zu Karlsruhe will die Beobachtung gemacht haben, daß übersaures salzsaures Gas zerstörend auf das Contagium der Schutzpocken und des venerischen Giftes wirke.

— Der Unternehmer einer zu Engersburg errichteten Steinguts-Fabrik, Christian Deöse, hat eine Erdwaare zu verfertigen erfunden, welche zwischen dem Porzellan und dem Steingute stehe, und die Vorzüge beider vereinigt. Er hat ihr den Namen Emilan beigelegt. Sie ist von milchweißer Farbe, hat die Leichtigkeit des Steinguts, läßt sich in alle Formen bringen, und steht in Hinsicht des Preises zwischen Porzellan und Steingut.

— Doktor Chladni, welcher zu Paris seine akustischen Versuche vor einer Kommission des französischen Instituts machte, ist sehr mit dem Bericht zufrieden, den sie davon abgestattet. Der Kaiser, welchem er von Laplace vorgestellt ward, vor welchem er seine akustischen Versuche machte und dem er seinen Klavizilinder vorzeigte, schenkte ihm sechstausend Franken. Sein Werk über Akustik ist im Französischen erschienen. Indeß macht es zu Paris im Publikum eben so wenig Aufsehen, als die akustischen Versuche und der Klavizilinder des Verfassers.

Sr.



Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 43. — den 30 Mai 1810.

## Erinnerungen von meinem Aufenthalt in Wien während des letzten Krieges.

Jene zwei Sommermonate des Jahrs 1809, welche ich seit meiner Rückkehr aus den Karpathen unter den lieben gemüthlichen Wienern verlebte, würde ich nicht um eben so viel Lebensjahre vertauschen. Nie werde ich jenes Regen und Streben bei Errichtung der Landwehr-Bataillons, das immer weitere und höhere Auflodern des Muthes und der Waffenlust vergessen, das die Oesterreicher bei dem Ausbruch dieses Krieges empfanden. Während unsere Landsleute sich bemühten, die Zurüstungen Oesterreichs, vorzüglich die Landwehr, lächerlich zu machen, rührte mich der Anblick dieser braven Nationalgarden tief.

Es war ein schöner Morgen, als vier Bataillons dieser Wehrmänner am Glacis aufgestellt wurden, und sogleich ihren Marsch an die Grenzen gegen Baiern antraten. Ich sah mit edler Entschlossenheit hier Väter, Söhne, Gatten und Freunde sich trennen, und mit hohem Sinn der verhängnißvollen Zukunft entgegengehen. Ein Prinz, ich glaube es war Maximilian, der nun das Kommando der Stadt übernahm, marschirte mit diesen. Der Ausmarsch der Truppen änderte in der Lebhaftigkeit nichts; ja man bemerkte es kaum, denn das zurückgebliebene Volk wurde immer mehr exaltirt. Hier zogen Weiber, Mädchen und Greise in Prozessionen unter Gesang und Gebeten die Straße umher; dort drohnte ein unabsehbarer Zug von Rüstwagen; dort exerzirte junge Mannschaft; hier kamen Rekruten an, und zogen Transporte ab. Es war ein Gewühl ohne gleichen. Heilige Gesänge und Gebete, Trommelschlag, Gewehrfeuer, Kommandoworte, und Jauchzen und Fluchen betäubten den ruhigen Zuschauer.

Eine rührende Szene der Volksliebe gab mir die Abreise des Kaisers. Wenigen war der Tag bekannt. Daher geschah es auch, daß das Volk eines Morgens durch die angeschlagenen Proklamationen des Kaisers, in denen er seine Reise zur Armee anzeigte, sehr überrascht ward. Mein Weg führte mich bei der Stephanskirche vorüber. Ich sah, daß dort und da sich das Volk in kleine Gruppen bildete. Ich trat zu einer dieser Versammlungen und sah im Innern des Ringes einen angesehenen Mann, die Proklamation vorlesend. Doch kaum war er zur Mitte gekommen, als Thränen seine Worte erstickten, und ein anderer ihn ablösete. Aber auch dieser schluchzte, und bald ergriff die Wehmuth die ganze Versammlung. „Gott erhalte unsern lieben Kaiser!“ ertönte es, und alles lief in die Kirche.

Von dieser Zeit an verlor sich das Getümmel, und eine ernste Ueberlegung und banges Harren der Dinge, die da kommen würden, trat an die Stelle des Getöses. Die ersten Nachrichten vom Hauptquartier, daß man sich mit den Baiern geschlagen habe und nach München vorgerückt sei, brachte wenig Freude hervor, denn die gutmüthigen Wiener wähnten immer, an den Baiern Freunde zu finden. Nun folgten sich bald die entsetzlichen Nachrichten von Regensburg, Ebersberg u. s. w. Immer dusterer wurde die Physiognomie des Volkes; doch plötzlich, als es hieß: „Hannibal ante portas!“ beseelte wieder der alte Enthusiasmus die Bewohner Wiens. Man griff zu den Waffen. Die Proklamationen der Prinzen sprachen von Vertheidigung der Stadt. Kanonen wurden auf die Bastionen geführt, Wollsäcke aus Mangel an Sandkörben aufgestellt, Nebengebäude niedergerissen. Alles ging, trug, fuhr und schleppte Kinder, Geräthe u. s. w. in die

Stadt; Andere eilten, um aus dieser wegzukommen. Schon wurden die Thore Nachts geschlossen, und die Bastionen der Stadt mit Mannschaft besetzt.

Am 7 Mai kamen einige Escadrons Kürassiere; sie übernachteten, und zogen weiter. Im Prater wurde an der Jägerzeil ein Theil der schönen Bäume in ein Verhau umgeschaffen, und es wurden Wälle aufgeworfen und mit Mannschaft besetzt. Da jede Zufuhr aufhörte, trat bald Mangel an Lebensmitteln ein. Manche Familie hatte kein Brod. Doch war die Theurung nicht groß. Die braven Oesterreicher fanden es zu verächtlich, die Noth zu benutzen und durch Elend Anderer sich Schätze zu sammeln. Man speisete für anderthalb Gulden in Bankozetteln sehr gut, und besser als für einen Gulden guten Geldes bei uns. Zehn Eier kosteten einen Gulden, zwei Pfund Brod zwölf Kreuzer, ein Pfund Fleisch vierzig Kreuzer; alles in Papiergeld.

Am 8 Mai kamen einige Kompagnien Grenadiere vom Hillerschen Korps, das sich am 7 zum Theil bei Krems über die Brücke gezogen hatte. Diese Mannschaft war im Burghof aufgestellt und von Bürgern umgeben. Alles eilte, seine Theilnahme den wackern Kriegern zu bezeugen, die sich immer kämpfend gegen Napoleons Heere zurückgezogen hatten. Man schaffte Wein, Braten, Brod herbei, und vertheilte es unter die Mannschaft. Mehrere Bewohner Wiens sah ich den Kriegern Geld in die Hände drücken.

Dieser Tag war einer der stürmevollsten; denn das Volk zog bewaffnet durch alle Straßen, und nöthigte waffenfähige Männer und Jünglinge, das Gleiche zu thun. Selbst Weiber mit Piken zogen herum. Meine Kokarde schützte mich gegen die oft wüthenden Zumuthungen und Nöthigungen dieser Leute. Man hatte Pulver vertheilt, und wer da kam, erhielt Waffen. Der unruhigen Nacht folgte ein noch stürmischerer Tag. Der Herzog von Montebello rückte in Sichartskirchen ein. Die Thore wurden nun geschlossen, und die Vorstädte ihrem Schicksal überlassen, weil die weitläufigen Linien um Wien eine Armee forderten, um sie zu vertheidigen.

Schon sah man des Morgens von den Thürmen Wiens französische Kavallerie die Straße von Burkersdorf herziehen, und sich zum Theil gegen Nußdorf, zum Theil aber gegen die Spinne am Kreuz hinziehen, und bald die Vorstädte mit Ausnahme der Leopoldsstadt besetzen. Ich stand gerade an der Bastei des Burghofs, als aus der Mariahilfer Vorstadt durch die Gasse an der Leimgrube eine Kompagnie Franzosen sich zeigte. Da sie an das Ende der Gasse zu den kaiserlichen Stallungen kamen, machten sie Halt, und nur einige traten vor. Plötzlich wurde vor mir eine Kanone abgebrannt, und es stürzten zwei Franzosen nieder. Nun zogen sich diese Truppen zurück, und einige Husaren retirirten sich in eine Seitengasse. Dies war der erste feindliche Schuß, der seit jenen Zeiten von den Mauern dieser Kaiserstadt geschah, als die Türken von Osten her ganz Deutschland bedrohten und Wien belagerten. Auch damals zogen deutsche Kämpfer jene Straße von Burkersdorf her, aber nicht um die Vormauer der kultivirten Welt gegen die Verheerung der mächtigen Osmanen zu erobern, sondern zu befreien.

Nun wurde öfters geschossen, und mehrere Franzosen büßten ihren Leichtsinn, sich dem Glacis zu nahen, mit dem Tode. Irrig ist es, wenn man in mehrern sehr achtungswerthen Blättern liest, Erzherzog Maximilian habe im Grimme selbst auf die Bürger der Vorstädte feuern lassen. Alle Schüsse, welche geschahen, waren nur auf Franzosen gerichtet, die sich am Glacis zeigten, oder trafen das Gebäude der kaiserlichen Reitschule, hinter welcher die Franzosen eine Batterie errichteten.

Schon am ersten Tage, als die Franzosen sich zeigten, forderte das bewaffnete Volk, gegen sie angeführt zu werden; ja als am 10 Abends der österreichische General die Posten auf der Bastei besuchte, ward er mit lärmendem Jubelgeschrei empfangen und von den Bürgern aufgefordert, sie gegen die Franzosen vor der Stadt zu führen. Doch Erzherzog Maximilian, dem Oesterreich die Vollkommenheit seiner Artillerie dankt, und der Wien nur vertheidigte, so lange es höhere Zwecke nöthig machten, und seiner Ordre gemäß handelte, war zu menschlich, als daß er, einem aufbrausenden Patriotismus zu genügen, nutzlos hätte theures Blut vergießen lassen.

Nachts um neun Uhr hörte man ein anhaltendes Kanonenfeuer; Fenster klirrten, Schornsteine stürzten ein, Ziegelstücke rasselten, und Haubitzen zischten in feurigen Parabeln durch die Luft. Alle Häuser wurden geschlossen, Alles rettete sich in die Keller; nur die bewaffneten Bürger-Patrouillen hörte man auf den Straßen.

In dem Hause, wo ich mich befand, schleppte man Kinder und mehrere kranke Personen, auch einen Greis von 89 Jahren, aus dem vierten und fünften Stockwerk herab in die Keller. Bald ward die Nacht in die Helle des Tages verwandelt. Der Himmel glühte, und der dumpfe Ruf der Wache, „Feuer! zu Hilfe!“ ertönte. Schon brannte es an sechs Orten der Stadt, und nur wenige Menschen waren hier, dem Feuer Einhalt zu thun. Die Bürger blieben ruhig auf ihrem anvertrauten Posten, während ihre Häuser vom feindlichen Feuer zerschmettert in Flammen aufloderten.

Um eilf Uhr verließ Erzherzog Maximilian die Stadt, um, da die Franzosen die Praterinsel mit aller Macht gegen die wenige Landwehr bestürmten, nicht abgeschnitten zu werden.

Bei dem zunehmenden Hilfegeschrei verließ ich meine Wohnung. Die langen Gassen waren öde, nur den Donner der Kanonen und das Einstürzen der Gebäude hörte man. Ich eilte nach dem Stephansplatze, und Rauch und Dampf quollen mir von den herabstürzenden Balken der Dächer entgegen. Alles stand in Feuer, und nur wenige Mannschaft der Landwehr arbeitete hier mit Anstrengung und Muth gegen Flamme und Gefahr. Die Stephanskirche mit ihrem gothischen Thurm aus dem grauen Alter strahlte vom Wiederschein der Flammen im Purpurglanze. Vier Haubizgranaten trafen den Thurm, mehrere die Kirche. Noch schrecklicher wütheten Feuersbrunst und feindlicher Kugelregen auf dem Graben. Trattners schönes Gebäude stand in vollen Flammen, und bald hatte das Feuer die ganze Reihe bis zur Säule ergriffen. Das Palais von Palfi, der Gasthof zur römischen Kaiserin, brannten lichterloh. Schon war es drei Uhr, und noch immer hielt die Kanonade an. Erst gegen vier Uhr verminderte sie sich, und um fünf Uhr herrschte Todesstille. Wohin man kam, mußte man über Schutt und Ziegeln und Glas gehen. Allmählig öffnete man hie und da schüchtern die Thüre, und Tausende stiegen aus den dumpfen Kellern dem Lichte und der Hoffnung entgegen. Aber viele erlebten diesen Morgen nicht mehr. Mehrere wurden von Kanonenkugeln getödtet, andere Kranke und Schwache brachte der Schrecken auf das Todtenbett. Wenig Häuser blieben ohne Verletzung. Man bemerkte, daß die ersten Haubitzkugeln der Franzosen über die Stadt

gingen: gegen Mitternacht spielten die feindlichen Batterien aus dem fürstl. Schwarzenbergischen Garten und hinter den kaiserlichen Stallungen in die Mitte der Stadt. Ein Bürgerhauptmann fiel an der Spitze seiner Grenadiere am Josephsplatze.

Die Mannschaft auf den Bastionen litt wenig. Ein Geräusch im Stadtgraben des Nachts veranlaßte ein Klein-Gewehrfeuer, das in allen Basteien ging, da man glaubte, die Franzosen wollten stürmen. Dies mag die Veranlassung zu dem Gerüchte gegeben haben, das einige nachschrieben, man habe einen Ausfall aus der Stadt gemacht.

Eine Deputation der Stadt, an deren Spitze der Erzbischof Hohenwart, der Bürgermeister und einige Landstände sich befanden, begab sich zu dem französischen Kaiser, bat um Schonung, und bald wurde die Kapitulation abgeschlossen.

Als am 12 die Stadtthore geöffnet wurden, begab ich mich nach den Vorstädten. Der Schade, den einige Kugeln von den Stadtwällen hier gethan, war unbedeutend. Rührend war es, die Wirkung zu sehen, welche diese Schreckensnacht auf die Bewohner Wiens machte. Tiefer Gram druckte sich in allen Gesichtern aus. Mehrere, die den Zusammenhang der Kriegsereignisse nicht kannten, fanden es hart, Wien den Schrecken und der Verderbniß eines Bombardements auszusetzen; Andere waren unwillig, daß man die Stadt schon übergeben habe. — Am 12 Mittags ward die dumpfe Stille plötzlich durch zwei Kanonenschüsse und das Zischen mehrerer Haubitzgranaten gestört, da ein muthwilliger Artillerist der Franzosen, statt die Schüsse aus zwei Kanonen zu ziehen, solche abschoß.

Erst am 13 um zehn Uhr Vormittags rückten französische Grenadiere in die Stadt, lagerten sich am Stephansplatze, und besetzten alle Wachtposten. Schon am dritten Tage mußten bei Todesstrafe alle Arten von Waffen in die Zeughäuser abgegeben werden; nur das regulirte bürgerliche Militär durfte seine Armatur behalten. Ein angesehener Bürger, der eine Kanone in seinen Garten vergraben, mußte dies mit dem Tode büßen.

Allmählig kamen die Bewohner der Umgebungen Wiens in die Stadt, und nun erst erfuhr man von den Schrecken des Krieges in der Landschaft. Plünderung, Zerstörung, Mißhandlungen der empörendsten Art waren der klägliche Gegenstand jeder Erzählung. Der Mangel an Lebensmitteln, schon vorher drückend (oft mußte das Volk Tage lang an den Bäckerladen in Reihen warten, um nur für einen Tag Brod zu erhalten), ward nun noch empfindlicher. Der Himmel weiß warum, aber die Sieger selbst hatten viele Mühlen weit umher zerstört. Man hatte Getraide, aber kein Mehl.

Ich muß gestehen, schmerzlicher als jene Nacht vom 11 auf den 12 Mai war mir der Anblick einer Reihe von hungernden Menschen, die sich längs der ganzen Gasse bei den Bäckerladen am harten Steinpflaster gelagert hatten, und hier die Nacht hinbrachten, um Morgens Brod zu erhalten. Ich kenne nichts, was mehr die braven Wiener ehrte, als jene heilige Achtung der Gesetze, auch selbst damals, als das Volk die Macht in Händen hatte. Es gab eine Zeit, wo obrigkeitliche Gewalt beinahe ganz aufgelöset war, und gerade damals trug selbst der Troß des Volkes Waffen, erhielt Patronen, und — litt Hunger. Was würde in einem solchen Zustande in andern großen Hauptstädten Europens oft geschehen seyn? und was ist nicht unter solchen Umständen schon geschehen? — Man hörte von keiner Unordnung, keiner Gewaltthätigkeit.

Nur einmal ereignete es sich, als das Volk vor einem Bäckerladen eine ganze Nacht hindurch gewartet, und endlich doch kein Brod erhielt, indem solches an die Franzosen abgegeben werden mußte, daß es einen Wagen mit Brod gewaltsam anhielt, und es unter sich theilte; dann aber begab es sich ruhig nach Hause. Wer da meint, daß es an Muth gebrach, irrt sehr. Man muß die gleichen Leute am 10 bis zum 12 gesehen haben, um sich vom Gegentheil zu überzeugen.

Die Oesterreicher werden von einem Gefühl beseelt und belebt, und das ist die Liebe zu ihrem regierenden Hause. Diese Liebe ist unvertilgbar, und hat ihnen die Hochachtung selbst ihrer Feinde erworben. Doch ich darf dies auch von den braven Baiern sagen. Auch Maximilian wird immer in der Liebe seines Volkes ein heiliges unverletzbares Palladium finden. Nur ein Unterschied fällt mir auf. Die Regierung von Baiern verkannte diese Volksliebe nie, die von Oesterreich lange. Doch seit jene unglückliche Jakobinerriecherei durch eine bessere Ueberzeugung verdrängt wurde, und manche kleinliche Menschen ihre Wachsamkeit verloren, andere von ihrem Fieber geheilt wurden, kann es keine schönere Existenz geben, als unter einem Volke, das ganz der Familie eines guten Vaters gleicht. Daher kann man sich auch jenen Frohsinn, jene Herzlichkeit und jede Biederheit erklären, die in Oesterreichs Provinzen so vorherrschend ist. Selbst das bange Schweben zwischen Hoffnung und Furcht konnte diese Züge nicht verlöschen; sie blinken, wie der Sonnenstrahl hinter Gewitterwolken, aus der von tiefem Gram und Leiden bezogenen Physiognomie hervor.

***

## Stoff zu Parallelen.

### Der Bart des Kaisers Augustus.

Cajus Octavius Cäpias, oder wie er sich nachher nannte Cäsar, oder wie er zuletzt hieß Augustus, fand zwar noch eine Republik, aber keine Republikaner mehr. Daher that er gar nicht übel, dem Rathe des wackern Agrippa die schmeichelnden Vorschläge des weltklugern Mäcenas vorzuziehen, und Rom in eine Monarchie zu verwandeln.

Sobald Cäsar Augustus einmal die Gewalt in Händen trug, fand man natürlich alles sehr göttlich an ihm. Im Jahre 714 nach Roms Erbauung ließ er sich zum erstenmal den Bart abnehmen. Dies große Ereigniß war für die Enkel der Scipionen und Cincinnaten allerdings wichtiger Anlaß, einen festlichen Tag zu begehen. Zu Ehren dieser Bartschur ward dem ganzen Volke mit ungeheurer Verschwendung ein prächtiger Schmaus gegeben. Dio Cassius erzählt uns dies im 48 Buch seiner röm. Geschichte, Kap. 34. Man sage doch nicht, solche Anekdote sei dem Ernst der Geschichte unwürdig. Nein, sie ist ein höchst karakteristischer Zug in der Geschichte der Menschheit, lehrreicher, als die Schilderung aller eurer Hauptschlachten.

### Oeffentliche Gewissenhaftigkeit.

Die Lyker, ein Völkchen in Kleinasien, wichen, nach Herodots treuem Zeugniß (B. 1, Kap. 173), von der genealogischen Methode aller andern Nationen ab, und zwar, wie sie meinten, aus guten Gründen. Sie nannten sich nämlich nicht

nach ihren Vätern, sondern nach ihren Müttern. „Fragt dort einer den andern, von welcher Familie er stamme: so gibt er das Geschlechtsregister seiner Mutter und Großmutter und Urgroßmutter an." — Keine Nation hatte so zuverlässige Stammbäume, so ehrliche Genealogen.

Universalmonarchie.

Die römische sogenannte Universalmonarchie dehnte sich von den Ufern des Euphrat bis zum atlantischen Ozean; vom Rhein und der Donau bis zu den Katarakten des Nils und den Wüsten, welche den Atlas begrenzen; umschloß überhaupt einen Flächenraum von 180,000 Quadratmeilen, zwischen dem 24 und 56 Grad nördlicher Breite. Allerdings ein beträchtlicher Strich Landes! — Aber das jetzige russische Kaiserthum hat einen beiweitem größern Umfang, als die ganze römische Universalmonarchie; es zählt weit über 300,000 Quadratmeilen, freilich größtentheils noch schlecht bevölkert, wo hingegen Roms Gebiet in der schönsten und volkreichsten Gegend der gemäßigten Zone lag. — Aber das heutige französische Reich, mit allen dazu gehörigen Dependenzen, umfängt kaum 40,000 Quadratmeilen, und würde den römischen Kaisern nur zu einem Paar Präfekturen groß genug gewesen sein.

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

—— * Berlin. Die Aussicht zur ruhigen und bessern Zeit belebt auch die Berliner wieder, mit der Rückkehr des Frühlings sich dem frohen Genusse seiner Freuden zu überlassen. Die schöne und elegante Welt strömt jetzt zu den Kunstgärtnern hin, um sich in dem milden Sonnenscheine des Anblicks der eben geöffneten Blumenbeete zu erfreuen. Der Matador dieser Gärtner, Bouché, gewährt in diesem Jahre den bezauberndsten Anblick. Mehrere hunderttausend Blumen in unzählige Beete vertheilt, begrüßen in seinem Garten das Auge des Einkehrenden, und der frohe durch die Frühlingsluft erheiterte Sinn wird auf die bunte Schöpfungen der Natur durch die von der Kunst hervorgetriebene vorbereitet. Mehrere hundert Familien machen schon Anstalt, ihre Sommerwohnungen zu beziehen. Ein Genuß, dessen eine große Anzahl seit mehreren Jahren entbehren mußte.

Fremde Tonkünstler und Schauspieler eilen indeß jetzt auch hieher, um der Theilnehmer ihrer Talente nicht verlustig zu werden. Unter ihnen zeichnet sich jetzt vorzüglich der auf seiner Reise nach Rußland begriffene Bassist Fischer aus. Er hat bereits ein Konzert gegeben, und ist in verschiedenen Gastrollen aufgetreten. Ueberall ist seinen Talenten vom Publikum gerechter Beifall gezollt worden.

Es hat seit kurzem auch nicht an Konzerten gefehlt, die hiesige Tonkünstler veranstalteten. Den tiefsten Eindruck machte die vor dem Hofe und nachher zum Besten der Armen geschehene Aufführung des Oratoriums von Reghini, das er im vorigen Jahre zu der damals geträumten Rückkehr des Königes komponirte. Ref. braucht nicht mehr hinzuzufügen, als daß das Orchester mit fünfhundert Personen besetzt war.

Eine schöne Acquisition hat die Oper an der Demoiselle Herbst gemacht. Sie verspricht, uns in kurzem unsere Schick zu ersetzen. In Hinsicht der Koloratur gibt sie der Schick nichts nach. Nur fehlt es ihr in der Höhe noch an einer gewissen Kultur und Ründung, die sie hier, in der hohen Schule der Kunst, sich bald eigen zu machen hoffen darf. Der Geschmack am Gesang nimmt hier mit jedem Tage in größerm Maaße zu, und muß einen hohen Grad von Bildung erhalten, da außer der Zelterschen großen Singakademie sich noch drei stark besuchte Singakademien gebildet haben.

Für den Herbst haben wir wieder eine große Kunstausstellung zu erwarten. Die Akademie der Künste hat bereits die vaterländischen Künstler und ihre Mitglieder zur Einsendung ihrer Kunstarbeiten aufgefordert.

Die hiesige betriebsame Gesellschaft der naturforschenden Freunde hat das Legat eines ihrer 1805 verstorbenen Mitglieder, des Amtmanns Hockenn, von hundert Thalern, auf die botanische Preisfrage ausgesetzt: „Wie lassen sich die Pflanzengattungen Cheiranthus, Erysimum, Hesperis, Heliophila, Arabis, Turritis und Brassica durch andere beständige, nicht aufzufindende Merkmale, als die der Drüsen, unterscheiden? Wie viele Arten gehören zu denselben, und sind alle Varietäten wirklich solche, oder sollten beständige Arten unter ihnen vorhanden sein?"

An literarischen Produkten ist mir nicht viel Bedeutendes vorgekommen. Seit einigen Tagen erst zirkulirt eine kleine Piece: die Wissenschaftslehre in ihrem ganzen Umfange dargestellt von J. G. Fichte. Sie enthält nichts als die Schlußvorlesung seines diesen Winter abgehaltenen Kollegiums über die Wissenschaftslehre, und zwar als eine Rekapitulation für seine Zuhörer abgedruckt. Wir wollen wünschen, daß diesem ausgestreuten Samenkorn recht tüchtige Wissenschaftslehrer erwachsen mögen! — Eine Berücksichtigung verdient die vor kurzem erschienene allgemeine Weltgeschichte für die Jugend u. s. w. von Karl Stein. Sie soll dem Verlauten nach in mehrere Schulen eingeführt werden. Sie verdient es gewiß, da in ihr das Tableau der Weltbegebenheiten in einem mäßigen Bande zusammengedrängt ist, ohne den Zweck, der Jugend eine bündige Uebersicht der Geschichte zu verschaffen, zu beeinträchtigen, und sie zugleich in einem faßlichen und unterhaltenden Styl vorgetragen ist.

Ar.

## Aus Rußland.

—— Vom ausserordentlich schnellen Aufblühen einiger Städte Südrußlands gibt das Journal für Fabriken einige merkwürdige Beispiele.

Tiraspol in Neureussen, unweit dem Dniester am schwarzen Meer, hatte im Jahre 1799 erst 350 Häuser und 2000 Einwohner; im J. 1806 war die Kaufmannschaft dort noch sehr gering und nicht wohlhabend. Allein seit es nach Besetzung der Moldau und Wallachei durch russische Truppen jedem Handelnden erlaubt wurde, auf die Grenze der türkischen Besitzungen zu reisen, haben die Tiraspoler Kaufleute in mehreren Orten jener beiden Länder Waarenbuden angelegt. Jetzt (1810) zählt man in Tiraspol über 2000 handelnde Personen, Russen und Juden.

Feodosia, ehmalige Hauptstadt der Krimm, hatte im 15 Jahrhundert noch über 100,000 Einwohner, war aber in neuern Zeiten durch Krieg und innere Unruhen zu einem elenden Ort mit wenigen hundert Bewohnern herabgesunken. Im J. 1783 wurde sie von den Russen in Besitz genommen, und hat seitdem eine ganz neue Gestalt gewonnen. Aus den weitläufigen Ruinen steigen die größten Gebäude hervor; vor fünf Jahren betrug die Zahl der Einwohner noch 300 Seelen, jetzt ist sie schon über 5000 gestiegen, ungerechnet Militär und fremde Reisende. Schon sind mehrere Fabriken gebaut. Im Herbst 1809 nahm zu Feodosia der Austernfang seinen Anfang, der einzige im ganzen russischen Reiche.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 9.)

# Intelligenzblätter
zu den
# Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 9. —— den 30 Mai 1810.


Das Bedürfniß einer schweizerschen National-Zeitschrift ist seit beinahe einem Jahrhundert immer gefühlt, dessen Befriedigung oft unternommen, zuweilen zur Ehre und Nutzen des Vaterlandes ausgeführet worden.

Seit einiger Zeit herrschet aber das Mißgeschick über solche Unternehmungen, die meistens mißlangen, und dies gemeiniglich zum Schaden der Unternehmer oder Verfasser, die doch selten im Anfange eine große Interesse-Sache dabei, sondern meistens den eigenen Nutzen des Publikums in Absicht hatten.

Sei es, daß das Publikum theils auswärtige Waare mit Vorliebe gerne theurer bezahlt — oder daß es inländische Arbeit weniger schätzt, oder die Früchte der Arbeiter gerne genießt, liefet und benutzt, aber nicht gerne unterstützt. — Sei es, daß die Verleger wirklich durch zu hohe Preise ihrer Vermittlung sich gegen die oft erfahrne Mißstimmung des Publikums in Sicherheit stellen, oder durch dem Publikum beschwerliche Gedinge gegen jede Mühwalt und Risiko decken wollen, oder nicht genug Aufmerksamkeit gegen die Wünsche der Leser in saumseliger Besorgung des übernommenen Verlags äussern. — Sei es, daß Verfasser, Mitarbeiter und Redaktionen zu einseitig zu Werke gehen, mit dem Geschmack oder dem wahren Bedürfniß ihres Publikums noch nicht vertraut sind, und durch Nachlässigkeit oder Zudringlichkeit demselben erleiden. — Sei es endlich ..... doch genug. Vermuthlich wirkten alle diese Gründe sammethaft, oder einzeln. — Kurz, das öftere Mißlingen einer dauernden schweizerischen — nicht politischen — Zeitschrift ist erwiesen.

Indessen wird das Bedürfniß einer solchen Zeitschrift immer mehr gefühlt. Die Fragen vermehren sich verdoppelt; warum haben wir kein öffentliches Schweizer-Blatt, in welches wir einzelne Abhandlungen über wichtige vaterländische Gegenstände, kleinere Aufsätze, Berichte, Bemerkungen, Erfahrungen, Widerlegungen, Fragen, Zweifel, gutgemeinte Gedanken, kleine wahre Anekdoten, Berechnungen einsenden und einander mittheilen können? Wir haben der politischen Blätter mehr als genug, allein wenige eignen sich, ihrer Einrichtung nach, uns eine eigentliche fortdauernde Sammlung der bedürftigen Gegenstände, in einer gewissen Ordnung und Zusammenstellung, zu liefern. Vervielfältigen sich obige Fragen, so sind die Klagen derjenigen nicht weniger, die müde der Politik ihren Verstand, ihr Gemüth, ihre Kenntnisse mit andern Gegenständen der Neuheit, oder der Erfahrungen, des Belehrenden und des Angenehmen aus dem heimathlichen Kreise ihres theuern Vaterlandes gerne zu unterhalten und zu erneuern wünschen.

Diesem so oft an uns und unsere Freunde gethanen Wunsche zu entsprechen, wollen wir noch einen Versuch — den letzten vermuthlich von dieser Art, mit der Unternehmung und Herausgabe einer schweizerschen National-Zeitschrift unter obigem Titel und unter folgender Einrichtung und Bedingen wagen.

Um oben angezeigten Fehlern und Gebrechen möglichst auszuweichen, soll der Preis so nieder und billig, als nur verlangt werden kann, die Spedition so schnell als bequem, die Ausarbeitung so mannigfaltig als faßlich und belehrend eingerichtet, und einstweilen, um Abnehmer und uns in keine Verlegenheit zu setzen, nur auf eine kurze Versuchs-Zeit beschränkt sein, damit, wenn sie nicht gefällt, dieselbe ohne großen Schaden eingestellt; gefällt sie aber, auf eine unbedingte Zeit fortgesetzt und immer mehr vervollständiget werden kann.

## Einrichtung:

Der Bernische Anzeiger wird enthalten:

1) Original-Abhandlungen und Aufsätze aus jedem Fache oder Zweige der Wissenschaften, Künste, Handwerke, Handel, Land- u. Stadtwirthschaft, Geschichte, Aesthetik u. a.

2) Auszüge aus seltenen oder kostbaren Werken, welche die Schweiz betreffen, oder auf sie und den Wohlstand ihrer Einwohner Bezug und Nutzen haben können.

3) Rezensionen a) aller in der Schweiz gedruckten Schriften aus jedem Fache — und aller neuerscheinenden von schweizerischen Einwohnern verfertigten Kunstwerke. b) Derjenigen ausländischen Werke, die auf die Schweiz Bezug haben, wie Reisebeschreibungen u. s. w. *)

4) Berichte von allen öffentlichen schweizerschen Anstalten, als Akademien, Erziehungsinstituten, literarischen, Künstler- oder landwirschaftlichen Gesellschaften, Preisfragen, Ankündigungen u. s. w.

6) Vermischtes: Als Anekdoten, Gedichte, Fragen, Antworten u. s. w.

(Von allen Rubriken sind die Politik, politischen Tendenzen und beleidigende Personal-Politik ganz ausgeschlossen.)

## Gedinge:

1. Dieser Anzeiger erscheint in Groß-Quart-Format, mit saubern Lettern und Papier, wöchentlich einmal, ein oder ein und einen halben Bogen des Dienstags Morgens, und kann in der hochobrigkeitlichen Druckerei abgeholt werden, oder er wird den Subskribenten Nachmittags mit der Zeitung in die Häuser vertragen. Die Spedition ausser der Stadt besorgt ebenfalls die hochobrigkeitliche Druckerei.

2. Der Subskriptionspreis für fünfundzwanzig Nummern oder ein halbes Jahr ist 25 Bz. für Bern und 32 Bz. franko durch die Post. — Die Bestellungen werden bloß in frankirten Briefen angenommen.

3. Es findet einstweilen keine Vorausbezahlung statt, sondern die Unterzeichner (die nachher bei dem Register und Umschlag-Bogen werden vermerkt werden) machen sich durch ihre Bestellung bloß anheischig — wenn das Blatt

*) Die löbl. Schweizer Buchhandlungen werden ihre Verlagswerke desto früher angezeigt finden, in dem Maasgab sie dieselben der Redaktion einsenden.

im Gange ist, ihren Betrag, da wo sie unterzeichnet hatten, frei einzusenden.

4. Wenn sich bis Ende Mai nicht die gehörige Anzahl Subskribenden zur Deckung blos der Druckkosten einfindet, so findet die Erscheinung des Blattes auch nicht statt, und es wird das Publikum durch die öffentlichen Blätter davon benachrichtiget werden. — Ist die eingegangene Anzahl Subskribenten hinreichend, so wird **Dinstags den fünften Juni** das erste Blatt ohne fernere Anzeige ausgetheilt.
5. In **Bern** nimmt die hochobrigkeitliche Druckerei und das löbl. Postamt, ausser Bern aber sämtliche löbl. Postämter die Subskription an. Sollten sich Buchhandlungen in und ausser der Schweiz für eine Zeitschrift interessiren, die ebenfalls ihren Vortheil befaßt und für dieselbe Subscription und Einkassirung annehmen, so bieten wir ihnen das sechste Exemplar als frei an. — Bei mehrerer Abnahme würden wir besondere Vortheile gewähren.
6. Da bei diesem ersten Versuche die Redaktion wie die Mitarbeiter nicht allein unentgeldlich arbeiten, sondern noch mehrere baare Auslagen haben werden, so kann, bis die Unternehmung einen gewissen Grad von innerer Festigkeit und Zuverläßigkeit erhalten haben wird, einstweilen jenen uns noch unbekannten Mitarbeitern kein Honorarium weder angeboten noch versprochen werden.
7. Sollten aber Freunde der vaterländischer Litteratur und Kunst als Beförderer und Gönner dieses Unternehmens dasselbe mit Beiträgen, die sich zur öffentlichen Mittheilung eignen, unterstützen und beehren wollen, so wird denselben theils auf ihre bloße Anzeige und Verheißung hin, theils nach empfangenen Beiträgen, ein **Frei-Exemplar** zugesichert, bis die Anzahl bei ihrer verhoffentlichen Zunahme so weit gedeihen sein wird, dieselben allmählig in baarem nach Maasstab zu honoriren — wozu gedachten Beförderern und Mitarbeitern jederzeit die Einsicht des Soll und Habens des Unternehmens in dem Hauptbureau gestattet werden soll. — — Sonsten werden an niemand Frei-Exemplare abgegeben.
8. Da bei diesem ersten Versuche nur so viele Exemplare werden abgezogen werden, als sich bis in die letzte Woche des künftigen Maimonats Subskribenten und Mitarbeiter werden haben einschreiben lassen: so werden die Freunde der Beförderung dieser Zeitschrift bei einer frühzeitigen Bestellung darauf Rücksicht nehmen.
9. Das Hauptbureau für Bestellung und Spedition ist bei Wittib **Stämpfli** in der obrigkeitlichen Druckerei bei der Post in **Bern**, wohin die Bestellungen frankirt müßen eingesendet werden.
10. Was den Inhalt, die Materialien und die Beiträge anbetrifft, so werden diese, wo möglich, einstweilen frankirt, an unterzeichnete Aufschrift eingesendet.

Bern, den 15 April 1810.

Die Redaktion des Bernischen Anzeigers.

---

## J. C. Adelungs Geschichte der Philosophie für Liebhaber. Drei Bände. Gr. 8. Leipzig, bei Hinrichs 3 Thlr. 4 Gr.

Die Geschichte der Philosophie ist die Geschichte des forschenden menschlichen Geistes, und interessirt in dieser Hinsicht nicht bloß den eigentlichen Philosophen, sondern überhaupt jeden Mann von gebildetem Verstande, dem es darum zu thun ist, sich mit den vorzüglichsten Systemen der alten und neuen Philosophie, und mit den ausgezeichnetsten philosophischen Köpfen bekannt zu machen. Daher denn auch diese Werke für die letztere Klasse vorzüglich bestimmt, und so geschrieben ist, daß es weder durch zu große Weitschweifigkeit ermüdet, noch durch bloß kompendiarische Kürze trocken wird. Selbst diejenigen jungen Gelehrten, welche weder Zeit noch Lust haben, das große lateinische Werk des Brucker zu studiren, können sich aus dieser Schrift sehr guten Raths erholen, in welcher sie alles nöthige finden. Der berühmte Verf. hat alles in diesem Werke geleistet, was man für Dilettanten wünschen und verlangen kann. Ein gutes Register über das Ganze eignet es besonders noch zu einem bequemen Handbuche für jeden Freund der Philosophie und ihrer Geschichte.

Man findet es bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---

Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung in Ulm ist kürzlich fertig geworden, und daselbst, wie auch in allen Buchhandlungen, à 2 fl. zu haben:

## Gemälde
der
## merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsszenen,
auch
## interessanter Auftritte
aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.
Zur
## angenehmen und belehrenden Unterhaltung
dargestellt von
## Samuel Baur,
28 Bogen stark. In groß Oktav. Ulm, 1810.

Dieses interessante Werk verbindet das Unterhaltende eines gutgeschriebenen Romans mit dem Belehrenden, das die wahre Geschichte so anziehend macht, und da es sich zu einer allgemeinen Lekture eignet, so machen wir die Freunde einer geistreichen Unterhaltung und angenehmen Belehrung, so wie auch Besitzer von Leih- und Lesebibliotheken, auf dasselbe aufmerksam, und sind versichert, daß ihnen die nähere Kenntniß desselben Vergnügen machen wird.

In diesem Bande sind von dem rühmlichst bekannten Herrn Verfasser 12 Gemälde aus der ältern und neuern Geschichte der berühmtesten Nationen dargestellt, und eben so anziehend als wahr und treffend geschildert.

Der zweite Band ist unter der Presse, und erscheint bis nächste Michaelismesse.

---

## Neueste Verlagsartikel von Bädecker und Kürzel in Duisburg und Essen, welche in der Sauerländerschen Buchhandlung zu Aarau jederzeit vorräthig zu haben sind:

Natorp, B. C. L., Schulbibliothek. Ein geordnetes Verzeichniß auserlesener Schriften für Lehrer in Elementar- und niedern Bürgerschulen, mit beigefügten Beurtheilungen. Dritte ganz umgearbeitete Ausgabe 54 kr.

In diesem Büchlein findet jeder Schullehrer, Prediger und Dilettant im Schulfache den Kern der pädagogischen und didaktischen Schriften aus dem Fache des Elementar- und niedern Bürgerschulwesens. Bei der ungeheuren Menge der erschienenen in das Schulwesen einschlagenden Bücher ist dieses Verzeichniß jedem Schulmanne unentbehrlich geworden und um so brauchbarer, da überall kurze und treffende Beurthei-

kungen beigefügt sind. Die dritte Auflage hat viele wesentliche Vorzüge vor den beiden erstern; sie ist nach einem ganz andern Plane bearbeitet worden.

Krummacher, Dr. F. A., die Kinderwelt, ein Gedicht in vier Gesängen. brosch. 2 fl. 42 kr.

— — Bildniß. Gestochen von Pelotte 36 kr.

— — Hymnus an die Liebe. br. 45 kr.

Spieß, J. Ch., Versuch einer protestantischen Kirchenordnung nach den Bedürfnissen unsers Zeitalters 3 fl.

Agricola, Jul., eine Biographie von Tacitus, lateinisch und deutsch mit Anmerk. von J. D. Schlüter 1 fl. 21 kr.

Reche, Dr. J. W., Erinnerungen an wichtige Wahrheiten und Lebensregeln, in einer Sammlung von Religionsvorträgen 2 fl. 42 kr.

Tappe, W., allgemeine erste Uebungen im freien Zeichnen. Mit hundert Kupfertafeln 5 fl. 42 kr.

— — zweite Uebungen im Plan- und mathematischen Zeichnen. Mit 29 Kupfertafeln 3 fl. 9 kr.

— — dritte Uebungen im Zeichnen, für Kaufleute und Fabrikanten, die ihre Geschäfte in Metallwaaren haben; auch für Schmiede und andere in Metall arbeitende Handwerker. Mit acht Kupfern 1 fl. 48 kr.

---

**J. C. Ebermaiers Versuch einer Geschichte des Lichtes in Rücksicht seines Einflusses auf die gesammte Natur und auf den menschlichen Körper ausser dem Gesichte besonders. 8. Leipzig, bei Hinrichs, 1810 1 Thlr.**

Der Verfasser dieser Schrift ist bemüht gewesen, alles, was die berühmtesten Naturforscher von den ältesten bis auf unsere Zeiten über die Natur des Lichtes gedacht und gelehrt haben, *aufzusuchen*, und so in chronologischer Ordnung eine historische Erzählung der deshalb angenommenen, verschiedenen Meinungen, Theorien oder Hypothesen zu liefern. Dieses wohl geschriebene Werkchen zerfällt übrigens in drei Abschnitte, im ersten wird von der Natur des Lichtes, im zweiten von dem Einflusse desselben auf die gesammte Natur, und im dritten vom Einflusse desselben auf den menschlichen Körper ausser dem Gesichte, gehandelt. Es kann zu einem bequemen Leitfaden in dieser Materie dienen, indem man alles Wissenswürdige davon in guter Ordnung und fruchtbarer Kürze beisammen findet.

Zu haben bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---

## An die Freunde und Beförderer der Pestalozzischen Methode.

Wir zeigen hiermit an, daß wir die ganze Auflage folgender im Institut zu Iferten herausgekommenen Werke an uns gekauft haben, und das solche von jetzt an allein durch uns zu haben sind:

J. Schmid, Elemente der Form und Größe. 2 Theile. gr. 8.

Desselben Elemente des Zeichnens. gr. 8.

In wenigen Wochen erscheint ebenfalls bei uns:

Desselben Verfassers Elemente der Algebra, nach Pestalozzischen Grundsätzen,

als Fortsetzung der kürzlich erschienenen Elemente der Zahl. Freunde und Beförderer der Methode, welche sich direkt mit einer Bestellung von wenigstens 25 Exemplaren an uns wenden, genießen verhältnißmäßige Vortheile.

Mohr und Zimmer
in Heidelberg.

---

**J. E. Spitzners ausführliche theoretische und praktische Beschreibung der Korbbienenzucht, ihrer Dauer und ihres Nutzens, ohne Künstelei, nach ausgemachten Gründen der Naturlehre und langer eigner Erfahrung. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Lpzg. bei Hinrichs 1 Thlr. 8 Gr.**
**Schreibpapier 1 Thlr. 16 Gr.**

Bei der zahllosen Menge von Büchern, welche über die Bienenzucht geschrieben haben, verdient diese Schrift ohne Widerspruch einen so entschiedenen Vorzug vor ihnen, daß dadurch fast alle entbehrlich werden. Man sieht es dem Werke schon beim ersten Blicke an, daß sein Verfasser mit der ausgebreitetsten Kenntniß von der Naturgeschichte dieser Thiere die vieljährigste Erfahrung verband; daher denn auch eine solche Bestimmtheit, Gründlichkeit und Vollständigkeit in diesem Buche herrscht, daß es selbst von den Dilettanten nicht ohne das größte Vergnügen gelesen wird. Wer die Bienenzucht studirt, und mit Vortheil treiben will, kann keinen sichern und bessern Wegweiser als dieses Buch wählen. Als einigermaßen unzertrennlich von obigem ist der Bienenkalender zu betrachten, welcher ausführliche Anweisung gibt, was in jeder Zeit des Tages durch alle Monate des Jahres für die Bienenpflege zu thun ist. Der ausführliche Titel davon ist: Spitzners immerwährender Bienenkalender, in kurzgefaßten und aus langer Erfahrung bewährten Regeln, oder Geschäfte des Bienenvaters zur glücklichen Behandlung der Bienen auf alle Monate im Jahre. Mit einem Kupfer. Gr. 8. 14 Gr.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau zu finden.

---

Bei Bädeker und Kürzel in Duisburg und Essen sind erschienen, und in der Buchhandlung von Sauerländer in Aarau zu haben:

Busch, J. J., Untersuchungen über die Natur und Behandlung der Lungenschwindsucht. Aus dem Franz. 1805. 54.

Ehrenberg's, Fried., Hofpredigers zu Berlin, Bildniß, gestochen von Thelott, 8. 36 kr.

Engels J. A., über Papier und einige andere Gegenstände der Industrie und Technologie. Mit 1 Kupf. von Thelott und Mustern von neuen Papieren. Broschirt auf farbigtem Papier 2 fl. 6 kr.

Flaßhoff, F. W., über das Apothekerwesen, vorzüglich in Hinsicht auf Apotheker-Examina und Apotheker-Visitationen. Brosch. 1808. 27 kr.

Fleckenstein, Vorschriften zur Uebung im Schreiben, gestochen von Heß 2 fl. 24 kr.

Gesänge zur Konfirmationsfeier, brosch. 1808. 9 kr.

— — hundert Exemplare zusammen für 9 fl.

Historien, biblische, nach Hübner. Zweite verbesserte Auflage. 1809. 54 kr.

Hoogens, P. J. J., Bildniß, gestochen von Thelott 36 kr.

— — Beiträge zur Beförderung der Humanität. 1805 1 fl. 30 kr.

— — die Volksschulen, keine kirchliche, sondern allgemeine Staatsinstitute. 1806 21 kr.

Knauff, J. C., Behandlung der Bienen ihren Naturtrieben gemäß; durch vieljährige Erfahrung bewährt gefunden 1 fl.

Lazarus von Bethanien, eine dramatische Poesie. 1807. br. 27 kr.

Möller, Dr. A. W. P., die Abzweckung des Christenthums auf Vereinigung der Menschen durch den schönsten und edelsten Herzensbund, vorgestellt in seiner Antrittspredigt zu Münster. Brosch. 18 kr.

— — Bildniß, gestochen von Thelott 36 kr.

Möller, Dr. A. W. P., Winke für angehende Religionslehrer, die Wichtigkeit ihrer Bestimmung in unsern Tagen betreffend 1 fl. 12 kr.

Müller, Dr. P. C, Versuch über das schleichende Nervenfieber für angehende Aerzte. 42 kr.

Müller, Beitrag zur Bestimmung der Grenzen zwischen den Franken und Sachsen der Vorzeit 48 kr.

Natorp, Grundriß zur Organisation allgemeiner Stadtschulen. 1 fl. 48 kr.

— — Predigtentwürfe über sämmtliche Evangelien. 1806 2 fl. 6 kr.

Nonne, J. H. C., poetische Spaziergänge, oder Wanderungen durch Duisburgs Fluren. 1807. Brosch. 54 kr.

Ostboff, Dr., kleine Beiträge zur Erweiterung des medizinischen Wissens. 1804. 1 fl. 30 kr.

Quartalschrift für Religionslehrer. Bearbeitet von einer Gesellschaft westphälischer Gelehrten und herausgegeben von B. C. L. Natorp. Vier Jahrgänge mit Kupfern. Jeder Jahrgang 4 fl. 48 kr.

Diese Quartalschrift wird in der Ostermesse 1810 nach demselben Plane unter dem Titel:

Philalethia, eine Zeitschrift für Lehrer und nachdenkende Freunde der Religion, von H. Dr. Reche fortgesetzt worden.

Reusing, B. A. B., Rede bei der ersten Kommunion der Kinder. 1806. brosch. 9 kr.

Spitzbauch, Martin, ein satyrisch-komischer Roman in Briefen, im Geschmacke der Jobsiade, herausgegeben von G. L. Mit Kupfern. 1806. 1 fl.

Bädeker, F. G. H. J., kurzer und faßlicher Unterricht in der Obstbaumzucht, für die Landjugend. 1800 54 kr.

---

Man sucht ein Frauenzimmer aus Frankreich oder aus der französischen Schweiz als Gehülfin zur Erziehung einer zahlreichen bürgerlichen Familie, welche in einer sehr angenehmen deutschen Stadt lebt und sich daselbst in sehr angenehmen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen befindet. Die Aeltern beschäftigen sich selbst viel mit der Bildung ihrer Kinder, leben sehr häuslich, können einer jungen Gehülfin ziemlich gute Bedingungen machen, und erwarten von ihr, daß sie ihre Sprache rein spreche und sie etwas mehr als oberflächlich verstehe; daß sie Kenntniß und Geschick in weiblichen Arbeiten habe und vorzüglich, daß sie höchst sittlich und sanft sei; daß sie von der bösen Laune frei sei, welche der Tod aller guten Erziehung ist, und daß Ordnung und Reinlichkeit ihre zweite Natur seien.

Wem es an diesen Eigenschaften nicht fehlt, wird dieser Familie willkommen sein, und ist eingeladen, sich in Briefen an C. J., an die Andreäische Buchhandlung in Frankfurt oder an die Redaktion dieses Blattes in Aarau zu wenden.

---

On cherche une gouvernante dans une famille nombreuse qui habite une des plus agréables villes de l'Allemagne, qui est assez à son aise pour pouvoir offrir des gages assez considérables, et dont on ne peut attendre que le traitement le plus honnête. — C'est principalement pour le français et pour les ouvrages du sexe que les parents qui s'occupent eux-mêmes de l'éducation de leurs enfans cherchent l'assistance d'une demoiselle française dont par conséquent ils attendent qu'elle sache et qu'elle parle bien sa langue, qu'elle soit habil pour les ouvrages du sexe, qu'elle ait des moeurs absolument pures et agréables, et qu'elle ne soit sujette à la mauvaise humeur, et dont l'amour de l'ordre et de la propreté sont la seconde nature. — S'adresser à la *Librairie de Mr Andreä* à *Francfort sur le Mein*, ou à la *Rédaction de cette feuille* à *Aarau*.

## Anzeige

eines neuen interessanten Werks, welches in allen Buchhandlungen zu haben ist.

## Reise

durch Franken, Baiern, Oesterreich, Preussen und Sachsen

vom

Freiherrn C. U. D. von Eggers.

Vier Bände. 8. Preis 8 Thlr.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. J., 1809.

Eine Reise durch die bedeutendsten Länder Deutschlands, verfaßt von einem Manne, der zu sehen verstand, der manches Uebel weissagte, und als Reisebeschreiber wie als Kenner der Staatsverwaltungen sich schon durch frühere Schriften Achtung erwarb, kann für den Deutschen um so weniger ohne Interesse bleiben, da sie in zwei, für die traurige Geschichte unserer Länder und Städte, wichtigen Jahren dieses neuen Jahrzehents gemacht ist. Man trifft hier nicht bloß den unterhaltenden Reisebeschreiber, der wahr und klar darzustellen weiß, was er sah, lebendige Schilderungen von Gegenden, ihren Schönheiten und Naturmerkwürdigkeiten, von Sitten und dem geselligen Leben entwirft, und uns Wien und Prag, Hamburg, Berlin und Hannover, München und Dresden und so viele andere Städte mit ihren Menschen, Kunstschätzen, wissenschaftlichen Anstalten und ihrem Elend sehen läßt; sondern man trifft auch den richtigen Beobachter, der freimüthig Fehler der Verfassungen aufdeckt, und mit mancherlei wichtigen Bemerkungen, und mit mehreren in der Zeitgeschichte unbekannten Umständen uns bereichert. Das Werk befaßt zu viel, als daß sein Inhalt einzeln könnte angegeben werden. Für den Werth desselben bürgt des Verfassers Name wohl schon allein.

Sauerländer in Aarau nimmt Bestellung darauf an.

---

## Neue Verlagsbücher

von

Heinr. Rem. Sauerländer in Aarau.

Belisar. Aus dem Französischen der Frau von Genlis. Begleitet von einer biographischen Skizze des Feldherrn von H. Zschokke. 8. br. 2 fl.

Bemerkungen, Berichtigungen und Zusätze zu den Briefen über die Fellenbergsche Landwirthschaft zu Hofwyl von einem Augenzeugen. 8. br. 24 kr.

Bronner, F. X., der erste Krieg, in sechszig metrischen Dichtungen. Zwei Thle. m. K. 8. br. 5 fl. 30 kr.

Fellenberg, E., landwirthschaftliche Blätter von Hofwyl. 1s und 2s Heft. 8. br. 2 fl. 24 kr.

Paul der Erste, russischer Kaiser, als Großmeister des Malteserordens. Wichtiger Beitrag zur neuesten Geschichte dieses Ordens. Gr. 8. br. 24 kr.

Pestalozzi, H., Wochenschrift für Menschenbildung. 3r Bd. Gr. 8. br. 2 fl. 24 kr.

Rückerinnerungen aus Spanien. Mit dem Bildnisse des Friedensfürsten. 8. br. 1 fl. 30 kr.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. 2r. Jahrg. Gr. 8. 4 fl.

Viard, A., der kaiserliche Koch, oder neuestes französisches Kochbuch für alle Stände. Nach der zweiten Originalausgabe aus dem Französischen übersetzt. 8. Geb. 1 fl. 30 kr.

Zschokke, H., der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich und den rheinischen Bund im Jahre 1809. Ein historischer Ueberblick. Mit einer Karte der österreichischen Monarchie, nach dem Wiener Friedensschlusse. 8. 54 kr.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend —— Nro. 44. —— den 2 Juni 1810.


## Der Neckargrund.

Hat die Erde jemals einem Strome beim Ablauf der Gewässer ein ausgezeichnetes Bett zubereitet, so war es der Neckar, den sie hierin vor andern Flüssen begünstigte. Schon auf der Karte erregen seine Krümmungen Aufmerksamkeit; noch mehr erregt sie der prachtvolle Anblick seines Ausströmens ins weite offene Rheinthal an der Bergstraße bei Heidelberg. Hier, wo sich Rebengeländer bis zu den waldigen Gipfeln der hohen Berge erheben, hier spaltet der Neckar den langen Rücken der Berge bis in den tiefsten Grund, und überrascht den Reisenden mit der unerwarteten Aussicht in eine romantische Wildniß, freundlich gemildert durch den Anbau einer volkreichen Stadt, doch schnell zurückführend auf den ersten Eindruck des Staunens durch die erhabene Ausstellung der prachtvollsten Ruine in Deutschland. *) Zu ihr hinauf fühlt sich der Fremde unwiderstehlich angezogen. Die Schloßterrasse wird sein erster Standpunkt. Da sieht er mit unbegreiflichen Gefühlen die Wunder der Vorzeit in die Wunder der Natur verschmolzen. Da schwimmt sein trunkenes Auge auf einer Flut von Gegenständen, deren Reichthum er nicht fassen kann. Wohin er sich wenden solle, ob rückwärts auf die im ewigen Fallen begriffenen Mauern zerborstener Thürme und die mit Epheu umrankten Gebilde der Ahnen, die starren Geistern ähnlich über den eingesunkenen Grüften schweben; ob vorwärts, dem gebietenden Strome nach, über die Spitzen der Thürme und über die Dächer der vor ihm weit ausgebreiteten Stadt, die wieder seitwärts am Berge zu ihm heraufsteigt, bis zu dem blauen Gewölke der überrheinischen Berge, die den Gesichtskreis in dämmernder Ferne bekränzen — und wie es möglich sei, sich an- und abgezogen zugleich zu fühlen, den Blick auf jedes Einzelne geheftet und doch von Allem überwältiget zu sehen: das ist das Räthsel der Bezauberung.

*) Heidelberg mit seinem Schlosse ist öfterer schon, und zuletzt noch in einem kleinen Wegweiser für Reisende, der den Titel führt: „Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen", noch ausführlicher aber in Reinbecks Schrift: „Heidelberg und seine Umgebungen", beschrieben worden.

Doch lange wollen wir auf diesem Punkte nicht verweilen. Zwar jener Gipfel, der mit dem Gemäuer auf seinem Rücken uns gegenübersteht (man nennt ihn den Heiligenberg), wäre leicht noch zu ersteigen. Ein kundiger Führer zeigt uns auf dem Wege, der uns die Stadt mit ihrem breiten Strom und ihrer stolzen Brücke tief zu Füßen legt, den hohen Baum, wo uns der malerische Anblick einer verwitterten Kapelle im Schatten kühler Buchen überrascht. Das Heidenloch ist wenig Schritte nur davon entfernt. Wir sehen durch ein steinernes Viereck, das einem Brunnen gleicht, in ein geräumiges und tiefes unterirdisches Gewölbe. Orakelsprüche tönten einst aus dieser Höhle, so berichtet uns die alte Sage. Der jüngere Leichtsinn machte aus der hohlen Kammer ein Brunnenloch. Durch hohe Laubgewölbe gehen wir nun im Gehölze fort, bis zu der Spitze des Heiligenberges. Die Trümmer des zerstörten Klosters stehn vor uns. Wir besteigen sie, und schauen rings umher in eine grenzenlose Ferne. Zwar deckt der Odenwald einen Theil der Aussicht; allein auch dieser Anblick ist wundersam und ahnungsvoll der mannigfaltigen Abwechselungen, die der Anbau in der öden Wildniß erschuf. Hat unser Auge sich daran ersättiget, senkt es sich tief in den Neckarbusen bei Ziegelhausen, steigt am Königsstuhl, dem höchsten Gipfel, der über den Kastanienwäldern des Heidelberger Schlosses sich emporhebt, wieder

aufwärts, läßt die verborgene Stadt im überdeckten Grunde liegen, und gleitet über den Geisberg und über das Wunder des Riesensteins hinab zur Ebene, die sich von Straßburg bis nach Mainz, mit allem, was der Rhein auf diesem Flächenraum umschlingt, in lieblicher Verbreitung ausdehnt.

Wer Lust hat, gehe noch auf der andern Seite des Neckars durch die Steinbrüche auf den Kohlhof. Er findet nah an diesem Dorfe, worin die Früchte erst zur Blüte kommen, wenn sie im Thale reifen, einen freien Platz, von welchem er unbeschränkter als irgendwo den südlichen Abfall der Gebirge überschauet. Das Schloß Weiler, der Pharus dieser Gegend, thront hier am fernen Horizont. Der Schwarzwald zeigt sich in seiner grauen Dunkelheit, und aus dem Odenwalde hebt der Katzenbuckel sein Haupt empor. Ein neuer Anblick öffnet sich, wenn wir nach Leimen oder Rohrbach hin den Wald durchschneiden. Der Bierhellerkrug liegt einsam unter Feldern und Wiesen, die rings umher von Wald umschlossen eine abgesonderte Welt auf luftiger Höhe darstellen.

Uns hat der Zauber des Neckargrundes festgehalten. Am rechten Ufer gehen wir von Heidelberg an steilen Felsenwänden, an die sich eine lange Kette von Häusern lehnt, dem Strom entgegen. Die neuen Anlagen des Engländers vor dem Karlsthore an der Berglehne haben uns wider Erwarten länger, als wir meinten, an Heidelberg gefesselt. Vielleicht begegnet uns ein Nachen, der mit Gesang und Flötenspiel den Widerhall aus den Gebirgen ruft. Ein fernes Geschrei von Schiffern verkündigt uns die Ankunft einer Flöße, die einer ausgestreckten Riesenschlange gleich den Strom herab sich wälzt und durch die Klippen sich windet. Der lose Balken trägt den Steuermann, und vor- und rückwärts springt mit ängstlicher Hast, je schneller das lockere Gebäude vom Felsenstrudel angezogen wird, der lenkende Fährmann, der die lange Rudeestange bald hier bald da zum Ablenken von der verborgenen Klippe einsenkt.

Wie ein Gemälde, von der Fantasie erschaffen und von der Kunst mit Wärme aufgetragen, erscheint auf einmal da, wo sich der Weg durch schattenreiche Bäume um die kalten Felsen windet, das Kloster Neuburg. Stift nennt man es gewöhnlich, der frühern Zeiten eingedenk, wo der Neckar seinen ersten Anbau von frommen Stiftungen erhielt. Es liegen viele derselben im feuchten Moose schon vergraben. Wir gingen bei den Kreuzen vorüber, die ihr Gebiet bezeichneten. Wir hörten den Namen Haarlaß nennen, wo keine heilige Jungfrau mehr sich ihren Kopfschmuck rauben läßt. Doch fanden wir das Klösterliche nirgends so reizend abgebildet, wie hier im Stift Neuburg. Auf einer sanften Anhöhe am Neckar, die sich in einen schön gewässerten Waldbusen zurückzieht, ruhen die Gebäude mit der Klosterkirche, zu deren Füßen eine Reihe hoher Pappeln den Gedanken an stille Größe und hohe Einfalt unterhält. Die Klosterglocken tönen wie die Seufzer der Abgeschiedenen, die das Gerassel der Weberstühle in den Stiftsgebäuden aus ihrem Schlummer weckte. So verwandelt den Besitz und den Gebrauch der Dinge der Geist der Zeiten.

Dem Stifte schräg gegenüber strömt an der Straße eine Quelle, die seitwärts aus dem Waldgebirge springt. Zu ihrem Ursprunge führen uns die klappernden Mühlen. Der Name Wolfsbrunnen wird von der alten Sage unterstützt, daß eine verirrte Prinzessin in dieser tiefen Wildniß von hungrigen Wölfen zerrissen worden sei. Das jetzt verschlossene Wasserbecken war noch vor wenigen Jahren der besuchteste Verweilungsplatz der Spaziergänger, einladend durch den tiefen Schatten einer von Jahrhunderten verschonten Linde, deren frevelhafter Mord von manchem Dichter schon beseufzt ward. Wir verlassen die entweihte Quelle, und suchen über dem Neckar, an den sich Ziegelhausen lehnt, einen ähnlichen Lieblingsplatz der Freunde schöner Natur. Hinter dem Dorfe wurde das Gewässer, welches aus mehrern Quellen in den Waldgebirgen in einen Bach zusammenrinnt, von einigen stufenweise übereinander gestellten Wasserbehältern aufgefangen. Man nannte sie Fürstenweiher, zur Erinnerung an die ersten Stifter dieser reizenden Anlagen. Aber auch diese Anlagen finden wir zerstört. Nur selten besucht der Wanderer noch die vereinsamte Gegend. Die Freude hat ihr Zelt in dem benachbarten Dorfe aufgeschlagen, wo die Menschen, welche Religionspartei am Morgen in drei verschiedenen Kirchen von einander sonderte, des Abends unter lärmender Musik im Tanze sich vereinen, und mit den Wiederstrahlen gaukelnder Lichter den ganzen Neckar funkeln lassen.

Von Ziegelhausen fährt ein Theil von unserer Gesellschaft schräge den Berg hinauf, und jenseits des Waldes wieder gemächlich hinunter nach Schönau zu der alten Abtei, deren Kirche noch verschiedene Denksteine bewahrt. Von dem Städtchen führt sie der geschlängelte Pfad am klaren Bache auf grünen Wiesen mitten durch die Wälder nach Neckarsteinach.

Wir folgen dem Neckar auf der Landstraße, die uns am Fuße der hohen waldigen Berge durch eine seltsame Krümmung nach Neckargemünd bringen wird. Der Anblick von Neckargemünd und von dem Dielschberge verdiente nicht übergangen zu werden; er öffnet uns ein neues Thal, von dem wir keine Ahnung hatten. Vor uns liegt die Stadt am Flusse mit ihrem spitzen Thurm, rings von Bergen eingeschlossen und selbst an einem flachern Bergrücken hinanstrebend, der zwei Straßen von einander trennt, wovon die erste durch einen schönen Wiesengrund in die lieblichen Fluren von Bommerthal und Mauer auslauft, die andere über Bischofsheim nach Wurzburg führt. Wir ruhen in der Pfalz, und freuen uns im Speisesaal des besuchten Gasthauses der unvergleichlichen Aussicht über den Neckar und der angenehmen Erwartungen auf dem vorliegenden Dielschberge.

Von allen Seiten abgesondert hat die von einer kleinen Stadt umringte Festung auf den kegelförmigen Gipfel sich gelagert. Für das mühsame Aufsteigen belohnt uns der überraschende Anblick von der Höhe, um deren steilen Abhang sich der Neckar in einem wunderseltsamen Bogen krümmt. In der Mitte dieser Krümmung liegt Neckarsteinach mit seinen vier alten Burgschlössern, wovon das erste beinahe senkrecht über dem Strome gleich einem Schwalbenneste in der Mitte des steilen Berges aus dem Gebüsche hervorragt. Es reuet uns nicht, den schroffen Fußsteig, der über Klippen und Gesträuch zu diesem alten Raubneste des Hans von Landschaden führt, ausgespürt, und in dem Felsengenisse einen Bau von seltener Art in der Nähe betrachtet zu haben. Mit Mauern umringelt sich dreifach eine andere dieser alten Burgen, welche von der Zeit fast gänzlich aufgerieben worden ist. Ein hoher Thurm, der im Schönauer Thal die auffallendste Wirkung hervorbringt, erhebt sich höher waldwärts von der dritten Burg. Die vierte mit ihrem bedachten Thurme schaut näher in die Stadt hinein, und läßt in ihren noch halb wohnbaren Mauern die Vermischung des Alten mit dem Neuen errathen. — Am ganzen Neckar hat die graue Vorzeit keinen so unverstörten Aufenthalt gefunden, als in dieser Waldbucht. Nirgends findet die Geschichtsforschung leserlichere Spuren von ver-

blichenen Geschlechtern, als auf den merkwürdigen Grabsteinen der Kirche zu Neckarsteinach. Vieles hat die Sage noch hinzugethan. Aber es gibt nicht eine Sage aus der alten Welt, die sich nicht aus einem wirklichen Ereignisse entsponnen hätte.

Wir schwimmen in einem Nachen von Neckarsteinach nach Hirschhorn, um auf der stillen Wasserfahrt den Dilschberg hinter uns nicht aus dem Auge zu verlieren. Noch halten wir ihn im Gesicht, wenn beim Umwenden auf einmal das glanzvolle Hirschhorn mit seiner stolzen Burg, dem festen Wohnsitz seiner ehmaligen gefürchteten Besitzer, die schauerliche Wildniß des verengten Neckars erheitert. Um das hohe Schloß hat sich die Stadt gelagert, die man auf dem Wege von Schönau über die Höhe, mit den in den Odenwald weit auslaufenden Seitenthälern, in ihrer ganzen Herrlichkeit überschaut.

An verödeten Weinbergen krümmt sich der Neckar um eine Begräbnißkapelle bei Hirschhorn, und sich besinnend, ob er gerade wieder zurückkehren solle, umschließt er eine ausgestreckte Landzunge, die ein Büchsenschuß überspannen kann. Dann zieht er in gefälligern Windungen sich durch die vorragenden Berge nach Eberbach, dem gewerbfleißigen Städtchen, welches auf dem waldigen Katzenbuckel den Himmel und in der tiefen Waldschlucht zur Seite die Hölle zu seinen Nachbarn hat. Es strömen heimliche Quellen aus dunkeln Gründen der schattigen Waldungen und ein verdeckter Pfad führt durch ein gewässertes Thal nach Kailbach und auf die Anhöhen der Zwinge, welche Main und Neckar von einander scheiden.

Aufwärts von Eberbach erblicken wir die vereinsamten Trümmer von Stolzeneck, von denen uns das Morgenblatt kindliche Sagen erhält. Noch sehen wir die Raubvögel, welche dem Ritter bei seiner Heimkehr aus der Fremde mit ihren Krallen und Schnäbeln die Burg von neuem erkämpften, im melancholischen Schwunge die Mauern umkreisen. Doch schläft der Ritter schon lange, und hört die warnende Stimme der Käuzchen nicht mehr.

Immer wilder und düsterer verengt sich das Thal.

Zwingenbergs starke Mauern trotzen der Zeit. Wir erblicken die noch wohnbare Feste mit ihren Thürmen am Neckar über dem Städtchen gleiches Namens. Unüberwindlicher Trotz hat diese Steine verkittet, und der alterthümlichen Kraft und Gewalt ein unverwüstliches Denkmal erbaut.

Weiter hinauf führt uns der Neckar zum Minneberge. Die verödeten Trümmer auf der vorragenden Höhe versprechen uns freundliche Aussicht. Wir finden den Eingang verwahrt. Nach leisem Pochen öffnet ein Klausner die Thür. Aus dem Schwarzwalde zog der verwaisete Pilger in die unterirdischen Höhlen dieser verlassenen Burg, faßte den kühnen Entschluß, sich selbst hier zu leben, die Gewölbe zu seiner Wohnung und ihre Grotten zur Schlafhöle umzuschaffen, die ausgebrochenen Fensteröffnungen mit stroherner Bedachung in ein Sommerzelt zu verwandeln, und den Schutt der verwitterten Mauern zu einem Gärtchen zu benutzen. Keiner Minne fröhnt dieser neue Bewohner der Burg. Den treuen Hund, welchen die Sage der Vorzeit in Ehren erhält, findet man in Stein gehauen unten am Berge an einem Stallgebäude vermauert.

Offener und freundlicher wird nun allmählig das Ufer des Stroms. Der zerfallene Tuchstein blickt scheu und schüchtern aus dem verwildernden Gesträuche, wenn wir Guttenbach und Gerach zurücklassen und die Reben von Binau begrüßen. Ohne Schrecken gewahren wir den Schreckberg, den unvergleichlichen Standpunkt für das erweiterte Thal von Obrigheim und Neckarelz, und von dem tiefer zurückgezogenen Städtchen Mosbach. Einladend zum Verweilen ist diese schöne Umgebung, die ehedem von der alten Neuburg uns gegenüber beschirmt wurde.

Zur Notburga-Höhle wallfahrten wir von hier aus. Kaum erkennbar sind noch die Spuren der Felsenvertiefung, worin die flüchtende Tochter des Königs Dagobert, der zu Mosbach Hof gehalten, täglich von einem Hirsche geäzt wurde, welcher ihr die Speisen von ihres Vaters Tafel zutrug, bis sie von ihm entdeckt und mit ausgerissenem Arm hervorgezogen wurde, wie ihre Abbildung auf dem vergitterten Grabstein in der Kirche zu Hochhausen leibhaftig bezeugen kann. Auf einem Altargemälde derselben Kirche wird diese Heilige zur Fülle der väterlichen Rachbegierde mit ihren schönen Haaren enthauptet. Urkundlich ist dies von der Notburga bekannt. Aber der Sage zufolge wurde die Königstochter mit Kraut und Wurzeln von einer Schlange ernährt (auch dieser Schlange Bildniß bewahrt der Stein in der Kirche), die in der Höhle wohnte, wohin sich die weiche Notburga, aus Furcht vor dem heidnischen Wenden, mit dem ihr Vater sie vermählen wollte, am Tage der Vermählung herzhaft gerettet hatte. Sie starb in der Höhle. Gaukelnde Irrlichter verrathen das verstohlene Grab. Man erkennt die Königstochter. Mit ihrem Leichnam beladen, bleibt der Wagen, von Stieren gezogen, an dem Orte stehen, wo er noch jetzt begraben liegt, und eine Kirche umschließt ihn, worin der heilige Glaube nach unzähligen Wundern den Namen der christlichen Heldin vergötterte.

Unfern von dieser geweihten Grabesstätte schauen wir am Neckar den berüchtigten Hornberg. Lutz Schott, dessen Rüstung der Rittersaal zu Erbach aufbewahrt, und Götz von Berlichingen, dessen eisernes Bett noch vor kurzem hier zur Schau gegeben wurde, machten die Hornburg berühmt. Eine Stunde von hier liegt die Michelskapelle, merkwürdig durch den römischen Opferstein mit seinen Inschriften, auf einer erhabenen Bergfläche. Himmelthal und seine alten Sagen ruhn ihr zu Füßen. Gegenüber sehen wir den Ehrenberg und Guttenberg mit alten Mauern und Thürmen.

Ein neuer Anblick erwartet uns. Wimpfen am Berge und Wimpfen im Thal laden uns ein, zwei Schwestern, wovon die ältere am Neckar durch ihre ehrwürdige Stiftskirche, von hohen alten Linden umschattet, welche jährlich den Gedächtnißtag ihrer Schutzpatrone Peter und Paul mit einem Jahrmarktsfeste verannehmlichen, über alle umliegende Ortschaften gebietet; die jüngere auf dem Berge einen hohen Thurm emporträgt, von welchem man den ganzen Horizont bis Hohenstein und Ludwigsburg beherrscht. Hier fliessen die beiden Ströme, an deren Ufern noch die sichtbarsten Spuren von der durch Hanselmann beschriebenen Römerherrschaft aufgefunden wurden, der Kocher und die Jaxt, die sich einander aufgesucht zu haben scheinen, in den Neckar, der nach der Ehre des Empfangs von beiden lüstern war.

Heilbronn liegt uns zu nahe. Wir folgen dem Neckar noch bis zu dieser weinreichen Stadt voll grauer Alterthümer, zu denen auch das nachbarliche Weinsberg mit seiner unvergessenen Weibertreue, auf dem hohen Berge vor der Stadt, gerechnet werden muß. Nirgends wurde ehedem die Weinlese so fröhlich begangen, als in Heilbronn, selbst in dem traubenreichen Rheingau nicht. Die gastlichen Einwohner scheinen, eingedenk des Horazischen Nullam sacra Viti prius Severis arborem,

erst in den spätern Jahren sich der Baumzucht mit gleichem Eifer angenommen zu haben. Ihre Pflanzungen rings umher zeugen von einer ungewöhnlichen Sorgfalt für diesen wohlthätigen Anbau. Doch haben sie der heiligen Rebe ihre Pflege nicht entzogen. Durch ihren Saft verjüngt, hat die veralternde Stadt das Geheimniß der Lebensverlängerung enträthselt, und ihre Berge werden Früchte tragen, wenn auch kein Stein von den Gefängnißthürmen des Berlichingers mehr übrig bleiben wird.

Horstig.

# Varietäten.

## Aus England.

— Die Darstellung vom gegenwärtigen Handelszustande Großbritanniens, wo es fast von allen europäischen Hafen verbannt ist, wäre ungemein lehrreich. Aber schwerlich erhalten wir solch ein Gemälde in seinem ganzen Umfange bald. Doch auch schon einzelne Partien darin müssen für uns anziehend sein.

Das Monthly Repertory vom März dieses Jahrs liefert folgende tabellarische Uebersicht der im Laufe des vorigen Jahrs in die brittischen Hafen eingeführten Ballen Baumwolle, verglichen mit der Importation des gleichen rohen Stoffs im 1808.

| Monat | London. | Liverpool. | Glasgow. | Lancaster. | Bristol. | Total. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Januar | 6,852 | 6 860 | 3,817 | 214 | 38 | 17,754 |
| Februar | 4,522 | 17,671 | 2,785 | 51 | — | 25,029 |
| März | 3,991 | 18,424 | 3.684 | 924 | — | 27,023 |
| April | 11,893 | 14,940 | 4.438 | — | 361 | 31,596 |
| Mai | 16,161 | 28.741 | 3,521 | — | 204 | 48,627 |
| Juni | 14.068 | 52,108 | 5.639 | — | 211 | 72.026 |
| Juli | 11.350 | 45 327 | 6,676 | 559 | 238 | 64,150 |
| August | 16.351 | 39,904 | 4,941 | 72 | 367 | 61,635 |
| September | 4,906 | 23,299 | 1,332 | 283 | 470 | 30,290 |
| Oktober | 7,052 | 4,794 | 661 | — | 72 | 12,552 |
| November | 5.568 | 7,531 | 1,810 | 36 | 20 | 14,965 |
| Dezember | 24,067 | 10 403 | 1.151 | — | 21 | 35,642 |
| Total v. J. 1809 | 126,727 | 269,966 | 40,455 | 2,139 | 2,002 | 441,289 |
| Total v. J. 1808 | 53,631 | 66.215 | 20,558 | 1,606 | 1,157 | 143,167 |
| Mehr-Einf. im J 1809 | 73,096 | 203,751 | 19,879 | 535 | 845 | 298 122 |

In Rücksicht der Weltgegenden, aus welchen die Einfuhr geschah, herrschte folgendes Verhältniß:

| | |
|---|---|
| Aus Nordamerika | 153,445 |
| Aus Brasilien | 142,246 |
| Aus Ostindien | 32,664 |
| Aus andern Gegenden | 112,934 |

Zusammen 441,289 Ballen Baumwolle.

— Sir Francis Burdet ist jetzt in London, man darf wohl sagen in ganz Alt-England, der Held des Tages. Sein Bildniß wird unter allerlei Formen und Preisen verkauft und mit Begierde gekauft, und Triumphe vielerlei Art werden seiner Person vorbereitet, wenn auch seine Sache nicht triumphiren sollte. — Sir Francis Burdet ist, und das muß ihm sein Feind lassen, konsequent. Sein Republikanismus datirt sich nicht erst von gestern. Sein Verlangen einer Parlamentsreform, das jetzt zu so lärmenden Auftritten Anlaß gab, ist nur Erneuerung dessen, was er schon 1797 eben so laut forderte. Bitter klagte er 1799, bei Eröffnung des Parlaments, daß die Rede vom Thron noch immer keine Hoffnung dazu gab. Am 13 Februar 1800 war ers, der mit Ungestüm gegen die fortgesetzte Suspension der Habeas-Corpus-Akte donnerte. Er bezüchtigte die Minister der Hinneigung zum Despotismus, und führte von ihrer Willkühr schreiende Thatsachen an. Ueber Irlands Unruhen forderte er milden Sinn; „ich folgte“ rief er damals, „den Spuren des in Irland geflossenen Bürgerbluts, und sie führten mich zu den Verbrechen unserer Minister hinauf!“ Auch war es Sir Francis Burdet, der gegen Addingtons Ministerium am ersten, am lautesten eiferte, und diesen Mann der Unfähigkeit beschuldigte. Burdet will nichts weniger als eine Revolution, sondern die Wiederherstellung der alten brittischen Verfassung, den verwandelten Verhältnissen des Staats gemäßer. — Aber eine Sparre dem alten morschen Gebäude ohne Vorsicht entrissen, um frisches Holz einzufugen, zog oft schon den Sturz des Ganzen nach.

## Aus Deutschland.

— * So zahlreich auch an neuen Titeln der neueste Büchermeßkatalog ist, so schlecht selbst war im Ganzen die diesjährige Buchhändlermesse. In keinem Handlungszweige fühlt man erst jetzt die nachtheiligen Folgen der Kriegesjahre so sehr, wie eben im Buchhandel. Es steht unter aller Erwartung, wie äusserst gering der Absatz im Norden war, und wie ungeheuer viel Bücher von allen Seiten remittirt wurden. Dazu kommt noch, daß in drei der größten Reichen Europens dem Verkehr des deutschen Buchhandels alle Thüren versperret werden, und damit der Absatz nach Frankreich, Rußland und Oesterreich ungemein verenget wird. In Preussen herrscht Geldmangel und auch wohl drückende Armuth. Man will erst die Bedürfnisse des Leibes stillen, eh man wieder dem Luxus des Geistes Opfer bringen kann, wie in der alten guten Zeit. Sachsen bietet zu wenig Auswege zum Absatz der zahllosen literarischen Produkte, und ist im Ganzen unbedeutend. Die Hansestädte sind von der Seeseite so gut als gesperrt. Folglich ists noch das südliche Deutschland, welches dem Buchhandel einiges Leben gewährt.

Freilich fehlte es auf der Leipziger Ostermesse nicht an Buchhändlern aus allen europäischen Gegenden, wohin europäische Kultur gedrungen — und dies gibt noch für die Zukunft den Verzagenden einigen Trost, aber der gegenwärtige Moment ist darum für unzählige nicht minder niederschlagend.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 45. — den 6 Juni 1810.


## Fortgesetzte Nachrichten zur Geschichte der Fellenbergschen Anstalten in Hofwyl.

Die frühern Jahrgänge der Miszellen für die neueste Weltkunde gaben die Geschichte der Entstehung und ersten Ausbildung der landwirthschaftlichen Anstalten zu Hofwyl. Man wird gern ihren fernern Fortgang beobachten, so widersprechend auch die Urtheile sein mögen, welche über das Unternehmen des schweizerischen Agronomen gefällt worden sind. Dem einen ist der Flächenraum des Hofwyler Gutes zu klein, und imponirt ihm nicht genug; aber läßt sich nicht auch auf beschränktem Raum des Guten und Großen vieles leisten? Dem andern sind die Unternehmungen allzuverwickelt und kostspielig, um nachgeahmt zu werden; allein schon das Studium mannigfaltiger Resultate, die dort dem denkenden Landwirthe begegnen, ist für ihn die wichtigste Belehrung. Was durch den kostspieligen Umweg vielfacher Experimente entdeckt worden, benutzt endlich der dritte ohne Mühe und Kosten. Wieder andere finden in den Fellenbergschen Maschinen nur Nachahmungen und Verbesserungen der englischen Ackergeräthe, nichts Neues; und wäre es, was hindert dies an ihrer Benutzung? Wieviel Tausende sind, die das Bessere weder vom Alten noch Neuen kennen! Noch andere glauben, es sei von den Hofwyler Anstalten des Aufhebens zuviel gemacht worden. Aber dies Zuviel ist wohl sehr relativ. Für Millionen unserer Zeitgenossen, deren Blick nur auf Bataillen, Hoffeste, Ländertausche und Staatsveränderungen ruhte, statt auf die ersten und dauerhaftesten Quellen des öffentlichen Wohlstandes, Volksbildung und Landbau, war jenes Zuviel oft noch ein Zuwenig.

Der Herausgeber.

---

Als ich mich entschloß, Hofwyl zu besuchen, machte ich es mir zum Gesetz, nichts von allen jenen Nachrichten, Beschreibungen und Urtheilen über die Anstalt in Hofwyl zu lesen. Ich wollte selbst und ohne Gläser der Andern sehen, was hier geschehe. Nun, da ich nach einem Aufenthalt von mehrern Monaten mit allen Theilen dieser Anstalt vertrauter ward, und mir aus dem Mannigfaltigen die Einheit hell hervorgeht — nun las ich dann auch, was Andere über Hofwyl sagten; allein wie erstaunte ich über die Einseitigkeit, mit welcher mehrere sonst verdiente Männer diese Anstalt beurtheilten. Wer die Offenheit, die gefällige Mittheilung kennt, mit welcher Hr. Fellenberg jedem Fremden Alles erklärt, jeden Zweifel löset: den muß dies Verkennen oder Uebersehen des hohen Zwecks um so mehr befremden.

Man riß gewöhnlich einzelne Zweige aus dem organischen Ganzen, machte diesen oder jenen zu dem letzten Zwecke, ohne zu bedenken, daß gerade in jener Unzertrennbarkeit die Vortrefflichkeit dieser Anstalt bestehe.

Das Bedürfniß einer Erziehungsanstalt, welche die Fähigkeiten des Menschen lückenlos entwickelt, wird allgemein gefühlt. Pestalozzi und mehrere Männer Deutschlands haben uns tröstliche Aussichten geöffnet, und jene Glücklichen, welche dieser Erziehung schon jetzt ihre vollendete Ausbildung danken, zeigen, daß diese Erwartungen gegründet seien.

Doch ein großer, ja der größte Theil des Volkes ist dem Zufall überlassen. Die reiche Quelle antiker Frömmigkeit versieget, und die Kräfte der Regierungen sind gelähmt. Selbst da, wo noch an Volksbildung gearbeitet wird, zeigt Erfahrung, daß der Bauer, indem er zu höherer Kultur steigt, auch jenen Beruf verläßt, den ihm die bürgerlichen Verhältnisse angewiesen haben. Diese Einseitigkeit der Erziehung hat die Stände so weit von

einander entfernt, daß selbst die Nationalkraft tief herabgebracht wurde. Nur Gefahr und Noth näherte die Stände wieder.

Herr Fellenberg glaubt in der Landwirthschaft jene allgemeine Erziehungsanstalt und zugleich die Mittel zur Realisirung und Erhaltung derselben aufgefunden zu haben.

Soll die Landwirthschaft dieses leisten, so kann sie nicht das bleiben, was sie ist; sie soll nach Grundsätzen betrieben werden. Nach Fellenbergs Aeusserungen hat Staatsraths Thaer zuerst die Bahn gebrochen, und durch seine Anleitung zur englischen Landwirthschaft mit Recht den Dank des Zeitalters erworben.

Eine rationelle Behandlung der Landwirthschaft ward das erste Bestreben Fellenbergs. Diese erforderte Werkstätte, Künstler und Handwerker, nicht etwa um hie oder da erfundene Ackerwerkzeuge kopiren zu lassen, sondern um nach den täglichen Erfahrungen neue zu erfinden, und ältere zu verbessern. Wer die Reihe der erstern eilf- und rundfüßigen Pferdhacken bis zur neuesten übersieht, wird es einsehen, daß hier nie still gestanden, sondern immer fortgeschritten ward. Die eisernen Füße des Furchenziehers werden durch hölzerne mit vermehrter Kraft und verminderten Gebrechen und Kosten ersetzt, und die komplizirte kostbare Sämaschine naht sich der größten Einfachheit und Wohlfeilheit, während sie zugleich für alle Sämereien geeignet wird.

Soll die Landwirthschaft eine allgemeine Erziehungsanstalt werden, muß sie auch in ihrer rationellen Behandlung allgemein verbreitet sein. Hr. Fellenberg verband daher das Institut für angehende Agronomen mit seiner Landwirthschaft, und wirklich gehen aus solchem wackere Landwirthe ab und werden immer in vervielfachter Zahl durch ankommende Lehrlinge aus den entferntesten Ländern wieder ersetzt. Die Regierung von Bern hat schon das ganze Schloß Buchsee zu diesem Zweck sehr edelmüthig eingeräumt; allein dies reicht nicht zu. Schon müssen mehrere im Dorfe ihre Quartiere nehmen. Es ist zu erwarten, daß die Regierung ein zweites Gebäude, das sie hier besitzt, nach der gegebenen Zusicherung bald dem Institut einräumen werde.

So wie hier die mannigfaltigsten Hindernisse, welche Natur und Menschen der Realisirung einer vollkommenen Landwirthschaft entgegenstellen, dem Agronomen die wichtigsten Beobachtungen darbieten, da er Unwissenheit und Starrsinn mit Klugheit und Liebe behandeln, und einen größtentheils unfruchtbaren Boden von 234 Juchart zum höchsten Ertrage des sechszehn- bis sechsundzwanzigfachen Samens der Cerealien, und zu einem Futterertrag für siebenzig Stück Viehes steigern lernt: so bemerkt der Pädagog und Menschenfreund mit Vergnügen den mächtigen Einfluß einer rationellen Landwirthschaft selbst auf die Bildung höherer Stände. Was Fellenberg von der Landwirthschaft in dieser Hinsicht aus der kraftvollen Vorwelt zu fördern vornahm, bewährt sich schon in dem mit seiner Landwirthschaft verbundenen Erziehungsinstitut für Kinder höherer Stände. Der Knabe, welchen ich mit der Spate in seinem zugetheilten Garten mit Kenntniß und Gewandtheit den Boden bearbeiten und Pflanzungen besorgen sehe; der in dem Gewirr von Bäumen seinen beladenen Wagen, ohne sie zu berühren, lenket; in gymnastischen Uebungen fröhlichen Spieles Entschlossenheit, Stärke, Augenmaas und Fertigkeiten zeigt: liest bald wieder den Homer in der Ursprache, führt Griffel und Feder, und löset die schwersten Aufgaben der Mathematik. Diese muntern Kinder schaffen sich selbst, was sie haben. Ihre Forstplantagen waren vorher öde Plätze, ihr Spielplatz wurde von ihnen geebnet, mit Bäumen umpflanzet, und durch Abzüge entwässert. Umgeben von thätigster Lebensfülle der Menschen und der Natur werden alle Fähigkeiten unter der Leitung verdienstvoller Lehrer entwickelt, durch das Beispiel eines schönen Familienlebens der Humanität zugeführt, und zu jedem Beruf vorbereitet.

Doch damit ist für Fellenbergs Idee noch nicht alles geschehen. Den Kindern armer Landleute, welche bisher größtentheils durch Elend abgestumpft zur unglücklichsten Existenz gebohren wurden, soll ein besseres Loos zu Theil werden. Die Landwirthschaft wird auch für sie eine Bildungsanstalt werden. Sie sollen bei den mannigfaltigsten Arbeiten ihre Anlagen entwickeln, mit den ländlichen Beschäftigungen die sie umgebende Natur ohne System huldigen lernen, und da sie das Nothwendige in der Gesellschaft waltend und vom Unendlichen sich beschränkt finden, der bürgerlichen Ordnung im Staate sich unterziehen, und das Göttliche ahnen und anbeten lernen.

Damit der Unterricht aber lebendig, die Entwickelung stufenweise und allseitig geschehe, sind andere Männer nöthig, als es die gewöhnlichen Schulmeister sind. Daher die in Hofwyl schon seit mehrern Jahren existirende Schulmeisterschule. Jährlich sammeln sich aus mehrern Kantonen der Schweiz in den Sommermonaten die Schulmeister, um hier Unterricht zu erhalten, und die Landwirthschaft nach Grundsätzen durch sie in die untersten Klassen des Volks einführen und verbreiten zu lassen. Alle diese Anstalten mußten erst zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gedeihen, bis die letzte und höchste Anstalt aufgestellt und mit der Armenschule der Zirkel geschlossen wird.

Bald wird auch dies geschehen. Einige Versuche zeigten die Ausführbarkeit, und bei dem nächsten Ackerfeste *) sollen arme Kinder aus mehrern Kantonen hier von der Anstalt aufgenommen und der Grund zur ersten Anstalt dieser Art gelegt werden. Sie erhalten von der Anstalt alles, was sie bedürfen, und indem sie unterrichtet und ihre Fähigkeiten an den dargebotenen Objekten der Landwirthschaft entwickelt und geübt werden, nutzen sie zugleich der Anstalt, und erstatten das Empfangene. So erhält sich diese Armenschule selbst, und Regierungen werden nicht nöthig haben, ihre Finanzen immer in Anspruch zu nehmen, um etwas für Volkserziehung zu thun. Die Anstalt in Hofwyl gibt den Typus, wie einzelne beschränkte Güterbesitzer ihre Landwirthschaft zum höchsten Ertrage steigern und dadurch die Kultur des Volkes auf die sicherste Art befördern können. Die in solchen Anstalten erzogenen Kinder werden nie aus ihrem Berufe sich verirren, und die höhern Stände werden diesem näher rucken.

Das in seinem Beruf zur Vollendung geführte Individuum, das die Pflanze, deren Geschichte und Nutzen es kennt, in die ihm selbst nach seinen Bestandtheilen bekannte Erde setzt, wird sich auf seinem Platze so wohl gefallen, als der Staatsmann im Kollegium, oder der General an der Spitze seiner Krieger.

*) Dies Ackerfest wird den 21, 22 und 23 Juni dieses Jahrs zu Hofwyl gehalten. Herr Fellenberg hat dazu in öffentlichen Blättern jeden denkenden Landwirth eingeladen, dem es darum zu thun ist, in einer landwirthschaftlichen Gesellschaft und Verbindung Erfahrungen zu sammeln und mitzutheilen. Diesem Zwecke sind die ersten zwei Tage gewidmet. Der 23 Juni ist mehr öffentlichen Feierlichkeiten gewidmet, und der Darstellung des Gebrauchs der neuesten und nützlichsten Ackergeräthe, in Vergleichung mit andern. So werden vergleichende Versuche mit Schmallischen, Aargauer, Normänner, Guillaumischen und Niederländer Pflugen gemacht werden.

A. v. H.

Wie sehr ist es zu bedauern, daß das Gut Hofwyl für den Typus einer Anstalt der Art doch etwas zu beschränkt ist, und noch immer als ein mit dem Leben eines Menschen hinfälliges Unternehmen, ohne Garantie, ohne obere Staatsaufsicht dasteht.

Die Regierung von Oesterreich hat, selbst umgeben von Gefahren des Krieges, die Wichtigkeit solcher Anstalten nicht übersehen. Das Georgikon zu Keßthely ist zu einer königlichen Anstalt erhoben, und Graf Festetitsch mit der geheimen Raths-Würde beehrt worden. Unter der Leitung des rühmlich bekannten Regierungsraths Rondan wurde die kaiserliche Familienherrschaft Pösendorf bei Wien zu einem landwirthschaftlichen Institut mit kaiserlicher Feierlichkeit eingerichtet. Der Krieg zerstörte diese begonnene Anstalt, aber Kaiser Franzens Vaterherz schlägt immer für das Wohl seiner Staaten, und bald wird das Zerstörte neu und schöner hervorgehen. So weiht auch der König von Preussen seine Aufmerksamkeit diesem wichtigen Gegenstand, und Thaers Institut genießt das Wohlwollen der humansten Regierung und des Stifters Wirkungskreis wurde bis in den Staatsrath erweitert.

Schon im Juli verflossenen Jahrs ordnete die Regierung von Bern Hrn. Rathsherrn Fischer von Bern, Hrn. Ober-Appellationsrichter Tscharner, den Landmann Doktor Hubacher, Hrn. Stirler von Gümlingen, und Hrn. Steiger von Weyermannshausen ab, die Anstalt zu Hofwyl zu untersuchen, und ihr Gutachten zu erstatten: 1) Ueber den Gegenstand der Kultur von Fellenberg; 2) über den jetzigen Zustand derselben; 3) über die Anwendbarkeit der Fellenbergschen Methode, in Vergleichung mit der bisher üblichen, und zwar 4) insbesondere für den Kanton Bern; 5) in wie weit soll die Regierung auf diesen neuen Versuch ihre Aufmerksamkeit heften, und was ist zur Begünstigung derselben möglich und thunlich?

In dem hierüber erstatteten Bericht sagen die Herren Kommissäre, daß sie noch nie ein schöner bearbeiteres und mit schönern Früchten prangendes Gut als Hofwyl gesehen. Sie stellen die verschiedenen Wirthschaftsarten der Schweiz dar, und gehen zu dem Getraidebau Fellenbergs über, dessen Behandlung sie vortrefflich, aber so wie die Kommission der Eidgenossenschaft kostbar fanden, da sie die zu dem Grundkapital anwachsenden Verbesserungskosten von jenen der jährlichen Bestellung nach einer wenigstens zweimal gemachten Rotation von vier Jahren nicht sonderten. Auch die Ackerwerkzeuge finden sie zweckmäßig, da ein Drittel des Samens erspart, der Boden verebnet, vertieft und gleichmäßig gelockert würde. Man sieht, daß die Mittheilung dieses Aktenstücks für das Publikum von großem Interesse und Nutzen sein würde, da es die Anstalt zu Hofwyl in Beziehung auf diesen Kanton würdiget, und von zweien so würdigen und erfahrnen Männern kommt.

Die Regierung von Bern, die da, wo es das Wohl des Landes gilt, immer bereitwillig ist, das Ihrige zu thun, wird auch die Anstalt von Hofwyl, der die Schweiz, so wie jener zu Yverdün, eine Zelebrität dankt, die sie in den Annalen der Nationen mit den Segnungen der unbefangenen Nachwelt verewigen wird, die Hand bieten, und vielleicht durch Ueberlassung jener Felder und Wiesen, welche zu dem Schloß Munchenbuchsee gehören, den zu beschränkten Wirkungskreis erweitern.

Eissl.

---

## Stoff zu Parallelen.

### Ein Wort des jüngern Plinius.

Voll des tiefsten Schmerzes um seinen Freund Avitus, den ein früher Tod wegraffte, klagte der jüngere Plinius die moralische und wissenschaftliche Verwilderung der römischen Jugend an, von welcher sein verstorbener Liebling eine schöne Ausnahme gemacht hatte. „Unsere jungen Leute" schrieb er (B. 8, 23) an Marcellin, „sind sogleich gemachte Männer, wissen gleich alles, achten keinen, ahmen keinem nach, wollen nur gleich Originale sein." Statim sapiunt, statim sciunt omnia; neminem verentur, imitantur neminem, atque ipsi sibi exempla sunt. Rom, als seine Jugend so entartet war, verdiente, statt die Welt zu beherrschen, von Barbaren beherrscht zu sein.

Wem fallen bei jener Stelle nicht viele unserer jungen Allwisser ein, die, in unreifer Weisheit sich selbst genügend, ihrer Väter Erudition verspotten; alles aus sich selbst schöpfen, alles in eigener Genialität selbst konstruiren wollen; die Klassiker höchstens aus Uebersetzungen zum Zeitvertreib, die Wissenschaft aus bunten Journalen mit großem Ernst studiren; jeden verachten, nur sich selbst alles gelten!

Weichliche Scheu vor großen und dauernden Anstrengungen, weibische Fantasie, etwas Irreligiosität, für Tugend nur Konvenienz, Polyhistorei aus Zeitschriften, für nichts Sinn, für alles Worte haben, sich selbst seine Welt, im Egoismus versumpft sein: macht dies nicht heutiges Tages oft das Wesen eines jungen Mannes von Welt?

---

### Die erste Bücher-Zensur im alten Rom.

Im Jahr 778 Roms, das heißt im 25 Jahr unserer Zeitrechnung, da Tiberius der Schändliche die Herrschaft führte, wurde Cremutius Cordus vor Gericht gezogen, und zwar, wie Tacitus in seinen Jahrbüchern (4, 24) sagt, eines jetzt zum erstenmal erhörten Verbrechens wegen. Er hatte nämlich in seinen herausgegebenen Annalen den Brutus gelobt, und Cassius den Letzten der Römer geheißen. Diese schriftstellerische Freiheit mußte wohl unter einem Tiber gerügt werden. Die Geschöpfe des verworfenen Sejan klagten den redlichen Cremutius an; und dieser vertheidigte sich, so finster auch Tiber blickte, ungefähr folgendermaßen:

„Mein Wort wird verklagt; so sehr ist meine That ohne Schuld. Doch auch jenes tastet nicht den Fürsten, nicht dessen Mutter an, die das Majestätsgesetz umschirmt; nein, man sagt, ich habe Brutus und Cassius gelobt, deren Thaten doch keiner, von allen, die ihrer erwähnten, ohne Ruhm ließ. — Lobte doch einst auch Livius, glänzend wie durch Geist, durch treue Anhänglichkeit, den Pompejus so sehr, daß Cäsar August ihn selbst einen Pompejaner hieß, und doch störte dies ihr gutes Vernehmen nicht. Nirgends nannte er einen Scipio, einen Afranius, einen Cassius oder Brutus Meuchelmörder, oder Vatermörder, Namen mit denen man sie heutiges Tages gern beschimpfen möchte, die Edeln! Pollio's Schriften bewahren ihr herrliches Andenken; Messala Corvinus nannte den Cassius seinen Imperator — aber dennoch behielten beide ihr Vermögen, ihre Stellen! Als Cicero den Cato über alles pries, antwortete ihm der Diktator Cäsar wahrlich auf andere Art, gewiß nicht vor Richtern. Antonius in seinen Briefen, Brutus in seinen Reden griffen den Augustus oft mit

bittern, grundlosen Beschuldigungen an. Die Gedichte eines Bibaculus und Catullus wimmeln von Schmähungen auf die Kaiser — aber der göttliche Julius, der göttliche August duldeten es, und unterdrückten das alles nicht. Gleich bewundernswürdig wie ihre Mäßigung, war ihre Klugheit. Denn verachtete Vorwürfe veralten; aber denen ihr zürnet, die scheinet ihr zu bestätigen."

„Ich mag nichts sagen von den Griechen, bei welchen nicht nur Freiheit, sondern sogar die Frechheit ungeahndet blieb; oder wenn einer rügte, so rügte er Worte mit Worten. Immer aber war es den Griechen frei, von denen zu reden, die der Tod dem Hasse und der Gunst entzogen. Wiegle ich denn mit Brutus und Cassius das Volk in den Versammlungen auf zum Bürgerkriege, zu den Waffen, zur Erneuerung der philippischen Schlachtfelder? Siebenzig Jahre schon verschwunden, nur noch aus Bildsäulen bekannt, die selbst der Sieger nicht verstieß, behaupteten sie so einen Theil ihres Andenkens bei den Schriftstellern. Jedem gibt die Nachwelt sein Lob; und trifft mich Verdammung — es werden andere kommen, die neben Cassius und Brutus dann auch meiner gedenken!"

So sprach Cremutius, ging aus dem Senat, des Todesurtheils gewiß, und endigte sein Leben durch Enthaltung aller Speise. Der feile Senat aber — ließ die Schriften des Cremutius verbrennen. Dennoch erhielten sie sich versteckt, und wurden wieder herausgegeben.

Deshalb darf man, setzt Tacitus hinzu, der Thorheit derer lachen, die durch Macht der Gegenwart auch das Urtheil der Nachwelt bestechen zu können glauben!

# Varietäten.

## Aus England.

— Die indische Literatur, in der Sanskrit-Sprache verschlossen, seit Jahrtausenden für die übrige Welt ein todter Schatz, wird durch den Fleiß gelehrter Gesellschaften und einzelner Männer immer mehr das Gemeineigenthum der gebildeten Völker. In Jones vortrefflicher Uebersetzung lernten wir die originalen Schönheiten des Dramas Sakontala kennen; durch Wilkins die Hitopadesa und Bhagavatgita. Die weisen Sprüche der Veda's waren uns schon seit längerer Zeit aufgethan.

Aber noch besitzen die Indier eine große Anzahl astronomischer, metaphysischer und anderer wissenschaftlichen Werke, alle einem sehr frühen Alterthum entstammend, alle der Aufmerksamkeit des Weisen werth; eben so eine Menge musikalischer, politischer, moralischer, medizinischer, grammatischer Schriften, und Gedichte voll zarten Sinnes in jeder Gattung, wie z. B. die Purana's, ein reizendes Gewebe sinnreicher Allegorien und Fabeln mit den Erzählungen von interessanten Thatsachen morgenländischer Vorwelt vermengt. Die Erhabenheit der Gedanken, die Reinheit der Moral, die Anmuth des Styls, alles strebt zusammen, für Religion, Ruhm und Tugend zu entflammen.

Bis jetzt aber waren nur wenige in die Geheimnisse der Sanskrit-Sprache eingeweiht. Wir mußten uns blindlings den Dollmetschern vertrauen, ohne ihre Kenntniß oder Ehrlichkeit prüfen zu können. Wenn der Pater Paulin uns ein ganzes *Systema brahmanicum* gab, und in den Sanskrit-Schriften die Geschichte der Sündfluth wiederfand, was ließ sich dagegen sagen? Nun aber kommt heraus, daß der gute Pater die Sanskrit-Sprache nicht grammatisch richtig kannte, und daß er bloß durch Mißverständniß eines metaphorischen Ausdrucks im Anfange des zehnten Buches vom Gedicht Bagha-vat-Puranam in die Sündfluth gerieth.

Aehnlichen Uebeln ist nun aber dadurch vorgebaut, daß wir Grammatiken und Wörterbücher über die Sanskrit-Sprache empfangen haben. Die gelehrte asiatische Gesellschaft zu Calcutta wirkt dazu nicht wenig, das Siegel von dem wissenschaftlichen Nachlaß der indischen Vorwelt zu heben. Zu Serambour hat erst vor kurzem ein Hr. Carey eine sanskritische Grammatik mit vielen Beispielen und einer Liste aller Wurzelwörter; zu Calcutta ein Hr. Colebrooke ebenfalls eine solche Grammatik und das sanskritische Wörterbuch von Amara-Singha herausgegeben.

In Europa hat sich in dieser Hinsicht der gelehrte Engländer Wilkins durch seine vor ungefähr einem Jahr erschienene Grammar of the sanskrita Language das höchste Verdienst erworben. Schon 1778 fing er an, den größern Theil der drei in Indien gebräuchlichsten Sanskrit-Grammatiken, nämlich des Saraswati-Prakriya, des Mugdha-bodha und des Ratna-mala für sich ins Englische zu übertragen. Im Jahr 1795 ordnete er alle Materialien, arbeitete sie aus; schnitt selbst mit unsäglicher Mühe Stempel, Matrizen, Karaktere, goß selbst die Schrift, legte eine Druckerei dazu an, und schon waren im Mai desselben Jahrs sechszehn Seiten abgedruckt, als eine Feuersbrunst seine Wohnung so schnell einäscherte, daß er nichts als sein Mannskript und einen großen Theil der Stempel und Matrizen retten konnte.

Dies Unglück machte ihn lange muthlos. Dennoch unternahm er die mühselige Arbeit von neuem, und zu Ende des Jahrs 1808 erschien nun seine Grammatik, die nach den Zeugnissen der Kenner meisterhaft ist.

Die Sanskrit-Sprache ist nicht nur sehr wohlklingend, sondern auch kräftig und scharfbestimmend. Man muß oft über den philosophischen Geist erstaunen, welcher in der Bildung und Vervollkommnung dieser uralten Sprache eines der ältesten Völker der Welt herrscht. Manche Wörter sind sehr sinnreich; z. B. Dwipa (Zweimaltrinker) heißt der Elefant, der erst mit dem Rüssel trinkt, dann das Wasser mit diesem in seinen Rachen schüttet; Dwidja (Zweimalgeborner) heißt der Vogel, der erst im Ei, dann wieder aus dem Ei in die Welt tritt. Das Zeitwort karoti, „er macht" kommt her von kara „die Hand", als das Hauptwerkzeug des Thuns (wie im Deutschen das Zeitwort handeln, von Hand).

Nicht minder auffallend ist die Aehnlichkeit der Zahlwörter in der Sanskrit-Sprache mit den Zahlwörtern der Perser, Griechen, Römer, Deutschen u. s. w. Da heißt 1 eka, 2 dwaon, 3 traya, 4 tschatwara, 5 pantscha, 6 schasch, 7 sapta, 8 achta, 9 nava, 10 dascha.

Adelungs Mithridates und eben so Friedr. Schlegels vortreffliches Werk „über die Sprache und Weisheit der Indier", zwei Werke, die den Ruhm deutscher Wissenschaft bei Franzosen und Britten erhöhn, können vorzüglich dazu beitragen, uns mit dem Geist dieser heiligen Sprache Indiens vertrauter zu machen.

---

— Folgendes ist eine Berechnung aller durch die englische Bank bis zum 8 Februar 1810 ausgegebenen gemünzten Dollars.

| | |
|---|---|
| Dollars von 1797 geprägt und ausgegeben | 2,325,099. |
| Dergleichen von 1804 . . . . . . | 1,419,484. |
| Dergleichen von 1809 und 1810 . . . | 1,073,051. |
| | 4,817,634. |




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 46. — den 9 Juni 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Berlin.

Berlin, 19 Mai.

Unser Nationaltheater sinkt immer mehr zur Mittelmäßigkeit herab. Man sieht wenige vorzügliche, desto öfter fade dramatische Produkte, und diese noch dazu von jungen, ungeübten Leuten dargestellt. Die Talente unserer bessern Künstler werden weniger benutzt. An Pracht der Garderobe und der Dekorationen fehlt es jedoch nicht; oft spielen auch Pferde bedeutende Rollen, und häufig besser, als ihre Reiter. So war z. B. Göthe's Clavigo, der vor kurzem einmal wieder auf unsere Bühne gebracht ward, mit Ausnahme der weiblichen Hauptrolle, ohne alle Wahl besetzt. Selbst Iffland hatte darin keine Rolle übernommen. Jetzt ist dieser wieder auf einer sogenannten Kunstreise begriffen. Diese jährlichen Reisen mögen ihm allerdings Vergnügen und Nutzen gewähren, aber der Theaterkasse und dem Berliner Publikum wahrhaftig nicht. Und doch sollte ein Mann, von dem behauptet wird, daß er jährlich seine sechstausend Thaler Gehalt bezieht, wohl einige Rücksicht auf dies Publikum nehmen, welches sich mit Wehmuth der schönen Zeit erinnert, da ein Ramler, nach ihm ein Engel an der Spitze der hiesigen Bühne standen, ein Fleck die Regie führte, und die Bühne wohlthätig auf die Kultur wirkte.

Die Beurtheilungen des Theaters in den hiesigen öffentlichen Blättern sind höchst partheiisch und immer lobpreisend. Schon mancher Fremde, welcher Berlin besuchte und bei uns das Ideal einer deutschen Bühne erfüllt zu sehen hoffte, fand sich grausam durch jene Elogen getäuscht. Ohne Nachtheil könnte über die Hälfte des männlichen und weiblichen Personals verabschiedet werden; die bleibenden würden noch immer zahlreich genug sein, die besten dramatischen Arbeiten darzustellen. Das Publikum hätte dabei Gewinn, und die ohnehin so sehr verschuldete Theaterkasse würde einen großen Theil der Ausgaben ersparen. — Nicht die Menge junger schöner Larven, sondern gute bewährte Künstler fordert das Publikum.

Aus öffentlichen Blättern wird Ihnen schon bekannt sein, wie sehr sich zuweilen hiesige Schauspieler und Schauspielerinnen gegen alle Gesetze des Anständigen und Sittlichen auf der Bühne versündigen, selbst in Gegenwart des Königs und der Königin, was jedoch neulich mit Recht streng an einem der bekanntern Schauspieler geahndet ward. Dergleichen Indezenzen auf der Bühne kennt weder Paris noch London. Auch, glaube ich, wird dafür gesorgt werden, daß ähnliche Ereignisse künftig unterbleiben. Lieber keine Bühne, als eine, welche, statt dem Strom des Sittenverderbnisses entgegen zu stehen, die Frivolität der Nation begünstigt. Mehr als je sollte in unsern Tagen auf Einfalt und Reinheit der Sitten alles zusammenwirken; denn ohne diese ist die Restoreszenz des Preussenstaates ungedenkbar.

Alle Verfügungen, alle Gesetze verkünden den ernsten Willen unsers geliebten Monarchen, dem preussischen Staat seine alte Würde und Kraft zurückzugeben, die er unter frühern Administrationen einbüßte. Ueber den äussern Glanz der Nationen, wie der Individuen, verfügt das gewaltige Schicksal, dem nichts widersteht; aber der innere Werth und die Tugend der Nationen, wie der Individuen, hängt von keinem Schicksal, sondern allein von ihnen selbst ab.

Das jetzige Ministerium besteht aus thätigen, kenntnißreichen Männern; mit dem Willen des Guten haben sie Kraft, ihres Königs Vertrauen, die Achtung der Edlern. Aber sie haben eine

ungeheure Aufgabe zu lösen, und auch der durchdachteste Entwurf kann oft von tausend kleinen Schwierigkeiten in der Vollziehung leiden. Man sagte vor einigen Wochen, der Minister der Finanzen, Hr. von Altenstein, habe seine Entlassung gegeben; wir wissen jetzt, es war ein falsches Gerücht. Eben so mag es mit der Sage sein, daß Hr. von Hardenberg, dieser durch vorzügliche Liebe und Kenntniß des preussischen Staats ausgezeichnete Mann, wieder ins Kabinet treten dürfte.

Ueberhaupt sind die abgeschmacktesten Sagen und Gerüchte, besonders wenn sie zum Nachtheil des Vaterlandes sind, eine Lieblingskost unserer Plauderer geworden, und das seit den Unglücksfällen des Jahres 1806. Es beweiset dies von einer moralischen Schlaffheit im Karakter, die betrübender als das Unglück selbst für den Patrioten ist. Dies begierige Aufschnappen und Wiederkäuen aller bösen Gerüchte lähmt endlich selbst den Muth der Bessern und die Kraft Aller, und das Vertrauen zu einer Regierung, die wahrlich des Vertrauens und Beistandes aller Biedermänner würdig ist.

Bloße Raisonnements frommen wahrscheinlich zur Tilgung dieses Uebels, dieses Hanges zum politischen Hexen- und Gespensterglauben wenig. Merkwürdig ist daher für die Zeit- und Sittengeschichte folgende Zirkular-Verfügung, die ich Ihnen beifüge:

„Ein Staatsdiener, der sich vor kurzem in einer Gesellschaft die Erzählung eines den Staat betreffenden beunruhigenden Gerüchts erlaubt hat, ist deshalb, ohne einer bösen Absicht überführt worden zu sein, auf allerhöchsten Befehl mit Festungsarrest bestraft worden. Gleiche ausserordentliche Polizeistrafen sollen, mit Vorbehalt der Kriminaluntersuchung gegen boshafte Erfinder und Verbreiter ähnlicher schädlicher Nachrichten und Gerüchte, künftig alle unbesonnene Erzähler derselben treffen."

„Das unterzeichnete Regierungs-Präsidium erwartet von den Behörden, denen dies auf höhere Veranlassung zur Achtung, Warnung und weitern Bekanntmachung an Untergebene eröffnet wird, daß sie der Verbreitung schädlicher Gerüchte pflichtmäßig entgegenwirken, und vielmehr Anhänglichkeit und Vertrauen zu der Landesregierung in ihrem Wirkungskreise befördern werden. Potsdam, den 14 April 1810.

Kön. Kurmärkisches Regierungs-Präsidium."

Viel verspricht man sich von dem neuen Regierungsblatt, welches künftig unter der Redaktion des als Schriftsteller rühmlich bekannten Hrn. Adam Müller erscheinen soll, und dessen Zweck wäre, auf die neuen Verfügungen, Maasregeln und Gesetze der Regierung die Unterthanen des preussischen Staats vorzubereiten, oder nach der Publikation diese Verordnungen zu erläutern und ihre Zweckmäßigkeit zu zeigen. Der westfälische Moniteur und das baierische Regierungsblatt, heißt es, sind dem Herausgeber als Muster aufgestellt. Doch enthalten die letztern nichts, weder zur Vorbereitung noch Erklärung. Ein ohnehin schwieriges Geschäft. Ein Gesetz spricht seinen Zweck selbst am deutlichsten aus, und erklärt sich durch die Einfalt und Klarheit seiner Abfassung besser, als es durch jeden Kommentator geschehen mag.

H.

---

## Einige Reflexionen über den gegenwärtigen Krieg der Britten gegen Europa.

Große politische Ideen des Ehrgeizes oder Eigennutzes zerstören die bürgerlichen Verhältnisse von Millionen Sterblichen. Man bringt solcher Idee, etwa einer Eroberung, einer Handelsspekulation, das blutige Opfer; erreicht auch wohl das Ziel. Aber was diese Erschütterungen dann in den individuellen Verhältnissen der Menschheit wirken, das mag des großten Staatsmannes Scharfblick nicht ergründen. So entsteht eine dunkele Masse ungeahneter Folgen. So offenbaren sich Reaktionen, welche, größer als jene erste Idee, diese selbst wieder samt ihrem Werk überwältigen, zerstören, und endlich Schöpfungen hinterlassen, von denen sich der am wenigsten träumen ließ, welcher den ersten Stoß dazu gab.

Es ist daher vergebliche Mühe, die Folgen des beispiellosen Krieges der Europäer gegen England berechnen zu wollen. Als Ludwig der Sechszehnte einst den unpolitischen Entschluß faßte, die Stände seines Königreichs zu versammeln, lag es ganz ausser seinem Gesichtskreis, daß er einer Revolution das Leben gab, welche sich zertrümmernd über seinen Thron, dann über den ganzen Welttheil fortwälzen und nach zwanzig Jahren noch in einem verheerenden Weltkriege fortdauern würde. Ohne Frankreichs Staatsumwälzung hätte England wohl nicht die Alleinbeherrschung des Ozeans an sich gerissen. Ohne Englands Tendenz, den Handel der ganzen Welt in sich zu konzentriren, hätte Napoleon wohl nicht mit seinen Waffen die größere und schönere Hälfte Europens seinem Gesetz unterworfen.

Die leidenden Völker, des langen Blutvergiessens und der allgemeinen Unsicherheit der Dinge müde, sehnen sich nach Ruhe. Fürsten und Unterthanen werfen ihren kummervollen Blick in den weltverheerenden Sturm, um in der ungeheuern Verwirrung wenigstens eine tröstende Aussicht, und in dem Streit der Meinungen ein freies klares Urtheil zu gewinnen. Dies zu befördern dienen vielleicht manchem Leser dieser Zeitschrift folgende kleine Betrachtungen.

---

### 1.

Was fordert England an Frankreich?

Kein Britte denkt im Ernst daran, den Zustand der Dinge, wie er vor dem 1 Februar 1793 war, zurückzufordern. Das alte Europa von damals läßt sich nicht wieder zurückzaubern; auch möchte man nicht die glänzende Beute eines siebenzehnjährigen Land- und Seekrieges, der so viel Blut und Gold verschlang, gelassen wieder dahin geben.

So wenig Frankreich auf alle über das feste Land errungene Vorrechte Verzicht thun kann, eben so wenig kann und will England seiner Oberherrschaft über das Meer und alle Indien entsagen. Es begehrt im unangefochtenen Besitz seiner Kolonien, seines Handels zu bleiben, und unabhängig von Frankreich mit den übrigen Mächten des festen Landes Verträge einzugehen, Verbindungen zu schliessen und Handel zu treiben nach Belieben. So lange Frankreichs Wunsch für die kultivirtesten Länder Europens Gesetz ist, wird der brittische Verkehr mit dem festen Lande in beständiger Unsicherheit sein, weil ein Zwist des Pariser Kabinets mit dem Londoner sogleich die Verbannung aller Britten von den Marktplätzen des Kontinents zur Folge haben konnte.

Fordert Frankreich die Freilassung der Meere: so fordert England die Freilassung des Kontinents. Beide Theile begehren Garantie dieser Freigebungen. Man erschöpft den Witz, Mittel solcher gegenseitigen Sicherstellungen zu erfinden; aber vergebens. Jedes Mittel wäre zuletzt eine Schwächung beider Rivale zu Gunsten anderer Mächte; kein Theil will sich selbst entwaffnen. Es gibt keine Garantie für Frankreich und England, als ihr Wort und Bedürfniß.

---

2.

Was fordert Frankreich an England?

Napoleon ists, der im Namen aller Mächte des festen Landes von England die Freiheit der Meere fordert und Sicherheit der Flaggen gegen den Stolz der brittischen. Er fordert Kolonien und Theilnahme am Handel. Er fordert das Recht für sich, für alle, Flotten zu haben, und die Produkte fremder Welttheile gegen die vaterländischen umzutauschen. Da es entschieden ist, daß einzelne europäische Mächte für sich allein England nicht zur Gerechtigkeit gegen die Nationen zwingen konnten, so mußte er, theils durch Gewalt, theils durch freundschaftliche Verträge, sich an die Spitze des gesammten europäischen Staatenbundes stellen, um das brittische Kabinet zu milderm Sinn zu zwingen.

Weniger, als Freiheit des Meers und des Handels, kann Napoleon nicht fordern; — aber in diesem Begehren sieht Großbrittanien den Ruin seines auswärtigen Handels, der eine Folge der getheilten Herrschaft über den Ozean zu sein droht.

Weniger, als Freilassung der Staaten des Kontinents zu eigenmächtigen Verbindungen mit England, kann das Londoner Kabinet nicht fordern; aber in diesem Begehren sieht Frankreich nur Aufopferungen eigener Macht zu Gunsten der brittischen und zum Nachtheil des Kontinentalfriedens.

So scheint es also, daß ein Friede zwischen Frankreich und England durch sich selbst unmöglich sei, und jeder Versuch zur Ausgleichung der gegenseitigen feindseligen Interessen scheitern müsse. — Der Krieg dauert fort, weil beide Mächte ihres eigenen Daseins willen gezwungen sind, ihn zu führen. Er behält das schreckliche Ansehen eines Vertilgungskrieges, dessen Flammen erst unter den Trümmern eines der Nebenbuhlerreiche verlöschen sollen.

---

3.

Kann England Frankreichs Größe vernichten?

Es gab wohl eine Zeit, da vielleicht wenige in England den Untergang Frankreichs und die Zerstückelung des mächtigen Volkes bezweifelten; herrschte doch dieser Glaube lange genug unter den Kontinentalmächten selbst. Nachdem aber Frankreichs Legionen die Macht dreier Koalitionen zerstört und ihren siegenden Adler bis an die Grenzen des russischen und türkischen Reiches geführt hatten, hörte der verwegene Gedanke auf. England, welches einst die Streitkräfte eines ganzen Welttheils um sich versammelte wider Frankreich, erblickt jetzt die Waffen des ganzen Welttheils gegen sich selbst gekehrt.

Es ist offenbar den Britten nicht mehr darum zu thun, Frankreichs Größe zu vernichten, sondern nur sich selbst zu vertheidigen. Sie werden suchen einen Krieg um den andern auf dem festen Lande zu entzünden, um Napoleons Aufmerksamkeit von ihrer eigenen Insel abzuwenden, und durch den ewigen Krieg das französische Volk zu ermüden, oder zu schwächen. Dies bleibt immerdar ihr letztes Ziel. Aber eine vieljährige Erfahrung hat sie belehrt, daß Frankreichs Macht durch jeden neuen Krieg erweitert werden mußte; daß das französische Volk nicht allein die Lasten der Feldzüge trug, sondern der größere Theil des Kontinents davon einen großen Theil zu übernehmen genöthigt ward. Die Britten selbst läugnen es nicht mehr ab, daß es die Frucht ihrer eigenen Mühen sei, wenn sie die schönere Hälfte Europens in die französische Machtsphäre übergehn sahen, und daß Frankreich auf die Weise, wie es den Krieg führt, ihn noch mehrere Jahrzehende ohne Erschöpfung fortsetzen könne.

Dazu kommt, daß die Hoheit des französischen Reichs gegenwärtig selbst vom Leben Napoleons unabhängig und fest gegründet steht. Es ist nicht mehr der isolirte, von revolutionären Bewegungen erschütterte, sondern der meisterhaft organisirte, an unerschöpflichen Hilfsquellen reiche, durch seine Grenzen auf Jahrhunderte geborgene, mit den Interessen der meisten Länder des festen Landes eng verflochtene Staat, dessen Untergang nicht mehr, ohne eine neue und schreckliche Umwälzung des gesammten Welttheils, möglich ist.

Was Englands angestrengte Gewalt, vereint mit der Macht aller europäischen Könige, nicht vermochte, wird es noch weniger allein und wider den Bund aller Europäer verrichten. — Doch über diese Frage kein Wort mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

# Varietäten.

## Aus Italien.

— Hr. Napione (nicht, wie er durch einen Druckfehler S. 100 in dieser Zeitschrift vorigen Jahrgangs genannt ward, Naztone) hat in einer neuen Abhandlung *del primo scopritore del continente del nuovo mondo* u. s. w. bis zur Evidenz dargethan, daß Colombo von Cuccaro, der 1498 einen Theil der Antillen entdeckte, mit Recht als erster Entdecker Amerika's geehrt ward. Alberico oder Americo Vespucci besuchte wahrscheinlich die neue Welt erst 1499; gewiß aber ists, daß er Brasilien erst 1501 sah, nachdem Ojeda es schon 1499 und Cabral 1500 besucht hatten.

Der Name Amerika, so fährt Hr. Napione fort, kam erst lange nach Colombo's und Vespucci's Tode auf. Die ersten Karten, worin dieser Name gebraucht ward, sind von 1522, von 1531 und 1534, in einem zu Lyon gedruckten Ptolomaus. Aber der Name Amerika wurde hier nur erst dem Lande Brasilien gegeben. In Spanien nannte man den neuen Kontinent bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Westindien; in Italien kam der Name Amerika erst gegen das Jahr 1570 auf. Den nächsten Anlaß dazu gab vermuthlich Vespucci, weil er zuerst seine Reisen beschrieb, und Karten von den Gegenden der neuen Welt gab. In diese Karten hatte er seinen Namen als spanischer Ober-Pilot eingerückt, ein Amt, das er bis zu seinem Tode im J. 1512 behielt.

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Mai 1810.

| Monatstage. | Barometer. | | Thermometer. | | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmels-Beschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Bei Sonnen-Aufgang. | Bei Sonnen-Unterg. | Bei Sonnen-Aufgang. | Nachm. 2 Uhr. | Bei Sonnen-Unterg. | Nachts. | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. |
| | '' ''' 10 | '' ''' 10 | | | | | | | | | | | | |
| 1 | 26. 8 7 | 26. 8 0 | + 6 | +17 | +14 | — | — | — | Thau | O. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 2 | 26. 7 9 | 26. 7 5 | + 5 | +16 | +14 | — | — | — | Thau | W. | W. | — | heiter | bewölkt |
| 3 | 26. 8 2 | 26. 7 7 | + 8 | +17 | +13 | — | — | Hag. 3 | — | S. W. | S. W. | — | heiter | bewölkt |
| 4 | 26. 7 8 | 26. 8 3 | + 7 | +14 | +11 | Regen | Regen | — | — | W. | W. | — | bewölkt | heiter |
| 5 | 26. 8 2 | 26. 8 0 | + 7 | +14 | +11 | — | — | Stbr. 4 | Thau | W. | W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 6 | 26. 8 0 | 26. 7 7 | + 8 | +15 | +14 | Regen | Stbrg. | Riesel 3 | — | W. | W.* 12 | — | bewölkt | bewölkt |
| 7 | 26. 8 0 | 26. 7 4 | + 9 | +17 | +14 | — | — | Stbrg. | Thau | W. | O. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 8 | 26. 7 4 | 26. 7 5 | + 9 | +18 | +15 | — | — | — | — | O. | N. W *9 | — | bewölkt | heiter |
| 9 | 26. 8 1 | 26. 8 6 | +11 | +16 | +11 | Regen | — | Stbrg. | — | W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 10 | 26. 9 0 | 27. 0 2 | +11 | +15 | +11 | — | — | — | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | heiter |
| 11 | 27. 0 2 | 26. 9 8 | +11 | +18 | +16 | Regen | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | heiter |
| 12 | 26. 9 6 | 26. 9 6 | +11 | +17 | +13 | Regen | — | Reg. 2 | — | W. | N. O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 13 | 26. 9 1 | 26. 8 3 | +11 | +17 | +15 | — | — | — | Thau | O. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 14 | 26. 7 5 | 26. 6 8 | +11 | +18 | +15 | — | — | — | — | O. | N. | — | heiter | bewölkt |
| 15 | 26. 6 1 | 26. 5 6 | +12 | +16 | +12 | — | — | Reg. 5 | — | N. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 16 | 26. 6 5 | 26. 7 4 | + 9 | +17 | +13 | — | — | — | — | N. W. | W. | — | heiter | bewölkt |
| 17 | 26. 8 3 | 26. 9 2 | +10 | +16 | +14 | Regen | Str. 10 | — | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 18 | 26. 9 4 | 26. 8 4 | + 8 | +18 | +15 | — | — | — | Thau | W. | W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 19 | 26. 9 0 | 27. 0 8 | +10 | +14 | +11 | Regen | Reg. 10 | Stbrg. | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 20 | 27. 0 9 | 26. 9 1 | +10 | +18 | +13 | Regen | — | — | — | W. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 21 | 26. 9 6 | 26. 9 8 | +12 | +19 | +15 | Regen | — | Stbr. 7 | — | N. W. | N. W. | — | heiter | bewölkt |
| 22 | 27. 0 7 | 27. 0 8 | +13 | +19 | +14 | Regen | — | Reg. 3 | — | N. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 23 | 27. 0 8 | 27. 0 6 | +12 | +16 | +14 | Regen | Reg. 1 | Regen | Thau | W. | N. W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 24 | 27. 0 4 | 26. 9 8 | +12 | +13 | +10 | Regen | Regen | Regen | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 25 | 26. 8 6 | 26. 9 5 | +10 | +14 | +11 | Regen | Regen | Regen | — | N. O. | N. O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 26 | 26. 9 5 | 26. 9 3 | + 8 | +16 | +12 | Regen | — | — | — | N. O. | N. O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 27 | 26. 8 7 | 26. 7 6 | +12 | +16 | +14 | — | — | Stbr. 4 | — | N. O. | N. | — | bewölkt | bewölkt |
| 28 | 26. 7 4 | 27. 0 1 | +12 | +13 | +12 | Regen | Regen | Regen | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 29 | 27. 2 2 | 27. 2 7 | + 9 | +15 | +14 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | heiter |
| 30 | 27. 2 7 | 27. 1 8 | + 8 | +16 | +15 | — | — | — | — | S. O. | S. O. | — | heiter | heiter |
| 31 | 27. 1 8 | 27. 2 0 | + 9 | +17 | +15 | — | — | — | Thau | O. | O. | — | heiter | heiter |

### Anmerkungen.

Die Genauigkeit dieser Tabellen zu vermehren, haben wir diesen Monat angefangen, den stärkern Regen vom Staubregen zu unterscheiden, so wie die Tagesstunde anzugeben, in welcher jeder Regen oder Sturmwind den Anfang nahm. Wo keine Zahl die Stunde des Tages anzeigt, war anhaltender Regen.

Wir zählten in diesem Monat fünf Gewitter; davon waren drei nah, nämlich am 3 Mai Nachmittags von 3 bis 5 Uhr; am 12 Nachmittags um zwei Uhr, und am 19 Morgens um 10 Uhr. Zwei zogen in der Ferne vorüber, nämlich am 11 Abends um 8 Uhr, und am 22 Abends von 8 bis 9 Uhr.

Das bei uns am 19 bemerkte Gewitter war ohne Zweifel eine Fortsetzung desjenigen, welches am 18 so zerstörend mit seinem Hagel in Frankreich (zu Agen und Montmerfan) wüthete; und das bei uns in der Ferne leuchtende Wetter vom 22 stand vermuthlich mit demjenigen in Verbindung, welches am Morgen des gleichen Tages im Departement der Seine und Marne mit Hagel und Blitz so großen Schaden that.

---

Der Mensch bleibt immer Mensch, und wird mit den Vorzügen auch alle Gebrechen der Menschheit behalten, so lange diese selbst dauern wird. Dieses betrifft ihn nicht nur in Rücksicht der körperlichen Uebel, die er durch tausend und tausend Verwirrungen von dem Wege der Natur auf sich lud, und von denen eine Legion von Schriften und alle Anstrengungen von berufenen und unberufenen Aufklärern des Volks nur sehr wenige zu beseitigen vermochten: sondern auch in physischer Hinsicht findet diese Behauptung bei allen Volksklassen, selbst bei den sich bescheiden nennenden Gelehrten, vollkommene Anwendung.

So sahen wir viele Aerzte, die vor wenigen Wochen über zu große und anhaltende Anstrengungen bei dem Krankenbett sich beschwerten und sehnlichst nach einigen Stunden sich sehnten, die sie der trauten Muse zu widmen gedachten, jetzt jämmerlich klagen über den Stillstand ihrer Praxis, — und von der gleichen Menschenklasse sehen wir viele Kranke in alle Bäder der Schweiz versandt, die nur da zu sein scheinen — um ihren Aerzten Erholung zu geben.

Doch war bei diesem klagenden und kläglichen Benehmen auch in dieser Zeit eine thätige Anstrengung von Seite der Söhne Aeskulaps nichts weniger als überflüssig; denn die Masern, der Scharlach, die Rötheln und der Nesselausschlag, waren auch diesen Monat beinahe durch die ganze Schweiz verbreitet, und falsche Pocken (*varicellae*) in mehrern Gegenden derselben anzutreffen, wobei der Krankheitskarakter meistens gastrisch, dann aber nervös gewesen sein soll, und hin und wieder, namentlich im Aargau, die Beobachtung gemacht worden ist, daß auch Kranke ohne Arzneireichung eben so schnell als andere genasen.

In der zweiten Hälfte des Monats waren es katarrhalische und rheumatische Krankheiten, die die häufigsten waren, und oft zur eigentlichen Form der Entzündung sich erhoben. So waren es besonders Beschwerden in dieser Form, die in allen Gebilden der Respiration, der Halsdrüsen, der Nase, der Augen und der Ohren sehr häufig waren, leicht aber einem warmen Verhalten wichen, wenn gastrische Leiden — was meistens das hepatische System allein betraf — nicht eine eigene Besorgung erforderten.

Neben diesen Kranken waren es die Kandidaten zur Phthisis und zur Apoplexie, die vieles zu leiden und zu fürchten hatten, und, abgerechnet die Menge von Kräutersäften und Molken, welche Mode und Luxus mehr als Nothwendigkeit im Frühjahr verordnet wissen wollen, hat diese Klasse von Menschen dem Apotheker wohl eben so viel zu thun gegeben, als alle übrigen. S.




# Miszellen
für die
# Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 47. — den 13 Juni 1810.


## Einige Reflexionen über den gegenwärtigen Krieg der Britten gegen Europa.

### 4.

#### Kann Frankreich Englands Macht vernichten?

Seit das Eiland Großbrittanien aus dem Weltmeer hervorragt, waren wohl seine Bewohner von keinem höhern Nationalstolz beseelt, als im gegenwärtigen Jahrhundert. Ihrer Herrschaft dient das Weltmeer, soweit es den Erdball umfaßt; ihnen gehorchen die reichsten Küsten aller Indien. Alle Handelsstaaten der Vorwelt, von Tyrus und Karthago bis Venedig und Holland, können an Größe und Glanz nicht dem brittischen verglichen werden.

Eben dieser Nationalstolz ist die sicherste Schutzwehr Englands gegen jede Landung, mit welcher von Zeit zu Zeit französische Heere drohten. Die französischen Feldherrn gestehen es selbst ein, daß sich die englischen Truppen überall als Tapfere schlagen, die Achtung verdienen. Erwarben sie diese Achtung schon auf fremdem Boden, in ungewohnten Klimaten: was würden sie auf dem heimathlichen Felde im Kampf für ihren Herd sein? Liesse sich von Boulogne nach Dower eine Heerbrücke schlagen übers Meer, Napoleon würde ohne Zweifel seine Fahnen bald vom Towr und den Gipfeln der schottischen Alpen wehen lassen; — aber um welchen Preis? Wir würden mehr als ein Saragossa sehn.

Die Landungsentwürfe sind längst schon ausser der Sprache. Um so weniger wollen wir auf sie zurückkommen. Nicht die Eroberung Englands durch Landtruppen, sondern die Landungen selbst, sind so lange gefährliche Plane, als die hundert schwimmende Festungen nicht vertilgt sind, welche auf brittischen Gewässern rings die Insel umschweben.

Der brittischen Seemacht kommt gegenwärtig die Marine aller europäischen und amerikanischen Staaten zusammen genommen, weder an Größe noch an Uebung gleich. Dies ist bekannt.

Im Sommer 1808 bestand jene aus tausend einhundert und zehn Kriegsschiffen und Fahrzeugen, nämlich aus,

| | |
|---|---|
| Linienschiffen vom Range . | 255 |
| von 50 Kanonen | 38 |
| Schweren Fregatten . . . | 258 |
| Sloops und Korvetten . . | 302 |
| Briggs und andern Fahrzeugen . | 257 |

Diese Schiffe sind mit 238,000 Matrosen bemannt, alle im brittischen Reiche geboren, alle seit frühern Jahren für den Seedienst erzogen. *) Zu ihrer Zahl müssen noch nicht die vielen Arbeiter auf den Schiffswerften und Rheden, die in den Seearsenälen, die Küstenbewahrer u. s. w. gerechnet werden, welche für sich allein gegen 30,000 Mann betragen.

Die Schule der Kriegsmatrosen ist immer die englische Handelsmarine, welche alljährlich beinahe 200,000 Mann auf allen Meeren unterhält und beschäftigt, ungerechnet diejenigen Seeleute, welche an den brittischen Küsten Lootsendienst, Steinkohlentransport, Fischerei u. s. w. treiben. Jährlich strömen zahlreiche Haufen junger kühner Leute zu den Hafen,

*) Die Angaben dieser Thatsachen sind aus einer kleinen, sehr interessanten Broschüre entlehnt, die vor kurzem in Amsterdam unter dem Titel erschien: „Was haben wir von der Fortdauer des jetzigen Seekriegs zu erwarten?“

um sich dem Seeleben zu widmen, das für jeden Britten so viel Anlockendes hat. Jeder Matrose aber muß erst fünf bis sieben Jahre Lehrling sein, ehe er das volle Matrosenrecht hat. Daher sind die meisten brittischen Seeleute schon seit dem Knabenalter im Schiffsdienst eingeübt, allen Gefahren des Meers vertraut, und unter allen Himmelsstrichen bekannter, als auf ihrer heimathlichen Insel. Aus ihnen ergänzt sich nun jährlich die Kriegsmarine. Vom letzten Matrosen bis zum ersten Admiral ist jeder englische Seefahrer seines Ozeans und Schiffes gewohnt, und gewandt in allem, was Seedienst heißt.

Was Englands örtliche Stärke vermehrt, ist die geographische Lage dieser großen fruchtbaren Insel, wo ein Hafen und Ankerplatz in der Nähe des andern gelegen ist, wo sämmtliche Arsenäle und Depots nur wenige Meilen von einander entfernt sind; wo der gleiche Wink in kürzester Zeit alle Flotten in allen Buchten und Hafen in Bewegung bringen kann; — während die Hafen und Marinedepots des festen Landes in einem ungeheuern Halbbogen, entfernt von einander, umhergelagert sind.

Und was hat nun gegenwärtig der Kontinent einer so furchtbaren, eingeübten Seemacht und allen Vortheilen der mächtigen Insel entgegenzustellen?

Vor der Schlacht von Trafalgar im J. 1805 hatte

| | | Linienschiffe. | | Fregatten. |
|---|---|---|---|---|
| Frankreich, | dienstfähig | 45 | — | 29 |
| | auf den Werften | 8 | — | — |
| Spanien | . . | 48 | — | 34 |
| Holland | . . | 14 | — | 15 |
| Dänemark | . . | 19 | — | 15 |
| Portugall | . . | 12 | — | 10 |
| | Zusammen | 146 | — | 103 |

Diese Anzahl ist aber bekanntlich seitdem sehr vermindert. Die Seeschlachten und Gefechte bei Trafalgar, St. Domingo, Batavia u. s. w. zerstörten nicht nur über dreißig Linienschiffe, sondern beinahe eben so viel wurden durch die Engländer von Lissabon und Kopenhagen entführt, so wie der größte Theil der spanischen Marine dem Dienste gegen England einstweilen entzogen ist.

Freilich belebt Napoleons Geist alle Schiffswerften seines großen Reichs. Im Besitz aller Mittel und Baumaterialien und der herrlichsten Hafen des festen Landes, wird es ihm leicht, das Verlorne wiederherzustellen. Aber um die brittischen Flotten mit Nachdruck anzugreifen, muß er ihnen, wo nicht an Schiffszahl überlegen, doch gleich sein.

Die Britten berechnen, daß wenn wirklich die Seestaaten des festen Landes alle Monate ein Linienschiff, eine Fregatte und zwei Korvetten, vollkommen zum Dienst ausgerüstet, vom Stapel laufen liessen, würde es fünfzehn Jahre Zeit erfordern, ehe der Kontinent die brittische Marine an Zahl der Schiffe überträfe. In weniger als fünfzehn Jahren läßt sich schwerlich denken, daß in den unter französischer Herrschaft stehenden Hafen gegen zweihundert Linienschiffe, zweihundert Fregatten und vierhundert Korvetten neu erbauet und mit allen Erfordernissen ausgerüstet werden könnten. Aber um wieviel könnte bis dahin nicht auch England seine Marine vermehren?

Und wären die Schiffe geschaffen: so sind nicht eben so schnell die von zarter Jugend auf im Seedienst eingeübten Matrosen vorhanden, welche der wichtigste Theil der großbrittanischen Marine sind. Matrosen werden nur durch anhaltendes Seeleben gewonnen. Dazu gehört Handel auf dem Meere. Aber schon seit ungefähr sechszehn bis siebenzehn Jahren haben Frankreich, Holland, Spanien und Italien beinahe keinen bedeutenden Seehandel mehr.

Als der Krieg auf dem Meere im Jahr 1793 begann, hatten Frankreich und Spanien 600,000 Tonnen Kauffahrteischiffe und ungefähr 60,000 Seematrosen, d. h. Leute, die von Kindheit an das hohe Meer befuhren, Higsea Sailors, wie sie der Engländer nennt; Holland besaß gegen 350,000 Tonnen und 24,000 Matrosen; Portugall, Italien, Venedig etwa 20,000 Matrosen; Dänemark mochte 220,000 Tonnen und 14,000 Seematrosen haben; Preussen und die Hanseestädte hatten etwa 220,000 Tonnen, aber keine „Higsea Sailors“. Wenn man ihnen auch 10,000 ächte Seematrosen zugesteht: so hatten alle diese Staaten auf ihren Kauffahrteiflotten etwa 128,000 Matrosen; rechnet man dazu noch die Küstenbefahrer, Fischer u. s. w. mit 60,000 Mann, so betrug die Gesammtzahl der Seematrosen des festen Landes vor dem Anfange des Kriegs doch nur erst 188,000 Mann!

Nun aber hörte der Handel auf; ein großer Theil dieser Matrosen suchte Beschäftigungen auf dem Lande, oder ging in militärischen Seedienst. Kein Britte läßt sich überreden, daß man die Marine seines Vaterlandes durch konskribirte „Land- und Hafen-Matrosen“, wie sie es nennen, auch nicht durch überlegene Zahl derselben, zu Grunde richten werde.

Man muß alle diese Schwierigkeiten kennen, um zu begreifen, mit welchem furchtbaren Gegner Napoleons Genie zu ringen hat, und warum es nicht gedenkbar ist, daß durch eine neugeschaffene Seemacht die brittischen Armaden in ihrer höchsten Blüte und Kraft binnen wenigen Jahren von der Beherrschung des Ozeans zu verdrängen sind.

## 2.

### Kann Englands Macht ohne den Handel mit Europa bestehen?

Wir wollen nichts von den projektirten Expeditionen einer Landarmee nach Ostindien sagen, mit welchen sich die deutschen Journalisten ernsthafter als die Franzosen selbst beschäftigten. Ein solcher Kriegszug durch Europa und Asien fordert einen ungeheuern Aufwand von Zeit und Kräften; und wäre endlich Indien erobert, so würde damit wenig gewonnen sein. Die Britten zögen sich mit allen Schätzen auf die Inseln der indischen Gewässer zurück.

Wichtiger war Napoleons große Maasregel, den Engländern alle Hafen und Handelsplätze des europäischen Kontinents zu verschliessen. Der Hauptzweck davon schien den Untergang der Manufakturen und des Handels von England, und dadurch den Verfall der überlegenen brittischen Seemacht zu befördern.

Wie leicht auch die Engländer den Verlust des europäischen Handels verschmerzen zu können vorgeben, ist es ihnen doch unmöglich, ganz zu verheelen, wie tief die Wunde ist, welche ihnen Napoleon durch jenes einzige Dekret schlug. Zahllose Professionisten, Kaufleute und Schiffsrheder kamen dadurch ins Elend; das Verlangen nach Frieden ward ungestümer; selbst die gegenwärtig noch immer fortdauernden Gährungen des Volks und die stürmischen Parlamentsverhandlungen sind als Folgen davon anzusehen. Die Menge neueroberter Kolonien wird in den ersten

Jahren dem Londoner Kabinet unnütz, weil durch den Verlust des Handels mit den blühendsten und reichsten Ländern Europens ein verhältnißmäßiger Absatz der Kolonialwaaren fehlt.

Inzwischen läßt sich doch schon jetzt mit ziemlicher Bestimmtheit wahrnehmen, daß der Verlust, welchen England durch die Sperre der europäischen Hafen und Märkte leidet, nicht mächtig genug sei, die Industrie, den Handel, den Wohlstand und folglich die Macht Großbrittaniens empfindlich zu erschüttern, geschweige zu vernichten. Diejenigen, welche hiebei verloren hatten, waren im Verhältniß zur großen Masse der Nation gering zu achten. Sie wandten, bis zu bessern Zeiten, ihren industriosen Sinn andern Erwerbszweigen zu, und lernten ungefähr eben so leicht Europa's entbehren, wie die Festländer der Kolonialwaaren.

Nach den offiziellen Berichten, die dem Parlament in den letzten Jahren vorgelegt sind, betrug das jährliche Einkommen Großbrittaniens (Irland ungerechnet) aus dem auswärtigen Handel und dem Manufakturfleiß 240 Millionen Pf. Sterling und drüber. Von dieser Summe waren 228 Millionen bloß die Frucht inländischer Industrie und inländischen Handels; der Ueberschuß von 12 Millionen war Gewinn vom Kolonial- und ausländischen Handel. Betrüge dieser Ueberschuß aber auch 15 Millionen, so würde dies ungefähr einen Fond von 125 Millionen Pfund Sterling bezeichnen, der im auswärtigen und Kolonialhandel Großbrittaniens gebraucht wird.

Seit Frankreichs und Hollands ost- und westindischer Handel gänzlich unterbrochen wurde, belief sich die Ausfuhr von Großbrittanien nach dem europäischen Kontinent im Durchschnitt auf vierzehn Millionen Pfund St.; davon waren ungefähr sechs Millionen für brittische Manufakturartikel und acht Millionen für Kolonialwaaren.

Ungeachtet der seitdem eingetretenen Strenge des Handelsverbots auf dem festen Lande, berechnen die Engländer dennoch ihre Ausfuhr nach Gibraltar, Malta, Sizilien und andern Hafen des Mittelmeers auf zwei Millionen; und für eben soviel wird, troß aller Wachsamkeit der Douaniers, durch Contrebande zwischen Cadiz und Kopenhagen aufs feste Land von Manufakturartikeln eingeschwärzt.

Ost- und Westindien selbst aber tragen ausserdem nicht wenig dazu bei, England für den Verlust der europäischen Marktpläze zu entschädigen. Denn alle Artikel, mit welchen ehmals Spanien, Frankreich, Portugall, Holland, Dänemark ihre Kolonien versahen, werden diesen, da sie von den Britten erobert und ohne Handelsverbindungen mit ihren ehmaligen Herrn sind, auch nur aus England zugeführt. Es ist nur zu gewiß, daß, so ungeheuer auch der brittische Manufakturfleiß ist, dieser doch nicht zureicht, besonders in den ersten Jahren, Asien, Afrika und Amerika mit allen den Waaren zu versorgen, welche jene Länder sonst vom ganzen europäischen Kontinent bezogen, und die über sieben Millionen Pf. Sterl. betrugen.

Bleiben Mexiko, Südamerika, Batavia, die Manillen u. s. w. gänzlich von ihrem Mutterlande getrennt, so wird das öffentliche und private Einkommen dieser Kolonien in ihnen selbst verzehrt, und nicht mehr zum Theil ausgeführt. Es läßt sich also bei wachsendem Reichthum dieser Länder ein größerer Aufwand von Bedürfnissen des Luxus und europäischer Bequemlichkeit voraussehn; damit aber zugleich auch ein vergrößerter Absatz englischer Waaren dahin.

Alle diese Thatsachen zusammengenommen beweisen unwidersprechlich, daß, so empfindlich anfangs auch den Engländern die Versperrung des Kontinents sein mußte, der Verlust der europäischen Hafen dennoch nicht hinreichen könne, ihren Wohlstand zu zerstören, ihre Einnahmen auf eine gefahrvolle Weise zu mindern, noch weniger ihre Industrie, ihren Handel, ihre Seemacht aufzulösen. Es ist gewiß, daß im ausserordentlichsten Fall Englands Macht ohne den Handel mit Europa bestehen könne, zumal wenn England die Kraft erreicht, durch eigene Mittel die drei übrigen Welttheile mit allen Bedürfnissen zu versorgen, wozu sonst der Handel des gesammten Europa's kontribuirte.

---

## 5.

### Welchen Einfluß kann eine lange Verschließung der europäischen Hafen auf Großbrittanien haben?

Als Napoleon die brittischen Kaufleute vom europäischen Kontinent verbannte, sah sein kühner, alles umfassender Geist die Revolution vorher, welche durch solche Trennung auf dem festen Lande selbst und auf der Insel in allen merkantilischen Verhältnissen bewirkt werden mußte. England wähnte in seiner Ueberlegenheit ungestraft einem ganzen Welttheil Troß bieten zu können; aber Napoleon rächte den Welttheil mit einer Maasregel, dergleichen die Geschichte noch keine ähnliche kannte.

Unausweichlich mußten anfangs Verwirrung und Stocken eine große Zahl der englischen Fabriken und Handelshäuser treffen. Es ist nicht so leicht, einem gelähmten Kunstfleiße neue Richtungen zu geben, oder dem gehemmten Handel neue Wege anzubahnen. Immer wird dazu ein Zeitraum mehrerer Jahre erfordert. Großbrittanien ist für sich selbst nicht im Stande für die andern Welttheile sogleich alle Waaren zu erzeugen, die bisher Europens übrige Staaten wohlfeiler und besser geben konnten.

Laut englischen Angaben führte Großbrittanien im Durchschnitt, theils zu eigenem Verbrauch, theils für den Kolonialhandel, aus dem festen Lande ein

| | |
|---|---|
| Allerlei Getraide, jährlich für mehr als | 1,700,000 Pf. St. |
| Hanf, Flachs, Leinwand, Garn, Spitzen u. dgl. | 2,800,000 — |
| Eisen und Kupfer . . . . . . | 1,200,000 — |
| Insgesammt für | 5,700,000 — |

Eben so groß war die Geldsumme, welche England dem festen Lande jährlich für Bauholz, Theer, Asche, Talg, Oel, Salz, Wein, starke Getränke, Obst u. dgl. m. zahlte.

Mögen nun auch noch (laut den dem Parlament im J. 1802 vorgelegten Berichten) in England und Schottland über dreizehn Millionen Morgen Landes, und in Irland verhältnißmäßig noch mehr vorhanden sein, die, fähig zum Getraidebau, noch unkultivirt daliegen; mögen auch die brittischen Bergwerke unerschöpflichen Vorrath von Kupfer und Eisen in ihrem Schoos verbergen: der Anbau dieser brachen Felder, die Eröffnung dieser reichen Bergwerke fordert einen Aufwand von Zeit, der für diejenigen schwer zu ertragen ist, welche inzwischen durch die Stockung des gewohnten Handels Noth leiden; fordert eine Menge von Arbeitern, die gegenwärtig noch nicht alle geboren sind; fordert Vorbereitungen, Erfahrungen, Uebungen, welche nur langsam erworben werden.

Mögen auch die Wälder von Canada und New-Scotland das unentbehrliche Bauholz, allerlei hölzernes Geräthe, den Theer u. s. w. liefern; mag auch der neueröffnete Handel

mit Südamerika andere bisher aus Europa bezogene Bedürfnisse ersetzen: die weite Fracht dieser zum alltäglichen Leben und dem gemeinsten Manne nöthigen Artikel steigert ihre Preise zu einer unerträglichen Höhe, und läßt im ganzen Volke die Empfindung nur um so schmerzlicher werden, was an der Freundschaft des Kontinents ihm verloren ging. Die Festländer entschlagen sich leichter des Kaffees, des Zuckers und anderer Luxusartikel, als England den zur Lebensnothdurft und Nahrung nothwendigsten Stoffen entsagen mag.

Man kann sich daher zum Theil auch, trotz des Ueberflusses aller Art Waaren, von welchen England beladen ist, die herrschende Theurung daselbst erklären, so wie die Sehnsucht des Volkes nach Frieden, ungeachtet der glänzenden Perspektive, welche die Minister dem Stolze und der Gewinnsucht ihrer Nation so gern zu schildern pflegen.

Dies vermuthlich und mehr auch schwerlich wollte Napoleon durch seine tiefgreifende Verfügungen bewirken. Er wollte durch den Anblick der Leiden ihres Volks die Führer desselben von dem Schwindel zurückführen, als sei es ein Leichtes, des übrigen Europa's zu entbehren. Er wollte sie durch eine Maasregel, herber für Großbrittanien, als zehn verlorne Seeschlachten, zum allgemeinen Frieden, zur Freilassung der Meere, und zur Wiederherstellung der Glückseligkeit aller Völker geneigter machen.

Auch ist nicht daran zu zweifeln, daß das Haupt des europäischen Bundes seinen Zweck erreiche. Denn der große Haufe, wie überall, so auch in England, erliegt dem Druck der Gegenwart, und opfert, einen momentanen Schmerz zu lindern, gern einen Himmel auf, welcher erst erwartet werden muß.

Sollte aber das brittische Volk diese Krisis überstehen, — sollte es sich mit allen Entbehrungen versöhnen, und fähig sein, ohne unter innern Stürmen zu fallen, den Krieg noch einmal so lange fortzusetzen, als er schon geführt ist: dann freilich darf kaum daran gezweifelt werden, daß Großbrittanien eine Existenz erhalten könne, in welcher es, vom Handel des festen Landes vollkommen unabhängig, sich selbst alles sein mag. Es ist möglich, daß es in einem Zeitraum von fünfzehn Jahren, ohne den Manufakturen und dem Handel die nöthigen Hände zu entziehen, jeden schlecht benutzten Strich Bodens in Getraidefelder verwandelt und seine Bergwerke zur höchsten Ausbeute bringt; es ist möglich, daß es aus den Produkten seines eigenen Bodens dann den bleibenden Nationalgewinn um fünf bis sechs Millionen Pfund Sterling jährlich vermehrt. Ein vergrößerter und ausschließlicher Handel mit allen Welttheilen muß dann zuletzt die brittische Seemacht zu einer Stärke emporheben, neben welcher selbst die jetzige klein heißen dürfte; muß die Insel mit einem Reichthum und Luxus füllen, davon nur das alte Rom, nachdem es die Welt ausgeplundert hatte, Vergleichungspunkte darzubieten hätte.

(Der Beschluß folgt.)

---

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

—— Zu den interessantesten Arbeiten im Fach der Naturkunde gehören gegenwärtig des Hrn. J. J. Billardiere *icones plantarum* Syriae *rariorum descriptionibus et observationibus illustratae*, wovon jetzt das dritte Heft in Paris erschienen ist. Hr. La Billardiere begann dies Werk schon vor zwanzig Jahren. Er reisete im Jahr 1786 nach Syrien, dem klassischen Boden für Botanik, von woher im siebenzehnten Jahrhundert so viele prächtige Pflanzen gebracht wurden, die jetzt unsere Gärten verschönern. Er wanderte längs dem Gebirge bis zum Carmel, durch die Wüsten bis Damask, bestieg den Libanon, auf welchem er noch einen geringen Rest der majestätischen Zedern fand, welcher die heilige Schrift so oft gedenkt. Nur noch ungefähr hundert dieser berühmten Zedern erheben sich dort einzeln; es scheint, als pflanzen sie sich nicht mehr daselbst natürlich fort.

Mit reicher Ausbeute kehrte La Billardiere heim. Mehrere seiner mitgebrachten Pflanzen sind noch vor ihm von keinem Naturforscher beachtet und beschrieben worden, wie besonders der jasminartige Strauch, welchem der Entdecker den Namen Fantanesia gab, und der in unserm Klima im Freien ausdauert, eine Zierde der Gärten.

Im J. 1791 erschienen von der Beschreibung dieser syrischen Pflanzen die zwei ersten Dekaden. Dann machte La Billardiere die Reise mit, zur Aufsuchung La Peyrousens, bei welchem Anlaß er lange Zeit in Neuholland, und nicht vergebens für die Pflanzenkunde, blieb. Nach sechsjähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurückgekehrt, machte er sich zuerst an die Beschreibung der neuholländischen Pflanzen, von denen er uns in seinem Werke von zwei Foliobänden zweihundert und siebenzig Arten kennen lehrte. Jetzt fährt er fort, uns wieder die syrischen Pflanzen zu liefern. Es ist alle Hoffnung vorhanden, daß die Dekaden schnell einander folgen werden.

---

## Aus England.

—— Folgendes ist die Berechnung der Reduktion der brittischen Nationalschuld vom 1 August 1786 bis 1 Febr. 1810.

| | | |
|---|---|---|
| Abgetragen von dem Tilgungsfond (Sinkings Fund) | L. | 156,042,936 |
| Uebertrag vom Erlös der Grundsteuer . . | | 23,421,468 |
| Desgleichen vom Gewinn der lebenslänglichen Renten | | 1,024,512 |
| Auf Rechnung Großbritaniens . . . | L. | 180,488,916 |
| Desgleichen Irlands . . . . . | | 6,593,966 |
| Desgleichen der Reichs-Anleihen . . . | | 1,020,525 |
| Desgleichen der Anleihen für Portugall . . . | | 21,662 |
| Total | L. | 188,125,069 |

---

—— Betrag der englischen Banknoten in Zirkulation mit dem 7 und 12 Januar 1809 und 1810.

| | Banknoten von 5 L. und mehr. | Bankzettel. (*bank post bills.*) | Banknoten unter 5 L. |
|---|---|---|---|
| 1809. 7 Jan. | L. 11,718,010. | L. 796,250. | L. 4,141,420. |
| 12 — | 14,077,780. | 825,580. | 4,305,920. |
| 1810. 7 Jan. | L. 13,013,790. | L. 851,160. | L. 5,663,080. |
| 12 — | 14,668,640. | 884,120. | 5,854,170. |




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend —— Nro. 48. —— den 16 Juni 1810.


## Ueber Lalande.

(Denkrede von der Gräfin von Salm.)

Lalande ward zu Bourg, im Ain-Departement, im Jahr 1732 geboren. Seine Eltern, nur mittelmäßig begütert, liebten ihn zärtlich. Ihm war jene feurige Fantasie zu Theil geworden, die den Menschen früh durch das Vorgefühl dessen, was einst aus ihm werden soll, begeistert, und früh schon überließ er sich einer Lebhaftigkeit des Geistes und einer Freiheit der Manieren und Meinungen, der er zwar im Verfolge selbst mehr als einmal Einhalt zu thun sich genöthigt sah, die aber demungeachtet immerfort einer der hervorstechendsten Züge seines Karakters geblieben ist.

Er hatte noch kaum die Kinderschuhe ausgezogen, als sich auch seine Neigung für Wissenschaften, besonders für die mathematischen, schon zu äussern anfing, und Beobachten, Ausmessen und Fragen ihm zur Liebhaberei ward. In zarter Jugend schon fragte er seinen Vater, auf welche Art denn auch die Sterne am Himmel befestiget seien? Noch kaum zwölf Jahre alt, wußte er des Abends aus dem Hause seiner Eltern zu entwischen, um einen damals erschienenen Kometen zu betrachten. Hielt er sich auf dem Lande auf, so kletterte er auf die Bäume, um nichts von dem Auf- und Untergange der verschiedenen am Himmel sichtbaren Sternbilder zu verlieren. In noch frühern Jahren bildeten der Trieb und das Bedürfniß sich auszuzeichnen ihn auch zum Redner. Er fand ein großes Vergnügen daran, andern etwas zu erzählen und Rührung bei ihnen hervorzubringen; auch verfertigte er zuweilen kleine Predigten, die er mit gutem Erfolge vor seinen versammelten Hausgenossen abhielt. Wozu er aber ganz vorzüglich geboren schien, das war die Astronomie. Als er einmal von ungefähr in den Händen eines Fremden ein Teleskop erblickt und dieser ihm den Gebrauch desselben erklärt hatte, gerieth er vor Freude und Enthusiasmus beinahe ausser sich, und wußte es dann dahin einzuleiten, daß auf dem Dache seines Wohnhauses eine Art von Sternwarte angelegt und mit mancherlei Instrumenten, wovon mehrere sich noch bei seinem Tode vorfanden, versehen ward.

Im Jahr 1744 schickten ihn seine Eltern in das Jesuiter-Kollegium nach Lyon. Hier war es, wo seine in so zartem Alter erwachte Liebe zu den Wissenschaften sich neuerdings zu Tage legte. Sogar seine Erholungsstunden wandte er daselbst zum Studiren an, und versteckte sich während derselben mehrmals, um von seinen Kameraden nicht abgerufen zu werden. Im Laufe mehrerer in Lyon verlebter Jahre gewann er den Wissenschaften in so hohem Grade Geschmack ab, daß er, um diesen ganz gehören zu können, bei den Jesuiten ins Noviziat treten wollte. Einzig die Thränen der Mutter, denen er nie zu widerstehen vermochte, konnten ihn von der Ausführung dieses Vorhabens abhalten. Allein das Feuer seiner Einbildungskraft loderte zu heftig empor, als daß er sich in seinen Studien ausschließlich auf mathematische und abstrakte Wissenschaften hätte beschränken sollen. So sehr sein erster Lehrer, der Pater Beraud, ihn unausgesetzt bei seiner Liebhaberei für die Astronomie zu erhalten wußte, machten doch auch die ausgezeichneten Talente des Pater Tholomas Eindruck genug, daß er sich über ein Jahr lang beinahe ausschließlich dem Studium der schönen Wissenschaften widmete; da er aber ungefähr um eben diese Zeit eine Disputation, alle Theile der Philosophie im Allgemeinen und namentlich die Astronomie

umfassend, zu vertheidigen hatte, verfaßte er zu seinem individuellen Gebrauche Anfangsgründe der Astronomie in lateinischer Sprache. Auch soll er gerade damals durch den Anblick einer Sonnenfinsterniß in so hohes Erstaunen gesetzt worden sein, daß alle diese Umstände zusammengenommen ihn endlich wieder zu dem Dienste der ernsthaftern Wissenschaften zurückführten, dem er auch von da an getreu blieb. Seiner Liebhaberei für schöne Literatur entsagte er darum aber nie ganz.

Nachdem Lalande das Jesuiter-Kollegium verlassen hatte, erhielt er von seinem Vater Erlaubniß, einen Kurs in der Rechtswissenschaft zu Paris zu machen. Hier eilte er sogleich nach dem königlichen Kollegium. In diesem Versammlungsort ausgezeichneter Gelehrten gelang es dem neuen Ankommlinge bald, mehr als einen Mann von großen Verdiensten in sein Interesse zu ziehen. Nicht nur ließ ihm der eben damals von Petersburg zurückgekommene Astronom Delille, wie ein zärtlicher Vater, seinen Unterricht angedeihen; sondern bald würdigten ihn auch Maraldi, La Condamine und vor Allen Lemonier, der ihm eine besondere Zuneigung einzuflößen wußte, ihrer vorzüglichen Aufmerksamkeit. Er machte in kurzem so ausserordentliche Fortschritte, daß mehrere Beobachtungen des kaum achtzehnjährigen Jünglings würdig erklärt wurden, in die Sammlungen der Lehrer eingetragen zu werden, und dann auch wirklich nachher in verschiedenen Sammlungen im Druck erschienen.

Indessen war er bereits als Lizenziat der Rechte und als Advokat angenommen worden. Er beschäftigte sich aber nach wie vor mit Erlernung mehrerer Sprachen und Wissenschaften, und immer mit jener Thätigkeit, die nicht weniger, als sein lebhaftes und zartes Dankgefühl gegen seine Lehrer, diese zur Bewunderung hinriß. Von ihnen sprach er noch in seinem höchsten Alter nie ohne sichtbare Rührung, und Alle blieben fortwährend seine Freunde. Lemonier allein konnte es nicht vergessen, daß sein damals schon berühmt gewordener Zögling bei einem wichtigen Anlasse einer andern, als seiner Meinung gewesen war. Dieser Zwist, in dem der junge Astronom durch die Liebe zur Wissenschaft sich vielleicht etwas zu weit führen ließ, hatte seine Verbannung aus dem Hause des Lehrers zur Folge. Dies war dem Zögling freilich sehr empfindlich; doch setzte er sich über alle kleinliche Rücksichten beleidigter Eigenliebe hinweg, und kehrte, wiewohl immerfort weggeschickt, stets wieder zu Lemonier zurück, indem er ihm das Wort eines alten Philosophen zu seinem Lehrer Diogenes wiederholte: „Es soll sich kein Stock finden lassen, der stark genug wäre, mich von meinem Lehrer fern zu halten.“

Lalande's Eltern, die ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt hatten, riefen ihn nun wieder nach Bourg zurück, wo er ihnen zu Liebe mehrere Prozesse führte. Er vollführte dies mit Leichtigkeit und um so großerer Rednerkunst, da ihm die Natur jene Schnelligkeit der Gedanken und Stärke des Ausdrucks verliehen hatte, die Rührung und Ueberzeugung hervorbringt, und auf einen hellsehenden Geist nicht weniger, als auf ein gefühlvolles Herz schliessen läßt. Auch würde er sich ohne Zweifel auf dieser Laufbahn einen großen Namen erworben haben, wenn nicht ein unvorgesehenes Ereigniß seine Bestimmung anders gelenkt, und ihm eine von jener ganz verschiedene Art von Zelebrität auf immer zugesichert hätte.

Es war nämlich der Abbé de la Caille, in der Absicht, die Distanz des Mondes von der Erde zu bestimmen, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgereiset, und begehrte nun, daß man diesfalls in Berlin Beobachtungen anstellen lassen möchte. Lemonier, wohlbekannt mit den Fähigkeiten seines Zöglings, erhielt die Erlaubniß, ihn dahin senden zu dürfen, und Lalande, voll Entzücken über die ehrenvolle Mission, verreisete auf königliche Kosten und als Bevollmächtigter der Akademie der Wissenschaften nach Berlin, und wurde durch Maupertuis dem Könige vorgestellt. Wenn Friedrich auf der einen Seite nicht ohne einige Verwunderung den neunzehnjährigen mit so wichtigen Beobachtungen beauftragten Astronomen erblickte, so wußte er auf der andern, als ein erprobter Kenner des Verdienstes, denselben auch gehörig zu würdigen, und gestattete ihm den Zutritt zu seinem Hofe und seinen vertrautern Kreisen.

Lalande's bald darauf erfolgte Aufnahme in die Akademie zu Berlin; die ausgezeichnete Art, wie er von Voltaire, Euler, d'Argens und Algarotti empfangen wurde; die Menge von Gelehrten und Literatoren, die damals den Thron des Königes von Preussen umgaben: kurz, Alles war dazu geeignet, seine Seele noch stärker zu elektrisiren. Und so wurde das Jahr, welches er zu Berlin zubrachte, eines der vergnügtesten seines Lebens, so wie es auch für sein künftiges Schicksal eines der entscheidendsten war.

(Der Beschluß folgt.)

## Einige Reflexionen über den gegenwärtigen Krieg der Britten gegen Europa.

### 5.

Welchen Einfluß kann eine lange Verbannung der englischen Waaren und des Kolonialhandels auf Europa haben?

Wenn die steigende Theurung der Bedürfnisse in England und die durch Versperrung des Kontinents bewirkte Zerrüttung im Gang der Industrie und des Handels, Gährungsstoff in ein ohnehin reges Volk wirft; wenn der Unwille desselben die Regierung zu strengern Maasregeln reizt, diese wider den Mißmuth der Nation erhöhen, bis Herrscher und Beherrschte, in wechselseitiger Erbitterung fortschreitend, sich einem Punkte nahen, wo öffentliche Ordnung und Verfassung den Umsturz drohen können: so ist dies alles auf dem Kontinent nicht so leicht möglich. Die Völker des festen Landes sind schon dahin gelangt, wohin erst die Bewohner jener Insel streben, sich durch ihre Erzeugnisse und Fabrikate genug zu sein.

Europa erzeugt und fabrizirt alles, was für die Nothwendigkeiten des Lebens und für die Verannehmlichung desselben gefordert werden mag. Die Glückseligkeit der Europäer ist durchaus nicht von brittischen Manufakturartikeln oder Kolonialwaaren abhängig. Nur diejenigen Seestaaten des festen Landes, deren Handel mit den Kolonien vernichtet worden ist, und welche uns ehmals mit den Produkten fremder Weltgegenden versahen, leiden durch den Verlust dieses Verkehrs, oder vielmehr sie haben schon ausgelitten.

Denn nicht sowohl England, als vielmehr Frankreich, Spanien, Holland, Dänemark waren es, welche uns mit jenen Genüssen des Luxus versorgten, die durch Gewohnheit fast zum Lebensbedürfniß geworden waren. Zwar führte auch England in den letzten zwanzig Jahren ungefähr zweihundert Millionen Pfund Zucker jährlich aus seinen Kolonien ein, aber

hundert und neunzig Millionen Pfund wurden davon in Großbrittanien und Irland selbst verbraucht. Und da jetzt, wegen Getraidemangels, die englischen Destillateurs den Zucker als Surrogat des fehlenden Getraides nehmen, ist der Verbrauch noch ungeheurer. Im vorigen Jahr (1809) berechnete man die Konsumtion des Zuckers im vereinigten Königreich auf 290 Mill. Pfund Gewicht.

Hingegen Frankreich brachte aus seinen Pflanzungen ungefähr 140,000 Faß Zucker ein, davon nur 50,000 Faß in Frankreich blieben, die übrigen 90,000 nach dem Norden Europens gingen. Die Kolonien Hollands, Dänemarks und Portugalls lieferten ebenfalls ungefähr 50,000 Faß Zucker, so, daß Deutschland und das nördliche Europa 140,000 Faß oder 220 Millionen Pfund Zucker konsumirten, wozu Englands Kolonien wenig oder nichts lieferten. Eben so bezog auch das feste Land seinen Kaffee größtentheils aus den Pflanzungen der Franzosen und Holländer.

Der Preis der Kolonialwaaren kann, auch bei längerer Fortdauer des Krieges, auf dem festen Lande schwerlich höher steigen, als er bisher gestiegen ist. Trotz der ausgedehntesten und geschlossensten Kette der Douaniers längs den Küsten, kann der Contrebande nie vollkommen gewehrt werden. Der Reiz des Gewinns ist zu mächtig, als daß er nicht zu allen Wagestücken locken, die Ausdehnung der Gestade zu groß, als daß jeder Theil derselben mit gleicher Wachsamkeit beobachtet werden sollte. — Dazu gesellen sich fliegende Geschwader, einzelne glückliche Kauffahrteischiffe des festen Landes, welche von Zeit zu Zeit über den Ozean gelangen, ohne von brittischen Kapern bemerkt werden zu können, ungerechnet was unter Nordamerika's neutraler Flagge eingeführt wird. Sollte der Krieg auf den Meeren noch lange fortwüthen: so würde man Asiens Produkte durch Küstenfahrer und auf Landstraßen ins Innere Europens führen, wie damals, als noch keine Magnetnadel den Schiffer über das Weltmeer leitete, noch kein Vasco de Gama die Südspitze Afrika's umschifft hatte. Den Zug der Karawanen würden eine Menge neuer Kanäle erleichtern, durch welche die europäischen Flüsse, mit den verschiedenen Meeren verknüpft, den innern Handel des Kontinents zu einer Höhe steigern müßten, die er noch nie erreicht hat.

Eine der gewissesten und bleibendsten Folgen des Verbots aller englischen Waaren wird aber das Aufblühen der festländischen Manufakturen und Fabriken sein, von denen viele bisher durchaus nicht mit den englischen konkurriren konnten, besonders in Quincailleriewaaren, Wollentüchern, Seidenstoffen, Leinenzeugen u. s. w. Die europäischen Baumwollenmanufakturen haben von Englands Konkurrenz minder zu fürchten, sobald die Urstoffe, Garn und rohe Baumwolle, nur mit einigem Vortheil bezogen werden können. So waren für die Baumwollenfabriken des Kontinents nie blühendere Zeiten, als die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, ungeachtet auch damals schon die englischen Fabriken mächtig konkurrirten. Erst mit dem Ausbruch der französischen Revolution und der daraus entsprungenen Kriege in den neunziger Jahren litten die Baumwollenmanufakturen einen Stoß, der gegen das Jahr 1800 den gänzlichen Sturz derselben nach sich zu ziehen drohte. Früher schon hatten sich Englands Fabriken ihrer neuerfundenen wohlfeilern Garngespinnste bedient. Mit dieser wohlfeilern Waare und durch einen Ausgangszoll von Seiten ihrer Regierung unterstützt, erschienen nun die Engländer auf den Messen zu Frankfurt und Leipzig, und boten sie um Spottpreise feil. Die nachmalige Wendung des Handels, besonders aber auch, daß sich die deutschen und schweizerischen Fabriken bequemten, sich der englischen Garngespinnste und nachher der Schnellbleichen zu bedienen, was allgemein erst um das Jahr 1810 geschah, verminderte, soviel es die Kriegszeiten gestatteten, den größten Druck. — In der That ist der Kontinent noch mit mehrern der nothwendigsten Kolonialprodukte für geraume Zeit versehen; auch ist es gegenwärtig nicht eigentlich der Mangel, welcher die Preise zu solcher Höhe emporschwellt, und den Kaufleuten es möglich macht, ihre Waaren um hohe Summen von auswärts kommen zu lassen: sondern bloß jenes allgemeine Verbot selbst ists, welches die Preise emporhält. Sie würden plötzlich und tief fallen, sobald der amerikanischen Flagge freier Zutritt in die europäischen Häfen mit den indischen Waaren gestattet würde, ohne daß noch der Waarenvorrath dadurch selbst vermehrt worden wäre.

Es werde endlich der Seefriede früher oder später geschlossen, immer wird der Kunstfleiß und Handel des Kontinents, so wie Großbrittaniens, auffallende Abweichungen von seinem ehmaligen Zustande zeigen. Indem man sich gegenseitig entbehren zu lernen suchte, ward manches neue Hilfsmittel der Industrie erfunden, manches Inländische verbessert, stärker betrieben, dem Ausländischen vorgezogen. So reinigte und erweiterte die Noth, wie immer, die Quellen des Nationalreichthums.

---

7.

Beschluß.

Alle obige Aphorismen, weit entfernt die Tiefe ihrer Gegenstände zu erschöpfen, sollten nur zu fernern Reflexionen leiten.

Inzwischen ist es uns über allen Zweifel erhaben, daß England eben so wenig durch die Verlängerung des Krieges Frankreichs Macht und Größe brechen, als Frankreich, durch die Ausschließung des brittischen Handels vom Kontinent, die brittische Seemacht und den Handel der Insel verderben konnte. Der große, für die Welt so traurige Versuch ist gemacht worden. Die Resultate des entsetzlichen Experiments liegen unverschleiert vor den Augen Aller. Diese Resultate sind ganz anders geworden, ja das entschiedene Gegentheil von dem, was die Lenker der Staatsbegebenheiten oft erwartet haben mochten!

Denn durch alle Mittel, welche das englische Kabinet verschwendete, die Hoheit und Macht des französischen Throns zu erschüttern, wurde er nur glänzender und fester. Alle Kriege, welche Großbrittaniens Politik und Guineen auf dem Kontinent gegen Frankreich anzündeten, vergrößerten dessen Gewaltskreis. Der halbe Welttheil ist an Napoleons Interesse gebunden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß wenn England kein Spanien, kein Portugall mehr aufzuwiegeln oder zu unterstützen hat, das Reich der Moslemim diesseits der Dardanellen ein ähnliches Loos erfahren werde, wie viele andere Staaten, welche mit England gegen des Kontinents Interesse gemeine Sache machten. Die satirische Grabschrift auf Pitt, daß seine Leidenschaft vorzüglich Frankreichs Größe beförderte, und er mit Steigerung der englischen Nationalschuld zu einer schwindelnden Höhe Napoleons nützlichster Minister gewesen, wird in den Grabschriften Addingtons, Cannings und Wellesley's ihre schreckliche Fortsetzung finden.

Von der andern Seite ist es eben so sehr Thatsache, daß die Ausschliessung der Britten vom festen Lande, so nothwendig auch durch den Uebermuth der Engländer diese Maasregel ward, und so üble Folge sie in England theilweise für die ersten Jahre erzeugte, dennoch mit der Länge der Zeit sich in Englands großen Vortheil verwandeln werde. Was England durch den verlornen Kontinentalhandel einbüßte, ersetzte es sich durch den Alleinhandel mit den übrigen Welttheilen, von welchem es die europäischen Staaten verbannte. Je länger es von Europa abgeschieden existirt, um so mehr wird es Mittel suchen und endlich finden, für sich und seine Kolonien der Kontinentalprodukte und Fabrikate zu entbehren, so, daß Europa, auch bei wiederhergestelltem Frieden, in vielen Artikeln geringern Absatz haben dürfte, als ehmals.

Der erste Grund des Krieges, gegenseitige Schwächung, ist hinweggefallen; das Gegentheil bewirkt die Fortsetzung des Kampfs. Die französische, wie die brittische Nation, zwei der zivilisirtesten des Erdbodens, müssen sich gegenseitig in ihrer Hoheit und Kraft anerkennen. Auch der längste Krieg wird die Achtung des einen Theils für den andern nicht schwächen; beide Nationen sehnen sich nach Frieden, wenn er für beide gleich ehrenvoll und sicher sein kann.

Der Druck, unter welchem gegenwärtig das englische Volk theilweise leidet, und der sich laut genug in einzelnen Gährungen wie in den Parlamentsdebatten durch die Oppositionspartbei wider die Minister vernehmen läßt, wird nothwendig mit der Fortsetzung des Seekriegs, wenigstens für die vorhandene Generation, fortdauern. Wohin dies leitet, ist durchaus nicht vorauszusehen. Wo in einem Staate, wie in England, ungeheurer Luxus neben grenzenloser Armuth wohnt, gesellen sich zum öffentlichen Mißmuth leicht ehrgeitzige Lenker. Die magna charta der Britten ist während dieses Krieges sehr beschnitten worden. Das Volk fordert, und mit Recht, seine verfassungsmäßige Freiheit zurück, so wie die Reform des Parlaments. Beide Forderungen zu erfüllen könnte in den vorhandenen Umständen eben so gefährlich sein, als sie zu versagen. Die Fortsetzung des Krieges kann eben so leicht den Einsturz der Verfassung und bürgerlichen Ordnung Englands, als den höchsten Flor des Inselstaates, herbeiführen. Hier wird um Alles oder Nichts gespielt. Die Leidenschaft aber scheint das Spiel zu regieren, wie immer. Ein ruhiger Sinn würde das gleiche glänzende Ziel, wenn auch im langsamern Fortschreiten, doch mit geringerer Gefahr zu erreichen suchen.

Eben so sehr bedarf Frankreich des Friedens. Nicht daß es neue Revolutionen zu befürchten hätte bei der Verlängerung der Kriege; aber sein Handel ist vernichtet. Zur Glückseligkeit dieses großen Staates gehört ein dauerhafterer Wohlstand, als welcher durch kriegerische Eroberungen gewonnen wird; gehört Waffenruhe, ohne welche Industrie nicht gedeihen kann; gehören Kolonien und Flotten, und freier Verkehr. Welches Opfer Napoleon endlich auch dem allgemeinen Frieden und dem Glücke der Welt darbringe: es wird durch die Früchte dieses Friedens und einen allgemein aufblühenden Wohlstand vergolten. Nur durch Wiederherstellung des Seehandels und Kolonialverkehrs erhält Frankreich wieder Matrosen und Flotten. Nur durch einen zehn- bis zwanzigjährigen Frieden wird es den Seestaaten des Kontinents möglich, eine Marine aufzustellen, welche der brittischen Achtung einflößen kann.

Vor dem Ausbruch der französischen Revolution unterhielten die verschiedenen Staaten, welche in diesem Augenblick zum französischen Reich gehören, ohne Anstrengung über zweihundert Linienschiffe, nämlich Frankreich und Spanien allein schon 140 bis 150, Portugall und die Gesammtheit der italienischen Staaten 20 bis 30, Holland 25 bis 30. Diese Anzahl wird bei dem Geiste, der die gegenwärtigen Regierungen beseelt, und nach so furchtbaren Erfahrungen, welche im beinahe zwanzigjährigen Kriege gemacht worden sind, bald wieder erreicht, und wenn der Handel einigermaßen auflebt, verdoppelt werden.

Bei dem allen hat England von der neugeschaffenen Seemacht des französischen Reichs nichts für den Glanz seines Handels und seiner eigenen Macht zu befürchten. Nur langsam können die Kontinentalmächte von der Erschöpfung des langen Krieges genesen; in einer langen Reihe von Jahren nur die vernichteten Marinen wiederherstellen. Und wären endlich, was kaum zu besorgen, die festländischen Flotten den insularischen an Zahl überlegen: so stellt Großbrittanien immer eine konzentrirte, ungetheilte Macht der zerstreuten und von verschiedenen Interessen geleiteten des Kontinents entgegen.

Könnte England, was in sich Unmöglichkeit ist, durch ausschließliche Gewalt auf dem Meere auch wirklich die Staaten des festen Landes in Verarmung stürzen: es würde dies Englands eigener Verlust sein. Handelsstaaten haben kein höheres Interesse, als die Völker im steigenden Wohlstand zu erblicken, mit welchen sie im Verkehr stehen. Nur durch den Reichthum der Nationen ist Handel möglich; nur die Fülle und Mannigfaltigkeit der Produkte und Fabrikate lockt zum gegenseitigen Austausch.

In der That ist für den Seefrieden gegenwärtig kein wesentliches Hinderniß mehr vorhanden; vielmehr das Bedürfniß des Friedens für beide Partheien gleich stark. In der Uebermacht Frankreichs auf dem festen Lande, in der Uebermacht Englands auf dem Ozean liegt das Gleichgewicht der Kraft für beide Reiche, und in diesem Gleichgewicht und in nichts anderm die Garantie der künftigen Friedensverträge. Nur wenn diese Garantie nicht genügt, muß ewiger Krieg die Folge sein.

Napoleon, als Haupt des europäischen Kriegesbundes gegen England, wird den Vertrag im Namen Aller schliessen. Wenn Frankreich darin mit Vortheilen, wie keine andere Macht, begünstiget werden sollte, ist es dazu sowohl als die Hauptmacht, welche kämpft, wie auch als derjenige Seestaat berechtigt, welcher schon vor des Krieges Ausbruch nächst England und neben Spanien die stärksten Flotten hielt, jetzt aber über die Häfen und Flotten aller Seemächte des festen Landes disponirt, die den Ozean beherrschten, eh ein Großbrittanien war.

Wir wollen uns nicht, wie viele andere gethan, in leere Träumereien über die möglichen Bedingungen eines künftigen Seefriedens verlieren. Aber gewiß wird dieser Friedensschluß in den Jahrbüchern Europens Epoche machen; er wird die Loose des unglückseligen Spaniens und Portugalls, Siziliens und Malta's, der Pforte und Mexiko's, St. Domingo's und Südamerika's entscheiden; er wird die politische Ordnung Europens befestigen, die Napoleon gründete, und den Keimen zur Veredlung der menschlichen Gesellschaft erst kräftiges Leben verleihen, die Napoleons erhabener Geist in den neuen Verfassungen, Stiftungen und Gesetzen der blühendsten Länder unsers Welttheils ausstreute.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 10.)

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 10. — den 16 Juni 1810.

## Ankündigung der landwirthschaftlichen Gesellschaft und des Festes von Hofwyl.

Die Direktion des Instituts Hofwyl kann nicht umhin zu erkennen, wie wesentlich der erwünschte Erfolg ihrer Unternehmung erheischt, daß sie sich von Zeit zu Zeit nach sachkundigen Männern aus mannigfaltig verschiedenen Gegenden und von vielseitigen Ansichten in ihrem Wirkungskreise genau umsehe, und gemeinschaftlich mit ihnen prüfe, was bereits geschehen ist, und erwäge, was ihr erst noch zu leisten übrig bleibt, um ihrer Aufgabe genug zu thun.

Je angestrengter sich der einzelne Mensch irgend einem allgemeinen Interesse hingibt, je thätiger in einer beschränkten Lokalität auf große Zwecke losgearbeitet wird, desto mehr hat man sich vor einseitigen Uebertreibungen und nachtheiligen Beschränkungen zu hüten.

Wir bitten daher hiermit jeden aufrichtigen Freund der Landwirthschaft, unserer Unternehmung in Hofwyl mit seinen Erfahrungen, Einsichten und Ideen beizustehen, damit wir das Ziel, nach dem wir ringen, keineswegs verfehlen.

Wenn schon dasjenige, was hier für die Erziehung und die Landwirthschaft geschieht, durch Private veranlaßt ward, und zuerst durch sie besteuert wurde, so gehört die Sache, um die es dabei zu thun ist, deswegen nicht weniger dem Vaterlande und der Menschheit an. Die Früchte des Gemeingeistes, der die Schweiz allenthalben auszeichnet, wo er Gelegenheit findet sich zu bewähren, dürfen unserer Nationalehre hier eben so wenig, als bei irgend einer andern unserer wohlthätigen Stiftungen entwendet werden. Hofwyl soll in dieser Rücksicht mit unzähligen Hülfs-, Verpflegungs-, Unterrichts- und Erziehungsanstalten, die einen ähnlichen Ursprung hatten, auf eine und ebendieselbe Linie zu stehen kommen. Wie Zeerleders Prämienstiftung und Portales Krankenhaus von der öffentlichen Authorität erst neulich noch genehmiget wurde; wie die Rettung der Linthgegend ihrer Vollendung zugeführt wird, so muß es endlich auch mit der Unternehmung von Hofwyl gelingen, sie auf eine ihrer Bestimmung würdige Weise zu nationalisiren.

Der ausserordentliche Erfolg unserer Anstalten ist lange schon, vielmehr allen denjenigen, die sie mit mannigfaltigen Beiträgen bereichern, wie auch der Hülfe einer landesväterlichen Regierung und dem Beifall unserer obersten Bundesbehörde, als ihrer ursprünglichen Stiftung, beizumessen.

Es kann daher keineswegs darum zu thun sein, in Hofwyl einen persönlichen Vereinigungspunkt aufzuwerfen, sondern bloß die Idee, welche unserm Institute zum Grunde liegt, und der Platz, auf dem nun einmal diese Idee mit Gottes Hülfe in Thaten ausgeprägt wird, sind bestimmt uns als Vereinigungspunkte zu dienen. Wir betrachten uns immerfort bloß als einstweilige Verwalter der in Hofwyl dem schweizerischen Vaterlande und der gesammten Menschheit geweihten Stiftung, und sind zu jeder Stunde bereit, unsere diesfallsige Aufgabe an würdigere Vorsteher abzutreten, sobald solche, die sich zuverlässig-energisch damit befassen wollen, gefunden und bewährt sein werden. Zur Beförderung der hier gepflegten Erfahrungswissenschaft ist eine zweckmäßige Sammlung, Verarbeitung und systematische Anordnung alles Wahren und Vortheilhaften dieses Kulturfaches, wovon die Bruchstücke bisdahin bloß vereinzelt, zerstreut, zu finden waren, eines der wirksamsten Hülfsmittel, und in dieser Beziehung wird die vorhabende Versammlung erfahrner und einsichtiger Landwirthe von besonderm Nutzen sein können. Was sonst jeder einzelne mit sich zu Grabe getragen haben würde, werden sofort alle auf die kommenden Geschlechter fortpflanzen helfen, und das Ganze wird indessen vermittelst eines freien Austausches von Erfahrungen, Einsichten und Ideen ungemein gewinnen. — Ein jeder ringe auf den gemeinschaftlichen Sammel-Erhaltungs- und Verarbeitungsplatz für Alle, was er an Beiträgen dieser Art zu geben hat, und nehme dagegen die Gaben Aller!

Zu dem Ende haben wir den 21, 22 und 23 des nächsten Brachmonats zur Vereinigung der Männer bestimmt, die unserm Bestreben von Hofwyl wohlmeinend die Hand reichen wollen, um gemeinschaftlich miteinander abzuhandeln, was eines jeden Theilnahme hier nur immer in Anspruch nehmen möchte. Auf den letzten dieser Tage ist die Feier unsers landwirthschaftlichen Festes angeordnet. Die hohen Gäste werden auf drei Uhr Nachmittags gebeten. Sobald sie in Hofwyl werden versammelt und vom Personal unserer Elementar-Erziehungs- und landwirthschaftlichen Institute für höhere Stände begrüßt sein werden, wird sie auch der Volkschor bewillkommen. Wir werden nachwärts auf das Feld ziehen, um da den Gebrauch der neuesten und nützlichsten Instrumente vorzuweisen. Nach der Zurückkunft vom Felde wird die Austheilung der Prämien erfolgen. Die Adoption einiger Kinder zur Armen- oder Industrieschule von Hofwyl soll die feierlichen Handlungen des Tages schließen.

Hofwyl, 28 Mai 1810.

E. Fellenberg.

NB. Die geschicktesten Schwinger, Läufer, Steinstoßer, Kuhreihensänger und Alphornbläser der Schweiz werden auf die bemeldten Tage in Hofwyl gute Gelegenheit finden ihre Künste gelten zu machen.

## Wohlfeile Preise von Loders anatomischen Tafeln u. s. f.

Durch viele Aufforderungen veranlaßt, das schon seit mehrern Jahren vollendete große anatomische Werk des russisch-kaiserlichen Herrn Staatsraths von Loder anjetzt zu Moskwa unter dem Titel:

**Anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers in 6 Abtheilungen mit 182 Kupfertafeln, nebst vollständigem Register**

um einen wohlfeilern Preis als bisher zu geben, haben wir uns dazu entschlossen, und überlassen den Liebhabern, die sich dies Werk vollständig anschaffen wollen, dasselbe bis zu Michaelis dieses Jahres für folgende um ein Drittel verminderte Preise, nämlich:

a) Ein vollständiges Exemplar mit den Kupfern auf gewöhnliches Schweizer-Papier und einem Text lateinisch oder deutsch kostete bisher 76 Thlr. jetzt für 50 Thlr. sächs. oder 90 fl. rhein.

b) Auf gewöhnliches Schweizer Papier mit beiden Texten lateinisch oder deutsch bisher 86 Thlr. jetzt 57 Thlr. oder 102 fl. 36 kr.

c) Mit den Kupfern auf größeres Schweizer Velinpapier mit einem Texte, lateinisch oder deutsch, bisher 88 Thlr. jetzt 58 Thlr. oder 104 fl. 24 kr.

d) Dasselbe mit beiden Texten lateinisch und deutsch 98 Thlr. jetzt 65 Thlr. oder 117 fl.

Diese erniedrigten Preise können aber nur dann statt finden, wenn von einer oder der andern Ausgabe ein ganz vollständiges Exemplar zusammen genommen, und der Betrag gleich baar entrichtet wird. Wir müssen daher bitten, den baaren Betrag der Bestellungen gleich beizufügen, weil wir auf Kredit und in Rechnung dasselbe nur zu den alten Preisen ablassen können.

Auch können wir Liebhabern, die das Werk in einer Prachtausgabe zu besitzen wünschen, Exemplare mit den Kupfern auf englisches geleimtes Velinpapier nach der Natur ganz ausgemalt besorgen, da wir ein unter den Augen und Direktion des Hrn. Verfassers und des Hrn. Professors Dr. Rosenmüllers zu Leipzig durch den geschickten anatomischen Zeichner und Kupferstecher Hrn. Schröter daselbst, sorgfältigst ausgemaltes Exemplar besitzen. Solche Exemplare können erst auf ausdrückliche Bestellung gefertigt werden. Wir werden davon die Preise so billig wie möglich bestimmen.

Weimar, im März 1810.

H. S. pr. Landesindustriecomptoir.

---

Der so eben erschienene

**zweite Band der Grundsätze des rationellen Landwirthschaft, vom Staatsrath Thaer,**

enthält als Schluß des zweiten Hauptstücks, oder der Lehre von der Oekonomie, eine tabellarische Berechnung und Gegeneinanderstellung der Verhältnisse und Resultate, welche hervorgehen, wenn ein Gut von bestimmtem Boden nach den verschiedenen Hauptwirthschafts-Systemen bewirthschaftet wird. Hierzu gehört dann auch, eine ausführlichere Entwicklung der im ersten Bande angedeuteten Grundsätze, nach welchen die von den verschiedenen Aerndten ausgesogene, nach selbigen zurückbleibende, durch Düngung, Ruhe und Brache wieder ersetzte Kraft des Bodens und der davon zu erwartende Ertrag ausgemittelt und berechnet werden kann. Und endlich die Lehre von dem Uebergange einer Wirthschaftsart in die andere. Es folgt sodann das dritte Hauptstück: die Agronomie, oder die Lehre von der Kenntniß, Beurtheilung und Werthschätzung des Bodens; auf rationelle chemische Grundsätze begründet, aber mit dem, was allgemeine Erfahrung bisher lehrte, und wonach die verständigen Empiriker die Klassen des Bodens bestimmten und schätzten, verglichen. Endlich, des vierten Hauptstücks — der Agrikultur — erster Abschnitt, oder die Lehre von der chemischen Verbesserung und Bereitung des Bodens, oder von der Düngung im ausgedehnteren Sinne des Worts. So wie dieser Band das Chemische der Ackerbaulehre enthält, so wird der nächste, der gegen Michaelis erscheint, das Mechanische vollständig in sich begreifen.

Der Pränumerationspreis für den dritten Band ist ebenfalls Ein Speziesdukaten; und werden die Herren Pränumeranten um so dringender um unverzügliche Entrichtung des Betrags ersucht, als es, theils der Ordnung gemäß ist, theils auch ihr eigener Vortheil erheischt, indem der Vorausbezahlungspreis nur kurze Zeit noch statt findet, und der Ladenpreis des dritten Bandes, der vielen Kupfer wegen, wenigstens um die Hälfte gegen den bisherigen Ladenpreis gesteigert werden wird. Diese Erinnerung ist noch mehr an die Restanten auf den zweiten Band gerichtet, da zur Erhaltung der Ordnung die Versendung desselben nur nach Eingang der Vorausbezahlung auf den zweiten und dritten Band statt finden kann.

Die Ausgabe auf Schreibpapier fehlt nun gänzlich; auch von der zweiten Ausgabe auf weißem Druckpapier sind nur noch wenige Exemplare vorhanden, und die ersten Besteller werden daher die Vortheile des bessern Papiers genießen, wovon der Unterschied gegen das gewöhnliche Druckpapier der sodann folgenden dritten Ausgabe sehr bemerklich ist.

Realschulbuchhandlung in Berlin.

---

Epitome Entomologiae Fabricianae sive nomenclator entomologicus emendatus, sistens Fabriciani systematis cum Linneano comparationem, adjectis characteribus ordinum et generum, speciebus novis aliorum entomologorum, insectorum habitationibus, nominibus Germanorum, Francogallorum, Anglorum. Cum indicibus et bibliotheca Fabriciana. Edit. nova. 8 maj. Lipsiae, Hinrichs, 1810 18 gr.

Der ausführliche Titel zeigt den Inhalt dieses für die Insektenlehre nicht allein sehr wichtigen, sondern auch zur Uebersicht derselben und Vergleichung mit dem Linneischen und andern Systemen fast unentbehrlichen Werkes so vollständig an, daß Kenner nur darauf hingewiesen zu werden brauchen. Von dem Bearbeiter desselben, Hrn. D. und Prof. Ludwig in Leipzig, der sich um die Naturgeschichte schon so rühmliche Verdienste erworben hat, ließ sich auch nichts anders, als eine solche Genauigkeit, Vollständigkeit und Gründlichkeit erwarten, als man darin wirklich findet. Jedem Kenner und Freunde der Naturgeschichte wird diese Schrift, die einen so weitläuftigen Zweig derselben umfaßt, gewiß sehr willkommen seyn.

Ist bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

---

Mémoires du prince Eugène de Savoie, écrits par lui-même. Nouvelle édition, ornée des portraits de l'auteur et de l'éditeur.

Die so sehr interessanten eigenhändigen Memoiren des Prinzen Eugen wurden nicht bloß in Deutschland, sondern auch im Auslande mit großem Beifall aufgenommen, so daß selbst die Nachdrucker darüber herfielen, und in Paris seit einem Jahre bereits die dritte Auflage davon erschien.

Um so mehr dürfen wir dem Publikum die rechtmäßige zweite Ausgabe, welche bei uns, vermehrt mit dem

Porträt des Verfassers, so wie des Herausgebers, eben erschienen ist, empfehlen.

Weimar, 1 Mai 1810.

H. S. pr. Landesindustriecomptoir.

---

Bei H. R. Sauerländer, Buchhändler in Aarau, ist zu haben:

Lettres et pensées du maréchal prince de Ligne, publiées par Mad. la Baronne de Staël Holstein. Troisième édition, revue et augmenrée. Paris, 1810. 1 thlr. 8 gr.

---

## Beschreibung der Schlachten von Aspern und Deutsch-Wagram.

Ueber die beiden Riesenschlachten des letzten Krieges sind bei uns so eben folgende nach den besten Quellen bearbeitete Uebersichten, nebst den Schlachtplanen und Erläuterungskarten, erschienen:

1. Abriß von der Schlacht von Eßlingen und Großaspern den 21 und 22 Mai 1809. Nach den besten Materialien ausgearbeitet. Deutsch und französisch, mit einer Doppelkarte. 4. br. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.
2. Offizielle Berichte von der Schlacht von Enzersdorf und Deutschwagram am 5 und 6 Juli 1809. Nebst Nachträgen eines Augenzeugen und einer kurzen Uebersicht der Begebenheiten bis zum Frieden von Wien, den 14 Okt. 1809. Mit einem Schlachtplan und den Karten der Insel Lobau, so wie der österreichischen Monarchie nach dem Frieden von Wien. Zweite sehr vermehrte Ausgabe, mit deutschem und französischem Texte. 4. br. 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Beide Abhandlungen machen auch zusammen ein Werk unter folgendem Titel aus:

Sammlung der Plane und Nachrichten von den beiden Hauptschlachten von Großaspern und Deutschwagram auf dem Marchfelde bei Wien, zwischen der französischen und österreichischen Armee im Jahre 1809 bis zu Beendigung dieses Krieges durch den Frieden von Wien, vom 14 Okt. 1809. Mit 4 Karten, französischem und deutschem Texte. 4. br. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Weimar, im Mai 1810.

Das geographische Institut.

Sauerländer in Aarau nimmt Bestellungen darauf an.

---

C. F. Germershausen, das Ganze der Schafszucht, aus Beurtheilung und Berichtigung älterer und neuerer Theorien nach Gründen und eigener Erfahrung. Zwei Bände. Neue Auflage. Gr. 8. Leipzig, bei Hinrichs, 1809. 2 Thlr.

Der Name des Verfassers obigen Werkes hat sich bereits so viel Ruhm in allen Theilen der Landwirthschaft erworben, daß man zur Empfehlung desselben nur seinen Namen nennen darf. Nach dem Urtheile der Kenner und aller kritischen Blätter ist dieses sein Hauptbuch, und zugleich das beste, was über die Schafszucht, diesen so wichtigen Zweig der Landwirthschaft, geschrieben ist. Alles Gute, was in ähnlichen Schriften zerstreut ist, findet man hier beisammen, mit eigenen Erfahrungen verglichen, berichtigt, ergänzt und vervollkommnet. Nicht das geringste Detail ist übersehen, und so kann jeder Landwirth, jeder Schäfereibesitzer, in allen vorkommenden Fällen zu diesem Werke seine sicherste Zuflucht nehmen und gewiß sein, daß er nie unbelehrt davon zurückkommen wird.

Dieses Werk ist zu haben bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---

In der Andreäischen Buchhandlung zu Frankfurt ist erschienen:

Behr, Dr. W. J., System der angewandten allgemeinen Staatslehre, oder die Staatskunst (Politik). Zweite Abtheilung die Staatsverwaltungslehre. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Bender, J. Ph., Methodenlehre für Lehrer in gemeinen Volksschulen zum Gebrauch bei dem Unterricht. 8. 10 Gr. oder 45 kr.

Köhler, Gregor, kurze Anleitung zum erbauenden Schriftbetrachten für künftige Seelsorger und denkende Christen. 8. 8 Gr. oder 30 kr.

Dessen Beweis für das Dasein Gottes aus der Natur, nach Vernunft und Offenbarung, mit Rücksicht auf die neueste Philosophie. 8. 6 Gr. oder 24 kr.

Vogt, Michael, die deutsche Nation und ihre Schicksale. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 45 kr.

Obige Werke sind bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

---

Wagners, F. L., großherzoglich-hessischen Kirchen- und Schulraths zu Darmstadt, neues Handbuch der Jugend für katholische Schulen, bearbeitet von Dr. Th. A. Dereser, großherzogl. bad. geistl. Rathe, und Professor der Theologie an der Universität zu Freiburg im Breisgau. Frankfurt a. M. bei P. H. Guilhauman, 1810.

Mehrere wiederholte Aufforderungen, daß das Wagnersche Handbuch für evangelische Bürgerschulen durch Umänderung seines biblischen und religionshistorischen Theils auch zur Einführung in katholische Schulen eingerichtet werden möchte, bestimmten uns, mit Genehmigung des Hrn. Verfassers, diese besondere, eigends zu dem Zwecke von einem der angesehensten Religionsgelehrten des katholischen Deutschlands besorgte Ausgabe zu veranstalten. Da das einstimmige Urtheil kompetenter Richter ein vielfältiger Gebrauch dieses Lehrbuchs, sowohl in großen öffentlichen Schulen als beim häuslichen Unterricht, und fünf in wenigen Jahren erfolgte Auflagen hinreichend für die vorzügliche Güte und Zweckmäßigkeit desselben entschieden haben: so ist sicher zu erwarten, daß es nach dieser neuen Einrichtung für Bildungsanstalten der katholischen Konfession in einem noch weitern Umfang mit Segen wirken wird. Die deutsche Literatur, bemerkt noch neuerlich eine Rezension der fünften vor. J. erschienenen Auflage, hat einen Ueberfluß an ähnlichen Büchern, allein des Guten und Zweckmäßigen ist nur wenig darunter, und unter diesem Wenigen gebühret dem vorliegenden Handbuche eine Ehrenstelle. Dr. Deresers verdienter Name bürgt für jede vorgenommene Umänderung desselben, und ist schon Empfehlung genug, Aeltern, Lehrer und Vorsteher guteingerichteter Lehranstalten seiner Glaubensverwandten darauf aufmerksam zu machen. Um die Anschaffung für Schulen zu erleichtern, setzen wir den für zweiundzwanzig und einen halben

Bogen äusserst geringen Preis auf 45 kr., und geben auf fünfundzwanzig zwei, auf fünfzig fünf, auf hundert aber zwölf frei für ärmere Kinder, wie bei der andern Ausgabe.

P. H. Guilhaumansche Buchhandlung.

Ferner sind folgende sehr zu empfehlende Neuigkeiten bei uns erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Christ, J. L., vollständige Pomologie, und zugleich systematisches, richtig und ausführlich beschreibendes Verzeichniß der vornehmsten Sorten des Kern- und Steinobstes, Schaalen- und Beerenobstes. 1r Band, das Kernobst. Mit 26 ausgemalten Kupfertafeln und einem schwarzen Kupfer. Gr. 8. 1809. 11 Thlr. oder 17 fl. 24 kr.

Dasselbe mit schwarzen Kupfertafeln 5 Thlr. 4 Gr. oder 8 fl. 24 kr.

Engelmann, J. B., neues zweckmäßiges Erleichterungsmittel zur Erlernung der französischen Sprache. Zwei Lieferungen. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1803 und 1810. 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 fl.

Löhr, J. A. C., Elementarbegriffe, die zur Bestimmtheit im Denken und zur Verständniß vielgebrauchter Wörter dienen. Erste Abtheilung, zweite verbesserte Auflage. 8. 1809. 21 Gr. oder 1 fl. 20 kr.

Dessen kleine Plaudereien für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen. Drei Bändchen. Dritte verbesserte Auflage. 8. 1810. 2 Thlr. 4 Gr. oder 3 fl. 24 kr.

Auf obige sämmtliche Werke nimmt Sauerländer in Aarau Bestellungen an.

---

So eben ist erschienen:

Organe der rationellen Heilkunde, von S. Hahnemann. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Vielleicht eine der merkwürdigsten und folgenreichsten Erscheinungen des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Dresden, 30 April 1810.

Arnoldische Buchhandlung.

Sauerländer in Aarau nimmt Bestellungen darauf an.

---

De Guignes Reise nach Peking, Manila und Isle de France in den Jahren 1784 bis 1801. Aus dem Französischen von K. L. M. Müller. 3r Theil, oder zweiter und letzter Band. Mit fünf Kupfertafeln. Gr. 8. Leipzig, bei Hinrichs 2 Thlr. 20 Gr. Alle drei Theile mit fünfzehn Kupfertafeln 4 Thlr 12 Gr. Velinpap. 6 Thlr. 12 Gr.

Die bereits durch Macartney's Reisebericht gespannte Aufmerksamkeit auf das geheimnißvolle chinesische Reich ist durch gegenwärtiges Werk auf eine so vollkommene Art befriediget worden, daß man es als eine wahre Bereicherung der Literatur ansehen, und als eine Zierde jeder Privat- und Leihbibliothek betrachten kann. Der Verfasser, der sich fünfzehn Jahre als Resident in China aufhielt, vollkommen die Landessprache verstand, und zu allen Ständen Zutritt fand, konnte die bisherigen Dunkelheiten am besten aufhellen, und hat es im ganzen Umfange und zur angenehmsten Unterhaltung seiner Leser in einer treuen Darstellung alles Merkwürdigen, was er in diesem großen Lande sah und ihm begegnete, gethan. Die fließende Uebersetzung eines beliebten Schriftstellers, die fünfzehn großen Kupfertafeln, welche die vorzüglichsten Gegenstände anschaulich erläutern, eine ganz neue Karte von China und Japan, welche selbst dem Originale fehlt, alles vereiniget sich, diesem Werke durch das ausgebreitetste Publikum den ihm gebührenden Beifall zu zollen.

Obiges kann man bei H. R. Sauerländer in Aarau haben.

---

Topographisch-militärische Karte von Deutschland, in 204 Blättern, 29 und 30 Lieferung.

Hievon ist die 29 und 30 Lieferung erschienen, und an die Herren Subskribenten versendet worden. Die 29 Lieferung enthält Sekt. 34 Menzen, Sect. 192 Tarvis, Sekt. 193 Villach, Sekt. 200 Laibach. Die 30 Lief. enthält Sekt. 175 Insbruck, Sekt. 185 Gemünd, Sekt. 191 ohne Benennung, Sekt. 199 Idria, und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von vier Blättern. Die Subskription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Karte offen. Der Subskriptionspreis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Karte 6 Gr. sächs. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velinpapier, für jedes Blatt, und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subskribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr. Weimar, im April 1810.

Geographisches Institut.

---

Paris wie es jezt ist, oder neuestes Gemälde dieser Hauptstadt und ihrer Umgebungen. In Briefen eines reisenden Deutschen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

hat so eben bei Karl Maucke in Chemnitz die Presse verlassen, und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Jedem aufmerksamen Beobachter der großen seit einigen Jahrzehnden vor unsern Augen vorfallenden Weltbegebenheiten muß die Hauptstadt des französischen täglich gigantischer werdenden Kaiserreichs, als der große Zentralpunkt, von welchem Alles ausgeht, und in welchem alles sonst Getrennte zusammenläuft, der sorgfältigsten Beachtung werth, und die genaue Kenntniß ihrer zahllosen Merkwürdigkeiten für unentbehrlich halten. Zur leichten Erwerbung derselben bietet das vorliegende Buch die hoffentlich willkommene Gelegenheit dar. Es enthält die eben so scharfsinnigen als sachkundigen Beobachtungen eines welterfahrnen Kunstkenners, dessen hoher Rang und persönliche Verhältnisse ihm die hier gelieferte Schilderung dieses Mikrokosmus sowohl im Total, als in dessen kleinsten Einzelnheiten möglich machten. Topographische Verfassung, geselliges Leben, öffentliche Anstalten, Theater, Literatur, Kunstschätze, — Alles findet man hier sorgfältig beschrieben und kritisch gewürdigt.

Der Verleger hat bei der billigen Bestimmung des Preises mehr die Bequemlichkeit der Käufer als die Reichhaltigkeit des Inhalts berücksichtigt.

Ist bei Sauerländer in Aarau zu haben.

---

Torquato Tasso's befreites Jerusalem. Aus dem Italien. übers. 8. Lpzg. bei Hinrichs 1 Thlr. 20 gr.

Das befreite Jerusalem ist nach dem einstimmigen Urtheile der Kenner eines der ersten Heldengedichte, und hat daher auch unter allen gebildeten Nationen Uebersetzer gefunden. Gegenwärtige leistet alles, was eine prosaische Uebersetzung leisten kann; sie ist schön, fließend, treu, und kann in dieser Hinsicht vorzüglich von denen benutzt werden, welche dieses unvergleichbare Gedicht im Originale lesen und verstehen lernen wollen, wobei eine freiere poetische Uebersetzung wenig Dienste thut. Die gedrängte Lebensgeschichte des Dichters der Skizze des ersten Kreuzzugs, worin das Gedicht spielt, literarische Notizen und eine kleine Abhandlung über den Gesichtpunkt und die Schönheiten des Gedichts, geben überdem dieser Uebersetzung einen bleibenden Werth.

Zu haben bei Sauerländer in Aarau.




# Miszellen
für die
# Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 49. — den 20 Juni 1810.


## Ueber Lalande.

(Fortsetzung.)

Bei Lalande's Rückkehr nach Paris, wohin er ein bedeutendes Resultat seiner Arbeiten zurückbrachte, ward er einmüthig in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Auch da noch machte er beständig Kurse in der Chemie, Botanik, Anatomie und Naturgeschichte. Neben unersättlicher Wißbegierde und bei großer Thätigkeit und Beweglichkeit des Geistes, hatte er keine Idee davon, wie man irgend ein Feld des Wissens unbetreten lassen könne. Er suchte daher auch in andern nützlichen und angenehmen Künsten nach Einsichten. Er schrieb sogar über Gegenstände derselben, wie er dann z. B. im Jahr 1751 selbst ein Werk „Grundsätze der Harmonie und Musik“ im Druck erscheinen ließ.

Damals schon und bis zum letzten Moment seines Lebens machte er sich ein Vergnügen daraus, unter den jungen Leuten Kenntnisse zu verbreiten; das Verdienst an Armen und Unbekannten hervorzuziehn und ihnen mit Rath und That an die Hand zu geben. Aber gerade wegen seiner unruhigen Thätigkeit, seines freimüthigen Sinnes und seines bisweilen etwas zu heftigen Eifers begann auch schon damals sich mehr als ein Ungewitter über sein Haupt zusammenzuziehen. Solche Stürme schien er aber gar nicht ungern zu haben.

Fortwährend war Astronomie seine Lieblingswissenschaft geblieben. Kaum Mitglied der Akademie, unternahm er mit Clairaut eine weitläufige Arbeit über verschiedene Zweige jener Wissenschaft, besonders über die Kometen. Eben damals ward ein Komet erwartet, über den er nicht ohne glänzenden Erfolg ungeheure Berechnungen anstellte. Er publizirte nicht nur eine Uebersetzung von Halley's Tabellen, mit bedeutenden eigenen Zusätzen, sondern er war auch der erste, welcher Elemente der Berechnung der Bahn mehrerer anderer Kometen im Druck erscheinen ließ, und es wagte, noch genauere Tabellen, als die des eben genannten Gelehrten, zu verfertigen. Diese Arbeit, für die ein ganzes Menschenleben nicht hinreicht, erfüllte auch wirklich sein ganzes Dasein.

Zwei Durchgänge der Venus, deren einer im Jahr 1761, der andere aber im J. 1769 erfolgen sollte, beschäftigten die Aufmerksamkeit der Astronomen. Jetzt verfertigte Lalande eine astronomische Karte, auf welcher für alle Länder der Augenblick jener Durchgänge angegeben war. Gelehrte, Große und selbst Fürsten luden ihn von allen Seiten ein, seine Beobachtungen bei ihnen anzustellen; Lalande aber zog Paris vor. Von hier aus sandte er der Akademie zu Petersburg Instrumente und Leute zum Beobachten. Auch war er der erste, der von dieser großen Unternehmung, von welcher er so zu sagen das Haupt war, ein Resultat erhielt und öffentlich bekannt machte.

Während Fremde die Früchte seiner Arbeit genossen, bereicherte er auch sein Vaterland mit den Entdeckungen des Auslandes. Er war es, der zuerst in Frankreich den Galvanismus, die Platina u. s. w. bekannt machte. Von früher Morgenstunde bis zum Mittagsessen arbeitete er ununterbrochen jeden Tag. Häufig hielt er dabei noch Vorlesungen in der Akademie. Die Zahl derselben belauft sich auf mehr als einhundert und fünfzig. Auch schickte er an die Akademien in den Provinzen und an auswärtige Abhandlungen ein, um bei philosophischen Preisaufgaben zu konkurriren; wie er denn wirklich einmal bei der Akademie zu Kopenhagen, und ein andermal bei der zu Marseille den

Preis der Beredsamkeit davon trug. Im J. 1760 erschien von ihm eine Denkschrift auf den Marschall von Sachsen, und einige Jahre später eine Abhandlung über die Sanftmuth, welche leztere er, nach seiner eigenen Aeusserung, darum verfertigte, um zu versuchen, ob er die Heftigkeit seines eigenen Karakters überwinden lernen könnte. Ausser allen diesen Arbeiten beschäftigte er sich, nachdem er verschiedene Seehafen durchreiset hatte, sehr ernsthaft mit der Marine, hielt auch Vorlesungen darüber, und verfaßte mehrere in dieses Fach einschlagende Schriften; unter andern eine Abhandlung über die Schiffahrt, und eine andere über die Kanäle. „Ich bin“ sagt er von sich selbst, „ein leidenschaftlicher Liebhaber des Seewesens. Auf mein Pettschaft habe ich ein Schiff stechen lassen; sodann den Mond, als dessen leitendes Gestirn, und eine griechische Devise, deren Sinn ist: Wissenschaft durch Tugend geleitet; weil das Schiff die komponirteste Maschine ist, Tugend aber den Weisen durch Fluthen und Stürme des Lebens führt.“ Die ausgezeichneten Dienste, welche Lalande in dem erwähnten Fache des Unterrichts leistete, erhoben ihn zum Mitgliede der Akademie zu Brest, und bewirkten ihm von Seite der Regierung eine Pension von tausend Franken, um die er gar nicht angesucht hatte und welche er auch voll edeln Diensteifers auf der Stelle zum Unterricht eines seiner Zöglinge bestimmte.

Alle Jahre besuchte er seinen Geburtsort. Jedesmal ward er mit Entzücken empfangen; wo denn auch seine Seele sich von den Gefühlen der lebhaftesten Freude durchdrungen fühlte, so oft er die Freunde und die Oerter, wo ihm die Jahre seiner Kindheit vorübergeflohen waren, eine Menge in ihm den Wohlthäter verehrender Verwandter, und vor allen seine Mutter, eine ehrwürdige Matrone, wieder erblickte, die er bei allen ihren religiösen Uebungen begleitete und mit beinahe an Anbetung grenzender Zärtlichkeit verehrte.

Als würdiger Nachfolger eines Vaugelas, Ozanam und anderer berühmten Männer aus seinem Vaterlande suchte er hier die Liebe zu den Wissenschaften und Studien wieder anzufachen, und errichtete unter seinen Landsleuten eine akademische Gesellschaft. Er durchreisete wiederholt die ganze Provinz, erhielt die Erlaubniß, einige Moräste darin auszutrocknen, und publizirte eine Statistik jenes Departements, das erste Werk der Gattung, das in diesem Lande erschienen ist.

Mitten unter allen diesen Beschäftigungen und Reisen unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel mit beinahe allen Gelehrten Europa's oder vielmehr der Welt, und war beständig bemüht, sie einander näher zu bringen, und unter sich in Verbindung zu erhalten, wodurch der Wissenschaft selbst ein nicht zu berechnender Gewinn ward. Durch diesen unermüdeten Eifer wurde er gleichsam zum Mittelpunkte, in welchem alle neue Beobachtungen und Entdeckungen zusammentrafen. Nachdem er im Jahr 1762 mit noch drei Akademikern beauftragt worden war, die Geschichte der Akademie zu schreiben und ihre Memoiren von den leztern Jahren zum Druck zu befördern; nachdem man überdies die Besorgung des astronomischen Theils der Encyclopädie in seine Hände gelegt hatte, sezte er großen Ruhm darin, diese Archive der Wissenschaften mit allem, was nur immer zur Beförderung der Fortschritte in der Astronomie geeignet war, zu bereichern. Auch Denkschriften auf verdienstvolle Männer, die er liebte und hochschäzte, ja sogar auf manche andere, die ihm Stoff zu gegründeten Klagen gegeben hatten, wurden jenen Sammlungen nicht selten beigerückt.

Es dürften wenige bei Lalande's Lebzeiten verstorbene Gelehrte oder auch berühmte Damen zu finden sein, auf die er nicht eine Lobschrift verfertigt hätte. In solchen Fällen galt ihm jederman gleich: Gelehrter, Literator, Künstler, Freund, Feind, Unbekannter, Meister, Zögling, kurz jeder, wer er immer sein mochte, schien ihm auf verdientes Lob gleiche Ansprüche zu besitzen. Selbst Gefahren hemmten hierin seinen Gang nicht. Die Denkschriften auf Lavoisier und Bailly ließ er kurze Zeit nach ihrem Tode in einem Augenblicke öffentlich erscheinen, wo er durch eine solche Verwegenheit für seine eigene Sicherheit große Gefahr lief. Die ausgezeichnetsten unter jenen Elogien sind die des Vicq d'Azir, Barthelemi, Delille, Cadet, Dupuy, Commerson; die auf de Verron, welche der Schwester des Verfassers eine Pension bewirkte; die auf Madame Lezaute, Duboccage u. a. m. Auch machte er sichs, im Gegensatze mit der Handlungsweise gewöhnlicher Menschen, zur Gewissenssache, verdienstvollen Männern noch bei ihren Lebzeiten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So las er z. B. die Denkrede auf Lemonier öffentlich vor, während dieser noch lebte. Auch machte er nicht selten die Werke der Gelehrten im Voraus bekannt, gleichsam als ob er diese in Eid und Pflicht nehmen wollte, dieselben dem Publikum nicht vorzuenthalten. So ist z. B. in seiner Geschichte der Astronomie (1806) mit großem Ruhm eines Gedichts über die Sternkunde gedacht, woran sein Freund Gudin damals unter seinen Augen arbeitete.

---

Allein die Natur hat den Fähigkeiten und Kräften des menschlichen Geistes unwandelbare Grenzen gesezt; wer versucht, darüber hinauszuschreiten, sieht sich in kurzem genöthigt, in seinen eigenen Fußtapfen wieder umzukehren. So brachten auch bei Lalanden, gerade als er sich mitten auf seiner Laufbahn befand, alle diese vielfältigen Arbeiten eine Entkräftung hervor, die lange Zeit für sein Leben fürchten ließ. Seine Schuld hatte er damals der Gesellschaft bereits entrichtet; was er besaß, legirte er der Akademie, und erwartete nun mit Ergebung sein wie er glaubte sich näherndes Ende. Aber nicht lange, so gewann die Lebenskraft bei ihm wieder Oberhand; er genas, und konnte bald wieder eben so wie vorher seinen Studien obliegen.

Er war zum Professor am Kollegium von Frankreich ernannt worden. Eine Menge junger Leute, entflammt durch seine Schriften und sein Beispiel, strömte herzu, um seines Unterrichts zu geniessen. Hier leitete er nach einander die Studien der berühmtesten Astronomen Frankreichs, unter denen er nicht ohne Selbstgefühl einen Delambre, Mechain, Piazzi und mehrere andere zählte. Auch Barron, der Bougainville auf seiner Reise um die Welt begleitete, war sein Zögling; ein anderer, La Paute d'Agelet, schiffte sich mit La Peyrouse ein. Noch zwei seiner Schüler begaben sich, der eine mit Cassini, der andere mit Pingré, nach Amerika; wieder andere reiseten in die Südländer, und einige endlich machten im Jahr 1796 die Expedition nach Aegypten mit. Eine Sternwarte, welche de Beauchamp, ein ausgezeichneter Astronom, zu Bagdad anlegen ließ, ist, laut einer in Marmor gegrabenen Inschrift, Lalande's Verdiensten geweiht. Eine andere in dem neuen Königreich Grenada in Amerika wurde nach ihm benannt; und so erscholl sein Ruhm durch alle bekannte Länder der Erde. Machte ihm nun gleich ein so glänzender Erfolg seiner Bemühungen große Freude, ließ er sich doch dadurch nicht berauschen; vielmehr sezte er alle mögliche Mittel in Ausübung, um es mit seinem

Ruhm und seiner Thätigkeit durch Erfüllung des ganzen Umfangs seiner Kräfte noch höher zu treiben. Einen seiner Neffen, Lefrançais, ließ er zu sich kommen, um ihn zu unterstützen, verheirathete ihn, adoptirte seine Familie, und bildete ihn durch Unterricht zu seinem Nachfolger, durch den auch späterhin ein beträchtlicher Theil der von dem Lehrmeister selbst bekleideten Stellen wieder besetzt wurden. Auch Mad. Lefrançais, seine Niece, und mehrere andere Damen, wurden von ihm in Unterricht genommen und halfen ihm zu mehreren seiner gelehrten Arbeiten mitwirken, was ihn zuerst auf die Idee führte, eine Astronomie für Damen zu schreiben. In der Lebhaftigkeit seines Eifers setzte er einen Geldpreis für den aus, welcher, was bald nachher erfolgte, der erste einen Kometen entdecken würde. Späterhin im März 1802 deponirte er bei dem Nationalinstitut die Summe von zehntausend Franken, um einen astronomischen Preis zu stiften, der nun auch wirklich alle Jahre daselbst ausgetheilt wird. Noch mehr: man sah ihn sogar Versuche machen, öffentlich als Lehrer seiner Lieblingswissenschaft, nämlich nicht in seiner Schule, sondern nach Art der griechischen Philosophen unter freiem Himmel, so wie ein Ort ihm zu seinen Betrachtungen am gelegensten schien, aufzutreten; ein Versuch, der zu Paris sehr ins Lächerliche gezogen wurde, in seiner Heimath hingegen, wo er jene öffentlichen Lektionen hielt, desto ungetheiltern Beifall fand. Von allen Seiten her drängten sich Schaaren Wißbegieriger zu diesem Unterricht zusammen; Männer, Weiber und Kinder beeilten sich, daran Theil zu nehmen. Was seiner literarischen Berühmtheit das letzte Siegel aufdrückte, ist sein großes Werk über die Astronomie, das nach dem einstimmigen Urtheil der Gelehrten vor allen bisher erschienenen den Vorzug verdient, und die nützlichste Schule sowohl, als das unentbehrlichste Handbuch für angehende Astronomen sein und bleiben wird. In der That ist er in diesem Werke darauf bedacht gewesen, jene Wissenschaft, deren Apostel er so gern sich nennen ließ, allgemein faßlich und verständlich zu machen; auch ist dasselbe, so wie seine Geschichte der Astronomie, seine Abhandlung über die Ebbe und Fluth, seine Ephemeriden, die von ihm herausgegebenen Bände der Connaissance des temps, und mehrere andere seiner Werke, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden. Es ist unmöglich, aller seiner zahllosen literarischen Produkte hier im Detail Erwähnung zu thun; das Interessanteste darüber wird man in Delambre's Denkschrift beisammen und zugleich eine Uebersicht desjenigen finden, womit die Kritik und der Spott so häufig gegen ihn zu Felde zogen, ohne ihn jedoch jemals von seinem bewunderungswürdigen Gleichmuth abbringen zu konnen.

---

Ausser den erwähnten Reisen nach Paris, Berlin und in alle Provinzen Frankreichs, machte Lalande, der auch mit vielen englischen Gelehrten in Verbindung stand, zweimal die Reise nach England, wohin ihm sein Ruf seit langem zuvorgeeilt war. Er besuchte daselbst die Observatorien, wurde wie zu Berlin dem Könige und den Großen des Reiches vorgestellt, und von den Akademien und gelehrten Gesellschaften zum Mitglied angenommen. Besonders knüpfte er in jenem Lande ein enges Freundschaftsband mit dem berühmten Herschel und dessen Schwester, und brachte, mancherlei andere wichtige Beobachtungen ungerechnet, die von Harrisson zusammengesetzte Pendeluhr nach Frankreich zurück, deren Beschreibung ebenfalls in seiner Astronomie enthalten ist.

Im Verfolge beschäftigte er sich mit seiner Reise nach Italien, wohin er aus Liebhaberei für die Künste und Wissenschaften schon lange zu gehen gewünscht hatte. Hier, wie überall, sah er aus den entferntesten Gegenden Gelehrte, Künstler, Partikularen um den Ruhm wetteifern, wer ihn am besten begleiten, ihm Empfehlungen verschaffen, oder sich mit ihm unterhalten könnte. Auf eine besonders verbindliche Weise wurde er von dem Papst Klemens dem Dreizehnten aufgenommen, mit dem er lange Zeit unterhandelte, daß die Namen der Galiläi und Kopernikus aus dem Inder gestrichen werden möchten. In Rom hielt er sich eine geraume Zeit auf, und beobachtete daselbst unter andern auch eine Finsterniß. Er besuchte die Pontinischen Sümpfe, über welche mehrere Beobachtungen in seiner aus neun Bänden bestehenden Reisebeschreibung enthalten sind — in einem Werke, welches, so sehr es sich durch Genauigkeit, Gelehrsamkeit und Philosophie auszeichnet, dennoch, in Folge einer nicht seltenen Laune des Schicksals, im Auslande weit mehr Zelebrität als in Frankreich erhalten hat.

Seine letzten Reisen gingen durch die Schweiz, Holland und mehrere Provinzen von Deutschland, und glichen einem ununterbrochenen Triumphzug. Zu Padua hatte er sein Brustbild auf der Sternwarte aufgestellt gesehen; zu Mannheim erhielt er den Beinamen eines Gottes der Astronomie; zu Gotha eilten eine Menge Gelehrte herbei, ihn zu sehen und als Haupt und Patriarch zu begrüßen. Auf ihr Zureden hielt er sich in dieser letztern Stadt eine geraume Zeit auf, kehrte mehrmals dahin zurück, und ließ unter den Auspizien einer liebenswürdigen und aufgeklärten Fürstin eine Sternwarte anlegen, die ebenfalls ein Hauptsitz und Vereinigungspunkt der Astronomie geworden ist. Nach seiner Zurückkunft nach Paris fing er mit der Herzogin von Gotha eine regelmäßige Korrespondenz an, und unterrichtete sie von Zeit zu Zeit über alles, was der Lauf der Zeiten Neues im Reiche der Künste und Wissenschaften hervorbrachte. Mehr als einer seiner gelehrten Zeitgenossen, die sichs zur Freude gerechnet haben, ihn im Greisenalter mit grausamem und übel angebrachtem Spotte zu quälen, müßten sich schämen, wenn sie wüßten, in welchen ehrenvollen Ausdrücken er in jenem Briefwechsel von ihnen gesprochen hat.

Diese Zelebrität, die ihm in seiner Jugend, vermöge seiner Verdienste, zur Gewohnheit geworden war, ward im spätern Alter, und in den Tagen, wo man ihn weniger suchte, für ihn eine Art blinden und gebieterischen Bedürfnisses, dem er sich gleichsam gezwungen sah immerfort Nahrung zu verschaffen. In dieser Epoche ließ er nicht eine Gelegenheit ungenützt, öffentlich aufzutreten und wieder an seinen Namen und seine Werke zu erinnern; ja es schien mitunter, als ob er sich nicht scheute, etwas Paradoxes einzig in der Absicht zu thun oder zu sagen, um die Aufmerksamkeit des Publikums dadurch auf sich zu ziehn. So gehört hieher, daß, nachdem er sich selbst mit dem Gedanken erfüllt und durchdrungen hatte, den höchsten Grad moralischer Vollkommenheit zu erreichen, er nun glaubte, sich selbst als Beispiel aufstellen zu dürfen, und zu wiederholten Malen bekannt machte: er glaube in dem Besitz aller menschlichen Tugenden zu sein; wo denn freilich ein witziger Kopf hinzusetzte: „mit Ausnahme der Bescheidenheit.“ Allgemein ist er auch wegen öffentlicher Ausstellung einer noch weit irrigern Meinung getadelt worden, von welcher er, was sein mit dieser Verirrung der Fantasie in einem immerwährenden Widerspruch stehendes Betragen hinlänglich verbürgte, im Herzen nicht einmal überzeugt

war. Doch diese Schwachheiten alle fallen einzig seinem spätesten Alter zur Last. Was hingegen bis an das Ende seiner Tage an ihm zu rühmen blieb, ist jene äusserste Bescheidenheit, womit er allen und jeden Tadel, er mochte verdient sein oder nicht, aufnahm. An die Stelle seines von Natur hitzigen und ungestümen Karakters, der ihm so manche Vorwürfe zuzog, war eine beispiellose Gelassenheit getreten, eine seltene Seelengröße und Edelmuth. Er, der während seiner langen Laufbahn so oft verläumdet worden war, setzte keinen herab. Wenn er sich je eine Art von Rache erlauben wollte, erwähnte er allenfalls seiner geleisteten Dienste und des Undanks, womit man ihn dafür gelohnt hatte; aber auch solche Bemerkungen machte er ohne Leidenschaft, nie in der Absicht zu schaden. Die Fehler anderer verschwieg er so wenig, als seine eigenen, und ließ seinen Feinden nicht weniger Gerechtigkeit widerfahren, als sich selbst.

Wie gleichgültig er gegen jeden auch noch so bittern Tadel über seine Person und seine Werke gewesen sei, mag folgende Anekdote beweisen. Als einst bei einem Nachtessen eine Dame, die ihm vorher nie zu Gesicht gekommen war, ein Lied gesungen hatte, worin er unter dem Namen des Astronömchens lächerlich gemacht war, hörte er dem Gesange zu, klatschte Beifall, lehrte die Sängerin noch eine neue Strophe, die sie nicht gewußt hatte, und sagte dann zu ihr: „Der kleine Astronom bin ich!“ Bei einer ander Gelegenheit ging er noch weiter. Es hatte jemand mehrere seiner Verkehrtheiten zum Gegenstand eines lustigen Spottgedichtes gemacht; da Lalande nun fand, daß eine seiner größten Lächerlichkeiten darin unberührt gelassen worden war, so dichtete er sogleich die beissendste Strophe von allen noch selbst hinzu.

(Der Beschluß folgt.)

---

# Varietäten.

## Aus der Schweiz.

—— * Aarau. Herr Doktor Vok in Sarmenstorf, Kantons Aargau, der sich als fortschreitender Arzt schon seit langem Achtung erworben, zeigt in einer so eben (bei Beck in Aarau) erschienenen Broschüre, daß die ursprüngliche Hundswuth sehr oft Folge oder Uebergang aus der sogenannten Hundssucht, der Staupe oder dem Hundsrotz, und mit dieser Krankheit sehr analog ist.

Die in den Jahren 1809 und 1810 in den mehrsten Theilen der Schweiz ungewöhnlich häufig wahrgenommene und verbreitete Hundswuth hat auch ihn zum ernstern Nachdenken über das Ursächliche dieser Seuche bewogen, und von neuem überzeugt, daß die bis dahin angenommenen Ursachen der Wuth, als das hohe Alter der Hunde, abwechselnde Hitze und Kälte, Hunger, Durst, Unreinlichkeit der Nahrung, Zorn, gehinderter Begattungstrieb u. s. w., die fürchterlichen Erscheinungen derselben nicht eigentlich hervorzubringen, sondern ihre Entwickelung nur zu beschleunigen vermögen.

Er, der gute und umfassende Beobachter, erinnerte sich nun der in den Jahren 1808 und 1809 in den gleichen Gegenden, in welchen nachher die Wuth so häufig erschien, geherrschten Hundsseuche, und sein Tagebuch zeigte ihm, daß sowohl die Zufälle der an dieser Seuche erkrankten Hunde, als die Erscheinungen bei Obduktionen von solchen, die derselben unterlagen, ganz analog denjenigen waren, die bei und nach der Hundswuth (Wasserscheu) angetroffen worden.

Daß das Wesen einer jeden abnormen Erscheinung im thierischen Organismus nicht sowohl in den Erscheinungen selbst, als in dem veränderten dynamisch-chemischen Prozeß, oder in dem Ergriffensein einer der drei Dimensionen desselben gesucht werden müße, war seine Ueberzeugung, und er konnte in dem Scharlach, den Masern und Rötheln, in den wahren und falschen Pocken, im Faul- und Nervenfieber u. s. w. sowohl den Beweis hiefür anführen, als die Erinnerung geben, daß die Formen dieser Krankheiten gern, und besonders bei Epidemien, in diejenigen übergehen, welche mit ihnen am nächsten verwandt sind.

Diese seine Beobachtungen und Ansichten entwickelt er nun in der gedachten Broschüre, in welcher er mehrere, theils von ihm, theils von andern gemachte Wahrnehmungen an Hunden, die an der Sucht erkrankt waren, mittheilt, welche alle wirklich stark für seine Muthmaßung sprechen, und von denen diejenige mir die interessanteste ist, die der Verfasser an seinem eigenen Hunde zu machen die Gelegenheit hatte.

Immer verdient diese ganz bescheiden gegebene Arbeit gewiß Dank und volle Aufmerksamkeit; denn sie zeigt uns doch immer den bis dahin noch nie betretenen Weg, auf dem wir vielleicht zur nähern Kenntniß des Wesens der Wasserscheu gelangen können, und wenigstens den Einsender hat sie dahin bestimmt, von nun an jede Epizootie der Hundsstaupe genau zu beobachten.

S.

---

## Aus Frankreich.

—— * Man arbeitet jetzt in Paris eifrig daran, überall jene Inschriften und andere bildhauerische Denkmäler zu vernichten, welche an die Ereignisse der Revolution oder deren Grundsätze mahnen. In der That machten sie mit der Gegenwart einen widerlichen Kontrast. So las man noch vor kurzem über einem der Eingänge des Louvre die bekannten Worte: *Liberté, égalité, unité, indivisibilité ou la mort.*

Das französische Institut verliert nun diese zu allgemeine Benennung. Wie ehmals, werden nun die Mitglieder desselben in vier Akademien treten. Die *Académie Française* wird an die Stelle der zweiten Klasse des Instituts gesetzt; die *Académie des Sciences* ist, was bisher die erste Klasse des Instituts war; die *Académie des Belles Lettres et Inscriptions*, die *Académie des Beaux Arts.*

---

—— * Der bekannte Antiquar Millin, welcher neulich im Mercure de France sich eine aufs Blut gehende Kritik gefallen lassen mußte, hält jetzt in Paris Vorlesungen über Archäologie, denen besonders viel Fremde beiwohnen. — Der vor kurzem verstorbene Urban Domergue, Mitglied der zweiten Klasse des Instituts, war ein ausserordentlich arbeitsamer, gelehrter Mann, aber der ärgste Pedant, der jemals in der französischen Akademie gelebt. Hätte man ihn schalten lassen, er würde die allgemeine Sprachkunde zuletzt in ein System von Chiffern oder unverständlichen Wörtern aufgelöset, und keine Seele das Kauderwelsch verstanden haben, als er selbst.

X.

## Berichtigung.

In Nr. 46, Z. 13 der Anmerkungen zur meteorologischen Tabelle, steht: „sondern auch in physischer Hinsicht“; soll heißen „psychischer“.




# Miszellen
für die
# Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 50. — den 23 Juni 1810.


## Der Tod des heiligen Justinus, eines Korsikaners, im Kapuzinerkloster am Platze Barberini in Rom, den 28 Mai 1810.

Je gewaltiger der bis zu seinen höchsten Ufern angeschwollene Strom der Zeitbegebenheiten sich dahin wälzt, desto ernster und stiller ist sein Lauf. Die sprudelnde Quelle, der rieselnde Bach an dem Wege des Wanderers sind verschwunden. — Mit andern Worten: je bestimmter die Formen sind, in welche die Verhältnisse des äussern Lebens in der Gesellschaftswelt gebracht werden, desto seltener werden die Erscheinungen der natürlichen Empfindung in ihrer Mannigfaltigkeit. In diesen aber ruht die Poesie des Lebens.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, gewinnt jetzt manches Interesse, das an und für sich unbedeutend sein dürfte, und unwillkührlich zieht dasjenige die Herzen der Menschen nach sich, was an die Kindheitszustände und an die frühen Eindrücke lebendiger wiedererinnert.

In diesen Tagen, da zwei für Rom ausserordentliche Zeitdinge, die Konskription und die Aufhebung der Klöster, eine allgemeine Erschütterung in den Gemüthern hervorbrachten, ereignete sich etwas, das wenigstens für Augenblicke und für eine Menge Menschen den Zeitstrom gleichsam auf die Seite drängte. Das bisherige Empfinden und Leben behauptete seine Rechte, und man sah wieder, wenn auch nur im Kleinen und auf beschränktem Raum, die Römer in ihrer Natürlichkeit. Die Veranlassung dazu gab der Tod eines Kapuziners, von dem sich der Ruf verbreitete: è morto Santo (er ist als ein Heiliger gestorben). Die Sache, die in die neuesten Vorfälle der Zeit eingreift, und mit ihnen in gewissem Zusammenhange steht, verdient einer ausführlichen Erwähnung. Hier ist das Wesentliche.

Der Pater Justinus (er hatte, als er starb, etwa 57 Jahre) war schon seit vielen Jahren in Rom und längst als ein frommer rechtschaffener Mann bekannt, geschätzt und beliebt. Er hatte bei verschiedenen Kirchen Messe gelesen. In seinen Sitten war er höchst einfach. Er trug, wann er über die Gasse ging, meistens die Arme ins Kreuz über einander gelegt. Er sprach wenig, war äusserst natürlich, und nichts weniger als ein Zelot. Wenn er in die Wohnungen seiner Bekannten kam und Hunger hatte, sagte er treuherzig: ho fame; und weit entfernt, Menschen in ihrer Fröhlichkeit zu stören, forderte er Alt und Jung zum Frohsein auf. Er war übrigens zweimal in Jerusalem gewesen, und hatte längere Zeit als Missionär gedient.

Seit mehrern Jahren hatte er sich in Rom so eingelebt, daß er hier seine Tage zu beschliessen wünschte und hoffte. Das an die fremden Klosterbrüder und die fremden Geistlichen ergangene Edikt vom 27 April dieses Jahrs, das ihnen befiehlt, sich ihren Heimathen zuzuwenden, traf den guten Fra Giustino wie ein Gewitterschlag; besonders als es bekannt ward, daß die abreisenden Ordensgeistlichen, nach Ablegung ihres Ordenskleides, entweder in bürgerlicher oder priesterlicher Kleidung die Straße zu betreten hätten. Er hätte um so mehr in dieser Kleidung bleiben müssen, da er wußte, daß in dem Orte seiner Geburt (Costa in Korsika) kein Kloster vorhanden wäre. Er faßte sich indessen bei seinem Gram in einer Art von Ahnung, und als ihm, wie den andern Fremden seines Klosters, der Reisepaß von der Polizei zugeschickt wurde, sagte er: „Dieses Kleid werde ich nicht ablegen, und der Paß da ist für mich

überflüssig; denn zu der Reise, die ich antreten werde, brauche ich keinen Paß." Mit diesen Worten soll er den Paß zu den Füßen einer Bildsäule des heiligen Franziskus gelegt haben.

Es traf sich, daß in eben diesen Tagen endlose Haufen von Zikaden (Heuschrecken), die man uneigentlich grilli nannte, die Campagne von Rom verwüsteten. Lange Dürre und darauf erfolgter Spritzregen hatte diese Insekten erzeugt. Sie bedeckten an einigen Orten mehrere Zoll hoch den Boden, so daß es daselbst schien, als bewegte sich die Oberfläche. Diese Haufen bestanden meistens aus junger Brut. Die Farbe dieser Insekten war schwarz, bis sie stärkere Springfüße und kleine Flügel bekamen. Dann zogen sie in dichtem Schwarme fort, und wo sie niederfielen, ward alles verwüstet. Wiesen, Felder, selbst Bäume wurden in wenigen Stunden der Raub dieses Ungeziefers. Von vielen ansehnlichen, zu großem Nachtheil des Kornbaues in diesem Jahr eingeführten Pflanzungen der Nicoliza oder Potaschpflanze blieben nur die abgenagten Stengel übrig. Die Polizeidirektion machte zwar ernstliche Vorkehrungen zur Austilgung dieser Insekten; aber entweder wurden die den Besitzern oder Pächtern der Landgüter gegebenen Befehle nicht sogleich vollzogen, oder man konnte gegen die Menge der Zikaden nichts ausrichten *), und so stieg der Schrecken vieler Menschen, welche die Hoffnungen ihres Fleißes oder der Spekulation vernichtet sahen, zur Verzweifelung.

Unter diesen Umständen wandte sich ein römischer Kaufmann (mercante di campagna), welcher ansehnliche Güter in Pacht genommen hatte, in frommem Vertrauen an den frommen Pater Justinus, mit der Bitte, durch heilige Beschwörung das Unheil von seinen Gütern und der Landgegend abzuwenden. Es ist nämlich bekannt, daß die Geistlichen öfters solche Macht sich zugeschrieben haben. Der Pater Justin ließ sich erbitten, ging hinaus, wurde aber nach Besprechung der grilli nicht mehr gefunden. Er war nämlich aus strenger Gewissenhaftigkeit, um nicht in Gefahr zu kommen, sich gegen die Vorschrift seiner Ordensregel eines Fuhrwerks bedienen zu müssen, kurz vor Nacht heimlich wieder nach Rom aufgebrochen. Seine Gesundheit war nicht die beste gewesen. Schon am Morgen hatte er den Weg von sechs Miglien gemacht, den er jetzt zum zweitenmal zurücklegte. Er erhitzte und erkältete sich. Ein Entzündungsfieber warf sich auf die geschwächte Lunge, und am folgenden Morgen fand man ihn todt.

Sonderbar genug ging das alles vor, in einem Augenblick, als ein seltsames Phänomen die Landleute in Erstaunen setzte, und zur Wundersage des Tages geworden war. Man hatte den Fluß (die Tiber) von Zikaden bedeckt gesehen. Seine gelbe Farbe hatte sich in eine schwarze verwandelt. So strömte er zum Meere, und trug Millionen von Insekten hinweg, die sich selbst hineingestürzt hatten.

Un miracolo (ein Wunder)! schrie das Volk. Väter und Mütter führten ihre Kinder zum Fluß. „Seht! das hat Gott gethan!" — Auch selbst die aus Neugierde von den Zuschauern herausgezogenen Zikaden, sprangen wieder, so hieß es, in das Wasser zurück. *)

Dies muß man wissen, um sich den Enthusiasmus des Volks bei der Nachricht von dem Tode des Paters Justinus zu erklären. Kaum wußte man etwas von den seinem Tode vorhergegangenen Umständen, als die Stimme der Menge es laut verkündigte, daß auf Gebet des Paters Justinus das obige Wunder geschehen sei. Er hieß der Knecht Gottes, der das Opfer seiner Frömmigkeit geworden. Man sah in seiner Vorhersagung seines Todes ein ausserordentliches Zeichen der Zeit, und auf eine eigene Weise mochte das alles wieder mit der Furcht vor der Konskription und mit der Sehnsucht nach den alten Zeiten zusammenhängen. Kurz, in Minuten war die Kirche, wo der Todte ausgesetzt war, von Menschen angefüllt. Ein Paar dem Katafalk, worauf der Leichnam ruhte, zur Seite stehende Kapuziner wurden fast erdrückt. Man stürzte herbei, dem Heiligen die Hand zu küssen, seinen Körper zu berühren, oder gar einen Fetzen seiner zerlumpten Kutte abzureissen. Wer ein solches Stück erwischt hatte, schätzte sich glücklich und ging im Triumph davon. Das Gedränge ward immer größer. Wer ein heisses Anliegen gehabt hatte, war zur Kirche geeilt; und wer fand in dieser Zeit keins in seinem Busen? Grazie! grazie! (Gnade, Hilfe!) schrie alles, und die hellen Thränen strömten. Es war bisweilen, als wollten die Stimmen das Gewölbe der Kirche sprengen, solches Tönen und Drängen tief aus der Brust gekommener Töne erfüllten den Raum. Die wenigsten wußten was vorging; aber die Thränen entzündeten sich an den Thränen, und die Stimmen, in denen sich vielbeklemmte Herzen Luft machten, warfen die Menge fast unwillkührlich knieend auf den Boden. Am ärgsten war der Lärm, als es hieß, ein blindes Kind sei sehend geworden. Gebrechliche aller Art, Soldaten auf den Krücken flehten, hinzugelassen zu werden. Ein Konskribirter flehte: Gib mir eine glückliche Numer! Eine weibliche Stimme rief: „Pater Justin! erinnere dich Agnesens, und befreie uns von den Ketten der Hölle!" Wie ein Chorgesang tönte es von vielen andern Stimmen nach: Si, liberaci dagli vincoli infernali. — Das Gewand des Todten war indeß in tausend Stücke gerissen; es mußte zweimal erneut werden. Der Katafalk wurde vom Volk in die Höhe gehoben, und es war Gefahr da, daß bei der zur Wuth gestiegenen Begeisterung irgend ein Unfug von Folgen entstünde.

Unter diesen Umständen suchten die Kapuziner den Todten in eine innerhalb des Klosters gelegene Kapelle in Sicherheit zu bringen. Nun wurde gegen das Innere des Klosters förmlich Sturm gelaufen. Männer, und selbst Weiber, erstiegen über dem Hauptaltar ein zum Kloster führendes Fenster. Eine starke hölzerne Gitterthür wurde zweimal beschädigt; man ruhte nicht, bis die Thüren völlig aus den Angeln gehoben waren, und selbst

*) Zufolge den neuesten auch in öffentlichen Blättern angezeigten Nachrichten haben die ausserordentlichen Vorkehrungen der Polizeidirektion in Verbindung mit den Präfekten der Landgegend entscheidenden Erfolg gehabt. Besonders wird die Thätigkeit des Maire von Tivoli gerühmt. Man erklärt die diesjährige Erndte in der Campagna di Roma (in den weiten Ebenen um Rom) als gesichert. Jene Vorkehrungen bestanden darin, daß ganze Korps von Tagelöhnern in allen Meiereien und auf allen Pachtgütern auf die Insekten Jagd machen mußten, um sie auf alle Weise in Menge zu tödten. Wo die Güterbesitzer auf den wiederholten Befehl Saumseligkeit zeigten, stellte die Polizeidirektion, zu größerm Nachtheil jener Eigenthümer oder Pächter, die erfoderlichen Leute an.

*) Unter Pius dem Sechsten ereignete sich in einem sehr trockenen Jahr ein ähnlicher Fall. Die Felder waren von Zikaden oder Lokusten bedeckt, und man erinnert sich, daß auch damals der Fluß dem Lande die besondere Wohlthat verschaffte, daß die Insekten sich nach seinen Ufern hinzogen. Das gemeine Volk schrieb auch damals diese Erscheinung den Gebeten frommer Priester zu. Die Naturforscher erklären sich aber die Sache ganz einfach aus dem Grunde, weil an den Ufern des Flusses die besten Wiesen, der Zikaden liebste Nahrung, sich befinden. Der Durst, den diese Insekten litten, machte damals, wie jetzt, daß sie schaarenweise in den Fluß sprangen, der sie dann dem Meere zutrug.

Soldaten halfen. Der Körper mußte wieder in die Kirche, und man schrie: quì ha da stare! „hier muß er stehen!" — Wer nun nur irgend der Leiche nahe kommen konnte, warf sich auf sie hin. Selbst elegant gekleidete Mädchen senkten die schönen Wangen auf den schmutzigen, einem Mulatten gleichenden Todten, und Donnen, die sonst vom Geruch einer Rose in Ohnmacht fallen, konnten den beinahe pestartigen Geruch von den Ausdunstungen der vielen Menschen aller Art, und der Kirche selbst, deren unterirdische Gewölbe widrige Dünste hauchen, gar wohl ertragen, indem viele, die um zwei Uhr Nachmittags gekommen waren, bis um acht Uhr Abends aushielten. Vor der Kirche stand, passend genug, ein Fächerverkäufer, denn die glühenden Gesichter bedurften der Abkühlung. Die Kapuziner waren glücklich, daß ihnen solches Heil widerfahren sei, und des Erzählens und Fragens und Antwortens war kein Ende. Indessen waren auch selbst unter dem Volke ruhige Zuschauer des Menschenthuns und der so leicht Feuer fangenden Einbildungskraft zu bemerken. Unter andern sagte einer, der nicht einmal Schuhe anhatte: „Ich glaube kein Geschrei von Erdbeben, bis der Boden unter mir wankt."

Am Abend spät wurde endlich die Kirche geschlossen, nachdem man den armen Kapuzinern mancherlei Schaden verursacht hatte. Am folgenden Tage aber war der Leichnam auf den Kirchhof des Klosters (cimeterio) gebracht worden, wo er in einem unterirdischen Gewölbe noch zu sehen war. Frauenzimmer konnten, da sie nicht ins Innere des Klosters hineingehen dürfen, nicht mehr zugelassen werden. — Wie es hieß, hatten die Kapuziner von der Polizei oder dem kommandirenden General einen Wink erhalten; sie selbst sagten, was auch wohl der Fall war, daß der Körper in Fäulniß überzugehen angefangen habe. Genug, die Sache war wieder vorbei, und die Gemüther hatten ausgebrauset. Man erzählte sich zwar noch allerlei, wie z. B. der Todte die Hand aufgehoben, oder gar den Kopf aufgerichtet und gelächelt habe; man war aber auch so ehrlich, zu gestehen, daß die Leute mit der Krücke ungeheilt wieder hinausgegangen seien, und derjenige, der sich in Ansehung der Numer bei der Ziehung des Looses der Konskribirten empfohlen, hatte am folgenden Morgen Numer 2 gezogen.

So sonderbar die ganze Sache aussah, als jener beschriebene Taumel Tausende von Menschen ergriffen hatte, und so lächerlich manches in der Vorstellung davon erscheinen konnte: so ist doch nicht zu läugnen, daß auch etwas Schönes und Rührendes in dieser Verehrung eines früh eingedrückten Glaubens lag; in dieser Ehrfurcht für die unscheinbaren, beinahe widrigen Ueberreste eines guten Mannes; in dieser Dankbarkeit gegen einen Frommen, der einer ganzen Gegend, wie man es ansah, zum Wohlthäter geworden, ja sich gewissermaßen für das allgemeine Wohl aufgeopfert hatte. Untröstlich war jener Kaufmann, welcher Veranlassung zu dem Tode des wackern Justinus gewesen. — In diesen Ausbrüchen des Enthusiasmus — um die vielartigen, bei dieser Gelegenheit obwaltenden Empfindungen mit einem Wort zu bezeichnen — war keine Verstellung. Etwas inneres, ungebotenes, humanen Ideen gehörendes, sprach sich in natürlich-harmonischer Erscheinung aus. Mit einem Worte, man fühlte sich für einen Augenblick in fremd gewordene vorige Zeiten versetzt, in welcher die Poesie des Geistes und des Herzens zu dem beglückenden Erdtheil der Sterblichen gehörte.

K . . ß.

---

## Ueber Lalande.

(Beschluß.)

Immer wußte es Lalande bei Kritiken und Feindschaften wohl zu unterscheiden, wenn etwas einer ernsthaften Aufmerksamkeit würdig war. In diesem Falle ließ er kein Mittel unversucht, Personen, die er hochschätzte, wieder für sich zu gewinnen, wobei dann Liebe für die Wissenschaften meistentheils den Sieg über alle andere Rücksichten davon trug. Einmal hatte er mit einem berühmten Gelehrten einen sehr lebhaften Streit gehabt. Als derselbe nun dem Publikum eine neue und wichtige Beobachtung mitgetheilt hatte, näherte er sich ihm wieder mit lebhaftem Interesse, umarmte ihn zuletzt, und sagte: „Der Feind eines Mannes, von dem eine so schöne Entdeckung herrührt, mag ich nicht sein!" Im Umgange war er ein Feind aller unnützen Umschweife; in seinen Gesprächen las man den Abdruck seiner Seele, und wenn sein Geist das, was er sagte, oft glänzender ausschmückte, so war es der Schmuck einer Wahrheit, die nicht zu beleidigen oder wehe zu thun, sondern Licht zu verbreiten bemüht war.

Mit dieser sich immer gleich bleibenden Weisheit des Geistes sah Lalande endlich in einem Alter von 73 Jahren und 9 Monaten seine Todesstunde sich nähern. In diesem furchtbaren, nicht selten das Resultat des ganzen Lebens darstellenden Momente zeigte er eine unbeschreibliche Furchtlosigkeit und Ruhe. Es war kein eiteles Prahlen mit Worten, kein trauriges Losmachen von den Banden des Lebens, sondern die Gelassenheit eines weisen und rechtschaffenen Mannes, der sich in den Tod ergibt, weil er sterben muß, und den Verlust des Lebens darum nicht bedauert, weil er einen edeln Gebrauch von demselben gemacht hat. Dem Reisenden gleich, der, wenn er sich genöthigt sieht, einen Aufenthalt zu verlassen, wo er lange Zeit glücklich gelebt hat, jeden ihm noch übrigen Augenblick aufs genaueste zurathe hält, schien der sterbende Astronom am Ende seiner Laufbahn um den Verlust auch nur einer seiner letzten Minuten besorgt zu sein. Zwar unausgesetzt damit beschäftigt, seine Freunde und Familie zu trösten, empfing er dennoch bis an den letzten Athemzug Briefe, und diktirte Antworten in die Feder; fragte um Neuigkeiten, und interessirte sich für den Gang der öffentlichen Angelegenheiten. Noch am Vorabend seines Todes ließ er sich Journale vorlesen. „Morgen wird es zu spät sein!" sagte er. Er hörte seinem Vorleser noch aufmerksam zu, und sagte alsdann zu seiner Niece und den Umstehenden: „Ihr könnt nun gehn; ich bedarf von nun an nichts mehr." Bald darauf verschied er ohne Schmerzen oder Todeskampf.

---

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen, die Lalande selbst in seinen Memoiren und Notanden über seine Liebhabereien und seinen Karakter gemacht hat; immer haben Geständnisse merkwürdiger Männer über sich selbst ein gewisses Interesse.

Ich bin, sagt er, allem Prunken, aller Eitelkeit feind; meine Eigenliebe (und jeder hat die seinige) zielt auf literarischen Ruhm.

Nicht Krankheit, nicht Widerwärtigkeit, nicht Ungerechtigkeit werden meine Geduld, meine Sanftmuth stören.

Nachsichtsvoll gegen Lächerlichkeiten und Fehler, finde ich alles gut.

Ich kann Scherze, Sticheleien, Kritiken sehr gut ertragen; aber ich necke auch gern.

Die Vergnügungen der großen Welt sind mir zuwider; ich mag weder Spiel noch Feste, noch Gastereien leiden.

Ich gehe nicht ins Schauspiel. Die Wissenschaft, und die Gesellschaft mit Leuten von Geist, besonders mit gebildeten Frauenzimmern, sind meine einzige Erholung. So war es für mich der Umgang mit Frau Geoffrin, du Bocage, du Défant, de Bourdic, de Beauharnais, de Salm u. a. m. Um mich zu ihnen zu begeben, machte ich große Fußwanderungen; da fand sich denn unterwegs mancher Arme, und es that mir wohl, wenn ich geben konnte.

Oft habe ich andern Geld vorgerückt; man gabs mir selten zurück; ich forderte es nie wieder.

Ich treibe die Freimüthigkeit bis zur Rauhheit; was wahr ist, mochte ich nie verheelen, und hätte es auch beleidigt.

Ich bin mit manchem alten Freund zerfallen, nur weil ich ihm meine Stimme nicht bei akademischen Wahlen gab.

Die Bürde des Hasses war meinem Herzen immer am schwersten zu tragen. Ich machte mir durch meine Offenheit viel Feinde, aber ich haßte sie nicht, und suchte sie immer wieder zu mir zurückzubringen.

Alles, was zur Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts gehört, macht mir Freude; was bloß zu dessen Vergnügen gehört, daraus mache ich mir wenig.

Dankbarkeit hat für mich den höchsten Reiz. Ich muß jedesmal unwillkührlich Thränen vergiessen, wenn ich von einem Beweis der Dankbarkeit erzähle, den ich gab oder empfing. Ich war zu Lyon um den Pater Berand, zu Avignon um den P. Dumas zu besuchen, die meine Lehrer gewesen; zu Chanteloup, um den Hrn. von Choiseul zu sehen, der mir beim Könige einen Dienst geleistet. Am Hofe hätte er meine Dankbegierde kaum bemerkt, in seinem Exil empfand er sie tief.

Jeder Undank, den ich litt, erhöhte nur mein Gefühl für Erkenntlichkeit. Ich bezeugte sie vor mehrern Jahren einem bekannten Manne, dem ich Verpflichtungen schuldig war. Er schrieb mir einen Brief, den ich noch immer als ein ruhmvolles Zeugniß aufbewahre, und der folgendermaßen schloß: „Ich habe Leuten, die mich jetzt kaum einer Antwort würdigen, wesentliche Dienste geleistet, und Sie, für den ich nichts gethan, reden mir immer von Ihrer Schuld. — Leben Sie, mein Herr, für den Ruhm der Wissenschaft und der Freundschaft, und sollte ich nach der Ordnung der Natur Sie überleben, so erkläre ich Ihnen voraus, ich will diese für den Gelehrten so ehrenvolle Wahrheiten über Ihrem Grabe bekennen; es wird für mich der köstlichste Genuß sein, öffentlich die Güte zu preisen, die Sie für mich hatten, der ich jetzt nichts bin, so wie die ernsten Wahrheiten, die Sie mir sagten, da ich noch in Gunst stand."

Unter den berühmten Männern, die Freundschaft für mich hatten, zähle ich mit Vergnügen Montesquieu, Fontenelle, J. J. Rousseau, Dalembert, Clairaut, Maupertuis, La Condamine, Voltaire, Reaumur, Barthelemi, Euler, Raynal, Macquer, der mich mit seiner Tochter verheirathen wollte, was ich aus Freundschaft für diese Familie ausschlug, weil ich ihr eine bessere Parthie wünschte.

Ich bin ganz anspruchslos, selbst als Schriftsteller. Ich erkenne die Superiorität meiner Genossen ohne Umstände an, und verheelte es in meiner Denkrede auf Pingré gar nicht, daß sich die Akademie geirrt habe, als sie mir bei einer Wahl den Preis zuerkannte.

Man wirft mir vor, ich stelle mich immer zu weit voran, mache zuviel von mir reden. Ich gestehe den Fehler gern ein, und entschuldige mich auch nicht, wegen meiner natürlichen Aufrichtigkeit oder wegen meiner Tugendliebe. Ich habe nichts dagegen, es ist ein Vergehen gegen die Gesellschaft, wenn man über die Fehler Anderer schweigt. Das heißt, aus Schonung für die Schlechten, die Guten aufopfern.

Ich werde leicht gerührt, weine leicht. Anhänglichkeit für meine Familie, die süßeste aller meiner Pflichten, weckte besonders diese Empfindsamkeit. Ich habe den Meinigen, während meines Lebens schon, den Genuß meiner Einkünfte überlassen.

Die Weiber liebte ich immer sehr; ich liebe sie noch. Ich suchte immer zu ihrem Unterricht beizutragen; aber meine Neigung für sie ruhte doch auf Grundsätzen; nie wurden sie weder meinem Vermögen noch meinen Studien nachtheilig; ich bin keinen Morgen ihrentwillen ausgegangen. Ich habe manchem artigen Frauenzimmer gesagt: „Es hängt von Ihnen ab, mein Glück zu machen, aber nicht von Ihnen, mich unglücklich zu machen." Sie behaupten, ich hätte nie in meinem Leben aufrichtig geliebt; wenn das heißt, bis zur Narrheit, nun ja, so habe ich niemals geliebt.

Wenn ich Meinungen äusserte, die der Ruhe einiger Individuen gefährlich werden konnten, so wars in dem Glauben, meine Reflexionen wären nicht eben dem großen Haufen ansprechend oder faßlich. Sie schienen mir nur ein Vereinigungspunkt für Philosophen zu sein.

Ich bin so glücklich konstituirt, daß ich mich niemals vor etwas fürchtete, nicht vor Menschen, nicht vor Gefahren, selbst vor dem Tode nicht. Diese Stimmung, eine bloße Folge meiner gesunden Natur, war mir oft nützlich.

Ich bin reich; aber ich habe keine Launen und Bedürfnisse. Ich habe wenige Domestiken, keine Pferde: bin mäßig; in meiner Kleidung einfach; gehe zu Fuß, und ruhe aus, wo ich eben bin. Geld ist mir unnütz.

Ich möchte weder auf Vermögen noch auf Rang stolz sein. Leute, die am wenigsten reich sind, nehme ich am freundlichsten auf. Freunde finden mich immer, in welcher Lage sie auch sein mögen.

Auf den Tod bin ich so gefaßt, daß, wenn ich etwa eine Beobachtung anstelle, oder ein Memoire bearbeite, zu mir selbst sage: Sieh da, vielleicht zum letztenmal! — Aber es ist dann eine Freude mehr für mich, der Astronomie noch einen Dienst geleistet, noch einen Stein zum Gebäude meines Denkmals gefügt zu haben.

Ich bin nicht nur mit meiner physischen Konstitution, sondern auch mit meiner moralischen zufrieden, mit meiner Philosophie, meiner Lust nützlich zu werden, meiner Empfindsamkeit, meiner Gleichgültigkeit gegen Lustbarkeiten und Güter, meinem Muth den Lastern Trotz zu bieten, obgleich der Trotz mir schon Widersacher schuf. Ich geniesse also wohl des Glückes volles Maas, dessen der Mensch fähig ist. Ich halte mich auch für den glücklichsten Sterblichen auf der Erde, und sage wie Bayard: „Ich fühl's, mein Geist entschwebt zufrieden mit sich selbst!"

Hl.




# Miszellen
für die
# Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 51. — den 27 Juni 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Berlin.

Veränderung im Ministerium. Quinenlotterie. Neues Kohllieder für Arme. Kadaster der Feuersocietät der Kur- und Neumark. Vorlesungen der Gelehrten.

Berlin, 10 Juni.

Seit kurzem hat keine Begebenheit so angenehme Sensation in unserer Hauptstadt gemacht, als die jüngsthin dem preussischen Staat von der französischen Regierung zugesagte Integrität und Garantie desselben. Sie verscheuchte mit einem Schlage alle die ungereimten Besorgnisse, welche scheelsüchtige Politiker in dem Gemüthe der Menge über das Schicksal der preussischen Monarchie zu unterhalten suchten, und belebte sie in dem Grade, daß vorzüglich die Staatsschuldenfonds allmählig zu steigen begannen. In einem Zeitraum von acht Tagen haben sich die Seehandlungsobligationen von 45 auf 56 bis 57 Prozent gehoben, und sind noch immer im Steigen.

In einer gewissen Verbindung mit dieser Krisis der Staatspapiere stand das schon seit kurzem im Stillen sich verbreitete Gerücht von einer wichtigen Veränderung, welche in der Ministerialverwaltung unsers Staates vorbereitet wird, und wodurch vorzüglich ein nachdrücklicheres und energischeres Verfahren in dem finanziellen Zustand Preussens zu bewirken beabsichtigt werden sollte. Ob man gleich über die verbreiteten Gerüchte im Dunkeln lebte, so ward doch jeder von innigem Zutrauen zu dem rechtlichen und edlen Monarchen Preussens belebt, daß er nur Veränderungen, die zum Besten seiner Staaten abzwecken, zu bewirken sich veranlaßt finden wird.

Seit einigen Tagen ist nun die große Veränderung bekannt gemacht worden, die in dem ganzen System der preussischen Staatsverwaltung erfolgt, nach welcher der ehmalige Staats- und Kabinetsminister Freiherr von Hardenberg zum Staatskanzler ernannt und an die Spitze der Verwaltung der Regierung unter seinen Monarchen gestellt ist. Das Publikum wünscht sich zu der Wahl des Königes Glück, da Hardenberg als ein einsichtsvoller und gewandter Geschäftsmann sich nicht allein schon bewährt, sondern auch urtheilsfähigen Männern, die um ihn lebten, und Gelegenheit hatten, ihn in seinem vormaligen geschäftsreichen Leben zu beobachten, die erforderlichen Talente zur Leitung der komplizirten Staatsmaschine, schnellen Ueberblick, Selbstständigkeit und Festigkeit, in hohem Grade verrathen.

Es ist natürlich, da bei der einem Staatskanzler anvertrauten selbstständigen Geschäftsführung die bisher in der Organisation der preussischen Staatsverfassung statt gefundene Verantwortlichkeit des Chefs jedes Zweiges der Staatsverwaltung wegfällt und die Selbstständigkeit derselben beschränkt ist, daß dies die Folge haben mußte, mehrere Veränderungen in dem Personale der Minister zu veranlassen. Der Minister von Altenstein und der Großkanzler Beyme sind vom Schauplatz bereits abgetreten. Für jenen vertritt interimistisch der Freiherr von Hardenberg die Stelle; für diesen ist der Herr von Kircheisen, ein allgemein geschätzter Geschäftsmann und Präsident des Oberappellations-Senats, zum Justizminister ernannt worden.

So viel ist entschieden, daß durch den Zentralpunkt, der jetzt der Verwaltung und der Geschäftsführung des preussischen Staats in dem Freiherrn von Hardenberg, als Staatskanzler, verliehen ist, dem Ganzen auf jeden Fall mehr Einheit, Energie

und Festigkeit zu Theil werden wird, und gewiß ist es der Wunsch jedes Patrioten, daß diese Absicht des biedersten und edelsten Monarchen nunmehr gänzlich erreicht sein möge.

Seit mehrern Wochen hatte sich Hr. von *Hardenberg* schon auf seinem Gute in *Lichtenberg*, eine Stunde von Berlin, auf den Antritt seines Postens vorbereitet, und da er interimistisch an die Stelle des Freiherrn von *Altenstein* als Finanzminister angesetzt ist, so spricht man schon allgemein von einem Plan, den er in Hinsicht des Staatsschuldenwesens entworfen und den er mit Energie baldigst durchzusetzen sich bestreben wird. Ein solcher Vorsatz karakterisirt den einsichtsvollen Staatsmann. Er sieht mit dem ersten Blick, wo das Uebel liegt, an dem der Staat kränkelt. Er wird es gewiß überwinden, wenn er entscheidend handelt, da es nur ein Krankheitsstoff ist, der dem Staat zwar krampfhafte Zuckungen verursacht, aber nicht seinen Organismus angegriffen. Der wohlthätige Einfluß dieses festen Willens kann gar nicht ausbleiben, und man bemerkt ihn schon jetzt, wo er erst geahnet wird, da die Fonds von Stunde zu Stunde steigen. Doch wäre es zu voreilig, wenn man schon etwas Bestimmtes von diesem Plan zu wissen vorgäbe.

Bis jetzt hat der Monarch mit seiner Familie noch immer seinen Aufenthalt in *Potsdam*. Indeß hat der Hof Gelegenheit oft hierher zu kommen. Eine erfreuliche Gelegenheit gab der jüngst eingetretene einundachtzigste Geburtstag des alten Prinzen *Ferdinand*, Bruder des großen Friedrichs. Die nächsten Sommermonate erwartet man, daß der König mit seiner Familie in *Charlottenburg* hinbringen wird, wo die königlichen Zimmer in gehörigen Stand gesetzt sind, und der Garten bereits aufs geschmackvollste dekorirt ist.

Einen großen Theil der für politische Oekonomie gestimmten Gemüther beschäftigt jetzt die vor kurzem erschienene *Einkommensteuer für die Kurmark*. Man beleuchtet und bekrittelt sie von allen Seiten. Indeß hat sie die gute Folge gehabt, daß die kurmärkischen Obligationen von 45 auf 48 Prozent sich gehoben. Man will behaupten, daß die Fassionen dieser Steuer hin und wieder einige Abänderungen erhalten dürften.

Bei dem erschienenen Patent über die wiederhergestellte Freiheit der Messe ist zugleich der Abgabe-Tarif erschienen, nach welchem alle Abgaben auf den Verkäufer fallen. Indeß werden die Abgaben sehr mäßig befunden. Von seidenen Waaren gibt der Zentner 15 Thaler Impost, von baumwollener Waare 3 Thlr. 12 Groschen, von wollener Waare 2 Thlr. bis 2 Thlr 12 Gr., von Galanteriewaaren 3 Thlr. und kurzen Waaren 1 Thlr.

Mit unserm *Loteriewesen* ist nun eine förmliche Veränderung vorgegangen. Die bisher bestandenen Klassen- und Zahlen-Loterien sind völlig aufgehoben, und dafür ist eine sogenannte *Quinen-Loterie* eingesetzt. Man hat dreißig Zahlen zur Basis angenommen, aus denen nach der Berechnung 142,506 Quinen gebildet werden können. Diese 142,506 Quinen werden zu eben so viel Loosen gemacht, wovon jedes Loos einen Thaler gelten soll. Von diesen 142,506 Quinen werden nun achtzehn in drei Pausen gezogen. Von den ersten sechs Quinen gewinnt jede 500 Thaler, von den andern sechs Quinen gewinnen fünf jede 5000 und die sechste 50,000 Thlr., von den dritten sechs Quinen gewinnt abermals jede 500 Thaler. Von zwei zu zwei Monaten soll diese Loterie gezogen werden, so daß der Staat nach Abzug der Auslagen und Provisionen für die Collecteurs etwas über 200,000 Thlr. davon als Regal jährlich zieht. Durch diese Loterie will man bezwecken, dem wohlhabenden Theil der Unterthanen gegen einen billigen Beitrag die Aussicht zu einem anständigen Gewinn zu verschaffen, und zugleich den gemeinen Mann dem verderbenden Lottospiel zu entziehen. Es wäre zu wünschen, daß das Publikum durch eine gute Aufnahme dieses Lottos die wohlthätige Absicht der Regierung unterstützen möge. Der Entwurf dieser Loterie rührt von dem bei der Universität in Königsberg als Lehrer der Staatswissenschaften angestellt gewesenen Professor und jetzigen Staatsrath *Hoffmann* her.

Bei der fortdauernden Hafensperre auf dem Kontinent geniessen die Berliner noch immer des Anblicks von *Karavanen russischer Kibitken*, die mit mancherlei *levantischen* und *russischen* Produkten noch zahlreich täglich ankommen.

Wegen des Verkehrs zwischen *Berlin* und *Charlottenburg*, da theils viel Berliner Familien ihren Sommeraufenthalt in letzterm haben, theils weil es den Lieblingsort zur Zerstreuung der Berliner abgibt, ist von der Regierung, um die gehörige Ordnung sowohl auf dem Wege dahin, als in Charlottenburg selbst zu erhalten, die *Jurisdiktion der Berliner Polizei* bis daselbst ausgedehnt worden. Ferner hat die Polizei, statt der bisherigen hellgrauen Farbe ihrer Uniform, die Erlaubniß erhalten, dunkelblau zu tragen. Es wird jetzt über die untern Offizianten strenge Aufsicht gehalten. Bei dem geringsten Vergehen werden sie verabschiedet, und man liest ihre Namen *öffentlich in den Zeitungen* zur Warnung ausgestellt.

Nachdem durch die nun eingeführte Städteordnung *alle Ausnahmen* von Kommunallasten aufgehoben sind, müssen, wie alle königliche Beamte, auch *Lehrer an öffentlichen Schulen, Mitglieder der Stadtgerichte* und *sämmtliche Polizeibeamten* ihre Beiträge dazu abtragen.

Nach einem jüngst erschienenen Ausschreiben der vereinigten kur- und neumärkischen Feuer-Societät beträgt der Kadaster der *Kurmark* 31,788,600, und der der *Neumark* 8,505,356 Thlr.

Die *ökonomische kurmärkische Gesellschaft* empfiehlt den Landleuten, um dem schädlichen Barfußgehen abzuhelfen, von den geräucherten Speckseiten die sogenannte Schwarte als ein sehr gutes Schuh- und Stiefelleder anzuwenden. Das Sohlleder wird aus dem Rücken, das Oberleder aus dem Bauche, wo es dünner und geschmeidiger ist, gewonnen, und das Verfahren ist folgendes. Die Speckseiten werden in solche Stücke geschnitten, als es das Maas größerer oder kleinerer Personen zu Schuhen erfordert. Von diesen Stücken schneidet man nun den Küchenbedarf so ab, daß die unten liegende Schwarte ganz unzerschnitten bleibt. Was noch an der Schwarte sitzen bleibt, wird sauber abgekratzt, und die abgeschabten Stücke werden wieder in Rauch gehängt und getrocknet. Diese Erfindung verdient gewiß die Aufmerksamkeit jeder Regierung.

Die hiesigen Kaufleute *Pabig* und *Compagnie* haben ein Patent auf sechs Jahre erhalten, zur alleinigen Verfertigung und Verarbeitung des von ihnen sogenannten *kaldarischen Erzes*.

Die jetzt bestehende Loterie gewährt dem Publikum noch den Vortheil, daß jetzt, auf geschehene Nachsuchung höhern Orts, die Erlaubniß zur Ausspielung der Grundstücke, Kunstwerke und dergleichen, verliehen wird. Die erste Erlaubniß der Art ist dem Uhrmacher *Lieber* ertheilt worden, welcher eine mit Flötenwerk verbundene astronomische Uhr und ein Planetarium auszuspielen ankündigt; zwei Automate, die unser *Bode* mit dem Zeugniß ihrer Trefflichkeit öffentlich ausgestattet.

Jüngst hat sich hier wieder eine schreckliche *Vergiftungsgeschichte* ereignet. Die Frau eines Klempners, welche mit

der von ihrem Manne verfertigten Waare in einer Bude ausstand, bekommt eine Suppe überbracht, die, wie der Bote sich äussert, ihr von ihrer verheiratheten Tochter zugesendet wird. Sie verzehrt sie in Gesellschaft einer Bekannten, die sich eben mit ihr im Gespräche begriffen fand, als sie die Suppe erhielt. Nach wenigen Stunden äussern sich bei beiden Weibern Symptome, die es bald verrathen, daß die Suppe vergiftet war. Die beiden Frauen gaben unter den schrecklichsten Martern den Geist auf. Indeß wird auf Veranlassung der Polizei die erwähnte Tochter verhaftet, die aber unschuldig befunden wird. Hingegen ward durch den Boten, der die Suppe gebracht hatte, verrathen, daß eine Weibsperson, bei welcher der Mann der Klempnersfrau aus- und eingegangen, diese Vergiftung angezettelt. Sie ist bereits eingezogen, und sieht ihrer Strafe entgegen.

Ueber die fernere Organisirung unserer Universität herrscht jetzt eine große Stille. Wie es heißt, haben Thibaut und Hugo einen Ruf an dieselbe erhalten. Wolf, der Philolog, heißt es, wird den Titel als Staatsrath erhalten. Ausser den gewöhnlich vorlesenden Gelehrten tritt Schleiermacher mit der Ankündigung eines Kollegiums unter dem sonderbaren Titel auf: Geschichte der Philosophie unter den Christen. Auch Adam Müller hat Vorlesungen angekündigt, worin er Adam Smith, seine Schule, sein System und die verschiedenen Manieren der Anwendung desselben darstellen und prüfen, und seine eigene Ansicht der Staatsokonomie rechtfertigen wird. Ausserdem wird er Vorlesungen über die Lehre vom Gegensatz, oder die Elemente der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens vortragen. In seiner Ankündigung deshalb fügt dieser exzentrische Kopf auf seine Art hinzu: „Da es vielmehr auf eine Verständigung über sehr ernsthafte und erhabene Dinge als auf anderweitigen Erfolg abgesehen ist, so bitte ich die Herrn Theilnehmer, sich an mich selbst zu wenden, wo wir uns mit und ohne Bedingungen sehr leicht vereinigen werden."

Ar.

---

## Interessante Beiträge zu einer Geschichte der Ereignisse im Tirol, vom 10 April 1809 bis 20 Febr. 1810.

---

Unter diesem Titel, mit dem Motto Sine ira et studio, doch ohne Anzeige des Druckorts, erschien diesen Frühling eine vierzehn Bogen starke Schrift, welche allerdings für eine künftige Geschichte jener schrecklichen Ereignisse in so fern großes Interesse haben kann, als sie eine bloße chronologisch geordnete Sammlung von Aktenstücken, Berichten u. dgl. enthält, die im Tirol während der Rebellion gedruckt und ausgetheilt worden sind. Die hin und wieder beigefügten Anmerkungen sind ohne Belang. Der Verfasser, ein Baier, scheint während des Aufstandes im Getümmel desselben, vermuthlich zu Brixen, gelebt zu haben.

Diese Aktenstücke mehr als alle Phrasen, durch welche man auch das Urtheil besserer Menschen zu Gunsten Tirols zu bestechen gedachte, beurkunden, aus welchen Ursachen jenes Bergvolk die Fahne der Empörung gegen Baiern aufpflanzte, und welcher Mittel man sich bediente, kirchlich-fromme, uralter Gewohnheit ergebene, bildungslose Menschen aufzuwiegeln und in ihrem entsetzlichen Rausch zu erhalten, bis das unaussprechliche Elend vollendet war. Man liest dies bunte Gemenge von Proklamationen, Zeitungsberichten, Verordnungen und Liedern nicht ohne Schaudern und Unwillen. Leidenschaften aller Art, Nationalhaß, hinterlistige Wortverdreherei, Habsucht, politische Schlauheit, Fanatismus, Verlegenheit und Angst, triumphirender Stolz, Niedergeschlagenheit, tückische Scheinheiligkeit und Verzweifelung führen hier abwechselnd ihre karakteristische Sprache.

Den Anfang macht eine Proklamation an die Tiroler, die am 13 April öffentlich durch einen gewissen von Kold und andere Agenten Oesterreichs ausgetheilt wurde. „Auf, Tiroler, auf! die Stunde eurer Erlösung ist nahe!" so beginnt sie. — „Schauet her, Tiroler! — schon ist alles in Bewegung, schon entfalten sie sich überall mit Macht und Schnelligkeit, die unerschöpflichen Kräfte des der gemeinen Sache, der Welt und sich selber getreuen Oesterreichs! Schon suchet der Erzherzog Karl an der Donau und am Main den alten Schauplatz seines Heldenruhms wieder auf! — Schon seht ihr sie wieder an euern Landmarken, die wohlbekannten schwarz und gelben Fahnen, und an ihrer Spitze ihn, ihn selbst, den geliebten Erzherzog Johann, der keinen schmerzlichern Augenblick hatte, als den, indem ihn unbesiegt, ja unangegriffen, entfernte beispiellose Unfälle von euch abriesen. — Wie? ihr hättet schon vergessen, was ihr ihm in der bittern Abschiedsstunde zu Sterzing und zu Brunecken heilig und feierlich in seine königliche Hand versprochen habt?"

In diesem Ton fährt die Proklamation fort, und ruft das Volk zum Meineid und zur Empörung gegen das Haus Baiern, dem es nun schon einige Jahre gehorcht hatte. Um des Pöbels Leidenschaften zu reizen, werden Baierns Anordnungen verläßert. „Die Geistlichkeit" heißt es, „wurde verfolgt; standhafte Bischöfe und Priester verjagt, die Abteien und Klöster beraubt, viele Kirchen entheiligt oder gesperrt, das Kirchengut verschleudert, die heiligen Geräthe absichtlich an Juden verkauft."

„Wohlan denn!" so schließt der Aufruf, „so geschehe rasch und einhellig, was zur schleunigen Befreiung des Vaterlandes Noth thut. — Gewehr und Pulver und Blei, und ein alttirolisches Herz bringt uns (Oesterreichern) entgegen; alles übrige mag der Feind rauben, wir versichern euch dafür Ersatz und Rache! — In Feld und Wald und in hohe Gebirge, in diese Freistätten, die euch Gott selbst so nahe hingesetzt hat, dahin flüchtet eure Jünglinge. Wir, eure Retter, sind ja nah, empfangen euch mit offenen Armen, führen euch in wenig Tagen in die Heimath zurück. Hütet euch ja, früher loszuschlagen, als die Oesterreicher innerhalb eurer Grenzen stehen. — Trotzet nicht der offenen Gewalt zahlreicher Feinde; aber lasset sie auch niemals auf die Höhen, dort müsset ihr Herrn bleiben, sie Tag und Nacht in ewiger Unruh erhalten, und so durch unaufhörlichen kleinen Krieg nach und nach aufreiben. Schneidet ihnen Lebensmittel und Nachrichten ab, so verlieren sie den Muth und ergreifen schimpfliche Flucht. — Wie ihr die Oesterreicher über euern Grenzen sehet, so verkündigen Kreidenfeuer und Sturmläuten diese Freudenbotschaft sogleich im ganzen Lande!" u. s. w.

Dies war der Prolog zum großen Trauerspiel. Gleichzeitig erschien auch die Proklamation des Erzherzogs Johann an die Tiroler. Sie hob mit den Worten ab: „Tiroler! Ich bin da, das Wort zu lösen, das ich euch am 4 Nov. 1805 gab: daß gewiß die Zeit kommen werde, wo mir das hohe Vergnügen zu Theil werden wird, mich wieder unter euch zu befinden." Er

ruft zuletzt: „in dieses alte uns geraubte Eigenthum Habsburgs wiederkehrend, wie vor 393 Jahren jener Herzog Friedrich, die Wiedergeburt der mit Recht allen so theuern Verfassung, die Wiederherstellung der vier Stände feierlich aus, ruft Adel und Prälaten, Bürger und Bauern, wieder zu den Füßen jenes Throns, welcher für sie allzeit ein Ort des Trostes und der Hilfe gewesen."

Ungefähr im gleichen Ton kündigte der Feldmarschalllieutenant Marquis von Chasteller seine Erscheinung an der Spitze eines Armeekorps an. Alle diese Proklamationen scheinen aus einer und derselben Feder geflossen zu sein; alle athmen tiefen Haß gegen Baiern, Wuth gegen Frankreich; es fehlt ihnen jene ruhige Würde des wahren Muthes, jenes erhabene Vertrauen, das vom tiefen Gefühl der Gerechtigkeit unzertrennbar zu sein pflegt.

In dem eingeführten Kirchengebet für die Waffen des Erzherzogs Karl hieß es unter andern: „Du, o Gott, hast ihn gesandt, daß er uns Hilfe bringe. Wir erkennen auch hier deine väterliche Liebe für uns. Gib einem ganzen Heere deiner Engel den Befehl, daß sie für deinen Diener Karl wachen; sie sollen ihn auf den Händen tragen, daß er auch nicht einen Fuß an einem Stein verletze!" u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

# Varietäten.

## Aus dem Großherzogthum Warschau.

— Die öffentlichen Blätter leiteten seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Prinzen Adam Czartorisky, Feldmarschall in österreichischen Diensten; man sprach von der Abstammung seines Geschlechts aus dem alten Hause der Jagellonen, welches lange Zeit den Thron von Polen mit seinen Söhnen besetzte; sprach davon, daß ihm die Vizekönigswürde im Großherzogthum Warschau übertragen werden dürfte, und umringte ihn, wo er erschien, mit ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen.

Welche Rolle dieser achtungswerthe Fürst auch immerhin noch zu übernehmen habe, einige nähere Notizen von ihm werden jedem Leser willkommen heißen.

Fürst Adam Czartorisky, gewesener General von Podolien, war sowohl durch seine mächtige und angesehene Familie, als durch seinen ungeheuern Reichthum geeignet, in seinem Vaterlande glänzend aufzutreten. Aber mit jenen Vorzügen verband er noch größere des Geistes, Scharfblick, Thätigkeit und vielseitige Kenntnisse. Es konnte nicht fehlen, daß die Augen der Nation sich bei mehr als einer Gelegenheit in stürmischen Tagen auf ihn hinwandten. Dennoch blieb er lange in untergeordneten Verhältnissen, bis König August der Dritte von Polen starb. Dies war im J. 1763.

Jetzt trat auch er, als der edelsten und begütertsten Polen einer, unter die Thronwerber. Ein großer Theil seiner Mitbürger hätte vielleicht dem Sprößling der Jagellonen die vaterländische Krone gegeben. Aber Stanislaus Poniatowsky, in diesen Geschäften nach Petersburg gesandt, wurde bekanntlich durch seine Freundin Katharina die Zweite den Polen als König gegeben. Für so stürmische Zeiten war der gutmüthige, edle Poniatowsky nicht geschaffen, und die mächtige Familie der Czartorisky harmonirte mit den Maasregeln des neuen Königs am wenigsten.

Nach der ersten Theilung des unglückseligen Reichs trat Fürst Czartorisky, dessen vorzüglichste Güter in dem an Oesterreich gekommenen Theil lagen, in den Dienst dieser Macht. Bei dem allen verlor er das Vaterland nicht aus den Augen. Noch während der Reichstage von 1789 bis 1791 strebte er dahin, Polen von neuem zu einer gewissen Selbstständigkeit und festen Regierungsform zu verhelfen. In eben dieser wichtigen Periode wurde er als außerordentlicher Gesandter nach Dresden geschickt, um den Kurfürsten von Sachsen zur Annahme der erblichen Königswürde von Polen zu bewegen; ging darauf nach Wien, um des Kaisers Vermittelung und Schutz gegen die allfälligen Entwürfe Rußlands zu bewirken. Das alles schlug aber fehl. Stanislaus August trat der berüchtigten Targowitzer Konföderation bei, und Fürst Czartorisky lebte von nun an zurückgezogen theils in Wien, theils in seinen galizischen Besitzungen. Selbst an der blutigen Insurrektion von 1794 nahm er keinen (wenigstens keinen direkten) Antheil.

Die russische Kaiserin begehrte, nachdem nun Polen vernichtet war, die beiden Söhne des Fürsten an ihren Hof. Sie gingen dahin. Der damalige Großfürst Alexander gewann besonders den ältesten lieb; auch dieser hieß, wie sein Vater, Adam. Ich übergehe die Schicksale dieses jungen Fürsten an den Höfen Katharina's und Paul's I, welcher letztere ihn endlich als seinen Minister zum Könige von Sardinien schickte. Aber sobald Alexander den Thron bestieg, rief er seinen Freund zu sich zurück, und ernannte ihn zum Suppleanten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, deren ganze Leitung er zuletzt, da der Minister Woronzow zurücktrat, übernahm. Auch war er in Kaiser Alexanders Gefolge, da dieser im Jahr 1805 die Reise nach Deutschland machte.

Unterdessen war sein Vater, Fürst Adam Czartorisky, vom Kaiser Franz im J. 1805 zum Feldmarschall ernannt. Längst dachte der Greis nicht mehr an eine Wiederherstellung der polnischen Nation, als Napoleon auch dieses Wunder bewirkte. Und da endlich gar durch den Wiener Frieden ein großer Theil Galliziens wieder zum Großherzogthum Warschau zurückkam, ward auch der Fürst wieder lauter an die heiligen Interesse eines aus der Vernichtung verjüngt aufsteigenden Vaterlandes gemahnt. Er begab sich nach Warschau.

Seine Gemahlin (auch sie ist würdig, daß ihrer hier gedacht werde) ist in Polen eben so sehr durch ihren Patriotismus, als durch ihren Sinn für Literatur und Kunst berühmt. Sie schrieb einst an den bekannten französischen Dichter Delille, da er auf der Reise nach Konstantinopel begriffen war, einen Brief (er ist in den Noten zu dem *Homme des champs* abgedruckt), der die ganze Anmuth ihres Geistes bezeichnete. Eben so ist die reizende Beschreibung ihrer Gärten von Pulawy, die Delille der neuen Ausgabe seines Gedichts *des jardins* beifügte, ihm von ihr in den ersten Grundrissen mitgetheilt.

## Aus Deutschland.

— * Der ehemalige südpreußische Offiziant Wuttstrack, Verfasser der Beschreibung Pommerns u. s. w. kündigt eben eine Schrift auf Pränumeration an, die wegen ihres sonderbaren Titels in die Gallerie der literarischen Odiosen aufgestellt zu werden verdient: „Der schwarze Ring am rechten Auge und der impertinente Floh im linken Ohr. Geschichte eines unglücklichen Mannes, der nicht an Gespenster glaubt, und sie dennoch sieht und beschreibt."

Nr.



Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 52. — den 30 Juni 1810.

## Mannigfaltigkeiten aus Spanien.

(Aus einem Schreiben.)

— — Man muß Spanien kennen, in Spanien gelebt haben, um sich von diesem Volke und diesem Kriege einen richtigen Begriff machen zu können, der nun schon ins dritte Jahr dauert. Der bessere, der größere Theil der Nation, der aufgeklärte Edelmann, der wohlhabende Bürger, der vermögliche Landmann, wünschen den Frieden, verabscheuen die Aufwiegelungen Englands, bewaffnen sich zum Theil selbst gegen ihr landsmännisches Raubgesindel; erkennen es, daß unter der vorigen Regierung das Land durch Favoriten- und Pfaffenkünste verderbt, erschöpft, entehrt wurde; sehen es ein, daß Wohlstand, Reichthum, Gesetzlichkeit, Freiheit unter dem Zepter einer neuen Dynastie, unter einer liberalern Verfassung gedeihen werden. Und wenn gleich der Nationalstolz aufs blutigste verwundet ist, sind doch im Ganzen wenige, die nun wieder den alten Zustand der Dinge zurückbegehren, oder den Sieg der Mönche und Feudalherrn und des ihnen anhängenden Lumpengesindels. Und wenn gleich jeder den vorigen Zustand der Dinge mit allen seinen Gebrechen und Unvollkommenheiten zurückwünschen würde, falls damit zugleich alles Schreckliche des jetzigen Krieges vernichtet und ungeschehen gemacht werden könnte: so sehnt sich doch alles der ruhigen Regierung des Königs Joseph entgegen, weil nun die Vergangenheit nicht wiederrufen werden kann, und der größte Theil des Dornenwegs zum Bessern zurückgelegt ist.

Und warum dauert der Krieg so wüthend fort, wenn der größere und achtungswürdigere Theil der spanischen Nation des Krieges müde und dem König Joseph ergeben ist? — Sehr begreiflich. Diese Flammen wären längst erloschen, schürten die Engländer ihres eigenen Vortheils willen die Glut nicht immer von neuem an; machten sie denen, in welchen der Haß gegen Frankreich nun eingefleischt ist, oder die keine Verzeihung ihrer Verbrechen zu hoffen haben, nicht immer neue Hoffnungen. Da sind einige Grandes, die den wichtigsten Theil ihres Vermögens nach Amerika und England in Sicherheit gebracht, und nichts mehr ins Spiel zu setzen haben — diese wollen in der Geschichte noch glänzende Rollen übernehmen. Es schmeichelt ihnen, unbezwungene Helden zu heissen, die sich nicht unter das Joch beugen mögen. Da sind viele tausend Mönche und Priester, die, aus ihrem Müßiggang, ihrem behaglichen Leben, ihrem Einfluß vertrieben, nun öffentlich und insgeheim Rache üben, indem sie den ihnen von Kindheit an ergebenen Pöbel zum Religionskrieg aufstiften, und die ewige Seligkeit für den Kampf gegen den König Joseph, die Märtyrerkrone für den Tod auf dem Schlachtfelde verheißen. Und man muß die Wirkungen des Fanatismus, der Bigotterie und der gröbsten Unwissenheit kennen, um zu begreifen, wie freudig der verführte Pöbel den Pfaffen die Hand bietet, die schon vor dieser Revolution größtentheils rohe, sinnliche, ehrgeizige, rachlustige Herrn waren. Da sind viele, die durch den Krieg ihr weniges Eigenthum verloren hatten, und nun, theils aus blinder Rache, theils weil ihnen nichts besseres übrig bleibt, theils aus Furcht keinen Pardon zu erhalten, die Waffen genommen haben. Noch mehrere sind, die vormals gar nichts besaßen, und jetzt vom Raube leben können; eben nicht Soldaten sein mögen, auch den regulären Felddienst scheuen, aber eben um der Beute willen gern kriegen mögen. Aus dem Geleis der alten Gewohnheit gerissen, erlauben sie sich jetzt alles; Tugenden hatte

diese Hefe des Volks vorher nicht, aber doch Furcht seinen Hang zu Lastern in der geregelten bürgerlichen Gesellschaft ausbrechen zu lassen. Jetzt ist die Furcht, folglich auch die Scheinheiligkeit dahin; er hat für seine rohen Begierden einen Vorwand gefunden, und wird für seine Räubereien, Mordthaten und Ausschweifungen sogar noch von seines Gleichen geachtet. Er streitet nicht für Karl, noch für Ferdinand, sondern für seine eigenen Gelüste, und plündert so gut die Spanier und die vaterländischen Ortschaften, wie den reisenden Franzosen.

Wenn Napoleon — dies ist meine innere Ueberzeugung — jemals einen der Menschheit endlich wohlthätigen Krieg geführt hat: so ist es dieser in Spanien. Denn von der Verdorbenheit, Rohheit und Finsterniß dieses Pöbels in Spanien hat kein Europäer einen richtigen Begriff, wenn er nicht Augenzeuge war.

Während die Armee vor Cadiz und an den portugiesischen Grenzen steht, wimmelt es im Innern Spaniens von einzelnen kleinen Räuberrotten. Sie werden eben so schnell verschwinden, als die Engländer vertrieben sind. Ohne eine Bedeckung von hundert Mann rathe ich keinem jetzt, eine Reise durch Spanien zu machen. Daher müssen jetzt überall Gendarmes patrouilliren. Viele Städte und Dorfschaften bewaffnen sich selbst gegen das umher streifende Lumpengesindel. Ich selbst wurde dreimal auf meiner Reise von Sevilla nach Bayonne angegriffen.

Ich verreisete von Sevilla mit einem Detaschement von 150 Mann, welche einen Transport von 40 Wagen und 150 Pferden aus den königlichen Stutereien, die Se. Majestät nach Aranjuez kommen lassen wollte, begleiteten. Schon am 16 März Vormittags wurden wir zwischen Carlota und Especha in der Provinz Cordova angegriffen. Die Räuber stürzten aus einem Olivenwalde hervor. Mit einem Verlust von vier Todten und sechs Verwundeten schlugen wir uns durch.

Die Sierra Morena passirten wir ruhig; allein bei Daymiel am Guadiana forderten uns den 27, beim Ausgang eines Olivenwaldes, in einem Defilé, drei- bis vierhundert Insurgenten auf, die Waffen niederzulegen. Sie waren neben dem Defilé auf einer Anhöhe aufmarschirt, hatten eine weiße Fahne und riefen uns mehrmals zu: „ergebt euch!" — Wir waren unserer einundzwanzig zu Pferde, worunter vier französische Kaufleute. Wir sprengten voraus, drehten um einen Hügel, die Infanterie überflügelte auf der andern Seite, und so hatten wir die Schaar bald zerstreut, die fünfzig Mann todt oder verwundet auf dem Platze ließ. Während wir uns an der Tete des Transports schlugen, fielen sechszig Insurgenten zu Pferde über den Nachzug unserer kleinen Kolonne, und es gelang ihnen, die 150 Pferde zu erhaschen und mit ihnen davon zu sprengen. Als ich wieder nach der Straße zurückreiten wollte, stürzte mein Pferd todt zu Boden. Es hatte drei Schüsse erhalten. Einer von den Kaufleuten und neunzehn der Unserigen blieben auf dem Platz.

Von dort kamen wir ungestört bis Madrid. Die Gendarmes durchstreifen fortwährend die Gegenden.

Aus Madrid verreisete ich mit einem Detaschement von zweihundert Pferden, welches einen polnischen Prinzen bis Bayonne begleitete. Bis vor Irun, der letzten Stadt in Spanien, kamen wir unangefochten. Dort aber wurden wir von 250 Mann, vermuthlich einer Rekognoszirung aus Biscaya, auf offener Straße lebhaft angegriffen. Zum Glück kamen sechszig Gendarmes jenseits gegen uns, und wir nahmen die Insurgenten in die Mitte. Sie gewannen indessen Zeit, sich bis auf vierzig Mann zu flüchten; diese warfen sich in ein an der Straße stehendes einzelnes Haus, und machten ein schreckliches Feuer. Wir verloren vier Gendarmes, drei Infanteristen, und hatten sieben Verwundete. Endlich ergaben sich die Rebellen. Wir führten sie nach Irun, und den folgenden Tag wurden sie erschossen.

Aus diesen kleinen Abentheuern sehen Sie, daß man noch nicht an spanische Lustreisen denken darf. In den Dörfern und Städten hingegen herrscht Ordnung, Ruhe, Zufriedenheit und Wohlleben, und dies immer in höherm Grade, je weniger die Gegend in Gefahr ist, wieder Kriegsschauplatz zu sein. König Josephs Humanität, seine Gerechtigkeitsliebe haben ihm die Herzen des Volks gewonnen. Er ist rastlos beschäftigt, die unvermeidlichen Uebel zu mindern, welche Fanatismus der Mönche und Englands Politik über sein herrliches Reich bringen. Und die Zeit ist nahe, da Napoleons Bruder dem spanischen Nationalstolz einen solidern Grund gewährt, als er bis jetzt hatte.

M.

## Interessante Beiträge zu einer Geschichte der Ereignisse im Tirol, vom 10 April 1809 bis 20 Febr. 1810.

(Beschluß.)

Die Flamme des Aufruhrs griff schnell um sich. Leicht ist der große Haufe in stürmische Bewegung gebracht; man hat nur seine Leidenschaft aufzulohren. Aber von der Leidenschaft eines entzügelten Pöbels erwarte man auch keine Werke der Vernunft. Selbst die Sprache der Vernunft und Menschlichkeit wird dann nicht verstanden. So redete sie, schon wenige Tage nach Ausbruch der Rebellion, vermuthlich weil es Noth that, der österreichische Intendant Joseph Freiherr von Hormayr zum Volk. Er mahnte es von Mißhandlung der Wehrlosen ab, von Zügellosigkeit und Anarchie. Merkwürdig und karakteristisch ist der Schluß seines Rufs an die Tiroler: „Ich habe die Thaten der Väter, unsere Freiheiten und Rechte, ich habe die Geschichte des theuern Vaterlandes geschrieben; ich will mir auch einen Platz in derselben verdienen! — — Aber ohne Ordnung, ohne ruhige Fassung, ohne Gehorsam gedeihet nichts. Ich befehle euch ruhig zu sein im Namen des Kaisers, der die Verräther schon zu bestrafen wissen wird; im Namen unsers innig geliebten Erzherzogs Johann; im Namen Chastellers des „Ritters ohne Furcht und Tadel der österreichischen Armee", eures ruhmwürdigen Erretters! Den ersten Ruhestörer behandle ich als Feind des Vaterlandes" u. s. w.

Die hohen Erwartungen von siegreichen Fortschritten der österreichischen Fahnen wurden aber bitter getäuscht. Allein das Volk ward in gänzlicher Unwissenheit erhalten; alle Zeitungsberichte waren geflissentlich so verworren und entstellt, daß man glauben mußte, die Franzosen seien, trotz dem, daß sie in einer Reihe von Schlachten und Treffen gegen Wien anrückten, in der größten Noth. Ein gewisser Pausinger in Klagenfurt meldete sogar durch ein Zirkular an alle Postämter (11 Mai 1809), der Erzherzog Karl habe den Marschall Massena nebst dessen Armeekorps gefangen genommen, und nach Wien geschickt; während in Wien selbst Erzherzog Maximilian in einer Proklamation an die Einwohner Wiens (5 Mai) Besorgniß äusserte, es könnte doch, unterdessen die Armee mit Entschlossenheit und Beharrlichkeit kämpfe, eine oder die andere Abtheilung des feindlichen Heeres einen Einfall in die Residenzstadt auszuführen ver-

suchen. — „Wenn es dem," sprach er, „der uns heute bedroht, vor einigen Jahren gelang, in diese Mauern zu dringen: so hatten Unglücksfälle von ganz ausserordentlicher Art ihm den Weg dazu gebahnt. Aber jetzt, wo eine Masse von Kräften, die dem Kriege eine uns günstigere Wendung zu geben im Stande ist, auf allen Seiten dem Staate zu Gebote steht, jetzt, wo es mehr als Kleinmuth, wo es Pflichtvergessenheit wäre, an der Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs zu verzweifeln, — jetzt sollten wir ihm diese ehrwürdige Stadt, diesen Mittelpunkt der Monarchie, diesen Sitz so vieler glorreichen Fürsten, die Oesterreichs Namen groß und herrlich gemacht, und Wohlfahrt und Segen über ihre Völker verbreitet haben, ohne Widerstand überlassen? Solche Schmach sei fern von uns!" — — Inzwischen, wie man aus der Geschichte des Jahres 1809 weiß, geschah doch, was nicht zu vermeiden war.

Als endlich aber auch die Schrecken des Krieges in die Thäler Tirols drangen, und der ungeordnete Ungestüm der Aufstandsmassen an der Tapferkeit und Disziplin baierscher und französischer Truppen zu Schanden ward: da blieb den verzweifelnden Heerführern der Empörung nichts, als durch gräßliche Schilderungen allerlei von den Siegern verübt sein sollender Gräuel das Volk zum höchsten Grade der Wuth hinaufzustimmen. Die unglücklichen Tiroler schwankten jetzt zwischen Muthlosigkeit und Verzweifelung. Militärisch nützlicher war freilich die letztere. Man las daher in den Zeitungen von Innsbruck und Brixen empörende Schilderungen von den Grausamkeiten der Sieger, besonders des baierschen Militärs; denn gegen Baiern war der Nationalhaß am leichtesten zu reizen. Auf eine Verläumdung mehr oder weniger kam es dabei nicht an.

So schrieb man folgende ekelhafte Stellen in die Tiroler Zeitungen (im Juni): „Die Folge hat es auch wirklich gezeigt, daß die schon hoch gespannte Vorstellung von der Tigerwuth des baierschen Militärs noch lange nicht die durch die That bewiesene Unmenschlichkeit erreicht hatte. Ueber hundert Unbewaffnete wurden an Bäumen aufgehenkt, Weiber und Kinder zusammengemetzelt, Vieh und Menschen in Ställen verbrannt, blühende Ortschaften durch Feuer und Schwerd in Schutthaufen verwandelt, schwangern Weibern der Bauch aufgeschlitzt und ihr eigenes Eingeweide in die Hand gegeben, gefangenen Bauern, selbst noch bei der Niederlage am Berge Isel, die Zunge ausgerissen. Vierzehn blühende Ortschaften liegen in der Asche, ohne mindesten Unterschied, ob ihre Bewohner an der Bewaffnung selbst thätigen Antheil genommen haben, oder nicht. Einmal in der Hitze des Gefechts, aber zweimal zu verschiedenen Zeiten, mit vieler Mühe, sogar gegen die Richtung des Windes, wurde die Kreisstadt Schwatz mit Pechkränzen und Fackeln in die Asche gelegt. Türkische Musik und wildes Hohnjauchzen im Lager schmetterte durch das Prasseln der Flammen und durch das Wehgeheul der Verbrennenden, Mißhandelten und Flüchtenden. — Heuchlerisch genug, und mit teuflischem Hohn, wurden in den dreimal von verschiedenen Seiten angezündeten Ort Truppen zum Löschen kommandirt, wie nicht mehr zu löschen war. Ja, es soll bei diesem die Haare emporsträubenden Anblick sogar manche Krokodillsthräne geflossen sein."

Nach solchem gräßlichen Gemälde folgt das ermunternde Lob Tirols nicht minder poetisch. „Der Tiroler hat" lautet es, „im April 1809 die Zeiten des Bundes im Rüttli, der Tells, Melchthal, Fürst und Stauffacher, das erhabene Beispiel eines Volks erneuert,

— — das fromm die Heerden weidet,  
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,  
Das Joch abwirft, das es unwürdig leidet,  
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt!

Das baiersche Militär gegen jene demagogische Lästerungen zu rechtfertigen, wäre sehr überflüssig, da man selbst im Tirol nachmals den wahren Hergang der Dinge sehr gut erfuhr. Aber interessant für die Geschichte der Zeit und den philosophischen Beobachter bleiben die Kunststücke aller Art, mit welchen ein irre geführtes Volk zum Ziel geleitet werden sollte. Dahin gehört auch noch folgende Stelle einer Tiroler Zeitung, ganz auf des Bergvolkes religiösen Geist berechnet: „Auch in Scharnitz und Luitasch wurden Mordbrennereien verübt, Wehrlose erwürgt, Weiber geschändet, die Heiligthümer entweiht. Es gab Frevler, welche die Hostien aus den Tabernakeln zerrissen, zerbissen und ausgespukt, die Altäre durch Unrath befleckt, die Kruzifixe an den Wegen verstümmelt, mit den heiligen Oelen die Stiefel geschmiert haben. Das ist die Gottesfurcht des baierschen Soldaten, das ist seine zarte Schonung für Hohes und Heiliges und insbesondere für den frommen ehrwürdigen Glauben des Tirolers!!! — Welche Aussichten, wenn diese Unmenschen wieder unsere Zwingherrn werden sollten!!" u. s. w.

Nach der Schlacht bei Aspern ward im Tirol der Auszug aus dem Handschreiben Se. Maj. des Kaisers Franz (Wolkersdorf, 29 Mai) an den Erzherzog Johann bekannt gemacht. Die Worte des Kaisers darin: „Im Vertrauen auf Gott und meine gerechte Sache erkläre ich hiermit meiner treuen Grafschaft Tirol mit Einschluß des Vorarlbergs, daß sie nie mehr von dem Körper des österreichischen Kaiserstaates sollen getrennt werden, und daß ich keinen andern Frieden unterzeichnen werde, als den, der dieses Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft!" Diese Worte mußten nicht weniger zur Gemüthserhebung der Tiroler wirken, als die von einem Vorpostenkommandant Paul Freiherrn von Taxis (am 8 Juni zu Innsbruck) publizirte Nachricht, Napoleon sei mit seiner Armee bei Wien eingeschlossen, habe Frieden vorgeschlagen, der aber nicht angenommen wäre; — oder Nachrichten, vorgeblich aus dem österreichischen Hauptquartier, welche das Einrücken der Russen in Gallizien als eine freundschaftliche Handlung Rußlands zu Gunsten Oesterreichs scheinbar machen wollten.

Bis auf den letzten Augenblick, bis zum Waffenstillstand von Znaym, wurden „Tagsberichte von der kais. königl. Armee" vertheilt, welche unaufhörlich von den Siegen Oesterreichs angefullt waren, die an den Ufern der Donau und bei Wagram erfochten sein sollten. „Die unter dem Feinde herrschende Bestürzung" heißt es im letzten dieser Tagsberichte, „ist allgemein und unbeschreiblich. Auf Befehl des Armeekommando ist überall in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Böhmen das Volk in Masse aufgeboten, um dem Feinde seinen Rückzug, wo nicht unmöglich, doch so schwierig und blutig als möglich zu machen."

Wie grell stachen dann daneben die Bedingungen des Znaymer Waffenstillstandes ab, als sie nicht länger zu verheelen waren, und die Worte des Generalmajors Freiherrn von Buol zu Bärenburg, Kommandanten des Korps im Tirol, in seiner Abschiedsproklamation an die Tiroler und Vorarlberger (Brixen, 29 Jul.): „Ich muß, den höchsten Befehlen zufolge, das Land räumen, und ihr könnt folglich auf meine fernere militärische Unterstützung nicht mehr rechnen. Ergebt euch in den

Willen der Vorsehung mit Geduld, Ruhe und Standhaftigkeit! Ich habe die tirolische und vorarlbergische Nation dem Schutze des französischen Reichsmarschalls Herzogs von Danzig anempfohlen, dessen Armeekorps bestimmt ist, Tirol und Vorarlberg zu besetzen."

„Das ist eine Lüge!" schrie der Haufe. „Im Waffenstillstande heißt es nur, das Tirol geräumt, aber nicht, daß es besetzt werden solle."

Und auf dies hin wurde die Insurrektion fortgesetzt, an deren Spitze sich der unwissende Gastwirth Hofer schwang, welcher sich von nun an „Oberkomedant in Diroll" nannte und unterzeichnete. An Frieden glaubte niemand; selbst im österreichischen Hauptquartier scheint man noch lange nach dem Znaymer Waffenstillstand an der Möglichkeit des Friedens gezweifelt zu haben. Ja, einer „Relation" der in das Hauptquartier des Erzherzogs Johann abgeordneten Tiroler zufolge, soll dieser Erzherzog selbst gewünscht haben, „daß sich die Tiroler standhaft und tapfer vertheidigen möchten."

Der Wunsch ward erfüllt. Die Anarchie und das Blutvergießen dauerte fort. Vom Tirol aus suchte man den Aufstand des Volkes nach allen Richtungen fortzupflanzen. In der Proklamation Hofers an die Bewohner Kärnthens (Innsbruck, 27 Sept.) ermahnt er sie zum Aufruhr, damit sie, Oesterreichs Unterthanen, nicht auch dereinst ihr Blut auf fremdem Boden für Frankreichs Interesse verspritzen müßten; zeigt auf den festen Entschluß der Tiroler, „sich eher unter der Hausschwelle begraben, als für den unersättlichen Feind der deutschen Nation auf die Schlachtbank führen zu lassen"; und indem er ihnen Tiroler Schützen als Hilfstruppen schickt, sagt er zu den Kärnthern: „Die Gebirgsvölker müssen diesem Kriege ein Ende machen!"

Wenige Wochen nachher lautete seine Proklamation an die Tiroler (Sterzing, 8 Nov.) minder hochtrabend. „Gegen Napoleons unüberwindliche Macht" heißt es darin, „können wir nicht Krieg führen. — Eine höhere Macht leitet Napoleons Schritte. — Wir dürfen uns nicht länger dagegen sträuben. Kein Vernünftiger wird wider den Strom zu schwimmen gedenken."

Doch gehörte der einfältige schwache Mann selbst noch nicht zu den Vernünftigen. Am 23 Nov. gab er schon wieder eine „offene Ordre an die Vinschgauer und Oberinnthaler", und bot die Tiroler zum Kampf gegen Frankreich und Baiern auf, weil sonst „binnen vierzehn Tagen ganz Tirol von jungen Leuten beraubt, zuletzt Gotteshäuser, Eltern, Klöster, wie auch Religion vernichtet sein und sammt den Feinden uns die ewige Verdammniß zubereiten würden." Daß er noch kurz vorher zum Frieden gerathen, erklärte er reuig, es sei „aus einiger Verwirrung geschehen", weil er von „Geistlichen getäuscht worden wäre, die er für seine Freunde gehalten."

Der neue Aufstand, bei welchem wieder der Anfangs dieses Artikels genannte Jos. Nep. Maria von Kolb, gebürtig aus Innsbruck, ansäßig in Brixen, kommandirte, ward aber bekanntlich schnell gedämpft. Hofer büßte seine Frechheit und Unbesonnenheit. Eingefangen ward er unter Bedeckung von mehr als 500 Mann, in schweren Ketten, am 29 Jänner 1810 von Meran nach Botzen, am 30 von Botzen nach Mantua abgeführt, und dort am 20 Febr. auf dem Wall erschossen.

Ag.

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

—— * Berlin. Der deutsche Luftschiffer Reichard hat den 27 Mai seine zum Besten der Armen veranstaltete Luftfahrt glücklich angetreten und beendigt. Die Armen haben sich aber keines Genusses davon zu erfreuen gehabt, indem der Absatz der Billets so gering war, daß die Füllungskosten, welche an 1800 Thaler betrugen, einen Ausfall von 200 Thalern hatten. Der Luftschiffer kam bei Pankow, eine Stunde von Berlin, herab, wo die Dorfgemeine das Pfandrecht an ihm ausüben wollte, weil er ihre Aecker verheert haben soll. Fürwahr ein Gegenstand, eines Tossoni, Pope und Boileau zu einer burlesken Epopee würdig!

Die Aufmerksamkeit der Theaterfreunde wird noch immer von dem Gesang des Bassisten Fischer gefesselt. Wenn er spielt, ist das Haus immer gedrängt voll. Als Figaro hat er in Hinsicht seines Spieles und Gesanges die größte Sensation gemacht. — Von mehreren Schauspielern, die seit kurzem debütirt, verdient Mamsell Schönemann einer vorzüglichen Berücksichtigung. Sie hat sich auf einem unserer Gesellschaftstheater gebildet, und ist, nachdem sie erst vor Iffland und dann vor dem Publikum in der Rolle der Louise in Kabale und Liebe aufgetreten und die Probe bestanden, nunmehr bei der hiesigen Bühne angestellt. Zu den Talenten, die sie verräth, verspricht sie den Kennern eine vollendete Künstlerin zu werden. — Vergangenen Monat war die Jahrgedächtnißfeier der verewigten Schick in der hiesigen katholischen Kirche und an ihrer Grabstätte auf dem katholischen Kirchhofe, mit Musik, Gesang und Reden, unter einem Zufluß ihrer Verehrer und Freunde, solenn abgehalten.

Ar.

## Aus der Türkei.

—— Die Schutzpockenimpfung macht in Konstantinopel und in den nördlichen Provinzen der Türkei große Fortschritte. Viele in Leipzig und Wien studirte Aerzte bestreben sich, dieser Erfindung eine größere Aufnahme zu verschaffen, und dies gelingt ihnen vorzüglich bei ihren zahlreichen Glaubensgenossen. Es erscheint auch jetzt zu Konstantinopel ein Journal in griechischer Sprache, worin über die Fortschritte der Medizin und Chirurgie in der Türkei wichtige Nachrichten enthalten sind. Noch vor dreißig Jahren war die Ausübung dieser Wissenschaften in den Händen der Charlatane, von welchen die mehresten Juden und Italiener waren. Jetzt zählt man in Konstantinopel ungefähr dreißig griechische Aerzte, die durch mehrjährigen Aufenthalt in England, Frankreich u. s. w. sich gebildet, und ihre Kunst nach wissenschaftlichen Regeln üben.

Ar.

---

Mit Numer 52 ist das erste Semester dieser Blätter beendiget. Ich ersuche daher die resp. Abonnenten um gefällige Erneuerung des Abonnements für die zweite Hälfte des Jahrganges.

H. R. Sauerländer.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 53. — den 4 Juli 1810.


## Landreise eines französischen Offiziers von Dalmatien nach Konstantinopel.

Die Herausgeber der Bibliotheque britt. machten vorigen Monat diese kleine Reisebeschreibung zuerst bekannt. Die hier mitgetheilte Uebersetzung wird um so größere Theilnahme finden, weil jene Gegenden im Norden der europäischen Türkei noch so gut wie unbekanntes Land anzusehen sind, selten oder nie von gebildeten Männern durchreiset werden, und eben jetzt, theils durch die neuesten Ereignisse, theils schon durch die Begrenzung vom französischen Reich, täglich mehr Interesse für das beobachtende Publikum gewinnen. So flüchtig auch die hier gelieferten Umrisse gezeichnet sind, so lebhaft stellen sie uns doch das Bild vom Innern der türkischen Welt dar.

Türkische Grenzwachten. Der Pascha von Travnik.

— — General Marmont, Oberbefehlshaber der französischen Truppen in Dalmatien, berief mich von Ragusa nach Spalatro, wo er damals sein Hauptquartier hatte. Hier fand ich zwei andere Offiziere, die mit mir gleichen Befehl empfangen hatten, ohne Verzug nach Konstantinopel zu gehen, um dort unter den Befehlen des Generals Sebastiani, französischen Botschafters bei der hohen Pforte, zu dienen.

Es war der 14 März 1807, als wir abreiseten. Wir hatten Briefe vom General Marmont an die türkischen Grenzkommandanten bei uns, um desto leichter den Boden des mißtrauischen Volks betreten, und Travnik, die Residenz des Pascha von Bosnien, erreichen zu können. Von diesem mußten wir erst die nöthigen Firmans erhalten, um ungehindert nach Konstantinopel zu kommen. Wir hatten gleich den ersten Tag erbärmliches Wetter, indem wir unsern Weg nach Sign nahmen; und alle Mühe, noch vor Nacht unser Quartier zu erreichen. Der schlechte Empfang, den wir bei den dortigen Regierungsbeamten hatten, ließ uns bemerken, daß der zivilisirte Dalmatier mit der Rohheit zugleich alle Gutmüthigkeit verliert. Er ist tückisch, selbstsüchtig und dient keinem Menschen, als wenn er ihn fürchtet. Da unsere Equipage eben nicht die glänzendste war, ließ man uns stehen im Regen, schlottern und frieren, bis wir Hand an den Säbel zu legen drohten. So kamen wir endlich unter Dach; aber zu essen gabs nicht.

Weil in Dalmatien keine Gasthöfe und Wirthshäuser sind, ist der Reisende übel daran, wenn er nicht gastfreundlichen Menschen begegnet. Den folgenden Tag mußten wir wieder bis Mittag auf die gemietheten Pferde warten; wir kamen aber doch noch bis zum Fuße des Berges Prolok. In der Geschichte und Fabelei hiesiger Völkerschaften ist dieser Berg sehr berühmt. Hier ereigneten sich die Wunder ihrer alten Gottheiten, und die Heldenthaten der Altvordern gegen die Türken. Diese Sagen, in langsamen eintönigen Melodien mit gewaltiger Stimme abgesungen oder vielmehr abgeheult, schlugen noch oft genug, durch die Echo's des traurigen Dalmatiens wiederholt, mein Ohr. Denkwürdig wird mir auch das Gebirge wohl noch lange sein; denn wir hatten das abscheulichste Wetter, als wir hinüberzogen, und zu allem Unglücke begegneten wir oben noch einer zahlreichen Karavane türkischer Morlachen, die von Bosnien her Eisen, Leder, Getraide und Vieh nach Dalmatien brachten. Anderthalb Stunden mußten wir uns in den tiefen Schnee hinstellen, bis der ganze Zug langsam auf einem schmalen Fußwege vorbeigegangen war, dem einzigen angebahnten Weg. Die Mittagshalde

des Berges ist noch mit prächtigen Eichen bedeckt; in der Ebene unten sind diese Bäume von den Ziegenheerden verbissen. Der fahrlässige Dalmatier läßt seine Ziegen die Wälder nach Belieben schänden, bis er kein Holz mehr hat. Erfahrung macht ihn nicht klüger. Den Gipfel des Gebirges beschatten Tannen. Die Nordseite, von vielen Klippen und Abgründen unterbrochen, ist ungleich nackter.

Hier fanden wir den ersten türkischen Grenzposten, und das hatte für uns in dieser Wildniß in der That etwas Fürchterliches. Ein Dutzend starker kräftiger Kerle, von Kopf zu Fuß bewaffnet, mit harten düstern Gesichtszügen, umringte uns mit verächtlichen Blicken. Dann schloß man uns in eine elende Wachthütte ein, ohne ein Wort zu sagen. Ein großes Feuer von Tannenholz, das in der Mitte der Barake loderte, machte mit bleichem, wechselnden Lichte die wilden Gestalten dieser Leute noch schrecklicher. Nach einer Viertelstunde gaben sie endlich einen Wegweiser, der uns in die Ebene von Hlivno zu ihrem Hauptmann führte. Dieser hielt uns wieder unter allerlei Vorwand auf, allem Vermuthen nach, um ein Paar Gulden für ein erbärmliches Nachtessen gewinnen zu können, das er uns theuer verkaufte.

Wir kamen folgenden Tages nach Hlivno, einem Städtchen mit türkischer Festung. Der Kommandant, Aga geheißen, bereichert sich hier immer ansehnlich auf Kosten des Handels mit Dalmatien. Ich ging mit meinem Bedienten, einem Morlachen, der mir zugleich Dollmetscherdienst leistete, zu ihm. Das Slavonische ist die Sprache von ganz Bosnien. Ich forderte Erlaubniß, weiter zu reisen und mir Pferde zu miethen, um mich zu seinem Visir begeben zu können. Er bewilligte das alles, aber in einem so hohen Ton, als wäre er der Großherr selbst. Die Turken überhaupt, und besonders wenn sie an ihrem Ort ein wenig zu bedeuten haben, machen sich gegen Fremde sehr breit und groß.

Die rohen Bosniaken, weit von ihrer Hauptstadt entfernt, bewohnen ein gebirgiges, städteleeres Land, und sind mit ihren Nachbarn fast immer im Krieg. Trotz dem, daß sie in Kultur allen andern Völkern Europens weit nachstehen, bilden sie sich in ihrer Unwissenheit doch immer noch ein, sie besäßen alle die Tapferkeit und Talente, mit welchen einst ihre Ahnen diese schönen Provinzen eroberten. Einen Beweis von ihrer Anspruchsseligkeit gab uns z. B. ein Besenhändler, der uns auf dem schmal gebahnten Wege begegnete, und ohne anders begehrte, wir, unserer sechs sammt Pferden, sollten seitwärts in den Schnee treten, bis er allein vorbeiwäre. Er fing sogar an zu drohen, aber ich, der eben voran ging, warf ihn auf die Seite. Dafür waren wir hernach desto höflicher gegen ein halbes Dutzend türkischer, wohlbewaffneter Gaudiebe, die das Recht des Stärkern für sich hatten. Wir machten ihnen, wie billig, Platz.

Erst am 20, also erst nach sechs Tagen voller Mühe und Noth, nachdem wir Regen, Schnee, Wind, Frost, Erniedrigungen und Entbehrungen aller Art gelitten, kamen wir in Travnik an, wo wir uns durch die Gefälligkeit des französischen Konsuls, Hrn. David, wieder etwas erholen konnten. Auch der Pascha empfing uns, als Abgeordnete des Generals Marmont, für den er große Achtung hegte, sehr glänzend. Usseref Mehemet, Pascha von drei Roßschweifen, hatte als Gouverneur von Kahira, für den Kaiser Napoleon und dessen Nation hohe Bewunderung gewonnen. Auch nachdem die Franzosen Aegypten wieder geräumt hatten, hielten sich die, welche zurückgeblieben waren, an ihn, und leisteten ihm Dienste, die seine Erkenntlichkeit fesselten. Er hatte einen offenen, muthigen Geist. Da er einmal von Rebellen umzingelt gewesen, murrten seine Soldaten, daß er nicht lieber den Rückzug derselben durch eine Summe Geldes erkaufte. Sie hielten ihn für geizig. Da ließ er seine Kissen, mit Shawls, Perlen und andern Kostbarkeiten bringen und vor seinen Leuten verbrennen. „Seht ihr!" sagte er zu ihnen; „ich vertheidige mich aus Ehre, nicht um meiner Schätze willen."

Er ließ uns mit großem Pomp zu sich zur Audienz holen, und empfing uns gar gütig. Seine Unterhaltung war fein, gefällig, zuvorkommend. Er ließ uns, außer Kaffee und Pfeifen, auch Gebackenes und Sorbets präsentiren. Nach Landessitte darf man aber nur ein Löffelchen voll davon und von jeder Art Backwerks nur ein Stückchen nehmen. Dann brachte man Wasser, Mund und Hände zu waschen; und zum Abtrocknen goldgestickte Servietten, mit denen man sich die Lippen wund riß.

Der Palast des Pascha ist von Holz gebaut, und sieht einem großen Landhaus ähnlich. Die Stadt Travnik ist ebenfalls von Holz gebaut, nicht groß, und im Grunde eines engen Thals gelegen. Das Volk da schien mir gar unreinlich und arm. Wir sahen nur einige verschleierte alte Weiber, die uns insultirten, selbst wenn die Leute des Pascha uns begleiteten.

Die Paschen dieser Provinz haben immer den Titel Visir. Sie wohnen lieber in Travnik, als in Bosna Seraco, der größten Stadt des Landes, wo sie indessen doch immer drei Tage nach ihrer Ankunft im Paschalik bleiben müssen. Gewöhnlich zeigen sie sich selten oder nie öffentlich; man erfährt ihr Dasein nur aus dem Despotismus ihres Handelns, der um so drückender ist, da sie unzugänglich für alle Bittende, und von religiöser Ehrfurcht der Unterthanen umringt, die kurze Zeit ihrer Stelle dazu benutzen wollen, in der Geschwindigkeit Reichthümer zu sammeln.

---

Züge zur Schilderung Bosniens. Streifpartheien der Servier.

Der Visir gab uns die Firmans und einen Tatar, der uns nach Konstantinopel bringen sollte. Alle Kabinetskuriere im ottomanischen Reiche heißen Tataren. Vermuthlich stammen sie ursprünglich von der Nation dieses Namens. Sie haben noch die Benennung behalten, und die Gewohnheit, ihr Leben auf dem Pferde zuzubringen. Alle tragen eine sehr hohe Mütze, deren zugerundeter Gipfel gelb ist. Im übrigen gleicht ihre Tracht der der Nation.

Unser Tatar war Depositär des Firmans, vermittelst dessen wir unterwegs die nöthigen Pferde erhalten sollten, und zwar gegen eine sehr geringe Entschädigung, die doch aber durch die Habsucht der Postmeister und des Kuriers, der mit ihnen gern theilte, oft sehr beträchtlich war. Ueberhaupt ists schwer, den Betrügereien dieser Leute zu entgehen, wenn man nicht ihrer Sprache Meister ist. Wir hatten uns zwar einen Dollmetsch gemiethet, waren aber dadurch um nichts gebessert. Man muß solche Leute immer aus den Rajahs, türkischen Unterthanen katholischer, griechischer oder armenischer Religion, wählen, die einmal so gewohnt sind, vor dem Turban zu zittern, daß sie eher den Türken gegen die Reisenden, als diesen gegen jene, dienen.

Das Land, welches wir durchreiset hatten, war unvermerkt besser geworden, seit wir ins Thal von Verbaz kamen, und in das Land traten, dessen Gewässer sich in den Saustrom werfen. Man kann Bosnien in das obere und untere abtheilen;

beide sind schöne Länder, wohl bewässert, von starker, üppiger Vegetation; sehr bevölkert. Das Volk hier ist weit arbeitsamer und industriöser, als in den mittäglichern Provinzen der Türkei. Oberbosnien ist ein Hirtenland; hat auch einige Silber-, Kupfer- und Eisenbergwerke, und liefert den Nachbarschaften Heerden von ausgezeichneter Schönheit. Unterbosnien dagegen ist reich an Getraide, und versieht ganz Dalmatien und das Gebirgsland damit, von dem es umringt ist.

Am 22 Mittags reiseten wir von Travnik ab. Durch einen schönen, von Wiesen und Gehölzen durchschnittenen Strich Landes kamen wir folgenden Tages nach Bosna Serajo. Es ist eine schlecht gebaute, große Stadt von 70,000 Einwohnern, wo es viele Eisen- und Kupferschmiede gibt, welche die Produkte der nahen Bergwerke zu gut machen. Die Stadt hat ein altes festes Schloß in einer vortheilhaften Lage; am Fuße desselben lauft die Miliaska, ein kleiner sehr eingeengter Fluß, der sich in die Bosna stürzt.

Wir hielten uns nur auf, um die Pferde zu wechseln. Als wir aber weiterreiseten, verfolgte uns der Gassenpöbel. Erst rief man hinter uns her „Ghiaour! Ghiaour!" (Unglaubige); dann „Kiopek oglu!" (Hundesohn): endlich bombardirte man uns mit Steinen. Mit christlicher Geduld, die hier die beste Klugheit war, nahmen wir alles hin, und gaben nur den Pferden die Sporn.

Im Posthause zu Praza, wo wir gegen Abend ankamen, brachte man einen reisenden Muselmann herbei, dem, bei einem Sturze des Pferdes, das Pistol, welches er im Gurt getragen, losgegangen war und die Lende durchschossen hatte. Die Türken, in der Meinung, jeder Europäer sei Arzt, wollten mit aller Gewalt, ich sollte die Wunde untersuchen. Da half kein Protestiren. Ich ließ die Wunde auswaschen, und, weil keine Leinwand vorhanden war, Scharpie aus Baumwollenzeug rupfen und einlegen. Man mußte zum Wundarzte nach Serajo schicken, einem Quacksalber, der dem armen Teufel vermuthlich Bein und Leben genommen haben wird. — Die Leute hier im Posthause waren übrigens gar menschlich und gut; aber Weiber bekamen wir nirgends zu sehen.

Das Land blieb von hier weg noch immer waldig. Man erblickt wenig gebautes Feld, aber viel Wiesen. In den Bergen ist die Landstraße nur ein Fußweg; in den Ebenen aber ziemlich gut, oft recht breit; in Sumpfgegenden ist sie erhöht, eng und gepflastert. So zogen wir immer nach Südost zu.

Nachdem wir auf dem Berge Kovatib, der sehr hoch ist, eine Nacht zugebracht hatten, trafen wir einen Khahn an, wie man von Zeit zu Zeit auf dieser Route begegnet. Das ist nämlich ein geräumiger Schuppen, wo Menschen und Pferde durcheinander einkehren. Ein großes Feuer in der Mitte wärmt alle, und dies that uns eben jetzt gar wohl, denn es war kalt und schneite noch beständig stark. Wir machten uns hier einen Kaffee, den wir weislich mitgenommen; die Eigenthümer eines Khahn verkaufen nichts als Pferdefutter und Holz. Unser Tatar, der unpäßlich war, und dems gar wohl gefiel, auf unsere Kosten zu leben, versuchte alles mögliche, uns hier aufzuhalten. Er wollte uns immer mit den albanesischen Räubern, den Arnauten oder Haiduten, Furcht machen, denen wir in die Hände gerathen könnten. Aber mehr noch hatten wir von den wilden Serviern zu fürchten, hart an deren Grenzen wir hinreiseten.

Das Land war hier schlecht und kahl geworden, wie Dalmatien. Einzelnes niedriges Tannengestrüppe, das sich aus Felsenrissen hob, war der einzige Trost fürs Auge. Wir kamen durch Taschiitga, wo viel Eisenwaaren gemacht werden.

Priepole, wo wir den 25 des Abends anlangten, ist ein geringes Städtchen am Ufer der Lim, die sich in die Drina ergießt. Unser Tatar, der hier einen Kameraden fand, besoff sich dermaßen in Branntewein, daß wir ihn aufs Pferd legen mußten. Natürlich kamen wir dabei, als wir noch Abends weiter zogen, nicht schnell vorwärts. In einem Khahn, den wir endlich antrafen, mußten wir endlich warten, bis der Kerl wieder nüchtern geworden. Das gefiel uns schlecht, wegen der Nähe servischer Streifpartheien, die uns leicht im Vorbeigehn hätten ausplündern und mitschleppen können. Wir sahen folgenden Tages ein Dorf, das diese Räuber verbrannt und dessen Bevölkerung sie in die Gefangenschaft entführt hatten.

---

Eintritt in Mazedonien. Amuraths Mausoleum.

Wir kamen den 27 in Novi Bazar an, einem Städtchen von sechstausend Seelen, wo ein vom bosnischen Vizir abhängiger Pascha von zwei Roßschweifen residirt. Sein Schloß, eine Art Festung, liegt mitten in der Stadt, von einem langgevierten Palissaden umgeben. Auf den vier Ecken erheben sich vier steinerne Thürme, und wir sahen da auf achtzig Piken eben so viel Köpfe der Servier aufgepflanzt, die in einem Gefechte vor einigen Tagen getödtet worden waren.

Während wir frische Pferde erwarteten, besuchte uns Ibizeb Bey, der zwölfjährige Sohn des Pascha Ibrahim. Das Kind, von ungemein glücklicher Physiognomie, und vom Kopf zum Fuß bewaffnet, hatte so viel Ernst und Würde im Aeussern, als selten bei uns junge Leute hohen Standes von diesem Alter.

Von Novi Bazar weg drangen wir ins Gebirge ein. Lange reiseten wir im Bett eines Waldstroms, der Landstraße ausweichend, um sowohl die servischen als bosnischen Banden zu vermeiden; diese so schlimm wie jene. Dann wateten wir durch den reissenden und beträchtlichen Strom Ibar, von dem man einige Monate vorher die Brücken abgerissen; jenseits desselben lag Mitrovitsch, das letzte bosnische Dorf.

Nun traten wir in das Visirat Romelien, das sich in einen Theil des alten Mazedoniens erstreckt, welches fast ganz unter unabhängigen Beys vertheilt steht. Wir trafen einen solchen schon Abends in der kleinen mazedonischen Stadt Wootschitrin, der aber so wenig Achtung für uns hatte, daß wir uns mit Milch sättigen und in einem Stall schlafen mußten. Wootschitrin liegt in einer ungeheuern Ebene, die den Namen Cossova trägt, und noch jetzt voller Grabmäler ist. Alle datiren aus dem Jahre 1389, da Amurat der Erste hier eine blutige Schlacht gewann, die seinem Sohn Bajazet den Besitz dieses neueroberten Landes sicherte. Den Tag darauf kamen wir auch am Mausoleum Amurats vorbei, der hier einen Tag nach jener Schlacht von einem Servier ermordet wurde, als er eben die gemachten Gefangenen musterte. Dies Monument ist eine Art kleiner Kapelle, von Stein aufgeführt. Drin steht ein großer, hölzerner Sarkophag, mit Gipspflaster überzogen. Keine Inschrift war zu sehen, die das Andenken des Mannes geehrt hätte, der in siebenzehn großen Feldschlachten obgesiegt.

Den gleichen Abend sahen wir noch Pristina, eine ziemlich große Stadt und Residenz eines Pascha von zwei Roßschweifen. Der jetzige hieß Mali Pascha. Wir wurden nach dem Nachtessen von ihm in einem schwach beleuchteten, sehr schmutzigen

Gemach empfangen. Er sprach viel mit uns, und verrieth eben so viel Unwissenheit, als Dummheit. Er fragte uns z. B. ganz ernsthaft, ob wir das prächtige, mit einer Kuppel versehene Mausoleum gesehen, das eine halbe Stunde von der Stadt gelegen sei. Es ist, sagte er, für einen Santon, der, da ihm bei einem Anlaß den Kopf weggeschlagen worden, denselben aufnahm, und eine Stunde Weges weit bis zu dem Orte trug, wo er begraben sein wollte. — Mali Pascha schien vor den Serviern in Furcht zu sein; er ließ Holz zu Paliffaden fällen, Schanzen aufwerfen, deren Anblick uns schon verrieth, daß der Pascha den Vauban nicht studirt hatte. Uebrigens war er ein braver Mann, gab uns Pfeife und Kaffee, versprach uns Eskorte und Wegweiser, weil die Heerstraße vor den Serviern nicht sicher war, und gab uns einen Brief an seinen Bruder Musta Bey.

Ein Pandur und ein Bedienter des Pascha begleiteten uns, als wir den 30 von Pristina verreiseten. Der Bediente wollte sich bei uns recht in Werth setzen, sagte, er sei souveräner Herr von fünfzig Christen, wisse mit Leuten unserer Art umzugehen, u. s. w. Trotz seines Geschwätzes trauten wir weder ihm, noch dem andern Kerl. Aus ihrem tückischen Gesicht las ichs, wenn uns Servier überrumpeln sollten, würden sie mit den Räubern eher gemeine Sache gegen uns machen. Wohlbehalten erreichten wir inzwischen, nach einer Tagereise durch waldiges Bergland, Ghilan, wo wir nie die Ehre bekamen, den Musta Bey zu sehen, und die brüderliche Empfehlung uns nur eine klägliche Hospitalität verschaffte.

Frisch gings den andern Morgen, ein Pandur und Hausbedienter Musta Beys begleiteten uns, über den Caradagh (Montenero), ein ziemlich hohes, waldiges Gebirge, welches die Wellen der Donau und des Archipels scheidet. Die Südhalde ist viel schroffer, als die Nordseite. Die Bergkette streicht von Morgen nach Abend. Gegen Osten erblickt man sehr hohe, steile, mit Schnee bedeckte Bergfirsten, die vermuthlich der Knoten in der Gebirgsverkettung des Hämus sind, an den sich die Bergkette des Rhodope schließt, die sich nach Süden verflächt.

Wir stiegen in eine kahle, schlecht angebaute Ebene hinab, die schon zum Gebiete Ali Bey's, eines unabhängigen Fürsten, gehört, der zu Giustuk residirt. Die Dörflein der armen Rajahs erregen Mitleiden; ihre Hütten gleichen eher Misthaufen, als menschlichen Wohnungen. Gewiß, die Storchneste in den Gipfeln der Pappeln waren geräumiger und gesünder, als die Erdlöcher unterm Boden, worin sich die armen Christen verkriechen müssen. Wenn dann und wann nicht das Haus eines stolzen Osmanli wieder an die Würde des Menschen erinnert hätte, man könnte in Versuchung gerathen, Mazedonien für das Land zu halten, welches die Vögel beherrschen und bewohnen. Diese mazedonischen Ebenen sind in traurigem Zustand. Alles ist arm. Die Wälder sind nach und nach abgetrieben; keine Nachpflanzung hat sie verjüngt; das zog Dürre und Unfruchtbarkeit an. Andere Herrscher, andere Sitten, anderer Geist — nur keine türkische Despoterei! und Mazedonien könnte wieder herrlich blühn und würdig heißen, Alexanders Krieger gezeugt zu haben. Die Leute sind von mittlerer Größe, aber nervigt; ihre Figuren sind ausdrucksvoll und wären überhaupt angenehm, wenn sie nicht zu sehr Knechtesfurcht und Elend darstellten.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Varietäten.

## Aus Italien.

— * Florenz, im Juni. Unter den ausländischen Künstlern, die nach Rom kamen, ihre Studien zu vollenden, und die sich durch hervorstechendes Verdienst auszeichneten, verdient Hr. Heinrich Schweikle, Bildhauer, einen ersten Rang einzunehmen. Gewiß unpartheiisch ist dies Lob, welches der Sinn für das Schöne und Gerechtigkeit gegen das wenig bekannte Verdienst diktirt, ohne vom Geist der Schule geleitet zu werden, der leider nur allzugewöhnlich seine Macht über das Urtheil derer übt, die über Kunst und Künstlerwerth heutiges Tages absprechen wollen.

Heinrich Schweikle, zu Stutigard geboren, widmete sich seiner Kunst erst im Vaterlande, eh er nach Paris ging, wo er einige Zeit lang Schüler des berühmten David war. Seine Eltern mochten ihn aber nicht der Bildhauerkunst widmen; so hatte Hr. Schweikle gegen die Wünsche seines Vaters zu kämpfen. Er beharrte in seinem Eifer für das erwählte Studium, entbehrte freudig alles, um ein Ziel zu erreichen, für das er Weihe und Beruf in sich trug, und wofür ihn die Natur mit den seltensten Eigenschaften ausgerüstet hatte. Er ward endlich, der er sein wollte, ein vortrefflicher Künstler, und rechtfertigte sein Widerstreben gegen den väterlichen Willen durch fortdauernde glückliche Erfolge. Ohne Zweifel hat ihm der Vater längst einen Ungehorsam verziehen, der des Vaters Namen jetzt verherrlicht und seinen Sohn dem Ruhm der berühmtesten Künstler zugesellt.

Schon die Statue Amors mit Herkuls Keule, die er in Rom verfertigte, ließ sein Verdienst anerkennen. Die Schaar der Kenner war überrascht. Es erhoben sich Diskussionen; man stellte Vergleichungen an; und von allen Artisten, die im Jahr 1805 in Rom studirten, waren die Pensionairs der französischen Akademie die ersten, welche den Werth dieser Arbeit laut eingestanden. Es gehört wahrlich etwas dazu, ehe man das Werk eines Fremden rühmt. Ich war inzwischen Zeuge der allgemeinen Bewunderung. Die Pensionairs strömten immer zahlreich herbei, diese Schöpfung zu betrachten; sie machten unter einander aus, dem Herrn Schweikle eine Krone zu bestimmen. Er verdiente sie. Aber die Mißgunst, welche oft auch das Heiligthum der Künste entweiht, erschlaffte bald den schönen Enthusiasmus und rief die Eigenliebe wieder zurück, welche für einen Augenblick der Gerechtigkeit gewichen war. Er empfing die Krone nicht.

Unterdessen behielt Schweikle's Meisterwerk den Beifall aller Kenner, und die Arbeiten, welche er, seitdem er zu Neapel als Professor bei der königlichen Akademie angestellt ist, geliefert hat, beurkunden, daß sein erstes vollendetes Kunstwerk nicht das letzte war, und daß er der besondern Achtung seines Souverains und der Hochachtung aller Freunde des Schönen in vollem Maaße würdig ist.

N. g. B.

## Aus Deutschland.

— Zu Guben in der Niederlausitz hat ein Schlossermeister Krippendorf eine Maschine erfunden, vermittelst welcher man durch Räuchern die Raupen von den Bäumen vertreiben kann. Die Maschine ist von Eisenblech und gleicht in ihrer Form einer Kaffeetrommel. In ihren hohlen Körper wird auf glühende Kohlen aufgelaugte Gerberlohe mit etwas Schwefel vermischt gethan. Der Luftzug ist gerade so stark, daß die Kohlen nicht verlöschen können. Die Maschine ist nicht groß, und kostet einen Thaler.

Ar.



# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 54. — den 7 Juli 1810.

## Ludwig v. Affry, Alt-Landammann der Schweiz.

(Aus einem Schreiben.)

Freiburg, 1 Juli.

— — Der Name dieses ehrwürdigen Schultheissen von Freiburg, dessen Tod jeder Schweizer betrauert, ist in den Annalen Helvetiens auf eine so glänzende Weise verewigt, wie selten einer der neuern Geschichte. Durch ihn endete Napoleon die unglückselige Revolution der Alpenvölker; und einen Mann von ächterm Schweizersinn, entschlossen, bieder, adelich in Gedanken und That, ungeschwärzt vom Rauch des Partheiwesens, liberal, menschlich, wahrhaft bürgerlich, konnte der große Umschaffer des europäischen Staatensystems kaum für seine wohlthuenden Zwecke in Helvetien finden. Dies ist nicht die gemeine Sprache weihrauchender Schmeichelei; es ist Ausdruck des von Allen Empfundenen.

Ludwig von Affry wurde im J. 1743 zu Freiburg in der Schweiz geboren, und im zehnten Jahr nach Paris gebracht, wo seine Erziehung vollendet werden sollte. Mehrere seiner Vorfahren hätten sich schon in französischen Kriegsdiensten ausgezeichnet, und Ruhm und Glück erworben. Ein Franz von Affry, der im J. 1734 im Treffen bei Guastalla umkam, hatte sich durch Tapferkeit in frühern Schlachten zur Würde eines Generallieutenants hinaufgeschwungen. Beim Ausbruch der französischen Revolution war ein Graf von Affry, ebenfalls Generallieutenant, Oberst der königlichen Schweizergarde. Während Anarchie alle übrigen militärischen Korps auflösete oder in gefährlichen Taumel brachte, bewahrte dieser sein Regiment, dem Könige treu, vor dem herrschenden Schwindelgeist, und leistete Ludwig dem Sechszehnten wesentliche Dienste an den Tagen des fünften und sechsten Oktobers 1789. Sein Schicksal im Fortgang der Revolution war schmählich. Gefangen in der Abtei, fehlte wenig, er wäre ebenfalls durch das Mordmesser der Septembrisirer gefallen. Er sah seinen Sohn am 10 Aug. 1792 beim Sturm der Tuilerien getödtet; er selbst starb, hochbetagt, vom Gram vernichtet, auf seinem Krankenbette, kaum ein Jahr nachher.

Der junge Ludwig von Affry, der ebenfalls in das Regiment der Schweizergarden im J. 1758 eingetreten war, stand noch bei demselben im J. 1792, als es aufgelöset wurde. Er war damals Marechal de Camp und Commandeur des Ludwigsordens. Er kehrte in die väterliche Heimath zurück, wo, als auch hier die Revolution ausbrach, sein Name von keiner Parthei genannt ward, bis Napoleon Bonaparte, damaliger erster Konsul, im November 1802 die helvetische Consulta nach Paris berief. Auch d'Affry war jetzt unter den dahin geordneten Deputirten. Napoleon zeichnete ihn achtungsvoll aus, wählte ihn zum Landammann der Schweiz, und übergab ihm die gegenwärtige Konstitution des neuen eidsgenössischen Bundes. D'Affry, mit ausserordentlichen Vollmachten, kam in die Schweiz zurück, und vollzog die Vorschriften der Vermittelungsurkunde.

Noch einmal bekleidete er nach gesetzlichem Verfluß von fünf Jahren, 1809, die gleiche Würde, mit gleich allgemeiner Zufriedenheit der helvetischen Völkerschaften. Freiheit und Ruhe des Vaterlandes galten ihm über alles; das Glück der Mitbürger war sein höchstes. Niemand war williger, das Verdienst anzuerkennen, als er; niemand verabscheute tiefer die alles Gute zerstörende Partheiwuth. Voll milden versöhnenden Sinnes leitete

er die Geschäfte, und doch mit jener Kraft, die das Gute gedeihen macht, ohne es mit dem widerstrebenden Haß der Gekränkten zu umgeben. Er hatte die Liebe Aller, Furcht Keines. Daher die aufrichtige, tiefgefühlte Trauer der gesammten Schweiz um einen der vortrefflichsten ihrer Bürger und Staatsmänner.

Im Namen der Eidsgenossenschaft sandte ihn im März 1810 der Landammann Hr. von Wattenwyl nach Paris, die Glückwünsche der Schweiz ihrem mächtigen Vermittler zu seiner bevorstehenden Vermählung mit der deutschen Kaisertochter zu überbringen. Sein Aufenthalt in Paris wurde durch mancherlei Verhältnisse verzögert. Erst am 25 Juni kam er wieder nach Freiburg zurück, während schon zu Bern die Eidsgenossen zur Tagsatzung versammelt waren, und begierig, seine Berichte zu vernehmen.

Er sah sie nicht wieder. Den folgenden Tag nach seiner Heimkunft in die Vaterstadt, da er noch spät Abends froh in der Mitte der Seinigen war, befiel ihn Unpäßlichkeit. Er spie einigemal Blut, und sank sterbend in die Arme seiner Gemahlin. Am 29 Juni ward er mit vieler Feierlichkeit begraben. Die versammelte Tagsatzung sandte mehrere Abgeordnete, dem Leichenzuge beizuwohnen, und in den Schmerz der Witwe die Klage des ganzen Vaterlandes zu mischen. Noch nie umgab den Sarg eines Schweizers feierlicheres Leichengepränge; nur selten eine so allgemeine Wehklage.

Eine der erschütterndsten Szenen des Begräbnisses war mir jene, da der Zug durch den hintern Theil der Franziskanerkirche über den Kreuzgang nach der Kapelle führte, worin sich die durch Alter und Erinnerung gleich ehrwürdige Gruft der Familie von Affry befindet; prunklos, auf dem Boden, nur durch einen Grabstein mit dem Familienwappen von Erz bezeichnet und kenntlich.

Schon der Eintritt in den ziemlich dunkeln, klösterlichen Kreuzgang deutete auf eine Vorhalle der Verwesung, wo die morschen Gebeine der Sterblichen ruhen, von den Stürmen der Zeit, von den Mühseligkeiten des Lebens, von schwer zu erfüllenden Pflichten früher zu Grabe gefördert. Zur Rechten an der feuchten, sich schälenden Mauer ein gemalter Todtentanz, von dem alles zernagenden Zahn der Zeit aber so angefressen, daß er nur als ein mattes unförmliches Schattenbild, wie aus der Geisterwelt, erscheint; zur Linken durch ein enges Gitter eine beschränkte Aussicht ins Freie; — Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammengedrängt. Indessen hatte das allgemeine Geläute aller Glocken aufgehört, und es hallte bloß in dieser tiefen Stille die einsame Klosterglocke, dumpf und trauertönend. Herzergreifend und an die grauen männlichen Ritterzeiten erinnernd, wo die rohen Sitten tröstende Religion milderte, war der Eintritt in die sparsam erleuchtete, etwas antike Kapelle, in der Mitte durch zwei Bogen geschieden; nach der katholischen Glaubenssitte einfach aber schön geschmückt. Eine enge Pforte schien den Eingang in diesen Trauerort zu verwehren. In der Kapelle befanden sich in erhöheter Stellung auf beiden Seiten dunkelblau gekleidete Krieger, mit deren harten Mienen der tiefe Schmerz seltsam, und um so rührender kontrastirte. Neben ihnen, etwas tiefer, mehrere zum Theil von Alter und alle von Gram gebeugte Staatsdiener, mit Piken und Stäben, in blau und schwarzer Tracht. In der Mitte der einfache schwarze Sarg, nur mit dem Wappen des Verewigten weiß geziert; vorn der Weihbrunnkessel, hinten das Rauchfaß, dessen Dampf den Grabesgeruch milderte und auf das Ganze ein Helldunkel verbreitete, welches an Ossiansche Gemälde erinnerte. Neben der Bahre vier Obersten; weiter hinten die offene schmale Gruft, und ganz im Hintergrunde an die Krieger gereiht, die Bewohner des Klosters, schwarz gekleidete Franziskanermönche, welchen die Ritter und Krieger des Vielbeweinten theure Reste zur Verwahrung anvertrauten, um nach Brauch und Sitte für dieselben zu beten.

Einer der Klostergeistlichen, trauernd, wie jeder biedere Schweizer, und seine Thränen mit den Thränen der Menge vermischend, blickte bald auf die Bahre, bald auf die offene Gruft, bald auf den nebenstehenden kalten Stein, der des Seeligen Leiche bald verschliessen sollte. Er fühlte, daß der Todte in seiner Brust noch lebe, daß er überall noch lebe, wo reiner Schweizersinn herrscht. Dies tiefe Gefühl wünschte er durch folgende Worte auf dem empfindungslosen Stein auszudrücken, welche er dem Schreiber dieses mitzutheilen die Güte hatte:

En vain dis-tu, sombre, avide caveau:
„Je cèle en moi votre ami, votre père.“
On t'a remis quelques grains de poussière,
Du bien-aimé nous sommes le tombeau.

Umsonst, o Gruft, verhöhnst du unsern Schmerz:
„Erbt! euer Freund und Vater ward mein Raub!“ —
Nein, nein, wir gaben dir nur ein'ge Körner Staub;
Des Theuren Grab ist unser Aller Herz.

F. N. B. Kuenlin.

---

## Landreise eines französischen Offiziers von Dalmatien nach Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Der Strymon. Das Schlachtfeld bei Philippi. Serres. Cavalla.

Wir kamen so nach Kumanova, einem Städtchen von zwei- bis dreihundert Häusern, hat einen dreieckigen Platz von Buden umringt, worin man aber nichts als Zwiebeln, Aepfel und Seile feil hatte. Mehrere Buden schienen bloß für müßige Muselmänner bestimmt, die da ihren Kaffee nahmen. Wir gingen auf dem Platz überall, selbst an der Moschee herum, ohne insultirt zu werden.

Den Tag nachher sahen wir Itib, eine violette Stadt auf violettem Boden; sie ist aus sehr feinem, dunkeln Thon gebaut, von einer niedrigen Ringmauer mit Thürmen umgeben. An der einen, tief ins Thal hinausgehenden Ecke ist eine alte Festung. Die Brücke über die Brawnitsa, die sich in den Vezdar-Strom ergießt, ist sehr schön, von Stein gebauet, mit sieben Bogen. Nachdem wir von hier am 2 April Anfangs durch ein bergigtes von Waldströmen unterbrochenes Land gekommen waren, wo wir einige Rebhügel sahen, stiegen wir in eine schöne, wohlgebaute Ebene nieder. Das Wetter war herrlich. Hier sahen wir das erste Frühlingsgrün, und die ersten Bäume blühten über uns. Wir hatten die kleine Stadt Radovitsch früh erreicht; wir mußten aber in einer zerfallenen Karavanserei übernachten, weil man uns nicht sogleich mit Pferden versehen wollte. Den andern Tag, da wir durch ein sehr kultivirtes Gelände nach Strumizza gekommen waren, gings uns wieder nicht besser.

Alle meine Beredsamkeit bei dem Ali Bey, einem groben, schmutzigen Türken, der hier Herr war, half nichts. Mir war aber bei ihm ein Kadi aufgefallen, der sehr umgänglich schien. Ich ging eine Stunde später zu ihm, und weil ich erfahren, er sei von Konstantinopel, machte ich ihm Komplimente über seine Urbanität und über die feinere Bildung, die man nur in einer Hauptstadt zu erhalten pflegt. Das wirkte. Sogleich ließ er Pferde schaffen, und wir reiseten weiter; stiegen abwärts in das Thal des Kutschik Karasow, eines Stroms, der in den Buiuk Karasow (auf den Karten Jamboli-sow), der Alten Strymon, fällt, dessen Ufer durch die Bacchusfeste der Vorwelt berühmt sind.

Bacchanalien feierten wir nun freilich an des Strymons Ufern nicht; dafür reiseten wir desto schneller. Der Strom dieses Flusses ist sehr heftig. Wir passirten ihn in einer Fähre, und kamen Abends nach Demerissa, einer großen Stadt, an einem Flüßchen, welches sich in zahlreichen Krümmungen dem Strymon entgegenschlängelt. Der Anblick von Demerissa, zwischen Wiesen und Baumgarten, von tausend kleinen Graben bewässert, ist bezaubernd. Ein schöner Palast, aus Holzwerk, gehörte dem Abulard Pascha. Alles verhieß Wohlstand und gutes Nachtlager für uns. Aber, ach, sehr betrogen! In den ärgsten Hundestall relegirte man uns, was besonders mir am unangenehmsten sein mußte, weil die Strapazen der Tagereise den Schmerz meiner geschwollenen Füße vermehrten, den ich mir durch einen Fall vor einigen Tagen schon zugezogen hatte.

Erst den andern Tag bekamen wir Pferde, erbärmliche Bestien, die uns denn doch bis Serres (der Alten Serrhium) brachten. Dies ist jetzt eine blühende Stadt, die Residenz des Ismael Bey, eines mächtigen reichen Fürsten, der hier einen sehr schönen, eleganten und trefflich möblirten Palast hat aufführen lassen. Eben damals war dieser Prinz an der Spitze von 40,000 Mann, alle auf seinen Ländereien genommen, in den Krieg gegen Rußland gezogen; gewöhnlich unterhält er auf seine Kosten ein Korps von 10,000 Albanesen. Der Anblick des ganzen Landes spricht für eine gute Administration; die Landstraßen sind wohl unterhalten; man sieht viele neuangelegte Wässerquellen und Sodbrunnen, zu denen man auf Treppen niedersteigt, damit der Wanderer sich erlaben, der Muselmann überall zur Stunde des Gebets seine Waschungen verrichten könne. Die Türken sind so stolz auf die Menge dieser Brunnen, daß sie ihrer sogar in einem der jüngsten Kriegsmanifeste gegen Rußland wie eines Nationalreichthums gedenken, den man aufs äusserste vertheidigen müsse. Alle Augenblicke wies man uns eine artige Meierei, einen niedlichen Landsitz, der dem Ismael Bey gehörte.

Der Sohn dieses Fürsten ließ uns bei Hrn. Demetrius Matako, einem reichen, griechischen Kaufmann, Quartier anweisen. Unser Wirth empfing uns sehr artig in einem schönen Saal, mit einem herrlichen Divan geschmückt. Wir fanden auch einen Franzosen bei ihm, der vom Artilleriekorps ausgetreten, jetzt im Dienst des Bey und, wie es schien, ganz zufrieden lebte. Aergerlich war es, daß wir aber selbst auch hier von allem nichts erfahren konnten, was seit dem 25 Februar in Konstantinopel geschehen war. Indessen schliefen wir hier seit der ganzen Reise zum erstenmal wieder in Betten.

Trotz des starken Regens machten wir uns folgenden Morgen wieder auf den Weg. Wir sahen auch bei allem Regen die Bauern ihre Büffel auf die Weide treiben, und ihre Felder umackern; der Boden schien sehr fruchtbar. Gegen Abend verloren wir den Weg; nur der Instinkt eines alten Postpferdes ließ ihn uns wiederfinden. Matt und müde und durchnetzt kamen wir in der Nacht zu Pravitsch an, wo wir weder Möbeln noch Lebensmittel fanden.

Nie bedauerte ichs mehr, eine so interessante Reise ohne alle Vorbereitung machen zu müssen, als den folgenden Tag. Ich konnte es wohl vermuthen, daß ich nicht weit an Philippi vorüber käme, und bei dem berühmten Schlachtfelde, welches den Römern durch den Tod des Cassius und Brutus so verhängnißvoll ward. Ob wir gleich von Philippi's Ruinen keine Spur sahen, schritten wir doch gewiß über einen Theil des merkwürdigen Kampfplatzes, weil wir, sobald wir die nackten dürren Berge, einen Zweig des Rhodope, welche die Küsten begrenzen, passirt hatten, den Archipel entdeckten, und am Fuße des schroffen Gebirges, die Stadt Cavalla, das alte Neapolis, das hinter der Position der republikanischen Armee lag.

Der Anblick des Meers, des üppig blühenden Gestades, der Insel Thasos, im Hintergrunde die des Berges Athos, die großen Erinnerungen, welche uns auf dieser klassischen Stelle umschwebten, die Ahnung von der Nähe unsers Ziels, die balsamische Luft, welche uns, vom Regen erfrischt, umwehte, — alles erfüllte uns mit einem Entzücken, wie man im Leben nur selten genießt.

(Der Beschluß folgt.)

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Berlin. Der verstorbene Akademiker Merian hat seinen Biographen, oder vielmehr Lobredner, an dem würdigen Kanzelredner Ancillon gefunden, welcher ein *éloge historique de J. B. Merian* bei Dunker und Humblot drucken ließ. In der That ist es auch nichts als Eloge des wackern Schweizers, dem in dieser Schrift, als Menschen und Weisem, und für seine Verdienste um die philosophische Literatur das gebührende Lob gezollt wird. Mag auch ein solches Elogium am Grabe der Todten nicht immer für Geschichte und Literatur den reichsten Werth haben, ist doch dies *de mortuis nil nisi bene* menschlich schöner, als eine Woltmannische Grabrede auf seinen Herrn und Meister.

Die deutschen und französischen Blätter, welche sich seit einiger Zeit sehr mit dem Schicksal des hiesigen Gelehrten S. Ascher beschäftigten, der wegen einiger von ihm erschienenen Artikel in Zeitschriften in Verhaft und Untersuchung kam, haben dabei mancherlei erzählt, was Unwahrheit ist; z. B. daß er selbst in den öffentlichen Fonds Geschäfte gemacht habe, daß er nur gegen Kaution losgelassen sei, nicht vor Beendigung seines Prozesses Berlin verlassen, noch weniger etwas über den preussischen Staat und die preussische Administration schreiben dürfe, wie neulich der französische Moniteur dem Courier de l'Europe nacherzählte. — Die Wahrheit aber ist, daß Herr Ascher ohne Einschränkung seine Freiheit wieder erhalten hat, keine Handelsgeschäfte treibt, sondern in

Berlin als Gelehrter lebt. Diese Widerlegung jener grundlosen Gerüchte, welche auf den liberalen Geist von Preussens Regierung ein sehr falsches Licht warfen, verdient um so mehr in den Mittheilen für die neueste Weltkunde ihren Platz, da bekanntlich Herr Ascher eben wegen eines in diesem Journal von ihm enthaltenen Aufsatzes in Untersuchung gerathen war. * * *

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Juni 1810.

| Monatstage. | Barometer. | | Thermometer. | | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmels-Beschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Bei Sonnen-Aufgang. | Bei Sonnen-Unterg. | Bei Sonnen-Aufgang. | Nachm. 2 Uhr. | Bei Sonnen-Unterg. | Nachts. | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. |
| | ″ ‴ 10 | ″ ‴ 10 | | | | | | | | | | | | |
| 1 | 27. 2 0 | 27. 2 0 | + 9 | +15 | +13 | — | — | — | — | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 2 | 27. 2 0 | 27. 0 8 | + 4 | +15 | +13 | — | — | Stbr. 4 | Reif | O. | O. | — | heiter | bewölkt |
| 3 | 27. 0 2 | 27. 0 7 | + 7 | +12 | + 9 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 4 | 27. 1 0 | 27. 1 2 | + 6 | +15 | +10 | — | — | — | Reif | O. | O. | — | bewölkt | heiter |
| 5 | 27. 1 6 | 27. 1 3 | + 4 | +16 | +13 | — | — | — | Reif | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 6 | 27. 0 6 | 26. 9 8 | + 7 | +16 | +14 | — | — | — | Thau | O. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 7 | 26. 9 5 | 26. 9 6 | + 8 | +20 | +16 | — | — | — | Thau | N. O. | N. O. | — | heiter | bewölkt |
| 8 | 27. 0 2 | 27. 0 0 | +10 | +19 | +16 | — | — | — | Thau | N. O. | N. O. | — | heiter | heiter |
| 9 | 26. 9 9 | 26. 9 2 | +10 | +19 | +15 | — | — | Stbr. 6 | Thau | N. O. | N. | — | heiter | bewölkt |
| 10 | 26. 9 1 | 26. 8 9 | +13 | +17 | +16 | — | — | — | Thau | O. | N. | — | heiter | bewölkt |
| 11 | 26. 8 4 | 26. 8 8 | +12 | +15 | +13 | Regen | Regen | Regen | — | W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 12 | 27. 0 1 | 27. 0 6 | +12 | +15 | +14 | Regen | — | Regen | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 13 | 27. 0 9 | 27. 0 6 | +11 | +16 | +15 | — | — | — | — | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 14 | 27. 1 0 | 27. 2 0 | + 9 | +13 | +13 | — | Stbr. 9 | Stbrg. | — | N. W.* | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 15 | 27. 2 2 | 27. 1 7 | + 8 | +15 | +14 | — | — | — | Thau | N. W. | N. W. | Vorm. | bewölkt | heiter |
| 16 | 27. 0 3 | 26. 9 0 | + 8 | +17 | +15 | — | — | — | Thau | O. | N. | — | heiter | heiter |
| 17 | 26. 9 1 | 26. 8 2 | + 9 | +17 | +15 | — | — | — | Thau | O. | O. | — | heiter | bewölkt |
| 18 | 26. 9 0 | 27. 0 3 | + 9 | +17 | +15 | — | — | — | — | N. W. | N. W.* | — | bewölkt | heiter |
| 19 | 27. 1 1 | 27. 2 2 | + 9 | +17 | +15 | — | — | — | Thau | W. | N. W. | — | heiter | heiter |
| 20 | 27. 2 1 | 27. 1 2 | + 9 | +20 | +15 | — | — | — | Thau | N. W. | N. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 21 | 27. 2 4 | 27. 2 7 | +10 | +20 | +16 | — | — | — | — | S. W. | N. W. | — | heiter | bewölkt |
| 22 | 27. 2 5 | 27. 2 5 | +15 | +20 | +15 | — | — | Reg. 3 | — | W. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 23 | 27. 2 6 | 27. 2 4 | +11 | +20 | +16 | Regen | — | — | — | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 24 | 27. 2 4 | 27. 1 7 | +11 | +20 | +17 | — | — | — | — | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 25 | 27. 1 6 | 27. 1 4 | +12 | +20 | +17 | — | — | — | Thau | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 26 | 27. 1 1 | 27. 0 3 | +10 | +20 | +17 | — | — | — | Thau | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 27 | 27. 0 1 | 27. 0 0 | +11 | +21 | +18 | — | — | — | Thau | N. | O. | — | heiter | heiter |
| 28 | 27. 0 4 | 27. 0 7 | +13 | +22 | +18 | — | — | — | Thau | N. | O. | — | heiter | heiter |
| 29 | 27. 1 0 | 27. 1 8 | +14 | +23 | +18 | — | Stbr. 8 | Stbrg. | — | N. W. | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 30 | 27. 2 4 | 27. 2 2 | +14 | +23 | +18 | — | Reg. 11 | — | — | S. W. | S. W. | Vorm. | bewölkt | heiter |

### Anmerkungen.

Die Schönheit und Wärme dieses Monats ward Ersatz für die regenreiche rauhe Zeit des vorigen. Was diesen Frühling aber vorzüglich auszeichnete, war die ausserordentliche Menge von Insekten, welche sich in Gärten, Feldern und Wäldern, und besonders den Obstbäumen verderblich zeigten, deren sie eine zahllose Menge schändeten oder ganz tödteten. Die schnell abwechselnde Sonnenwärme mit Regenschauern hat wahrscheinlich viel zur übermäßigen Vermehrung des Ungeziefers beigetragen. Selbst die Schlangen, gemeinen Nattern (*coluber natrix*) erschienen in einigen Gegenden zahlreicher, als jemals.

Gewitter hatte der ganze Monat nur ein einziges, an seinem letzten Tage, welches Morgens um 11 Uhr über unserm Horizont hinzog.

Diesem Monat glich kam in dem laufenden Jahr noch keiner in der Aufstellung eines bunten Gemisches von Abnormitäten im menschlichen Organismus, und während desselben konnte der Uebergang der Frühlings- in die Sommerkrankheiten nicht undeutlich nachgewiesen werden.

In der ersten Hälfte desselben erschienen nämlich noch sehr häufig katarrhalische, rheumatische und Ausschlagskrankheiten, in der Form von Augen-, Ohren-, Rachen-, Hals-, Brust- und Darmentzündungen, von Rheumatalgien und Blenorrhoeen, von Masern-, Rötheln-, Nessel- und dem Scharlachausschlag, wobei die Dauungsorgane gern in Mitleidenschaft gezogen wurden, und also die Anwendung von ausleerenden Mitteln sehr heilsam war, jedoch in der letztern Art von Uebelsein sehr sorgfältig angewandt werden mußte, wenn sekundäre Phlegmasien nicht folgen sollten.

Mit der Mitte des Monats wurde offenbar das gastrisch-reproduktive System in den Digestionswerkzeugen, und an einigen Orten die Funktion der Leber in pathologisch-irritable Thätigkeit gesetzt, und eine Menge von sogenannten gallichten Fiebern, Diarrhöen, Lienterien, Gelbsuchten, Koliken und Husten wurden nun durch eine klug ausgewählte antigastrische Methode glücklich beseitigt.

Gegen sein Ende wurde merkbar die Sensibilität mehr in Mitleiden gezogen, die vorhandenen Krankheitsformen näherten sich mehr dem nervösen Karakter. Mancher schlichte Arzt wunderte sich, daß seine vor einigen Wochen noch so gute antiphlogistische Laranzen die Uebel jetzt vermehrten, und der heller Sehende bemühte sich sorgfältig, ausleerenden Mitteln stärkende beizumischen.

In mehrern Theilen der Schweiz, namentlich im Aargau, wurde nun ein Typhus putridus, in der Form von Pneumonie, beobachtet, den Schlendrian und eine heillose Charlatanerie leider zur Epidemie zu steigern drohen.

Auch wurde hin und wieder der Keichhusten gesehen, und bei dieser Erscheinung die Wurzel der Tollkirsche mit der Brechweinsteinsalbe (Autenriethsche Salbe darf sie wohl nicht genannt werden!) mit Nutzen angewandt.

S.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 55. —— den 11 Juli 1810.


## Mode und Kunst.

(Mitgetheilt von einer Florentinischen Dame.)

Die Mode ist der Welt Herrin geworden; sie tirannisirt den Reichen, verrückt den Weibern das Köpfchen, ruinirt Familien. Man muß ihr gehorchen, und sollte es Ruhe, Vermögen und Leben kosten. Ich möchte mich nicht wider die Allgewaltige empören. Alles, was gefallen will, oder die Stunden nicht besser als an ihrem Altar zu opfern weiß, steht für sie in Waffen. Auch spendet sie ihren Segen, und verdient Ehrfurcht. Sie ist die Seele grosser Städte; sie belebt den Handel, beschäftigt Flotten.

Nur jene unbeschreibliche Flüchtigkeit, mit der man immer das Neueste vergöttert, und das Gestrige ohne Grund, ohne Noth verächtlich auf die Seite wirft; nur jene Unterthänigkeit, mit der eine artige Frau sich den Gesetzen und neuesten Schöpfungen, oft den lächerlichsten, einer Putzmacherin unterwerfen muß, ohne ein Wort dagegen sagen zu dürfen; nur jene Revolutionen der Toiletten, die eben so oft Todsünden gegen den guten Geschmack sind, und doch ihr ganzes Dasein nur dem albernen Einfall einer Schneiderin zu danken haben — nur diese sollten laut gerügt werden.

Die Griechen gaben einst die Vorschriften des Schönen, dessen die Natur fähig ist. Niemand wagte die herrlichen Drappirungen zu tadeln, welche wir noch heute in den Schöpfungen grosser Bildhauer des Alterthums schön nennen. Auch damals, wie heute, wechselten die Formen der Bekleidung, des Haupt- und Fußschmuckes; aber alles war im besten Geschmack. Die griechischen Frauenzimmer schöpften weder aus der Weisheit eines Haarkräuslers, noch Schneiders, sondern aus edlern Quellen. Vielleicht waren die vornehmsten Künstler ihre Rathgeber an der Toilette, und diese gaben gewiß keine üblen Ideen an, weil sie nicht aufs Gerathewohl Erfindungen machten; weil Natur ihnen untersagte, das Verhältniß der Taille zu ändern und die Physiognomie zu verunstalten. Damals folgte die Mode den Eingebungen begeisterter Künstler; in neuern Zeiten folgten die feilen Künstler den Launen abgeschmackter Schneider und Perükenmacher.

Seht doch nur die Porträts an, die etwa vor vierzig Jahren gemalt wurden. Gütiger Himmel, welche Ungeheuer! Wie konnte sich auch ein geschickter Künstler so tief erniedrigen, gepuderte Haare zu malen, oder einer Statüe und Büste Toupet und pomadirte gewichste Locken zu geben, wie es unter Ludwig dem Fünfzehnten und Ludwig dem Sechszehnten der Fall war.

Seit ungefähr neunzehn Jahren schlugen die Modeschöpferinnen einen vernünftigern Weg ein; sie schafften Fischbeinleiber, Toupets und Locken ab. Aber in dieser Veränderung waltete wieder mehr Mode- als Schönheitssinn. Während der Revolution sah man in Paris überall nackte Arme, Tüniken und Coeffüren à la Grecque, ohne im mindesten an den kleinen Uebelstand zu denken, ob in Frankreich, Deutschland und Italien auch der warme griechische Himmel mit der griechischen Mode einkehren wolle. Hätten nicht Kälte und Feuchtigkeit einen ganzen Haufen junger griechischer Schönheiten ins Grab gestürzt, man hätte die ästhetischen Nymphen noch lange halbnackt umherschwebend gesehen, troß Wind und Schnee. Die Herrn Aerzte freilich protestirten gewaltig gegen das griechische Wesen im nordischen Klima — aber wer wird auch in Sachen der Mode auf

das Latein dieser Herrn hören? — Schnupfen, Schwindsucht und Tod! nun ja, denen geht man zuletzt wohl aus dem Wege.

Die Künstler sind dabei am meisten zu bedauern. Sie können von uns keinen einzigen guten Gedanken entlehnen. Sie müssen unter den Statuen des Alterthums leben; das Ideal eines schönen Kostümes den Weibern der Vorwelt entlehnen; die schönen Zeitgenossinnen sind für sie so gut wie todt.

Welch eine Gestalt auch, ein kahlgeschorner Weiberkopf, seines reizendsten Naturschmuckes beraubt, Füße mit Brodequins! Man möchte schwören, ein Mann stecke in Weiberröcken. Oder wie steht der schönste Wuchs da, eingespannt in ein Gewand ohne Falten, wo mit der Würde und Majestät des Aeussern alle Grazien des Weibes entfliehn? — Ei nun, die Haare wachsen wieder. O ja, aber die wiederwachsenden Haare sind immer weniger schön, viel dunkler und oft spröder, rauher. Das ist der Vortheil vom Tituswesen.

Die Damen des alten Athens und Roms waren gewiß nicht schöner, als in unsern Tagen. Sie hatten wohl eine Kleopatra, eine Aspasia; aber Frau von Maintenon, und Ninon de l'Enclos, noch im achtzigsten Jahr eine Schönheit, konnten doch wohl mit ihnen in den Rang treten. Allein welche Karrikaturen diese Köpfe, meistens noch im Geschmack der Zeiten von Maria von Medicis geputzt, gegen die Griechin und gegen die kokette Aegypterin!

Noch jetzt sieht man mit Vergnügen zu Rom jene schönen Coeffures bei den Weibern von Transtevere *), die an die Antiken mahnen; Raphael bediente sich ihrer bei seinen Madonnen und Frescogemälden. Ich habe unter den Bäuerinnen zu Itri und Fondi (Städtchen des ehmaligen Kirchenstaates an der neapolitanischen Grenze) den gleichen Kopfschmuck wieder gefunden, den Rafael der Farnesischen Venus gegeben. Dieser große Mann, um Ideen für seine Meisterwerke zu sammeln, hatte also nur die Natur zu studiren; um eine Coeffure von gutem Styl zu finden, mußte er nicht ins Museum gehn; so was begegnete ihm auf den Straßen. Welch einen angenehmen Eindruck macht es nicht auf den Künstler, wenn er ein transteverinisches Mädchen erblickt, das noch jenes schöne Haargeflecht, jenes rothe Corset trägt, alle Majestät, allen Reiz, wie in Rafaels Tagen, während die übrigen römischen Damen sich alle Mühe geben, diese angeborne Würde zu verläugnen, um — französischer Leichtigkeit nachzuäffen. Werden sich denn unsere Schönen nie überzeugen, daß sie sich nicht eine wie die andere kostümiren können, weil sie sich einander nie gleichen? Der Hauptschmuck einer Venus ist doch wohl immer ein anderer, als der Juno; darin haben die Künstler nie geändert, nicht aus Mangel von Erfindungskraft, sondern aus Reinheit des Geschmacks. Das Gewand, der Schmuck, muß in Form und Farbe durchaus mit der Individualität der zu schmückenden Gestalt harmonisch sein, und individuell, wie der Karakter der Geschmückten. Sonst ist alle Mode blos Uniform, Livree, Montur.

Die Römerinnen verloren ihren edeln Geschmack genau in der Epoche, da die Künste in Verfall kamen. So lange griechische Künstler zu Rom waren, entheiligte keiner seinen Grabstichel und Meissel. Die römischen Künstler, nachgiebiger, vermuthlich weil sie minder geschickt waren, fingen an, die Portraits der römischen Kaiserinnen mit jenen großen Coeffuren zu machen, die bloße Perüken waren, und mit dem Jahrhundert Augusts nichts mehr gemein hatten.

Die Französinnen, und ihre treuen Nachäfferinnen in Italien und Deutschland, haben endlich die Moden aller Zeitalter und Nationen durchgemacht. Der Himmel weiß, bei welcher sie stehen bleiben werden. Es kommt mir aber vor, als kehren sie wirklich wieder im kleinen Trab zu den Tagen der Chignons zurück. Es wird mir bange und weh, wenn ich daran denke, daß es irgend einem hübschen Weibe einmal einfallen könnte, wieder ein Toupet zu tragen! Dann gute Nacht, guter Geschmack. Die Künstler sinken wieder zur verdienten Erniedrigung, wenn sie es nicht sein wollen, die sich den Albernheiten und Verirrungen der Mode entgegenstämmen, und durch Pinsel und Meissel nicht verewigen wollen, was abgeschmackt ist.

N. g. B.

---

## Landreise eines französischen Offiziers von Dalmatien nach Konstantinopel.

(Beschluß.)

Cara Hassan. Die Ruinen von Castro Saros. Teret.

Wir erreichten Cavalla bald. Es ist dieselbe Stadt, wo einst der Apostel Paulus ans Land stieg, als er nach Macedonien kam. Man sieht da ein altes Fort auf Felsengipfeln, und eine prächtige Wasserleitung von römischer Bauart, die, noch jetzt unterhalten, die Springbrunnen der Stadt mit Wasser bereichert.

Nachdem wir die Pferde gewechselt und vier Stunden weit von Neapoli einem fruchtbaren wohlgebauten Ufer entlang gezogen, setzten wir in einer Fähre über einen großen Fluß, den die Leute Carasu nannten (oder Trübwasser), ein Name, der dort allen Bergströmen gegeben wird. Ich glaube, es sei in unsern Karten der Mesto oder der Nestus der Alten. Jenseits Jenizza, einer kleinen artigen Stadt, verliessen wir die Ebene und die Landstraße, weil uns Truppen entgegenkamen, mit denen es oft noch übler unterhandeln ist, als mit den Räuberbanden, gegen die sie ausziehn. Nachdem wir einen kleinen See durchwatet hatten, erreichten wir Dschiurmidschina, eine Stadt von etwa zweihundert Häusern, wo ein Aga und ein griechischer Bischof residiren.

Den neunten gings durch ein bergigtes Gelände, voller Wälder und Bergströme. Es war das Gebiet des Cara Hassan, der, ehmals selbst ein Räuber, nun das Raubgesindel daraus vertrieben hat, und seine alten Verbrechen zum Theil durch die Güte seiner Verwaltung in diesem Ländchen vergessen macht. Eine Stunde von uns zur Linken sahen wir eben einen schönen Palast bauen, der ihm gehörte; an der Landstraße hat er ein zierliches Denkmal aufführen lassen; ich bedaure noch jetzt, daß mir die Zeit gebrach, es abzuzeichnen. Es ist ein reicher Springbrunnen mit drei Mündungen, an deren jeder ein Becher mit eiserner Kette befestigt hängt, den Durst des Wanderers zu löschen. Das Ganze ist von schönem Stein gehauen, mit Inschriften und Vergoldungen geziert. Seitwärts steigt aus einem lieblichen Gewühl von Gebüschen und Bäumen ein Kiosk, wo der am Boden ausgebreitete Teppich zur Ruhe im kühlen Schatten einladet.

*) Die Weiber von Transtevere, das ist die in Rom jenseits der Tiber wohnen, sind sehr schöne Gestalten, und haben das Majestätische der alten Römerinnen beibehalten. Auch sind ihre Männer sehr eifersüchtig, und machen sich oft eine Ehre daraus, fremde mit dem Stilet abzuhalten, die verwegen genug sind, sie allzunah zu bewundern.

Von hier abwärts durch ein ausgetrocknetes Strombett im Schieferfels erreichten wir wieder das Meergestade. Olivenwälder mit Aeckern und Wiesen abwechselnd, Hütten und Heerden, Hügel und hohe Felsklippen bildeten eine wunderbar prächtige Landschaft. So bis zum Kap Macri, wo wir in dem Städtchen Miria uns in ein Kaffeehaus einnisteten, so gut es ging. Vor uns schwebten im beweglichen Meerspiegel die Inseln Samothrace und Imbros. Samothrace, einst ein unverletzbares Asyl, ist jetzt die Heimath des Elendes, noch oft durch die Despoten dieser Gegend verletzt. In der Ferne links schwammen im Duft die Küsten des Chersoneses, die Mündung der Dardanellen, und tief im Hintergrunde mit dem Horizont verrinnend die Höhen von Troas.

Den Tag nachher ging unsere Reise durch üppig fruchtbare Gefilde, von den prächtigsten Olivenwäldern bekränzt. Des Bodens Reichthum macht das Volk träge, und Armuth wandelt müßig unter den Schätzen der Natur. Hier begegnete uns auch eine Karavane von Kameelen, die erste, welche ich sah. Der Schritt dieser nützlichen Thiere ist sehr gemach; aber belastet sind sie auch ausserordentlich. Ein Mann führt ihrer sieben, indem er, auf einem Esel sitzend, voranreitet.

Am äussersten Ende einer großen Ebene schimmerten uns Ruinen entgegen. Die Neugier überwog. Trotz aller Ermahnungen und Drohungen unsers Tatars eilten wir hin, durchkrochen den Schutt und die Ueberbleibsel zerstörter Säulen. Am besten hatten sich drei Gebäude von einfacher, eleganter Bauart erhalten, die zu Bädern gedient. Das größte war ein gewölbter Saal, mit einer innern Abtheilung, die ehmals vermuthlich durch eine Thür verschlossen werden konnte. Dieser Platz diente vielleicht zum Empfang derer, die ihre Reihe im Bade erwarteten. Die beiden andern Gebäude waren jedes ungleich abgetheilt und mit einer Kuppel bedeckt, durch die das Licht von oben herab fiel. Die erste Abtheilung diente zum Entkleiden, die andere enthielt ein Bassin voll ziemlich warmen, gesalzenen Wassers, von angenehmem, stechenden Geschmack. Das alles könnte noch leicht wieder hergestellt werden; jetzt war alles voller Trümmer und unrein. Nicht weit von hier soll auch noch ein antiker, wohl erhaltener Tempel stehen. Wir befanden uns wahrscheinlich in Castro Saros, dem Sarrum des Alterthums.

Durch das an einem Flüßchen liegende griechische Dorf Rumidschik kamen wir in die Ebene der Stadt Teret. Sie liegt auf einem Anhange von den niedrigen Bergen, welche die Abendseite des Thals Merissa (Hebrus) begrenzen. Teret scheint eine alte Stadt zu sein; wir sahen noch Trümmer einer Wasserleitung in griechischem Geschmack, und die Moschee mag in frühsten Zeiten ein Tempel der Christen gewesen. Der Herr von Teret, Ali Mula, ist, wie Cara Hassan, ein glücklich reich gewordener und gebesserter Räuber, der sich des großen Landstrichs bemächtigte, und ihn nun nach Gutdünken regiert, nachdem er seine Raubgenossen weggejagt hat. Ich besuchte ihn, um Pferde zu erhalten, die wir auch, doch erst gegen Abend, erhielten. So lange der Mensch nicht sprach, hatte er eine helle ehrwürdige Miene; sobald er aber lebhafter ward, spielte aus allen seinen Zügen und Gebehrden eine widerliche Falschheit hervor.

Also noch spät Abends brachen wir von Teret auf, und stiegen in die Fluren nieder, welche die Merissa (der Hebrus) bewässert, so berühmt durch Orpheus Schmerzen. Der Wind, welcher durch die Gebüsche seufzte, schien uns noch den Namen Euridice zu rufen. In einer großen Fähre, die wohl dreißig Pferde halten konnte, passirten wir diesen Fluß, und so gelangten wir Nachts gen Güzan, einem guten Posthause, wo schon der Hof, mit artigem Springbrunnen und gepflanzten Bäumen, uns freundlich ansprach. Wir überstiegen von hier eine Hügelkette, die an der Spitze der Dardanellen auslauft; kamen durch ein vollkommen ausgeplündertes, verbranntes Dorf, wo die Einwohner entweder zu geizig oder zu arm gewesen waren, sich von der Kontribution loszukaufen, die ihnen die Räuber aufgelegt hatten; und so nach Malgara, einer ziemlich beträchtlichen Stadt, wo uns eine Menge von Ueberresten einer bessern Vorwelt umringten.

---

Seefahrt von Rhodosto. Die Armee des Großvisirs. Anblick Konstantinopels.

Zu Rhodosto (dem Byzanth der Alten), die Türken heißen Rekeldar, trafen wir am 11 ein. Es ist eine der levantischen Handelsstädte am Marmora-Meer. Der französische Konsul nahm uns hier mit großer Gefälligkeit auf. Von ihm erfuhren wir auch die herrliche Unternehmung des Generals Sebastiani, der, nur von wenigen Offizieren unterstützt, durch entschlossenen Muth und Beredsamkeit die Apathie der Türken, das Geschrei des Harems, das Gold der Engländer im Divan und die Feindschaft der Griechen besiegte, dem Sultan Selim jene Kühnheit einflößte Konstantinopel zu bewaffnen, binnen fünf Tagen über sechshundert Stück Geschütz in Batterien aufzupflanzen, und Dukworths Flotte zum schimpflichen Rückzug zu zwingen.

Unser Tatar war uns durch seine Unverschämtheit längst unerträglich geworden. Wir entschlossen uns also, ihn heimzusenden, und zu Schiffe nach Konstantinopel zu gehen. Wir waren nur noch zwanzig Stunden davon. Freilich wurden, weil der Wind änderte, sechsunddreißig Stunden daraus; auch verloren wir den Genuß, die ganze Armee des Großvisirs zu passiren, die uns entgegen kam; inzwischen sahen wir doch noch einen guten Theil derselben längs der Küste marschiren. Am meisten bewunderten wir die Schönheit der Pferde und die Pracht der Equipage des Großvisirs; so wie uns auch die ungeheure Menge der Bagage auffiel, die nachgeschleppt wurde.

Wir hatten eben Silivria passirt und die Landspitze umfahren, als ein Dutzend Soldaten vom nahe bei dieser Stadt befindlichen Lager auf uns schossen, da wir dem Ufer näher kamen. Sie riefen, wir sollten landen; wir hüteten uns aber schön, und suchten das Weite. Zum Glück schadete ihre wiederholte Füsillade keinem von uns.

Der Wind drehte sich in der Nacht gegen uns. Dies zwang uns, bei einem elenden griechischen Dorfe zu landen, wo alle Häuser verrammelt und die Bewohner eingesperrt oder geflüchtet waren, aus Furcht vor der Armee. Denn so oft diese von Konstantinopel auszieht, müssen die armen Rajahs schrecklich herhalten. Immer werden sie mißhandelt und ausgeplündert. Endlich nahm uns ein Mann auf, der einzeln sein Haus bewachte, und, da er hörte, wir wären Franken, Muth genug hatte, uns für baares Geld zu beherbergen. Allein seine Familie hatte alle Habseligkeit geflüchtet. Er hatte nichts, als eingesalzene Fische zu geben, die wir roh aßen, um doch den Hunger zu stillen. Feuer anzumachen, oder nur eine Lampe anzuzünden, unterstand sich der arme Mann gar nicht, aus Furcht, entdeckt zu werden. Sobald sich unsere Ruderer ein wenig erholt hatten, reiseten wir, trotz des schlechten Wetters, wieder ab.

Endlich am 13 April Abends erreichten wir Konstantinopel. Ein heftiger Regen raubte uns den imposanten Anblick der weitläufigen Hauptstadt des ottomannischen Reichs. Wir fuhren längs den traurigen Mauern hin, welche die Stadt von der Seeseite einschliessen. Zum Bau dieser Mauer haben die Türken eine ausserordentliche Menge Trümmer der schönen griechischen Architektur verbraucht. Da sieht man noch Kapiteele, Säulenstücke, Architrave, eines durchs andere gemengt, ohne Ordnung auf- und eingemauert. Vom Landungsplatze Tophanee, wo wir ausstiegen, gingen wir in die Vorstadt Pera, wo die europäischen Gesandten wohnen. Bei einem französischen Gastwirthe erquickte uns ein herrliches Nachtessen und Schlaf in guten Betten.

Den folgenden Morgen war das schönste Wetter, und das Schauspiel, welches sich mir darbot, als ich mein Fenster öffnete, ward mir ein unvergeßliches Fest. Rechts lagerte sich das ungeheure Konstantinopel vor mir aus, hier und da malerische Bäume mit jungem, andere mit immerwährendem Grün; dazwischen kleine hölzerne Häuser, mit dunkeln Farben angestrichen; über ihnen hoch hervorragend die großen Massen der Moscheen, blendend durch die weiße Farbe, und mit ihren niedlichen Minarets, die wie Pfeile gegen die Wolken des Himmels aufsteigen. Dann der Hügel des Serails, von einem Zipressenwald geschmückt, aus welchem große Mauermassen, artige Kiosken, Dome von aller Art hervorscheinen, deren vergoldete Bleidecken hell herüberglänzen, deren Halbmonde weit umherschimmern.

Auch das liebliche Farbenspiel der ruhigen Wellen des Bosphorus entzückte mich, und das Gewimmel der Fahrzeuge, die zu Tausenden die Meerenge und den Hafen nach allen Richtungen durchkreuzten, während die im Kanal vor Anker liegende Flotte des Kapudan Pascha alle Segel aussetzte, um sie trocknen zu lassen. Im Hintergrunde durchschnitten die Prinzen-Inseln sehr angenehm das einförmige Bild des Meers.

Links die lachende Küste Asiens, welche die Stadt Scutari schmückt, und vom Berge Olymp gekrönt, von dessen Höhen der ewige Schnee strahlt. Dies Schauspiel, das sich durchaus keinem andern vergleichen läßt, wird auch das Auge des erwartungsvollsten Reisenden beständig bezaubern, weil die lebhafteste Fantasie tief unter dieser prachtvollen Wirklichkeit hinliegt.

Ich will hier keine umständliche Beschreibung von Konstantinopel machen. Ich würde kaum etwas Neues zu sagen wissen. Aber bemerkenswerth war für diesen Augenblick die Achtung, in welcher die französische Kokarde stand. Wir gingen überall hin, ohne einer Eskorte von Janitscharen des Palastes zu bedürfen; wurden demungeachtet nie beleidigt, umgekehrt überall fanden wir freundliche Gesichter, und liebreiche Aufnahme. Diese Behandlung, welche Christen sonst nie von den Türken zu rühmen haben, war eine Folge von der Vertreibung der Engländer, und von den Siegen Napoleons über die Russen. Ritten wir aus, kamen wir zu öffentlichen Lustplätzen, überall überhäufte man uns mit Höflichkeiten, gab uns den Titel „Effendym Sultanym", mein Gebieter, gnädiger Herr; wir mußten aus den Pfeifen der Muselmänner rauchen, von ihrem Kaffee trinken. Unsere Pferde gaben wir bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich einem armen Teufel von Türken zu hüten, ohne zu fürchten, daß sich einer damit wegmachen werde. Man kann für das, was man gleichsam der Wachsamkeit des Publikums in der Türkei anvertraut, ganz unbesorgt sein. Einen Beweis davon liefern die Kaufleute, die, wenn sie sich aus ihrem Laden entfernen wollen, nur einen Stock quer vor den Eingang schieben. Diese Ehrfurcht für das Eigenthum unter gewissen Umständen ist in einem Lande um so merkwürdiger, wo Räuberei so gemein ist, und wo man in Partikularverhandlungen und Verträgen so selten von Treue und Glauben weiß.

Daß General Sebastiani uns mit der größten Artigkeit und Güte aufnahm, daß wir uns in seiner Gesellschaft ungemein wohl befanden, darf ich wohl hier nicht erst sagen.

A. B.

# Varietäten.

## Aus Italien.

—— * Rom, im Juni. Wer in diesem Augenblick in das Detail der Dinge, die Rom verwandelten, sehen könnte, würde viel erblicken, das sein Gefühl seltsam anspräche. Auf der einen Seite wird die menschliche Theilnahme ergriffen, wenn man die Vielen aus ihren, für die Lebensbahn erwählten, Geleisen verdrängt sieht, und in dieser Hinsicht schmerzt das Veränderung Gebietende. Auf der andern Seite ist aber auch nicht zu läugnen, daß die Zeit selbst endlich die todten Körper ausstößt. Sie scheint sich Luft zu schaffen, um, wenn nicht gleich, doch mit Gelegenheit und Weile, immer wieder — das Alte unter neuen Namen und Formen zurückzuführen. Immer kehrt die Achse der Dinge. Zu Konstantins des Großen Zeiten verwandelte man die Tempel der olympischen Götter in christliche Kirchen; jetzt zieht man aus vielen zu Ruinen gewordenen christlichen Tempelmauern die Ueberreste des heidnischen Alterthums.

Man sagt, daß die Zahl der Canonici, die im Römischen den verlangten Eid geschworen, sich auf 589 belaufe; folglich überwiegende Mehrzahl.

Die Zeit scheint vieles Wichtige im Werk zu haben, das man jetzt nur noch wie fernes Wetterleuchten erkennt. Wer noch fünfzig Jahr zu leben hat, wird noch Unglaublicheres erleben, als er bisher sah; und wer vorausgeht in das stille Land der Ruhe, hat nichts eingebüßt.

Haben Sie nicht auch den Dr. Piccard gekannt, einen Schüler und Freund Pestalozzi's? Er starb neulich in Albano, wo seine Leiche, nach gegebener Erlaubniß der Regierung, in eine Vigne begraben wurde. Mit Verehrung sprechen die Leute von ihm. Er hatte vielen Leuten uneigennützig Rath und Arznei gegeben. Ein solcher Arzt war den Leuten noch nicht vorgekommen. Piccards Tod hatte viel Rührendes. Er behielt Bewußtsein bis zum letzten Augenblick, und sein letztes gedankenvolles Gespräch betraf den tiefhumanen Geist der Bergpredigt Jesu Christi. Der Künstler Jagemann aus Weimar verfertigte ein Bild von ihm, als er schon in den letzten Zügen lag. Es ist sehr ähnlich geworden. — Eins der letzten Worte des Vaters an sein Kind war: „Sieh mich an, damit du dich einst bei diesem Bilde deines Vaters erinnern mögest." Piccards Gattin, eine schätzbare Frau, zerfloß in Thränen, wie sehr sie sich auch bemühte, sie dem Sterbenden zu verbergen. Sie verläßt Rom, das ihr wenig Freude gab.

Piccard, so sehr er Pestalozzi's Freund war, hielt die Italiener durchaus nicht für die Unterrichtsmethode des edeln Schweizers empfänglich. Und wirklich ist der Geist der Italiener ein ganz eigener. Es gehört wenigstens noch ein Dezennium dazu, bis er sich zu dem Geiste anderer Nationen homogenisiren dürfte.

K f.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend —— Nro. 56. —— den 14 Juli 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Rom.

Frühlingsreise im Juni 1810.

Das Bedürfniß, Landluft zu athmen, trieb mich aus den Mauern Roms. Aufs Gerathewohl schlug ich den Weg nach Frascati ein. Ich nahm mir vor, ihn zu machen, begleitet von Bildern und Erinnerungen früherer Jahre, um desto lebendiger jede von der Zeit herbeigeführte Verschiedenheit zu empfinden. So überließ ich mich dem Zufall.

Ein Geistlicher, ein ehmaliger Guardian, und eine Römerin wurden meine Gefährten. Die kleine Gesellschaft verständigte sich bald; denn Offenheit ist dem römischen Karakter eigen, und ein Fremder genießt in der Regel zuvorkommendes Zutrauen. Zu einer andern Zeit hätte man vom Theater, von den Freuden des Pfingstfestes (pasqua rosa) und der Villaggiatura (der Ausflucht aufs Land) gesprochen. Andere Zeiten, andere Gespräche. Der Geistliche erzählte von den Schwierigkeiten, welche der neue, den Domkapiteln und Pfarrern vorgelegte Eid finde und verursache. Der Mönch bemitleidete sich selbst, indem er, bei Vorzeigung einiger neuangeschafften priesterlichen Kleidungsstücke, bemerkte, daß dies seine letzte Reise in der Mönchskutte sei, und Donna C., Mutter von sechs Kindern, ging nach F., um in einem dortigen Nonnenkloster ihre Schwester zu sprechen, da der Termin der Aufhebung aller Klöster immer mehr herannahte. — Alle diese Personen seufzten, wenn sie an frühere Zeiten zurückdachten. Der Geistliche rief sich jene Zeiten zurück, als Kardinal York mit sechsspännigem Zug englischer Pferde nach Rom hineinflog. Der Guardian sprach von seinem bessern Loos, als er Beichtvater eines der ansehnlichsten Frauenklöster in Neapel war, und der Donna C. gingen die Augen über, weil sie an die goldenen Mädchenjahre (quando era ragazza) erinnert wurde. Man vereinigte sich in dem Gefühl: Zeiten ändern sich und wir mit ihnen. Ergiessung der Herzen zerstreute den Kummer. Der schöne Hang der Südländer zur Fröhlichkeit verläugnete sich nicht. Die Luftveränderung that das ihrige, und heiter für den Augenblick trennten sich die Reisenden vor dem Thore von Frascati.

Der Wagen eines französischen Generals, von Dragonern begleitet, und ein anderer der Prinzessin L., flogen vorüber. Sie kamen von einem Besuch bei dem Senator Luzian, der kürzlich von Canino, seinem andern Gute, eingetroffen war. Die schöne Villa Aldobrandini, ehmals der Frühlings- und Herbstaufenthalt der Familie Borghese, war diesmal verschlossen. Von den vielen andern Casinos, die ehmals den Glanz Frascati's ausmachten, war schon lange nicht mehr die Rede.

Ohne lange in Frascati zu verweilen, begab ich mich zu der einsamen Höhe des schönen Kamaldulenserklosters, l'Eremo di Frascati genannt. Auf dem ganzen Wege dahin begegnete ich keinem Menschen, weil der ehmalige Fahrweg, der durch Luzians Besitzungen führt, fast immer verschlossen ist, und der Durchgang durch die Villa Falconiera nur bekannten Personen, aus besonderer Gefälligkeit, gestattet wird.

Ein Laienbruder, den ich schon ehmals gekannt, öffnete das Klosterthor. Ein armer Mann, der durch weiten Umweg dahin gelangt war, verzehrte ein ihm gereichtes Abendbrod. Man reichte auch mir sogleich einen Trunk, und forderte mich auf, was in Italien üblich und nothwendig ist, die Wäsche zu wechseln. Ich erinnerte mich an die erste gutherzige Aufnahme, die

ich in diesem Kloster gehabt hatte, und an manche in dieser Einsamkeit froh und ruhig hingelebte Stunde.

Auf meine Nachfrage nach verschiedenen meiner Bekannten erfuhr ich, daß alle bereits fort waren. Nur der Prior und zwei Laienbrüder waren übrig geblieben. Einer davon war der, der mit mir sprach. Er sagte nichts weiter als dies: „Sehr müde bin ich, denn ich muß nun allein eine Menge von Geschäften verrichten, die sonst unter viele getheilt waren." — Der Prior lud mich zu dem gewöhnlichen einfachen Nachtmahl. Nicht ohne Schmerz, doch mit ruhiger Fassung, sprach er von dem Verhängniß, das auch jene Einsiedelei erreicht habe. Die andern Mönche waren fortgezogen, je nachdem sie früher oder später die Pässe zugeschickt erhalten hatten. Er erinnerte sich der Worte eines Greises, des Paters Venanzo, der vor wenigen Monaten daselbst gestorben war und gesagt hatte: „Ich bin glücklich, denn ich entgehe dem Sturm der Zeiten und dem Wechsel der Weltdinge."

---

Nach einer Nacht, die ich nicht mehr wie sonst in der wohl eingerichteten Forestaria, die der Papst Paul der Fünfte hatte erbauen lassen, sondern wie in einer verödeten Herberge zugebracht hatte, verließ ich den Ort, an welchem ich mit Vergnügen dem Stilleben guter, der Welt entflohener Greise zugesehen hatte, wenn ich auch das Mönchsleben als solches nicht zu schätzen vermochte. Als ein Denkmal des Alterthums, als Erscheinung verschiedener Art in dem Gemälde der Gesellschaftswelt und als Asyl für viele Nothleidende, denen die Mildthätigkeit besonders dieses Ordens zu statten kam, war mir diese nun verwaiste Höhe werth geworden. — „Wer wird künftig hier den Wanderer aufnehmen und erquicken?" sagten ein Paar Landleute, die mit mir den weiten Umfang seiner das Klostergehölze einschliessenden Mauer verliessen.

Auf einem kleinen Pfade gelangte ich in einer halben Stunde zu dem noch höher gelegenen Karmelitanerkloster St. Silvestre, das über dem Orte Monte Compatri emporragt. Dieses Kloster war das dritte, das in Italien gestiftet wurde. Es hatte in seinem weitläufigen Gebäude für ein Paar Hundert Mönche Platz. Eine lateinische, in einer Nebenkammer des Chors befindliche, mit griechischen Buchstaben abgefaßte Inschrift weiht das Andenken einer verewigten Albina (kineres beatae Albinae). Wahrscheinlich war eine reiche Matrone dieses Namens Stifterin des ehmaligen Reichthums dieser Klosterbehausung. Nach und nach im Laufe der Zeiten verarmte es. Zur Zeit der Republik, in den Jahren der Revolution wurde die Wohnung gänzlich ausgeplündert. Ratten und Mäuse herrschten darin, bis das reiche Karmelitanerkloster in Rom, la Scala genannt, einen Vikarius nebst einem Gehilfen und einem Laienbruder daher sandte. Diese standen, bei kümmerlichem Leben, der verschuldeten Wirthschaft der zum Kloster gehörigen Güter vor. Die Wiederherstellung einer Einsturz drohenden Seite des Gebäudes hatte Tausende gekostet. So waren die Schulden angewachsen.

Romantisch liegt das Kloster auf einer stillen Höhe, und beherrscht weite Ebenen gegen Rom, den Soracto, Tivoli, Palestrina und gegen Monte Casino hin. Vortrefflichere Luft findet man weit und breit nicht. Alte Ulmen stehen vor dem Eingang. Menschenleere Stille verräth eine verlassene Gegend; um desto erfreulicher ruft dann und wann die Frühmett- oder Vesper-Glocke andächtige Frauen oder Jungfrauen aus dem in der Tiefe liegenden Ort Compatri herbei. — So war und ist noch vor der Hand das Aeussere dieses Klosters. Im Innern herrschte die größte Armuth. In langen Gängen hallte der Fußtritt des einsamen Zellenbruders oder des Wanderers. Die Kirche hat, wenn nicht ausgezeichnete, doch einige von einem Mönch herrührende in die Augen fallende Gemälde. In einer alten Bibliothek zeugen die angedeuteten Fächer und ein ansehnlicher Rest von Büchern von ehmaliger Ordnung und ehmaligem Reichthum. Ein altes Oelbild, worin Karl der Fünfte, Kalvin und der Papst ... bei einem Mahl vorgestellt sind, gehörte zu den Merkwürdigkeiten der Bibliothek.

Ich hatte in St. Silvestre zu einer andern Zeit den Frieden der Armuth mit jenen beiden redlichen Mönchen getheilt. Einer derselben, Pater Nicolo genannt, war aus Würzburg, und schon seit dreiunddreißig Jahren in Italien. Sogleich bei meiner jetzigen Ankunft fragte ich jenen Bekannten nach. Sie waren abwesend. An ihrer Stelle fand ich zwei andere, welche, als geborne Fraskataner, aus dem Kloster la Scala hiehergesandt waren. Diese waren trostlos. Einer war Ausgeber (Dispendiario) in jenem reichen Kloster gewesen. Der Ueberfluß ging dort durch seine Hände, besonders als in der letzten Zeit die Zahl der Armen, unter denen sich viele pauvres honteux befanden, vermehrt hatten. „Ich war ein Fürst" sagte er; „durch das Verhängniß bin ich zu einem Bettler geworden." Er erzählte, wie es den Leuten leid sei, den deutschen Pater zu verlieren, und wie ihm jeder etwas zu einem Almosen reiche. — Indem wir noch sprachen, kamen ein Paar junge Leute aus dem Ort Compatri, und erzählten, wie die Aufforderung zur Ziehung des Looses der dortigen Konskribierten zugleich mit der Aufforderung zur Eidesleistung an die Canonici eingetroffen sei, und besonders das letztere Bestürzung verursacht habe. Indessen waren die jungen Leute vom Jahr 1789 nach Frascati zum Loosen abgegangen.

Welchem Wechsel von Szenen mochte die Höhe von St. Silvestre, seit das Klostergebäude dort aufgerichtet wurde, zugesehen haben! — Ohne Zweifel wird in kurzem das weitläufige alte Kloster ganz verlassen sein, oder höchstens von einem Pachter der Feldgüter und des Klostergartens bewohnt werden.

---

Da ich meine Bekannten nicht gefunden hatte, setzte ich meine Wanderung gegen den Monte Cavo fort. Die Witterung war kühl wie im März, der Himmel umwölkt. Reitzendes Grün bekleidete weit umher die Gefilde. Auf einem menschenleeren Pfade, auf einer Strecke von etwa sieben Miglien, hatte ich niemand angetroffen, und nur von fern ein Paar Hirten und Ackernde gesehen. Ein Theil des Weges führet durch die Kastanienwaldung von Rocca di Papa. Im Ganzen genommen pflegt diese Straße sicher zu sein; doch geht man in Italien nie gern allein, zumal durch Waldgegenden. — Glücklich gelangte ich zu dem Berge, der wegen seiner herrlichen Aussicht so berühmt ist. Auch die Bewohner des dortigen Klosters — es gehörte Passionisten — machten sich zum Abzuge bereit, und einige hatten bereits die Pässe erhalten. Ungeachtet diese Mönche einen Ort bewohnten, der häufig von Fremden besucht wird, und obgleich sie zum Theil von Wohlthaten lebten, so waren sie doch, wenn nicht der Aufzug einen angesehenen Reisenden verrieth, nichts weniger als gefällig gegen Reisende. Es hielt sehr schwer, im

*) Die Kamaldulenser essen nie Fleisch, und leben in der vollkommensten Gemeinschaft.

Kloster eine Aufnahme, auch nur für eine Nacht, zu erhalten. Oft hatte man Mühe, selbst bei dem Anerbieten einer Gegenverehrung, nur einen Trunk zu bekommen. Die Strenge des Ordens selbst mochte zu den raubern Sitten, die Abgeschiedenheit des Orts zu der Menschenscheu beitragen. Selbst bei Italienern und andern Ordensverwandten galten die Mönche von Monte Cavo für forasti (menschenscheu); ihre eigene Entschuldigung war: stiamo nella macchia (wir wohnen in der Wildniß). — Abgesehen von gedachten einzelnen Erfahrungen von Inhospitalität, geht besonders Reisenden mit der Aufhebung des Klosters vom Monte Cavo jene angenehme Sicherheit verloren, welche dieser Ort durch die vielen Mönche, Novizen und Laienbrüder, die sich in diesem Kloster befanden, erhielt. Trugen jene Bewohner des Berges auch nur selten zum Vergnügen des Vorübergehenden bei, so hinderten sie doch dasjenige nicht, das er sich selber zu verschaffen wußte, und wem daran lag, Aufnahme zu finden, setzte doch sein Verlangen durch. Uebrigens fanden auch hier viele Arme ihre Mittagssuppe. Sinnend verweilte ich einige Augenblicke lang auf der Höhe. Stumm und finster gingen ein Paar Mönche vorbei.

Es ist nicht zu läugnen, daß fast in allen Klöstern, wo viele Mönche bei einander hausten, der Mönchsgeist in der Regel daheim war; d. h. ausgestorben schien das Wohlwollen, und statt der Ruhe, die man in der Abgeschiedenheit hätte vermuthen sollen, herrschten Stolz, Neid, Rachsucht, Verfolgungsgeist, Winkeltirannei, und gewährten ein höchst widriges Gemälde der robesten, alles Edlere und Bessere im Menschen tödtenden Leidenschaften. Deswegen hört man beim Volk, in Ansehung der *Aufhebung* der Mönchsorden als solche, im Ganzen wenig Mitleid, und wohl häufiger den Ausdruck: was sie trifft, haben sie wohl verdient. Daß dies nicht von allen galt, bedarf keiner Erwähnung.

---

Bei der Fortsetzung meines Weges gelangte ich am Fuße des Monte Cavo zu dem kleinen Franziskanerkloster Pallazzuola.

Es war höchst wahrscheinlich in dieser Gegend, wo in alter Zeit die römischen Kommissarien, die jährlich wegen Erhaltung des Tempels des Jupiters Latialis zu dem Berge, jetzt Monte Cavo genannt, abgeschickt wurden, ihr Absteigequartier hatten. Später wurde hier das Grabmal eines Konsuls — vielleicht des Scipio selbst, der nach seiner Verweisung in einem kleinen Orte der römischen Landgegend starb — in eine Felsenwand gemeisselt. Dies merkwürdige, der Vorderseite eines flachen Sarkophags gleichende Denkmal ist noch vorhanden. In der christlichen Zeit wurde fast unter diesem Denkmal ein Kloster errichtet, das aus Mangel an Mitteln sich nicht erhalten konnte, bis ein reicher Prälat — ein Portugiese, und zwar der Sage nach aus königlicher Familie — in dieser einsamen, verwilderten Gegend einen zauberischen Aufenthalt zu gründen sich vorsetzte. Neben Felsen, die er mit großen Kosten zu einer ebenen Wand meisseln ließ, erbaute er ein geräumiges Kloster nebst einer schönen Kirche. Eine hohe Quader-Mauer, ein Werk der alten Römer würdig, schloß einen an das Gebäude stoßenden ansehnlichen Gartenplatz ein. Rebenspaliere und kleinere Blumengarten umgürteten die Gegend des obgenannten Denkmals der alten Zeit. Ein Lorbeerhain, aus dem sich Zypressen erhoben, gab einem Theil des Gartens höhern Reiz und freundliche Schatten. Von allen Seiten strömten eingefaßte Quellen herab, die den Garten wässerten. — Welche Stille, welcher Friede herrschte hier in diesem Asyl der Ruhe! Welchen heiligen Ernst erweckte die von reich bewachsenen waldigten Felsen umgebene Tiefe des Sees des ehmaligen Alba lunga! Welche Heiterkeit verbreitete sich aus dem weiten Meereshorizont über den Lauf der Tiber, Rom und seine Ebenen! Einzig in seiner Art und allen Wanderern geheiligt war die Einsiedelei Pallazzuola's.

Was diesen Ort noch einziger machte, war die Absicht des Erbauers, daß dieses Kloster vorüberziehenden Fremden Herberge gewähren und zumal der umliegenden Nachbarschaft zu einem Ort der Erheiterung dienen sollte. Er legte zu diesem Ende ein prachtvolles Fremdenquartier (foresteria) an, und bezeichnete die Bestimmung durch eine an der Gartenmauer und eine andere über einem Brunnen angebrachte Inschrift, davon die erste lautet: Hospitium viatorum; die andere: Publicae utilitate. — Der edle Stifter dieses Klosters hatte zu seinem eigenen Aufenthalt einen Theil der Vorderseite des Gebäudes eingerichtet. Unzählige Kupferstiche und Gemälde schmückten diese Zimmer, davon das größere den Namen Sala di Diego (dies war der Name jenes Mannes) beibehielt. Eine Inschrifttafel im Klostergange gibt weitere Nachricht von ihm.

Dieser Bau, der mit fürstlicher Verschwendung zu Stande gebracht war, hatte über hunderttausend Scudi gekostet. Frohe Erinnerungen unzähliger Menschen hatten diese Abgeschiedenheit geweiht. Niemand betrat das Innere dieses Klosters, ohne mit Dank und Ehrfurcht vor dem Bilde des Diego, das die Züge eines Mannes von Geist und Herzen bewahrt, zu verweilen. Fast ein Jahrhundert war vergangen, aber Diego's Nachruhm währte fort. Verarmt waren im Laufe der Zeiten die Mönche, welche lange nach des Stifters Tode daherkamen; aber die Freude war diesem Aufenthalt geblieben. Kein Wanderer, der es begehrte, ging unerquickt von dieser Stelle. Die Nachbarn wallfahrteten besonders zur Herbstzeit zu dem geliebten Sitz der Stille. So war Pallazzuola. Immerhin, so viel es auch zur Zeit der Revolution gelitten, trug es doch noch Spuren von ehmaligem Ueberfluß und Reichthum.

---

Sie werden mir, lieber Freund, diese Unterbrechung der Schilderung meiner kleinen Exkursion verzeihen. Niemand, der Pallazzuola gekannt hat, kann ohne eine gewisse Vorliebe von diesem den Musen so günstigen Ort reden, und wenn er auch kein Kloster in der Welt vermißte, so wird er doch dieses vermissen.

Ich fand, als man mich auf den Laut der Schelle hineingelassen hatte, zu meiner höchsten Verwunderung noch alle die bisherigen Bewohner des Klosters; es waren etwa vier Messe lesende Mönche (padri) und so viel Laienbrüder. Ungeheuchelt war die Freude des Wiedersehens und herzlich gereicht der Trunk zum Bewillkommen. Nach und nach machte man dem Herzen Luft. Unsere Todesstunde, hieß es, ist nahe; alles ist inventarirt; wenn man uns die Päße sendet, geht es fort, dahin und dorthin, und die vorigen Tage kommen nicht wieder. — Weit entfernt, in laute Klagen auszubrechen, ergab sich diese friedliche gute Klosterfamilie in das Verhängniß. Mit einer fast kindlichen Einfalt lebte man auf die hergebrachte Weise fort, ging zur gewöhnlichen Stunde in den Chor und zur Kirche, und aß nach wie vor nach der Vorschrift der Ordensregel. Man wagte es kaum, den Wein ohne Beimischung von Wasser zu trinken, ungeachtet noch ganze volle Fässer im Keller sich befanden, von

denen vorauszusehen war, daß sie den nachfolgenden Besitznehmern zufallen würden.

In diesem Kloster, wie in so vielen, ja den mehrsten andern, hatte man sich mit der grundlosen Hoffnung geschmeichelt, daß die einmal vorhandenen Klosterbrüder wenigstens so lange in ihrer alten Ruhe bleiben würden, bis die Angelegenheiten mit dem heiligen Vater ins Reine gebracht wären. Den wenigsten lag an etwas anderes, als für ihre Personen in der hergebrachten Weise zu bleiben. Was die Meinung betrifft, so hätte man sich wohl in alles gefügt. Jede Zeit erzieht mehr oder weniger die Menschen zu Kindern dieser und keiner andern Zeit. Auch selbst wider Willen öffnen sich manchem, der sie verschliessen wollte, die Augen. Selbst Mönche und Geistliche mußten eingeschlichene und eingewurzelte Mißbräuche eingestehen. Allen Denkendern leuchtete die Nothwendigkeit einer Reform ein. Nur über die Art derselben theilten sich Meinungen und Wünsche. Indessen geht der Weltgeist, der im Wechsel der Dinge sich als Vollzieher des Schicksals darstellt, seinen Gang, und entscheidet, ohne die Sterblichen zu fragen.

(Der Beschluß folgt.)

## Stoff zu Parallelen.

### Auflagen.

Unter den Kaisern des alten Roms war Vespasian gewiß keiner der übelsten; aber zahlen mußte sein Volk, und immer zahlen. Steuern lagerten sich, wie jetzt in England auf die Fenster, auf alle Kleinigkeiten. Sogar auf den Harn legte Vespasian eine Abgabe. Titus fand, sie sei doch nicht so recht anständig. Der witzige Monarch nahm aber einige aus dieser Geldquelle eingegangene Goldstücke, und hielt sie dem Sohne vor die Nase: „Versuche es doch, sie riechen gewiß nicht übel!“

Einige Senatoren brachten einmal in Vorschlag — denn an dergleichen nichtsbedeutende Komplimente war der Senat damals nun schon gewöhnt — dem Kaiser eine Bildsäule für drittehalbhunderttausend Denare errichten zu lassen. „Nicht doch, nicht doch!“ rief Vespasian, und streckte lächelnd die hohle Hand dar; „gebt dies Geld lieber mir, und macht diese Hand zum Piedestal dazu!“

### Homer in Gefahr.

Man erstaunt, zu welchem Wahnsinn manche Herrscher der Vorwelt durch das bloße wollüstige Gefühl ihrer Macht hingerissen werden konnten. Rasereien der Neronen, Heliogabale, Kara, kallen u. s. w. sind in unsern Tagen nicht mehr gedenkbar. Dies ist die Macht allgemeinerer, höherer Kultur.

Kaiser Hadrian, der gar zu gern ein großer Mann sein wollte, und eben darum oft sehr kleinlich ward, wollte auch sogar, wo nur das Genie entscheidet, größer sein, als die Künstler. Er selbst entwarf zu öffentlichen Gebäuden die Risse, und da ihm einst der Architekt Apollodor bemerkte, daß die Statuen für seine Tempelpforten zu groß entworfen wären, so daß die Göttinnen nicht wieder herausgehen könnten, wenn sie einmal dazu die Lust anwandeln möchte, — ließ er den Kritiker umbringen.

Am lächerlichsten war er, als er glaubte, sein majestätisches Machtwort reiche hin, die Gesetze des Schönen und Wahren zu bestimmen. Was Homer bei ihm verfündigt haben mochte, weiß man nicht; aber er suchte ihn ganz ausser Kredit zu setzen, und den Antimachus an seiner Statt als den Fürsten der Dichter zu erheben. Hadrians Majestät verschwand aus der Welt, Homers Majestät blieb.

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

— Die Entdeckung eines Zinnbergwerks ist für Frankreich eine der nützlichsten und wichtigsten, die seit geraumer Zeit gemacht worden sind. Bekanntlich ward dies vortreffliche Metall bisher in sehr wenigen Ländern gefunden. In Europa kannte man nur drei Fundorte: in Deutschland auf der sächsisch-böhmischen Grenze, in Spanien in einer an Portugall stoßenden Provinz Galliziens, und in England, wo die Grafschaft Cornwallis die reichsten und berühmtesten Zinnbergwerke hat. Jetzt, da die Sperre des englischen Handels auch das Zinn seltener macht, besonders da ganz neulich erst seine Ausfuhr nach dem festen Lande ganz verboten worden sein soll, wird die Entdeckung eines Zinnbergwerks in Frankreich um so wichtiger.

Die Geschichte dieses Fundes ist folgende. Man hatte im Jahre 1795 auf dem Berge Puy des Vignes, beim Städtchen St. Leonhard im Departement Haute Vienne Wolfram-Metall gefunden, welches der gewöhnliche Begleiter des Zinns zu sein pflegt. Inzwischen ward doch wenig Aufmerksamkeit auf diese erste Spur verwandt.

Ein junger Bergwerks-Ingenieur, Namens de Cressac, der im J. 1802 in diesen Gegenden beschäftigt war, empfing vom General-Conseil der Bergwerke Erlaubniß, die Spuren neuerdings zu verfolgen. Er empfing dazu vom Minister des Innern die nöthigen Geldunterstützungen, und setzte nun seine Arbeiten mit vieler Klugheit und Einsicht fort. Er entdeckte nach und nach verschiedene andere mineralische Substanzen, welche in Frankreich sonst nicht gefunden wurden, und die alle mit dem Zinnkies in Whealrok in St. Agnes in Cornwallis beisammengetroffen werden. Alles dies erhob seinen Muth; er ward der Nähe des Zinnes immer sicherer, und fand es endlich wirklich in einem Zustande der Oxidation, wie es in den Bergwerken gemeinlich wahrgenommen wird. Sowohl die Kristallformen, als die chemischen Untersuchungen, bestätigten das Glück, und daß hier keine Täuschung obwalte. Man erhält das schönste, reinste Zinn.

Der Gang, auf welchem es vorkommt, ist sehr mächtig, und ward immer edler, je weiter man abteufte. Gegenwärtig werden mehrere Schachte darauf abgesenkt. Man weiß, in welcher großen Tiefe das Zinn der Cornwallischen Bergwerke gebrochen wird, in welchen mehrere Schächte beträchtlich tiefer als das Meer liegen.

---

Im vorigen Blatte der Miszellen, Seite 219, Sp. 2, Z. 10 von oben ist zu lesen: Ueberresten.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 57. — den 18 Juli 1810.


## Ueber eine der ältesten Buchdruckereien in Europa, und die erste in der Schweiz.

Schreiben an Herrn Hofrath Baumgärtner bei dem großherz. badischen Hofgerichte zu Freiburg im Breisgau.

Sie waren der erste, welcher, der täglichen Last ihrer so heterogenen Geschäfte ungeachtet, mich auf eine Notiz aufmerksam machte, die der berühmte Herr Millin durch Hrn. Guiot, vormaligen Bibliothekar am Stifte St. Viktor zu Paris und dermaligen Pfarrer zu Bourg la Reine, erhielt, und sogleich im Magasin encyclopédique, Janvier 1807, Seite 61, bekannt machte. Sie betrifft die Nachricht von einem bisher noch unbekannten Kollegen und Mitarbeiter des Johann Faust und des Peter Schäffer von Mainz, und zugleich die Entstehung einer der ersten Buchdruckereien auf deutschem Boden und noch überdies an einem Orte, wohin die ersten Erfindungen, dergleichen damals die Buchdruckerei war, eben so wenig, als die neuen Moden, zuvorderst einzudringen pflegen.

Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen über diesen Punkt einige Bemerkungen mitzutheilen, die Sie die Güte haben werden für das anzunehmen, für was ich sie ausgebe. Es sind nicht Hauptbeweise, nach welchen die Akten als geschlossen künftig angesehen werden können, sondern nur Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten, die vielleicht als Wegweiser endlich zur völligen Erörterung dieser Sache führen könnten und dürften.

Die Nachricht, wie Sie wissen, besteht in Folgendem. Die Chorherren von St. Viktor zu Paris erhielten um das Jahr 1470 die Briefe von St. Hieronymus, prächtig auf Pergament gedruckt, von zwei deutschen Buchdruckern. Diesen gaben sie für dies Werk zwölf Gold-Scudi; weil sie aber diesen Werth kaum den Kosten des Pergaments, noch weniger aber einem Meisterstück, als gar nicht entsprechend ansahen, so versprachen sie den guten Männern auch einen ewigen Jahrtag, und Andenken in ihrem Chore. Diese Verbindlichkeit trugen sie auch wirklich in ihr noch vorhandenes Necrologium mit folgenden Formularien 1471 ein: Anniversarium honorabilium virorum PETRI SCOFER et CONRARDI HEULIT, ac JOHANNIS FUST, civium de Moguntia, impressorum librorum; nec non uxorum, filiorum, parentum, amicorum, et benefactorum eorumdem; qui PETRUS et CONRADUS dederunt nobis Epistolas B. Hieronymi, impressas in pergamem, accepta tunc summa duodecim scutorum auri, quam praefati impressores receperunt per manus Domini Abbatis hujus ecclesiae etc.

Aus diesem unwidersprechlichen Aktenstücke erhellt nun: 1) Daß die erste Buchdruckergesellschaft aus folgenden Mitgliedern bestanden; nämlich, aus Johann Fust, Peter Schäffer und Konrad Helie. 2) Daß Peter Schäffer und Konrad Helie am Ende des Jahrs 1470 oder am Anfange des Jahrs 1471 zu Paris gewesen sind, weil die Briefe des B. Hieronymus erst im Spätlinge dieses Jahrs vollendet wurden, weil sie mit dem Abt von St. Viktor über den Preis dieses Werks persönlich handeln und einig werden, und endlich weil sie das bedungene Geld aus den Händen des Abtes selbst erhalten konnten. 3) Daß Johann Fust nicht mehr bei obigen zweien sein konnte, weil er bereits schon vor einigen Jahren, nämlich 1466, zu Paris gestorben war; ein Umstand, welcher die zwei überlebenden Mitglieder nur noch williger gemacht haben

mochte, für ihre Arbeit zum Theil auch geistliche Bezahlung anzunehmen, die nach ihren Grundsätzen allein noch dem schon lange abgeschiedenen Fust zu Nutzen kommen konnte. 4) Daß endlich Konrad Helie nicht etwa nur Geselle, oder Handlanger, sondern wirklich Miteigenthümer des Verlages und folglich auch Theilhaber an dem Erlöse aus demselben gewesen sei.

Vor allen andern aber kann man sich aus diesem Monumente, wenn man es nicht schon kraft der eigenen Erfahrung weiß, überzeugen, wie richtig die Franzosen die Namen der Deutschen zu fassen und zu schreiben pflegen. Peter Schoiffer ist ihnen Peter Scofer, oder, wie es in einer zur nämlichen Sache gehörigen Handschrift heißt, Peter Schoepher. Konrad heißt bei ihnen Conrard, und was wird erst aus Heliä oder (wie wie es Leu schreibt) Elye werden, besonders wenn sie es aus dem Munde eines derben Schweizers nachschreiben sollen; den Aspirat hat am Anfange schon der Schweizer hinzugesetzt; das hohl ausgesprochene e schrieb der Franzose eu, und die scharf ausgesprochene Endsylbe drückte er mit lit aus, wie z. B. in lit, débit, surprit u. s. w. So schrieb ein mir wohl bekannter kais. österreichischer General der Kavallerie, der ein geborner Lothringer war, anstatt les Uhlans immer les Hulants. Der Kamerad des Johann Fust und des Peter Schoiffer oder Schäfer hieß also im Deutschen nicht anders als Konrad Elyä oder Heliä. Nun gut — wer war denn also dieser Konrad Heliä?

Das Geschlecht der Heliä oder Elyä war in der Schweiz seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts wohl bekannt. Konrad Heliä war Doktor der Dekrete, und findet sich als Chorherr zu Münster im Aargau, als Domherr und Offizial zu Konstanz, und vom Jahre 1417 als Probst des Stiftes im grossen Münster zu Zürich. Er wohnte auch als Gesandter des Domkapitels zu Konstanz der daselbst gehaltenen Kirchenversammlung bei, und ward als Schiedsrichter in ein und andern Streitigkeiten von Wallis u. dgl. gebraucht. Papst Martin V, der ihn zu Konstanz kennen lernte, ernannte ihn auch 1418 an die Stelle des alten und unvermögenden Bischofs Hartmann zum Bischof zu Basel. Als aber der alte Bischof, von seinen Verwandten angespornt, ungern wich, so ließ sich Konrad Heliä von ihm aus Liebe des Friedens sehr leicht dahin bereden, daß er dem alten Hermann nachgab, und mit dem Archidiakonat dieses Bisthums sein Leben lang zufrieden war. Er soll auch durch einige Zeit Kanzler des Kaisers Ruprecht gewesen sein. Er schrieb sich von Laufen oder Lioufen, welches einige für das bei Schafhausen gelegene ansahen, aus welchem letztern Orte er ohne Zweifel geboren war. Siehe Leu's Schweizer-Lexikon, Art. Eliä, und Wursteisens Basler Chronik, 4 B. 22 Kap.

Er starb zu Basel im Jahr 1423 vor St. Martinstag, und wurde auch in der St. Martinskirche begraben. Jonjola in Basilea sepulta retecta, 4. Basil. 1661, Seite 217, hat noch seinen Grabstein gesehen und abgeschrieben, der folgendermaßen lautet:

Anno 1423 ante S. Martini festum fatali somno correptus obiit Conradus Heliae de Lauffen Schafhus, Decretorum Doctor, Officialis primum Constantiensis, postea Archidiaconus Basileensis.

Daß aber dieser zu seiner Zeit sehr geachtete Konrad Heliä, den selbst Kaiser und Papst mit ihrem Zutrauen beehrten, nicht der letzte und einzige seiner auf ihn mit Recht stolzen Familie gewesen sei, ergibt sich daraus, daß bald nach ihm zwei andere aus eben diesem Geschlechte bekannt sind, sie mögen übrigens entweder wirkliche Neffen oder aber nur sonst nahe Anverwandte des Archidiakonus gewesen sein. Einer hieß Helias Heliä, der andere eben so wie sein Onkel oder Vetter Konrad Heliä. Denn ich setze einstweilen ohne Beweis zum voraus, daß dieser Konrad Heliä mit dem Konrad Heulit eine und die nämliche Person gewesen sei, und gründe mich für jetzt allein auf einen kleinen Versuch. Es gebe nämlich ein Schweizer einerseits seinen Namen Heliä, oder, wie denselben auch Leu schreibt, Elye, in seiner gewöhnlichen Landesmundart an, und ein Franzose schreibe den gehörten Namen andererseits nach seinem Ohr und seiner Fassungsart der deutschen Aussprache nach: er wird gewiß Heulit oder etwas ähnliches wiederholen und auf das Papier setzen.

Helias Heliä ergriff, wie sein Onkel, den geistlichen Stand, und hatte eben wie dieser das Glück, eine Chorherrnpfründe am Stifte zu Münster im Aargau zu erhalten, zu welchem auch die Verdienste seines gleichnamigen Vorfahrers etwas beigetragen haben mögen. Das Jahr, in dem er zu dieser Stelle gelanget, ist mir zwar unbekannt; daß er aber solche noch in den Jahren 1470 bis 1474 bekleidete, wird Ihnen bald eben so gewiß werden, als es mir schon wirklich ist. Daß er aber schon eine geraume Zeit vor den angeführten Jahren zu diesem Amt gekommen sei, schliesse ich daraus, daß er schon beträchtliche Mittel zusammengebracht haben mußte, als zu einer wenigstens in seinem Lande damals ganz unbekannten Unternehmung erforderlich waren, dessen ungeachtet dem blinden Gerathewohl bloßgestellt werden mußten. Er faßte nämlich vor dem Jahr 1470 den Entschluß, an seinem kleinen Wohnorte eine eigene Buchdruckerei zu errichten; eine Sache, die schon eine genauere Kenntniß der Buchstabenverfertigung, des Papierhandels, des Druckwerkes, eine ziemliche Einsicht in die Veräusserungskunst der gedruckten Exemplarien und in den wahrscheinlichen Gewinn aus diesem neuen Gewerbe, voraussetzte. Kurz, er war unter allen seinen Landsleuten der erste, der in seinem Vaterlande das erste gedruckte Buch an das Licht brachte. Dieses ist der Mamotrektus, oder Mamätrectus, der in der hiesigen akademischen Bibliothek Ihnen zu Diensten steht. Am Ende desselben heißt es:

Explicit Mamotrectus, sive primicereus arte imprimendi, seu carattarizandi per me Helyam Helye alias de Iloufen, canonicum Ecclesiae ville Beronensis in pago Ergowie site absque calami exaragione. Vigilia S. Martini Episcopi sub anno ab incarnatione Domini millesimo, quadringentesimo, septuagesimo.

Dieser erste gewagte Versuch muß dem Chorherrn Helias Helyä, theils wegen wirklichem Gewinn, theils wegen vortheilhafter Hoffnungen, nicht unerheblich geschienen haben, weil er seine Unternehmung bald nicht nur fortsetzte, sondern auch erweiterte und vervollkommnete. Er druckte bald darauf im J. 1472 und 1473 den Rodericus von Zamora, welche beiden Exemplarien ich aus unserer akademischen Bibliothek vor Augen habe; bei welchen anzumerken ist, daß sie mit ganz andern Lettern, als der Mamotrektus, gedruckt sind. Die Lettern des letztern sind gothisch, ungemein hoch und lang, und dabei gar nicht fett; die Lettern des erstern sind ganz romanisch, rund, zwar nicht rein, aber viel leserlicher und ruhiger für die Augen. Auf solche Art beschäftigte Helyas Helye seine Druckerei mit noch ein Paar andern Schriften bis 1474, seit welchem Jahre sich diese erste Druckerei in der Schweiz vom Erdboden verlor. Wahrscheinlich hat der Tod des Unternehmers, welcher keine Nachkommenschaft

hatte, oder der Abgang eines andern beseelenden Unternehmens, derselben ein so frühzeitiges Ende gemacht.

(Der Beschluß folgt.)

## Mannigfaltigkeiten aus Rom.

(Beschluß.)

Ohne von einem Bekannten förmlich Abschied zu nehmen, ging ich, nachdem ich mich bloß bei den beiden Obern des Klosters beurlaubt hatte, schweigend und dankbar hinweg. Unvergeßliche Stunden wurden hier dem Wanderer zu Theil, und vieles, was nur aus der Asche voriger Jahrhunderte sprießt, mußte sich vereinen, diesen Ort dazu zu machen, was er war. In einer neuen Zeit kann sich vieles erzeugen und gestalten, was Bewunderung erregt; aber die magische Hülle der Vorzeit, die dem Leben in der Gesellschaftswelt, gleich dem reizenden Dunst, der über einer Gegend ruht, anziehenderes Interesse gewährt, — diese gibt nicht leicht dem Gefühl sich wieder.

Es war etwa um neun Uhr des Morgens, als ich den schönen Aufenthalt Pallazzuola's verließ. An dem Brunnen, der neben dem Eingang in die bekannte vor dem Kloster gelegene Höhle liegt, stand ein alter Mann, der ein Glas Wasser trank. Ich redete ihn an: „und ihr trinkt Wasser?" Er erwiederte: „Des Morgens erfrischt ein Glas Wasser, und ich bereite mich vor auf kommende Tage. Bisher arbeitete ich hier bei den Brüdern (frati). Nun geben sie weg; was bleibt mir übrig, der ich alt bin und wenig verdienen kann?" — Mit resignirtem Gesicht und ohne weiteres zu sagen, ging er hierauf dem Kloster zu, nachdem er auch mir das Glas dargereicht hatte.

Auf einem kleinen Pfad, der durchs Gebüsch führt, wandte ich mich zu dem kleinen Ort Ariccia. Der Name ist schon aus Horazens Epistel, worin er seine Reise nach Brundusium schildert, bekannt. Es ist einer der ländlichsten und freundlichsten Orte, die im Umkreise Roms liegen, von friedlichem und arbeitsamem Volk bewohnt. Es war zur Stunde der letzten Messen. Die Kirche war von Menschen angefüllt, und viele Frauen und andere Personen knieten vor der Kirche. Häufige Thränen flossen. — Ich fragte der Ursache nach, und erfuhr, daß das dortige Kanonikatskapitel den vorgelegten Schwur verweigert habe, folglich sich zur Abreise gefaßt halten müsse. An jenem Morgen (es war am 14 Juni) hatten sie ihre letzten Messen gelesen. Man bedauerte besonders die Alten, indem Armuth die mehrsten nöthigen würde, zu Fuß zu gehen. Die beunruhigte Fantasie der Leute malte alles ins Dunkele. Es waren die ersten Eindrücke des Schmerzens, von bisherigen Gewöhnungen zu scheiden. Bei Vielen kam Verwandtschaft oder Zusammenhang mit einem unmittelbaren Interesse ins Spiel. Daher rief eine Stimme: o die Armen! sie kommen auf dem Wege um; eine andere: wer gibt uns nun zu essen! Religion und Kirche wurden zwar auch erwähnt; aber man war in der Hinsicht, wie es schien, ziemlich im Dunkeln. Die wenigsten wußten, wie der Schwur lautete (er verpflichtet zum Gehorsam dem Kaiser und den Gesetzen), und schreckten sich mit der Vorstellung der Einführung einer neuen Lehre, *) die niemand gesehen hatte. Was die Leute vollends verwirrte, war die Nachricht, daß hier und da Einzelne und in manchem Ort ganze Domkapitel samt dem Bischof geschworen hatten. — Man konnte diesen Leuten nicht Mitleid versagen. In ihrer Anhänglichkeit an ihre hergebrachten Sitten und an ihre Geistlichen sprach sich Innigkeit und Gutmüthigkeit ohne Fanatismus aus. Wehmuth erstickte das Murren und die Liebe lehrte hoffen, selbst im dunkelsten Augenblick.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Ariccia begab ich mich nach Albano. Aehnliche und lebhaftere Gemüthsbewegung äusserte sich dort. Es kam dazu, daß auch die Loose der Konskribirten gezogen worden, und den Nonnen zweier Nonnenklöster das Hinausgehen intimirt war.

Eine Frau sammelte, als ich vorüberging, in den Gassen Almosen für einen der ärmsten Domherren. Die Leute gaben, als solche, von denen die Wenigsten Ueberflüssiges haben, reichlich. An einem andern Tage machten die Weiber und Mädchen barfuß eine Prozession zur ausgesetzten Statue des heiligen Antonius. Weinen und Schluchzen wurde von allen Seiten vernommen.

Man kann von den Italienern im Ganzen bemerken, daß sie vielen natürlichen Verstand haben; aber das Vermögen des Nachdenkens (l'organ de réflexion) ist bei den wenigsten entwickelt. Ein Bild und eine Vorstellung herrschen und behaupten die Herrschaft, auch wo auffallender Widerspruch einzutreten scheint. So erwartete man schon seit Jahren, nicht nur im Römischen, sondern in Rom selbst, daß der heilige Antonius ein großes Wunder thun werde. Viele zitterten vor der Ankunft des Tages, wie vor einem Erdbeben. Offenbar ist nicht erfolgt, was man erwartete; dennoch behauptet der Name des heiligen Antonius nach wie vor seine Rechte. „Er ist und bleibt der Wundermann, der glaub'gen Seelen helfen kann!" und so mag man es auch den Donnen von Albano zu gut halten, daß sie bei allem Regenwetter, und trotz der Gefahr, Schnupfen und Erkältung sich zu holen, dem heiligen Antonius, ihrem Schutzpatron, zu Ehren, eine Prozession mit bloßen Füßen anstellten.

An dem gleichen Tage, als die Canonici, die nicht geschworen hatten — eine Stunde vor der ihnen gegebenen Frist — nach Rom abreiseten, um von da sich an weitere Bestimmungsorte zu begeben, wurden dreihundert Mann Kavallerie erwartet, welche in Albano und den benachbarten Orten vertheilt werden sollten. So wenig man übrigens an einer Einquartierung für die Sommermonate Gefallen hatte, äusserten doch denkende Personen aus dem Volk ihre Zufriedenheit in Ansehung dieser Maasregel, indem sie sagten: es ist besser für uns, daß wir nüchtern bleiben. Ohne Zweifel kannten diese die allzuleicht Feuer fangende Einbildungskraft der Bewohner alten vulkanischen Bodens.

Am sechszehnten Juni nahm ich von Albano und seiner benachbarten Gegend wieder Abschied. Es war dies der Todestag der geistlichen Orden; denn nach dem fünfzehnten durfte keiner der bisherigen Ordensbrüder und keine Nonne öffentlich in dem Mönchsgewande erscheinen. Nur ein alter Eremit hatte es noch gewagt. Er wurde aber von den Ortsleuten selbst so viel geplagt, daß er wohl, bei andern Gründen, welche die Zeit empfahl, der alten Mode entsagt haben wird.

In wenigen Stunden befand ich mich wieder, von der Landluft erquickt und durch sie zu neuem Leben genesen, in Rom. Beim Eintritt in das Innere der Stadt erblickte ich einen ehemaligen Mann der Kutte im neuen Ueberrock mit schwarzseidenem Hut; bald darauf einen Kapuziner,

*) Sie erscheint in diesen Tagen gedruckt, mit dem Titel: *Dottrina christiana, o sia catechismo per tutto l'impero francese.* Das Motto heißt: *unus Deus, una fides, unum baptisma.*

der aus seiner ehmaligen Kleidung eine Art von Roquelor hatte machen lassen. Mit Neugierde schauten die Leute in den Gassen den Neugekleideten nach. Man sah die bisherigen Klostergenossen wie Leute an, die gleichsam aus fernen Bergen herab in die Stadt kamen, und sich zum erstenmal den Bart scheeren liessen. So geschah es, daß die Leute bei allem Ernste lachten. Ich erinnerte mich dabei der Frage des Geistlichen, mit dem ich Rom verlassen hatte, an den Franziskaner, der unser Reisegefährte war: e cosa dice San Francesco? (was sagt auch zu allem der heilige Franziskus?) — Der Mönch ergriff die beste Parthie; er zuckte die Achseln — und schwieg.

Auf die Frage: wie es in Rom ginge? erwiederte einer meiner Bekannten: „Es herrschen Jammer und Wehklagen (tutta Roma è un pianto). Viele Nonnen haben auf die erhaltene Intimation ihre Kloster geräumt. Unter den vielen Alten befindet sich eine Nonne, die seit achtundsechszig Jahren ihr Gelübde ablegte. Viele wissen nicht wohin; Unzählige, die von den Klöstern lebten, befinden sich auf der Gasse, d. i. ohne Brod“ u. s. w. Das Ausziehen der Nonnen hat an manchen Orten einer Plünderung geglichen, weil viele aus dem gemeinen Volk zum Rauben und Stehlen sich einfanden. Auch die Juden bekamen bei diesem Anlaß von Römern ihren Theil ab. Man wollte wissen, daß man an diesem Trauertage in der Judenstadt (ghetto), deren Thore nicht mehr wie sonst zu Nacht gesperrt werden, geblockt hätte. Eine Mutter sollte unter andern zu ihrem Kinde an der Brust gesagt haben: Kind, freue dich! solche Tage kommen nicht wieder! — So mischen sich in der Welt, wie Wahrheit und Lüge, immer auch Ernst und Lachen in einander, und selten oder nie sind die Dinge und Ereignisse das, wofür man sie im ersten Augenblicke nimmt. Alles, was blühte, hat sein Verwelken, und alles was stirbt, wird wieder Keim zu neuem Leben. Das ist der herrschende Weltgang. Wer diesen in dem Lauf der Dinge beobachtet hat, verzagt nie. — Nach wenigen Stunden, d. h. am folgenden Tage, sah man die ausgezogenen Nonnen wieder in ihre verlassenen Wohnungen zurückkehren. Es war nichts in der von der Regierung in Ausübung gesetzten Maasregel abgeändert worden; jedoch zur Erhaltung vieler alten Gebäude, die im Augenblick hätten leer bleiben müssen, hat man sie den alten Bewohnerinnen, aber nicht als Eigenthum, sondern nur ad interim, wieder eingeräumt. — So ist Zufriedenheit oder die Stille wieder hergestellt.

Leben Sie wohl, mein Freund! Nie wollen wir die Theilnahme, nie die Liebe für Italien verlieren!

K ß.

## Stoff zu Parallelen.

### Die Grabschrift.

Die Grabschriften lügen oft gern von den Todten, wie die Zeitungen von den Lebendigen. Aber folgende enthält doch eine schöne Wahrheit.

Similis, einer der ältesten und würdigsten Oberfeldherrn Trajans und Hadrians, entzog sich endlich dem Wirrwarr des Hof- und Kriegeslebens. Er war zu rechtschaffen und edel gewesen, um auf seinen Feldzügen durch das Unglück der Völker ungeheuern Reichthum zusammengepreßt zu haben. Aber doch besaß er eine artige Villa. Dahin ging er, und lebte in der schönen Einsamkeit in beneidenswürdiger Ruhe sieben Jahre noch. Darum ließ er auf sein Grab die Inschrift setzen: „Hier ruhen die Gebeine des Similis, der ein hohes Alter erreichte, aber nur sieben Jahre gelebt hat.

# V a r i e t ä t e n.

## A u s F r a n k r e i c h.

— In den Bädern von Balarne (Distrikt Montpellier, Departement von Herault) starb am 26 Juni 1810 Herr Joseph de Montgolfier, in einem Alter von ungefähr siebenzig Jahren. Er war einer der vorzüglichsten Mechaniker Frankreichs, und Miterfinder der Aerostaten, denen man dankbar, auch wenn die Kunst einst erfunden sein sollte, sie willkührlich in den Strömen der Atmosphäre zu leiten, den Namen der Montgolfieren lassen sollte. Sein Bruder J. E. Montgolfier, der im Sept. 1799 starb, und mit dem er in der Manufaktur zu Vidalon die Papiermacherkunst gemeinschaftlich veredelte, daß sie in Frankreich zuerst, was vorher nur durch holländische Arbeiter geschah, Velinpapier fabrizieten, — kam freilich auch der Erste auf den Gedanken der Luftschifferei durch Einschliessung verdünnter Luft in leichte, hohle Bälle. Als er nämlich einmal in seiner Cafetiere Wasser kochen ließ, das er mit einem sphärisch zusammen gefalteten Papier bedeckt hatte, schwellte dies auf und stieg empor. Der Wink war gegeben; die Gebrüder Montgolfier verfolgten ihn gemeinsam. Ein Patent von der Akademie der Wissenschaften, zweitausend Livres Pension und der St. Michelsorden lohnten oder ehrten den Erfinder.

Der jüngst verstorbene Montgolfier war, wie sein Bruder, zu Annonay geboren. Sein erfinderischer Geist ward vielen Künsten nützlich. Wer denkt hier nicht an Montgolfiers *belier hydraulique*, der das Wasser zu einer Höhe von sechszig Fuß emportrieb? Er ward Mitglied des Instituts von Frankreich, Administrator beim Conservatoire der Künste und Gewerbe, und empfing von seinem Kaiser den Rang eines Reichsritters.

## A u s H o l l a n d.

— Hätten die Menschen für das Verdienst ihrer Zeitgenossen dankbaren Sinn genug, so würden sie sich nachher desto minder um die Verdienste ihrer Vorfahren zu streiten haben. Der Kampf um den Erfinder der Buchdruckerkunst hat sich in Holland seit einiger Zeit erneuert. Die königl. Societät zu Harlem setzte für das Jahr 1810 einen Preiß auf die Frage: Ob der Stadt Harlem die Ehre aus vollen Gründen bestritten werden könne, daß Lorenz Coster daselbst vor dem J. 1440 die Kunst, mit beweglichen hölzernen Buchstaben zu drucken, erfunden habe? Bald nach Erscheinung des Programms bildete sich ein Professor zu Leiden ein, noch ein der Costerschen Druckerei zugehöriges Holztäfelchen, 3 Zoll lang und 2 Zoll breit, mit den eingeschnittenen Buchstaben eines lateinischen Horariums, entdeckt zu haben. Er gab im März 1809 eine umständliche Beschreibung dieser xilographischen Antiquität, und bot sie sogar öffentlich zum Verkauf. Man traute der Entdeckung aber nicht viel. — Vor einigen Monaten ließ Hr. Janssens, Bibliothekar des Prinzen von Benevent, eine Abhandlung drucken, zur Ehre Harlems, worin aber nur Gerard Meermanns *origines typographicae* benutzt waren. Jetzt hat auch Hr. van Westreenen in seiner „Verhandeling over de Uitvinding der Boekdrukkunst“ darthun wollen, daß die Kunst in Holland erfunden, in Straßburg verbessert, in Mainz vollendet worden sei. Allein seine Beweise aus der Kölner Chronik und der bekannten in den Donat geschriebenen Note sind selbst von Holländern längst verworfen. Alles übrige, was er beibringt, sind Hypothesen auf Hypothesen gebaut. — Desto neugieriger ist man nun auf die Früchte der Harlemer Preisfrage.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 58. — den 21 Juli 1810.


## Die Erziehung des Fürsten.

(Ein Fragment.)

— — Unter den Verhältnissen, in welchen sich die gegenwärtige europäische Welt bewegt, zittert selbst der Privatmann für das künftige Schicksal der Seinigen. Noch mehr Gründe zur Furcht vor den kommenden Tagen haben die Fürsten Europens. Was sie erlebt haben, wissen sie; was ihre Thronfolger, ihre Völker erleben werden, ist ein Geheimniß, welches keiner von ihnen auch nur ahnen kann. Wohl dem Monarchen, welcher in dem Geiste seines Kronerben eine Bürgschaft für die Erhaltung des Reichs gegen alle einstige unvermeidliche Stürme erkennt! Wohl der Nation, welche mit Zuversicht im Karakter ihres künftigen Beherrschers den kraftvollen Schutzgott des Vaterlandes und ihrer Kinder erblickt!

Das Elend des Welttheils hat nach so erschöpfenden vieljährigen Kriegen einen hohen Grad erreicht — den höchsten noch nicht. Vielen Ländern zwar ist Frieden gegeben, aber ihren Bewohnern nicht. Das Verhängniß der europäischen Völkerfamilien ist so enge in einander verschlungen, daß kein einzelner Theil mehr leiden kann, ohne daß der Schmerz nicht allgemein empfunden werde. Erschöpfung und Verarmung der Länder sind so verbreitet und groß, daß es dem väterlichen Willen auch vieler der besten Fürsten schon an Mitteln gebricht, den täglich eindringenden Uebeln zu wehren. Die ungeheure Umwälzung der Dinge hat einen ansehnlichen Theil der Bewohner des Kontinents sich am eigenen Herde zu Fremdlingen gemacht; neue Nachbarn, neue Fürsten, neue Namen, neue Ordnungen. Der Schmerz um das Verlorne wird selten vom Glück der Gegenwart ausgelöscht. Daher der allgemeine Trübsinn, und das stille Gähren der Gemüther; die Klage um das Vergangene; der Ekel an der Gegenwart; die Furcht vor dem Künftigen.

Die politischen Schöpfungen weit umher sind alle noch so neu, daß bisher nichts fest gedeihen, nichts in das Leben und in die Gewohnheit der Menschen einwurzeln konnte. Hundertjährige Eichenhaine umzustürzen, dazu gehören Orkane; aber eben aufgeschossene Halme wirft ein Schlagregen nieder, welcher sonst den alten Hain bloß erfrischt haben würde. Darum ist der Kummer der Weisern nicht ganz ungegründet, so wenig als die Betrübniß der Völker.

Es ist das Erschütterndste, was gedacht werden kann, daß nämlich die Glückseligkeit eines ganzen Welttheils an dem Odemzuge eines Sterblichen hängt. Aber dieser große Sterbliche ist das Werkzeug der ewigen Vorsehung. Dies ist der Trost der Bessern. Und daß sie den Tagen Napoleons noch ein halbes Jahrhundert zulegen möge, damit die neuen Schöpfungen innere Haltung gewinnen können, ist das Gebet Aller, die sich Freunde der Menschheit nennen. Was er gegründet, kann nur er vollenden, kann nur unter seinem Schutz erstarken.

Wir sind durch eine sonderbare Verkettung der Weltbegebenheiten dahin gekommen, daß jetzt und künftig noch lange jeder Krieg der Krieg einer Hälfte des Welttheils gegen die andere ist. Eine fürchterliche Perspektive — aber sie gibt auch den Trost, daß ein allgemeiner Weltfriede möglich ist, den nicht einzelne blutige Fehden kleiner Mächte so oft stören, als sonst. Allein auch der längste Friede wird kein ewiger sein.

———

Die Welt hat große Verwandlungen erlitten. Nicht Ländergrenzen und Titulaturen, sondern Verfassungen, Gesetze, Sitten, Meinungen, Sprachen, Alles was dem Menschen bisher ehrwürdig und heilig war, ist von dieser Revolution ergriffen worden. Darum treiben ihre Folgen auch auf die Schicksale mehrerer Jahrhunderte hinab. Nichts widersteht dem Strome mehr; wer ihm entgegenrudert, geht nothwendig unter.

Diese Verwandlungen, wie wir sie jetzt erblicken, sind Bürgen für andere, welche ihnen folgen werden. Die schwer erschütterte Wage oscillirt lange, ehe sie das verlorne Gleichgewicht wieder einnimmt. Das tief bewegte Meer wird dann erst am gefährlichsten, wenn sich der Orkan gelegt hat, der es aus seiner Ruhe aufstörte. Die Weltgeschichte kennt kein Beispiel, daß großen Revolutionen die Ruhe unmittelbar auf dem Fuße gefolgt wäre.

Nichts, was der Sterbliche baut, trotzt der Ewigkeit. Es ist kein Babylon, kein Griechenland, kein Mazedonien, kein weltherrschendes Rom mehr. England wird einst verarmen, wie Karthago und Holland.

Den Geist der meisten Menschen verschlingt immer die Macht und der Druck des gegenwärtigen Moments so sehr, daß sie selten die Größe des Plans sehen, der irgend einer frühern Gesetzgebung oder einer weise berechneten Staatsschöpfung zum Grunde gelegt ward, sondern daß sie vielmehr, um sich von augenblicklichen Uebeln loszukaufen, jenen theilweise dafür feil bieten. Die Erhabenheit und Einfalt des ersten Stifters wird ihnen unverständlich. Der Eigendünkel beschönigt die Schwäche mit der Redensart: „Was sonst vortrefflich sein konnte, ist heut nicht mehr anwendbar, vielmehr verderblich!" So schwindet der Geist aus den Formen; so schreitet man langsam vom Schlechten zum Schlechtern fort, und bezüchtigt die Zeit des Uebels und wachsenden Verfalls, statt die Unklugheit der Menschen anzuklagen. So halfen nicht Moses, nicht Lykurgus, nicht Augustus, nicht Karls des Großen Berechnungen. Und was das Vollendetste zu sein schien, erfuhr dennoch, bälder oder später, Untergang.

So sehen wir das Schicksal dessen, was jetzt ist, mit so großer Gewißheit vorher, wie wir hinter uns die Ruinen Athens, Jerusalems und Palmyra's erblicken.

Eine lange, glückselige Dauer der Reiche und Thronen hängt weniger von dem erhabenen Geist ihrer Gründer, als von der Klugheit und den großen Eigenschaften der nachfolgenden Regenten ab. Daher ist die zweckmäßige Bildung der Thronfolger so wichtig für das Glück der Nationen und für den Glanz eines regierenden Fürstenhauses, als es kaum die Vortrefflichkeit der gegenwärtigen Staatsorganisationen sein mag.

Daher hätte zu allen Zeiten die Erziehung des Fürsten die erste Angelegenheit des Staates sein sollen — sie war es nicht; meistens Werk des Zufalls, der blinden Verhältnisse, der schmeichelnden Höflinge, des selbstsüchtigen Ehrgeizes einiger Großen. Diese Angelegenheit ist in unsern Tagen um so dringender, je stürmischer die Tage zu sein drohen, die unsere Enkel erleben werden. Für jene Zeiten neuer Kriege, neuer Umstürze, neuer Verwandlungen müssen Männer erzogen werden und Selbstherrscher im vollsten Sinn des Worts. Nur in ihrer Kraft, sonst nirgends, liegt die beruhigende Bürgschaft für die Fortdauer oder Erhebung dessen, was heut noch vorhanden ist.

---

Man hat sich in Deutschland, und eben so in andern Ländern, mehr um die Erziehung des Volks, als der Fürsten bekümmert. Die Schriftsteller wußten es wohl, daß an Höfen oft noch größere Vorurtheile zu bekämpfen sind, als in den Leimhütten des Landmanns oder in bürgerlichen Wohnungen. Auch wollten sie lieber für diejenigen leben, mit denen sie lebten, als ihre Philosophie da anbieten, wo der leichteste Kammerherr das Recht hatte, über das zu lächeln, was nicht das Glück fand ihm einzuleuchten.

Die Erziehung des Fürsten ist daher im Durchschnitt ungleich versäumter, als die Erziehung des Mittelstandes. Der Thronfolger muß sich gewöhnlich nur mit demjenigen begnügen, was von dem reich besetzten Tische seines künftigen Unterthanen fällt. Für ihn bemühte sich kein Basedow, kein Campe, kein Rousseau, kein Pestalozzi. Fenelons Telemach hat noch schwerlich einen Königssohn zum ächten Selbstherrscher gebildet. Ueberall aber sollte Unterricht und Erziehung des Fürstenkindes mit der Erziehung seines Volkes gleichen Schritt halten. So wenig der beste Fürst durch ein rohes Volk etwas Großes vermag, eben so wenig ist ein kultivirtes Volk glücklich zu preisen, wenn es an seiner Spitze einen Regenten ohne Kraft und Ausbildung sieht. Ein Theil schwächt die Macht des andern — beide verderben in der Stunde gemeinsamer Gefahr. An Beispielen ist kein Mangel.

Der größte Theil der Monarchen, die eine, wie man sich einbildete, gute Erziehung genossen, waren mehr vortreffliche Privatpersonen, als vortreffliche Fürsten; sie hätten eine Familie beglücken, ausgezeichnet liebenswürdige, biedere Menschen im bürgerlichen Leben sein können, aber Nationen konnten sie nicht beglücken. Ueberall mußten sie die Geistessuperiorität derer empfinden, die aus dem Mittelstande zu ihnen emporgestiegen waren. Dies ist gutentheils Folge falscher Erziehung. Die Tugenden des Bürgerstandes gehören nicht auf den Thron des Herrschers über Millionen.

Durch die Kunst des Unterrichts und der Erziehung kann keinem Menschen, also auch wohl keinem Fürstenkinde, Genialität eingehaucht werden. Aber wenn nur alle in dem jungen Thronerben vorhandene Anlagen gänzlich und im rechten Verhältnisse entwickelt worden sind, wird er schon zu allem Großen und Guten reif sein, und sich weit über das Gewöhnliche seines Standes erheben. Genialität ist ohnehin selten eine Tugend, die im Privatstande, wie auf dem Thron, wohlthätig wirkt; meistens krankhaftes ungeheures Aufstreben und Gedeihen eines einzelnen Gemüthsvermögens auf Unkosten der übrigen.

---

Dem künftigen Selbstherrscher wird gemeinlich durch die Kunst der Erzieher sorgfältig und früh das Edelste geraubt, was ihn vor seinen Unterthanen unterscheiden kann — Selbstständigkeit. Jeder will sich ihm wichtig machen, jeder einen Einfluß behaupten. Daher oft nur einseitige Ausbildung, Verzärtelung, Gewöhnung an Sprache der Schmeichelei. Der Mönch will ihn bigott, der Gelehrte zum Gelehrten, der Oberst zum Krieger machen; der rechtschaffene bürgerliche Hofmeister zum braven Hausvater. Es gibt selten Fürsten, denen man, wenn sie die Krone übernehmen, nicht ansieht, welche Erziehung sie empfangen haben und was für Lehrer sie hatten.

Fast sollte man den Fürstensöhnen lieber keine Erziehung, als eine einseitige wünschen. Der bigotte Regent ist dem

Staate so gefährlich, als der freigeisterische. Ein Gelehrter auf dem Thron frommt ihm so wenig, als ein Unwissender. Ein Soldat mit dem Zepter, wie einst Karl der Zwölfte, kann sein Land eben so leicht aufopfern, als ein Kriegsscheurr, der unter Weibern und Romanen aufwuchs. Wahrlich, lieber keine Erziehung, lieber das Fürstenkind dem Spiel der wechselnden Verhältnisse überlassen, wo die in ihm schlummernden Kräfte durch Zufälle erwachen.

Die gewöhnliche Regel ist: bis zum sechsten Jahr bleibt das Kind unter der Aufsicht des Frauenzimmers. Dann empfängt es einen Oberhofmeister. Nun erscheinen Lese- und Schreib- und Rechenmeister. Ist das Kind bis zum zehnten Jahre mit dem Buchstabiren und Buchstabenmalen gequält, finden sich Sprachmeister ein, Lehrer der Mathematik, Geographie, Geschichte u. s. w. Dann erhält es Uniform und ein Regiment; bald eigenen Hofstaat; man geht auf Reisen, besucht den Staatsrath u. s. w.

Den wichtigsten Theil der Erziehung gibt jeder Mensch sich eigentlich selbst; und dies geschieht in dem Zeitraum vom zehnten zum zwanzigsten Jahr. Alles, was er hier von andern empfangen kann, ist Unterricht; das übrige eignet er sich selbst zu, indem entweder die Beispiele, welche ihn umgeben, oder besondere Freundschaften und Verhängnisse auf ihn einwirken.

In den ersten zehn Lebensjahren ist meistens alles, was zur Erziehung gethan wird, nur Vorbereitung zur Erziehung. Sobald der junge Mensch selbst zu urtheilen, selbst zu sehen anfängt, übernimmt das Schicksal die Pädagogenstelle. Dann hat der Knabe, der Jungling schon seine kleinen Geheimnisse, seine Urtheile für sich selbst; der Blick des Oberhofmeisters reicht nicht mehr in das Innerste seines Herzens. Er wird nur noch durch große Beispiele gereizt, durch Umstände gelenkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Ueber eine der ältesten Buchdruckereien in Europa, und die erste in der Schweiz.

(Beschluß.)

So kurz nun die typographische Laufbahn des Helyas Helye gewesen, eine so offenbare Richtigkeit hat es mit derselben; aber desto schwieriger und unmöglicher war es auch bisher, sich einen Begriff zu machen, wie diese so neue und bisher so geheim gehaltene, und nur alsdann so einträgliche Kunst nach den ersten paar Jahren ihrer Verbreitung sogleich eben so geschwind diesen nicht sonderlich bekannten Winkel der Schweiz, als die zwei berühmtesten Handelsstädte Deutschlands, durchdringen, und unter einem für kommerzielle Vortheile aufgeweckten Volke zum allerersten einen Kanonikus antraf, der sie mit Schätzung und Liebe aufnahm, und beim ersten Anblick einen beträchtlichen Theil seines durch Häuslichkeit erübrigten Vermögens auf Gerathewohl hin an sie verwendete. Zufall und Noth sind sonst die Eltern neuer Erfindungen und Unternehmungen; jener, indem er Erscheinungen darbietet; diese, indem sie die daraus möglichen Vortheile zu benutzen zwingt. Alle diese Unbegreiflichkeiten haben auf einmal ein Ende, wenn man annimmt, daß Konrad Heulit, der mit Peter Schäfer zu Paris war, und Konrad Helye, ein Bruder oder naher Anverwandter des Chorherrn Helyas Helye, dem Errichter der ersten Druckerei in der Schweiz, eine und die nämliche Person waren, das folgende Beobachtungen noch höher zur Wahrscheinlichkeit erheben werden.

1) Wenn der Chorherr Helyas je Brüder oder Anverwandte gehabt hat, so haben dessen Eltern einem derselben höchst wahrscheinlich den Taufnamen Konrad beigelegt. Denn es ist bei den meisten deutschen Familien noch herkömmlich, den nachfolgenden Kindern den Taufnamen, dessen Wahl ihnen allein freisteht, desjenigen Familiengliedes aus ihren Vorfahren beizulegen, der ihr Geschlecht besonders ausgezeichnet und verherrlichet hat. Er hieß also Konrad, wie sein Ahnherr, der vom Papst zum Fürstbischof zu Basel, und vom Kaiser zur Kanzlerstelle erhoben worden.

2) Konrads Geschlechtsname Helye zeigt zwar einen beträchtlichen Unterschied zwischen Heulit, wie der Franzose schrieb. Aber dieser Unterschied besteht mehr in den Buchstaben, als in dem Laute dieser zwei Worte, und man darf den Umstand nicht außer Augen lassen, daß Helye im Stifte St. Viktor selbst anwesend war, und der Stiftsgeistliche dessen Namen nicht etwa nach einer Hand- oder Unterschrift des Helye, sondern unmittelbar aus dessen Munde auffaßte und niederschrieb. Man vergegenwärtige sich die ganze Szene; man hört, wie der Schweizer seinen Namen aussprach, und man wird finden, warum solchen der Franzose so schrieb. Von Rechtschreiberei konnte, außer der lateinischen, beim Franzosen ohnehin keine Rede sein, dessen Muttersprache damals gleichsam noch naß vom provenzalischen Ei war. Wer weitere Ueberzeugung verlangt, mag die Worte, Ausdrücke, Redensarten und Rechtschreibung des eben um jene Zeit verfaßten, jetzt aber äusserst seltenen Roziere de France mit dem jetzigen Französischen vergleichen, und er wird es leicht begreifen, daß diese Sprache schon lange eines la Coste zur Erklärung der von Lafontaine vor 150 Jahren gebrauchten Wörter bedarf, wie wir, und besonders die Norddeutschen, die Erklärungen eines Schilters zur Verständniß eines Notkers oder Willerams bedürfen, indem wir theils aus Nachläßigkeit und Unkunde, theils aus selbstsüchtigen Absichten, die alten Stamm- und Wurzelwörter fast gänzlich allgemach aus unserer Muttersprache verschwinden lassen, denen doch diese ihre ganze Originalität, ihr Bildliches, ihren Nachdruck, ihre Biederkeit und Geradheit in der Ansicht der Gegenstände, und die Evidenz ihrer Wortableitung zu verdanken hat.

Damit man mich aber im Punkte der Unkunde der Franzosen in der Rechtschreibung fremder Namen nicht einiger Uebertreibung beschuldigen könne, so will ich hier ihre Nachläßigkeit uber den nämlichen Gegenstand handgreiflich beweisen. Hr. Millin irrt, wenn er glaubt, den oben angeführten Auszug aus dem Nekrolog von St. Viktor zum allerersten dem Publikum mitgetheilt zu haben. Schon lange vor ihm hat eben denselben Maittaire, in seinen Annal. typograph. T. I p. 67, und aus ihm Zapf, in seiner ältesten Buchdruckergeschichte von Mainz S. 50, bekannt gemacht. In diesem heißt unser Helyä nicht, wie bei Millin, Heulit, sondern sogar Henlif, indem das u der Handschrift in ein n und das t derselben in ein f verwandelt wurde.

Man findet ferner 3) eine gewisse Uebereinstimmung, oder will man es lieber einen Wettstreit nennen, in den ersten Unternehmungen der neuen Buchdruckerei zu Beromünster, und der Peter Schäferischen zu Mainz, welche ohne Zwischenkunft eines Dritten, der mit beiden obigen in einem gewissen Verhältnisse steht, ganz unerklärbar bleibt. Zu Beromünster eröffnete man die Druckerei mit dem Mamotrektus; eben so bei Schäfer in Mainz. Beide fuhren am Ende das Jahr 1470 als ihr Druck-

jahr an. Panzer behauptet zwar dreist, die Mainzer Ausgabe sei die Edictio princeps; demnach mußte, um diesen Ausspruch zu rechtfertigen, diese Auflage doch um einige Wochen älter als jene sein, und doch ist keine nur um einen Tag älter, als die andere, und beide sind gleichsam nach einer gemeinschaftlichen Verabredung derselben vollendet worden, in vigilia S. Martini Episcopi. War dies gegenseitiges Einverständniß? Die beiden Auflagen waren aber an der Zahl der Blattzeilen und der Blätter selbst sehr unterschieden. War es vielleicht Buchhändlerkniff, oder Handwerksneid?

Kurz, man wird mich nie bereden können, daß der Name Heulit, so geschrieben und ausgesprochen, der wahre Name eines deutschen Bürger gewesen, und daß der Name Helye, mit dem Schweizeraccent ausgesprochen, von dem dieses Accents und der ganzen Sprache unkundigen Franzosen nicht mit Heulit im Tone verwechselt und nach seiner Art hingeschrieben worden sei; und ist dieses einmal so geschehen, so sind die Fragen über Schoiffers vorzüglichen Mitarbeiter und über die durch einen Chorherrn an einem ziemlich unbekannten Ort zuerst und so früh errichtete Buchdruckerei hinlänglich beantwortet. Der Chorherr brauchte nur Geld herzugeben, Konrad hatte alle nöthige Kenntnisse. Nichts fehlte also mehr zur Buchdruckerei, die des Chorherrn Eigenthum blieb, und durch Konrads Einsichten in Thätigkeit gesetzt und betrieben wurde. Konrad konnte hier zum Chorherrn wie jener Baumeister zum Papst sagen: Bezahlet h. Vater nur die Arbeiter, ich will sie schon leiten.

Diese Druckerei ging durch vier Jahre rasch fort. Im Jahr 1470 brachte sie den obgenannten Mamotrektus ans Licht; im J. 1472 das Speculum vitae humanae des Rodericus von Zamora; im folgenden 1473 eine zweite Ausgabe ebendesselben Werkes: lauter mäßige Folianten, die Sie, Herr Hofrath, alle in der akademischen Bibliothek nach Muse durchsehen können. Die übrigen vier Schriften, die Panzer ohne gewissen Drucker, Druckort und Druckjahr der Presse des Helyä zueignet, sind unerweisliche Produkte derselben. Im J. 1474 kommt aber in der Geschichte der Typographie kein Zeichen mehr, weder von dieser Druckerei und von ihrem Eigenthümer, noch auch von Konrad Helyä vor. Vielleicht ist in diesem Jahr der Chorherr, oder vielmehr Konrad gestorben, und der Chorherr dürfte entweder zu unkundig oder zu müde geworden sein, das Werk weiter fortzutreiben. Vielleicht ist aber auch diese erste Druckerei mit der zweiten zusammengeschmolzen, die in diesem Lande errichtet wurde. Der Unternehmer derselben war Bernhard Rübel. Das Geschlecht der Rübel existirt im Kanton Luzern noch gegenwärtig, in welchem auch Beromünster liegt. Ihr erstes Produkt, nämlich der Robertus de Licio, erschien schon im J. 1475 zu Basel, folglich nur ein Jahr später, als die Druckerei zu Münster aufhörte. Daß aber Rübel zu seinem Sitze die gewerbsame Stadt Basel wählte, fällt von selbst in die Augen, wenn man auf die Menge und Auswahl der dortigen Arbeiter und Künstler, auf die Leichtigkeit des Bezugs der nöthigen Materialien, und der Versendung der Verlagsartikel die gehörige Rücksicht nimmt.

Wenn Sie also, mein Hr. Hofrath, der in der Ortographie zwar beträchtliche, aber in der Aussprache unbedeutende Unterschied zwischen dem Helye des Schweizers und dem Höli des Franzosen nicht hindert, so wäre nun der dritte Mitarbeiter des Johann Faust und des Peter Schoiffer einigermaßen bekannt, und zugleich den Schweizern, unsern Nachbarn, einiger Antheil an diesem unsterblichen Ruhme der Deutschen errungen. Beiden finde ich mich ungemein verpflichtet: Ihnen, um denselben einen Beweis meiner Hochachtung überhaupt, und besonders der Dankbarkeit für Ihren Fingerzeig zu geben; jenen, um ihnen meine ewige Erkenntlichkeit für die Güte zu bezeugen, mit welcher sie, und besonders die verehrlichen Bewohner der guten Stadt Stein und der lieben Stadt Schaffhausen, mir und den Meinigen vormals unter den Drangsalen des schrecklichsten der neuern Kriege nicht nur ihre friedliche Grenzen und ansehnliche Häuser, sondern oft auch ihre Herzen eröffnet haben.

Freiburg im Breisgau, 18 Mai 1810.

Joseph Albrecht,
ö. o. Professor an der Universität.

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Frankfurt, im Juli. Seit voriger Woche ist das Hauptquartier der Armee von Deutschland bei uns. Auf wie lange, ist noch nicht bekannt. Unsern guten Fürsten haben wir keine Hoffnung diesen Sommer zu besitzen. Er war sechs Wochen in Hanau, und ist jetzt in Fulda. In beiden neu erworbenen Provinzen sind viele Wunden zu heilen, und Alles richtet den hoffenden, den Hilfe suchenden Blick auf den edeln Menschenfreund. In Hanau wohnte er einer Versammlung der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde bei, wo Kopp, Leonhard, Meyer, Gärtner und Schneider sehr interessante Vorträge hielten. Der Großherzog zeigte dabei viel Interesse und die größte Sachkenntniß. Alle aktiven Mitglieder der Gesellschaft wurden bei dieser Gelegenheit zur großherzoglichen Tafel gezogen.

Der Pseudonyme Patrik Reale hält sich seit einigen Monaten hier auf. Er hat seine vorzügliche Gaben als Deklamator, und noch mehr als Mimiker, in dem Museum glänzend erprobt. Als Schauspieler gefiel er dem hiesigen Publikum nicht durchgängig. Er gab Pigmalion, Carlos und Marinelli. Dieser getheilte Beifall hatte theils seinen Grund in persönlichen Verhältnissen, welche die Kunst durchaus nichts angehen. Die ihn genauer kennen, schätzen in ihm den genialen, geistvollen, gebildeten und liebenswürdigen Mann.

Das bekannte französische Gesetz über den Buchhandel hat auch auf Frankfurts Buchhändler einen empfindlichen Einfluß; indessen fahren die meisten derselben fort, Werke von Bedeutung zu liefern. Bei Andreä erscheint ein neues Journal für Naturwissenschaft und Medizin von Schelver; die Stellungen der Mad. Hendel, von Renaux gezeichnet, hat Eßlinger in Kommission; von des Veteranen Christ vollständiger Pomologie, einem Hauptwerk in dem Fache, ist bei Guilhauman der erste Band erschienen; Hermann liefert die Werke der wackern Naturforscher Kopp und Leonhard in Hanau; Wilmans beschenkt uns wieder mit vielen und eleganten Sachen.

Seit acht Tagen ist der Mnemoniker Feinaigle hier; er hat dem Publikum fünf Kinder von neun bis vierzehn Jahren produzirt, welche nach einem Unterricht von drei bis vier Stunden wirklich viel geleistet haben.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 59. —— den 25 Juli 1810.


## Christian Schenk, Mechanikus in Bern.

Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß sich unter den Gebirgsvölkern die meiste Originalität und Selbstkraft äussert. Sei es die geographische Lage, die reinere Luft, die Nahrungsmittel, die freiern politischen Verfassungen, oder die mehrere Abgeschiedenheit, worin die Söhne der Alpen und der Hochgebirge leben — genug, der Satz ist durch alle Epoquen der Völkergeschichte bewährt, und häufige Beweise lieferte dazu von jeher vorzüglich die Schweiz. Zwingli, Michel Schüppach, Pestalozzi, Hetlinger, Würsch, und noch hundert andere, deren Namen vielleicht untergingen, allzubescheidene Veilchen, um stolz zu glänzen im Kranze des Nachruhms, bezeichneten Geister, die mit sehr geringen Hilfsmitteln eigene Bahnen sich brachen, Ausserordentliches leisteten, und Alles durch sich selbst.

Sie aufzufassen, mit Liebe zum Recht und zur Wahrheit, im rauschenden Strome der Zeit, die muthigen Schwimmer, die dem Ziele der Vollendung in sich selbst entgegenringen, und den Zeitgenossen ihre Namen zu nennen, ist wohl die schönste Aufgabe des Schriftstellers.

Auch Christian Schenk verdient einer würdigen Erwähnung in diesen Blättern, und es ist Zeit, daß der Name dieses Mannes, die Schicksale seiner sonderbaren und mühsamen Ausbildung, und sein wirklicher Standpunkt im Gebiete der Kunst, einmal zur Sprache kommen.

Er wurde den 1 Oktober 1781 zu Signau im Emmenthal von rechtschaffenen Bauerneltern geboren, und nach der Sitte der Zeit und des Orts von seinem fünften oder sechsten Jahre weg in eine schlechte Landschule geschickt, wo er bis zu seinem eilften Jahre zur Noth Gedrucktes lesen lernte. — Sein Vater, ohne wissenschaftliche Bildung, mit mehrern Kindern beladen, kannte nichts Angelegentlicheres, als ihn nebst seinen Geschwistern so frühe wie möglich zum Landbau anzuhalten. Hierzu aber lag weder Neigung noch Geschick in Schenk; vielmehr äusserte sich seine Bestimmung zur Kunst schon im zartesten Kindesalter. Denn als er in seinem sechsten Jahr einen Mann sah, der Bilderchen malte, wollte er es ihm sogleich nachmachen, und weil er kein Geld besaß, um sich die nöthigen Farben anzuschaffen, so ruhete er nicht eher, als bis er aus Holz und Kräutern einige Farben herausgepreßt und herausgekocht hatte, mit denen er nun ebenfalls Bilderchen malte, und solche seinen Schulkameraden verkaufte; späterhin lernte er Körbe flechten, die er ebenfalls verkaufte. Obschon nun diese Beschäftigungen seinem Vater nicht gefielen, und er damit bloß auf seine wenigen Feierstunden zurückgedrängt ward, so erwarb er sich denn doch damit in einem Zeitraum von vier Jahren einige Thaler, die er sorgfältig zusammensparte.

Nun hörte er zufällig von einer Drechselbank reden, und was sich allerhand künstliche Sachen darauf verfertigen lassen. Eine bloße oberflächliche Beschreibung von der Maschine war genug für ihn, sie sich selbst einzurichten, ohne je dergleichen gesehen zu haben. So fing er in seinem zehnten Jahre an, hölzerne Knöpfe, Messerhefte, Kugeln u. dgl. abzudrechseln. Nach und nach brachte er es so weit, daß er sich eine bequemere neue Drechselbank, zu der er das Holzwerk selbst anfertigte, so wie die nöthigen Instrumente anschaffen konnte. Nun schuf er auf seiner Zauberbank auch Spinnräder und andere komplizirtere Maschinen ohne Lehrmeister. Mehrere Krankheiten, wovon ihm ein heftiger Gliederschmerz zurückblieb, beschützten ihn etwas vor

der väterlichen Zudringlichkeit, im Felde mit Karst und Pflug zu arbeiten. Nach besser schützte es ihn, als er seinen Eltern nach zurückgelegtem fünfzehnten Jahr ein bestimmtes Kostgeld bezahlte, zu dessen Erschwingung er sich nach einträglichern Arbeiten umsah und einige Zeit lang für das bernische Zeughaus Gewehre schäftete.

Unterdessen las er irgendwo die Beschreibung einer Elektrisirmaschine, die er alsobald nach Anweisung der bei der Beschreibung befindlichen Abbildung zu verfertigen unternahm, auch glücklich herausbrachte, sich aber durch die damit angestellten Experimente in den Augen der Bauern seines Dorfs zu nichts weniger als einem Hexenmeister qualifizirte.

Allein das alles trug ihm kein Geld ein, und hiezu mußte Rath geschafft werden.

Schenk vernimmt, daß das flächsene Tuch in Glarus äusserst theuer verkauft werde; er nimmt also ein Stück davon auf den Rücken, marschirt nach Glarus, verkauft es dort mit Vortheil, nimmt dagegen Wolle mit sich zurück, und besieht auf dieser Reise alle Sägen, Mühlen, und was irgend in das Mechanische einschlägt, bis er alle diese Maschinen gleichsam im Kopf mit sich nach Hause trägt.

Dieser Reise schreibt Schenk einen beträchtlichen Einfluß auf seine Bildung zu.

Kurz darauf verfertigte er für das Pfarrhaus Signau eine Zwirnmühle, nachdem man ihm einmal eine solche vorgezeigt hatte; dann einen Bandwebestuhl, und endlich eine ganze Chaise sammt dem Eisenwerk u. s. w. Nun baute er sich eine eigene Schmiede, auf welcher er einige Zeit alle Arten von Haus- und Feldgeräthschaften verarbeitete, und begab sich endlich im Jahr 1803 freiwillig unter das aufgerufene Militär, in der Hoffnung, bei diesem Anlaß irgend etwas Neues zu erlernen. Wirklich hörte er auch auf einem Zuge nach Zürich von einer zu Rapperswyl befindlichen Spinnmaschine, deren Mechanik er nach einer viertelstündigen Ansicht vollkommen begriff und auffaßte. Einige Aeusserungen, welche er nach seiner Zurückkunft über dieses Werk fallen ließ, machten ihn dem Handelshaus Nägeli und Comp. in Bern bekannt, das eben damals jemand zu dergleichen Arbeiten suchte. Er nahm den Ruf dieses Hauses an, und verfertigte unter andern mechanischen Werken, trotz der unbeschreiblichen Hindernisse, die er zu bekämpfen hatte, und unter beständiger Gliederkrankheit, eine Maschine von ganz eigener Erfindung zum Spinnen der Galetseide, welche gegenwärtig mit größtem Vortheil gebraucht wird, und die unsers Wissens die einzige in ihrer Art ist.

Im Jahr 1805 verheirathete sich Schenk, fing in Bern eine eigene Werkstatt an, und nahm seinen ältern und ein Jahr später seinen jüngern Bruder aus dem väterlichen Hause weg, und bildete gute Arbeiter aus ihnen.

Eine Wollenspinnmaschine für das Handelshaus Sinner, Wyttenbach und Tillmann in Bern, eine Säemaschine von vollkommener Güte, um die Hälfte des gewöhnlichen Preises, für die Landesökonomie-Kommission des Kantons, und verschiedene physische und chemische Instrumente für Herrn Beck, hiesigen Professor der Physik, sind die beträchtlichsten der neuern Erfindungen und Arbeiten Schenks, und finden sich an den genannten Orten vor.

Die Regierung Berns, welche jedes Verdienst großmüthig unterstützt, hat auch diesem interessanten Mann allen möglichen Vorschub zu besserer Einrichtung und Konsolidirung seines Etablissements angedeihen lassen, wie er es mit innigem Dank erkennt.

Freundschaftliche Unterstützung jeder Art hat Schenk auch seinem Freunde, dem durch seine trefflichen Arbeiten im Inn- und Auslande rühmlich bekannten Büchsenschmied Ulrich, zu danken, welcher ihm vorzüglich durch Mittheilung seiner Bibliothek und durch seinen täglichen Umgang belehrend nützt. Manche interessante Erfindung verdankt diesen beiden wirklich ihre Existenz, manche möge sie ihnen noch künftig danken.

Daß aber Schenk, sowohl durch das, was er in der Mechanik leistete, als auch besonders deswegen, weil er alles durch sich selbst ist, eine merkwürdige Erscheinung im Gebiete der Kunst sei, wird wohl jeder Gebildete anerkennen, und wir fügen nur noch den Wunsch bei, daß Fabrik- und Manufakturbesitzer, welche im Fall sind, beträchtliche mechanische Arbeiten anzuschaffen, diesen vaterländischen Künstler nicht übergehen möchten.

Studer.

---

## Die Erziehung des Fürsten.

(Beschluß.)

Es ist mit dem Geist, wie mit dem Körper. In den ersten Lebensjahren bedarf dieser Körper der Pflege von Erwachsenen, um nicht zu verkrüppeln, nicht für alle Zukunft zu verderben. Ist er aber einmal über die ersten Jahre der Unbeholfenheit hinaus, dann gedeiht er, ohne fremdes Zuthun und Helfen der Erwachsenen; er entwickelt seine Kräfte, eine um die andere. Wir können seinem Wachsthum nichts geben, nichts nehmen. Wir können zwar dem Körper mancherlei Unfälle abwehren, ihn vor Wunden und Krankheiten schützen, können ihm durch mancherlei Uebungen mancherlei Fertigkeiten verschaffen: aber das Meiste leistet die Natur; Stärke und Schwäche, Kleinheit oder Größe, Schönheit oder Häßlichkeit hangen mehr oder weniger von den ersten Säften, von der ersten Nahrung, von der ersten Pflege ab, die er empfangen. So ist physische Erziehung des Kindes nur Vorbereitung zur künftigen Kraft, Gesundheit und Schönheit des Mannes. So ist die moralische Erziehung in den ersten zehn Jahren Vorbereitung zur künftigen Denkart und Geisteskraft des Mannes.

Der Fürst soll weder zum Krieger, noch zum Mönch, weder zum Gelehrten noch zum Handelsmann erzogen werden; aber er soll eben so wenig auf dem Schlachtfelde als in Kirchensachen, weder im Reich der Wissenschaften noch des Kunstfleißes Fremdling sein. Zu einer so vielseitigen Bildung muß nothwendig schon in den ersten Lebensjahren der Anfang gemacht werden.

Dies sind die Eigenschaften eines Selbstherrschers, wie er sein soll, und durch welche ihm die Liebe der Unterthanen, die Ehrfurcht der Fremden, die Bewunderung der Standesgenossen zu Theil werden muß: Ein zur Beobachtung geübter Blick, dem nichts entrinnt; Bekanntschaft mit Allem; Thatkraft für Alles; Takt in Behandlung der Menschen und Geschäfte; Herrschaft über Alles und vor allem über sich selbst; nichts für sich, alles für sein Volk; und, wenn es sein muß, sich wie ein Codrus für sein Volk opfern können.

Zu diesem Ideal, zu keinem andern, muß der Erzieher des Fürstensohns hinaufblicken. Nichts ist gefährlicher, als jungen Prinzen große Männer des Alterthums zum Muster geben, die unter ganz andern Verhältnissen wirken mußten. Daraus entstehen linkische Nachahmereien, Romanenthaten, die nicht in die

Fugen der Wirklichkeit einpassen. Es ward schon mancher, der ein Original zu sein Kraft hatte, zur elenden Kopie. Karl der Zwölfte hatte sich am Alexander versehen, und Kaiser Paul von Rußland war von Vertots Maltesergeschichten geblendet.

---

Die Erziehung des Fürstensohns beginnt, wie die Erziehung des Bettlerkindes, mit dem ersten Athemzuge. Schon in den Windeln wird ihm der Eigenwille gebrochen, wird er zu Entbehrungen gewöhnt; nicht weil man das eben will, sondern weil man sein Geschrei nicht verstebt.

Ich will nichts von der physischen Erziehung des Kindes sagen; sie wird gewöhnlich von vernünftigen Aerzten vorgezeichnet, und gemeinhin besser besorgt, als die moralische.

Der Unterricht, oder das Lernen, beginnt, sobald das Kind im zweiten Jahr artikulirte Töne zu stammeln anfängt. Von diesem Unterricht will ich hier einige Worte sagen. Er ist der erste und darum der wichtigste, weil die frühen Eindrücke im Gemüth am tiefsten haften. Jetzt ist der Moment, wo der Blick zur Beobachtung geübt, die Bekanntschaft mit allem begonnen, die Thatkraft für alles erweckt werden muß.

Weder Comenius noch Basedows Elementarbücher geben mit ihrem Bilderkram dazu die sichere Leitung; eben so wenig ists die Frage, ob man das Kind nach Oliviers oder Pestalozzi's Methode im Lesen unterrichten müsse. Alle diese Männer haben ihre unläugbaren Verdienste; der leztere aber besonders um die Volksschulen, und dadurch, daß er ein stufenweises und mannigfaltiges Fortschreiten des Unterrichts nach Maasgabe der erstarkenden Gemüthskräfte des jungen Zöglings lehrte. Es fällt mir aber nicht ein, diese Methoden für ein Fürstenkind zu benutzen, da ich sie für meine eigenen Söhne nicht anwenden möchte, so lange ich ihnen das Bessere zu geben fähig bin.

Man hat bis jezt in Fürsten- wie in Bürgerhäusern die Ordnung des Unterrichts so gut wie möglich verkehrt, das Erste zum Lezten, das Lezte zum Ersten gemacht; bei Kindern durch allerlei Mährchen die Fantasie, bei Jünglingen das Gedächtniß geübt; erst Lesen, Schreiben, Rechnen, Rom, Griechenland und Judäa, zulezt das gelehrt, wonach der Knabe schon im fünften Jahr begierig gefragt hatte. So ward alles mögliche gethan, die Beobachtungsgabe, das Gedächtniß und die Neigung des Kindes zu vielseitiger Kenntniß, oder die Wißbegierde, recht methodisch abzustumpfen. Die Schuld der Pädagogen war es nicht, wenn die mächtigere Natur oft alle unnatürliche Kunststückchen ihrer Methoden zerstörte.

Das erste Seelenvermögen, welches sich bei Kindern, von den Säuglingsstunden an, am lebhaftesten äussert, ist Beobachtung dessen, was sie umgibt; alles wollen sie sehen, alles kosten, alles betasten, alles kennen lernen. Die Natur winkt; folgen wir ihrem Fingerzeig; sättigen wir diesen Trieb.

Dann entwickelt sich das Vermögen des Gedächtnisses. Es hat dies bei dem zarten Kinde eine ungeheure Kraft. Es lernt eine Sprache (eben so leicht erlernt es zu gleicher Zeit zwei); es lernt die Namen von mehreren tausend sichtbaren und unsichtbaren Dingen, ich möchte sagen spielend, ohne es selbst zu wissen, ohne alle Anstrengung. Es bewahrt die empfangenen Eindrücke länger, als in jedem andern, spätern Alter; dafür zeugen die Erinnerungen des Greises, die Traumbilder des Mannes. Warum folgen wir dem Winke der Natur nicht? Die Lehrjahre des Kindes beginnen mit seinem ersten artikulirten Ton.

Hat das Gedächtniß eine Fülle von Bildern, dann entfaltet die Fantasie ihre Zaubermacht; dies ist, wann der Knabe zum Jüngling wird, und das Spiel der Empfindungen heller in ihm tönt. — Erst nach vielen Erfahrungen reift das Vermögen des Urtheils, bildet sich der Geschmack, der sichere Blick auf Menschenherz und Menschenwort.

Dies ist die Stufenfolge der Seelenvermögen, wie sie sich nach einander aufschliessen und reifen. Ihnen soll die Kunst des Erziehers nur Nahrungs- und Uebungsstoff auswählen.

---

Eben in dieser Auswahl wird es von den Erziehern versehen; oft haben diese selbst nicht Kenntnisse genug, die Lernbegierde des Zöglings zu sättigen. Schon im sechsten, siebenten Jahre weiß der Knabe soviel von dem, was um ihn her ist, als der Vater und die Mutter selbst. Dann bleibt der junge Telemach in seinen Kenntnissen plötzlich stehen; kein Mentor antwortet ferner auf seine Fragen; sein Beobachtungsgeist, seine Wißbegierde erlahmen aus Mangel an Nahrung.

Sezet den Unterricht, welchen die Mutter gab, auch nach dem sechsten Jahre auf gleiche Weise fort, wie sie ihn anfing. Nur was der Mensch kennt und nennt, das beachtet er überall schärfer; alles übrige ist ihm eine dunkele Welt.

So weiß das Kind z. B. wohl, was Pflanzen, Bäume, Gesträuche, Kräuter sind. Es nennt viele einzelne Arten derselben beim Namen; es kennt die Rose, den Nußbaum, den Haselstrauch, die Lilien, u. s. w.; aber warum kennt es nicht eben so gut die Platane, die Fohre, die Lonicere, die Cistusarten? Es kennt das Veilchen, das Vergißmeinnicht, den Pfundklee; warum aber nicht auch die Saxifragen, den Sauerampfer, die Oxalis, die Ajuga? — Weil Vater und Mutter selbst sie nicht kennen. Das Kind pflückt Blumen, bringt Kräuter, und fragt: was ist dies? „Unkraut ists, Gras ists!“ antworten die Erzieher, deren Weisheit zu Ende gegangen. Das Kind kommt noch einigemal, fragt noch einigemal, wird eben so abgefertigt, und nun wirft es alle Pflanzen in die ungeheure Klasse von Unkraut und Gras, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Es wird blind für die Pflanzenwelt, durch die es tanzt. Der Beobachtungsgeist und die Wißbegier sterben für sie ab.

Den Feuerstein, den Kalk, den Sand- und Ziegelstein weiß die Mutter noch zu nennen; daher kennt dieselben das Kind. Alle andere Steine werden unnüz geheißen, Felsen, Kiesel u. s. w. Hätte die Mutter den Quarz und Gneis, den Porphyr und Granit, den Agath und Serpentin u. s. w. gekannt, das Kind würde sie eben so gut genannt und behalten haben, wie den Feuer- oder Sandstein.

Die Mutter kennt und nennt Mond und Sonne, den Abendstern, das Siebengestirn am Himmel, auch wohl noch die Milchstraße. Bei besserer Kenntniß des Erziehers würde der Zögling eben so leicht den Polarstern und alle übrige Gestirne kennen und nennen gelernt haben. Aber die Unwissenheit der Lehrer bringt die Wißbegierde des Kleinen zum Stillstand.

Eben so verhält es sich mit den Insekten, Fischen, Vögeln, Amphibien, Säugethieren u. s. w.; eben so mit den Geräthen und Werkzeugen der Menschen. Aus Mangel an allgemeinen technologischen Kenntnissen der Erwachsenen bleiben die Kinder unwissend und blind gegen das, was alle Tage vor ihren Augen geschieht. Sie staunen ein Schraubengewinde, eines Hebels Macht, ein Uhrwerk, den Druck der Luft, wie unerklärliche Wunder an,

oder sehen darüber ohne Achtung hin, als könnten die Dinge nun einmal nicht anders sein, wie sie sind, und ohne die einst für sie so nützliche Frage zu thun: „Wie geht das zu?"

Statt sie mit der sie umgebenden Welt, den Schöpfungen der Natur und Kunst, vertraut zu machen, wie man dazu den guten Anfang gelegt, führt man sie an den Schreibtisch, oder erzählt ihnen von Moses und David, oder lehrt sie lesen.

---

Der vollkommenste Unterricht, welchen ein Kind empfangen kann, ist die getreue Fortsetzung des mütterlichen. Freilich solchen Unterricht kann nur der ertheilen, welcher selbst im Besitz der mannigfaltigsten Kenntnisse ist. Darum ist diese Methode auch nicht ausführbar fürs Volk. Aber so gut wie der reiche Partikular, kann ihn auch der Fürst seinem Sohn durch einen kenntnißvollen Mann verschaffen, der nicht der Lehrer, sondern Gesellschafter, Freund und Gespiele des jungen Prinzen zu sein Gewandtheit hat. Auch ein Fürstensohn von mittelmäßigen Talenten wird auf diese Weise bis zu seinem zehnten und zwölften Jahr eine Masse nützlicher Sachkenntnisse, eine Schärfe der Beobachtung gewinnen, die ihr ihm nachher in einer Reihe von doppelt so vielen Jahren nicht erwerben könnet. Er wird ohne Bücher, ohne Anstrengung, ohne gelehrte Vorkenntnisse, die Anfänge der Botanik, Mineralogie, Thierkunde, Astrognosie, Geognosie, Technologie u. s. w. inne haben; er wird nichts mehr sehen, das er nicht nennen, nichts mehr nennen, das er nicht zu seiner Gattung ordnen, oder sich in den Hauptsachen erklären könnte. Der Grund zur vielseitigsten Kenntniß ist gelegt, und auf dieselbe einfache, natürliche Art, wie die Mutter dazu den Anfang machte, als sie das Kind mit dem Mond, der Rose, dem Sandstein, dem Maikäfer, dem Aal, dem Hund, der Säge u. s. w. bekannt machte.

Führt den jungen Fürstensohn in die Werkstätte der Künstler und Handwerker. Er muß nichts sehen, wovon er nicht einsieht, wie es entstand. So zerstöret ihr in ihm den Hang zu Vorurtheilen, die Neigung zum Wunderbaren, die gewöhnlich in den Kinderjahren ihren ersten Keim schlägt, sobald der unwissende Geist an Grenzen stößt. So gewinnt er Hochachtung für die erwerbende Volksklasse seiner künftigen Unterthanen; er ist Zeuge ihres Schweißes und ihrer Nutzbarkeit.

Um die Aufmerksamkeit noch mehr auf alles rings umher zu schärfen, dient nichts trefflicher, als das Abzeichnen der Gegenstände. Kinder zeichnen und malen lieber, als sie schreiben. Es wird keine angenehmere Beschäftigung des Zöglings sein, als das zu zeichnen, was ihr ihm auftraget. Nichts aber arbeite er nach Vorzeichnungen, alles nach der Natur selbst. Vom Einfachen führet ihn zum Zusammengesetztern. Er selbst soll nie Künstler werden, aber diese Uebung, diese Gewandtheit des Blicks und der Hand kann ihm einst noch als Verschönerer seiner Städte, als Feldherr Vortheil gewähren.

Das Zeichnen ist die richtigste Vorschule zum Schreiben. Nach dem zehnten Jahre wird er in soviel Wochen oder Monaten lesen und schreiben lernen, als er dazu vorher Jahre hätte verschwenden müssen. Dann erst beginnet mit ihm fremde Sprachen. Die Erfahrung beweist es, wie schnell sie der gereiftere Verstand des Jünglings begreift, während der Knabe mit den todten Worten Zeit, Freude und Lebenskraft tödtete.

---

Es ist eben so unnütz, Anweisungen zur Erziehung eines Prinzen, als eines Bürgersohns zu geben. Jeder muß bei seinen individuellen Anlagen und Neigungen besonders behandelt werden; allgemeine Vorschriften fruchten nichts. Nur über die erste und zweckmäßigste Unterrichtsmethode läßt sich sprechen. Ich habe sie oben kurz angedeutet. Ein junger Fürst, auf jene Art unterrichtet, hat nachher Sinn und Kraft für alles Uebrige, so ihm zu wissen nöthig ist. Der spätere wissenschaftliche Unterricht ist dann, wie bei allen, auch beim Fürstensohn, auf die gleiche Weise zu treiben.

Nur zwei Empfindungen müssen dem Fürstensohn durch Erziehung, ich möchte sagen schon mit der Muttermilch, eingeflößt werden: Liebe zur Gottheit, durch die er erschaffen worden; Liebe zum Volk, für das er geboren ward. Gott und Unsterblichkeit sind zwei Ideen, die schon dem vierjährigen Kinde beizubringen sind; dann erwachsen und erstarken sie mit ihm, leiten es, und werden späterhin durch keine Zweifeleien vernichtet oder geschwächt. Sie sind die Basis seiner Religiosität. Sie fordern nur Glauben, daher man nicht damit warten muß, bis das Kind Verstand genug hat, selbst zu prüfen. Auch der geübteste Geist ergründet im spätern Alter nichts Besseres, als dieser Glaube gibt. Ohne Religiosität, ohne Glauben an den Allwissenden und Allerheiligsten ist keine Erziehung, keine Herzensbildung, keine Seelengröße möglich. Der Fürst ohne Seelengröße ist ein kleiner Mensch.

Liebe zum Volk flößt am mächtigsten das Beispiel der fürstlichen Eltern und der früh eingeprägte Gedanke ein: du bist von der Gottheit für das Glück dieses Volks geschaffen! Das Fürstenkind ist ohnehin leicht geneigt, die Bewohner seines Vaterlandes für eine große Familie zu halten, deren Vater und Beschützer der Regent ist.

Die Kunst des Gehorchens und Herrschens wird in keiner bessern Schule, als im Militärdienst, erlernt. Menschen-, Welt- und Volkskenntniß erlernt der fürstliche Jüngling nur auf Reisen, die er ohne Gepränge machen kann. Er reiset aber durch fremdes Land, wie ein Blinder, wenn er nicht zuvor die Kräfte, Natur- und Kunsteigenthümlichkeiten, die Organisation seines vaterländischen Staates und die Resultate dieser Organisation kennt.

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

—— * Hr. Prof. Dr. Harl in Erlangen hat die Idee einer Generalfinanzstatistik, davon in diesen Blättern S. 404 vor. Jahrg. gesprochen wurde, weiter ausgeführt, und in einer drei Bogen starken, doch nur als Manuskript für Freunde bestimmten Schrift abdrucken lassen. Ob nun gleich das richtige Verhältniß der Grenzen, wie tief in das Detail der Gegenstände statistisch eingegangen werden müsse, nicht immer vorhanden zu sein scheint (so ist z. B. die Frage bei Darstellung der Viehzucht: welche Schafracen eingeführt seien? vielleicht schon zu speziell, während die Rubrik: Viehstand, Größe und Werth desselben, mangelt; eben so scheint der Artikel: Konsumtion der Produkte und Fabrikate im Lande, zu wenig beachtet, und die Klassifikationsmethode der Fabriken u. s. w. nicht sehr glücklich gewählt zu sein): dennoch verdient diese kleine Schrift in die Hand selbstthätiger, denkender Geschäftsmänner zu kommen.

## Berichtigung.

Die Worte „Sein Schicksal" u. s. w. in der Biographie des Hrn. von Affry, S. 213, Sp. 2 bis „nachher." beziehen sich nicht auf den Vater des verstorbenen Ludwig von Affry, sondern auf den Marquis von Maillardoz, Vater des jetzigen Gesandten in Paris.




# Miszellen
für die
# Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 60. — den 28 Juli 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Berlin.

Staatskanzler von Hardenberg. Gang des preussischen Finanzwesens. Wollenausfuhr. Tabakrauchen auf Promenaden. Montucci. Lustfahrt. Kaffeesurrogat. Panharmonikon.

Berlin, im Juli.

— — Vor kurzem hat endlich der Hof das Lustschloß Charlottenburg zu seinem Sommeraufenthalt gewählt. Jeden Sonntag strömt ein großer Theil der Berliner dahin, indem an diesem Tage jedem Anständigen der Zutritt in den königlichen Garten gestattet ist, wo das königliche Paar, umgeben von seiner Familie und dem ganzen Hofe, offene Tafel hält, während welcher die Janitscharenmusik der Garde sich in verschiedenen Pausen vernehmen läßt. Nach aufgehobener Tafel nimmt das königliche Paar, in Begleitung des Hofes, eine kleine Promenade in den Garten vor, wo es mit lautem Wohlwollen und Frohsinn von allen Seiten begrüßt wird.

Die Königin ist Anfangs dieses Monats nach Strelitz abgereiset, um ihrem Herrn Vater, dem Herzog, einen Besuch abzustatten. Der König, der ihr dahin gefolgt war, ist schon zurückgekehrt. Kurz darauf war auch der Feldmarschall Kalkreuth von Paris wieder hier eingetroffen. Es verlautet aber nichts über den Erfolg seiner Sendung.

Am meisten ist jetzt die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Staatskanzler von Hardenberg gerichtet. Er wird eine für ihn in Charlottenburg eingerichtete Privatwohnung beziehen; wahrscheinlich um dem Könige näher zu sein. Die Erwartung ist hier, wie Sie leicht denken können, aufs Aeusserste über die Lösung des Problems gespannt, welches diesem großen Staatsmann jetzt vorgelegt ist. Er arbeitet ununterbrochen und ganz in geheim, und man trägt sich mit verschiedenen Planen herum, die bei ihm zur Reife gelangt sein sollen, um das Finanzsystem des preussischen Staats wieder allmählich ins Gleichgewicht zu bringen. Indessen ist keiner zu verbürgen, von denen zum wenigsten, die man schon in mehrern Blättern so zuversichtsvoll als angenommen verbreitet.

Trotz dieser Stille über die Auflösung des Schicksals der preussischen Finanzen ist aber noch ein allgemeines und festes Zutrauen erhalten, das vorzüglich durch die von der Regierung gegebene Versicherung erhalten wird, die sie bei Gelegenheit der Verlängerung des General-Indults unterm vierzehnten vorigen Monats geäussert: „Daß ihre ganze Vorsorge ernstlich und unablässig dahin gerichtet sein wird, im Laufe dieses Jahrs dem Zustande der Ungewißheit ein Ende zu machen.“ Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß nach einer solchen Versicherung das Schicksal der preussischen Staatsglaubiger nun eine günstigere Wendung erhalten wird. Die Staatspapiere haben sich auch etwas im Preise gehoben, aber nicht in dem Grade, als man erwartete; d. h. man hat etwas erwartet, was in das Reich der Unmöglichkeit gehört. Die Masse von städtischen und ständischen Papieren, die jetzt vorhanden sind, hat schon so viele baare Kapitalien verschlungen, daß den Spekulanten keine übrig geblieben sind, um nachdrücklich in Staatspapieren zu spekuliren. Der niedrige Standpunkt der Staatspapiere gründet sich daher nicht auf Mißtrauen, sondern auf die Lage der Kapitalisten selbst.

Mit der Bekanntmachung wegen Verlängerung des Indults ist aber den Geldbesitzern wieder angedeutet worden, daß mit Ende

dieses Jahres die Suspension der Wuchergesetze ihr Ziel erreicht; eine Verordnung, die gar nicht nach dem Sinne unserer Physiokraten, mit denen wir hier so ziemlich gesegnet sind, sein dürfte. Diese guten Leute haben uns den Beweis geführt, daß alle Gesetze gegen den Wucher überflüssig seien. Es hat sich aber leider erhärtet, daß, in unserer Gegend wenigstens, durch Suspension der Wuchergesetze, des Geldes nicht mehr ward, und der Preis desselben um desto eher enorm gestiegen war. Hier sehen wir die Herren Theoretiker, die ohne Menschenkenntniß und Einsicht in den Geschäftsgang mit einer schulgerechten Formel den Verkehr zu leiten sich berechtigt fühlen.

Bei der jetzt erfolgten Ministerialveränderung scheint es auch als wenn die Regierung sich den ehmaligen durch Erfahrung und Vernunft erhärteten Grundsätzen der Verwaltung wieder zu nähern denkt. Die mit gutem Willen und gewiß nicht ohne Anstrengung entworfene Vermögens- und Einkommenssteuer ist daher auch, da sie ganz nach physiokratischen Ansichten abgefaßt ist, vorerst suspendirt worden; wahrscheinlich um den Beschwerden, zu welchen sie Veranlassung gegeben, auszuweichen, und den kürzern Weg, den der Erfahrung, zu versuchen, um die finanzielle Lage dieser Provinz ins Gleichgewicht zu bringen.

Bei der Aufmerksamkeit, welcher die politische Oekonomie sich jetzt von den denkenden Köpfen aller Staaten zu erfreuen hat, sollte die Reorganisation des preussischen Staats als eine Erscheinung von ihnen berücksichtigt werden, an welcher sie ihre Ideen zu prüfen vermögen. Die sogenannten Theoretiker, welche einem System einseitig anhängen, dürften daraus die belehrende Folgerung ziehen, daß ein wirklicher Staat eine solche Vielseitigkeit hat, daß jedes System an ihm eine Kur vorzunehmen vermag. Vorzüglich sollten sie auf den Unterschied der Kurart aufmerksam gemacht werden, die beobachtet werden muß, insofern sich ein Staat von äussern Uebeln oder von innerer Schwäche heilen muß. Das äussere Uebel, mit welchem der preussische Staat, nach der Meinung vieler Politiker, zu kämpfen hat: die Abtragung der an Frankreich schuldigen Kontribution, ist nach Ref. Einsicht gar nicht von solcher Bedeutung. Vielmehr ist nach den von Napoleon geschehenen Schritten, wodurch die Integrität des preussischen Staats garantirt worden, soviel zu folgern, daß, im Fall Preussens Anleihe in Holland, welche zur Tilgung der an Frankreich schuldigen Kontribution negotiirt worden, keinen Fortgang haben sollte, Kaiser Napoleon Preussen, bei seinem erschöpften Numerärverhältniß, ganz andere und erträglichere Termine zur Abtragung der ihm schuldigen Kontribution einräumen wird; Termine, die Preussens innern Kräften und der Wiederbelebung seiner gelähmten Industrie angemessen sind.

Dieser letztern aber aufzuhelfen, das ist das große Problem, und dies kann nach Ref. Ansicht nur erfolgen, wenn dasjenige Kapital, welches die preussischen Staatsschulden bilden, wenn auch nicht ganz, doch um zwei Drittheile oder drei Viertheile belebt wird. Dies Kapital war im preussischen Staat ein wirkliches Kapital. Die Staatspapiere der Bank und Seehandlung waren die Kassenbeutel in der großen Zirkulation, und so lange diese nicht im Werth steigen, wird auch der Ertrag des Grundeigenthums und die Fabrikindustrie stocken. Diese zu beleben, muß die Tendenz der Finanzstelle sein. Diese Papiere brauchen nicht realisirt, sondern bloß wieder auf einen Kurs erhoben zu werden, daß der Kapitalist oder Rentier sie im Verkehr ohne zu großen Verlust unterbringen kann. Wird diese Ansicht im Auge behalten, so werden sich für den preussischen Staat die schönsten Aussichten zur Regeneration seines Flors verrathen. Man will für gewiß behaupten, daß der Staatskanzler von Hardenberg diese Ansicht vorzüglich im Auge behält.

Der diesjährige Wollenmarkt war für die Verkäufer sehr erklecklich. Kurz ehe er eintrat, erschien eine allerhöchste Bekanntmachung, in welcher nachgegeben ward, daß ausländische Einkäufer den Markt besuchen könnten. Die Konkurrenz ward daher größer, und der Preis der Wolle stieg gegen das vorige Jahr um vier Thaler der Stein. Die Meinungen über diese Freigebung der Ausfuhr der Wolle waren sehr getheilt. Eine Parthei meinte, daß die freie Ausfuhr, welche den Preis der Wolle hob, den Landleuten eines Theils den Schaden ersetze, den sie bei dem niedern Stand des Getraides erlitten; die andere Parthei meinte, daß dadurch dem industriösen Theil der Bewohner des preussischen Staats, Manufakturen und Fabrikanten, eine große Quelle des Erwerbs entzogen werde, indem unsere Manufakturen dem Auslande die Wolle verarbeitet hätten verkaufen können. Soviel läßt sich zur Entschuldigung der Regierung wohl behaupten, daß bei der schwierigen Lage der Zirkulation des preussischen Staats die freie Ausfuhr der Wolle wohl nicht die üble Folge haben dürfte, die die Gegner dieses Verfahrens ahnen mögen. Die Anhänger des Manufaktursystems sollten bedenken, daß bei einer schleppenden Zirkulation auch trotz alles Vorraths an vorhandenen Stoffen, die Manufakturen in ihrer Thätigkeit und deren Resultat nicht der Erwartung ihrer Verehrer entsprechen dürften. Ueberhaupt ist aber, meines Dafürhaltens, bei der zeitigen Sperre der englischen Waaren nicht die Rücksicht gegen die Manufakturen des preussischen Staats zu nehmen, da sie jetzt im Allgemeinen einen sehr glänzenden Absatz haben. Von allen Seiten laufen jetzt Aufträge bei ihnen aus Rußland und Polen ein, und bei dem jetzt wieder hergestellten freien Verkehr auf den Messen zu Frankfurt an der Oder werden sie noch schnellere Gelegenheit haben, ihren Produktionen eine größere Theilnahme zu schaffen, und man verspricht sich von der Margarethenmesse, welche jetzt zu Frankfurt an der Oder begonnen, in der Hinsicht viel Gutes.

Wie träge übrigens hier die Zirkulation ist, geht aus den häufigen Nachfragen, welche in öffentlichen Blättern nach Geld geschehen, und wobei man gegen die ersten Sicherheiten an Hypotheken erbötig ist, die Hälfte des Kapitals in Staatspapieren, welche oft nur fünfzig Prozent stehen, und die Hälfte in baarem Gelde anzunehmen, und dennoch dafür das ganze Kapital in baarem Gelde zurückzuzahlen sich verpflichtet.

Zur Tilgung der von unserer Stadt in Hamburg gemachten Anleihe von 500,000 Thalern sind die hiesigen Kapitalisten in drei Klassen zu Beiträgen eingeordnet worden. Die erste Klasse muß 1000 Thlr., die zweite 500 Thlr. und die dritte 250 Thlr. geben. Diese Summen sind vor einiger Zeit ausgeschrieben worden, und werden nun von den säumigen Zahlern mit Strenge eingefordert.

Die vielen Gerüchte, welche über die Reduktion der preussischen Armee in mehrern Blättern verbreitet sind, können alle als unstatthaft erklärt werden. Die preussische Armee hat einen Etat von 40,000 Mann; von diesen sind aber schon längst 10,000 M. auf Urlaub, und es ist daher von neuen Beurlaubungen gar nicht die Rede. Indeß seit der Rückkehr des Feldmarschalls Kalkreuth ist man im Begriff, den Plan zu völliger Organisation einer Bürgergarde durch den ganzen

Staat in Ausübung zu bringen, zu welcher sich alle männliche Individuen unter fünfzig Jahren stellen müssen.

Da das vorige Gouvernementshaus in Verfall ist und einer kostbaren Reparatur bedarf, so hat die Stadt das Palais des Ministers von Haugwitz in der Wallstraße zum Gouvernementshause erkauft, welches nun der Feldmarschall Kalkreuth, als unser Gouverneur, beziehen wird. Wie es heißt, soll er von Napoleon, bei seiner Abschiedsaudienz, eine Tabatiere 10,000 Thaler an Werth, zum Andenken erhalten haben.

Der ehemalige Großkanzler Beyme tritt auf einige Zeit eine Reise nach der Schweiz an. Er erhält vom Könige eine Pension von 3000 Thlr., man will aber behaupten, daß er deren Annahme verweigert.

Die Sektion des Kultus hat ihren Chef, den Herrn von Humboldt, verloren. Er geht als preussischer Gesandter nach Wien. Sein Bruder, der berühmte Reisende, soll, wie es heißt, und zwar an die Stelle des verstorbenen berühmten Karstens, in preussische Dienste treten.

Es ist entschieden, daß Reil aus Halle jetzt nach Berlin an die Universität kommt.

Als eine Folge der der Berliner Polizei übergebenen Aufsicht über die Gegenden um Berlin ist der Befehl nunmehr zu achten, daß jeder bei Strafe des Tabakrauchens auf den Promenaden im Thiergarten und auf der Spazierfahrt nach Charlottenburg sich enthalten soll. Es hat zum wenigsten das Gute, daß nun bei den Spazierfahrten nach Charlottenburg der Geruchssinn nicht mehr von dem dampfenden Kneller der Fuhrleute so grausam gepeinigt werden wird, als es oft bisher der Fall war.

Seit einiger Zeit ist in unsern öffentlichen Blättern die Bekanntmachung des mehrern adelichen Individuen, wegen von ihnen begangenen Falsi, zuerkannten Verlustes ihres Adels zu lesen gewesen.

Die Wiederaufbauung der Peterskirche scheint noch nicht ganz aufgegeben worden zu sein. Der Probst Hannstein bestimmt wenigstens den Ertrag aus dem Verkauf einiger seiner Predigten als einen Beitrag zum Wiederaufbau der erwähnten Kirche. Ob dieser Ertrag freilich nur ein kärgliches Schärflein zu dem vorgesetzten Zweck darbieten dürfte, so zeigt er doch immer an, daß man die Hoffnung, den Zweck zu erreichen, noch keinesweges aufgegeben.

Wie sehr man sich jetzt im preussischen Staat angelegen sein läßt, die Betriebsamkeit zur Verbesserung der Wege und Sicherheit der Straßen aufzumuntern, hiervon gibt einen Beweis der jüngst von der neumärkischen Regierung mehreren Gutsbesitzern öffentlich abgestattete Dank wegen ihrer Beförderung einer Wegeverbesserung und Aufhebung einer Diebesbande.

Da bei der jetzigen Organisation der Armee die bisher statt gefundenen Belohnungen wegen Eindringung der Deserteurs nicht anwendbar sind, so ist jüngsthin das Publikandum erschienen, daß von jedem eingebrachten Deserteur ohne Waffen und Pferd 6 Thlr., von einem mit Gewehr eingebrachten 12 Thlr., und für einen mit dem Pferde ergriffenen Deserteur 24 Thlr. Belohnung gezahlt werden wird.

Der jetzt hier lebende Doktor Montucci, welcher sich durch seine Fehde, die er in seinen Remarques philologiques sur les voyages en Chine de M. de Guignes mit diesem Gelehrten begonnen, neuerdings bekannt gemacht, scheint sich mit neuer Kraft zu seinem Kampfe zu rüsten, da er jüngst öffentlich einen Formschneider aufgefordert, sich bei ihm zu melden, um mit Anfertigung chinesischer Karaktere auf mehrere Jahre bei ihm Beschäftigung zu finden. Hr. Montucci führt gewiß einen in seiner Art eigenen Streit, woran sehr wenige Menschen in Europa Theil nehmen können. Indeß dürfte er daran mehr Theilnahme gewinnen, wenn er die Kunst verstünde, sich zu einem deutlichen und instruktiven Vortrag zu bequemen.

Das Luftreisen scheint bei uns in immer bessern Gang zu kommen. Der Professor Jungius hat seine Reise zum 22 d. angesetzt. Er will in einem 10,724 Kubikfuß großen Luftball eine Meile hoch über die Erde sich erheben, und erbietet sich zugleich, einen Liebhaber solcher Versuche mit in die Höhe zu nehmen. — Eben so kündigt Hr. Reichardt, der uns jüngsthin eine Luftfahrt zum besten gab, an, daß ihm der König die Erlaubniß ertheilt, im August mit einem 12,000 Kubikfuß großen Luftball, dessen äussere Gestalt von allen bisher gesehenen abweichen soll, aufsteigen zu können.

Abermals ein Kaffeesurrogat! Der Kriegesrath Jakobi allhier empfiehlt nämlich den astrologum beoticum, eine Pflanze, die zwar fruchtbaren Boden, aber keine große Wärme verlangt. Sie trägt gekrümmte, zwei bis drei Zoll lange Schoten, deren jede gemeinhin fünf Samenkörner enthält. Eine Pflanze bringt achtzig bis hundert solcher Körner, die wie der Kaffee geröstet und gekocht werden, und ein dem Kaffee ganz ähnliches Getränk liefern sollen.

Hier zeigt jetzt ein gewisser Hr. Gurk, der sich akademischer Künstler aus Wien nennt, ein sogenanntes Panharmonikon, das an 230 blasende Instrumente hören läßt. Das Ganze wird wie eine Flötenuhr aufgezogen, und hat, gleich derselben, Walzer. Es findet hier selbst bei Kennern vielen Beifall. Das Aeussere dieses neuen Instruments ist nett und gefällig, und würde sich im Freien vorzüglich schön ausnehmen. Es ist wirklich befremdend, daß von diesem Instrumente, das der Erfinder schon in der Leipziger Messe vorzeigte, noch nirgends öffentlich vorzüglicher Erwähnung geschehen ist, da man doch schon von dem in Wien von Riffelsen erfundenen Tasteninstrumente des Panmelodikon mit ausserordentlichem Lobe in mehrern Blättern spricht.

Ar.

## Stoff zu Parallelen.

### Der Hofstaat.

Nichts war bei den weltbeherrschenden Cäsarn Roms einfacher, als der Hofstaat. Sie kannten, sie wollten kein orientalisches Gepränge. Da sie sich selbst nur als Oberhaupt der Bürger, nicht als Eigenthümer (Domini) derselben, nur als erste Diener oder Verwalter des öffentlichen Wesens, nicht als Inhaber desselben, ansahen, waren auch die untergeordneten Staatsdiener ungleich angesehenere Männer, als diejenigen, welche zu persönlichen Diensten am kaiserlichen Hofe bestimmt waren.

Darum sagt Gibbon mit Recht: „August oder Trajan würden erröthet sein, den Geringsten der Römer zu jenen häuslichen Alltagsverrichtungen zu gebrauchen, die in der Hofhaltung und im Schlafzimmer eines eingeschränkten Monarchen so begierig von den Edelsten der brittischen Lords gesucht werden.“ Die Hofbedienten der Cäsarn bestanden bloß aus ihren Haussklaven oder Freigelassenen. Die Kleidung, die Tafel, der Palast der Weltgebieter, waren bloß der Würde eines reichen Senators

gemäß. Sie vermieden jene Pracht, jene Zeremonien, wodurch sie das Auge ihrer Mitbürger beleidigen, durchaus aber weder ihre Gewalt noch ihr Ansehn erhöhen konnten. Sie gaben sich Mühe, sich in allen geselligen Pflichten des Lebens mit ihren Unterthanen zu vermischen, und unterhielten mit ihnen eine gleichförmige Beobachtung von Besuchen und Gastmahlen.

Erst als der einfache Sinn verschwand, Staat und Fürst gleichbedeutende Dinge wurden, und die Schmeichelei, statt wie sonst verstorbene Kaiser zu vergöttern, in Vergötterung der Lebenden überging, verwandelte sich der Oberaufseher der Hausbedienten oder der Actor bei den Römern in einen Actor publicus, in eine Art Hofmarschalls.

Unser heutiges Leben ist meistens eine bunte Zusammensetzung veralteter Gebräuche und besserer Begriffe, die wir oft in ursprünglich unedle Formen einlegen. Daher haftet an unsern jetzigen Hofchargen, an Marschallsstäben und Kammerherrenschlüsseln, weder das Unrühmliche der ersten Bedeutung, noch das Rühmliche edler Größe und der schönen Harmonie der Formen mit dem Geist.

# V a r i e t ä t e n.

## A u s E n g l a n d.

—— Die brittische Staatsschuld, deren Zinsen voriges Jahr 21 Mill. Pf. Sterling betrugen, die auf ein Kapital von mehr denn 500 bis 600 Mill. Pf. Sterl. zurückdeuten, verursachte den Politikern schon manches Kopfbrechen. Um das Ungeheure dieser Summe recht frappant zu machen, gerieth man auf mancherlei gelehrte Spielereien, von denen die des Herrn Fischer, baierischen Polizeidirektors, vielleicht die anziehendste ist.

Die von der englischen Nationalschuld zu bezahlenden jährlichen Zinsen, sagt er in einer deutschen Zeitschrift, betragen allein schon zweimal so viel, als das Haus Oesterreich in der besten Blüthe jährliche Revenuen hatte; zweimal so viel, als Rußland gegenwärtig von allen seinen europäischen Besitzungen beziehet; und viermal so viel, als Preussen vor dem Jahr 1806 zu erwarten hatte.

Der Umkreis des Erdballs soll, nach der gemeinen Angabe, 5400 geographische Meilen, zu 2400 Ruthen, betragen. Auf eine dergleichen Meile gehen 28,800 Ansbacher Fuß, deren 12 eine Ruthe füllen, und einen solchen Fuß messen der Länge nach 12 Karoline, oder 14 Dukaten, oder auch 8 Laubthaler. Denkt man sich nun die englische Nationalschuld von 525 Mill. Pf. Sterl., oder 2200 Mill. Laubthalern, als vor sich baar liegend, in Karolinen, und legt eine derselben gedrängt an die andere, so durchlauft diese Linie eine Länge von 1520 geographischen Meilen. Es könnte also der Weg von Paris nach London, 76 Meilen, wenn er zu Lande möglich wäre, 1 3/4 Fuß breit, mit lauter Karolinen, eine an die andere gereihet, belegt werden. Mit Dukaten belegt, würde diese Linie 2604 Meilen lang werden; mit Laubthalern hingegen, von welchen 230,400 Stück die Länge einer geographischen Meile oder 2400 Ruthen bedecken, würde diese Linie 9547 Meilen betragen, und also beinahe zweimal vollständig den ganzen Erdball umgürten.

Jede Quadratmeile aller englischen Besitzungen in Europa ist mit einer Schuldenlast von 967,175 Gulden, und jeder Quadratmorgen Landes der ganzen Fläche in den drei brittischen Königreichen ist mit 80 Gulden beschwert. Vertheilte man die englische Nationalschuld auf ganz Europa, das 2,320,052 Quadratmeilen in sich begreifen soll; so würden sich die Einwohner belieben lassen, von jeder Quadratmeile 2489 Gulden beizutragen; was auch wohl der Fall sein möchte, wenn das brittische Seemonopol nicht gestürzt werden sollte.

Die englische Nationalschuld in französische Sous oder deutsche Kreuzerstücke verwandelt, könnte die Oberfläche der ganzen Erde, so weit diese Land ist, damit ziemlich besäet werden. Die gedachte Schuld betrüge in dieser Gestalt 346,500 Millionen Sous oder Kreuzerstücke. Die Oberfläche der gesammten Erde wird bekanntlich auf 9 Mill. Quadratmeilen angenommen, wovon zwei Drittheile mit Wasser und ein Drittheil oder 3 Mill. Quadratmeilen mit Land bedeckt sind. Auf jede Quadratmeile dieser Landoberfläche der ganzen Erde träfen also 115,500 Sous oder Kreuzerstücke, oder 1925 Gulden, und da die Quadratmeile 12,000 Quadratmorgen in sich faßt, so kämen auch auf jeden dergleichen Morgen der ganzen Oberfläche des Erdballs 10 Kreuzer oder Sous.

Ein Anderer hatte berechnet, daß zur Bezahlung der englischen Staatsschuld mit 600 Mill. Pf. Sterling, oder 6600 Millionen österreichischen Geldes, die nöthigen Bankzettel 64,453 Zentner schwer sein würden, zu deren gleichzeitigem Transport 6000 bis 7000 Pferde nöthig wären, wovon dann jedes Pferd 10 Zentner Papier zu ziehen hätte.

Wieder ein Dritter berechnete, wenn ein Mensch die ganze Summe in Gold abzählen wollte, alle Tage 18 Stunden und in jeder Minute 100 Guineen zählen könnte, würde er 11 Jahre und 160 Tage hintereinander zu zählen haben.

---

## A u s D e u t s c h l a n d.

—— * Hr. Leonh. Hug, Professor an der großherzogl. badenschen Universität Freiburg, hatte neulich in Paris Gelegenheit, den berühmten vatikanischen Codex in der kaiserlichen Bibliothek zu untersuchen, über dessen Alter so verschiedene Meinungen herrschten, und den einst die päpstlichen Bibliothekare nur selten und flüchtig zu zeigen gewohnt waren. Konnte ihn doch selbst Montfaucon nur in größter Eil durchblättern, und man kannte ihn lange nur aus den unzuverläßigen Sagen der Reisenden, bis ihn Andreas Birch genauer untersuchte.

Der vatikanische Codex, mit Nro. 1209 bezeichnet, begreift noch jetzt das alte und neue Testament, in einem Bande, der vorn und hinten verstümmelt ist. Vom Anfange fehlt nämlich das erste Buch Mosis bis zum 47 Kapitel; und am Ende, nach dem 9 Kapitel V. 14 des Briefes an die Hebräer, alles. Nach den Evangelien und der Apostelgeschichte folgen die sieben katholischen Briefe, dann die Paulinischen in gewohnter Ordnung bis zum zweiten Brief an die Thessalonicher, auf den der Brief an die Hebräer folgt. Hingegen die Briefe an Timotheus, Titus und Philemon fehlen; eben so die Apokalypse und die Bücher der Makkabäer. Auch aus den Psalmen sind einige Blätter verloren gegangen, welche enthielten, was sich zwischen dem 105 und 138 Psalm befand.

Bei sehr genauer Untersuchung dieser berühmten Handschrift überzeugte sich der deutsche Gelehrte, daß die ältern Schriftzüge des Codex erst von einer spätern Hand wieder mit großer Mühsamkeit aufgefrischt, oder mit neuer Farbe überzogen worden sind. Birch scheint geglaubt zu haben, die Accente stammen vom ersten Schreiber, weil sie nicht frisch überschrieben seien; Hr. Hug aber erreichte Gewißheit vermittelst des Vergrößerungsglases, und aus der Verschiedenheit der Dinten, daß die Accente des Codex erst späterhin, bei Auffrischung der alten verblichenen Buchstaben, hinzugesetzt sind.

Die Größe der Buchstaben, ihre Züge und Formen haben große Aehnlichkeit mit denen in dem Buche des Philodemus von der Musik, das aus den herkulanischen Alterthümern gerettet und (Neapel, 1793) herausgegeben wurde. Aus diesen und andern Umständen, welche Hr. Hug in seiner *de antiquitate codicis vaticani commentatio* (Freiburg, bei Herder. 1810. 4. 27 Seiten) sehr sinnreich zusammenstellt, glaubt er befugt, die Entstehung des vatikanischen Codex in den Anfang des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zu setzen.



# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 61. — den 1 August 1810.

## Der königliche Hof und geselliger Ton in Dresden.

---

Das Folgende ist eine Stelle aus dem neulich in Rudolstadt erschienenen ersten Theil der „Reise mit der Armee im Jahr 1809", eines interessanten Werkchens, auf welches wir die Aufmerksamkeit manches Lesers lenken möchten, eben weil mehr als ein Leser durch die bloße Ansicht des Titels sehr getäuscht zu werden Gefahr lauft. Ein Kunstfreund, der sich zuletzt bei der sächsischen Armee engagiren läßt, machte den Zug des Prinzen von Pontecorvo längs den böhmischen Grenzen nach Oesterreich mit. — Wer aber da eine Reihe von Details über den Marsch und die Schicksale des Pontecorvischen Korps sucht, irrt sich. Der Verfasser sah mehr auf die Länder, welche er durchreisete, und ihre Bewohner, als auf den Krieger; und die Kunst gilt ihm mehr, als der Krieg. Ja ein bedeutender und wesentlicher Theil des Ganzen ist ein Anhang „über das Wesen der Kunst in Bezug auf Landschaftmalerei", wozu der scharfsinnige und zartfühlende Verfasser durch einen von Hrn. von Ramdohr geäusserten Tadel über ein Gemälde des Künstlers Friedrich veranlaßt wurde. — Weder der Kunstfreund, noch der Freund der Länder- und Menschenkunde, werden das Werkchen ganz unbefriedigt niederlegen.

Die Schilderung vom Leben des Hofes und der Stadt Dresden heben wir, als dem Plan dieser Blätter nicht fremd, aus, theils als Probe der Darstellung, theils ihres Interesses wegen.

---

Den ganzen Sommer und einen Theil des Früh- und Spätjahrs bringt die königliche Familie regelmäßig in Pillnitz zu. Den Rest des Jahres verlebt sie zwar in der Residenz; seit dem Ausbruch des letzten Krieges aber ungemein stille und eingezogen. Weder Karnaval noch andere Hoflustbarkeiten finden statt; bloß des Sonntags und an einigen Festtagen versammeln sich Vormittags, unmittelbar nach dem Gottesdienste, die Kavaliere zur Cour beim Könige und seinen Brüdern, den Prinzen Anton und Maximilian, so wie des Abends Herrn und Damen zum Hofspiel. Glaubhafte Männer, welche häufig Gelegenheit hatten, die Herrschaft (wie man in Dresden sich ausdrückt) hier und in Pillnitz ganz nahe zu beobachten, haben mich versichert, daß alles eine Fabel sei, was man auswärts von dem steifen und beschwerlichen Hofzeremoniel ausgesprengt hat.

Allerdings werden gewisse Formen beobachtet, und es sind bestimmte Schranken gezogen, in Hinsicht auf Stand und Rang der Personen, denen es erlaubt ist, in den Hofzirkeln zu erscheinen, und sich um die Hofchargen zu bewerben. Nächstdem aber sollen die hohen Personen gegen Jedermann sehr leutselig und herablassend, und im engern Kreise der Familie ungemein fröhlich und zwanglos sein.

Der König ist ein sehr pünktlicher, die einmal eingeführte Zeitordnung mit der gemessensten Strenge beobachtender Mann, woraus für Alle, die ihn umgeben, der Gewinn entspringt, auch ihrerseits mit Bestimmtheit zu wissen, was und wann etwas für sie zu thun sei. Freilich hat sich hierin manches geändert, seit er von Napoleon die Königskrone empfangen, wenn man schon eingestehen muß, daß in den äusseren Formen bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten herab größtentheils noch Alles so besteht, wie man es vor zwanzig und mehr Jahren zu sehen gewohnt gewesen ist. Ganz noch dasselbe Ameublement, dieselben Equipagen, dieselbe Livree, dieselben Hofämter, dieselbe Art von

Aufwand und Luxus; noch wie ehmals die beiden Kammertürken am Eingange des königlichen Zimmers, und die von der Kurfürstenzeit herstammende Schweizergarde mit Hellebarden, gepuderten Perüken und steifen Halskrausen, im Schloßthore. Die Hofsprache ist deutsch und französisch; früher war sie italienisch (der verstorbenen Gemahlin des Prinzen Maximilian wegen glaube ich), und eine besondere Vorliebe für die Italiener äussert sich noch jetzt im Dasein der Oper und mehrerer italienischer Namen in den ersten Chargen bei Hof und im Ministerio, als: Marcolini, Cerrini, Piatti, u. s. w. Selbst unter den Offizieren trifft man mehrere als an andern Orten an, die der italienischen Sprache mächtig sind. Von den Zeiten der Auguste her, die Könige von Polen waren, sind hie und da auch mehrere polnische Familien übrig, und künftighin läßt sich erwarten, daß diese Nation, welche jetzt noch enger als damals an Sachsen geknüpft ist, immer mehr den Deutschen das Gleichgewicht halten werde, zumal da Gleichheit der Religion sie dem Hofe noch näher verknüpft.

Wie in allen Residenzen, so hat auch hier die Weise des Hofs den entschiedensten Einfluß auf die Sitten und geselligen Formen der zunächst an ihn grenzenden Stände. Alles lebt häuslich und mit zurückgezogener Sparsamkeit in kleinen geschlossenen Zirkeln. Ehedem bildeten die zahlreichen Fremden eine Art von Gegengewicht, und brachten Leben und Abwechselung in die Gesellschaft. Allein da sie größtentheils aus Engländern und Russen bestanden, und diese im Winter 1806 durch die Franzosen insgesammt vertrieben wurden, hat auch dies aufgehört.

Der erste Minister, Graf Marcolini, sieht jetzt gar keine Gesellschaft, Graf Bose und Hopfgarten nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten, und von den Gesandten setzen nur der dänische und russische den ehmaligen Aufwand noch fort. Ausser drei oder vier kleinen Cotterien, deren jede einer oder einem Paar vorzüglich gebildeter Damen ihren Ursprung verdanken, und die ihren eigenen Mittelpunkt, wie ihr besonderes Sonnensystem haben, und ausser den gewöhnlichen Tanzgesellschaften im Casino wöchentlich einmal während des Winters, wo sich alle Personen von der Noblesse und von den graduirten Ständen (die meisten jedoch nur als eine augenblickliche Erscheinung) Abends zwischen sechs und zehn Uhr zusammenfinden, habe ich fast von keinen Gesellschaften gehört, an denen Männer und Frauen gemeinschaftlich Antheil nähmen.

Ein Theil der Schuld mag auch wohl darin liegen, daß es nur sehr wenige Häuser gibt, welche sich durch ihre innere Anordnung für große Gesellschaften eignen. Die meisten sind klein und winkelich gebaut, und haben fast mehr Zimmer über- als nebeneinander, wozu sich noch eine Unbequemlichkeit anderer Art zu gesellen pflegt, finstere Treppen nämlich und enge, nicht den besten Duft verbreitende Hofräume. In der Neustadt ist dies zwar weniger der Fall, allein man wählt dort ungern eine Wohnung, weil in der Altstadt der Mittelpunkt alles Verkehrs und aller Geschäfte ist, und die Brücke, wieviel Annehmlichkeiten sonst auch an sie geknüpft sein mögen, in der Mittagshitze des Sommers, oder bei stürmischem und kaltem regnichtem Wetter dennoch, vornämlich für die Frauen, zu manchem Uebelstande Anlaß gibt.

---

# Hollands Schicksal.

*Fuimus Troës . . . .*

Wie das ephemere Königreich Hetrurien, welches wir am politischen Horizont eben so schnell und kaum bemerkt entstehn als verschwinden sahen, sank auch das Königreich Holland nach einem Dasein von vier Sommern in das Nichtsein zurück.

Am 24 Mai 1806 wars, da zu Paris zwischen Frankreich und den Hochmögenden der Vertrag abgeschlossen ward, vermöge dessen der alte ehrwürdige Freistaat der vereinigten Niederlande, späterhin batavische Republik geheißen, in ein Königreich Holland verwandelt ward, Ludwig aus dem Hause Bonaparte die neugeschaffene Königskrone empfing, während Frankreich die Garantie der neuen Verfassung und der Besitzungen Hollands in beiden Welttheilen übernahm. Und am 3 Juli 1810 legte Ludwig seine königliche Würde wieder ab. Ein Dekret Napoleons, sechs Tage später geschrieben, vereinigte Holland mit der französischen Monarchie, weil es, erdrückt von der Last seiner Schulden, erschöpft von ungeheuren Abgaben, ohne Handel, ohne Hilfsquellen, ohne Macht und Kraft seine Unabhängigkeit zu behaupten, nicht mehr für sich selbst bestehen konnte.

So beschloß die holländische Nation ihr Dasein, nachdem sie ihre politische Existenz zweihundert und ein Jahr behauptet hatte, anfangs durch Waffenruhm verherrlicht, dann durch Flotten auf allen Meeren, durch Kolonien in allen Indien glänzend, endlich durch innere Zwietracht gebrochen.

In dem großen Moment, da dieser Staat aus der Weltgeschichte verschwindet, und die erste seiner Städte, das weltberühmte Amsterdam, zur dritten des abendländischen Kaiserreichs hinabsinkt, ist ein Blick auf Hollands Schicksale eben so anziehend als lehrenvoll. Weilt man doch gern am Sarge eines berühmten Sterblichen. Der Auf- und Untergang der Nationen ist das ernste Schauspiel, in welchem sich die noch lebenden unterrichten; der prophetische Spiegel ihrer Zukunft.

---

Wenn der Holländer auf seinem Dache sitzt, sagt Raynal, und von weitem das Meer sieht, wie es achtzehn bis zwanzig Schuh über dem Boden seines Landes erhaben ist, wie es brüllend gegen die Dämme stürzt, die er ihm entgegenbaute: sinnt er und denkt bei sich, früher oder später wird jenes wilde Ungeheuer Meister. Dann wird ihm seine unsichere Heimath verächtlich; sein Haus von Holz oder Stein in Amsterdam ist dann nicht mehr sein Haus. Das Schiff ist seine Zuflucht, sein Vaterland; nach und nach wird er gleichgültiger, und seine Sitten nehmen das Gepräge dieser Idee an. Ihm ist das Wasser, was andern Völkern die Nachbarschaft der Vulkane.

Wenn (fährt Raynal fort) zu diesen physischen Ursachen, welche die Vaterlandsliebe lähmen müssen, einst noch der Verlust der Freiheit kommen sollte: würden die Holländer nicht ein Land verlassen, welches nur durch freie Menschen blühend werden kann? Dies Kaufmannsvolk wird seinen Handel, sein Geld irgend anders wohin tragen. Jene Inseln Asiens, seine afrikanischen Comptoirs, seine Kolonien in der neuen Welt, alle Hafen Europens werden ihm Asyle öffnen. — Und doch! sieht man heutiges Tages die allgemeine Erschlaffung, den Durst nach Reichthum, den alles verschlingenden Kaufmannsgeist, den immer

gewaltigern Hang zu Luxus und Bequemlichkeit, die fortschreitende Nachgiebigkeit für Erblichkeit der Oberherrschaft — was muß man erwarten? — Müssen nicht, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, die vereinigten Niederlande unvermerkt, ohne Blutvergiessen, ohne Gewaltthätigkeiten, unter die Monarchie gerathen?

Soweit hatte Raynal richtig geahnet. Seine Weissagung, vor ungefähr vierzig Jahren ausgesprochen, da er für Holland noch nichts so sehr als die Präponderenz eines Erbstatthalters fürchtete, ist in Erfüllung gegangen; freilich aber aus andern Gründen und durch Verkettung von Ereignissen, die kein Sterblicher voraussagen konnte.

---

Ehe die Völkerschaften, welche das flache Moorland zwischen den Mündungen der Schelde und Ems austrockneten und anbauten, einen eigenen Staat bildeten und Spaniens Joch abschüttelten, war ihr Leben ohne Einfluß auf die Schicksale anderer Nationen; ihre Geschichte ohne Interesse für den übrigen Welttheil. Roms Legionen drangen nicht bis zu jenen Sümpfen vor, wo der Schlamm der Flüsse, und was das Meer auswarf, bald neues Erdreich gebar, bald verschlang. Zu den Zeiten des Erdbeschreibers Mela hatten der Rhein, der Bechtfluß und die übrigen dort, ganz andern Lauf und andere Mündungen. Noch im dreizehnten Jahrhundert waren Nordholland und Friesland nur durch den schmalen Strom Flevo geschieden, und grünte da festes Land, wo sich jetzt ein weitläufiger Meerbusen vom Enkhuyser Sande und Takezyl in Friesland bis zu den Inseln der Zuyder See ausgewölbt hat.

Einzelne Fischerhütten lagen lange Zeit einsam auf den Sanddünen am Meer umher, nur vom Strandholz und Schilf dürftig errichtet; bis die wachsende Menschenmenge von Morgen her drängte, die Sümpfe durch Kanäle und Graben trocken legte, das ungewisse Bett der Ströme befestigte, und den nagenden Wellen des Ozeans das übriggebliebene feste Land durch kostspielige, ungeheure Dämme entriß. Indem die Noth den Menschen zwang, den Gewässern erst den Boden, dann dem Boden die kärgliche Nahrung abzukämpfen, entstand in diesem Niederlande ein hartes, ausdauerndes, gewerbsames, thätiges Volk, unverzagt in Gefahren, sparsam, kühn auf dem Meere, erfinderisch, allen Bequemlichkeiten fremd.

Nur in der Freiheit konnte hier ein Volk gedeihen; der Aufwand eines schwelgerischen Hofes würde diese werdenden Fluren bald wieder in Moor und Sanddüne verwandelt, die kleinen Fischerflotten zerstört und die rege werdenden Werkstätte verödet haben. In der That genossen die Städte und Dörfer der Niederlande, wie sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert sammelten und mehrten, großer Freiheit unter allen Fürsten, deren Zepter über das Niederdeutschland bis zur Nordsee in verschiedenen Zeiträumen herrschte.

Als Roms Macht vergangen war, und die Franken ihr Reich zwischen Rhein und Pyrenäen aufgerichtet hatten im fünften Jahrhundert, ward das Niederland nicht zu demselben gezählt, sondern zu Deutschland überhaupt. Wie überall, auch hier formten sich nach den Völkerwanderungskriegen einzelne Große und Mächtige, welche als Herrn und Grafen größere und kleinere Gebiete regierten, schützten, und wieder mit dem Streben nach Unabhängigkeit Mächtigern zinsbar wurden. Die Städte erwarben schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Munizipalrechte. Die meisten dieser Landschaften fielen endlich an das mächtige Haus Burgund, dessen letzter Herzog, Karl der Kühne, im Jahr 1477 durch die Tapferkeit der Schweizer unterging. Seine Tochter Maria, dem Kaiser Maximilian dem Ersten vermählt, brachte die Niederlande an Oesterreich, und sein Urenkel Kaiser Karl der Fünfte, vereinigte sie, unter dem Namen des burgundischen Kreises, dem römischen Reiche.

Die zahlreichen Rechtsame und Freiheiten, durch welche die Städte und Dorfschaften der Niederlande volkreich und blühend geworden waren; Freiheiten, die das Haus Burgund geehrt, die selbst der ehrgeizige, eroberungssüchtige Karl der Fünfte, troß seiner hinterlistigen und einem so mächtigen Fürsten oft ehrlosen Politik, bedächtlich geschont hatte, verachtete thöricht sein Nachfolger Philipp der Zweite, König von Spanien. Dieser, abscheulich in der Weltgeschichte durch Grausamkeit, Stolz und Verschmähung alles Rechtes, wo ihm List und Gewalt zum Ziel halfen, verächtlich durch Bigotterie und Eitelkeit, brachte durch Despotismus die Niederländer erst zum Selbstgefühl ihrer Kraft und ihres Werths.

---

Alle siebenzehn niederländische Provinzen, wenn schon seit Jahrhunderten durch Verschiedenheit der Herrn, der Verfassungen und Gesetze getrennt, daß keine von besonderer Theilnahme für die andere bewegt ward, fühlten fast mit gleichem Unwillen Philipps Tirannei, als er zur Ausrottung fremder Religionsmeinungen die Inquisition erneuerte, neue Bisthümer und Erzbisthümer gründete, und, um unbeschränkt zu sein, selbst die weltlichen Rechtsame der Stände — die durch Alterthum heiligen Verfassungen antastete. Des Kardinals Granvella Grausamkeit verwandelte die Gährung in Empörung. Zu spät ward er (im Jahr 1564) zurückberufen. Der Adel trat zum Schutz seiner Rechte zusammen, und die Nichtkatholiken feierten mit dem Trotz kirchlicher Schwärmerei ihren Gottesdienst öffentlich.

Philipp sandte den aufgeblasenen, blutgierigen Herzog von Alba, die Rebellen in Zaum zu halten. Dieser begann ein gräßliches Trauerspiel, von dem Europa bis zur französischen Revolution nichts Aehnliches wiedersah. Er ließ die Häupter der edeln Grafen von Egmont und Horn auf dem Schaffot fallen. Durch sein Revolutionstribunal, der Raad der Beroerten geheißen, starben des gleichen schmählichen Todes mehrere tausend Menschen. Zahllose starben auf den Schlachtfeldern.

Unter Alba's Verwaltung drohten die Niederlande bald ungeheure Wüste zu sein. Er wurde zurückgerufen. Die Tapferkeit und kluge Mäßigung seines Nachfolgers Don Zuniga y Requesens vermochte mehr über die Mißvergnügten, als Alba's Mörderei. Aber schlecht von seinem Könige unterstützt, und bald vom Tode übereilt, gelangte er nicht zum Ziel. Die Rebellion, an deren Spitze der tapfere und staatskluge Wilhelm Prinz von Oranien jede Unternehmung der Spanier unter ihrem Don Juan von Austria und nachmals unter dem Feldherrn Alexander Herzog von Parma fruchtlos zu machen wußte, erstarkte.

Nur der verschiedenen Landschaften uralte gegenseitige Eifersucht; des hohen Adels und der Häuptlinge Nebenbuhlerei; der verschiedenen Religionspartheien ewig wacher Argwohn wider einander; daraus entspringender Zwiespalt der Interessen und Zwecke, erschwerten den Niederlanden selbst Kampf und Sieg. Erst am 23 Jänner des Jahrs 1579 schlossen die sieben nördlichen

Provinzen (Geldern, Holland, Utrecht, Seeland, Friesland, Oberyssel und Gröningen) die Union zu Utrecht, durch welche sie bis auf unsere Zeiten im Verbande blieben. Aber erst, als Philipp von Spanien schändlich genug 25,000 Thaler auf den Kopf des Prinzen Wilhelm von Oranien bot, erklärten sie sich von spanischer Herrschaft los.

Aber für diese Unabhängigkeit hatten sie noch einen dreißigjährigen schweren Kampf zu kämpfen, den Prinz Moriz von Nassau, als Statthalter, in Wilhelms Fußstapfen fortsetzte, da dieser durch eines Meuchelmörders Kugel (1584) gefallen war. Mehr als einmal, durch Spaniens Uebermacht gedrängt, rangen die Niederländer verzweifelnd am Rande des allgemeinen Verderbens; mehr als einmal boten sie der Königin Elisabeth von England, dann den Franzosen, ihr zerstörtes Land zum Eigenthum dar, und doch vergebens.

Aber Frankreichs und Englands Kriege gegen Philipp den Zweiten, dann der Tod dieses elenden Monarchen, die Schlaffheit seines wollüstigen Sohnes Philipps des Dritten, die Siege Morizens bei Neuport und im Brabantischen über die spanischen Waffen, und die der niederländischen Admirale über die Flotten der damals größten Seemacht auf Erden, führten endlich den ruhmvollen Frieden von Antwerpen im Jahr 1609 herbei, in welchem Spanien die sieben vereinigten Provinzen als unabhängigen Freistaat anerkannte.

Zwar galt dieser Friedensschluß nur für zwölf Jahre; der Kampf erneuerte sich nach Ablauf der Frist. Aber die Niederländer hatten in diesem Zeitraum, ungeachtet ihrer innern Unruhen, schon einen Grad von Macht und Ansehn erschwungen, daß sie, auf Schlachtfeldern und Meeren zuletzt Sieger, im Münsterschen Frieden (1648) die reichen Eroberungen an ihren Grenzen, wie in den spanischen Indien, als Denkmäler ihrer Tapferkeit behielten.

So ward, nach einem siebenzigjährigen Kampfe, unter fürchterlichen Strömen Blutes, die Freiheit der vereinten Niederlande gegründet und behauptet.

(Der Beschluß folgt.)

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Berlin, im Juli. Professor Freithof, welcher schon längst damit umging, das Leben Martin Luthers den Liebhabern der darstellenden Kunst auf eine ihrer würdige Manier bearbeiten zu lassen, zeigt eben einen Probeabdruck von einer von Catel gezeichneten und von Buchhorn in Linienmanier gestochenen Szene vor, wie Luther die geistliche Bulle und das kanonische Recht verbrennt. Nach diesem Probeabdruck zu urtheilen, der zwar die Platte, welche erst im Oktober vollendet sein wird, in ihrem jetzigen noch nicht ganz ausgearbeiteten Zustande zeigt, läßt sich doch so viel erkennen, daß dies Blatt eine der vollendetsten und fleißigsten Arbeiten Buchhorns abgeben und ganz des Gegenstandes würdig gearbeitet sein wird. Möge es dem Beförderer dieses Unternehmens, dem Hrn. Professor Freithof, welcher als Fortsetzung dieser Szenen Luther auf dem Reichstage zu Worms vorgestellt zu liefern verspricht, nicht an Aufmunterung der Freunde der Kunst fehlen!

So eben ist auch das Brustbild des Bassisten Fischer von den Gebrüdern Henschel bearbeitet erschienen. Noch immer erndtet dieser Schauspieler bei allen Vorstellungen, die er gibt, den lebhaftesten Beifall ein. Er mag in ernsten oder komischen Rollen auftreten, so wird ihm gleiche Huldigung. Er hat neuerdings in mehreren Rollen debütirt, z. B. als Osmin in Belmont und Konstanze, und als Don Juan und Titus. In der letztern Oper legte er statt des Mozartschen Akkompagnements ein anderes unter, welches den Verehrern Mozarts gar nicht recht war. Indeß erhielten sein Gesang und sein Spiel den ungetheiltesten Beifall. Die Verehrung gegen ihn geht so weit, daß eine Gesellschaft Theaterfreunde ihn öffentlich aufforderte, nachdem sie in ihm den dramatischen Sänger bewundert, ihr den Wunsch zu erfüllen, ihn bloß als Schauspieler bewundern zu können, und schlägt ihm nun vor, in der Rolle des Hamlet, Fiesko, Lear, Nathan des Weisen u. s. w. aufzutreten; ein Wunsch, dem er bisher, vielleicht weislich, nicht nachgekommen. Uebrigens muß man gestehen, daß Herr Fischer mit seiner schönen, vielleicht jetzt in Europa unübertroffenen Baßstimme die Talente eines trefflichen Schauspielers und außerdem eine bei Leuten seines Standes selten anzutreffende Bildung vereinigt. Die italienische Sprache hat er ganz in seiner Gewalt. Referent wird nie den Eindruck vergessen, den Fischer auf ihn machte, als er in Figaro's Hochzeit die Arie im ersten Akt: Dort vergiß leises Flehen, süßes Wimmern u. s. w. auf ein Dacapo-Rufen italienisch wiederholte. Wer sich noch nicht überzeugt hat, wie weit die deutsche Sprache an Singbarkeit zurück ist, der höre diese Arie von Fischer erst deutsch und dann italienisch. — Bald wird uns dieser Künstler wieder verlassen und seine Reise nach Rußland verfolgen, von wo er sich, wie es heißt, nach England überschiffen wird. — Dafür ist aber Iffland seit kurzem von seiner Reise zurückgekehrt. Er ist zum erstenmal im leichten Sinn als Sekretär Sivers aufgetreten, und ward, wie zu erwarten, mit dem Ausdruck der lebhaftesten Achtung vom Theaterpublikum empfangen.

Der Kunsthändler Jakobi der ältere, von dessen vor einiger Zeit ausgegebenem Plan zu einer unter seiner Leitung zu veranstaltenden Auktion von Kunstwerken aller Art ich Ihnen Nachricht ertheilte, hat es endlich durch seine Betriebsamkeit dahin gebracht, daß er den ersten räsonnirenden Katalog zu einer im August dieses Jahrs angesetzten Versteigerung von Kupferstichen, Galerien und Kupferstichwerken aller Art und Schulen, vom Anfange der Kunst bis auf gegenwärtige Zeit, und einiger Abgüsse in Gips und Schwefel, (180 Seiten stark) gedruckt erscheinen lassen konnte. Es wäre zu wünschen, daß Verehrer und Beförderer der bildenden Kunst auf dieses ihr gewiß heilsame Institut Rücksicht nehmen und es gehörig unterstützen mögen.

Aus unsern Pressen sind einige ephemere Produkte hervorgegangen, die in mancher Rücksicht einiger Erwähnung verdienen. Ein gewisser Herr von Witten, Deputirter des Teltowschen Kreises, ist kürzlich mit einer kleinen Schrift: Ueber die Besteuerung des Einkommens mit Berücksichtigung des Reglements wegen Einführung der Einkommenssteuer u. s. w. hervorgetreten. Sie enthält eine milde Kritik der Einkommenssteuer, und überhaupt manche Ideen, die von einem gesunden staatswirthschaftlichen Geiste zeugen und gewiß Berücksichtigung verdienen, wenn die Einkommenssteuer, wie zu vermuthen ist, einigen Modifikationen unterworfen werden sollte.

Kr.



Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 62. — den 4 August 1810.

## Hollands Schicksal.

(Beschluß.)

Schon wie die junge Republik noch unter Anstrengung der Verzweifelung gegen die erste Macht des Welttheils für ihre Freiheit focht, erwarb sie durch Gewerbsfleiß und hohe Sparsamkeit die Achtung des Auslandes. Aus den Morästen der Nordsee und vieler Strommündungen hervorblühend, ward der Ozean, gegen dessen Wuth sie früher, als gegen Spanien zu ringen hatte, das Element, auf welchem sie nun Reichthum und Lorbeern sammelte. Der Krieg mehr als eines halben Jahrhunderts hatte die Bürger abgehärtet; der Sieg sie zu gewagten Unternehmungen entschlossen gemacht. Durst nach Ruhm und Reichthum ward Leidenschaft; aber Wohlleben und Bequemlichkeiten schwächten noch nicht die rauhe Kraft republikanischen Bürgersinns.

Damals störte blinde Religionswuth den häuslichen Frieden fast aller europäischen Nationen; und eben diese Verfolgungen bereicherten den neuen Freistaat, der ein Asyl der Unterdrückten ward, mit schnell wachsender Bevölkerung. Dieser schwellenden Volkszahl fehlten Boden und Erndten; Nahrung mußte jenseits des Weltmeers gesucht werden. Die Republikaner wurden aus Noth Korsaren, schufen auf Kosten der Portugiesen und Spanier eine Marine, und beugten den Stolz ihres alten Unterdrückers dadurch am schmerzlichsten, daß sie ihm den Handel mit Indien zum Theil entzogen, dessen bisherige Stapelplätze, Lissabon, Cadiz und Antwerpen, alle in seiner Gewalt vereint lagen.

Frankreich wie England sahen lange frohlockend den Verfall der spanischen Uebermacht, und halfen den Holländern ihre Eroberungen und Beuten in fremder Weltgegend schirmen, — Eroberungen, deren Werth jene zwei Reiche damals noch nicht zu schätzen wußten.

So wurden in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, bald nach errungener Freiheit, die vereinigten Niederlande der erste Handelsstaat der Welt, und ihrer Seemacht kam keine andere gleich. Mit ungefähr hundert Kriegsschiffen trotzten sie jeder nebenbuhlerischen Gewalt. Ihre ostindische Gesellschaft, bereits in den zweifelhaften Augenblicken des Freiheitskrieges (1602) gegründet, eroberte Inseln und Königreiche in Asien, mit einem Fond von 6,459,840 Gulden; und die ersten Aktien desselben von 3000 Gulden stiegen bald zu einem Werth von 18,000 empor. Mit ungefähr zweihundert Schiffen betrieb sie den Handel bis China, sogar nach Japan, wohin kein anderes europäisches Volk den Eingang fand. Sie versorgte unsern Welttheil mit den aromatischen Produkten der Gewürzinseln, mit Gold, Perlen, Edelsteinen und köstlichen Stoffen des Orients. — Geringern Glückes konnte sich die später gestiftete westindische Kompagnie rühmen; aber sie begann, als Frankreich und England schon eifersüchtig auf Hollands Größe und die Quellen seines Reichthums blickten.

Cromwel war der erste, welcher die Britten an ihre Bestimmung mahnte, als geborne Seeleute die Herrschaft des Ozeans zu ergreifen. Ludwig der Vierzehnte strebte für sein Volk nach gleichem Ziel; er schuf neue Hafen, Arsenale, Werften, Kriegsflotten. Aber in seinen Unternehmungen mehr prangend, als planvoll; begieriger, mächtig zu erscheinen, als zu sein, fehlte seiner Marine die Basis — thätiger Seehandel, womit damals in Frankreich kaum der Anfang gemacht worden war. So erhielt Großbrittanien, welches seinen Kommerz

in der Stille nach allen Weltgegenden ausdehnte, unvermerkt Oberhand. Bald hatte Holland mit der furchtbaren Rivalin auf allen Meeren zu streiten. Unbehutsam stürzte es sich durch allzulebhafte Theilnahme an den französischen Kriegen in Schulden, und erschöpfte noch mehr seine Kräfte in dem spanischen Successionskriege durch ungemessene Anstrengungen.

Dies und besonders der zwieträchtige Geist des Föderalismus, welcher das Innere des republikanischen Hauswesens zerrüttete, zwang Holland, von der glänzenden Rolle und der Theilnahme an den Händeln der europäischen Welt zurückzutreten. Die Eifersucht der freien Niederländer gegen die Tendenz der Statthalter aus dem Hause Oranien zur Monarchie, hielt den Bundesstaat in immerwährender verderblicher Gährung, und erfüllte ihn mit Faktionen, deren Groll vom Vater zum Enkel vererbte.

---

Zwar siegte das Haus Oranien endlich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts über die republikanische Parthei, durch die es fast ein halbes Jahrhundert lang die Statthalterschaft über die meisten der vereinten Provinzen verloren hatte. Es gelang ihm sogar, in blutigen Volksunruhen (1747) die Statthalterwürde in allen Provinzen für Oranien erblich zu machen auf männliche und weibliche Nachkommen, und sich auch in spätern Jahren durch Hilfe preussischer Waffen (1787) in den ertrotzten Rechten zu behaupten: aber Wilhelm der Fünfte hatte sein Hoheitsrecht nicht auf des Volkes Neigung, sondern auf fremden Schutz gegründet, und seinen republikanischen Widersachern das gefährliche Mittel verrathen, wie man die usurpirte Gewalt stürzen könne.

Als daher die Fahnen des republikanisirten Frankreichs im Jahr 1794 an die Grenzen der Niederlande siegreich wehten, erhoben sich alle Mißvergnügte mit leidenschaftlichem Ungestüm. Oranien, welches immer die Sache Englands geführt, und zumal im nordamerikanischen Kriege zum großen Schaden des Staats geführt hatte, während die antioranische Parthei für Frankreich sprach — Oranien ging unter. Frankreichs Feldherrn geboten fortan in Holland, und die alte Verfassung der Bundesstaaten ward zertrümmert.

Nun entstand eine batavische Republik; die sieben Provinzen wurden in einen einzigen Freistaat verschmolzen; die Macht der Gesetzgebung einer stellvertretenden Versammlung, die Vollziehung einem Direktorium von fünf Männern übergeben. Aber diese Verfassung, das Ebenbild der damaligen französischen, unbesonnen einem Volke aufgedrungen, dessen Denkart, Uebung und Bedürfniß dabei als Nebensache übergangen worden waren, lastete bald eben so schwer auf die Nation, als das Gefühl ihrer Abhängigkeit. Denn von nun an hörte sie auf, frei zu sein; sie ward die willenlose Dienerin des Siegervolks, half dessen Lasten tragen, ohne dessen Siege zu geniessen.

Freilich schon sechs Jahre nachher änderte man die unbequeme Verfassung, theilte die Republik wieder in ihre gewohnten sieben Provinzen, wozu als achte die Generalitätslande gefügt wurden; vereinfachte das Regierungspersonal; reduzirte die gesetzgebende Versammlung auf fünfunddreißig Deputirte; erweiterte die vollziehende Gewalt zu einem Staats-Bewind von zwölf Männern. Aber nicht daher allein war des Landes Elend quellend; Hollands Handel war verschwunden.

Noch kurz vor dieser schrecklichen Epoche hatten die Holländer zu den ersten Handelsnationen gezählt; ihre Flaggen wehten noch auf allen Meeren; kein Volk trieb einen so starken Oekonomiehandel, besonders im baltischen Meer, wie sie; ihre Fabriken, ihre Fischereien, ihre Kolonien, vermehrten jährlich die Summen des Nationalwohlstandes. Dies alles war nicht mehr. Die batavische Republik, unfähig mit den geringen Ueberbleibseln eigener Kraft nach eigenen Zwecken zu handeln, sah ihre Flotten durch die Ueberlegenheit Großbrittaniens verdrängt, ihre Kolonien verheert, ihren Kommerz auf bloße Küstenfahrt und Landhandel beschränkt, und die Bank von Amsterdam bis zur Vernichtung erschüttert. Der Friede oder vielmehr der Waffenstillstand von Amiens (1802) raubte ihr noch die reichste ihrer Inseln, Ceylan.

Doch alle diese Unfälle zogen nur als Vorspiel vor größern her. Der erschöpfte Freistaat behielt keine Zeit, die Kraft der Genesung zu sammeln, sondern ward schnell wieder in den neuen Krieg Frankreichs und Großbrittaniens (1803) hineingerissen. Surinam und das Kap wurden Englands Raub; brittische Schiffe blokirten Hollands Küsten; die Niedergeschlagenheit ward grenzenloser, je sichtbarer die Summe der öffentlichen Schuld und die Verarmung stieg.

Zum drittenmal mußte binnen zehn Jahren (1805) die holländische Staatsverfassung reformirt werden. Man hoffte vielleicht der Nation mehr Energie zu verleihen, indem man ihrer Regierung erhöhte Gewalt und Einheit gäbe. So ward die Gesetzgebung einem Korps von nur neunzehn hochmögenden Herrn und die Vollziehung einem einzigen Manne übertragen, der als Rathspensionär fünf Jahre lang im Amt stehen sollte. Aber Schimmelpenninks Tugenden waren in diesem Sturm unfähig, ein Vaterland zu retten, welches weniger durch den Verlust alter Ordnung, als durch den Verlust der Selbstständigkeit und der alten Hilfsquellen unterging.

Die Zeiten der unsterblichen Tromp und Ruyter waren ohne Wiederkehr verschwunden; man vernahm von keinen holländischen Flotten mehr, die sich in den Ozean hinauswagten, den Uebermuth Albions zu beugen. Was hätte auch die Republik, welche im Jahr 1805 nur noch kaum fünfzehn Linienschiffe und eben so viel Fregatten aufzeigen konnte, der brittischen Seemacht entgegenstellen sollen? — Dagegen vernahm man von batavischen Landtruppen, welche, den französischen Fahnen folgend, die Feldzüge derselben gegen deutsche Monarchen unterstützen mußten.

---

Den Verlust des Ozeans schien eine Erweiterung des holländischen Landgebiets ersetzen zu sollen. Aber was sind jene dem Meer abgezwungenen Torf- und Sandfelder ohne Flotten, ohne Fabriken, ohne Handel, durch welche sie allein verschönt und angebaut wurden? — Nur ein einziger Wunsch konnte dem Volk übrig bleiben, welches, vom französischen Gebiet umschlungen, willenlos Frankreichs Leitungen folgen mußte; und dieser Wunsch war, gänzliche Einverleibung in das Reich Napoleons; Theilnahme an der Siegesbeute, an dem Ruhm, an den Handelsvortheilen seiner Unterthanen. Mochte sich auch das vaterländische Selbstgefühl gegen diese Vernichtung des Staates sträuben — nur in solchem Tode war noch Wiedergeburt zu hoffen.

Ein Schritt dazu geschah, als durch den Traktat zu Paris (1806) Napoleons Bruder Ludwig die Königswürde von Holland annahm, und dem in eine Monarchie verwandelten Freistaat die Besitzungen in beiden Welttheilen und die jetzigen

Gesetze garantirt wurden. Mit Aufopferung der republikanischen Verfassung gewannen die Holländer wenigstens Hoffnungen einer bessern Zukunft. Und daß Napoleon es zum Grundgesetz machte, daß die Kronen von Frankreich und Holland nie auf einem Haupt vereinigt werden sollten, schmeichelte auch denen, welche beim temporären Verlust äusserer Unabhängigkeit wenigstens noch einen Trost in der Existenz eines Hollands fanden.

Aber alle Hoffnungen der Zukunft versöhnten nicht mit den Schmerzen der Gegenwart, und der Glanz der Königskrone verblendete kein Auge über das schmähliche Elend des Landes. Ausgeschlossen von Frankreichs Handelsvortheilen, und doch gezwungen, allen Feldzügen Napoleons zu folgen, nur vom Schleichhandel lebend, unter einer Staatsschuld von beinahe neunzig Millionen erliegend, ohne Macht, ohne Ansehn, sank die Nation zur Apathie der Verzweiflung. Umsonst waren die Anstrengungen ihres Königes, dies Schicksal zu mildern, und um so mehr, da Ludwig die Freundschaft seines eigenen Bruders verloren hatte. Daß des mächtigen Bruders Unwille nicht dem ganzen Staate Nachtheil werde, beschloß der König, sich selbst für das Wohl Hollands zu opfern, und legte freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gunsten eines unmündigen Sohnes nieder.

Dies war der Augenblick, in welchem Napoleon Holland dem französischen Reiche einverleibte, und so mit wohlthätiger Hand den Todeskampf einer beklagenswerthen Nation endete, welche ohne Ruhm und Kraft längst nur noch den Namen der Freien, ohne Freiheit, führte.

---

Der Untergang Hollands ist offenbar kein Werk der gegenwärtigen Zeiten, sondern wurde längst vorbereitet im Schoos der Vergangenheit. Niemals hat ein reiches Volk seine Selbstständigkeit lange behaupten mögen, welches nicht im eigenen Boden der Heimath die Quellen des Reichthums und die Basis der Selbstständigkeit fand. Ohne Handel und Manufakturen ist Holland bald öde. Großbrittanien hingegen kann auch ohne auswärtigen Kommerz eine respektable Macht und sich selbst genügend sein, da es die ersten Lebensbedürfnisse, Getraide, Viehzucht, Holz, Eisen u. s. f. selbst besitzt.

Der holländische Republikaner war daher von jeher durch einen ganz andern Geist beseelt, als der römische oder schweizerische. Diesen galt das Vaterland mehr, als Reichthum durch Handel; dem holländischen der Handel mehr, als die vaterländische Wohnstätte. Der Römer war ausser Rom unter Barbaren, der Schweizer fühlt ausser den Alpen sein Heimweh.

Der holländische Republikaner mußte seine Freiheiten und Rechtsame lieben, als die nothwendigen Bedingungen, unter welchen er allein Gewerbsfleiß und Handel und Wohlstand erlangen konnte. Der Römer liebte die Freiheit aus Stolz; der Schweizer liebt sie auch in der Armuth, und verschmäht den Reichthum, wenn er der Preis seiner Freiheit werden soll.

Mit dem Verlust des Handels aber verlor die Freiheit und Unabhängigkeit für den Niederländer ihren Werth, das Vaterland sein Interesse.

Die Niederländer waren von jeher toleranter in ihren kirchlichen, als in ihren politischen Interessen. In diesen blieben die Provinzen und Städte unversöhnlich getrennt, wie sie es schon unter den alten Grafen und Häuptlingen von Flandern, Holland, Utrecht, Friesland u. s. w. waren. Daher die föderalistische Form ihrer ersten freien Verfassung, und der Sieg der Statthalter über die Partheien — endlich die Schwäche Aller. Die Niederlande erfuhren, was alle Staaten von ähnlicher Verfassung, wie Griechenland, Deutschland, die Eidsgenossenschaft erfuhren.

Es ist leichter, die Freiheit erkämpfen, als bewahren; weil es leichter ist, groß zu handeln im Enthusiasmus, als mit gemächlicher Ueberlegung; ferner weil Noth die Kräfte steigert, Ruhe sie erschlafft.

Holland hörte nach dem Aachner Frieden (1748) auf, eine Kriegsmacht zu sein. Während ringsumher andere Staaten ihre stehenden Heere vermehrten, verminderten die Niederlande ihre Truppen, um Geld zu ersparen. Sie hatten sich selbst entwaffnet, während Frankreich, Preussen, England, Deutschland am furchtbarsten gerüstet standen. Schon seit den militärischen Promenaden des Herzogs von Braunschweig im J. 1787 konnte kein Holländer mehr ohne Furcht zu Bette gehen, ob er nicht am andern Morgen als Preusse, oder Franzose, oder als Engländer aufstehen werde?

Jetzt, dem abendländischen Kaiserreich einverleibt, können die Niederländer unter Napoleons Auspizien die schöne Rolle wiederholen, welche ihnen gehörte, da sie noch einen Theil von der Monarchie Karls des Fünften ausmachten.

---

## Der Main und Rhein, im Jahr 1810.

Unter den Umwandlungen der Erde und ihrer Bewohner bleiben die ewigen Berge und Ströme, mit geringer Abweichung von ihrer Urform, allen Zeitveränderungen zum Trotz, immer dieselben, die sie vor Jahrtausenden waren, und immer die Grenzmarken der Schicksale von Nationen, welche sie vereinigen oder trennen, sie näher zusammenführen oder gebieterisch von einander absondern.

Hier diesen Melibokus mit der kühnen Stirn, hier diesen erhabenen Taunus sah Drusus mit seinen Römerlegionen, wie ihn die Franken und die Deutschen in unsern Tagen sahen, als ihre Heere einander gegenüber standen. Mit denselben Farben spielte die Welle des Mains und des Rheins; mit denselben Anhöhen und Gestein umkränzten sich ihre Ufer zehntausend Jahre früher. Wie klein, wie unbedeutend erscheinen dagegen die zerstörten Festen, die sich aufrichtenden und wieder niedersinkenden Wälle, oder die Giebeldächer alter Städte, deren Thürme zerbröckeln, und die in einem Jahrhundert mehr als drei- viermal ihre Besitzer wechseln.

O gewiß, es gab eine Zeit, wo keine Trauben auf den sonnigen Lehnen von Rüdesheim und Asmannshausen reiften; eine Zeit, wo der liebliche Main unter den wilden Gezweigen des verrankten Odenwaldes und Spessarts sich verlor, und durch die grausen Schlünde unbebauter Felsen der schäumende Rhein in öder Vereinsamung rauschte. Welche Veränderung der Zeiten bieten diese jetzt so gepriesenen Ufer der schönsten Ströme von Deutschland dar! welche Veränderung selbst in den letzten Tagen unsers großen Jahrzehends!

Ich muß euch sehen, ihr Ströme, die jeder Deutsche liebt, und muß, was ihr mir darbieten werdet, zum Zeugniß für künftige Geschlechter in den Stammtafeln unserer Zeitverwandlungen in ruhige Verwahrung bringen.

Nicht von den Quellen der Ströme beginnt mein Anschaun. Die sich zum Führer mir anbieten, Klebe und Vogt, jener

mit seiner Reise auf dem Rhein, dieser durch die Ansichten des Rheins, die sich mit den Zeichnungen von Schütz und dem Kommentar von Schreiber in wahrhaft malerische Ansichten verwandelt haben, wollen bis zu dem Gipfel des Gottbard mich hinaufführen. Ich denke mir nur den ewigen Schnee der Alpengletscher am südöstlichen Rande der Erdfläche, wenn ich auf dem Taunus stehe, und erträume mir die Kronen des Fichtelgebirges auf den Höhen des Odenwaldes. Mitten in den Lauf des Stroms hinein versetze ich meinen Standpunkt, und schaue vorwärts und rückwärts und verweile mit meinen Blicken da, wo es sich der Mühe des Verweilens lohnt.

Es schweigen vom Main die geforderten Zeugen meiner Zeitverwandtschaft. Fand sich noch Keiner vom lieblichen Ufer des sanften Stromes angezogen, den Hochheims Kelter, die alte Kaiserstadt Frankfurt, der Sitz des ersten Rheinverbündeten (Aschaffenburg), Wertheims Ruinen und Würzburgs Traubengeländer längst schon verherrlichten?

Hier von der Nachbarin der Hainsäulen, von Mildenbergs ehrwürdiger Trümmer, die mir den freundlichsten Wohnsitz in ihren alten Mauern darbot, schaue ich aufwärts und abwärts in die stillen Fluthen des Mains; und das Verlangen erwacht, mich mit dem Strome zu befreunden, der sich liebend mit dem Rhein vermählte, ohne auf seinen alten Adel zu verzichten, der ihn zu den Hauptströmen von Deutschland gesellte. In wundersamen Krümmungen schlingt sich der geschmeidige Fluß durch blühende Thäler, die er den rauhen Waldgebirgen abgewann. Alte Ruinen zeugen von dem frühern Anbau der weinreichen Ufer. Der würzige Steinwein gab vielleicht den ersten Namen der Burg, unter deren Schutze sich eine große Stadt erhob, die noch immer dem ganzen umliegenden Bezirk den Namen Würzburg ließ. Viel mußte der Ort in den Zeiten verwüstender Kriege erdulden. Aber sein Juliushospital besteht, und seine Sorge für die Pflege der Wissenschaft konnten auch die neuern Zeitverwandlungen nicht mehr unwirksam machen. Der Fremde macht sich befremdende Vorstellungen von den neuesten Ereignissen der Lehranstalt, die ihren Ruhm durch die Namen verdienstvoller Männer von allgemeiner Achtung begründet hatte. Aber noch leben die Verdienste Oberthürs; noch werden Fischer und so viele andere nicht vergessen, deren geistige Betriebsamkeit das Vorurtheil entkräftete, als wenn im warmen Süden die Strahlen der Sonne nicht mehr wärmen könnten.

Folgt man dem Main durch seine Bogengänge von Würzburg aus, so lassen seine Ufer uns Orgeltöne aus Klostermauern vernehmen, die mit seltener Kunst von geschickten Händen hervorgebracht werden. In lieblicher Verbreitung steigen Rebenhügel von allen Seiten empor. Uns geleiten Fröhlichkeit und Betriebsamkeit, die den Uferbewohner so gern beleben, bis zu dem verborgenen Wertheim, welches die Tauber empfängt.

Dem Freunde schöner Ansichten gönne ich den Anblick des Mains auf den Höhen vor Urfart, eine Stunde über Wertheim. Er sieht herab in den tiefsten Grund, wo der Main eine Landzunge umschlingt, die mit einer viertelstündigen Linie abgeschnitten seinen Lauf um viele Stunden verkürzen würde.

(Der Beschluß folgt.)

# Varietäten.

## Aus Oesterreich.

— Die Bevölkerung von Wien wird zu 250,000 Seelen angenommen. Laut den vor kurzem erschienenen „Nachrichten von dem neuesten Zustande der Volksmenge, des Armenstandes und der vorzüglichsten Wohlthätigkeitsanstalten in Wien" (Wien, 1810. 8.) stirbt in dieser Kaiserstadt jährlich im Durchschnitt ein Viertheil mehr Menschen, als geboren werden, so daß seit 1783 die Bevölkerung einen Abgang von 70,737 Personen hatte, die durch die beständig einwandernden Fremden aber wieder ersetzt wurden. Beinahe der dritte Theil derer, die in Wien zwischen 20 und 40 Jahre alt sind, stirbt in dieser Periode, wo sonst alle Lebenskräfte ihre vollste Stärke zu haben pflegen! Vermuthlich ist diese ausserordentliche Sterblichkeit in solchem Alter Folge früher Ausschweifungen aller Art. — Hohes Alter in der großen Stadt ist selten. In zehn Jahren (von 1783 bis 1792) starben nur 34 Menschen, die über 100, und 306 Personen, die 90 — 100 Jahre alt waren. In 25 Jahren (von 1787 bis 1807) wurden in Wien 285,043 Menschen geboren, unter diesen waren 10,734 Todtgeborne. Im gleichen Zeitraum starben 355,830. Auf hundert Ehen in Wien kommen 409 Kinder.

Im J. 1801, bei Untersuchung der Armuth, gaben sich 37,552 Menschen als arm an; nämlich 6085 Männer, 12,643 Weiber, 10,123 ledige erwachsene Personen, 4829 Kinder von 6 — 12 Jahren und 3871 Kinder unter sechs Jahren. Von dieser Summe wurden nur 17,286 Personen als Hilfsbedürftige anerkannt; folglich muß man auf 14 bis 15 Einwohner in Wien immer einen der Unterstützung benöthigten Armen rechnen!

Das von Joseph dem Zweiten im J. 1784 gestiftete Gebär- und Findelhaus nimmt gegenwärtig jährlich über 2000 Kinder auf, davon aber die Meisten zu rechtlichen Leuten in Kost und Pflege ausgethan werden. Im J. 1806 wurden 1888 Weibspersonen in der Gebäranstalt entbunden.

Das seit 1742 bestehende Wiener Waisenhaus verpflegt und erzieht jetzt an 1500 verlassene Kinder; die meisten derselben werden aber in Familien zur Pflege ausgethan. — Das vortreffliche Taubstummen-Institut steht unter der Leitung des Hrn. Direktor Joseph May; — das Institut für blinde Kinder unter Direktion des Hrn. Wilhelm Klein. Beide wohlthätige Anstalten, davon die letztere erst seit wenigen Jahren existirt, werden von der Regierung unterstützt. — Die Schutzpocken-Impfungsanstalt besteht seit 1802. Vom 1 Mai desselben Jahrs bis 30 Sept. 1809 sind darin 9348 Kinder geimpft worden. — Das Institut für kranke arme Kinder, unter Direktion des Hrn. Dr. Göllis, gab vom 1 Febr. 1794 bis 31 Okt. 1809 ärztliche Hilfe 64,524 Kindern.

Im J. 1807 befanden sich im allgemeinen Krankenhause zu Wien 11,880 Personen! davon starben 1678; im Gebärhause 902 Mütter und 884 Kinder, von denen starben 7 Mütter und 72 Kinder; im Irrenhause 467 Unglückliche; in der Bezirkskrankenanstalt 12,291 Kranke(!); im Spital der Barmherzigen 2663 Personen; und in den übrigen Spitälern und Versorgungshäusern Wiens 7144 Individuen. Ueberhaupt fanden also im J. 1807 in den öffentlichen Armen- und Verpflegungsanstalten Wiens 26,231 Personen Pflege. Dazu sind noch nicht die im Findelhause aufgenommenen Kinder gezählt; es waren derselben im gleichen Jahre 1512 — aber von hundert Kindern starb darin weit über die Hälfte!



Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 63. — den 8 August 1810.

## Der Main und Rhein, im Jahr 1810.

(Beschluß.)

Diesseits und jenseits des Mains und der Tauber liegt von Bergen umschlossen das freundliche Wertheim mit seiner stolzen Ruine im stillen Grunde, bescheiden, anspruchslos, von fröhlichen Menschen bewohnt. Wenig abwärts lehnt sich der Kollenberg mit seinen verödeten Mauern ans Ufer des Mains. Zu seinen Füßen Fechenbach mit den Anpflanzungen vieler tausend jungen Bäume, die des Herrn von Reichersberg und des Pfarrers wetteifernde Sorge erziehen, zum Segen für die ganze umliegende Gegend.

Die Steinbrüche von Reusdenhausen ziehn sich von hier aus, am rechten Ufer des Stroms, bis zu dem Städtchen Freudenberg, dessen zerfallenes Schloß die Spuren der alten Bauart noch sichtbar an sich trägt. Miltenbergs heimathliche Fluren empfangen nun den Main, der die Bäche des Odenwaldes aufnimmt. Ein weites offenes Thal, welches die Erf und der Mutbach in reizende Seitenthäler verlaufen lassen, breitet sich aus vor dem langen Halbkreise der alten Stadt mit ihren Mauerthürmen, aus deren Mitte die Burg sich erhebt vor den dunkeln Schatten der hohen Waldgebirge. Die Aussicht von ihrer Terrasse, mit jungen Pappeln bepflanzt, gewährt den schönsten Anblick des Mains, der in malerischen Krümmungen den Fuß des Engelsberges mit seinem Kloster an der Stirn, so wie den glänzenden Wohnsitz des Fürsten von Löwenstein in Kleinheubach, und weiter hinab das schimmernde Laudenbach berührt. Es windet der Strom von neuem sich in lieblichen Krümmungen zu den traubenreichen Hügeln von Klingenberg, dessen Ruine den vorragenden Berggipfel krönt, hin nach Obernburg und Wahlstadt, deren Namen und Denksteine noch von den Schlachtfeldern der Römer übrig geblieben sind. Die Nymphe des Odenwaldes, die schöne Mimling, die von der Brandstätte des am ersten Tage unserer Mainreise eingeäscherten Städtchens Bärfelde, wie eine Perlenschnur die lieblichen Ortschaften von Erbach, Michelstadt, Fürstenau, König, Hözt und Neustadt am Fuße des stolzen Breuberges umschlingt und an einander reiht, läßt ihre Urne hier in den Main strömen.

Breiter wird der Strom, und immer mehr verflächen sich die linken Ufer, die nach Umstadt und gegen die weiße Rübe des Otzberges, den Pharus der Gegend, zurückweichen. In der Ferne spiegeln sich schon im Main die grauen Thürme, die vom Sitz des ersten rheinischen Bundesfürsten in die Wellen herabschauen, da, wo noch Nachtigallen in den schönen Büschen wohnen, und üppige Pflanzungen die liebliche Gegend verschönern.

Aschaffenburg hat sich mit dem schönen Grunde, dem ehmaligen Stadtgraben, der in das schattenreichste Lustgehölz sich umgewandelt, und mit der Fasanerie, die der Einbildungskraft wie eine Reminiszenz vom Leipziger Rosenthal vorschwebt, in die schönsten Auen des Mains gelagert, und noch jenseits des Stroms durch den schönen Busch, zu welchem einige Reihen schattiger Bäume führen, ein weites Lustrevier im englischen Geschmack gewonnen, dessen Seen dem Auge eine weite Wasserfläche darbieten. In sich verschließt es die Alterthümer, denen die heiligen Gebäude von jeher einen Schutzort aufgeschlossen haben. Des Fürsten Wohnung enthält einige vorzügliche Gemälde, eine schätzbare Bücher- und Kunstsammlung, worin die Kupferwerke von berühmten Meistern den Freund der Kunst vorzüglich überraschen,

und einen Schatz, der, um nicht alles andere vergessen zu machen, dem besitzenden Orte nur auf beschränkte Zeit verliehen wuede — einen denkenden und ordnenden Geist, der in dem Bilde des unvergänglichen Dalberg die Nachwelt noch mit einem milden Glanze überstrahlt.

Unfern Aschaffenburg ruhen, nach der Aussage des vom Bischof Marcellinus prachtvoll erbauten Sarkophags, die Gebeine der treu liebenden Emma und ihres Eginhards mitten in der Klosterkirche zu Seligenstadt, am linken Ufer des Mains. Es lebt der Oberhirt der zerstreuten Heerde von Geistlichen noch hier, am Wohlthun für die Kirche sich begnügend, während andeee die von Jahrhunderten geweihte Mauern weit hintee ihrem Rücken veröden lassen.

Von hier aus erreichen wir das weite, geeäumige, offene Hanau in einer Stunde. Ueber den Wechsel der Dinge besprechen sich vor seinen Thoren die Ehrenpfoeten der Huldigung, aus gebrochenen Tannenzweigen gewunden, und der steinerne Obelisk, den der Landgeaf von Hessen einige Jahre frühee zur Ehre seines Namens erbaute.

Philippsruh steht trauernd und einsam am Rande des Mains. Hier und in Wilhelmsthal, duech lange Alleen miteinander verbunden, vergnügte sich abwechselnd der Hof in den langen Tagen der kurzen Monate des Sommers. Viele Erinnerungen haften an diesen besuchten Oeten.

Das gewerbsfleißige Offenbach nähert sich bald und die Ruheplätze der geschäftigen Steuermänner des Erwerbs, die ihre rastlosen Tage im Gedeänge des Emporiums mit einigen Erholungsstunden hier vertauschen. — Dein Andenken, stille, sanfte la Roche, grünt wie der aus Twickingham dir mitgebrachte Grashalm — immer grün, obwohl veetrocknet.

Frankfurt, die Zierde des Mains, mit seinem gebietenden Dome, der übee veegangene Zeiten hinwegschaut, sieht sich erweitert und verschönert durch die niedergerissenen Thore, die dee freien Luft den Eingang zur Stadt versperrten, und umringt von neuen Anlagen, womit sich die abgetragenen Wälle bekleiden. Der Geist der Ordnung und der Emsigkeit verbreitet Wohlstand über die von ben heftigen Stürmen der Zeit erschreckten Einwohner, und ein milder Genius zündet an dem glimmenden Funken der Kunstliebe und des stillen Eifers für die Wissenschaft seine Fackel an. Neben dem Casino, dessen Mitglieder der anständigen Erholung einen geschmackvollen Tempel errichtet haben, erhebt sich das Museum, der Wissenschaft und Kunst geweiht, von der Liebe für das Edle und Schöne gegründet, und von dem Wohlgefallen an feiner Geistesnahrung und Befeiedigung des Gemüthlichen unterhalten. Auf diese, wie auf jede andeee Anstalt, wodurch das Gute im weitern und engern Kreise gefördert werden kann, blickt das huldreiche Auge des wachsamen Fürsten mit ungetheiltem Beifall, und belebt dadurch die Anregungen des Geistes und Herzens für das Gemeinnützige.

Blühende Gaeten erweiteen und verannehmlichen die heitern Umgebungen von Feankfuet bis zu den alten Geenzthürmen hinaus.

Höchst mit seinem hohen schlanken Thurm und den Prachtgebäuden, die auf den Wink der Industrie eines Privatmanns sich erhoben und zu einer neuen Stadt gebildet haben, lehnt sich weiter abwäets ans Ufer des Mains auf der Straße, die nach Mainz führt. Das Bad von Soden und die Muhle zu Epstein veebergen ihre sehenswürdigen Naturschönheiten unter den Anhöhen, die zum Altking und zu dem Gipfel des Feldbeeges emporsteigen, und das baumreiche Keonenberg, die Schule der deutschen Pomologie, so wie die prachtvollen Ruinen des Falkensteins und Königsteins auf ihrem Rücken tragen.

Hochheims berühmte Traubengeländer schmücken den Eingang zu dem gesegneten Rheingau, der sich von Mainz bis zum Mäusethurm bei Bingen in weitem Halbkreise dem entzückten Auge darstellt. Hier, vor dem Angesicht des alten Moguntiacum, wo die römischen Legionen zu den Zeiten der ersten Kaiser ihre Standquaetiere hatten, ergießt sich der Main in den Rhein.

Kassel (ursprünglich Castel genannt) bewacht den Eingang zur Schiffbrücke, die das deutsche Ufer mit dem französischen verbindet. Neue Festungswerke treten an die Stelle der zerstörten, auf deren Trümmern einsame Bäumchen den Verlust von vielen tausenden betrauern, womit die Gegend ringsumher bepflanzt war.

Glühende Kugeln, die den Himmel durchsteeiften, gaben vor wenig Jahren hier das schreckliche Schauspiel der Zerstörung und der Schonungslosigkeit, womit die wilde Eris den milden Zeitgeist verhöhnt. Aus den Schutthaufen steigt das kommende Geschlecht empor, und baut sich neue Wohnungen auf den Kratee der Vulkane.

Mainz steht verlassen von einem ansehnlichen Theil seiner ehmaligen Bewohner, deren Paläste kaum noch den Namen ihrer vorigen Besitzer tragen. Doch sucht man überall die Spuren der Verwüstung zu tilgen, und beeifert sich, den abgestorbenen Baum zur neuen Blüthe zu treiben. Dem Alterthum die gebührende Achtung zu bezeugen, sammelt man die Denksteine von den Gräbern der Römer zum lehrreichen Beispiel für die Nachwelt. Die Jugend unterrichtet man in den Lyceen nach der neuen Eineichtung, die in dem ganzen weiten französischen Gebiet eine Gleichföemigkeit des Unterrichts erzeugen soll. Fleiß und Betriebsamkeit finden in der Nothwendigkeit des Erschaffens ihre mächtigste Aufmunterung. Unter dem Drange der Umstände sieht man östees Kräfte in Bewegung gerathen, an deren Dasein man gezweifelt hätte.

Von Mainz aus ergießt sich der Rhein, verbunden mit dem Main, in die fruchtbare Ebene, die auf deutschee Seite den paradiesischen Rheingau umfaßt. Bieberich mit dem Residenzschlosse des Fürsten ladet freundlich zu den Lustfahrten ein, die den Rhein hinab nach Schierstein oder Wallauf von den Mainzern angestellt werden. Bequeme Gasthäuser am Rhein begünstigen die frohen Zusammenkünfte.

Seitwäets liegt Wißbaden, die tausendjährige heiße Quelle mit dem neuen Peachtsaale, der an Größe und Herrlichkeit alle Veesammlungsplätze berühmtee Badeanstalten hinter sich zurückläßt. Das nachbarliche Schlangenbad, dessen Besuch im Sommer auf einen engern Zeitraum sich beschränkt, versteckt sich tiefer in dem Waldgebirge; doch bahnt der Bach, der hier vorbeirinnt, sich einen freien Ausgang in den Rheingau bis zu den Mauern und Thürmen von Elfeld, wo Dorf an Dorf sich reiht, und ein Landhaus schöner als das andere sich zwischen die Weinreben und den beeiten Rhein mit seinen unzähligen Inseln gelagert hat. Jenseits des Stromes trauert Ingelheim abwärts vom Ufer auf einer flachen Anhöhe um den veelassenen und seines Marmors beraubten Kaiseepalast. In den alten Mauern hat sich eine armselige Nachkommenschaft eingenistet. Fruchtbaee Felder bedeckten auf dieser Seite das flache Rheinufer; auf der gegenüberstehenden thront der jetzt meistbietend feile Johannisberg, würdiger als Ingelheim, die Residenz des größten Monarchen oder des bescheidensten Naturfreundes zu sein. Geisenheim und Rüdesheim mit seiner finstern Ruine spiegeln sich in der Fluth des Rheins. Hinter ihnen erhebt sich der prachtvolle Niederwald mit seinem

glänzend weißen Tempel. Die zerfallene Rochuskapelle auf dem linken Ufer winkt zu der erhabensten Aussicht, die zu gleicher Zeit den Rheingau und den Donnersberg mit seinen Umgebungen beherrscht. Bingen liegt zu unsern Füßen, und am Eingange des verrufenen Bingerloches spielen die Wellen des Rheins um den einsamen Mäusethurm, der wie ein Nachen auf dem Strome schwimmt. Die Burg der Bremser schaut von dem jähen Abhange des Niederwaldes trotzig in die Fluth herab.

Ohne Zagen fährt der sichere Schiffer durch den reissenden Strudel, wo der Rhein sich krümmend in sein enges Felsenbett hineinwindet, welches er nicht eher als bis vor Koblenz verläßt. Das verstohlne Asmannshausen tritt aus seinem Dunkel hervor. Von hier aus drängt eine Burgfeste die andere. Zur Rechten und Linken ragen die alten Mauern und Thürme auf allen Bergspitzen oder mitten am steilen Abhange der Felsen hervor, von wildem Gebüsche umdüstert. Dörfer und Städte reichen sich am diesseitigen und jenseitigen Ufer die Hände. Es wechseln die Szenen in unerschöpflicher Fülle. Unschlüssig bleibt der Reisende, ob er mitten im Strome sich in beiderseitige Ansichten theilen, oder die Ruinen auf der Felsenhöhe besteigen will. Doch erschreckt ihn bald der harte Anruf des Wächters am linken Ufer, der, in finsterer Höhle auf verbotene Waaren lauernd, das strenge Gebot ergehen läßt, nicht eher zu landen, bis er an den dazu bestimmten Orten sich der willkührlichen Betastung des Untersuchers Preis geben will. Von hundert zu hundert Schritten bilden diese strengen Hüter des Rheins eine unermeßliche Kette, nicht selten die Verwunderung erregend, wie in solcher starren Beschauung ein arbeitsfähiger Mensch Stunden, Tage, Wochen und Jahre in seiner Erdgrube zubringen könne. Schauerlicher wird die Gegend in der Nähe der alten Pfalz. Die Lurleifelsen mit ihrem schieferigen Gestein verschliessen jeden Ausblick. Der Fischer zieht sein Netz, am Tragebalken schwebend, ohne Lachs heraus, und senkt es gelassen wieder in den Strom hinunter.

Oberwesel trägt dem Ankommenden sein altes Thor und seine alte Kirche entgegen, die beide zu Betrachtungen einladen, wie sie der Alterthumsforscher liebt.

St. Goar sieht beschämt auf seine unbezwingliche Festung Rheinfels, die noch in ihren Trümmern von ihrer Größe spricht. Seitdem die Maus verschwand, droht keine Katze mehr. Das hehre Schauspiel der beiden Brüderfelsen fesselt den Maler vor dem Kloster Bornhofen. Er kann vor Mondesaufgang sich von dem schönen Salzig nicht trennen, dessen verborgene Thäler ihn, da er die Quelle suchte, mit einem überirdischen Zauber empfingen. Um die Felsen herum windet sich der Rhein zum alten Boppart hinab, und immer weiter schlängelt sich der zaudernde Strom im langen Besinnen, ob er rückwärts oder vorwärts gehen soll. Endlich lockt ihn die ferne Aussicht ins freie Koblenzer Thal vorwärts zum Oberlahnstein und an das zweithürmige Kapellchen, welches sich unablässig im Wasser beschaut. Es rauscht die Lahn aus ihrem romantischen Fluthbette heraus in den Rhein. Verwundert steht das alte Lahneck am hohen Ufer, und gegenüber das zertrümmerte Stolzeneck.

Koblenz nähert sich, das freundliche lachende Koblenz mit den unwiderstehlichen Reizen der schönsten und reichsten Umgebung. Der erhabene Ehrenbreitstein steht wie ein verklärter Geist in heiliger Zertrümmerung auf seinem steilen nackten Felsen. Seinen zerfleischten Leichnam zu beschauen, bedarf es keines Erlaubnißscheins mehr. — Gegenüber die neidenswerthe Wohnung der ehemaligen Karthäuser, die der Natur zum Spott und Hohn im Angesicht aller ihrer Wunder, worin das trunkene Auge vor Entzücken schwimmt, im finstern Kerker ihrer vermauerten Zellen lebendig sich begraben hatten.

Koblenz jubelt und frohlockt, wie der ächte Bewohner des Rheins. Es strömt das Volk an seinen Feiertagen im bunten Gedränge zu den Thoren hinaus in alle Gärten, Dörfer und Gasthäuser, und unaufhörlich schwebt die fliegende Brücke hinüber und herüber mit einer lebenslustigen Schaar, die bald auf diesem bald auf jenem Ufer die flüchtige Freude zu erhaschen sucht. Musik erschallt durch die Lüfte. Der frohe Genuß bringt dem Kummerlosen, der sich nicht ängstigt um die wechselnde Farbe der Stunde, reiche Entschädigung für jedes Ungemach des Tages. Sehenswürdig sind vor der Stadt die neuen Anpflanzungen am Ufer des Rheins, wo auf dem wüsten Rasen viele tausend Bäume und Gesträuche seltener Art, mit Namen und Geschlecht botanisch aufgezeichnet an ihren Pfählen, nach wenig Jahren einen Lustwald bilden werden, der den Namen seines Stifters dankbar der Nachwelt überliefern wird.

Noch ist Koblenz die Schöne und Anmuthige im Innern, wie im Aeussern. Noch spiegelt sich, von der Anhöhe des Bienenkopfs in Pfaffendorf, oder von der hohen Kapelle im Thal den Blick auf sie gerichtet, das unvergleichliche Schloß — so lange man die jetzigen Bewohner nur nicht aus den Fenstern brüllen hört — mit stiller freudiger Selbstbewunderung im klaren Gewässer; noch sind die Einwohner so lieb und liebenswerth, so anspruchslos und aufgeschlossen und hocherfreut über alles, was Sinn für Freude und Gefühl fürs Gute hat, wie vor zwanzig Jahren.

Ungern trennt man sich von dem lieblichen Rheinthal, welches die Mosel aufnimmt. Doch das glänzende Monrepos, das friedliche Neuwied mit seiner langen dunkeln Pappelnallee und das graue Andernach mit seinem alten Thurm fesselten den Blick schon auf der Festung Ehrenbreitstein. Die großen Inseln auf dem Rhein, an deren breitem Saume sich lange Dörfer ausstrecken, und die grüne Kette von Hügeln, die das rechte Ufer mit seinen vielen Dorfschaften amphitheatralisch umkränzen, lassen uns in keiner Ungewißheit, ob es der Mühe werth sei, den Rhein durch seine abermalige Verengung weiter abwärts zu verfolgen. Wir beginnen mit der neuen Lustfahrt auf dem Rhein den zweiten Theil von einer Naturbeschauung, die schöner und reizender weder an der Elbe und Weser, noch an der Donau sein kann.

Mit veränderten Kulissen eröffnet sich die Bühne hinter Andernach. Alles erscheint in einem größern und edlern Styl. Schroffer stürzen die hervorspringenden Felsen, die sich mächtiger zusammenballen, in den Strom herab. Malerischer lagern sich die glänzenden Ortschaften in die grüne Buchten. Kühner und trotziger steigt der wundersame Drachenfels empor und trägt auf seinem langgestreckten Rücken die den Schweizergipfeln ähnliche Siebenberge bis zu den Wolken hinauf. Zerfallene Schlösser und Kapellen und abgerissene Thore und zerspaltene Thürme reissen den Blick von allen Seiten an sich, während das verschonte Nonnenkloster Magdalenenwörth, abgeschieden durch die Fluthen von den beunruhigten Küsten, sich furchtsam und bescheiden in seine Gebüsche verhüllt.

War das rechte Ufer vorher reich an Quellen und Heilbrunnen, worunter nächst Wißbaden und dem Schlangenbade, Ems und Geilnau an der Lahn und Schwalbach

in seinen verborgenen Gründen am meisten besucht wird: so wird hier in der Nähe von Linz und Sinzig das rechte Ufer reichhaltiger an edeln und gemeinen Metallen, deren Ausbeute den Fleiß des Anbaues freigebig belohnt. Auf dem linken Ufer wird der Tufstein aus unterirdischen Hölen und Grotten zu Tage gefördert und in den Traßmühlen zu Pulver gestoßen. Dem Naturforscher wird jeder Schritt belehrend, den er auf die benachbarten Gebirge thut, und jede Thalschlucht wird dem Maler interessant.

Als hätte die Natur sich mit den Siebenbergen erschöpft, so steht sie hier auf einmal still. Gleich flüchtigen Wolken jagt sie die zerstäubten Bergrücken seitwärts hinter Bonn bis nach Aachen hinaus, um einer breiten unübersehlichen Fläche, die sich von Münster bis nach Amsterdam erstreckt, freien Raum zu schaffen. Alle Anmuth scheint verschwunden. Aller Zauber der Landschaft hat sich in Luft und flache Erde aufgelöset. Nur noch einmal hügelt sich auf der neuen Fläche der Godesberg vor Bonn gleich einem frei stehenden Kegel in die Höhe. An dem Saum der Wälder, welche Bonn mit seinem hohen zugespitzten Thurm, den vor kurzem noch der Blitz berührte, fern umkränzen, lehnt sich der Kreuzberg mit seinen leeren Klostermauern, und das stolze Köln, der Ubier alte Behausung, dämmert am endlosen Horizont in den Nebelgestalten seiner hohen Thürme.

Würdiger als in Koblenz, hat man die schönen Residenzgebäude zu Bonn der Pflege der Wissenschaften und dem Unterricht der Jugend geweiht. Die dasige Schule, welche dieses unvergleichliche Lokal gefunden hat, steht in hoher Achtung. Alle Spuren unanständiger Behandlung, die sich ehedem so gern unter der Schutzdecke nothwendiger und unvermeidlicher Disziplin verbarg, sind hier vertilgt. Bonn gibt das erste Beispiel, daß wohlerzogene Eltern ihre Kinder ohne Furcht vor irgend einer auch nur im geringsten beschämenden Handlung und Behandlung einer öffentlichen Schule anvertrauen können. Auch die Ehrfurcht gegen das Alterthum legt Bonn durch seine Ehrenwache an den Tag, die sie der schönen großen römischen Ara auf einem freien durch Anlagen verschönerten Platze in der Stadt gegeben hat.

Köln ist zu reich, zu groß, zu übermächtig an Denkwürdigkeiten und Denkmälern alter Kunst und alter Geschichte, als daß eine gewöhnliche Rheinfahrt sich mit ihr belustigen dürfte. Der Dom, dieser architektonische Torso des Mittelalters, wird nächstens ergänzt und ausgeführt, und mit der möglichsten Sorge nachgebildet als Prachtwerk in Kupfer erscheinen. Von den ältern Zeugen der Geschichte kann niemand belehrendere Auskunft geben, als der vielerfahrne und von allen Kunstfreunden verehrte Wallraf. Konstantins Brücke ist versunken, das Kapitol hat sich in einen Marientempel, der Marstempel in ein Stadthaus verwandelt. Aber allenthalben haften alte Namen und Inschriften auf den geweihten Plätzen, und des gemeinen Bürgers Frau erzählt den Fremden, als hätte sie der Völkerwanderung mit beigewohnt: Wir waren Ubier.

So wie der Rhein sich verflächt, bis er am Ende in den Kanälen von Holland verschwindet, hört alles Interesse auf, was dieser gebieterische Strom durch seinen Lauf von Mainz bis Kölln dem Augenschein abdringt.

Düsseldorf lockt keinen Fremden mehr durch seine Galerie. Die Umgebungen von Elberfeld sind lieblich und besuchenswerth für den, der die Wirkungen des menschlichen Kunstfleißes in den engen Raum eines friedlichen Thals zusammengedrängt erblicken will.

Weiterhin ist alles ungenießbare Ebene, von einzelnen Ortschaften unterbrochen, deren Betriebsamkeit die Gegenden belebt, worin die Natur mit ihrer schöpferischen Kraft erstorben zu sein scheint. Selbst auf die Ehre seines Namens thut der Rhein am Ende seiner Laufbahn Verzicht, den Menschen gleich, die ein ruhmvolles Leben, worin sie Tausende erfreuten und beglückten, im kraft- und reizlosern Alter einer vergeßlichen Mit- und Nachwelt überliefern.

Horstig.

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

— * Den 10 Juli Abends bin ich nach dem alten Teier gekommen. Eseltreiber, denen ich unterwegs wegen unausstehlicher Hitze Kirschen abgekauft hatte, bedauerten mich, daß ich nicht gestern da angelangt. Warum? „Weil eine prächtige Prozession zu sehen gewesen wäre, welche das hohe Heiligthum, den Herrgottsrock, in seinen alten Verwahrungsort zurückgebracht hat. Um neun Uhr des Abends hatte die Feierlichkeit erst in der Domkirche ein Ende. Das versammelte Volk hat das Stroh, auf dem die Kiste geführt worden, als angerührte Reliquie an sich gerissen, und mehr als glücklich die zwölf Männer gepriesen, welche von Schweiß triefsten, als sie das Heiligthum in der Prozession trugen.“ Soviel die Eseltreiber bei meinem kurzen Ständchen. Diesen Morgen, den 11 Juli, äussert mir alle Welt zum Gruß das nämliche Bedauern.

Wirklich hatte ich schon einige Tage zuvor auf meiner Reise von einem Herrgottsrock, oder dem Mantel unsers Heilandes, im Volke viel Erbauliches gehört, wie er durch die Türkei, durch Ungarn, Dalmatien u. s. w. des Krieges wegen herumgezogen sein solle; ferner, wie man ihn dem Volke in Augsburg habe zur Schau stellen wollen und er dennoch — unsichtbar geblieben sei u. s. w. — Wenn man von frischer That so fabeln kann, was muß man von ältern Legenden halten?

Ich ging ins Staminet; aber auch da war die Geschichte der heiligen Reliquie an der Tagesordnung. Ein Rosenkranzhändler versprach hier in kurzem ein Programm über den Herrgottsrock aus Brower, Massenius und andern trierischen Schriftstellern (den Febeonius ausgenommen) zu liefern, die alle aussagen: „die Kaiserin Helena habe ihn im Jahr 325 in ihren Geburtsort Trier gebracht; da sei er stets geblieben, und alle paar hundert Jahre einmal zum Beweis seines fortdauernden Daseins gezeigt worden. Einst sei diese Aussetzung in Gegenwart eines Kaisers und vieler Reichsfürsten geschehen; ein andermal seien wegen dieser Aussetzung 200,000 Menschen zu Teier gewesen, worauf in der Stadt eine Hungersnoth entstanden. Vor 155 Jahren sei er das letztemal gezeigt und im Jahr 1765 nach Ehrenbreitstein gebracht worden, wo er bis zur Schleifung dieser Festung geblieben. Der Kurfürst Wenzeslaus, jetziger Bischof zu Augsburg, habe ihn selbst noch nicht gesehen, und das Siegel des letzten verstorbenen Kurfürsten von Trier sei noch unverletzt auf der Kiste zu finden. Ein französischer General hätte sich einst geäussert, er glaube sicher an die Aechtheit dieses Herrgottsrocks, weil er gesehen, daß Juden in dem Schiffe, wo diese Reliquie eingepackt war, unwissend diese Kiste unter allen andern hervorgezogen, und darauf gewürfelt hätten.“ — Wir dürfen uns freuen, wenn das Programm uns so wichtige Proben vorlegen wird. * * *




# Miszellen

für die

# Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 64. — den 11 August 1810.


## Ein Blick auf die neueste historische Literatur der Deutschen.

Es ist einem geistvollen Manne weit leichter, witzig oder gelehrt, leidenschaftlich oder klug, gefühlvoll oder abstrakt zu sein, als einfach, wahrhaft, natürlich (unabhängig von Konvenienzen) und gerecht in allen Dingen. Daher mag es auch kommen, daß alle gebildete Nationen eine größere Zahl von guten Dichtern, Rednern, Staatsmännern, Feldherrn, Gelehrten, Philosophen und Künstlern haben, als gute Geschichtschreiber.

Wir können in Deutschland vortreffliche Geschichtsforscher, fleißige Sammler, angenehme Erzähler aufweisen; aber von ächten Geschichtschreibern wissen wir erst einen Mann zu nennen, der des Namens ganz würdig ist.

Die Deutschen scheinen in der historischen Komposition so übel daran zu sein, als die Franzosen; beiden scheint der Takt zu fehlen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sichten. Die Deutschen wollen alles sagen, nichts unvergessen lassen, als wenn alles gleich wichtig für das Gedächtniß der Nachwelt wäre. Die Franzosen fallen oft in den Fehler des Gegentheils, und entstellen die Wahrheit des Lebens, welche sie darstellen sollten, durch rednerische Kunst. So Voltaire oft, noch öfter Raynal; am wenigsten de Thou, dem nur der helle, zur Reflexion geneigte Geist der erstern fehlte, um der vorzüglichste Historiker Frankreichs zu sein.

Hieronymus, König von Westfalen, hat dem Fürsten der deutschen Geschichtschreiber ein Denkmal zu setzen verordnet. Der Monarch ehrte sich durch dieses Dekret bei der Welt und Nachwelt, indem er nur den großen Schweizer zu ehren gedacht. Eine dauernderes Denkmal gründete sich Johannes Müller durch seine „vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit.“

Dieses Werk, welches werth ist, in der deutschen Literatur neben den Geschichten schweizerischer Eidsgenossenschaft zu glänzen, und von vielen, oft mit Recht, diesen vorgezogen werden wird, kann, wenn gleich noch unvollendet, wirklich als Müllers monumentum aere perennius gelten. Es gibt uns, belehrender wie kein anderes Werk, den Ueberblick und die Resultate der dreitausendjährigen Geschichten der europäischen Welt, geschöpft aus ihren ersten Quellen, geordnet von der Hand eines Meisters, dessen Geist, durch die Erfahrung der Jahrtausende gereift, in Freiheit über Vergangenheit und Gegenwart schwebte. So, wie Müller sie gibt, wird die Weltgeschichte wahrhaft eine Lehrerin der Völker und ihrer Fürsten. Die Thatsachen, welche sie zu uns spricht, entzünden, wie in einen Brennpunkt zusammenfallende Strahlen, unser Gefuhl, und erzeugen große Reflexionen. — Noch hat Deutschland (an gleich dicken Kompendien gebrichts uns nicht), noch keine andere Nation eine Weltgeschichte dieses Werthes. Es ist kein Buch für hohe oder niedere Schulen, sondern für Männer reifen Geistes, welche Erfahrungen genug geerndtet, und die Welt ihres Zeitalters genug kennen gelernt hatten, um die Geschichte der vergangenen Welt ganz zu verstehen. Man wird versucht (ich spreche aus meinem Gefühl), wenn man diese Geschichte gelesen, nach ihr, kein anderes Geschichtbuch mehr zu lesen.

Wenn ihn aber seine großen Griechen und Römer, als Führer im Labyrinth der Weltbegebenheiten, verlassen, verliert auch Müller in seiner Darstellung die bezaubernde Einfalt, Klarheit und Wesentlichkeit. Die zehn ersten Bücher, welche bis zu den

letzten Zeiten des römischen Reichs erzählen, sind unstreitig vorzüglicher, als die acht folgenden, welche von den Begebenheiten des Mittelalters reden; und anziehender, ungeachtet sie uns von bekanntern Gegenständen unterhalten, als die folgenden. Der Geschichtschreiber verliert sich hier in Details, die kein Grieche, kein Römer, des Andenkens würdig, besonders hervorgehoben haben würde; er wird in Fürstengenealogien, Verhandlungen u. s. w., die auf Volks- und Weltschicksale ohne Einfluß blieben, sorgfältiger, nicht als schriebe er für die Welt jedes Zeitalters, sondern um deutschen Rezensenten und pünktlichen Geschichtsklitterern zu gefallen.

Ueberhaupt haben wir den Tod anzuklagen, der uns den Vortrefflichen allzufrüh raubte, daß derselbe nicht die letzte Feile an sein gelungenstes Werk legen konnte. Noch ist die Schreibart oft ungleich, oft vernachlässigt, oder vielmehr in erster Rohheit des Entwurfs. Noch sind der barbarischen (ausländischen) Wörter und Redensarten zu viele eingemischt, daß das Werk den ewigen Mangel behält, nicht reindeutsch geschrieben zu sein. Im gesellschaftlichen leichten Ton, in Schriften und Werken, die nicht klassisch sind, und nur für die Zeitgenossenschaft berechnet sein sollen, mag es verzeihlich sein, wenn die deutsche Sprache mit Wörtern fremder Sprachen vermengt wird; aber nicht in Werken, die für die Nachwelt unvergänglichen Werth behalten können oder sollen.

Die deutsche Sprache wird (hoffentlich) nie veralten, wohl aber die deutsche unreine Sprachart, welche sich noch mit ausländischen Worten ziert. So lange deutsche Sprache gilt, wird Luthers Bibelübersetzung verstanden werden; aber wer mag das Französisch- und Lateinisch-Deutsch der „galanten und amüsanten" Schriftsteller aus der andern Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts noch erträglich finden? Ihre Schreibart ist veraltet, wie die die unsrige veralten wird, so lange sie noch ein geschmackloses Gemenge von Wörtern aller Zungen ist. Müllers Geist wird, wenn ich mich nicht sehr irre, Apollo's ewige Jugend haben; aber sein Gewand im Wechsel der Sprachmoden altfränkisch werden. Vielleicht wird in einem der künftigen Jahrhunderte sich einmal ein Herausgeber der Geschichtswerke die Mühe mit ihm geben, die Matthison sich in der lyrischen Anthologie mit einigen unserer ältern Dichter gab.

---

Was Müller als Historiker war, und wie er es geworden, haben, ausser manchen andern, die Herrn von Woltmann und Heeren darzustellen versucht.

Herrn K. L. v. Woltmanns „Johann von Müller" (Berlin 1809), dies mißlungene Unternehmen, hatte nur Unwillen erregt. Ein Anderer hat in diesen Blättern schon ein Urtheil gegeben, dem ich beipflichte, ohne es wiederholen zu mögen. — A. H. L. Heeren, in seiner kleinen Schrift: „Johann von Müller, der Historiker" (Leipzig 1809), gibt uns keine nähere biographische Aufschlüsse, so wie denn überhaupt, was Müller war, und wie er es geworden, keiner vollkommener darstellt, als der unsterbliche Geschichtschreiber selbst in seinen Werken und Briefen. Aber der würdige Heeren benutzte den Anlaß mit ruhigem Geist und eigenthümlicher Klarheit über seine Kunst zu philosophiren, und angehenden Historikern durch Müllers Beispiel den Weg zur rechten Geschichtschreibung zu zeigen. Die Wahrheiten, welche der Elogist ausspricht, sind wohl nichts weniger als neu; aber vielleicht zu keiner Zeit nothwendiger gewesen, ausgesprochen zu werden, als in der jetzigen, wo unsere historischen Idealisten und Metaphysiker die Geschichten der Menschen nach willkührlichen Prinzipien konstruiren, und die Wahrheit in Roman umgestalten möchten. Behaglicher ists, zu fantasiren, als Urkunden zu lesen, zu würdigen und zweckmäßig zu benutzen; oder leichter, den Leser in eine eigene Ideenwelt zu versetzen, als in die durch historische Kunst wieder verjüngte Wirklichkeit und Wahrheit einer vergangenen Zeit.

---

Nächst Müllers Weltgeschichte haben des Hrn. von Massenbachs „Memoiren zur Geschichte des preussischen Staates unter den Regierungen Friedrich Wilhelms des Zweiten und Friedrich Wilhelms des Dritten" (Amsterdam 1809) einen vorzüglichen Werth für die Geschichte. Mit einer Freimüthigkeit, die den Namen der furchtbaren verdient, läßt uns Hr. von Massenbach die Götter und Helden des preussischen Staates, welche seit vier Lustren auf der Weltbühne wandelten, hinter den Kulissen sehen. Mag auch manches durch das individuelle Verhältniß des Verfassers bald mehr, bald minder vortheilhaft in diesem Gemälde schattirt dastehn; unverkennbar ist wenigstens sein Bemühen, ohne Hoffnung und Furcht, Wahrheit sagen zu wollen.

Die Geschichte der Literatur kennt z. B. wohl wenig Dedikationen, wie diejenigen, in welchen der Verfasser den zweiten Band seiner Memoiren dem Feldmarschall von Möllendorf und den dritten dem Staatsminister von Zastrow weiht, und wo er, statt üblicher Komplimente, beiden, Angesichts der Zeitgenossenschaft und der Nachwelt, ihre Fehler vorwirft. „Sie vollendeten" sagt er zum Feldmarschall von Möllendorf, „den Untergang Deutschlands, oder zogen ihn vielmehr schnell herbei, weil Sie Holland nicht retteten. Aber der Untergang Deutschlands zog den Untergang Preussens nach sich, und so hat Ihr (preussischer) Patriotismus im Jahr 1794 die Katastrophe des Jahres 1806 vorbereitet. Der ist kein Patriot, der nicht auch Weltbürger ist. Patriotismus und Kosmopolitismus stehen in einer unzertrennbaren Verbindung." In ähnlichem Ton, doch minder reich an so schweren Vorwürfen, spricht er zu dem Staatsminister von Zastrow.

Der warme, leidenschaftliche Ton dieser Memoiren, mehr geeignet zu überreden, als zu überzeugen, stößt freilich dem Unbefangenen, der nur Wahrheit sucht, gerechten Argwohn ein. Aber doch ist nun der Schleier von manchem Geheimniß gerissen; an Berichtigern wird es nicht fehlen, und die Wahrheit, die Geschichte werden gewinnen.

Längere Dunkelheit dürfte über die neuere Geschichte der Monarchie Oesterreichs herrschen. Aber auch dort wird es nicht an Männern fehlen, die Wahrheit einst den Enkeln geben, wie jetzt ihr Schweigen zarte Schonung den lebenden Zeitgenossen beweiset. Vielleicht wird der geistvolle von Hormayr, der in seinem österreichischen Plutarch nur den Griffel der Geschichte zum Vollendetern vorzuüben scheint, der Polybius Oesterreichs. Unter allen jetzt lebenden Deutschen ist er einer der Wenigen, die zur Geschichtschreibung im vorzüglichen Grade Ruf und Weihe empfingen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Schreiben aus Berlin.

— — Den Tod unserer angebeteten Königin Louise (am 19 Juli des Morgens, in Hohenzieritz, einem Lustschlosse bei Strelitz) haben die öffentlichen Blätter verkündigt. Die aufrichtige Trauer aller Herzen im ganzen Umfange der Monarchie ist unbeschreiblich. O wieviel geht in dieser Fürstin verloren!

Als wenige Stunden vor ihrem Tode der König, welcher von Potsdam zu ihr hinübergeeilt war, an das Sterbebett der Verklärten trat, rief sie ihm freundlich lächelnd entgegen: „Nun bin ich froh; ich sehe meinen theuersten Freund noch!“ Sie unterhielt sich mit ihm einige Zeit, und gab dann ihren schönen Geist in seinen Armen auf.

Das Progamm über den Einzug des Leichnams und seine Beisetzung in der Domkirche ist bekannt. Die irdische Hülle der Unvergeßlichen wird jedoch nicht in das Domgewölbe versenkt, sondern bleibt für immer oben in der Kirche auf einem schicklichen Platze stehn. Theure, allen Preussen heilige Ueberreste einer Landesmutter, die geliebt ward von allem Volke, wie selten, vielleicht nie, eine geliebt worden ist ihrer Tugenden willen — sie verdienen es wohl, daß sie ein Gegenstand der Verehrung treuer Unterthanen bleiben!

Sollte Ihnen der Zufall berlinische Zeitungen und Journale zuführen, die fast alle mit Versen auf den Tod unserer Monarchin angefüllt sind, richten Sie nach diesen matten Reimereien nicht den Schmerz des Volks um den Verlust der treuesten Gefährtin unsers theuern Königs in seinen verhängnißvollsten Tagen. Wir haben nun einmal das Uebel in Berlin, daß alles und über alles Verse machen kann und will. Die Leute meinen es dabei sonst recht gut; aber von ihrer Schwachheit können sie auch bei den erschütterndsten Ereignissen nicht lassen.

Die neue Organisation unserer höhern Bildungs-Institute ist ihrem Ende nahe. Die Universität in Berlin wird ohne Zweifel, wenigstens für einige Fakultäten, zum ersten Oktober dieses Jahrs eröffnet werden. Viele vortreffliche Männer, die im In- und Auslande geschätzt sind, hat die Regierung bereits angestellt. Ganz vorzüglich wird besonders die medizinische Fakultät mit den gelehrtesten Praktikern und Theoretikern ausgestattet, und diese Fakultät dürfte auch zuerst in Wirksamkeit gesetzt werden. Es sind bereits mehrere junge Studirende hier angekommen, welche der Eröffnung der Hörsäle mit Verlangen entgegen sehen. Es leidet keinen Zweifel, daß Berlin ganz dazu geeignet ist, die erste Universität Deutschlands zu werden. — Ein neuer Chef für die Sektion des Kultus und der Erziehung ist noch nicht ernannt. Man behauptet, daß der berühmte Alexander von Humboldt, ein Bruder des vorigen Chefs, den Ruf zu dieser Stelle ausgeschlagen habe. Der Moniteur vom 12 Juli sagt, daß man glaube, diese Stelle sei dem vorigen Inhaber derselben aufbehalten, und werde nur provisorisch so lange besetzt werden, bis Hr. von Humboldt von seinem Gesandschaftsposten in Wien zurückkehre. Dies ist jedoch höchst unwahrscheinlich, und dem Gegenstande keineswegs angemessen. — Welch ein bedeutender Gewinn würde Alexander von Humboldt für uns sein! Sollte dieser große Mann nicht eine Verpflichtung fühlen, seinem Vaterlande (die Familie von Humboldt ist aus der Mark Brandenburg, und die beiden gelehrten Brüder sind nahe bei Berlin geboren) seine Kenntnisse und Kräfte zu widmen?

So wie unser gütiger Monarch überall sein Augenmerk auf eine höhere Bildung aller Klassen seiner Unterthanen unablässig richtet, weil von ihr alles Heilbringende, Große und Gute ausgeht, so ist er auch vorzüglich darauf bedacht gewesen, theils den bisherigen militärischen Bildungsinstituten eine zweckmäßigere Einrichtung zu geben, theils neue zu schaffen. Es bestehen von jetzt an folgende Anstalten zum Unterricht für Militärpersonen: 1) Die beiden schon lange errichteten Kadettenhäuser zu Berlin und Stolpe in Pommern. Sie sind die Elementarschulen für die Söhne der im Kriege gebliebenen oder ganz armen und pensionirten Offiziere. Bis ins siebenzehnte Jahr werden die jungen Leute in denselben unterrichtet, und treten dann als Porte-d'Epée-Fähnriche in die Armee. 2) Drei Kriegsschulen für die Porte-d'Epée-Fähnriche in Berlin, Königsberg und Breslau. In diesen Anstalten sollen die Fähigkeiten entwickelt werden. 3) Eine Kriegsschule für Offiziere. Die Tendenz dieser letztern ist höhere Ausbildung talentvoller Männer und Erlernung gewisser Gegenstände des Berufs.

Der Entwurf zu diesen Instituten wird allgemein mit Beifall aufgenommen, und verdient ihn gewiß, weil durch diese Einrichtung einem wichtigen und längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen wird. — Sämtliche militärische Bildungsanstalten stehen unter der Oberaufsicht des Generallieutenants von Diericke.

Das Patent über die wiederhergestellte Freiheit der Messe in Frankfurt an der Oder, dessen in Ihrem Blatte in einem Berichte aus Berlin Erwähnung geschieht, würde zur Verbesserung derselben und zum stärkern Besuche von Käufern und Verkäufern beigetragen haben, wenn nicht der Tarif über die Abgaben zu unbestimmt und die Abgaben selbst zu hoch gefunden worden wären. Die letztvergangene Messe (die erste freie) ist weit schlechter, als viele vorhergehende ausgefallen, wozu wohl auch der Umstand beitragen mag, daß keine sächsischen Fabrikate, welche zum Theil für wohlfeiler und besser als die unsrigen gehalten werden, dort verkauft werden dürfen. Man hofft, die Regierung, die alles zum Wiederaufblühen des Handels beiträgt, werde neue Abänderungen in der Meßverfassung und im Tarif befehlen, welche dann eher zum Zweck führen dürften.

H.

---

# Varietäten.

## Aus Preussen.

— * Berlin. Man sagt jetzt allgemein, Hr. Iffland sei aufgefordert worden, Rechnung von der Verwaltung der Theaterkasse abzulegen. Dies scheint mit der Nachricht übereinzustimmen, welche der Moniteur vom 12 Juli liefert, daß nämlich das preussische Gouvernement den ökonomischen Theil des Theaters einer besondern Regie übertragen werde. Diese Maasregel, heißt es in diesem Artikel weiter, sei um so nothwendiger, da bei der jetzigen Lage der Dinge das Theater sich entweder ganz auflösen, oder der König die beträchtlichsten Summen zu dessen Unterhaltung zuschiessen müsse. In der That soll in ganz Deutschland kein Theater so verschuldet sein, als das unsrige. Hr. Iffland ist zu sehr als Schauspieler und als Lehrer der jungen von ihm häufig angestellten Schauspieler beschäftigt, als

daß er die strenge Aufsicht über das Merkantile und Oekonomische führen könnte. Die Berliner trifft wahrlich nicht der Vorwurf der Lauigkeit gegen die dramatische Kunst und gegen schöne Musik, und wenn das Theater oft leer ist, so liegt dies nicht an der Kälte des Publikums für die Kunst im Allgemeinen, sondern an seiner Bildung. Es will sich die Willkührlichkeiten der Direktion in Hinsicht der Wahl der Stücke und der darstellenden Personen nicht gefallen lassen. — Den meisten Vorwurf laden gewisse Tagblätter auf sich, die dem Hrn. Iffland täglich und öffentlich wider ihre Ueberzeugung vorsagen: was Er thue, sei wohlgethan! Wie gern glaubt der Mensch im Allgemeinen dem Lobe, während er gerechten Tadel nicht achtet, und ihn feindlichen Gesinnungen zuschreibt. Was könnte unsere Bühne sein und leisten, und wie wenig leistet sie wirklich! Es herrscht hierüber nur eine Stimme im Publikum; aber niemand will gern laut darüber werden, weil man es für verlorne Mühe achtet.

H.

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Juli 1810.

| Monatstage. | Barometer. | | Thermometer. | | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmels-Beschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Bei Sonnen-Aufgang. | Bei Sonnen-Unterg. | Bei Sonnen-Aufgang. | Nachm. 2 Uhr. | Bei Sonnen-Unterg. | Nachts. | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. |
| | " ''' 10 | " ''' 10 | | | | | | | | | | | | |
| 1 | 27. 2 1 | 27. 1 4 | +13 | +23 | +19 | — | — | — | Thau | S. W. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 2 | 27. 1 3 | 27. 0 0 | +13 | +22 | +19 | — | — | — | Thau | N. O. | W. | Vorm. | heiter | bewölkt |
| 3 | 27. 0 0 | 26. 8 3 | +14 | +21 | +20 | Regen | — | — | — | N. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 4 | 26. 7 7 | 26. 8 6 | +15 | +13 | +12 | Regen | Reg. 11 | Regen | — | N. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 5 | 26. 9 0 | 27. 0 2 | +10 | +15 | +15 | Regen | Reg. 10 | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 6 | 27. 1 2 | 27. 1 2 | +12 | +18 | +17 | — | — | — | Thau | N. W. | O. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 7 | 27. 1 4 | 27. 1 4 | +12 | +21 | +17 | — | — | — | Thau | O. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 8 | 27. 1 2 | 27. 0 5 | +12 | +20 | +16 | — | — | Reg. 5 | Thau | O. | S. W. | Vorm. | heiter | bewölkt |
| 9 | 27. 1 2 | 27. 1 2 | +13 | +21 | +18 | Regen | Regen | — | — | S. W. | N. W. | — | bewölkt | heiter |
| 10 | 27. 0 9 | 26. 9 9 | +14 | +21 | +20 | Regen | — | — | — | W. | N. | — | bewölkt | heiter |
| 11 | 26. 9 6 | 26. 8 0 | +14 | +22 | +19 | Regen | — | Reg. 6 | — | N. | N. | — | heiter | bewölkt |
| 12 | 26. 8 6 | 26. 9 8 | +15 | +17 | +16 | Regen | Regen | Regen | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 13 | 27. 0 7 | 27. 0 1 | +13 | +19 | +18 | — | — | — | Thau | N. W. | N. W. | — | heiter | heiter |
| 14 | 27. 0 5 | 27. 1 6 | +14 | +16 | +15 | — | Reg. 6 | Reg. 3 | Thau | W. | N. W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 15 | 27. 1 6 | 27. 1 6 | +13 | +19 | +15 | — | — | — | Thau | W. | W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 16 | 27. 1 6 | 27. 1 6 | +13 | +19 | +15 | — | — | — | Thau | W. | W. | — | bewölkt | heiter |
| 17 | 27. 0 8 | 26. 8 8 | + 9 | +15 | +13 | — | Regen | Regen | Thau | W. | W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 18 | 26. 8 6 | 26. 7 5 | +10 | +14 | +13 | Regen | Regen | Regen | — | W.* | W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 19 | 26. 8 6 | 26. 9 1 | +11 | +15 | +13 | Regen | — | — | — | N. W.* | W. | — | bewölkt | heiter |
| 20 | 26. 8 7 | 26. 8 0 | + 9 | +14 | +12 | — | — | Reg. 1 | Thau | W. | W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 21 | 26. 8 1 | 27. 0 2 | +10 | +15 | +12 | Regen | Regen | Regen | — | S. W. | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 22 | 27. 0 2 | 27. 1 9 | +10 | +15 | +13 | — | Regen | Regen | — | W. | S. W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 23 | 27. 2 2 | 27. 2 4 | + 9 | +17 | +14 | — | — | — | — | W. | N. W. | — | bewölkt | heiter |
| 24 | 27. 2 4 | 27. 2 4 | +10 | +17 | +16 | — | — | — | Thau | N. W. | N. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 25 | 27. 2 3 | 27. 1 4 | +10 | +19 | +18 | — | — | — | Thau | O. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 26 | 27. 1 3 | 26. 8 0 | +13 | +21 | +19 | — | — | Reg. 8 | Thau | O. | W.* | Vorm. | heiter | heiter |
| 27 | 27. 0 6 | 26. 9 6 | +13 | +18 | +17 | Regen | — | — | — | W. | W. | — | heiter | heiter |
| 28 | 26. 9 4 | 27. 0 2 | +13 | +16 | +14 | Regen | Reg 11 | Regen | — | W.* | N. W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 29 | 27. 1 4 | 27. 2 7 | +10 | +14 | +13 | Regen | Regen | Regen | — | S. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 30 | 27. 2 3 | 27. 1 1 | +11 | +16 | +14 | — | Reg. 11 | Reg. 7 | — | N. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 31 | 27. 1 3 | 27. 0 4 | +11 | +17 | +14 | Regen | — | — | — | W. | W. | — | heiter | heiter |

### Anmerkungen.

Die Gewitter waren diesen Monat ungleich zahlreicher und verderblicher in Italien und Frankreich, als in der Schweiz. Wir zählten deren acht; nämlich am 1 Jul. Abends 9 U. fern; am 2 Abends 9 U. nah; am 3 Morgens 11 U. fern; am 8 Abends 4 Uhr fern (dasselbe zündete mit seinen Blitzen im Kanton Zürich); am 10 Nachts 12 U. fern; am 11 Abends 6 U. fern; am 12 Nachts 11 U. fern; am 26 Abends 7 1/2 U. nah.

---

Bei den schnellen und öftern Abwechselungen, die in diesem Monat statt hatten, wäre das Erwarten von vielen und vielerlei Krankheiten wohl nicht so ungereimt gewesen, als es wirklich vergebens war; denn von den vorhanden gewesenen abnormen Erscheinungen auf dem menschlichen Organismus waren die mehrsten nur Fortsetzungen derjenigen Uebelbefinden, die im verflossenen Monat schon angetroffen wurden, immer mehr und deutlicher jedoch die Reproduktion, namentlich im hepatischen System ergreifend. So wurden die Rötheln, die Masern, der Scharlach, Rothlauf, Erbrechen, Koliken und Diarrhoeen häufig mit gallichter Komplikation angetroffen; man sah die vorhandenen Nerven- oder neu entstandene einfache oder Katarrhalfieber diesen Karakter annehmen, und einer gut gewählten ausleerenden Methode, besonders den Brechmitteln und den Laxanzen, aus der weniger schwächenden Klasse bald und glücklich weichen.

Neben diese Beschwerden gesellten sich in bunter Gruppirung fieberlose Katarrhe und Rheumatismen auf allen Gebilden der menschlichen Maschine, und erzeugten — auf den Darmkanal gelagert — hartnäckige Diarrhoeen, die hin und wieder in Dysenterien ausarteten. — Aeltere Personen sah man auffallend häufig an Anschoppungen im Pfortadersystem, und daher rührenden Hämorrhoidalbeschwerden, von allen Formen leiden.

Mit sehr bösartigem Karakter erschienen in einigen Gegenden der Schweiz, namentlich auch im Kanton Aargau, leider die wahren Pocken, von denen bereits mehrere Kinder ein trauriges Opfer wurden, die durch ernsthaftere und durchgreifendere Sanitätspolizeianstalten, oder bei besserer Liebe ihrer Eltern leicht hätten erhalten werden können.

Wann wird wohl die holde Zeit kommen, in welcher der Mensch dem Menschen eben so viel Werth, als das — Vieh hat?

S.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 65. —— den 15 August 1810.


## Amboina, Banda und die Gewürzinseln.

(Schilderung ihres gegenwärtigen Zustandes.)

Die Auflösung Hollands erinnert an das frühere Loos der Kolonien und Inseln dieses Handelsstaates, besonders der Gewürzinseln, welche nicht wenig zur Gründung des holländischen Reichthums beitrugen. Nicht umsonst nannte man sie die Goldminen der Niederlande. Nachdem die Molucken lange genug von den Portugiesen besessen waren, wurden diese ersten Eroberer im Jahr 1621 von den Holländern vertrieben, welche nun wieder seit dem Jahr 1796 durch die Gewalt der Britten verdrängt worden sind. Die folgende Schilderung rührt wirklich von einem Engländer her, der, seit der Besitznahme Amboina's und Banda's durch seine Landsleute, daselbst lebte. Wir heben aus seiner interessanten Denkschrift nur das allgemein Wissenswürdigste hervor, welches mit vielen vorher unbekannten Thatsachen vertraut macht.

### Blick auf Amboina.

Nichts ist malerischer, als der erste Anblick der Insel Amboina, wenn sie dem Seefahrer aus dem Schoos des Meeres entgegensteigt. Die dichten Wälder, worin sich das Gebirge verhüllt, das ewige Grün der Thäler, die lachenden Dorfschaften in dem reich angebauten Lande ausgestreut, bilden ein so reizendes Schauspiel, wie es die Natur unter dem tropischen Himmel irgend hervorzubringen im Stande ist. Zwei große Baien oder Meeresarme, nur durch eine schmale, kaum Viertelstunden breite Landenge gegenseitig getrennt, theilen die Insel in zwei ungleiche Hälften. Die kleinere, Leytemore, ist bevölkerter und kultivirter, als die größere, Hitor, aus dem einfachen Grund, weil dort die Hauptstadt mit dem Fort Vittoria liegt.

Stadt und Fort liegen an der östlichen Bai, die kleiner als die westliche, einen gefährlichen Hafen, von Klippen umringt, und schlechte Ankerplätze darbietet. Das Fort, noch aus der Portugiesen Zeit, ist ein irreguläres Sechseck, mit Graben, bedecktem Wege und einem Hornwerk, das bessere Dienste leisten würde, wäre es nicht von zwei nur 700 bis 1200 Ruthen entfernten Hügelreihen bestrichen.

Die Stadt Amboina ist sehr reinlich; eben so elegant, als regelmäßig gebaut. Die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln; die Häuser haben, der Erdbeben willen, nicht mehr als ein Stockwerk. Die artigsten Gebäude erheben sich an einer Esplanade im Schatten regelmäßig gepflanzter Muskatbäume. Ausser dem Rathhause und zweien Kirchen, die eine für europäische, die andere für malaiische Christen sind alle öffentliche Gebäude im Fort.

Die in Amboina angesessenen Holländer sind viel geselliger und artiger, als ihre Landsleute zu Banda. Banda wurde anfänglich meistens von Verbrechern bevölkert, die dahin aus andern Kolonien verbannt waren; und so etwas kann erben. Gewöhnlich verheirathen sie sich mit Mädchen von der Insel, aus europäischem Blut seit zehn Generationen. Die Damen haben so ziemlich das Ansehen der ersten Domestiken im Hause; Bildung eben nicht viel. Sich prächtig kleiden, sich mit Juwelen bedecken, ihre Kammerjungfern zierlich ausputzen, tanzen und Musik machen, dies sind ihre Hauptfreuden. In vielen guten Häusern müssen die Sklaven allerlei Instrumente spielen lernen. Die Holländer befinden sich dabei so wohl, daß keiner von ihnen

auch nur die mindeste Neigung hat, in das europäische Vaterland heimzukehren.

Desto widerlicher sind die Landeseingebornen von aussen und innen; roh, grob, wild und träge; dabei heimtückisch, treulos, grausam, unversöhnlich. In der Wuth sind sie zu allen Verbrechen aufgelegt; und durch Opium stimulirt, sie lieben ihn, wie alle Orientaler, sind sie zu allem zu bringen. Diese brutalen Kerle, und wenn sie das größte Verbrechen begangen haben, wissen nichts von Reue; denken an keine Folge; machen sich, wie es scheint, auch aus dem Tode nichts. Daher lassen sie sich von den öffentlichen Hinrichtungen nicht schrecken, falls dabei nicht noch die schrecklichsten Martern vorkommen. Verbannung scheuen sie mehr, als den Tod; daher verurtheilt man sie entweder zur Landesverweisung, oder zu schweren Arbeiten; zum Tode nur selten.

Uebrigens sind sie alle auf gleiche Art gekleidet. Die Männer tragen einen blauen oder schwarzen baumwollenen Leibrock, am Gürtel aufgeschlagen; die Weiber eben so, mit einem Rock, der von den Hüften bis zu den Füßen geht. Die vornehmern tragen nur feinere Stoffe, aus den Manufakturen der Insel Macassa.

Nach den jährlichen Volksregistern von **Amboina**, und sie wurden unter den Holländern immer mit großer Genauigkeit geführt, betrug die **Population der Insel**, kurz vor der Besitznahme durch die Engländer, 45,252 Seelen; darunter waren 188 Europäer, 17,818 christliche Protestanten, und alle übrige Mahomedaner. Es gab auch einige Chinesen, und dann die **Alforen**, oder eingebornen wilden Heiden, die sich bei dem geringsten Zwist mit ihren Nachbarn eine Ehre draus machen, ihnen mit der größten Kaltblütigkeit den Kopf abzuschneiden. Je mehr einer von ihnen solcher Mordthaten verrichtet hat, je höher wird er von ihnen geachtet.

In vielen Distrikten sind Schulen angelegt, und protestantische Geistliche zur Verbreitung des christlichen Glaubens. Kosten verursacht das wenig; aber der Nutzen ist unglaublich. Die christlichen Distrikte sind viel gelehriger, viel gehorsamer den Gesetzen, als die mahomedanischen. In manchen Bezirken wohnen Christen und Mahomedaner durcheinander; aber Heirathen untereinander sind bei schwerster Strafe verboten. Da macht noch die Liebe viel Proselyten.

Um die Gewürznelken mit leichter Mühe zu erndten, haben die Holländer mehrere kleine Residenzen dem Hauptetablissement, das die Provinz Amboina und seine Dependenzen in sich begreift, untergeordnet. In der Halbinsel **Leytemore** sind sieben große Distrikte und vierundzwanzig kleine unter unmittelbarer Aufsicht des Gouverneurs. Die untergeordneten Residenten haben sechs oder zehn Distrikte, auch **Regenzen** und Negereien unter sich. Eben so ist die Halbinsel **Litor** mit den kleinen Inseln **Saparoua**, **Nösseland**, **Harokoe**, **Ceram** u. s. w. eingetheilt. In jeder Regenz führt der Befehlshabende den Titel **Regent**, **Rajah**, **Pattir**, oder **Orankaio**. Die Regenzen der drei Hauptrajahs sind in den Familien erblich, und noch Nachkömmlinge der ersten Eroberer, nämlich der Portugiesen. Alle übrige Regenten ernennt der Gouverneur; dabei nimmt er doch aber sehr auf die Verwandtschaften Rücksicht, wenn er nicht gegen alles Herkommen fehlen will. Darum führen alle Familien ihren Stammbaum; die Geschlechtsregister werden in der Gouvernementsschreiberei sorgfältig einregistrirt. Der Kandidat, wenn eine Regenz vakant wird, nimmt daraus seine vorzüglichsten Anspruchstitel her.

Ausser den Regenten haben die **Alten** eine gesetzliche Autorität. Aus ihnen werden die Aufseher bei der Arbeit und über die Gewürznelkenpflanzungen gewählt. Alle Beamten aber, vom ersten bis zum letzten, sind von der ostindischen Kompagnie abhängig, die nicht nur absolute Souveränin der Insel, sondern auch Eigenthümerin des Bodens ist. Mit Ausnahme einiger Felder, die von ihren Eigenthümern veräussert werden können, gehören alle Ländereien, wo Gewürznelken kultivirt werden dürfen, der Kompagnie. Dieselben sind nun, unter dem Namen Datylands, in kleinen Abtheilungen unter die Einwohner in der Form von Erblehen vertheilt. Man hält genaue Register über ihren Ertrag, zählt alle Jahre die Würznelkenbäume ab, und notirt ihre Qualität. Man ist bei Todesstrafe verpflichtet, alle Jahre die volle Erndte von diesen Bäumen in die Magazine der Kompagnie abzuliefern.

Der Würznelkenbaum wird vierzig bis fünfzig Schuh hoch; auf gutem Boden trägt er schon im sechszehnten Jahr. Seine Vollkraft hat er im zwanzigsten, und so dauert er bis ins vierzigste und fünfzigste Jahr. Jeder Baum liefert im Durchschnitt sechs Pfund Würznelken; mancher freilich, im schwarzen trockenen Boden tiefer Thäler, in geschützter Lage, bei nassen Jahrgängen und großer Hitze um die Erndtezeit, wirft auch wohl über dreißig Pfund ab.

Die Erndte fängt gewöhnlich zu Ende Oktobers an, und währt bis in den Februar. Eine zweite Erndte gibts zwar im April und Mai, aber von viel schlechterer Qualität. Die gesammelten Würznelken werden gewogen. Zwanzig vom Hundert des Gewichts beziehen der Gouverneur und die Beamten der Kompagnie; dann werden noch einige kleine Abzüge für die Regenten, die Rajahs, die Alten des Distrikts gemacht.

Im Durchschnitt belauft sich der jährliche Ertrag auf 600,000 Pfund Gewürznelken; zwanzig Prozent davon abgezogen, machen 120,000 Pfund, die an Geld 12,218 Rthlr. 8 Stüver betragen mögen.

Folgende genaue Tabelle vom Jahr 1774 gibt einen noch deutlichern Begriff von der Oekonomie und dem Gewinn der Holländer aus diesem Industriezweig.

| | Datylands | Halbgewachsene Bäume | Junge Bäume | Fruchttragende Bäume | Totalsumme der Bäume. |
|---|---|---|---|---|---|
| Amboina | 682 | 11,702 | 2,890 | 25,018 | 39,610 |
| Saparoua | 827 | 1,595 | 653 | 25,875 | 28,112 |
| Nösseland | 831 | 2,586 | 3,872 | 10,583 | 16,841 |
| Harokoe | 816 | 3,004 | 1,725 | 20,322 | 25,051 |
| Hila | 507 | 1,173 | 915 | 15,322 | 17,410 |
| Larike | 213 | 2,161 | 1,694 | 8,817 | 12,672 |
| | 3,421 | 22,020 | 11,749 | 105,927 | 139,696 |

Der Ertrag von allen diesen Bäumen war:

| | Bhaar *) | Pfund. | | Pfund. |
|---|---|---|---|---|
| Zu Amboina . . . | 103 | 22 | Total: | 56,672 |
| Saparoua und Nösseland | 923 | 450 | | 513,600 |
| Harokoe . . . | 179 | 144 | | 998,594 |
| Hila . . . | 10 | 325 | | 5,825 |
| Larike . . . | 27 | 506 | | 15,356 |
| | 1,254 | 347 | | 690,047 |

*) **Bhaar** ist ein Gewicht von ungefähr 550 Pfund.

Gewürznelken und nichts als Gewürznelken werden hier kultivirt. So fruchtbar auch der Boden sein mag, man zieht kein Vieh, bauet fast gar kein Getraide. Die Landeseingebornen leben bloß von Sagu, welchen die Insel im Ueberflusse trägt, und von Fischen; andere Lebensmittel bezieht man, besonders für die Europäer und die Christen, von Java her. Mit Handwerken und mechanischen Künsten gibt sich niemand gern ab; sogar die groben Stoffe, worin sich das Volk kleidet, läßt man aus Bengalen und Java kommen.

Indigopflanzen gehören zu den natürlichen Produkten Amboina's; aber die Holländer, theils um ihre westindischen Besitzungen zu begünstigen, theils aus Furcht, die Amboiner möchten zu reich werden, unterdrückten hier die Kultur des Indigo. Vielleicht hat man aus ähnlichen Gründen hier das wildwachsende Zuckerrohr und den herrlichen Kaffee vernachlässiget, der bei einiger Sorgfalt dem besten Moka-Kaffee gleichkommen würde. Auch aus dem Kakaobaum macht man nichts, und vom Brodfruchtbaum nähren sich die ärmsten Leute.

Sonst hatten es die Holländer scharf verboten, in Amboina Muskatbäume zu ziehen, so wie in Banda Gewürznelken. Vor ungefähr zwölf Jahren aber, da Banda nicht genug Muskatblüten liefern konnte, und der Absatz stieg, begünstigten sie den Anbau der Muskaten auch in Amboina, setzten Prämien aus, und die Einwohner von Leytemore wollten in der ersten Hitze gleich zehntausend Bäume kultiviren; aber es sind jetzt auf der ganzen Insel kaum erst fünftausend. Für Naturforscher und besonders Botaniker wäre in Amboina noch eine neue Welt von Pflanzen zu entdecken!

(Der Beschluß folgt.)

## Ein Blick auf die neueste historische Literatur der Deutschen.

(Beschluß.)

Wer nicht, wie Massenbach, als Augenzeuge von den wichtigsten Ereignissen der neuesten Zeit und ihren Quellen reden kann, mag sich nur noch durch fleißiges Sammeln und Sichten der vielen zerstreuten Nachrichten um die Geschichte unserer Tage Verdienst erwerben. An Schriftstellern, die nach diesem Kranze ringen, fehlt es nicht.

Die Hrn. Karl Venturini und G. G. Bredow liefern z. B. eine „Chronik des neunzehnten Jahrhunderts“ (Altona 1810) davon der vierte Band das Jahr 1807 begreift. Diese Chronik hat mit den gewöhnlichen darin Aehnlichkeit, daß die zum Jahr gehörigen Thatsachen ohne Auswahl und Prüfung, auf Treu und Glauben hin, eingesammelt werden. Daher finden sich, wie es unvermeidlich sein muß, wahre, halbwahre und falsche Nachrichten vertraulich beisammen. Abweichend von gewöhnlichen Chroniken ist sie darin, daß die Data in eine zusammenhängende Erzählung gebracht sind, die sich recht gut lesen läßt. Weil aber die Chronisten ihre Erzählung nur aus Zeitungs- und Journalberichten zusammensetzen; weder die Länder, Völker und Personen, von welchen sie reden, noch die Umstände genug kennen, unter welchen sich die Dinge ereigneten: so werden, weil sie sich als Erzähler zugleich vorgreifende Urtheile erlauben, ihre Meldungen und Urtheile um so unzuverlässiger. Dazu kommt noch endlich, daß sie, als patriotische Deutsche, der ersten Pflicht des Geschichtschreibers uneingedenk, mit sichtbarem Wohlgefallen dasjenige hervorheben, was den Ueberwindern Deutschlands etwa die Lorbeern mindern könnte und Frankreich in Schatten stellt. So wird die Kronik, trotz ihres bescheidenen Namens, polemisch. Aus allem erhellt, wie wenig reellen Zuwachs die Geschichte sich aus dieser Kompilation zu versprechen habe, und mit welcher Vorsicht die Kronik gelesen werden müsse, wenn man nicht zu einseitigen Ansichten verleitet werden will.

Zweckmäßiger würde die chronologische Aufstellung der Thatsachen sein mit Zitation der Quellen. Der Unterricht suchende Leser würde hier das Verdienst des sorgfältigen Sammlers ehren, ohne die vorschnellen, halbreifen oft falschen Urtheile über kaum geschehene Dinge mit in den Kauf nehmen zu müssen.

Darum hat auch Wedekinds „chronologisches Handbuch der neuern Geschichte von 1740 bis 1807“ (Lüneburg 1808) mit Recht allgemeinen Beifall gewonnen; und in gleicher Rücksicht verdient ihn des Hrn. Professor Schütz „Handbuch der Geschichte Napoleons des Ersten und seines Zeitalters (Leipzig 1810) welches ebenfalls bloß chronologische Darstellung der Thatsachen von 1769 bis März 1810 ist, aber auch ungleich vollständiger noch, als das Wedekindsche. Handbücher, wie diese, sind in der That dem, der den Gang der neuern Begebenheiten mit Aufmerksamkeit und im Zusammenhang verfolgen will, unentbehrliche Hilfsmittel. Die erste Hälfte des Schützischen Handbuchs zeichnet sich durch Vollständigkeit, Auswahl und Würde des Vortrages aus; die andere Hälfte, vom Hrn. Venturini bearbeitet, kann sich dieser Tugenden nicht immer rühmen. Zuweilen sind darin allzuunbedeutende Begebenheiten aufgenommen, z. B. unterm 29 Sept. 1808, „daß die drei höhern Schulen zu Halle zu einer Hauptschule vereinigt worden seien“; zuweilen werden sogar fade Scherze eingemengt, z. B. unterm 23 April 1809: „Treffen und Einnahme von Regensburg. Achttausend Mann österreichische Kavallerie sehen zusammengehauen noch über die Donau!!!“ zuweilen voreilige Bemerkungen, wie z. B. unterm 13 Jul. 1809 bei Gelegenheit von Napoleons Schreiben an die französischen Bischöfe, Dankgebete für den Sieg von Wagram zu veranstalten, der tadeln sollende Zusatz: „Religio, quantum potuit etc. etc.“ — Hr. Schütz verheißt noch als zweiten Theil dieses Handbuchs eine „kritische Uebersicht der Literatur zur Geschichte Napoleons und seines Zeitalters“, ein Unternehmen, dessen glücklicher Vollendung jeder Freund der Geschichte mit Vergnügen entgegensieht.

Nach den vortrefflichen Chronologien von Wedekind und Schütz ist das „chronologische Handbuch der neuesten Geschichte (von 1789 bis 1810)“ von Hrn. Karl Stein (Berlin 1810) kaum erwähnenswerth, da es in Hinsicht der Genauigkeit und Vollständigkeit den vorhergehenden weit nachsteht, und auf vierzehn Bogen umfassen soll, was das Handbuch von Schütz auf mehr denn vierzig Bogen begreift. Aber die Hälfte des Büchleins enthält noch die Chronologie der Weltgeschichte von Ninus, Semiramis und Abraham an.

Wünschenswerther würde die ausführliche Bearbeitung der gesammten Weltgeschichte in chronologischen Tafeln vom Hrn.

A. C. Wedekind nach demjenigen Plane sein, welchen er, als Probe, unter dem Titel „Abriß der alten Geschichte bis auf Karl den Großen“ (Lüneburg 1810) in wenigen Abdrücken bekannt werden ließ.

---

Eine „Geschichte Gustavs des Dritten, Königs der Schweden“ (Frankfurt und Leipzig, 1810) von einem schwedischen Offizier, und vom Verfasser des „Geist des neuen Kriegssystems“ herausgegeben und fortgesetzt, zieht für einige Augenblicke die Aufmerksamkeit an sich. Man findet aber weniger eine zusammenhängende Erzählung, die den Namen der Geschichte verdient, als vielmehr Fragmente und Bemerkungen zu Gustavs des Dritten Biographie. Wir erfahren weder, wer der Verfasser sei, und ob er Glaubwürdigkeit habe, noch aus welchen Quellen er seine Anekdoten schöpfte. Durch das Ganze des Buches athmet aber ein dem Könige feindseliger Geist, und leidenschaftlicher Ton eines Partheimanns. Es ist wohl wahr, daß auch der Haß oft Wahrheiten sagt; aber sie sind nicht minder verdächtig, als die, welche der Lobredner von Amts wegen ausspricht. Seinen Helden karakterisirt der schwedische Offizier unter anderm folgendermaßen:

„Gustav der Dritte hatte ein fast unwiderstehliches einschmeichelndes Wesen. Er war seinen Feinden ungemein überlegen; durch seine Gegenwart gewann er ihre Herzen und beschämte sie. Seine studirte Beredsamkeit auf dem Thron war wohlklingend, und seine Haltung alsdann Ehrfurcht einflößend. Er war oft großmüthig gegen seine Feinde, mehr aus List, als aus Neigung. Seine Eigenliebe wurde befriedigt, wenn sie gedemüthigt wurden und ihn um eine schimpfliche Verzeihung bitten mußten. Sein Herz war zärtlich für seine Freunde; aber in deren Wahl war er unglücklich. Er besaß eine ausserordentliche Gegenwart des Geistes, durch welche er über die Schwerfälligkeit seiner Landsleute manchen Sieg erhielt. Unermüdet sowohl am Körper, als am Geiste, ging er stets mit regellosen Planen schwanger; und unter welcher Regierungsform er auch gelebt hätte, so würde er doch stets an der Spitze einer Revolution gestanden haben. Seine eigenen Gesetze waren nie Gesetze für ihn. Da er in seinem Innersten Tugend und Rechtschaffenheit verachtete, so war es wohl eine natürliche Folge, daß er oftmals mit solchen kriechenden Nichtswürdigen umringt sein mußte, welche einer Zuflucht hinter der Aegide seines königlichen Despotismus bedurften. Sein Geschmack war auserlesen, sein Geistesblick scharf und sein Gedächtniß von großer Stärke.“

Mit nicht geringerer Leidenschaftlichkeit tadelt der Herausgeber die Umgebungen des letzten Königs Gustavs des Vierten; er nennt sie jakobinische Rathgeber, Verräther und Verbrecher. Am ausgelassensten aber wüthet er gegen den beständigen Sekretär der schwedischen Akademie, ehmaligen Lehrer Gustavs, Hrn. Nikolaus v. Rosenstein, den er den Pseudo-Oxenstiern Gustavs des Vierten nennt.

---

Bleibendern Werthes ist die „neueste Geschichte des Königreichs Sachsen, seit dem Prager Frieden bis auf unsere Zeiten“ (Leipzig 1810. 2 Bände), davon der dritte und letzte Theil Hoffnung gibt, der für uns lehrreichste zu werden, weil er sich ausschließlich mit den Schicksalen Sachsens seit dem Regierungsantritt des Königs Friedrich August, Großherzogs von Warschau, beschäftigen soll. Fleißig im Sammeln und Beurkunden der Thatsachen, ernst und schmucklos in ihrem Vortrage, bescheiden in seinen Urtheilen, erfüllt der Verfasser, Hr. Christian Ernst Weisse, Professor zu Leipzig, die meisten Forderungen derer, welche eine einfache und gründliche Staatsgeschichte Sachsens erwarteten.

Wir seufzen über das Elend, und mit Recht, welches im Gefolge der letzten Kriege durch Frankreichs Heere über Deutschland gekommen ist. Aber man wird versucht, unsern Zeiten und ihren Kriegern eine Lobrede zu halten, wenn man daneben die entsetzlichen Wirkungen ehmaliger Kriege und die gewaltthätigen Maasregeln ihrer Führer vergleicht. So ist das Gemälde empörend, welches Hr. Weisse vom Einfluß des dreißigjährigen Krieges auf Sachsens Zustand (1 Th. S. 64) entwirft, und eben so wenig tröstlich, was er von den Nachwehen des siebenjährigen Krieges (2 Th. S. 242) spricht.

Der Sieger Friedrich der Große erhob in Sachsen nach seiner eigenen Angabe vierzig bis fünfzig Millionen Thaler Kontributionen; zählt man dazu noch alle Requisitionen und Lieferungen, die der preussischen Armee gemacht werden mußten, so stieg die Summe auf siebenzig Millionen Thaler! Nicht genug damit; der Sieger ließ in Sachsen die junge Mannschaft ausheben und als Rekruten unter seinen Fahnen gegen das Interesse ihres eigenen Beherrschers kämpfen. Nach einer mäßigen Berechnung war Sachsen in seiner Bevölkerung um 90,000 Menschen zurückgekommen!

„Durch unerschütterliche und allen Glauben übersteigende Geldanforderungen“ (so klagten die versammelten Stände im Jahr 1763) „hat man den Unterthanen die doppelte und dreifache Einbringung des wahren Werths ihrer unbeweglichen Güter mit Wuth und Härte abgedrungen; mehr, als sie auf den Feldern und Wiesen zu erbauen vermocht, durch mannigfaltige, auch zu öftern möglichst erschwerte Lieferungen, und nach Gutbefinden vorgenommene Fouragierungen ohne Zurücklassung des zum Samen und Brödung unentbehrlichen Bedürfnisses entwendet; alle Vorräthe bei lästigen Einquartierungen und Durchzügen ausgeleeret, und ihre vorher nach Möglichkeit geschonten Waldungen niedergehauen. Ihr Viehstand ist theils durch häufige Vorspannungen und andere Folgen des Krieges, theils durch die ausgebrochene und noch jetzt in manchen Gegenden wüthende Viehseuche zerstört; ja, hin und wieder alles bewegliche Gut durch Plünderungen verzehret; und über das alles die beste junge Mannschaft durch Werbungen vertrieben und viele Hauswirthe durch Krankheit aufgerieben worden.“

Wahrlich, solche Erscheinungen in der neuern Geschichte, wo Deutsche gegen Deutsche stritten, machen toleranter gegen die Erscheinungen in der neuesten.



Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 66. — den 18 August 1810.

## Amboina, Banda und die Gewürzinseln.

### Blick auf Banda.

Der Banda-Inseln sind eigentlich zehn; sie heißen Banda-Neira, Gonong-Api, Banda-Lantoir, Pulo-Ay, Pulo-Rondo, Rosingen, Pulo-Pisang, Craka, Capella und Sonangy. Die vorzüglichste von allen ist Banda-Neira, und zugleich der Regierungssitz; alle ragen hoch über das Meer hervor. Die Muskatbäume werden aber nur auf den vier erstgenannten Inseln kultivirt. Gonong-Api hat einen Vulkan, der beständig dampft. Nach Rosingen deportirt man gewöhnlich Verbrecher von Amboina, die dort für die Regierung zu Arbeiten verdammt sind. Craka, Capella und Sonangy sind nichts als kahle unbewohnbare Felsen.

Auf diese Inseln konzentrirten die Holländer die Kultur der Muskaten; von hier aus wurden sonst alle Völker des Erdballs mit diesem Gewürz versorgt. Eifersüchtig verschanzten und befestigten sie die Eilande auf allen Punkten, um ihrer Schätze sicher zu bleiben. Es half ihnen doch nicht.

Das Fort Nassau ist die Hauptfeste der Banda-Inseln; sie liegt auf der Südküste Banda-Neira's; ein kleines viereckiges Fort, mit einem wasserreichen Graben umgeben, auf der Meerseite von einem Hornwerk vertheidigt; dabei sind die öffentlichen Magazine, Kornhäuser, Regierungsgebäude. Ueber dem Fort ragt auf einem Hügel das Schloß Belgica, ein antikes, fünfeckiges Gebäude; auf jeder Ecke von einem runden Thurm flankirt, umgürtet von einer Mauer mit kleinen Basteien, aber ohne Graben. Man sagt, es sei noch von den Portugiesen erbauet worden.

Nächst diesen ist die wichtigste Feste das Fort Hollandia in der Insel Banda-Lantoir; aber die Werke sind soviel wie nichts gegen die Landseite. Man sollte beim ersten Anblick meinen, hier müsse der Hauptwaffenplatz sein, weil die Insel selbst die größte und gewürzreichste ist. Aber ungesunde Luft und (wie man sagt) auch ungesundes Wasser sind ein böses Hinderniß. Die große Zahl in Trümmern fallender Häuser beweiset, wie vergeblich die Versuche gewesen sind, dies Eiland besser zu bevölkern. Vermuthlich sind die vulkanischen Dünste an allem Schuld, die zuweilen von Gonong-Api hieher fallen.

Ausser diesen Forts sind rings um alle diese Inseln zahlreiche Redouten und militärische Posten angelegt, theils um den Schleichhandel zu verhüten, theils um die Pflanzungen und Ortschaften gegen die Seeräubereien und Invasionen der Papua's zu beschützen. Diese Korsaren von Neuguinea schwärmen beständig in hiesigen Gewässern, und können sie eine Landung machen, so rauben sie, was sie finden, und schleppen selbst die Menschen mit fort.

Man lebt hier nur für die Muskaten. Die holländische Kompagnie nannte sich ausschließliche Eigenthümerin des Bodens; die Pflanzungen oder Parks, wie man sie nennt, sind an die Nachkommen der ersten hier ansäßigen Holländer vertheilt, und zu jedem Park gehört eine bestimmte Zahl Sklaven, von denen täglich zwei Drittel in die Pflanzung müssen, um die über Nacht abgefallenen oder am Zweig reif gewordenen Früchte zu sammeln.

Der Muskatbaum wird so groß wie ein gemeiner Birnbaum, und hat lorbeerähnliche Blätter. Schon im zehnten Jahr trägt er; aber von da an immer bessere und mehr Früchte, je älter er wird, bis er seine hundert Jahre erreicht hat. Die reifen Muskaten am Baum haben eine birnartige Form, Größe

und Form einer Aprikose, und eine Vertiefung rings herum, die, wenn die Frucht reif ist, aufspringt. Unter dieser Schale zeigt sich dann die dunkelrothe sogenannte Muskatblüthe, welche anschwillt und zum Theil die feine Hülle der Muskatnuß bedeckt, die schwarz ist.

Die abgenommenen Muskaten werden heimgebracht; man zieht die zweite Rinde oder die Muskatblüthe davon ab, trocknet sie in Körben an der Sonne, während die Nüsse in ihrer Haut auf Hürden ungefähr drei Monate lang bei einem langsamen Feuer und Rauch gedörrt werden. Sind sie trocken, bricht man ihre Hülse, und wirft dann die Nüsse sogleich in den Ebunam, das heißt, in Kalk. Dies ist durchaus nöthig, sonst werden sie bald von allerlei Würmern und Insekten zerstört. Haben sie ihre rechte Zeit im Ebunam ausgehalten (zu lange darin, verbrennen sie), so werden sie sauber gemacht und zur Versendung in Ballen von zweihundert Pfund gepackt. Man bezahlt bei jeder Ablieferung in die Magazine für das Pfund Blüthe sieben und einen halben Stüber, für die Nüsse drittehalb Stüber; macht aber zum Vortheil der Kompagnie und ihrer Beamten siebenzehn Prozent vom Gewicht Abzug; zehn Prozent für die Kompagnie, als Eigenthümerin des Bodens (diese Abgabe war erst kurz vor Ankunft der Britten eingeführt), und sieben Prozent laut alter Uebung zu Gunsten der Beamten.

Seit mehrern Jahren waren die Muskaterndten äusserst schlecht und vernachlässigt gewesen, bis der letzte holländische Gouverneur, Herr Boekholtz, ankam. Dieser machte gleich bessere Ordnung, und der Ertrag wurde sogleich bedeutend. Die Erndte des halben Jahrs, welche die Engländer in den Magazinen fanden, da sie im J. 1796 Besitz von der Insel nahmen, stieg auf 81,618 Pfund Nüsse und 23,885 Pf. Blüthe. Dies war das Produkt vom ersten halben Jahr der Boekholtzischen Amtsführung. Die Erndte der andern Jahrshälfte war eben so stark. Vor dem fürchterlichen Orkan, der im J. 1778 die Plantagen von Banda ganz zerstörte, betrug das jährliche Produkt von Muskatblüthen und Nüssen 600,000 Pfund!

In den vier Inseln, die Muskaten tragen, sind sieben und fünfzig Parks und 1708 Sklaven; um die Kultur zur vollen Höhe zu bringen, müßten noch 800 Sklaven mehr sein. Die Menge der Sklaven ist eben nothwendig, weil die Inseln zu schlecht bevölkert sind. Auf allen Banda-Inseln waren bei der letzten Zählung nicht mehr als 5,763 Einwohner, und von diesen nur 119 Europäer!

Lebensmittel, Eisen- und Quincailleriewaaren u. s. w. werden von Batavia hieher zu Markt gebracht — denn hier baut und treibt man nichts, als Muskatbaumzucht. Einzelne Bürger und chinesische Krämer kaufen dann davon soviel ein, daß sie damit noch nach den Aarou-Inseln, nach Neuguinea und Ceram, und besonders nach den Südwestinseln handeln können, die mit Banda starken Verkehr haben. Von Ceram bringen sie dann Sagou als Brod und Mehl und manchmal eingesalzenes Damhirschfleisch, von Aaron Perlen, Federn und Schildkrötenschalen mit. Auch liefern diese Inseln Sklaven.

---

Blick auf die Südwestinseln.

Die im Südwest von Banda gelegenen Inseln sind sehr niedrig, von Felsen und Klippen umringt, und wie Neuguinea von wilden, treulosen Menschen bewohnt. Trotz dem handelt man stark mit ihnen. Es sind dieser Inseln sieben; die vorzüglichste heißt Kissier, wo der Gouverneur von allen wohnt, der eine bewaffnete Macht von fünfzig Mann kommandirt. Seine Inseln, wie die von Aarou, sind abhängig von Banda.

Die Einwohner von Kissier und den dazu gehörigen Eilanden scheinen eine Mittelrace zwischen den afrikanischen Kaffern und den Papua's oder Urbewohnern von Neuguinea zu sein; ihre Haare sind weder so kurz und wollig, wie die der Kaffern, noch so lang und buschig, als die der Papua's. In den Gesichtszügen haben sie Verwandtschaft mit beiden Völkerstämmen. Die Population der Eingebornen in den Südwestinseln (aber Aarou nicht mitgerechnet) beträgt 36,266 Personen; von diesen sind 2,322 zum christlichen Glauben dekehrt; aber das Christenthum hat hier keinen sonderlichen Einfluß auf die Sitten.

Ueberhaupt begreife ich nicht, warum die Holländer da Gouverneur und Garnison hinschickten. Sie verschleuderten Ausgaben und Waffenstärke durchaus umsonst. Denn alles, was man von diesen Inseln zieht, ist etwas Sandelholz, gefalzenes Hirschfleisch und dann und wann ein Sklav. Vermuthlich wollte man nur andere europäische Mächte verhindern, sich gar zu nah bei den Gewürznelken- und Muskaten-Inseln einzunisten.

---

Beschluß.

Amboina ist für Großbrittanien einer der allerwichtigsten Punkte des asiatischen Südmeers geworden. Hier wird und muß auch der Muskatbaum kultivirt und dagegen der Banda-Archipel endlich verlassen werden, wo das ungesunde Klima soviel Menschenopfer heischt. Und warum denn seine Kräfte so zwecklos zerstreun auf vielen Punkten? Amboina ist von der Natur bestimmt, die Hauptstadt der gesammten dortigen Inselgruppen zu werden; Celebes, Ternate und Tidor werden gern, des drückenden, geizenden, engherzigen Systems der Holländer müde, diese verjagen helfen, und ihren Goldstaub für englische und ostindische Waaren vertauschen. Amboina, als Beherrscherin der gesammten molukkischen Eilande, muß stärker befestigt und gegen die Seeräubereien der Malaien und Papua's mit einer Flottille von etwa einer Fregatte und fünf Goeletten versehen sein, die zugleich der Contrebande Schranken setzen würden. Die Holländer hielten dazu immer mehrere Schaluppen, jede zu sechszehn Kanonen; aber sie waren zu schwerfällig gebaut; sie waren nicht im Stande, die leichten malaiischen Segel zu verfolgen.

Und wenn auch, hochgerechnet, eine Summe von 100,000 P. Sterling zur Unterhaltung des Zivils, Militärs und der Marine jährlich vonnöthen wäre: würden sich dennoch die Kosten durch den ungeheuern Gewinn reich belohnen.

Rechnen wir, daß für die Gewürze an die Eingebornen jährlich bezahlt werden:

| | |
|---|---|
| Für 600,000 Pf. Würznelken, zu 6 Den. das Pfund | 15,000 Pf. St. |
| 200,000 Pf. Muskatnüsse, zu 7 1/2 Den. das Pf. | 6,250 — |
| 50,000 Pf. Muskatblüthen, zu 15 Den. das Pf. | 3,125 — |
| Summe der Auslage | 24,375 Pf. St. |
| Dies verkauft, nach Abzug aller Unkosten | |
| 600,000 Pf. Gewürznelken, zu 8 Shill. das Pfund | 240,000 Pf. St. |
| 250,000 Pf. Muskatnüsse und Blüten, zu 20 Shill. | 250,000 — |
| | 490,000 — |
| Abgezogen davon die Auslagen für den Einkauf, und für die Unterhaltung der Beamten, Garnisonen, Marine mit . . . | 125,000 — |
| Bleibt dem Staate entschiedener Gewinn von | 365,000 Pf. St. |

Ich habe hier alle Auslagen des Staats aufs höchste, und dagegen den Preis der verkauften Gewürze im niedrigsten angeschlagen. Rechnet man dazu noch den Absatz, welcher den Manufaktur-Artikeln Englands und der indischen Kolonien in diesen Gegenden aufgeschlossen wird; ferner, daß nichts leichter ist, als die Kultur der Gewürznelken binnen drei Jahren, wenn Nachfrage genug wäre, aufs Dreifache vermehrt werden könnte: so bin ich berechtigt, zu behaupten, daß diese Inseln jährlich für Großbrittanien eine reine Einnahme von einer halben Million Pfund Sterling abwerfen können.

## Stoff zu Parallelen.

### Der Plato am alten französischen Hofe.

So nannte man den vortreflichen Charles de St. Maure, Herzog von Montausier. Es gibt wenig Menschen, wie er war, so edel, aus Grundsätzen brav, groß durch ein reines Herz, mit „Wahrheit gegen Freund und Feind" und dem „Männerstolz vor Königsthronen".

Es thut wahrhaftig Noth, in unserm Zeitalter daran zu mahnen, daß auch einmal solche Männer gelebt haben. Unsere besten Philosophen sind es nur auf — dem Papier; die Tugend lieben wir am meisten — auf dem Theater. Es kommt mir beinahe vor, als wenn unsere großen Männer alle zu reinem Verstande geworden; man hört vom Herzen fast nichts mehr, als feindlichen Batterien gegenüber.

„Hören Sie," sagte Ludwig der Vierzehnte eines Tages zu Montausier, „ein Kerl, den ich vor geraumer Zeit begnadigte, weil er einen Meuchelmord begangen, hat jetzt neunzehn Menschen umgebracht. Ich lasse ihn hinrichten."

„Neunzehn?" erwiederte Montausier. „Nicht doch, Sire; er hat eigentlich nur einen einzigen ums Leben gebracht, und Ihre Majestät die neunzehn andern."

Wer muß nicht den Muth des edeln Mannes bewundern, der so etwas einem Könige sagen konnte? Wer aber bewundert nicht noch mehr den sonst so eiteln Ludwig den Vierzehnten, der solche Wahrheit ohne Stirnrunzeln hörte und den Sprecher liebbehielt.

Montausier präsidirte der Erziehung des Dauphin, als dessen Gouverneur. Bekannt ist folgende Anekdote: der Dauphin glaubte einst, der Herzog habe ihm im Unwillen einen Stoß gegeben.

„Was, Herr, Sie schlagen?" rief der Dauphin, und wandte sich zu einem Bedienten: „Bringt mir Pistolen her, den Augenblick." — Der Diener zauderte. „Bringet dem Prinzen die Pistolen!" sagte der Herzog mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit. Sie kamen. Er gab sie dem Dauphin. „Jetzt, gnädigster Herr, was wollen Sie damit machen?" sagte er gelassen zum Prinzen. Dieser fühlte seine Uebereilung, und warf sich ihm zu Füßen. — Montausier küßte ihn. „Sehen Sie, dahin führt Leidenschaft!" sagte er.

Minder bekannt aber ist folgender Zug. Er führte einst seinen königlichen Zögling in ein armseliges Bauernhaus. „Sehen Sie, mein Prinz," sagte er zu ihm, „unter diesem Strohdach, in dieser hinfälligen Hütte leben der Vater, die Mutter und die Kinder, die unaufhörlich arbeiten, um das Gold zu bezahlen, wovon Ihre Paläste schimmern, und die fast Hungers sterben, um die Kosten Ihrer Tafel zu bestreiten."

Als der Herzog sein Erzieheramt niederlegte, sprach er zum Dauphin: „Gnädigster Herr, sind Sie ein edler Mensch, so werden Sie mich lieben; sind Sie es nicht, werden Sie mich hassen. In beiden Fällen finde ich meinen Trost."

Als der Dauphin Philippsburg erobert hatte, schrieb ihm der Herzog folgende Zeilen, eines alten Römers würdig: „Gnädigster Herr, ich sage Ihnen über die Einnahme von Philippsburg nichts Verbindliches. Sie hatten eine gute Armee, eine vortreffliche Artillerie und — Vauban dazu. Noch weniger mag ich Ihnen über die dabei gegebenen Proben Ihres Muthes, Ihrer Unerschrockenheit sagen: diese Tugenden sind Erbstücke Ihres Hauses. Aber ich freue mich, Sie so liberal, edelmüthig und menschlich zu wissen, — freue mich, daß Sie fremdes Verdienst geltender machen, als das Ihrige. Darüber muß ich Ihnen mein Kompliment sagen."

Der gute Montausier! Er ist jetzt seit hundert und zwanzig Jahren todt; aber das Andenken seiner Redlichkeit wird noch hundert und zwanzig andere Jahre leben.

### *Memento mori.*

Sala-heddin, Sultan von Aegypten und Syrien, der Wiedereroberer des von den Kreuzfahrern genommenen Jerusalems, war der größte Fürst des Orients im zwölften Jahrhundert, und ist noch jetzt der Gegenstand unserer Bewunderung. Tapfer, glücklich, unwiderstehlich an der Spitze seiner Heere, dennoch bescheiden, mäßig, gerecht, human. Hundert schöne Züge sind von dem Edelmuth seines Herzens aufbewahrt. Und bis zum letzten Athemzug blieb sich der große Mann gleich; keiner, wie dieser philosophische Fürst, hat von der menschlichen Größe und dem Werthe der Dinge so gesunde Begriffe gehabt unter allen Beherrschern der Moslemim.

Als er, des Todes gewärtig, auf seinem Sterbebette dalag, befahl er, vor den Pforten seines Palastes die Fahnen hinweg zu nehmen. Statt dessen gebot er, ein Mann solle dahin treten mit dem einfachen Leichentuche, in welches er bald gewickelt werden würde, und es dem Volke zeigen und von Zeit zu Zeit rufen: Seht! seht! mehr nimmt Sala-heddin, der Ueberwinder des Orients, von allen Eroberungen nicht mit!

### Eine Stelle aus Julius Cäsars Reden.

Julius Cäsar, so erzählt uns Dio Cassius, da er nach Besiegung aller Nebenbuhler vor Roms Senat erschien, sprach unter anderm also:

„Wer hat zum Wohlthun mehr und größere Pflichten, als der am meisten vermag? Wem wird ein Fehler weniger verziehen, als dem Gewaltigern? Wem soll weiser Gebrauch der Glücksgaben heiliger seyn, als dem die meisten zufielen? Wem ist Klugheit unentbehrlicher in Anwendung vorhandener Vortheile, als dem, der ihrer am meisten hat, am meisten bei ihrem Verlust einbüßt?"

„Es ist kein Glück von Dauer, als das sich auf gesunde Denkungsart stützt; keine Macht von bleibender Größe, als die in den Grenzen der Mäßigung verharrt! — Glück und Macht, so gebraucht, gewinnen uns im Leben ungeheuchelte Liebe, im Tode ungeheucheltes Lob, und dies ist von allem das Wichtigste, was dem entgeht, der sich ohne innern Werth erhebt. Wer aber brutal seine Macht allein geltend machen will, der muß Verzicht

thun auf herzliche Zuneigung und auf seines Werkes Sicherheit. Oeffentlich werden ihm Schmeicheleien von der Falschheit gebracht, Verachtung und Abscheu insgeheim. Selbstherrischer Willkühr vertraut keiner; den launischen Gebieter fürchten alle, die ihm zunächst stehen, am meisten."

„Dies alles soll nicht leeres Wortgepränge sein. Ich fühle es, ich weiß es, noch rühmlicher ists, so zu denken, als zu reden."

---

### Don Pedro, König von Portugall.

Don Pedro, der im J. 1357 den portugiesischen Thron bestieg, der Grausame benannt, weil er mit Strenge und ohne Ansehen der Person Gerechtigkeit übte, hat die Achtung aller guten Geschichtschreiber. Man sagte von ihm: „Er hätte nie regieren sollen, oder ewig!" — Ein Wort, das sich leider auch von manchem andern, als ihm, sagen liesse.

Folgender Zug bezeichnet die eigenthümliche Denkart dieses Fürsten sehr auffallend.

Ein Domherr von hohem Adel ermordete seinen Schuster. Was liegt auch an einem rechtschaffenen Handwerker, der dabei Hausvater und Ernährer einer wackern Familie ist! So dachte das hohe Tribunal, und schloß den Domherrn zur Strafe seines Verbrechens nur auf ein Jahr lang vom Chor aus. Vermuthlich bedauerte der portugiesische Adel noch recht höflich den Bestraften.

Aber dem Sohn des Ermordeten leuchtete der Richter Grundsatz nicht ein. Er ermordete rächend den Mörder seines unglücklichen Vaters. Da verurtheilte der König Pedro den Verbrecher, — ein Jahr lang keine Schuhe zu machen.

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Einige unserer Schriftsteller möchten es jetzt zum Modeton machen, Deutschheit und nichts als Deutschheit in allem zu zeigen. Ihre Stimme, so hoffen sie, werde den betäubten Nationalstolz wieder erwecken. Was die Feldherren an den Spitzen der Heere, Minister aus Leidenschaft in den Kabinetten versündigten, möchten sie nun wieder mit ihren Schriften ausbessern. Ach, an Worten hat es uns nie gefehlt, nur an Thatkraft! Unsere Patrioten bedenken nicht, daß die deutschen Völkerschaften, wie seit Jahrtausenden, noch jetzt kein allgemeineres Bindemittel haben, als ihre Sprache allein; daß preussischer Nationalstolz ein ganz anderer sei, als österreichischer; österreichischer ein anderer, als bairischer u. s. f.; daß wir die Sitten des Auslandes früher aufnahmen, als die Herrschaft desselben; daß nicht die Völker, sondern ihre Führer fehlten; daß, wo überhaupt das Volk, als Unterthan, willenlos ist und sein soll, kein Demosthenes, kein Cicero mit Reden etwas vermögen.

Inzwischen gehört diese Tendenz der Schriftsteller mit zu den vorübergehenden karakterisirenden Bezeichnungen der Zeit, daher sie historisch beachtet zu werden verdient. Seit Fichte in seinen gedankenvollen Reden, Johannes Müller der Geschichtschreiber und andere vorzügliche Männer einen Wink dahin gaben, erwachte der Enthusiasmus anderer in Journalen (z. B. die Erhebungen) und in Flugschriften. Der patriotische Eifer entartete zuletzt ins Possierliche, indem seinem Wunderglauben zuletzt nichts unmöglich, und nichts leichter schien, als Deutschland mit einem Federzug sittlich, politisch, militärisch und wissenschaftlich umzuschmelzen.

In diesem Sinn ist z. B. das Buch „Deutsches Volksthum" von Fr. L. Jahn gefaßt, welches neben manchem Spielenden manches Vortreffliche enthält, und vorzüglich in Rücksicht dessen, was auf Veredelung und Reinigung der deutschen Sprache gesagt worden, alle Beherzigung verdient. Ungleich exzentrischer aber noch ist eine andere kleinere Schrift „Thuiskon. Ueber Deutschlands Einheit."

Hr. Zeune, Vorsteher der Berlinischen Blindenanstalt, Verfasser dieser Schrift, widmet sie Deutschlands Fürsten und Volk. Mit vieler Mäßigung begnügt sich sein Patriotismus mit Deutschlands gegenwärtigen Grenzen; er, Eiferer für die Reinheit deutscher Sprache, theilt nun das gemeinsame Vaterland in neue Gebiete und Gauen; schlägt zur Gründung politischer Einheit eine allgemeine Hauptstadt mit einem ewigen Reichstage vor; die Entlassung stehender Heere (nur die Geschützmänner, Artillerie, will er beibehalten); dagegen allgemeine Organisation einer Landwehr, für die er (das Allerwichtigste) vorläufig schon die Uniform angibt; ferner statt des „Napoleonbuches" ein deutsches Gesetzbuch, Deutschenspiegel; Einheit in Münze, Maas und Gewicht, sogar in der Religion u. s. w. — — „Dies ists, was auszusprechen mich der Geist trieb" setzt der Traumbildner am Ende hinzu; leider aber hatte der Geist weder Menschen- und Welt- noch Vaterlandskenntniß.

Die „Wünsche eines (andern) Deutschen nach dem Friedensschlusse von Schönbrunn" sind nicht halb so revolutionär, sondern fromm und unschuldig, wie alle Neujahrwünsche, in denen man jedem Stand seine mangelnden Tugenden anpreiset. Mögen die Seufzer des braven Mannes erhört werden!

* * *

---

## Aus der Schweiz.

— * Der Streit für und wider die landwirthschaftlichen Anstalten zu Hofwyl ist noch nicht abgeschlossen. Mächtige Stimmen haben sich dafür, mächtige dagegen erhoben (zu den leztern muß man aber nicht die Stimme des Verfassers der „einsamen Wanderungen durch die Schweiz" zählen, der, wo er nicht Unanständigkeiten sagt, Unrichtigkeiten *en gros et en détail* ausspendet). Um so interessanter ist der so eben bei Brentano in Bregenz erschienene „Bericht an die hochlöbl. Regierung des Kantons St. Gallen über die landwirthschaftliche Anstalt, und besonders über die Art und Weise der Feldbestellung des Hrn. E. Fellenberg zu Hofwyl" von den beiden St. Gallischen Abgeordneten Künzle und Vetsch. — Von allen über die Fellenbergische Landwirthschaft erschienenen Berichten ist dieser offenbar einer der gründlichsten, sachreichsten. Landwirthe treten hier in das Detail der Sache ein. Die Verfasser urtheilen eigentlich weniger selbst, als sie vielmehr durch genaue Darstellung jeden in Stand setzen, unbefangen zu urtheilen.

* * *



Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 67. — den 22 August 1810.

## Reise eines französischen Offiziers von Konstantinopel bis zur persischen Grenze. *)

Abreise. — Todtenfeld von Scutari. — Der Stein der Armen.

— — Den 10 Mai 1807 reiste ich von Konstantinopel ab ins Perserland.

Aber erwarten Sie nur keine Ausführlichkeiten von meinem Bericht. Wenn man vierhundert Stunden Weges in zwanzig Tagen zurücklegen will, immer dabei mit den trägen Türken zu schaffen hat, daß man von der Stelle kommt — da vergeht einem das feine Beobachten. Zudem hätten mich die Leute, an denen ich immer und immer zu spornen hatte, um vorwärts zu kommen, unfehlbar für wahnsinnig halten müssen, wenn ich Eilfertiger bald hie bald da vom Pferd gesprungen wäre, ich, der, um eilig zu reisen, kaum Zeit zum Essen und Trinken nahm, und hätte mich hingestellt, ein altes Säulenstück zu begaffen oder eine Inschrift, oder einen Stein vom Felsen loszuschlagen.

Mein Gefolge bestand aus einem griechischen Bedienten, der mein Dolmetscher sein sollte, fünf bis sechs Sprachen radebrechte und keine recht verstand; dann aus einem Tatar der hohen Pforte, Namens Ali Aga, und einem hochmüthigen Muselmann, vorgeblich Ali's Bruder, der mich ersucht hatte, ihn nur bis Erzerum mitzunehmen; er wollte mir gar keine Kosten verursachen und dennoch sehr nützlich sein können. Endlich hatte ich auch noch einen Perser bei mir, den ich bis Teheran mitzunehmen eingewilliget hatte, wohin er als Kurier des persischen Gesandten ging, der ihn von Warschau aus expedirt hatte. Der Kerl war denn auch kein leichtes Päckchen für mich; er klagte unaufhörlich, ich reise ihm allzugeschwind, er konne nie zu Athem kommen.

Ausgerüstet mit einem Firman des Großherrn, um überall gleich Pferde zu bekommen und auf dem ganzen Wege kostfrei zu sein, ging ich über den Bosphorus nach Scutari (dem alten Chrisopolis), einer großen asiatischen Stadt, Konstantinopel gegenüber. Ich nahm hier also Postpferde, mußte aber troh des großherrlichen Firmans schön zahlen. Das versprach mir für die Zukunft nicht viel. Und wirklich machte man sich aus dem Firman überall nichts; die Postmeister verlangten überall ihr Geld; nur im Gebiete des Tschiapar Oglu, Fürsten von Jenzgatt und Angora, hatte man vor dem Befehl des Souveräns Achtung. Wir kamen über die „Todtenfelder" von Scutari. Diese Begräbnißplätze sind sehr schön. Sie bilden jetzt einen ganzen Hain von Zipressen, in deren Schatten die Gräber der Muselmänner, mehr oder weniger dekorirt, malerisch ruhn. Sogar die wohlhabenden Einwohner Konstantinopels lassen sich hier beerdigen, weil sie nun einmal glauben, asiatischer Boden sei heiliger als europäischer. Denn, denken sie, auf asiatischem wandelte einst der Fuß des Propheten, erheben sich Mekka und Medina, die heiligen Städte, und früher oder später werden doch die Türken wieder aus Europa vertrieben.

Wenn der Wanderer durch diesen Hain des Todes zieht, hat er wirklich den besten Anlaß, sich auf die Gefahren der Reise vorzubereiten, und über die Kürze dieses Lebens und die Erwartungen eines künftigen recht heilsame Betrachtungen anzustellen.

Beim Austritt von Scutari findet man den „Stein der

*) Es ist dies die Fortsetzung der Reise von dem nämlichen Verfasser gemacht und beschrieben, den wir aus Nr 53—55 der Miszellen f. d. n. Weltkunde dieses Jahres kennen lernten. A. d. H.

Armen", einen ausgehöhlten Stein, worin man einige Stücke Geldes zu werfen pflegt. Acht bis zehn Bettler theilten sich ganz friedlich in mein Almosen. Der Greis und der Blinde erhielten so viel, als der rüstigste von ihnen. Es geht in dieser Bettler-Gesellschaft wahrhaftig ehrlicher zu, als in mancher Societät sogenannter ehrlicher Leute.

Längs dem Golf von Nikomedien kam ich Abends nach Dschibizié (der Alten Lybissa). Ach wie leid that mirs, daß ich hier, wo Hannibal seine glänzende Bahn so traurig, doch als freier Mann, schloß, das Grab des Herrlichen nicht suchen konnte. Hingeflüchtet in des bithinischen Königs Prusias Schutz, aber verrathen von diesem königlichen Wicht, und in Gefahr, den damals allmächtigen Römern ausgeliefert zu werden, vergiftete sich hier der große Punier. Dschiebizié ist ein artiges Städtchen, eine Stunde vom Meer. Es ist da eine zierliche steinerne Moschee, die Tschoban Mustafa Pascha, Gouverneur dieser Stadt, erbauen ließ. Er war einst Kühhirt. Er gründete die Moschee als Denkmal seiner Herkunft und Dankbarkeit.

Die Türkei ist das Land, wo man die Leute am schnellsten Glück machen sieht. Da gibts keinen Adel. Die Würde eines Muselmanns ist groß genug, um all die kleinen Distinktionen zu verlöschen, welche sonst von der gesellschaftlichen Ordnung und durch bürgerliche Gesetze wie Nothwendigkeiten eingeführt sind. Auch sieht man oft im gleichen Kreise einen Vorgesetzten und seinen Untergebenen, den Reichen und Armen beisammen, ohne daß einer gegen den andern Stolz oder Kriecherei äussert. Nur Knechtsdienste können, und auch nur für die Zeit ihrer Dauer, diese Gleichheit aufheben; denn es ist gar so selten nicht, daß man den niedrigsten Kerl zu den höchsten Staatswürden aufsteigen sieht. Und wahrlich, der allergemeinste Osmanli hält sich noch immer für etwas Besseres, als alle übrige Potentaten auf Erden.

---

Nikomedien. — Der Dewrend im Sabandjé-Wald. — Kirschen in Kleinasien. Merkwürdige alte Brücke.

Früh des andern Morgens war ich schon in Ismid (dem berühmten Nikomedien der Vorzeit). Die Stadt ist ringsum von Garten, Baumgarten und köstlichen Anpflanzungen — viel Artischoken sah ich — umgrünt. Sie hat gegen sechstausend Häuser, und ist amphitheatralisch im Busen ihres Golfs erbauet. Noch erkennt man da sehr gut Ruinen von einem Palast der Genuesen. Antike Trümmer sieht man in allen Gebäuden. Ich hielt mich aber nur auf, bis ich Pferde hatte.

In der Richtung von Südost reisend, streifte ich anfangs durch Wiesen, von Haidekraut durchzogen, dann durch die schönsten Fluren, mit Gruppen von Buschwerk verziert. Die Berge, welche dies Thal umkränzen, sind bewaldet. In üppiger Vegetation steigen Hagebuchen, Roßkastanienbäume, Platanen und Eichen vom Thal aufwärts; den Gipfel der schroffen Berge bekleiden Nadelhölzer, deren dunkele Farbentöne und scharfe Umrisse angenehm vom Azur eines schönen Himmels abstechen.

Wir machten bei einem Dewrend Halt, das heißt, bei einer Art Wachthaus zur Sicherheit der Landstraßen, wo man auch Kaffee verkauft. Ein vor diesen Baraken ausgespreizter Teppich mahnt den Wanderer, hier etwas Geld zu lassen.

Reisende, die ihr mir einst folget, ich empfehle euch den Dewrend der Sabandie-Wälder. Er ist am Ufer eines Bachs gelegen, welcher, reizende Wasserfälle bildend, unter majestätischen Bäumen durch liebliche Fluren dahinrinnt. Da werdet ihr euch, gleich mir, süßen Träumen der Erinnerung an alles, was uns daheim lieb ist, überlassen. Nicht ohne Wehmuth werdet ihr euch von der schönen romantischen Stelle wieder losreissen.

Das dortige Dorf Sabandie, auf der Stätte des alten Sophon erbaut, erreichte ich Abends den 11 Mai. Der Ort scheint wohlhabend. Die Fische des Sees, die Rebberge und Baumgarten rings umher scheinen den Einwohnern Ueberfluß zu gewähren. Auf den Straßen sah ich viel Kirschen ausgestellt, von weißer und blaßrother Farbe; sie sind süß aber nicht kräftig. Und so fand ich in Kleinasien alle Kirschen. Durch die Kultur sind in Europa diese Früchte sehr veredelt.

Den folgenden Morgen, indem ich durch ein Gehölz zum Seeufer niederstieg, verfolgte ich einen schmalen Weg auf dem südlichen Rande des schönen Wasserbeckens. Zur Seite hatte ich schroffe Felsen mit Gebüschen; gegenüber ein Amphitheater von Feldern und Wiesen, mit kleinen Geholzen vermischt, die ihr Bild in des Sees hellen Wasserspiegel warfen. Glückliche Bewohner der Seegestade des Leman, ach, wieviel Reiz hatte dieser Weg für mich durch mancherlei Erinnerungen! Der kleine See ist von Westen bis Osten drittehalb Stunde lang, von Mittag nach Mitternacht drei Viertelstunden breit; ohne Abfluß, wiewohl das Land nicht sehr hoch ist, das ihn vom nikomedischen Golf scheidet, und voll süßen Wassers.

Als wir eine halbe Stunde vom See waren, machten wir Halt, um die Pferde auszuruhen zu lassen. Dreihundert Toisen seitwärts vom Wege entdeckte ich eine prächtige Brücke. Ich lief dahin. Es war ein herrliches Monument. Es bestand aus eilf Bogen, von ungeheuern, überall glatt behauenen Steinen aufgeführt. Ich erstaunte über die geringe Festigkeit des Mörtels, was mich zur Vermuthung bringt, die Brücke sei keine Schöpfung der Griechen oder Römer, sondern aus der Genuesen Zeit. Der Fuß der Brücke ist aufwärts durch Vorsprünge oder eine Art Eisbrecher verstärkt, abwärts durch Halbcylinder. Am linken Felsenufer fand ich eine gewölbte Pforte ohne Ausgang, die mit einer Pforte am andern Bruckenende korrespondirt, durch welche der Weg ging; beide von geschmackvoller dorischen Ordnung. Weder an ihnen noch an der Brücke ließ sich eine Inschrift bemerken. Noch sonderbarer ists, daß diese vier Toisen breite schöne Brücke in einer Gegend ist, wo sich kein Fluß mehr befindet, und sich auch nicht begreifen läßt, woher einer dahin gekommen sein sollte. Nur links und rechts des ersten Bogens sah ich ein Paar kleine Pfützen; sonst nirgends Wasser. Die Leute in der Gegend sagten, es sei hier vorzeiten ein mächtiger Strom geflossen; Räuber hätten auf der Brücke die Wanderer zur Zahlung gezwungen, und den in den Fluß gestürzt, der nichts zu zahlen gehabt. Ein frommer Derwisch, da er ebenfalls von der Brücke hinabsteigen mußte, habe den Propheten angerufen, und plötzlich sei der Strom — verschwunden.

---

Kessel der Janitscharen-Kompagnien. — Mäßigkeit der türkischen Truppen.

Eine Stunde von da kamen wir über die Zacharia, einen beträchtlichen Fluß, der sich ins schwarze Meer gießt. Ein mit Holzstämmen belegter, anderthalb Stunden langer Sumpfweg brachte uns nach Hendek, einem Dorfe, worin ein Aian befiehlt, der auf der Straße nach Dütschek ein Lustschloß besitzt.

Die Leute hier liefern das Schiffsbauholz für die Marine von Konstantinopel; dafür zahlen sie keine andere Abgabe an die Regierung, aus deren Befehlen sie auch vermuthlich sonst nicht viel machen. Meine Epauletten, meine Uniform, meine vergoldeten Knöpfe besonders stachen dem Herrn Postmeister sehr in die Augen. In der guten Meinung, ich habe Schätze bei mir, schickte er in den Wald, durch den ich mußte, um mich auszuplündern. Aber ein wackerer Muselmann aus Konstantinopel, mit dem ich von Nikomedien her gereiset war, erfuhr den Anschlag, und setzte dem alten Sünder so lange mit Bitten und Drohungen zu, ihn bei der hohen Pforte zu verklagen, daß er seine Leute wieder zurückrief. Ich erfuhr die saubere Geschichte erst ein Paar Tage nachher von meinem Bedienten, der den Befehl zum Rückruf gehört und das übrige von den Leuten meines Retters vernommen hatte. Der Kerl erzählte mir das so gleichgültig, als ging es mich kaum an. Die armen Teufel von Griechen sind an den türkischen Despotismus gegen die Rajahs schon so gewöhnt, daß sie aus einer kleinen Plünderung eines Christenhundes nicht viel Aufhebens mehr machen.

Den andern Tag, da ich durch ein waldiges Gelände zog, um nach Dütschel zu kommen, begegneten uns, wie in vorigen Tagen, noch immer asiatische Truppen, die zur Armee des Großveziers nach Europa marschirten. Meinem Tatar war es dabei immer am übelsten zu Muthe. Aber wir ritten so schnell, daß wir neben den Haufen vorbei waren, ehe sie sich von ihrem Erstaunen erholen und einen bösen Anschlag gegen uns fassen konnten. Diesen Tag sah ich auch zum erstenmal den Feldkessel einer Orta, oder Janitscharenkompagnie, auf einem Karren von zwei Pferden gezogen, von Musik und den Hauptleuten der Kompagnie begleitet. Solch ein Kessel ist für diese Truppen, was für die unsrigen der Adler oder die Fahne. Soldaten, die ihren Kochkessel so verehren, sollte man glauben, seien gaumselige Helden. Aber man schließt falsch. Reis, trocken gekocht, in diesen Kesseln zubereitet, ist die Nahrung des Reichen, wie des Armen, und jeder genießt wenig. Etwas Tabak, etwas Kaffee dazu; mehr Proviant ist nicht nöthig.

Ich erinnere mich, wie ich den Bostangi Paschi, den dritten Reichsbeamten, einen hochbegüterten Mann zu Konstantinopel, als er eine Wanderung durch die Gärten des Serails machte, stillhalten sah, weil es die Zeit seines Mittagsessens war. Man brachte ihm von jenem Reis eine Schüssel voll, und Kaffee; weiter nichts. Man muß gestehen, eine Armee, deren Führer so wenig Luxus der Tafel kennen, wäre sich selbst alles, wenn ein großer Mann an ihrer Spitze stände.

---

Fürstliche Handwerker. — Neugier der Asiaten gegen Fremde. — Nahrungsmittel.

Ehe wir Dütschel erreichten und den Strom Kitschil-Merian, wie man ihn nannte, passirten, fanden wir eine Menge Trümmer von Säulenknaufen und Säulenschäften. Von hier und in der Richtung ostwärts sah ich dergleichen fast sechszig Stunden Weges lang beinahe überall. Das Land muß ungemein bevölkert gewesen sein. Was ich aus den griechischen Inschriften etwa errathen konnte, ließ mich vermuthen, daß alles auf die letzten Zeiten des Römerreichs zurückdeute.

Jenseits Dütschel, wo man über verschiedene Flüsse kommt, bleibt das Land noch immer holzreich und steigt merklich aufwärts. Man muß über einen hohen waldigen Berg, eh man Bolek erreicht, eine große Stadt, die ein Waiwode regiert. Hier ist das alte Hadrianopel. Es hat noch, wie man mir sagte, viele Ruinen; unter andern auch Trümmer eines großen Palasts. Weil ich aber Nachts ankam, und sehr früh vor Tage wieder abreisete, sah ich von der Herrlichkeit nichts. Nur beim Austritt aus der Stadt bemerkte ich ein großes, neues, reguläres, ein Stock hohes Gebäude, dergleichen man sonst eben in diesen Gegenden nicht oft erblickt. Es war die Kaserne der Truppen des Nizamt Gedid, die nach europäischer Art bewaffnet und exerzirt sind.

Weiterhin kommt man über den Berg Kisr oglu, der ziemlich hoch ist; an seinen beiden Abhängen findet man Ruinen des Alterthums. Der Weg sinkt ins Thal der Stadt Dschererde, einst Flaviopolis oder Cratia bei den Alten geheißen. Der Boden ist schlecht; der Weg ein steiniger Fußpfad; das Land liegt überhaupt hoch, denn die Vegetation ist hier sehr verspätet. Durch den Ort Hamanli kamen wir zum Städtlein Tscherkies, reich an antiken Ruinen, berühmt durch seinen köstlichen Honig; lieblichern, duftigern habe ich in meinem Leben nicht genossen, als hier. Weiterhin wird das Land kahl; die Bäume hören auf; selten noch Felder. Aber die zahlreichen Ziegenheerden, deren Haar sehr fein und lang ist, finden noch nahrungsvolle Kräuter.

Durch zwei geringe Flecken, Karadilala und Karadschiran, kam ich, die bloß von Emirn bewohnt sind, das heißt, von Nachkommen Fatme's, der Tochter des Propheten. Sie allein haben das Recht, grüne Turbane zu tragen. Fürsten waren alle Emirn einst; aber ihre Zahl ward zu groß; Reichthum und Ansehen fielen; jetzt sieht man im osmannischen Reich auch unter den Packträgern Emirn.

Die hiesigen Emirn sind gewerbsfleißig. Sie fabriziren aus dem Haar ihrer Ziegen weiße, ziemlich feine, gut gearbeitete Shawls, und aus gefärbter Seide alle Arten Gewebes. Dabei sind diese gefürsteten Handwerker stolz und — bettlerisch. Nirgends so, wie in der Türkei, findet man Hochmuth und Niederträchtigkeit gepaart. Derselbe Mensch, der mich vor einem Augenblick kaum beachten mochte, konnte mich wieder eine Viertelstunde lang anweinen, um nur einen „Para" mehr zu bekommen. Siebenundzwanzig Para machen soviel, als einen Frank. In der Türkei reise niemand ohne einen Sack von dieser kleinen Scheidemünze!

Das Land wird schöner, in dem man von hier ins Thal des Flusses Dawresh und Jenissarsow hinabkommt. Es gehorcht dem unabhängigen Fürsten Tschiapan Oglu, der zu Dschenzgatt residirt. Er ist mächtig, von der Pforte und allen Nachbarn gefürchtet. Er kann 40,000 Mann Reiterei ins Feld stellen. Aus seinen schönen Stutereien kommen die besten türkischen Pferde. Die Posten waren gut bedient; darum flog ich schnell durchs Land.

Es ist mit dem Reisen durch diese Gegenden bei dem allen ein beschwerliches Ding. Am meisten ist man von der langweiligen Neugier der Leute geplagt, die dazu noch sehr grob ist. Kam ich in ein Posthaus, wo ich etwa auf Pferde warten mußte, so ward ich gleich, statt ausruhen oder den Ort besichtigen zu können, von den Menschen ringsum blokirt, die mich dann von oben bis unten betasteten, und links und rechts und rechts und links drehten. Meine Tracht war ganz etwas Neues für sie. Nie hatte ein Europäer vor mir die Reise durch dies Land gemacht, ohne den langen türkischen Rock zu haben. Besonders mein drei-

eckigte Hut war ein Wunder für das Volk. Manche mochten sich gar einbilden, er sei ein Auswuchs des Kopfes. Die europäische Kleidung schien den Leuten, die an ihre weiten faltigen Gewänder gewöhnt sind, gar spärlich und spaßlich.

Dann hielt mich alle Welt für einen Arzt. Jeder konsultirte mich; ich mochte auch noch so lebhaft schreien, ich sei kein Doktor, sondern Soldat; das half nichts. Zuletzt ergab ich mich; verordnete ganz trocken Arznei, die, wenn sie nicht nützte, auch nicht schaden konnte. Gemeinlich klagte man mir über Augen- oder Halskrankheiten, die von Erhitzung nach übermäßigem Saufen herzurühren scheinen. Denn wenn diese frommen Bekenner des Koran einmal das Gesetz durchbrechen, das ihnen den Genuß geistiger Getränke versagt, so geschiehts mit unglaublicher Unmäßigkeit. Es kommt mir vor, als wenn es ihnen weniger um den Geschmack als um den Rausch zu thun wäre. Sie haben so harten Gaumen, daß der bloße Wein ihn kaum reizt; es muß Branntewein darunter gemischt sein.

Nicht minder hatte ich meine Noth mit dem unverschämten Aga Mustapha, angeblichen Bruder meines Tatars. Der Kerl hatte versprochen, er wolle mir so nützlich sein, mir keine Kosten machen, und nun lebte er kurzweg auf meine Kosten, nahm einen hohen Ton gegen mich an, hielt mich richtig alle Tage dreimal auf mit seinen Gebeten, ließ sich immer zuerst bedienen, und behielt jedesmal das beste Pferd für sich. Umsonst wollte ich mich von ihm losmachen. Mein Tatar bat so inständig für ihn, sagte, er könne ihn unmöglich im Stich lassen, wolle alles aus seiner Tasche für ihn wieder zahlen, daß ich zuletzt immer nachgeben mußte. Denn den Tatar, von dem meine ganze Sicherheit abhing, durfte ich nicht mißvergnügt machen. Ließ ich mich einmal zuerst mit Speisen bedienen, nahm ich mir das bessere Pferd, so gabs mit dem Mustapha Lärmen; Zorn und Rache blitzten ihm aus den Augen; er drohte; er wiegelte die Menschen gegen mich, als einen Christenhund, auf, der gar keine Ehrfurcht für den Turban hätte.

Ich lebte meistens von Kaffee und Eiern. Ich konnte mich zu der groben Reiskost meiner Leute und Postknechte nicht bequemen. Ich fand den Reis zwar recht gut, aber immer zu stark gefettet. In armen Ortschaften war der Brei blos von Getraidekörnern, statt des Reises, gemacht. Fast überall fand man einen aus Nuß und Honig gebackenen Kuchen, den ich aber selten mochte. — Wein oder Branntewein erhielt ich nur in hiesigen Gegenden und zu Erzerum. Zwar kam ich oft durch Weinreben, aber kein Muselmann hätte sich unterstanden, mir das vom Propheten verbotene Getränk zu geben. Dazu wäre Bekanntschaft mit Armeniern oder Juden nöthig gewesen; die zu suchen mangelte mir aber Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Berlin, 7 August. Das auffallendste Ereigniß dieser Tage war ein Besuch, welchen uns der entthronte König Gustav Adolf unter dem angenommenen Namen eines Grafen von Gottorp am 3 August über Augsburg und Leipzig machte. Er hat sich hier mit dem schwedischen Gesandten lange unterhalten, und ist nach sechs Stunden wieder abgereiset; einige meinen, er sei von hier weiter nach Schwedisch-Pommern gegangen, allgemeiner ist jedoch die Sage, er sei nach der Schweiz zurückgekehrt. Unser König befand sich an diesem Tage im stillen Familienkreise auf der Pfauen-Insel bei Potsdam, und feierte daselbst unter den schmerzlichsten Empfindungen seinen Geburtstag. In Berlin wurde dieser Tag durch stille Werke des Wohlthuns mit Wehmuth gefeiert. Am 4 wurde auf dem Nationaltheater eine Trauermusik mit untermischter Deklamation einer Klopstokschen Ode aufgeführt. Die ansehnliche Einnahme erhielt das Louisenstift, welches seine Entstehung der verewigten Königin verdankt. Am 6 wurde in der hiesigen in einem sehr edlen Styl gebauten katholischen Kirche das Andenken an unsere verstorbene Monarchin durch eine allgemeine Seelenmesse gefeiert. Die Dekoration der Kirche, das Arrangement der Musik u. s. w. verdankt man der Bemühung des Prinzen Anton Radzivil, Gemahl der Tochter des Prinzen Ferdinand von Preussen. Die Malerei hatte der königliche Dekorationsmaler Verona geliefert. Das Ganze machte einen imponirenden Eindruck.

Einen nicht angenehmen und sehr auffallenden Eindruck machte am Schlusse das „*Domine salvum fac regem*“, indem sich jeder Zuhörer erinnerte, diese nämliche Musik von der Komposition des Kapellmeisters Weber bereits zum öftern in der Jungfrau von Orleans gehört zu haben. Gewiß ist diese Idee nicht von dem verehrten Prinzen, sondern von dem Kapellmeister Weber angegeben.

Auf Befehl des Königes wird jezt im Charlottenburger Schloßgarten ein Mausoleum nach dem vom Professor Genz entworfenen Plan eiligst erbaut. Es soll den Leichnam der Gemahlin aufnehmen; einen zweiten Platz hat der König für seine eigene Körperhülle bestimmt. — Bei dem Schlosse Hohenzieritz, wo unsere allbetrauerte Monarchin das erste- und leztemal in ihrem schönen Leben lächelte und weinte, wo ihre Wiege und ihr Sarg in demselben Zimmer stand, soll ein kleiner Tempel von Marmor errichtet werden, in dessen Mitte die Statue der Verewigten in Lebensgröße stehen soll.

Wenige Tage vor ihrem Tode empfing die Königin noch ein Schreiben der Kaiserin von Oestreich, in welchem der Wunsch, sie persönlich kennen zu lernen, und die Bitte, eine Zusammenkunft mit ihr in Troppau zu veranstalten, aufs liebreichste ausgedrückt war. Die Königin war bereits so schwach, daß sie dies Schreiben nicht mehr beantworten konnte. Das Schicksal wollte es nicht, daß diese zwei schönen Seelen, die gleich erhaben dachten und handelten, sich in diesem Leben sehen sollten.

Wahrer und einfacher hat wohl niemand die Schönheit des Körpers und den darüber ausgegossenen Liebreiz der hohen Verewigten geschildert, als unser Kronprinz in seinem vierten Jahre. Man fragte ihn, wer schöner sei, seine Mutter oder eine andere Fürstin eines benachbarten Staates, die gerade in Berlin zum Besuch anwesend war. Das Kind antwortete sehr schnell: „Was ist das für eine Frage? es ist ja natürlich, daß die Mama schöner ist; denn Mama ist auch schön, wenn sie zürnt.“

— Der durch seine Schriften bekannte Kriegsrath von Cölln befand sich, seiner Kränklichkeit wegen, unter Aufsicht einer Militärperson im schlesischen Bade Landeck. Am 12 Juli war er auf einmal verschwunden, wozu die Neckereien einiger Offiziere ihn vermocht haben sollen.

H.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 11.)

Intelligenzblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 11. — den 22 August 1810.

## Ueber die Preisaustheilung für Künstler in Bern 1810.

Wer sich für die Fortschritte der Künste in der Schweiz interessirt, wird mit Freude die Mittel gesehen haben, welche die Regierung in Bern und, früher schon, die Künstlergesellschaft in Zürich, angewandt haben, um denselben Aufschwung zu geben. Nichts in der That ist mehr geeignet den Künstler anzufeuern, seine Fähigkeiten an Tag zu legen und zu entwickeln; den Geschmack des Publikums zu bilden und bei der Jugend Lust zum Zeichnen, das so nützlich beinahe in jedem Stande des Lebens ist, zu erwecken — als eine Kunstausstellung. — Und die Künstler in der Schweiz, von den Vortheilen entfernt welche größere Plätze darbieten, benutzen die Kritiken, welche durch öffentliche Ausstellungen veranlaßt werden.

Dieses mächtige Aufmunterungsmittel wollte die Regierung von Bern noch durch dasjenige einer Preisaustheilung unterstützen und, ohne Zweifel würde ihre Absicht erreicht worden seyn, wenn diese Belohnung mit Kenntniß und Unpartheilichkeit hätte zugesprochen werden können; allein dergleichen überhaupt schwere Beurtheilungen sind es besonders noch in einem Lande wie die Schweiz, wo wahre sachkundige Kenner in sehr geringer Zahl sind, und wo Begünstigung, besondere Verhältnisse und persönliche Rücksichten auf die Richter Einfluß haben können. Wenn man nicht im Stande ist diesen Klippen auszuweichen: was folgt daraus? Wird nicht der Geschmack des Publikums eine falsche Richtung bekommen; der Künstler, dem der Muth benommen ist, seine Arbeiten nicht mehr ausstellen und der ganze Zweck verfehlt werden?

Zum Beispiel, ich zweifle beinahe, ob aufgeklärte Liebhaber, die Art, wie fast alle Preise diesmal in Bern ausgetheilt worden sind, gut heißen werden?

Das Publikum hatte schon zum Voraus das Gemälde Hrn. Volmars gekrönt, welches mit Recht den ersten Preis der Historienmalerei erhalten hat. Mit Vergnügen hat man diesen Künstler, der bis dahin sich beinahe ausschließlich mit der Landschaftmalerei beschäftigte, sich, durch einen so großen als schweren Gegenstand, mit gutem Erfolg in das historische Fach erheben gesehn. Der zweite Preis ist Hrn. Vogel für die Heimkehr des Schweizersoldaten und die Darstellung einer Idylle aus Geßner, gegeben worden. Allein, ohne dem wahren Verdienste dieser zwei Gemäldchen zu nahe zu treten, möchte ich fragen: Ob die Gegenstände ihrer Komposition, wie auch ihr kleiner Maaßstab, erlauben, sie in die Klasse historischer Gemälde zu setzen? Nehmen wir den Fall an, man hätte sie in die Ordnung der Gemälde du genre gesetzt; so würde Hr. Schultheß, wie mich däucht, wegen der männlichen kräftigen Färbung seines Gemäldes des Achilles Anspruch auf den zweiten Preis haben.

Der Preis der Gegenstände du genre ist Hr. Recco für ein anmuthiges Gemäldchen von frischem und glänzendem Kolorite, zuerkennt worden. Da aber seine Komposition als eine Nachahmung des Ostade und Gerard Douw angesehen werden kann: hätte er da nicht, wegen Mangel an Erfindung und einigen Unrichtigkeiten in der Zeichnung, den Rang an Vogels zwei Gemäldchen, trotzt ihres schlechten Kolorits, abtreten sollen, wenn sie mit einander in Vergleichung gekommen wären? — Denn man ist darin einig, daß diese leztern von einer Komposition voll Feuer und Ausdruck sind.

Hr. Mollet hat den Preis der Bildnißmalerei davon getragen, doch möchte ich fragen: welcher von seinen Köpfen hat mehr Seele, mehr Wahrheit, mehr Ausdruck, als ein Kopf von Diogg, und welcher ist, dessen Farbe die Frischheit hat, und dessen Behandlung so leicht und fliessend ist, als der eines reizendes Bildnisses von Hrn. Recco?

Hr. Comte hat den Preis der Mignaturmalerei erhalten. Er hat in der That Arbeiten ausgestellt, die große Fähigkeiten verrathen. Sie möchten vielleicht noch vollkommener werden, wenn er die ein wenig violette Tinte in seinem Fleisch verlassen würde, die er von Augustin, seinem Meister, angenommen hat.

Wenn in einem Gemälde das Vieh den Hauptgegenstand ausmacht und die Landschaft blos als Hintergrund, als Nebensache dient, so bildet man dafür eine eigene Klassen unter dem Titel von Viehstücken. Denn in der eigentlichen Landschaft sind menschliche Figuren und Vieh nur als untergeordnete Theile anzusehn. Wenn dieser Grundsatz wahr ist, so muß er bei dem Urtheil über Gemälde angewandt werden, die um den Preis wetteifern. Dasjenige von Hrn. Geßner, welches den ersten Preis davon trug, hat das große Verdienst eines harmonischen, wahren Tons, eines freien kühnen Pinsels in den Pferden. Allein wenn man diese als Nebensache wegläßt, so bleibt nichts als eine Ebene ohne Bäume, ohne Felsen, ohne Wasser, ohne Gebäude, ohne Ferne (einen nakten Berg ausgenommen). Kann das als eine Landschaft angesehen werden, kann es Beweise der Fähigkeiten des Künstlers in der Komposition und der Anordnung, in der Zeichnung geben? giebt es einen Begrif von seinem Verstande in der Vertheilung der Schatten und des Lichts; von dem Gefühl des Kolorits; von dem Geschmacke des Pinselstrichs? Wie hat man nach diesen Erwegungen, den Werth dieses Kunstwerks mit demjenigen von Hr. Meuron, in die Waagschale legen können, welches den zweiten Preis erhielt, und das ein warmes, harmonisches und schwer zu gebendes Kolorit hat, eine glückliche Komposition, von guter Wirkung; das große gut gezeichnete Bäume enthält, deren Baumschlag abwechselnd und von leichter Tusche ist, mit Ausnahme derjenigen des Vordergrundes, welche vernachläßigt sind? Eben so wenig däucht mich, könne es mit dem interessanten Gemälde des Hrn. Lory Sohn, verglichen werden, welches dem ungeachtet keinen Preis erhielt, obschon dieser

Künstler eine Komposition ausgeführt hat, die berechnet ist, den Werth der Figuren zu erhöhen; die sich durch Schönheit der Massen und vieler einzelnen Theile sowohl, als durch das Anziehende des Effekts auszeichnet.

Selbst wenn man nach dem Werthe des Viehes urtheilen sollte, — würde wohl dasjenige von Hrn. Geßner einen Vorzug in der Zeichnung, mehr Wahrheit in der Farbe haben? Ist die kekke Behandlung ein so großes Verdienst in einem vollendeten Gemälde? Einige leichte Unrichtigkeiten der Zeichnung in einer Komposition, wo Hr. Lory eine so große Menge Figuren hingestellt, sind sie ein hinlänglicher Grund um einem Gemälde den Vorzug zu geben, indem der Maler gar keine angebracht hat?

Hr. König erhielt den dritten Preis. Sein Gemälde von der Spitze eines Berges gezeichnet, bietet eine interessante Aussicht dar; die Gletscher sind mit Wahrheit und einer breiten Manier gemalt; aber in einem ganz nach der Natur gezeichneten Gegenstand, dessen Vordergründe, (welche meines Erachtens sich nicht genug erheben) zu bereichern, kann der Künstler weder seine Erfindungskraft, noch seine Geschicklichkeit in der Zeichnung zeigen. Es bleibt ihm um sein Talent glänzend zu machen nichts übrig, als die Austheilung des Lichts und des Kolorits. — Kann man Hr. Königs Gemälde in dieser Rücksicht für gelungen halten: ist es harmonisch? hätte er nicht das Einförmige des Hintergrundes durch einige zufällige Lichter brechen können?

Ist die Farbe eines Theils des Himmels wahr? Findet sich das grelle Blau das er angebracht hat um die Tiefe des Thales auszudrücken, in der Natur? und wäre es auch zuweilen darin anzutreffen, soll ein verständiger Künstler nicht den Augenblick wählen, wo der Localton zur Harmonie seines Werkes beitragen kann. Die Tusche ist frei und leicht, aber man muß sie nach Erforderniß der Gründe modifizieren, weil sie mit der Farbe zur Abstuffung der Gegenstände beiträgt. Zum Beispiel, ist nicht die Farbe in den Gletschern, die einzeln oder als Studie betrachtet, herrlich sind, zu dick aufgetragen, indeß die vorderen Theile des Gemäldes es weit weniger sind? Ich kann also die Gründe nicht einsehn, die den diesem Gemälde ertheilten Vorzug, vor anderen, die mir in verschiedenen wesentlichen Rücksichten vorzüglicher scheinen, entschieden haben.

Hätte man Hrn. Königs kleinen Kompositionen, die mit so niedlichen Figuren verschönert, und mit Geist und Leichtigkeit gemalt sind, deren Effekt so anziehend ist, einen Preis zuerkennt, so wäre dem Talent dieses Künstlers, wovon er seit langer Zeit in diesem Fach Proben gegeben, Gerechtigkeit wiederfahren, und ich würde mit Freuden beigestimmt haben.

Zwei Aussichten von Hrn. Lory, Vater und Sohn, welche durch die glückliche Wahl der Gegend und eine große Stärke des Kolorits Aufsehen erregten, konnten, da ihnen die vorgeschriebene Größe fehlte, nicht um den Preis der Aquarell-Malerei konkurriren. Indessen hätte vielleicht die Art, mit welcher diese Blätter behandelt sind, die wie mich dünkt für den Effekt, denen die sich auf dieses Fach der Malerei legen, zum Muster dienen könnten, eine Auszeichnung verdient, indem diese Künstler in der Manier selbst, die bis dahin in der Schweiz ziemlich allgemein vernachläßigt wurde, einen Schritt vorwärts gemacht haben.

Hr. Rieter erhielt den ersten Preis in diesem Fache, Hr. Lory Vater den zweiten und Hr. Lafond den dritten. Die beiden Zeichnungen von Hrn. Rieter haben Verdienste wie alle, die von der Hand dieses schätzbaren Künstlers kommen, vorzüglich scheint mir die Ferne derjenige Theil zu seyn, der sich durch Ton und Behandlung am meisten auszeichnet. Doch wäre ein mehr zusammen gedrängtes Licht, und mehr Kraft im Kolorit zu wünschen. Da diese Blätter genau nach der Natur gezeichnet sind, so konnten die gleichen Schwierigkeiten der Erfindung, der Anordnung, und der Ausführung sowohl der Formen als der Beleuchtung nicht eintreten, wie bei dem Gegenstand von Hrn. Lory Vater, der so reichlich mit Figuren und Thieren staffirt ist, und bei welchem die Austheilung des Lichts soviel Talent erforderte; oder wie bei der lieblich komponirten Landschaft im schweizerischen Stil von Hr. Lafond. Es fragt sich also ob das Kolorit in den beiden Zeichnungen von Hrn. Rieter dem warmen und kräftigen Ton in Hrn. Lorys oder den dunstigen Ton voller Uebereinstimmung mit der Ferne in Hrn. Lafonds Zeichnung übertreffe? es ist erlaubt daran zu zweifeln.

Wenn einige dieser Kritiken, deren Gegenstände mich unwillkührlich hingerissen haben, richtig gefunden werden, so wird man sich vielleicht überzeugen, daß es besser wäre in Zukunft gar keine Preise auszutheilen.

Ueberlassen wir dem aufgeklärten Publikum die Sorge, das Verdienst der aufgestellten Werke zu bestimmen. Die Eigenliebe der Künstler, öfters zu reizbar, würde darum nicht verwundet, und wenn einige derselben ihre Werke ohne Fehler glauben, so können sie sich immerhin schmeicheln vom größern Theil die Huldigung eingeerndet zu haben, woraus wieder von ihrer Seite neue Anstrengungen erwachsen, um sich selbst zu übertreffen.

---

## Ankündigung.

Schon lange fühlte man das Bedürfniß, topographische und statistische Schilderungen der ältern und merkwürdigern Schweizerstädte zu besitzen. Die Erscheinung eines Werkchens unter dem Titel:

**Die Stadt Luzern und ihre Umgebungen ꝛc.**

dürfte also als eine Bereicherung unserer vaterländischen und geschichtlichen Literatur und als ein nicht unwillkommener Beitrag zur Belehrung und Unterhaltung für in- und ausländische Liebhaber der Topographie angesehen werden.

Das Werkchen wird zu Ende des laufenden Jahres bei Unterzeichnetem herauskommen. Es zerfällt, seiner Einrichtung nach, in zwei Abtheilungen, deren die erste: die ältere und neuere Geschichte der Stadt Luzern; die Beschreibung Luzerns selbst und seiner öffentlichen Gebäude; seine verschiedenen, zum allgemeinen Nutzen sowohl als zur Veredlung des Lebensgenusses dienenden Anstalten; dann Bemerkungen über Kunstfleiß, Handlungswesen, Geldkurs, Gewicht und Maaß, so wie eine Schilderung älterer und neuerer Sitten, Gebräuche, Volksfeste und öffentlicher Feierlichkeiten, und an andere Notizen solcher Art enthält; die zweite: interessante Wanderungen um den Vierwaldstättersee und seine nahe gelegenen merkwürdigere Orte, nach Art der Cysatischen Seebeschreibung, in sich begreift.

Der unterzeichnete Verleger wird keine Kosten scheuen, durch typographische Schönheit des Druckes und des Papiers dieses Werk dem Publikum empfehlen zu dürfen; und um diesem noch ein größeres Interesse zu geben, wird er sorgen, daß dasselbe mit folgenden, von bekannten Künstlern sehr genau aufgenommen niedlich gestochenen Blättern ausgeziert werde, als:

1. Mit dem Grundriß der Stadt Luzern, nebst Angabe ihrer merkwürdigern, öffentlichen und Privatgebäude;
2. Mit dem Prospekt der Stadt und ihren näher'n Umgebungen, von der Höhe des Gütschs gezeichnet;
3. Mit einer Karte des Vierwaldstättersees sammt seinen näher'n Landgegenden, nach den richtigsten Ausmessungen

gezeichnet und für die Bereisung dieser merkwürdigen Bergegend dienlich.

Der Subscriptionspreis (der bis auf den künftigen ersten Weinmonats offen steht) ist 40 Batzen; nachher wird kein Exemplar mehr unter 50 Batzen erlassen werden.

Die Herren Subscribenten erhalten die ersten Abdrücke. Bestellungen dafür nehmen alle soliden Buchhandlungen an. Ein Werkchen wie dieses hat keine weitere Anpreisung nöthig, es empfielt sich selbst. Ich äussere also nur die einfache Bitte an alle Kenner und Freunde des Guten und Nützlichen: dieser Schrift die Aufmerksamkeit nicht zu versagen, die sie mit Recht fordern kann.

Luzern, im August 1810.

Xaver Meyer.

Auf obiges Werk nimmt H. R. Sauerländer Bestellungen an.

---

So eben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

**Abbildung der deutschen Holzarten für Forstmänner und Liebhaber der Botanik, herausgegeben von Fr. Guimpel, Mahler und Kupferstecher, mit Beschreibung derselben von C. L. Willdenow, 16 Heft. Mit 6 ausgemalten Kupfertafeln. gr. 4. 1 Thlr. 12 Gr.**

**Langbein, Aug. Fr. Ernst, der Bräutigam ohne Braut ein Roman mit Kupfern von W. Jury. 8. 1 Thlr. 12 Gr.**

Schüppelsche Buchhandlung in Berlin.

Beide obige Werke sind auch bei H. R. Sauerländer zu haben.

---

Von Vogt und Weitzels rheinischem Archive für Geschichte und Literatur ist das 5e Heft erschienen, mit folgendem Inhalte: I. Gedichte. An den Frühling, von Sarasin. Aufruf zum Lebensgenuß von Geheimr. von Klein II. Untersuchung über die römische Vertheidigungslienie und die Angabe der Itinerarien von Rheinzabern bis Bingen; von Lehne. III. Ueber den Einfluß der Verbindung zwischen Oestreich und Frankreich auf einen allgemeinen Frieden; von Weitzel. IV. Versuch einer Geschichte des östreichischen Feldzugs von 1809 Fortsetzung von demselben. V. Die vier Kaiserthümer des europäischen Völkerbundes; von N. Vogt. VI. Geschichte der Zeit; von Weitzel.

Das sechste Heft ist von folgendem Inhalt:

I. Gedichte. Am Sarge meiner Tochter Emilie; von K. Hadermann. Der Herzog von Ossunna von demselben. II. Ueber die Anwendbarkeit des fellenbergischen Ackersystemes in andern Gegenden; von Neeb. III. Auszüge aus der Geschichte des rheinischen Bundes; von Vogt. IV. Versuch einer Geschichte des östreichischen Kriegs von 1809 Beschluß von Weitzel. V. Ueber eine Parlamentsreform in England von demselben.

Theier (P. N.) Archiv für das Notariat. Erster Band. Erstes und zweites Heft. Inhalt. I. Gesetzgebung. Die Organisation des Notariats in Frankreich und Westphalen eine Parallele; Uebersicht der Gesetzgebung des Notariats vor 1810. Gesetzgebung seit dem 1 Januar 1810. II. Jurisprudenz. Übersicht der Arrets in Testamentssachen von Erscheinung des Code Napoleon bis 1810. Arrets der Kassations- und Appelhöfe seit dem ersten Januar 1810. III. Doctrin: Auszüge aus den Zeitschriften über das Notariat seit dem 25 Ventose 11. bis 1810. Versteigerung der Güter von Minderjährigen. Wichtiger Druckfehler im Code de proces. Kann ein Fremder, und im besondern Falle, kann ein sich in Frankreich aufhaltender Deutscher von Adel, giltiger Zeuge bei einem daselbst durch Notariatsurkunde aufgenommenen Testamente seyn? IV. Literatur. V. Miszellen. Drei Hefte machen einen Band, welcher 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. kostet.

---

## Neue Verlagsbücher
### von
## Georg Friedrich Heyer
### in Giessen
### zur Jubilate-Messe 1810.

**Code Napoleon**, französisch und deutsch mit einer Varianten-Sammlung von H. F. D. Gerhardi. Ausgabe in gr. 8. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr. Ausgabe in kl. 8. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

**Germanien**, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistick von Deutschland, herausgegeben von Dr. Crome und Dr. Jaup. Dritter Band, drei Hefte gr. 8. 2 Thlr. 12. Gr. oder 5 fl. 30 kr.

**Grolmans**, Dr. Karl, ausführliches Handbuch über den Code Napoleon, zum Behufe wissenschaftlich gebildeter deutschen Geschäftsmänner. Erster Band, gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr. oder 5 fl. 6 kr.

— — — Theorie des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Dritte verbesserte Auflage, gr. 8. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

**Hänle**, C. H., Erstes Lesebuch für Anfänger der lateinischen Sprache. Zweite verbesserte Auflage, 8. 8 Gr. oder 36 kr.

**Krebs**, Joh. Phil., lateinisches Lesebuch nach der Stufenfolge der Formenlehre für die ersten Anfänger. Nebst einem Anhange zur fortgesetzten Lektüre für Geübtere, 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

**Magazin** für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung, herausgegeben von Dr. K. Grolman und Egid von Löhr, Erstes, des frühern Magazins III Bandes erstes Stück 8. (wird fortgesetzt) 12 Gr. oder 54 kr.

Remarques sur le Participe passé par F. G. Gladbach. 8. 4 Gr. oder 18 kr.

**Schlez**, Joh. Ferd., Bilderfibel zur Beförderung der Lautmethode. Ein Versuch die Absicht des A B C Bilderwesens durch eine neue Anwendung desselben besser zu erreichen. Nebst einem Lesebuch. Mit illuminirten Kupfern. Schreibpapier, gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl.

— — Druckpapier mit illuminirten Kupfern 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

— — Druckpr. mit schwarzen Kupfern 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

**Snell**, J. P. L., Katechismus der christlichen Lehre, nach Anleitung des Hannöverischen. Fünfte, mit untergesetzten Fragen vermehrte rechtmäßige Auflage 8. 5 Gr. oder 22 kr.

— — — Dr. F. W. D., Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie, zwei Theile. Fünfte verbesserte Auflage 8. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

**Suetonii**, C. Tranq., Vitae duodecim Caesarum Editio usui Scholarum adcommodata. 8.

---

### Zur Herbstmesse erscheinen:

**Grolmans**, Handbuch über den Code Napoleon zweiter Band gr. 8.

**Jaup**, Dr. K., Lehrbuch des Staatsrechts des rheinischen Bundes gr. 8.

**Schmidts**, Dr. J. E. C., Lehrbuch der theologischen Encyklopädie und Methodologie, gr. 8.

Zimmermanns deutsches Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, nach der Krebsischen Methode bearbeitet, 8.

Man findet obige Werke bei H. R. Sauerländer vorräthig.

---

In der Ostermesse 1810 ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Eheliche Verhältnisse
und
Eheliches Leben,
in
Briefen
von
Joh. Ludwig Ewald.

---

Fortsetzung
von
den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen
und Mütter sowohl, als
für
Jünglinge, Gatten und Väter.

---

Zwei Bände
Mit Kupfern. Preis 3 Thaler sächsisch.

Herr Ober-Kirchenrath Ewald beschenkt hier das Publikum mit einem Werke, das in der Bibliothek jeder gebildeten Frau und jedes gebildeten Mannes zu stehen verdient. Es reiht sich ganz an die beiden Schriften für: „Mädchen, Gattinnen und Mütter", und für: „Jünglinge, Gatten und Väter", und wird darum Allen denen, welche diese beiden Bücher besitzen, oder sie kennen, doppelt angenehm und nützlich seyn. — Die Verhältnisse zwischen Gatten und Gattin in Bezug auf sich selbst, auf die verschiedenen Lagen in dem ehelichen Leben, auf ihre nächsten Pflichten, und besonders auf die der Erziehung ihrer Kinder zu bestimmen; wahres Glück der Ehe zu befördern; — Liebe und Vertrauen der Gatten zu erhöhen und zu befestigen, sie vorzüglich auch mit reinen Ansichten der Religion bekannt zu machen: — ist die Haupttendenz dieses Buchs welche durch einen Reichthum schöner, erhabener Gedanken, die den aufmerksamen Leser ergreifen, und sein Herz freundlich, sanft und gut stimmen, erreicht wird.

Die Verlagshandlung hat das Ihrige gethan, um diese Schrift, welche sich ein so schönes Ziel gesetzt hat, durch ein schönes Aeussere zu empfehlen.

Obiges Werk ist bei H. R. Sauerländer vorräthig.

---

## Kunstanzeige.

Da der Plan von der Stadt Bern und ihren nächsten Umgebungen, welchen ich vor zwei Jahren mit hoher Bewilligung nach den Grundrissen, die sich auf der hiesigen Staatskanzlei befinden, von Hrn. Geometer Bollin gezeichnet, herausgegeben, wegen seiner Richtigkeit und fleissigen Ausarbeitung allgemeinen Beifall erhielt, nun aber beinahe vergriffen ist; so habe ich mich, durch diesen Beifall aufgemuntert, entschlossen, auch einen neuen Plan der Stadt Bern sammt dem Stadtbezirk und einem Theile der angrenzenden Gemeindsbezirke, herauszugeben. Dieser neue Plan wird nach eben denselben Grundrissen, wie der obige, von Hrn. Bollin, verfertiget, und von Hrn. Scheuermann in Aarau gestochen werden, der sich durch seine Arbeit an den Mayeri'schen Karten, und durch den saubern Stich der gerühmten Kärtchen in den helvetischen Almanachen, ausgezeichnet hat. Das Format dieses Plans ist grösser, als das des vorhergehenden. Sein Quadrat von 17 1/2 Zoll Höhe, auf 23 1/2 Zoll Breite, umfaßt eine Fläche von beiläufig 2 1/2 Quadrat-Stunden. Die Stadt ist auf 1/4 der Fläche des vorigen Plans verjüngt, und alle Gegenstände überhaupt, wie auch die Umrisse der Güter, im Verhältniß des Maaßstabes so deutlich als möglich gezeichnet.

Die Subscription steht von nun an bei mir offen, und in

| | | |
|---|---|---|
| Aarau | bei Herrn | Sauerländer. |
| — | — — | Christen. |
| Basel | — — | Falkeisen und Hubersche Kunsthandlung. |
| St. Gallen | — | Huber und Comp. |
| Wintertur | — | Steinerische Buchhandlung |
| Zürich | — — | Füeßli und Comp. auf der Meisterzunft. |

Der Subscriptionspreis ist 4 Schweizer-Franken für jedes Exemplar, die erst beim Empfang des Plans bezahlt werden. Die Herren Subscribenten werden der Folge nach, in welcher dieselben unterzeichnen, eingeschrieben, und erhalten in eben dieser Ordnung die ersten Abdrücke des Plans; so daß dieselben ausser dem wohlfeileren Preise auch noch den Vortheil geniessen, die besten Abdrücke zu bekommen; mit der nächstkünftigen Martini-Messe wird die Subscription geschlossen, der Plan ausgetheilt und nachher kein Exemplar mehr unter fünf Schweizer-Franken erlassen werden.

Ferners sind bei mir zu haben: Costumes, huit, de paysans du canton de Berne, dessinés d'après nature et coloriés au pinceau, contenant: paysan et paysanne des environs de la ville de Berne, paysan et paysanne de Meyringen dans la vallée d'Oberhasli, paysan de Morat et paysanne de Gouggisberg, berger et bergère de montagnes d'Oberhasli gr. 4. les 8 costumes L. 32 chaque feuille separée L. 5 suisse.

Der Stadt Bern vornehmste Merkwürdigkeiten, sammt einer kurzen Kronik der Geschichte dieser Stadt, mit vier von König radierten Ansichten und einem Plan der Stadt und Gegend von Bern, geb. 3 L. 10 S.

Description de la ville de Berne ornée d'un plan et de quatre vues de la ville et suivie d'un livre d'adresse des principales maisons de commerce et manufactures, ainsi que des principaux artistes, marchands, artisans etc. tant de la ville que du canton de Berne, cartoné 4 L.

Le même ouvrage sur papier fin, les quatre vues et le plan coloriés 8 L.

Principes pour apprendre à dessiner le paysage d'après nature d'une manière sure et facile en 24 planches infol. oblong, par S. Weibel. 8 L.

Sammlung von Pflanzen-Abbildungen, nach der Natur gezeichnet und ausgemahlt, nebst einigen Anfangsgründen zur Pflanzenzeichnung. Der Preis dieser vollständigen Sammlung in 54 Blättern gr. 4. ist 24 L. Einzeln das Blatt kolorirt 8 Bz. in Tuschmanier 4 Bz. in Umriß 2 1/2 Bz.

Quatre Waltz et deux Allemandes pour le Clavecin, composés par Georg Korbmann. 4. 3 Bz.

Der Chilter, ein Volkslied von Kuhn, mit Musik fürs Clavier 4. 2 1/2 Bz.

Briefe und Geld bittet man sich franko aus.

J. J. Burgdorfer
auf der Pfisteren-Zunft in Bern.

---




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 68. — den 25 August 1810.


## Reise eines französischen Offiziers von Konstantinopel bis zur persischen Grenze.

(Fortsetzung.)

Strabo's Vaterstadt. — Weg über Neocäsarea bis zum Phrat.

Von Kotschesbar nach Tossiom gehts immer im Thale längs dem Jenissarsowstrom. Ich machte den Weg des Nachts, unter den Liedern der Nachtigallen. Blühende Gebüsche durchbalsamten die Luft. Jenseits Tossiom läßt man den Weg nach Sinope, vierzig Stunden von hier, links; und kommt in das Thal des Kissil-Irmak, des Halys der Alten. Am linken Ufer dieses Flusses reiste ich aufwärts, durch das Dorf Adiamsah. Die Felsen, welche das Thal begrenzen, sind wunderlich gezackt, von prismatischen Formen. Bruchstücke davon in allerlei Größe in der Ebene umher zerstreut, gleichen Trümmern irgend eines riesenhaften Monuments. Vielleicht sinds Basalte; doch wage ichs nicht zu behaupten.

Ueber eine hübsche steinerne Brücke kam ich in das Städtchen Osmindschik. Auf der Höhe eines isolirten Felsen ragte ein Schloß. Hier war einst das alte Pimolisena gelegen. Durchs Thal umher zerstreut sieht man viele Schuppen stehn, auf drei Seiten offen. Diese Gebäude sind dazu bestimmt, die Weintrauben zu trocknen und das ganze Jahr aufzubewahren. Sie waren in Menge und so wohlfeil, daß man für drittehalb Pfund nur vier Para zahlte; im Herbste sind sie noch um die Hälfte wohlfeiler.

Durch das Städtchen Marsowan, wo wegen der benachbarten Bergwerke viel Kupfer- und Eisenschmieden, auch Baumwollenspinnereien sind, kommt man durch eine hohe, kesselförmige Ebene, die vermuthlich ehmals ein See war. Noch erblickt man einige Sümpfe. Dann steigt man über einen Hügel in ein noch tiefer gelegenes Thal, reich an Weinreben und Maulbeerbäumen. Hier ist Amasie (sonst Amasea) wo Strabo geboren worden. Durch die Stadt, in der Baumwollenspinnerei das meiste Gewerbe ist, strömt der Iris-Fluß der Alten, den die Türken jetzt Jeschil-Irmak, Tosansow, Tokat-Irmak nennen, und welcher sich unweit des Golfs von Samsun mit dem Kissil-Irmak vereint. Ein hoher, schroffer Felsen steigt am linken Ufer empor; die Krone seines Scheitels sind Ruinen eines Schlosses; auf allen Seiten des Felsen sind Höhlen eingegraben, Begräbnißstätten oder Einsiedeleien. Ein Pascha von zwei Roßschweifen residirt in Amasie.

Als wir am 19 Mai aus dem Thal und den schönen Gärten hervorgingen, die Strabo's Geburtsstadt umhüllen, durchzogen wir ein offenes ebenes Gelände, von einem Bach bewässert, an dessen Ufer ich ein großes steinernes Gebäude fand, das hohes Alterthum verrieth. Weit umher lagen Säulenstücke am Boden. Dann gings über einen waldigen Berg; die Gegend ward malerischer. Die Felsen zeigten glänzende rothe und grüne Farben. Man unterscheidet bestimmt schöne Serpentine, grüne Schörle, Pyriten und Porphyre. So tritt man ins Thal des Tokat-Irmak. Am rechten Ufer dieses Stroms, auf sehr hohem Felsen, erhebt sich eine alte Feste; südwestwärts derselben wird man das Dorf Tuschal gewahr, auf der gleichen Stätte, wo einst das Sebastopolis der Vorwelt stand. Noch jetzt begegnen dem Auge zahlreiche Spuren alter Denkmäler. Säulenrümpfe helfen heutiges Tages die hinfälligen Terrassen neuerer Wohnungen stützen, die nur mit an der Sonne getrocknetem Thon bedeckt sind. Ein

Regen, der hier fiel, während ich die Pferde wechselte, verursachte ganze Schlammströme von den Flachdächern der Häuser.

Um den Umweg von einer Stunde zu ersparen, wateten wir durch die reissenden Wellen der ziemlich tiefen Iris. Eine halbe Stunde davon kamen wir in die Stadt Tokat, auf der Nordseite eines kleinen Thals angebaut. Die Stadt hält ungefähr dreitausend Häuser; die Straßen von Halep, Smirna, Siwas und Amasie vereinigen sich hier; großen Verkehr treibt sie, von der Lage begünstigt, mit gedörrten Früchten und den Produkten der Bergwerke von Gimiskhané und Kastambol. Einige armenische und griechische Familien bereiten auch einen ziemlich in Ruf stehenden Wein, den ich aber nicht das Glück hatte zu kosten.

Von Tokat weg setzten wir wieder über den Fluß zurück auf sein rechtes Ufer; durchzogen ein unebenes waldiges Land, und gingen in einer Fähre über einen Fluß, der sich in die Iris stürzt, aber beinahe so viel Namen trägt, als er Gegenden durchfließt. Die Türken heißen ihn Kiatkiit-Irmak, Kule-Hissarsow, Niesarsow, Tschifflikssow u. s. w. Bald darauf sahen wir des Alterthums Neocäsarea, der Türken Niesar, eine sehr artige, malerisch gelegene Stadt, an der Mündung eines Regenbachs, der zwei Arme bildet. Wo diese sich vereinen, schaut von sehr hohem Felsberg eine alte Forteresse nieder; ein Mauerwerk umgürtet diesen Theil der Stadt; auf den andern Seiten liegen die Wohnungen anmuthig zwischen schönen Baumgruppen zerstreut.

Hinter Niesar wird das Land gebirgiger, höher, waldiger. Ich fand an vielen Stellen noch Schnee. Die Erde ist hin und wieder lebhaft roth; die Bäche färben sich und den oben genannten Fluß vom vielen Ocher orangefarben; Tournefort behauptet ihn blutroth gesehen zu haben. Hier gelangten wir nach Kulé-Hissar (der Alten Colonia) an der steilen Halde des Kiakür-Irmak-Thals. Auf dem Gipfel eines zuckerhutförmigen Felsen zeigt sich auch ein altes Schloß. Ein schroffer, gefährlicher Weg leitet hinab ins Thal. Auf schmalen, rauhen Pfaden kriecht man über Abgründen, in deren Tiefe der Waldstrom brüllt, bis sich der Weg über sanftere Gebirge emporschlängelt, wo man die von vielen Armeniern und Griechen bewohnte Stadt Karahissar, in der Nähe des Limanlistroms (der in den Kiatküt-Irmak, zwei Stunden von hier, fällt), zwischen sehr malerischen schönen Wasserfällen findet.

Von da öffnet sich ein hohes, rauhes, kaltes Land, mit einzelnen, elenden Wohnungen und Tannenwäldern geziert. Beim Dorfe Tschislik kamen wir noch einmal an den oft gesehenen Kiatküt-Irmak, durch Kolos und Karadilbek über einen hohen Berg in die tiefe Schlucht von Büjük-Cheran Deressi. Dieser Ort ist durch die Morde und Räubereien berüchtigt, welche von den Kurden, Gilab-Uschaki, Bergbewohnern, begangen werden, die man rechts läßt. Sie verwüsten die Gegend, überfallen die Karavanen, und kehren in ihre Felsen heim, wohin ihnen niemand zu folgen wagt.

---

Der Euphrat. — Erzerum. — Aufenthalt daselbst.

Endlich erreichten wir das Thal des Phrat, eines der beiden Flüsse, welche die Ebenen von Erzerum umschliessen und sich zu Manacuten vereinigen, wo sie dann den Strom des Euphrat bilden. Der andere Fluß, südlicher gelegen, heißt Murad-Tschai. Der Phrat, nur fünfzehn Toisen breit, aber sehr tief, fließt sehr reissend durch ein dürres, ungebautes Thal. Nachdem wir zu Asch-Kala die Pferde gewechselt, passirten wir diesen Arm des Euphrat über eine ungemein massive Brücke. So kam ich auf des Flusses linkem Ufer zur Ebene von Erzerum, die eben ist wie ein Spiegel, ziemlich angebaut, doch nur mit Pflanzen kalter Himmelsstriche, mit Waizen, Gerste u. s. f. Früchte reifen hier nicht. Elya, sonst Elegia geheißen, war der erste Ort, den wir trafen. Er ist durch seine warmen Bäder berühmt, zu denen auch eine ungeheure Menge Volks strömt. Ich hörte, die Wasser seien salzhaltig.

Am 26 kamen wir in Erzerum, der Hauptstadt Armeniens, an. Es ist die alte Stadt Arze, deren Namen die Türken das „rum" anhängten, wie allem, was sonst vom griechischen Reiche abhing. Die Stadt besitzt, so sagte man mir, 50,000 türkische Einwohner, ferner 5000 Armenier, 500 Griechen und 150 römisch-katholische Christen; sie ist schlecht gebaut; die Häuser liegen tief im Boden; die Luft ist scharf, das Holz selten. Darum leben hier die Leute meistens gedrängt in einer Art Kerker beisammen, die sehr unreinlich und ungesund sind. Man heizt und kocht meistens mit einer Art Torf, dem Kuhmist beigemischt wird, was den Speisen einen unausstehlichen Nebengeschmack gibt. Auch regiert öfters hier die Pest, die jedoch selten großen Schaden anrichtet, weil die Lebhaftigkeit der Luft die schädlichen Miasmen gern zerstört.

Erzerum ist durch die Handelsniederlagen der persischen Karavanen reich. Selten gehn die Kaufleute tief ins Innere des benachbarten Reiches; sie tauschen also ihre Waaren in einer Grenzstadt aus. Ausserdem werden hier Eisen und Kupfer aus den Bergwerken von Kastambol und Gimiskhane bearbeitet, und Leinwand und Sattlerwaaren fabrizirt. Der Pascha hat den Veziertitel. Zu Gunsten des Jussuf Pascha gab ihm die Pforte noch den Titel Vezier-Azem (Großvezier), indem sie ihm zugleich das Kommando der türkischen Armee gegen die Russen in Asien übertrug. Er war eben vor vierzehn Tagen nach den Grenzen abgereiset. Der Kaimakan, oder des Pascha's Unterstatthalter, empfing mich, und ließ mir bei dem Schervekil, einem armenischen Geschäftsmann, Namens Thomas, Quartier anweisen. Hr. Thomas behandelte mich sehr gut, und gab mir einen artigen Saal, mit Divanen umringt.

Den folgenden Tag ließ mich der Kaimakan in großem Pomp durch Janitscharen und Weibel abholen. Er gab mir Audienz im Serail des Pascha. Das Zimmer war zwar von Holzwerk, aber mit prächtigen Tapeten geschmückt und kostbaren Divanen, deren feine Stoffe von Gold- und Silberfrangen blitzten.

Achmedi Bedschan, so heißt der Kaimakan, schien mir besonders in den politischen Verhältnissen sehr unterrichtet; er sprach von den Russen als Feind, aber als einer, der sie zu würdigen weiß. Er warnte mich, durch die Armee zu reisen, wegen der Marodeurs, von denen alle Straßen wimmelten. Er wollte meine Depeschen für den Vezier durch einen Tatar an Behörde befördern und mich selbst über Bajazid an die persische Grenze bringen lassen. Da ich aber, meinen Aufträgen gemäß, die Briefe dem Vezier selbst überbringen mußte, und ich darauf bestand, befahl er sogleich, für Pferde zu sorgen, die mich bis Kars, vierzig Stunden von hier, bringen sollten, wo das Hauptquartier Jussuf Pascha's war. Nachdem ich eine Pfeife geschmaucht, Kaffee getrunken, Konfekt gegessen, Scherbett genossen, nahm ich Abschied. Der Kaimakan wünschte mir glückliche Reise mit bedauerndem Kopfschütteln. Das gefiel mir nicht.

Kaum hatte ich einen Schritt hinter dem Vorhange vorgethan, der den Audienzsaal verschloß, so umringten mich sogleich die Bediente des Kaimakans, und forderten „Bachšiš" oder Geschenke von mir. Ihrer los zu werden, gab ich einem ein Paar Zechinen; sie sollten theilen. Aber der Empfänger machte sich davon; die andern, die das Gold gesehen, wurden noch ungestümer. Der Kaimakan hörte gewiß den Lärmen, nahm aber keine Notiz davon. Die großen Herrn da zu Lande geben ihren Bedienten keinen Gehalt. Die Kerl leben also nur aus Geschenken und Gelderpressungen von denen, die bei ihren Herrschaften ein Anliegen haben. Ich warf Zechinen und Piaster aus, und entsprang. Aber andere setzten mir nach. Da kam einer, der Chef der Musik war; ein anderer, der Scherbett machte; ein dritter, der wieder etwas anders war; endlich der Oberschlächter, der mir von Seiten des Kaimakans ein Lamm brachte. Genug ich mußte wieder auszahlen. Damit mich aber die Häupter aller dieser Korporationen nicht bettelarm machten, schloß ich mich ein und ließ mich nicht wieder sehen.

Nun aber wollten mich die Frauenzimmer gern sehn. Wer konnte da Umstände machen? Ich empfing eine nach der andern, das dauerte anderthalb Stunden lang; aber keine that mir den Gefallen, sich zu entschleiern. Für alle Langeweile, mich so begaffen zu lassen, hatte ich keine andere Entschädigung, als schlanke Gestalten, schöne blitzende Augen zu bewundern, und süße Stimmen zu hören, die mir glückliche Reise wünschten, und daß ich mit Jussuf Pascha alle Russen vertilgen möchte. Abends besuchte ich einen der Bazars, der zugleich Börse und Aufenthalt des Kaimakans ist, weil der Kaimakan, bei des Veziers Anwesenheit in der Stadt, zugleich die Aufsicht über den Kommerz führt. Er hatte da einen kleinen, mit Mauern umfangenen Garten angelegt, in dem er aber seit zwei Jahren, trotz aller Mühe und Sorgfalt, noch keine Blumen, kein Obst hatte ziehen können. Ein Beweis, wie rauh das Klima ist.

Rings um die Stadt geht eine dreißig Schuh hohe, starke Mauer, die auf der Seite nach der Ebene doppelt und mit einem Graben verstärkt ist. Auf dem erhabensten Theil eines Hügels an der Nordseite von Erzerum befindet sich eine kleine Zitadelle. Sie ist zugleich Residenz des Janitscharen-Aga.

---

Ankunft an der persischen Grenze. — Jussuf Pascha.

Einzig nur von meinem Tatar begleitet verließ ich Erzerum am 28 Mai. Es war ein schöner Abend. Wie man aus dem Thor kommt, steigt man schon unmerklich, und nach einer Stunde hat man schon die Höhe der Wasserscheide erreicht, wo auf der einen Seite der Araxes hinabfällt, der seine Wasser ins kaspische Meer gießt, auf der andern der Euphrat, der sich in den persischen Golf wirft.

Von den Quellen des Araxes hinabsteigend, ich durchwatete ihn, fand ich an seinem linken Ufer zuerst das Städtchen Hassankala, oder das alte Theodosiopolis; es heißt auch weiter hin Aras. Rings herum geht eine Mauer, davon ein Theil über den schroffen Kamm eines Hügels fortzieht, der die Stadt auf der Ostseite umgibt. Die höchste Felsspitze hat zur Krone eine dem Anschein nach uralte Zitadelle, deren Mauerwerk aber noch gut erhalten ist.

Während ich die Pferde hier ausruhen ließ, ging ich in eins der hiesigen mir sehr angepriesenen Heilbäder. Es war ein schönes gewölbtes Gebäude am rechten Ufer des Araxes; ich stieg auf steinernen Stiegen zu einem Bassin hinab, das den Mittelpunkt des Gebäudes ausmacht und eine Tiefe von sechs Schuh hat. Das Wasser ist ein wenig säuerlich, hat etwas Schwefelgeruch, scheint immer im Aufwallen und kochend, hat aber doch nur eine Wärme von dreißig Grad Reaumur.

Vom Bade erquickt, zog ich nun meines Weges durch ein ödes, schlecht kultivirtes Land, von Bäumen entblößt, doch nicht ohne zahlreiche Wohnungen. Aber diese sahen traurig genug aus; sie glichen den Dünenhügeln an Meerufern. Es waren kleine, weißliche Erdhaufen, welche als Dächer oder Deckel unterirdischer Löcher dienten, in denen armenische Familien, des Landes einzige Bewohner, hauseten. Türken findet man selten, aber dann in bessern Häusern; sie sind hier so despotisch und schlaff, wie in Europa, aber, und dies fiel mir bei allen asiatischen Türken auf, wenn gleich stolzer, doch höflicher und leutseliger, thätiger und industriöser, als ihre Landsleute in Europa. Sie treiben auch mehr Ackerbau, und sind menschlicher gegen ihre Rajahs.

In der ganzen Provinz waren jetzt die Dörfer menschenleer. Alles hatte aus Furcht vor den durchziehenden Kriegsvölkern die Flucht ergriffen. Das Land, durch welches wir am 30 kamen, ward immer bergiger. Zu Siveng fand ich, von verfallenen Gemäuern umschlossen, ein warmes Bad von salzhaltigem klaren Wasser; in einem großen Dorfe, Midschengirt genannt, Ruinen einer Kirche und Einsiedlergrotten in einzelne Felsblöcke eingehölt. — Unserer armen Pferde willen schlugen wir einen Seitenweg ein, bis wir ein kleines reizendes Thal, von riesigen Felsen von seltsamen Formen und Tannenwäldern umgürtet, erblickten. Den Boden des Thals deckte ein schöner Rasen, mit Gesträuchen aller Art, besonders mit Rosen- und Johannisbeergebüschen geschmückt. Auf einem Hügel, den wir hinankrochen, fanden wir den Postmeister von Midschengirt in einem der unterirdischen Löcher. Er hatte sich dahin geflüchtet, und konnte uns zum Glück einige frische Pferde geben.

Wahrlich, wir hatten derselben nöthig. Denn wie wir Abends weiter zogen und der Tag sich zu neigen begann, sahen wir weit umher die Wachtfeuer kurdischer Truppen leuchten, die zur Armee zogen. Mein Tatar empfahl seine Seele dem Propheten, und machte die Pistolen zurecht; ich und mein Bedienter luden auch die unserigen. So oft die Kurden uns sahn, und schrieen, und ihre Kugeln uns um die Ohren pfiffen, sprengten wir rasch davon, und waren ihnen verschwunden, ehe sie ihre Rosse satteln konnten, die in den Gestrüppen und Gebüschen umher weideten. Wir reiseten die ganze Nacht hindurch, und jagten mehrmals, mit der Pistole in der Faust, mitten durch die Beiwachten der Nachzügler. Ihrer viele brüllten uns an; viele schickten uns ihre Kugeln nach; aber wir kamen — Dank der Vorsehung! — immer glücklich davon.

Den folgenden Morgen (am 31 Mai) traten wir wieder in bewohntes Land; wir sahen keine Kriegesvölker mehr; fanden zu Karsadan Postpferde, und erreichten endlich, müde und erschöpft, die Stadt Kars, Hauptquartier des Pascha. Da dieser den gleichen Tag abreisen wollte, bat ich gleich nach meiner Ankunft um Audienz, und erhielt sie.

Ich fand in Jussuf Pascha (derselbe, der als Großvezier gegen die Franzosen so viel Unglück gehabt und auf der Flucht nach Heliopolis den Turban verloren hatte) einen ehrwürdigen Greis von sechzig bis siebenzig Jahren. Er ist einäugig, aber es entstellt ihn nicht. Da er eines Tages mit einigen seiner

Sklaven das Dschirid-Werfen spielte, warf ihm einer aus Ungeschicklichkeit das Auge aus. Der Muselmann befahl sogleich seinem Intendanten, dem Unglücklichen eine Summe Geldes zu zahlen, und verbot diesem, sich nie wieder vor ihm sehn zu lassen. Der Vezier hat daher den Namen Kior, oder der Einäugige; dergleichen Beinamen aller Art sind in der Türkei gar gewöhnlich.

Nachdem ich die Aufträge, die mir der General Sebastiani für den Pascha gegeben, verrichtet hatte, ließ er einen Perser holen, den ihm der Serdar von Erivan geschickt, und gebot ihm, mich zu seinem Herrn zu begleiten. „Du stehst mit deinem Kopf für alles, was diesem wiederfährt!" sagte er zum Perser. Dann regalirte er mich mit einer Pfeife Tabak, mit Kaffee und gestoßenem Zucker nach Konfektart. Als ich mich von ihm beurlaubt hatte, ward ich von ihm weg in eine kleine finstere Kammer geführt. Es ward mir da nicht ganz wohl; ich besorgte Verrätherei. Aber sein Zahlmeister erschien, und brachte mir ein Geschenk von ungefähr fünfzig Thalern zu hundert Paras. Ich vertheilte das Geld gleich unter meine Leute. Die Türken stutzten, daß man Geld ausschlagen könne. Da ich aber auch den Bedienten des Veziers mittheilte, meinten sie doch, meine Freigebigkeit sei so ganz übel eben nicht.

Jussuf Pascha *) reisete zur Armee ab am Morgen des 1 Juni. Seine Pferde, sein Geschirr und Sattelzeug sind kostbar; aber die türkische Musik — das trommelt, pfeift und tobt durch einander; es zerreißt das Ohr. Im Hof des Pascha standen einige Wagen mit blutigen, angefüllten Säcken. In den Säcken waren Köpfe, die man den Russen nach einer für sie ungünstigen Affäre abgeschnitten hatte. Der Pascha schickte sie über Erzerum nach Konstantinopel.

Als der Pascha abgereiset war, rüstete auch ich mich zur Reise ins Perserland. A. B.

*) Derselbe Jussuf Pascha ist jetzt (August 1810) Großvezier und kämpft für die Erhaltung des Reiches gegen die Russen an den Donau-Ufern.

# Varietäten.

## Aus Italien.

— * Venedig, 8 August. Vorgestern starb hier der französische Gouverneur, General Menou, ein Mann, der sich den Venezianern durch Humanität und Bürgersinn, so wie durch strenge Ordnungsliebe und Gerechtigkeit schätzbar gemacht hatte. In der Geschichte der Kriege seines Vaterlandes hat er sich besonders beim ägyptischen Feldzug bemerkbar gemacht.

J. Menou, vor der Revolution Baron von Menou, begann seine öffentliche Rolle damit, daß er 1789 in die Versammlung der Stände als Deputirter des touraineischen Adels, und bald darauf als einer der ersten von den Adelichen zum dritten Stand übertrat. In dieser Stellung wars auch, wo er den berüchtigten Herzog von Orleans einmal zu rechtfertigen suchte, und als Gegner des Klerus auftrat. Am meisten arbeitete er aber bei der Nationalversammlung im Militärfach. Er wars z. B., der im J. 1791 die Bewaffnung der Nationalgarden dekretieren ließ, und an die Stelle der weißen französischen Fahnen die dreifarbigen brachte. Sein Ehrgeiz strebte damals nach der Stelle des Kriegsministers; aber er hatte viele Gegner, besonders seit den Vorfällen in Avignon. Er hatte nämlich die Vereinigung der Grafschaft Venaissin mit Frankreich bewirkt; bei dieser Gelegenheit heftig den Papst angegriffen, und auch vom berüchtigten Jourdan dem Köpfer (*coupe-tête*) mancherlei harte Beschuldigungen erfahren. Dies, und dann, daß er am 10 Aug. 1792, wo er als Zweiter, mit Rang eines Marechal de Camp, die Linientruppen in Paris kommandirte, sich nicht ganz vom Verdacht des Royalismus hatte reinigen können, war ihm zu der Stelle, nach der er strebte, unübersteigliches Hinderniß.

Im J. 1793 wurde er bei der republikanischen Armee in der Vendee angestellt, und zuletzt ihr Oberbefehlshaber; aber das Unglück verfolgte ihn auch hier. Er verlor gegen die Vendeer die Schlacht von Saumur, die 36 Stunden dauerte, den Republikanern bei 20,000 Menschen kostete, und hatte selbst Mühe, sein eigenes Leben zu retten. Die Folge davon für ihn war, daß er von den Konventsdeputirten seines Kommandos entsetzt wurde.

Nun ging er wieder nach Paris zurück, wo er sich im Treiben der Faktionen verlor, bis es ihm glückte, sich bei der Insurrektion vom Mai 1795 auszuzeichnen, wo er mit einer Division unter seinen Befehlen den Nationalkonvent gegen die Jakobiner vertheidigte, und diese zu Paaren trieb.

Aber erst im Jahr 1798 wurde sein Name auch im Auslande bekannter. Napoleon Bonaparte nahm ihn als Divisionsgeneral nach Aegypten mit, wo sich Menou mehrmals durch Tapferkeit und Talent in Schlachten und Märschen auszeichnete. Mehr Aufsehen machte damals aber noch seine Vermählung mit einer schönen und reichen Aegypterin aus Alexandrien, der zu gefallen er die Moschee besuchte, Bekenner des Islam wurde, und den türkischen Namen Abdallah bei der Beschneidung annahm. Nach Bonaparte's Abreise und Klebers Ermordung übernahm Abdallah Menou den Oberbefehl der französischen Armee in Aegypten. Auch hier fehlte es ihm nicht unter seinen Mitfeldherren an Gegnern, die seine Administration tadelten; eben so wenig fehlte es an Unglück in Schlachten. Bekannt ist seine Proklamation, da er drohte: „Wenn die Britten auf ägyptischen Boden eine Landung wagen sollten, würde kein Mann von ihnen davonkommen." Trotz dem aber landeten die Engländer dennoch mit 16,000 Mann bei Alexandrien; nahmen Abukir; schlugen die Franzosen bei Rhamanieh zurück; eroberten Kahira u. s. f.

Unter allen französischen Generalen war Reynier am lautesten, den Oberfeldherrn zu tadeln. Menou, aufgebracht, schickte ihn nach Frankreich zurück, und folgte ihm bald selbst dahin. Als er sich am 8 Mai 1802 vor dem ersten Konsul wegen seiner Unfälle in Aegypten rechtfertigen wollte, sagte dieser tröstend zu ihm: „Das Loos der Schlachten ist ungewiß. Sie haben nach dem unglücklichen 21 März (d. i. nach der Schlacht bei Rhamanieh) alles gethan, was von einem Manne, der Herz hat, erwartet werden konnte. Ihr tapferer Widerstand in Alexandrien trug viel zum guten Ausgang der Präliminarien in London bei; Ihre kluge Administration hat Ihnen die Achtung jedes Einsichtsvollen gewonnen; ich weiß alles, wie es bei Ihrer Armee ging; Ihr Unglück war groß, aber es hat Ihnen nicht meine Achtung geraubt.

Reynier wollte zwar über jene entscheidende Schlacht eine Druckschrift herausgeben, worin Menou's Benehmen scharf beurtheilt ward; die Polizei aber unterdruckte die Schrift. Acht Tage nach der Audienz beim ersten Konsul kam Menou ins Tribunat; dann als Generalgouverneur nach Piemont, seit dem März 1803. In dieser Stelle empfing er den Rang als Großoffizier der Ehrenlegion, dann als Graf von Menou; ward endlich nach Venedig als Gouverneur gesetzt, wo er am 6 August 1810 des Morgens starb.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 69. — den 29 August 1810.


## Die Revolution der Caraccas.

Einleitung zu dem folgenden Gemälde.

Man bilde sich nur nicht ein, daß diejenigen, welche der anstaunende, verblendliche Haufe des Volks große Männer nennt, auch das Große erschaffen haben, welches eine Folge ihrer Unternehmungen zu sein scheint. Die Natur allein verrichtet das Große; sie bauet unaufhörlich im Dunkeln fort, bis das Gebäude vollendet ist. Dann erscheinen erhabene Männer, die Handlanger des Schicksals, um das morsche Gerüst hinweg zu reissen, welches den neuen Bau versteckt hielt. Sie, ihr Glück und ihre Thaten sind nur Kinder gewaltiger Weltverhältnisse, über die kein Cäsar, kein Mahomed, kein Karl, kein Napoleon herrscht.

Gibt es keine Seelenwanderung in der Thierwelt, so gibt es doch eine Metempsychose der Ideen (des Wahren, Guten und Schönen). Diese streifen von Jahrtausend zu Jahrtausend ihre vergänglichen Hüllen ab (Regierungsformen, Gesetze, Religionssysteme, Moden), um sich in bequemere und edlere zu werfen. Darum, wer weise genug ist, nicht über einen Pfennig, einen Purpurlappen zu weinen, hat in der Welt über nichts zu weinen. Denn der Menschheit höchste Güter, Tugend, Freiheit, Wahrheit, bleiben ewiglich; politische Revolutionen sind nur Sterbestunden ihrer Leichname, von denen sie scheiden, um bessere Formen zu wählen.

Die meisten europäischen Freistaaten sind jetzt verlöscht. Nicht daß die Ueberzeugung des menschlichen Geschlechts sich wider die Vortrefflichkeit republikanischer Staatsformen erklärt hätte; sondern sie gingen unter (die Formen!) durch physische Uebermacht einer Monarchie, deren Dasein, anfangs von der halben Welt befeindet, nur durch die entschiedenste Ueberlegenheit sicher gestellt werden zu können schien. Zwar hatte Europa seit einem Jahrtausend nie weniger Republiken, als jetzt; aber auch wohl nie mehr Männer republikanischen Geistes unter allen Völkern, in allen Ständen, vom Thron herab und vom Stuhl des Gesetzgebers, bis zu dem Mann hinter dem Pfluge. Daher in unsern neuen monarchischen Verfassungen so viele liberale Grundsätze, Religionsfreiheit, Gleichstellung der Staatsbürger in ihren Ansprüchen, Theilnahme des Volks durch Stellvertreter an verschiedenen Zweigen der Gesetzgebung u. s. w.; daher das freimüthige Urtheil der Unterthanen überall über die Handlungsweise der Großen, deren Pomp und Glanz nicht mehr blendet und vergöttlicht; daher oft unverhaltener Mißmuth über mancherlei Versuche Einzelner, sich dem Alten wieder zu nähern, das schon wegen seiner Unhaltbarkeit zur gemeinsamen Verachtung gesunken, und über manches andere, das vielleicht nur eine Folge augenblicklicher Zeitverhältnisse, des Krieges, des Handelsverlusts, der wechselseitigen Abhängigkeit der Staaten u. s. w. sein kann.

Was in Europa verschwand, scheint in der neuen Welt kräftiger und zahlreicher aufblühen zu wollen. Amerika, bisher Europa's Magd, ermannt sich zur vollen Unabhängigkeit. Nie, seit Gründung der Kolonien jenseits des atlantischen Ozeans, war dazu auch wohl ein Zeitpunkt gelegener, als der gegenwärtige.

Im Norden blühen die vereinigten Staaten von Nordamerika. Haiti oder St. Domingo ist noch im blutigen Kampf. Mexiko wankt unentschlossen; wie es scheint, auch Peru. Ein Theil der Terra firma hingegen hat ihre

Unabhängigkeit feierlich angekündigt. Das Volk von Porto Ricco, eines der größten und reichsten Eilande von den Antillen, folgte dem Beispiel der Caraccas; dann die Havanna.

Lage von Caraccas, und was den Flor dieses Landes bewirkte.

Diese Ereignisse in Amerika scheinen zu den wichtigsten des neuen Jahrhunderts zählen zu wollen. Sie sind der Aufmerksamkeit des Beobachters unserer verhängnißreichen Tage werth.

Südwärts der fünfzehn bis sechszehn Meilen breiten Erdzunge von Darien, die beide Hälften Amerika's verbindet, breitet sich zwischen den Strömen Darien und Orinoco ein weitläufiges Gebiet aus, welches anfangs unter dem Namen der Terra firma bekannt war, nachmals aber unter dem Namen Neugranada berühmter wurde.

Denn als die spanischen Monarchen ihre Eroberungen in der neuen Welt vollendet hatten, vertheilten sie anfangs dieselben in zwei Statthalterschaften von ungeheurer Ausdehnung. Ein Vizekönig von Mexiko verwaltete das gesammte spanische Nordamerika; ein anderer, von Peru aus, das südliche. Nachdem aber die Bevölkerung im Süden überhand nahm, ward im achtzehnten Jahrhundert ein drittes Vizekönigthum gegründet, indem man das peruanische theilte. Dies geschah im Jahr 1718. Die neue Regierung von Neugranada, mit vizeköniglicher Gewalt ausgerüstet, beherrschte, von der Hauptstadt Santa Fe de Bogota aus, alles Land von den mexikanischen Grenzen bis zu den Ufern des breiten Orinocostroms, das heißt die Provinzen Neugranada, Neukarthagena, St. Martha, Rio de la Hacha, Cumana, Quito, Venezuela und Caraccas.

Alfonso Ojeda war der erste Europäer, welcher die Gegenden von Venezuela und Caraccas entdeckte. Es war im J. 1499. Venezuela oder Klein-Venedig hieß er dies Land, weil er einige Hütten der Indianer auf Baumpfählen über dem Sumpfboden erbaut sah. Anfangs benutzte man die die Entdeckung nur, um Sklaven zu machen; die Spanier schleppten diese Unglücklichen über das Meer in die Inseln, die sie durch ihre Grausamkeit täglich wieder entvölkerten. Erst im Jahr 1527 dachte ein Abentheurer daran, hier Kolonien zu gründen; er versprach dem Kaiser Karl dem Fünften Berge Goldes. Karl aber, den reichen Welsern von Augsburg verschuldet, gab ihnen die Provinz Venezuela, als ein kastilisches Lehen, an Zahlungsstatt.

Die Welser, allzubegierig die verlornen Goldsummen schnell und mit Wucher zurückzugewinnen, statt die reichen Bergwerke des Eldorado bearbeiten zu lassen, schickten auf ihre Kosten vier- bis fünfhundert Soldaten dahin, oder vielmehr Landstreicher und ehrloses Gesindel, um die Indianer — auszuplündern. Die Anführer der Deutschen, ein Alfinger, ein Sailer, wetteiferten mit den Spaniern in den Künsten der Grausamkeit. Sie durchzogen verheerend das Land, ermordeten die Landeseingebornen, folterten sie, schnitten ihnen die Leiber auf, um die Unglücklichen zum Geständniß zu zwingen, wo ihr Gold sei. — Aber Hunger, Seuchen und vergiftete Pfeile vertilgten endlich, zum guten Glück, diese des deutschen Namens unwürdige Räuberhorde. Die Spanier bemächtigten sich wieder eines Bodens, den die Welser versäumt hatten. Sie gründeten Kolonien um Kolonien, und die reichen Kakao-Erndten dieser Gegenden lohnten ihre Mühe. Die Kakaonüsse von Caraccas sind noch jetzt, nächst denen von Soconusco und Guatimala im Mexikanischen, die allerköstlichsten.

Von da an ward das Land Lieblingssorge des Madrider Hofes. Nachdem derselbe, wie ich oben erzählt habe, auch Caraccas zu einer Provinz des neuen Vizekönigreichs gemacht, errichtete er für sie eine eigene Handlungskompagnie von St. Sebastian oder Caraccas im Jahr 1728. Es waren Kaufleute von Guipuscoa, welche sich zu dieser Gesellschaft vereinigt hatten. Anfangs genossen sie nur des Rechts, zwei Schiffe jährlich auszusenden; seit 1734 aber soviel sie wollten. Anfangs hatten sie kein ausschließliches Privilegium, aber seit 1742 besaßen sie es für die Landschaft der Caraccas, und zehn Jahre später für das Gebiet von Maracaibo, welche beide Landstriche nach ihrer Vereinigung die Provinz Venezuela bildeten, einen vierhundert Meilen langen Strich Landes längs der Küste.

Dieser Gesellschaft, ihrer Thätigkeit, ihren klugen Berechnungen dankt die Provinz Venezuela ihr schnelles Aufblühen. Die Menge der Freien und Sklaven wuchs von Jahr zu Jahr mit unglaublicher Geschwindigkeit. Die siebenhundert und neun und fünfzig Pflanzungen, welche man noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gezählt hatte, erwuchsen bald zu einigen Tausenden. Die Heerden im Innern des Landes wurden unübersehbar. Reiche Dörfer verwandelten sich in Städte, und wo man vor einem Jahrhundert noch einzelne elende Hütten umhergelagert sah, glänzte nun europäischer Luxus in allen Formen.

Besonders war das Steigen des öffentlichen und Privatwohlstandes in den Bezirken von Caraccas am bemerkbarsten. Den Einwohnern dieser Gegenden hatte die Handlungskompagnie eine Summe von ungefähr 3,240,000 Livres oder beinahe eine Million Thaler ohne Zins zur Urbarmachung des Bodens vorgeschossen; sie hatte den elenden Ankerplatz von la Guayra zu einem guten Hafen, vermittelst eines großen und kostbaren Molo oder Meerdamms, verbessert, und den Hafen von Cabello befestigt und erweitert.

Caraccas, der Hauptplatz des gesammten blühenden Landes, auch St. Jago de Leon genannt, ward in gleicher Zeit zu einer weitläufigen Stadt. Sie liegt unter dem 10 Grad 10 Min. nördlicher Breite. Die Straßen von Caraccas sind sehr regelmäßig gebaut. Ueberall begegnen die Spuren des Wohlstandes und Ueberflusses. Eine Bevölkerung von mehr denn 25,000 Seelen belebt die geräumigen Plätze und Gassen. Seit der König im J. 1781 mit der Handlungskompagnie von Caraccas veränderte Einrichtungen traf, und die Hafen von Guayra und Cabello allen spanischen Schiffen offen standen, vermehrte sich die Industrie um so mehr.

Zu St. Jago de Leon residirte gewöhnlich der Landeshauptmann oder „Capitan General“ der Provinz Venezuela und Caraccas, welcher zu Guayra, Puerto Cabello, Trinidad, Cumana, Guayana und Maracaybo seine sechs untergeordnete „Gobernadores“ hatte. — Der Hofstaat des Capitan General vermehrte den Glanz der reichen Stadt. Das oberste Tribunal war inzwischen immer in Santa Fe, der Hauptstadt Neugranada's, geblieben, wo der Vizekönig oft selbst Präsident desselben war.

Blick auf die Produkte und den Handel der Caraccas.

Die Küste von Caraccas war für den spanischen Handel noch vor zehn Jahren von der größten Wichtigkeit.

Wie ich schon oben sagte, ist die leckerhafte Frucht des Kakaobaums, der theils zerstreut umher im Lande, theils in regelmäßigen Pflanzungen wächst, hier von der vorzüglichsten Güte. Die Kakaobohnen von Caraccas sind rund, doch länger als breit, von einer zarten, silberhaft schillernden, flitterartigen Haut überzogen; ihr Fleisch ist graubräunlich, fett, von angenehm bitterm Geschmack. Durch Form, Geschmack und innere Farbe unterscheiden sie sich auffallend von allen, die in andern Gegenden gedeihen.

Um sich einen Begriff von der Menge dieser nahrhaften Früchte zu machen, die nach Europa aus Caraccas abgeführt wurden, darf man nur wissen, daß bei Friedenszeiten in mittelmäßigen Jahren immer an 37,000 Zentner Kakao gewonnen wurden, davon der Verkaufspreis in Europa weit über eine Million Thaler betrug. Ausserdem wurden alljährlich bei 22,000 Stück roher Häute, zwei- bis dreitausend Zentner Tabak (der sogenannte Varinas- und Orinoco-Tabak), ein Paar hundert Zentner Indigo, auch Gold und Silber aus den Bergwerken nach Europa geführt; so, daß man den Werth sämmtlicher Waaren auf dem Platz in Cadiz im Durchschnitt jährlich auf 1,514,366 Thaler, ihren Verkaufspreis auf 1,648,147 Thlr. und den reinen Gewinn davon auf 133,781 Thlr. anschlug.

Dahingegen berechnete man den Werth der jährlichen Einfuhr in Caraccas, so wie die Waaren am Bord lagen, nebst allen Zöllen und Abgaben, auf 799,333 Thlr., ihren Verkaufspreis in den Plätzen von Caraccas auf 1,141,598 Thlr., und den reinen Gewinn für den spanischen Handel auf 342,265 Thaler.

Wir dürfen nur das Verhältniß des Waarenwerths der Aus- und Einfuhrartikel vergleichen, um bald überzeugt zu werden, wie wenig die Kolonien durch den Handel mit ihrem Mutterlande gewannen. Kein Wunder, wenn die Einwohner von Caraccas sich durch Schleichhandel, so gut sie konnten, zu entschädigen suchten. Denn offene Handelsverbindung ward ihnen mit andern europäischen Nationen nicht gestattet. Die Engländer von Jamaika aus, die Holländer von Curassao, Franzosen, Nordamerikaner und Dänen wetteiferten mit einander, wer von ihnen die meisten europäischen Waaren in die spanischen Kolonien werfen konnte. Da das, was Spanien einführte, zu Gunsten der Krone immer mit schweren Zollen und Abgaben belegt war, hatten die Contrebandiers mit ihren Waaren immer noch, selbst nach einiger Verminderung jener Zölle (seit 1778) vierzehn Prozent zu gewinnen. Welch' ein mächtiger Sporn für die Gewinnsucht!

Vor dem Jahr 1774 war das Schicksal der Kolonisten aber noch übler. Denn die spanischen Provinzen in Amerika hatten damals nicht einmal Erlaubniß, unter sich selbst Handel und Verkehr zu treiben! Der Hof von Madrid, weniger bekümmert um die Glückseligkeit seiner Unterthanen jenseits des Weltmeers, als um eigene reichliche Einnahmen, wollte durchaus die Bedürfnisse seiner amerikanischen Staaten durch periodische Flotten aus Europa befriedigt wissen. König Karl der Dritte hob aber diese verderbliche Maxime durch sein Edikt von 1774 auf.

---

Allgemeine Quellen der Unzufriedenheit in den Kolonien.

Der französische Revolutionskrieg brach aus; brittische Flotten machten alle Meere unsicher; der Handel fiel; die Lasten stiegen. Das Mutterland, ohne den Kolonien helfen zu können, begehrte von ihnen nur Hilfe. Das Volk war unzufrieden, aber an blinden Gehorsam und Unterdrückung seit Jahrhunderten gewöhnt. Die Gobernadores und übrigen Administrationsbehörden in den amerikanischen Provinzen, meistens kärglich besoldet, fuhren fort, sich durch Eigenmacht zu bereichern. Es war bekannt und zum Sprichwort geworden: der König bekomme kaum die Hälfte von allem, was in seinem Namen erhoben werde. So lag der Gährungsstoff für eine Revolution bereit.

Zu diesem kam noch die Unzufriedenheit der amerikanischen Spanier, die, so sehr sie auch mit Leib und Seele Spanier waren, dennoch selten oder nie zu hohen Stellen gelangten. Der Madrider Hof, um sich die Abhängigkeit der Kolonien zu sichern, sandte, für jedes wichtige Amt in denselben, geborne europäische Spanier dahin. Die Mexikaner pflegten dergleichen Leute dann immer „Chapetones" zu heißen; Menschen die arm anlangen, um bald die reichsten zu sein. Die Chapetonen waren daher auch meistens im Besitz des Handels; sie nahmen in den „Cabildos" oder Rathsversammlungen die meisten Plätze ein; alles ging durch ihre Hand. Die Kreolen, oder in Amerika von europäischen Eltern Gebornen, kamen, und mochten sie auch noch so reich sein, selten zu Ehrenstellen; die Genizaren aber, oder Mischlinge, nämlich Mulatten und Mestizen, niemals. Neger und Indianer blieben natürlich bloß Halb- und Ganz-Sklaven.

Da nun in den Caraccas auf einen europäischen Spanier immer zweihundert amerikanische, oder Kreolen, gezählt werden können: so hatten diese bei jeder Umwandlung der Dinge immer ein gefährliches Uebergewicht, dem die Spanier nichts, als die Macht der Gewohnheit und die Gewalt des Goldes entgegensetzen konnten, weil sie im Besitz des Handels waren.

Die Revolution Spaniens und Portugalls in den Jahren 1808 und 1809 machte in den Caraccas große Bewegung. Die Regierungsbehörden, wie der Einfluß Englands, waren zu Gunsten Ferdinands des Siebenten. Man unterstützte das Mutterland willig gegen Frankreich, und gehorchte auch den Befehlen der spanischen Insurrektionsjunta, so lange diese noch einen Schein von Gewalt behauptete.

Kaum aber wurden die Fortschritte der französischen Waffen, die Ohnmacht der sevillischen Junta in Amerika bekannt: so verschwand plötzlich das obrigkeitliche Ansehen der europäischen Spanier in den Kolonien. Der Stolz und die Eifersucht der Kreolen gegen die Chapetonen erwachte lebhafter, je schmeichelnder die Proklamationen wurden, die man aus Sevilla herübersandte. Die hundertjährige Erbitterung stieg aber aufs höchste, als die sevillische Junta durch einen politischen Mißgriff die amerikanischen Spanier tief kränkte, endlich nach Cadiz fliehen und sich dort auflösen mußte, um einer neuen Junta Platz zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Stoff zu Parallelen.

Das Theodosianische Gesetz gegen Beleidigungen der Monarchen.

Theodosius der Große, ungeachtet der aufbrausenden Heftigkeit, die in seiner Gemüthsart lag, dennoch einer der humansten Fürsten und weisesten Gesetzgeber in einem verdorbenen Zeitalter, gab im Jahr 393 folgendes Gesetz wider diejenigen, welche die Ehre des Monarchen anzutasten wagen:

Wer sich unterfängt, Unsern Namen, Unsere Regierung,

Unser Betragen zu lästern, soll nicht nach dem gewöhnlichen Ausspruch des Gesetzes bestraft oder von Unsern Amtleuten mit Strenge gezüchtigt werden. Wenn er aus Leichtsinn von Uns übel redete, soll man ihn verachten; wenn es aus blinder Thorheit geschah, ihn bemitleiden; geschah es aber aus Bosheit, ihm verzeihen.

# Varietäten.

## Aus der Schweiz.

— * Seit mehrern Sommern war die Schweiz nicht von so vielen Fremden besucht, die in den glücklichen Thälern des Friedens und der Freiheit Erholung und Genuß suchten und fanden, als dieses Jahr. Die meisten Bäder und Gesundbrunnen zählten bei ihren Heilquellen soviel Ausländer und Einheimische, daß es den Verspäteten oft an Raum gebrach. Sehr willkommen erschien daher den Wanderern, als Rathgeber durch den unvergänglich schönen Garten Europens, die neue oder vierte Ausgabe von Hrn. Ebels „Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen.“ Wohl kein anderes Land der Welt hat einen solchen vollkommenen Cicerone, als die Schweiz an ihrem verdienstvollen Freund Ebel hat. Nur Schade, daß dies vortreffliche und in seiner Art einzige Werk eben durch die mit hohem Fleiß gesammelten neuen Angaben und Thatsachen zuletzt zu voluminös, und zumal für Fußgänger in den Gebirgen allzubeschwerlich beim Mitführen wird. Vielleicht wäre vielen, die Helvetien nur seiner Naturschönheiten und Völkerschaften willen sehen wollen, ein zweckmäßiger Auszug in Taschenformat mit Weglassung des oriktognostischen und geognostischen Details ein sehr willkommenes Geschenk, und auch dann noch immer lehrreicher, zuverlässiger und unterhaltender, als der Schwall jährlich erscheinender Beschreibungen von Reisen durch die Schweiz. Die meisten der letztern, man möchte sagen alle, welche seit der politischen Umbildung Helvetiens ins Publikum geworfen wurden, tragen so sehr das Gepräge der Flüchtigkeit, der Unkunde und des Beobachtungsmangels ihrer Verfasser, daß sie als Werke bleibenden Werthes kaum erwähnt werden können.

Und dennoch hat die Schweiz gegenwärtig, bei ihren neuen Verfassungen und Stiftungen, gewiß kein geringeres Interesse für den philosophischen Beobachter, als zu Meiners und Coxe's Zeiten. Vielmehr ist seit der Revolution in diesem Staatenverein ein Geist und Streben rege geworden, eine Freimüthigkeit des Urtheils, ein Bemühen zu gemeinnützigen Zwecken, ein Bedürfniß der Gebildeteren zu gegenseitiger Mittheilung, wie man so im Verlauf des vorigen Jahrhunderts nicht fand. Wenn die Mediationsakte auch nicht den Wünschen Aller entsprach, suchten doch die Schweizer weise und vaterländisch den Zwecken der Vermittelungsurkunde nach allen Kräften zu entsprechen. Das Unglück Europens und ihr eigenes war nicht vergebens an ihnen vorübergegangen. Immer inniger verehren die Eidsgenossen in ihrem erhabenen Vermittler den Schutzgeist ihrer Ruhe und Freiheit; und was auch hin und wieder im Auslande über allerlei Veränderungen gefabelt werden mag, die den neunzehn Freistaaten der Alpen drohen könnten: sie selbst bauen mit harmloser Zuversicht und Ueberzeugung auf Napoleons, ihres Beschirmers, Wort. — Und wenn gleich die Vermittelungsurkunde die Völkerschaften zwischen Rhein, Jura und Alpen politisch schied, ist dagegen die Tendenz nach moralischer Einheit desto lebendiger, und reger als vor der Revolution. An die Stelle des ziemlich erstorbenen Faktionsgeistes ist fast überall, und wenn auch nicht immer herzliche Schlichtung der Doppelmeinung über das Vergangene, doch ein schonendes Zartgefühl getreten, welches der allgemeinsten Ausgleichung der Gesinnungen schon vielfach den Weg gebahnt hat.

Viel trugen auch dazu die seit dem letzten Lustrum der Eidsgenossenschaft theils erneuerten, theils neugestifteten Gesellschaften und Verbindungen von Schweizern aus allen Kantonen bei, welche irgend einen wissenschaftlichen oder vaterländischen Zweck haben, wie die helvetische, die musikalische, die pädagogische, die Künstlergesellschaft u. s. w. Zu diesen fügten sich nun in diesem Jahre auch noch die ökonomische Gesellschaft, welche, bei Gelegenheit des landwirthschaftlichen Festes zu Hofwyl, aus Freunden der Landkultur aus den verschiedensten Gegenden der Schweiz gebildet ward; desgleichen die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, als deren Stifter der vielfach um das Armenwesen verdiente Hr. Doktor und Archiater Hirzel in Zürich angesehen werden muß. Letztere versammelte sich am 15 Mai 1810 zum erstenmal in Zürich, und ihr Zweck ist kein anderer, als durch gegenseitige Mittheilung die Anstalten gegen Unglück und Elend der Schweiz kennen zu lernen, und zu dem Behufe mit gutem Rathe das möglichste beizutragen. Vermuthlich wird sie ihre Verhandlungen alljährlich bekannt machen, wie dies auch im Plan einer am 11 Juni dieses Jahrs, unter dem Vorsitz des würdigen Prof. und Dr. Schifferli eröffneten, medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern zu liegen scheint. Diese aus thätigen Aerzten und Wundärzten des Kantons bestehende Societät hat, wie ähnliche in den Kantonen Zürich, Aargau, Freiburg, die Erweiterung ihrer Erfahrungen und Kenntnisse im Gebiete der Heilkunde durch wechselsweise Mittheilung in öftern freundschaftlichen Zusammenkünften zum Zweck, und affiliirt sich auch mit berühmten Aerzten anderer Kantone, um desto sicherer das wohlthätige Ziel zu erreichen.

---

## Aus Deutschland.

— * Berlin, im August. Die Anleihe für preussische Rechnung zur Abtragung der Kontribution an Frankreich geht nun in Paris ganz gut von statten. Das Haus Tourton und Compagnie hat es übernommen, das Ganze zu arrangiren. Zu welchen Bedingungen, ist ungewiß; nur so viel ist sicher, daß der Handelsstand in den preussischen Staaten sich verbürgen soll, welches zum Theil auch schon geschehen ist. Von einer Anleihe von zwanzig Millionen Franken hat Berlin vier Millionen verbürgen müssen.

Unsere Stadt ist gegenwärtig sehr still und leer, da viele Einwohner verreiset sind; der Geldmangel läßt sich mit jedem Tage deutlicher spüren.

Ueber die neuen Finanzplane unsers würdigen Staatskanzlers von Hardenberg herrscht noch ein undurchdringliches Dunkel. Gewiß wird er etwas Vollendetes liefern, da man von diesem ausgezeichneten Manne nichts anders erwarten darf.

Eine Gesellschaft gebildeter Männer hat sich zu Anlegung einer besondern Badeanstalt bei der Spree verbunden. Die Gesetze dieser Gesellschaft athmen durchaus die zartesten Rücksichten in Hinsicht der öffentlichen Schicklichkeit. Der Präsident Gruner, dessen Polizeidistrikt sich durch eine Kabinetsordre des Königs auf einige Meilen in die Runde um Berlin erstreckt, hat an jene Gesellschaft ein Belobungsschreiben erlassen, und sie seines Schutzes versichert.

H.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 70. — den 1 September 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Berlin.

Noch Einiges zur Bezeichnung der allgemeinen Trauer über den Tod der Königin. Tilgung der ersten Hälfte der Kontribution an Frankreich. Falsche Tresorscheine. Pallas in Berlin. Kämmerer Riez. Achards Zuckerfabrik. Universität.

Berlin, den 10 August.

Nie ist vielleicht der Ausdruck der Theilnahme und des Schmerzes über den Verlust eines gekrönten Hauptes lebhafter und aufrichtiger ausgedrückt worden, als der Beobachter es in unserer Hauptstadt noch zu bemerken Gelegenheit hat. Troß der nun schon längst erfolgten Beisetzung des Leichnams der Königin, erinnert sich noch Alles mit einem bangen Gefühl an die Wunde, welche dem Staat und vorzüglich dem Edelsten der Fürsten geschlagen worden. Der einzige Gedanke richtet den Patrioten noch auf, daß Friedrich Wilhelm, der mit solcher Festigkeit die Schläge des Schicksals zu ertragen wußte, auch hoffen läßt, daß er den Schlag, der ihm in dem Verlust einer von ihm geliebten Gattin versetzt worden, mit seinem ihm verliehenen Gradsinn zu überwinden, und sein theures Leben und seine Gesundheit dem Staat und dem Volk zu erhalten wissen wird.

Bei dem ersten Gefühl des Schmerzes war der König entschlossen, sich nach Sanssouci zu begeben, und in stiller Einsamkeit einige Zeit dem heiligen Andenken der ihm entrissenen Gattin zu weihen. Die Vorstellungen des allgemein verehrten Staatskanzlers von Hardenberg brachten jedoch den König von einem Gedanken ab, der vielleicht auf die Gesundheit seiner Person von den übelsten Folgen hätte sein können. Und so haben wir dann das Glück, den König oft in unserer Mitte zu sehen, und uns augenscheinlich zu überzeugen, daß er, aus Liebe zu seinem Volke, seinen Schmerz zu überwinden sich bestrebt.

Da die Vorsehung das preussische Königshaus schon seit mehreren Zeitaltern mit keinem Todesfall einer regierenden Königin heimgesucht, so mußten erst die Archive um die bei einem solchen traurigen Ereignisse statt findenden Ritualien befragt werden, und man hat sich soviel als möglich an die dort aufgefundenen Vorschriften gehalten. Sie können leicht denken, daß nichts verabsäumt worden, um die Ueberreste der gekrönten Hingeschiedenen mit einem ihrem Stande und ihren Tugenden und einem der Würde des preussischen Volks angemessenen Gepränge in unsern Mauern aufzunehmen, auszustellen und endlich zur Gruft zu bestatten.

Das Publikum wetteiferte mit dem Hofe, seine schmerzlichen Gefühle und seinen Kummer bei der Bestattung der hohen Verblichenen an den Tag zu legen. Alles warf sich in tiefe Trauer; von allen Korporationen waren Deputirte beim Leichenzuge, und das Ganze bildete ein solches Trauerfest, wie es die Alten feierten und den Beobachter von einiger Bildung in die Zeit der Griechen und Römer versetzte. Bei der Menge von Tausenden, welche diese Zeit über in Bewegung war, ward doch dem Zeremoniel mit einer Ruhe und Ordnung beigewohnt, die allein schon den Ausdruck von tiefer Theilnahme und wundem Gefühl andeuten dürfte.

Künstler, Dichter und Redner beeiferten sich gegenseitig, im Publikum diese Stimmung zu erhalten. Abrahamson und Loos haben geschmackvolle Trauermedaillen geprägt; Posch, der das Bildniß der Verewigten bossirt, liefert davon Abdrücke. Iffland hat in einer kleinen Broschüre: Gedanken eines

Landbewohners u. s. w. und Delbrück in zwei andern Piecen die Gefühle der Nation trefflich ausgesprochen. Gubitz hat durch eine treffliche Elegie, welche Seidel komponirte, die Freunde des Gesangs zur Theilnahme an der Trauer über unsern Verlust vorbereitet, und an diesen hat sich noch ein Heer genannter und ungenannter Dichter und Redner angeschlossen.

Unsere Kanzelredner unterliessen ebenfalls nicht, in ihren Gemeinden gerechte Trauer zu stimmen. Mehrere treffliche Trauer- und Leichenreden haben diesen Tagen ihr Dasein zu danken, von denen einige schon gedruckt erschienen und mehrere wahrscheinlich bald gedruckt erscheinen werden. Unter den Kanzelrednern verdient vorzüglich der Senior der hiesigen Geistlichkeit, der Konsistorialrath und Ritter Erman, einer vorzugsweisen Erwähnung, da das Schicksal ihm ein Alter zu Theil werden ließ, welches ihm erlaubte, in seiner Rede zu äussern, daß dies schon die vierte Königin von Preussen sei, deren Tod er an heiliger Stätte habe betrauern müssen; nämlich Friedrich Wilhelms des Ersten, Friedrichs des Zweiten, Friedrich Wilhelms des Zweiten und endlich Friedrich Wilhelms des Dritten Gattin.

Auch zur Verewigung der milden Gesinnungen der erhabenen Verstorbenen hat sich eine Anzahl von Menschenfreunden vereinigt, unter welchen sich die ersten Staatsmänner befinden, die Nation aufzufordern, ihre Kraft zu vereinen: Bildungsanstalten für weibliche Erzieherinnen in allen Theilen des Staats einzurichten, denen Louisens Name die Weihe geben soll, und auf die Art in ihrem Geist die weibliche Tugend in dem Herzen der preussischen Frauen fortgepflanzt werde.

Auf eine diesen menschenfreundlichen Gefühlen entsprechende Weise ward endlich das Theater, das, wie jede Musik, bis zum 3 August untersagt war, am 4 mit einer Trauermusik zum Andenken der hohen Verewigten eröffnet. Vorher sprach Iffland die Klopstocksche Ode auf den Tod der Königin Louise von Dänemark, die, in Hinsicht ihrer Anspielungen, ganz auf den uns betroffenen Verlust gedichtet zu sein schien. Die Einnahme war zum besten des Louisenstifts, das Louisens wohlthuendem Herzen vorzüglich sein Dasein zu danken hat, und so ward eine ihrem Andenken gebrachte Kunstweihe ein reichhaltiger Genuß ihrem verklärten Herzen.

Da die Trauer wegen des Absterbens der Königin nur bei Hofe und den Dikasterien angesagt war, so hielten sich die Bürger der Hauptstadt verpflichtet, um ihrem Wunsch, ihren Schmerz durch Trauer ausdrücken zu können, zu genügen, die Erlaubniß zu derselben von ihrem innig geliebten Landesherrn einzuholen, welche ihnen sofort gestattet worden. Bloß den Freudenmädchen ist von Seiten der Polizei alle Art von Traueranzug anzulegen untersagt worden.

Die Ueberreste der verewigten Königin sind vorerst in dem Dom beigesetzt. Alle die verbreiteten Gerüchte über ihre fernere Bestimmung sind zu voreilig; eben so wenig ist entschieden, daß der Verstorbenen auf ihrem Lieblingssitz, in Charlottenburg, ein Mausoleum errichtet werden wird. Sollte dies der Fall sein, so verdiente gewiß folgende von Bothe herrührende Inschrift wegen ihrer Naivetät und Einfachheit darauf einen Platz:

Unschuld, Treue, Lieblichkeit, die Gaben
Gottes alle und der Menschenzier,
Was da schön, holdselig und erhaben,
Geister kann erfreun und Herzen laben,
Ward an diesem Trauerort begraben:
Königin Louise ruhet hier!

Doch mag Erz oder Stein ihren Namen verewigen; das schönste Denkmal setzte sich die erhabene Verblichene selbst in dem Herzen ihres Gatten, ihrer Angehörigen und ihres Volkes, das für immer sich gewiß erhalten wird.

Der ernste Gang der Staatsgeschäfte ist übrigens durch diesen alle Herzen erschütternden Todesfall keinesweges unterbrochen worden. Vielmehr ist in den Tagen der tiefsten Trauer der Schleier, der über unsere politische Lage ausgebreitet ist, zur heitern Aussicht gelüpft und der Nation kund geworden, daß die von dem Feldmarschall von Kalkreuth, während seines Aufenthalts zu Paris, angeknüpften Negotiationen mit der französischen Regierung den glücklichsten Erfolg gehabt.

Vor kurzem ließ nämlich der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg eine Anzahl Glieder des Kaufmannsstandes zu sich berufen, und eröffnete ihnen, daß nach dem mit der französischen Regierung getroffenen Uebereinkommen neuerdings die Abtragung von fünfzehn Millionen Franken an dieselbe zu machen sei, mit welchen alsdann die Hälfte der an Frankreich schuldigen Kontribution, welche achtzehn Millionen Thaler beträgt, getilgt ist, und in Folge dessen die Festung Glogau von den Franzosen geräumt werden wird. Mit der Abtragung der übrigen achtzehn Millionen Thaler ist aber von der französischen Regierung eine Frist von vier oder fünf Jahren gewährt. Um jene fünfzehn Millionen Franken abzutragen, hatte der einsichtige Staatsmann alles so vorbereitet, daß die Kaufmannschaft der Provinzen eilf Millionen auf sich in Wechseln entnehmen läßt, so daß auf die Kaufmannschaft von Berlin vier Millionen repartirt sind, welche Summen alle durch die Staatseinnahmen zur gehörigen Zeit gedeckt werden sollen. Es läßt sich leicht erwarten, daß bei dem Zutrauen, das dem Staatskanzler in vollem Maaße gewährt ist, der Kaufmannsstand nicht säumte, dem Verlangen desselben nachzukommen, und sofort zum Arrangement dieser Angelegenheit zu schreiten.

Da nun Alles in dieser Hinsicht angeordnet ist, so ist der geheime Staatsrath Labaye, Mitglied der Schuldentilgungs-Kommission, ernannt, sich nach Paris zu begeben, und dort diese für unsere Verhältnisse wichtige Angelegenheit mit der französischen Regierung ins reine zu bringen.

Man darf nun zuversichtlich erwarten, nachdem der Druck, unter dem unsere thätige Regierung in Hinsicht der Abtragung der Kontribution erlag, in hohem Grade beseitigt ist, daß nun auch die väterliche Sorgfalt derselben sich für ein Arrangement des innern Schuldenwesens verwenden wird, und es ist bei der unermüdeten Thätigkeit und Betriebsamkeit, mit welcher der Staatskanzler von Hardenberg im Stillen Alles vorbereitet, um eine beruhigende Krisis in seiner Verwaltung herbeizuführen, gewiß zu erwarten, daß dies auf die folgenreichste Weise geschehen wird. Uebrigens kann man fest versichern, daß alle die Gerüchte, welche über dieses Staatsmanns Finanzplane ins Publikum gebracht werden, zu voreilig sind, und sich sämmtlich auf leere Vermuthungen gründen.

Bis jetzt zum wenigsten ist noch immer der alte Gang in den Finanzangelegenheiten beibehalten worden. Man hat neuerdings wieder 10,000 Nummern von den Seehandlungsobligationen zur Abtragung eines halbjährigen Zinses aufgerufen, und abermals 500,000 Thaler Tresorscheine öffentlich vernichtet. Bei dieser geheimen und unverbürgten Zukunft ruht im Fondshandel der Spekulationsgeist. Die Papiere sinken nicht bedeutend, aber heben sich auch nicht, und ihr Standpunkt ist seit vier Wochen derselbe.

Die letzte Messe zu Frankfurt an der Oder, welche mit großen Erwartungen eröffnet wurde, ist nicht sehr glänzend ausgefallen. Es hatten sich wenige ausländische Käufer eingefunden. Indeß war doch der Absatz an Inländer noch erträglich, und zwar, weil überhaupt die Lager von wollenen und baumwollenen Waaren nicht sehr aufgespeichert waren, und der geringste stärkere Verkehr sehr hohe Preise zuwege gebracht hätte. Ausländische Seidenwaarenhändler haben nur wenig die Messe mit ihren Lagern, wegen des hohen Imposts auf ihren Waaren, besucht. Diese und mehrere andere Erfahrungen, welche die Meßdirektion gemacht, wird sie veranlassen, für die nächste Messe in dem Waarentarif mehrere Modifikationen aufzustellen.

Durch die von unserer Regierung erlassene Erklärung, daß sie den Verfügungen der französischen Regierung, in Betreff der amerikanischen Schiffe, sich anzuschliessen resolvirt, sind die Kolonialwaaren auf unserm Platze in wenigen Tagen auf zwölf bis fünfzehn Prozent gestiegen.

Vom Justizministerium ist vor kurzem das Reskript erlassen, daß ständische und städtische Papiere bei Moratorien und Kautionsbestellungen nur nach dem Kurse berechnet angenommen werden sollen; hingegen die eigentlichen Staatspapiere nach ihrem Nominalwerthe für voll in jenen Fällen gelten.

Trotz der großen Wachsamkeit unserer Polizei, ist es doch am Tage der Beisetzung der verewigten Königin einem Diebe gelungen, unserm Gouverneur, dem Feldmarschall von Kalkreuth, bei seinem Herausgehen aus dem Dom, die mit Goldstücken wohlgefüllte Börse zu ziehen. Indeß ist es gelungen, einer Bande von Gaunern auf die Spur zu kommen, welche es verstand, Atteste und Päſſe von verschiedenen Behörden nachzuahmen, und auf dem Grunde derselben sich überall einzuschleichen und der Leichtglaubigkeit einer ansehnlichen Zahl von bedeutenden Personen mitzuspielen. Eben so ist man auf der Messe zu Frankfurt an der Oder den Verfertigern von falschen Tresorscheinen, vor denen schon die Regierung vor einiger Zeit gewarnt, auf die Spur gekommen. Sie haben ihren Sitz zu Glogau gehabt, und es sind schon mehrere Theilnehmer eingezogen worden. Merkwürdig ist es, daß einige Tage, nachdem man die Verbreiter der falschen Tresorscheine entdeckt, auf der Oder ein Kästchen mit 80,000 Thlr. falscher Tresorscheine angeschwommen kam, welches sofort der Regierung behändigt ward.

Vor kurzem ist von Seiten der Polizei allhier bekannt gemacht worden, daß auch Inländer, welche ihren Wohnort verlassen, und im Lande reisen, mit einem Paß von ihrer Ortsobrigkeit versehen sein müssen.

Seit kurzem lebt der berühmte Pallas aus Moskau hier bei seinem Bruder. Er soll von der russischen Regierung einen Urlaub auf ein Jahr erhalten haben.

Als einen merkwürdigen Beitrag zum Wechsel der Dinge dieser Welt verdient angeführt zu werden, daß über das Vermögen des ehemaligen, jüngst verstorbenen, geheimen Kammeriers Riez, der unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten eine so glänzende Rolle gespielt, der förmliche Konkurs eröffnet worden ist.

Bei dem Interesse, das die Welt jetzt an der Zuckerfabrikation nimmt, dürfte es nicht unangenehm sein, zu vernehmen, daß in der in Schlesien, zu Krayn bei Strehlen, unter Anleitung Achards eingerichtete Zuckerfabrikation von Runkelrüben, nach einer von der königlichen Regierung angestellten Untersuchung, im Winter 1808 — 1809 die Fabrikation des Zuckers, Syrops und Branntewains, jedoch noch mit Ausschluß der Mast, nach Abzug aller Kosten, einen reinen Gewinn von 141 Prozent eingetragen hat.

Es heißt allgemein, daß die Universität allhier zu Michaelis förmlich eingeweiht werden wird. Mehrere an dieselbe berufenen Professoren sind schon hier angelangt. Vorzüglich wird die medizinische Fakultät mit guten und neuen Lehrern besetzt. Rudolphi, der Anatom, und Bernstein sind bereits angekommen; Reil wird erwartet. Schleiermacher ist als Mitglied der Sektion des Kultus, und wie es heißt, mit einem Gehalt von zweitausend Thalern angesetzt worden. — Man kann über die Frequenz, die der Universität bevorsteht, noch nichts Bestimmtes sagen; indeß sieht man doch schon manche in Kleidung bramarbasirende Junglinge in den besuchten Theilen der Stadt herumwandern, welche auf eine Anzahl von angekommenen Musensöhnen schliessen lassen. Ar.

---

## Die Kirche Santa Croce in Florenz.

Unter den Denkmälern, welche Florenz verherrlichen und diese Stadt zu einer der schönsten Italiens machen, fesselt besonders die Kirche Santa Croce meine Aufmerksamkeit ungewohnlich. Sie verdient die Beachtung jedes gebildeten Reisenden, jedes Mannes von Geschmack. Anziehend durch ihren schönen Bau, wird sie es noch mehr durch die köstlichen Monumente, die hier dem Andenken mehrerer großen Männer geheiligt sind, deren Asche in der Nähe schlummert.

Rechts beim Eintritt in den Tempel stellt sich das Mausoleum Michel Angelo Buonaroti's dar, des Stifters der florentinischen Schule; links das Grabmal des Galileo Galilei. Diese zwei reichen Denkmäler, welche unsern Blicken zwei der größten Männer wieder ins Leben zaubern, die Italien gebar, sind schon oft genug beschrieben. Gern weilt vor ihnen der Kenner. In jenem, dem Michel Angelo geweihten, dessen Leichnam Cosmo von Medicis aus Rom entführen ließ, zeigt sich der erhabene Künstler doppelt groß, sowohl durch die Vereinigung so mannigfaltiger Naturgaben, als durch das Talent, mit dem er Schüler bildete, die in ihren Werken mit dem Meister wetteiferten. Dies beurkunden schon hier die drei Statuen; man könnte sie leicht für Buonaroti's Arbeit halten. Aber die der Malerei ist ein Werk des J. Baptista Lorenzi, der auch die Büste gemacht hat; die der Bildhauerkunst entstammt dem Meissel des Valerio Cioli, und die der Baukunst rührt von Giov. dell' Opera her.

Nicht so reich, auch nicht von so edelm Geschmack, ist des berühmten Galilei Denkmal. Aber es ist des großen Mannes keineswegs unwürdig, dessen Manen die Literatur und Kunst späterer Zeitalter mit den schmachvollen Quälereien versöhnen mußte, welche er während seines Lebens zu erdulden hatte, weil er die Welt aufzuklären wagte.

Alle Monumente dieser Art, versammelt in dem weitläufigen Umfang der Mauern von Santa Croce, haben nicht den innern Werth der ersten. Man nimmt sichtbar darin den Verfall der Künste wahr, und eine gewisse Dürftigkeit in der Anordnung und Komposition, die unserm Jahrhundert anhängt, wo man die großen Todten nicht mehr groß zu ehren weiß. Der berühmte

Mathematiker Fantoni,*) der im J. 1804 nach einem leidensreichen Leben starb, und der Achtung seines Vaterlandes würdig, wäre ohne öffentliches Angedenken geblieben, hätte seine Nichte, Frau Giulia Palliot, nicht den edeln Muth gehabt, durch eine allegorische Komposition in Frescomalerei, rings um das Portrait in Basrelief, das sie auf ihre Kosten machen ließ, die Verdienste des tugendhaften Fantoni darzustellen. Ich möchte hier nichts über die Schicklichkeit und den Effekt sagen, den es macht, wenn man Meissel und Pinsel zugleich anwendet, ein und dasselbe Grabmal zu dekoriren. Giulia Palliot war wohl genöthigt, durch eine lange Malerarbeit zu ergänzen, was ihr wegen der Kosten nicht erlaubt war, in erhabener Arbeit zu schaffen. Eine Stadt, welche stolz sein will auf die ruhmwürdigsten ihrer Söhne, sollte das Gedächtniß derselben auf eigene Kosten begeben.

Der empfindliche Unterschied zwischen Angelo's und Fantoni's Grabbildern könnte einen Seufzer über die Art auspressen, wie man heutiges Tages die Ehrwürdigen kläglich durch Kunstwerke zu ehren weiß; sähe man nicht in der Mitte aller Monumente auf der rechten Seite des Tempels ein ungeheures Gestell- und Gerüstwesen, dahinter einen neuerdings in das Gemäuer eingetieften Bogengrund, und darin ein viereckes Grabmal von weißem Marmor. Vier Masken dekoriren es. Auf einem Piedestal von Marmor, der eine kolossale Bildsäule zu tragen bestimmt ist, lehnt das Monument. Die Statue ist noch auf der Erde; noch bis zur Hälfte überdeckt. — Solch ein Anblick muß den Geist des Wanderers wieder erquicken. Er überzeugt sich wieder, daß man doch in unserm Jahrhundert nicht alles ins Kleine und Kleinliche hineinarbeitet. Schon jetzt läßt die halbverhüllte Bildsäule Schönheiten entdecken, die den Meister der Bildhauerei verkünden. Diese Statue ist Canova's Werk. Sie stellt die wehklagende Italia vor. An des Grabmals Basis steht die Inschrift: VICT. ALFERIO. ASTENSI. ALOYSIA. E. STOLBERG ALBANIAE. COMITISSA.

Vittorio Alfieri, dessen Genie eine neue Sprache schuf, indem es dem italienischen Idiom eine Energie, eine Reinheit und Einfalt des Ausdrucks gab, die ihm vorher fremd war — Alfieri, den die Welt kennt, Italiens größter dramatischer Dichter, hat durch das Monument, welches ihm die freigebige Hand einer Fürstin bauen läßt, gewissermaßen ein doppeltes Verdienst gewonnen. Alfieri war durch sich selbst groß, — aber ohne dieses Denkmal, ohne Canova, der die Wünsche der Gräfin d'Albani vollzog, indem er der Nachwelt das Andenken des Dichters auf die glänzendste Weise überlieferte: wer würde nach hundert Jahren noch von Alfieri mit demselben Enthusiasmus sprechen, wenn ihn dies Grabmal in einem Tempel, reich an Monumenten großer Männer, nicht daran mahnte? *)

Das Gerüst hindert jetzt noch, das Ganze zu übersehen und seinen Eindruck zu empfinden. Wir müssen Geduld haben, bis der Werkleute Geräth aufgeräumt ist. Wem inzwischen die poetische Beschreibung dieses Kunstwerks genügt, findet sie in dem Werk der Frau Isabella Albrizzi, wo sie es mit allem Feuer einer landesgenössischen Muse des großen Canova schildert. Doch Alfieri's Grab richtig zu beurtheilen, muß man es an der Stelle sehn, für die es gemacht worden.

Frau Albrizzi in ihrem interessanten Werk über Canova hat aber doch dreier andern Grabmale zu erwähnen vergessen, die in Rücksicht der Ausführung und Komposition zu den gelungensten von ihm gehören. Das erste ist das Grab Papst Klemens des Vierzehnten, Ganganelli, in der Kirche der zwölf Apostel zu Rom; das andere ist das Klemens des Dreizehnten zu St. Peter; das dritte ist das einer Erzherzogin von Oesterreich, jetzt in Wien aufgestellt, auch in Kupferstichen bekannt gemacht. Die junge Hebe, die Statue des Palamedes, die des neapolitanischen Königs Ferdinand des Vierten, sind alzuklassische Werke, um nicht in einer Lobrede auf den Meister erwähnt zu werden.

Ich will es versuchen, in diesen Blättern das Alfierische Grab zu beschreiben, sobald es vollendet dasteht, so ungeübt auch meine Feder ist. Zwanzigjährige Studien, das Anschauen der Bildhauerwerke des Alterthums, der belehrende Umgang der vortrefflichsten Künstler Frankreichs, Italiens, Deutschlands haben mir, hoffe ich, wenigstens die Gabe des geübten Blicks verliehn. Und so will ich mich bemühen, Künstlern verständlich zu werden, und denen die der Künste Freunde sind.

Florenz, 17 Aug. 1810. Barb. Bansi.

*) Hr. Fantoni war während mehrerer Jahre der Revolution verfolgt, unstät und flüchtig. In der Schweiz fand er Ruhe, und genoß die Wohlthat edler Gastfreundschaft. Frau Giulia Palliot, seine Nichte, die ihm freundlich in sein Exil folgte, und oft zu Fuß den unglücklichen Oheim durch die Gebirge begleitete, unterließ nicht, dankbar in der Inschrift am Fuße des Grabmals auch Helvetien zu nennen.

*) Man spricht aber doch auch noch mit Enthusiasmus von Sophokles und Shakespear nach Jahrhunderten, ohne daß diese Herrlichen einen Theil der ihnen gezollten Bewunderung dem Meissel der Praxiteles oder Buonaroti zu danken hätten. Jeder Künstler verewigt in seinen gelungenen Werken eigentlich mehr sich, als den Gegenstand, den er verewigen soll. Anm. des Herausgebers.

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Berlin. Der Hauptmann von Neander hat der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam über die von ihm erfundene damaszirte eiserne Wagenachse, die in jeder kleinen Schmiedewerkstelle, in jedem Dorfe so wie in jeder Stadt, selbst mit Schlosserwerkzeugen, angefertigt werden kann, eine darüber ausgearbeitete Abhandlung eingereicht, und fordert nun die Verehrer neuer deutscher Erfindungen auf, nach seiner angegebenen Methode, durch Versuche seiner Erfindung Aufnahme zu verschaffen.

Der Geburtstag des Königes ist wegen der eingetretenen hohen Trauer zwar nicht solemnell gefeiert worden; indeß hat doch der Patriotismus auf manche Art seine Theilnahme geäussert. Mehrere Häuser der Stadt waren erleuchtet, verschiedene Dichter drückten die Empfindungen des Volks aus, und auch der von Herklot fürs Theater, zum Geburtstage des Königes, verfaßte Prolog, welcher nicht gesprochen werden konnte, ist gedruckt erschienen. — — Ancillon ist endlich als Gesellschafter des Kronprinzen angestellt worden. Er legt das Predigtamt nieder.

Kr.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 12.)

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend —— Nro. 12. —— den 1 September 1810.

DER
# ERSTE KRIEG
IN
## SECHZIG METRISCHEN DICHTUNGEN
von
FRANZ XAVER BRONNER.

ARAU, BEI HEINR. REM. SAUERLÄNDER.

*Zwei Bände, gr. 8. Mit zwei Titelkupfern und zwei Vignetten. Preis 3 Thlr. 8 Gr.*

Der Verfasser ist der gebildetern Lesewelt bereits durch seine drei Bändchen Fischergedichte und Erzählungen, und durch seine eigene Lebensbeschreibung bekannt. Das gegenwärtige gröſsere Gedicht desselben, von dem bereits einige öffentliche Blätter rühmliche Meldung thaten, zeigt offenbar eine geübte Dichterkraft, reine gesichtete Grundsätze und hohe Achtung für die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit. Obwohl die Scenen, wie billig, in die Urzeit der Antidiluvianer zurück verlegt sind, spielen die handelnden Personen doch immer sehr nahe liegende Interessen der Gesellschaft. Die Weichlichkeit und der Egoismus entnerven dort wie in unsern Tagen; miſsbrauchte Gewalt und List verderben und täuschen sich selbst in der Vorwelt wie in der Gegenwart; unbändige Leidenschaften zerrütten das Glück der Geschlechter in Nods erdichteten Gefilden, wie in den Reichen der Mitwelt, und die Heilungsmittel für die leidende Menschheit werden dort aus prophetischem Munde eben dieselben gepriesen, die jetzt jeder Weise dem kränkelnden Zeitalter empfiehlt.

Ganz eigen und neu ist die Oekonomie des Werkes. Voran schickt der Dichter sogenannte Vorspiele, die Freiung eine Idylle statt der Einleitung, die Anrufung, eine Ode, welche einen begeisterten Ueberblick des ganzen Unternehmens gewährt, und ein Lehrgedicht, der Erze Böses und Gutes, das sich an die Eröffnung der poëtischen Geschichte, welche die Grundlage des Ganzen macht, unmittelbar anschlieſst. Die Fabel des Stückes ist episch. Die Hauptanlage ist kürzlich folgende: Zwietracht, eine moralische Triebfeder, und durch lange Trockenheit verdorrte Weiden, eine physische, nöthigen einen zahlreichen Heerhaufen Sethitischer Hirten aus dem glücklichen Eden ins Gebirg zu ziehen, und unter Jareds Führung nährende Sitze zu suchen. Auf ihrem Zuge gelangen die Waller in die Thäler Hemans, die ein rauher Jägerstamm bewohnt, von dessen Entstehung die Episoden der erste Fleischgenuſs und die Erfindung des Bogens und der Pfeile Auskunft geben. Nachdem Hemans enge Thäler, durch die Menge ausgezehrt, gleichfalls darben, wie Eden, wenden sich die beiden Stämme, von Noth und Hoffnung getrieben, vereint noch weiter gegen Osten, in die Nähe des Landes Nod, wo sich Kains Nachkommen nach mehrern Wanderungen, von denen die Erzählungen Kains Wanderung, Kains Reiseabentener Rechenschaft geben, ansiedelten, und bereits in den ersten Anfängen einer bürgerlichen Gesetzgebung dem Feldbaue leben: ein Rath der ältesten Männer leitet da die gemeinen Angelegenheiten, hält Ordnung, richtet, segnet die Ehen ein u. s. w. Schon sind die Künste roher Lederbereitung, leichter Kleiderheftung, die Flöte, die Schleuder, das Hämmern des Erzes u. s. w. erfunden. Aber es fehlt auch nicht an Verbrechern, welche Verbannung, den Sturz in den Abgrund u. s. w. verschuldet haben, nicht an wollüstigen Töchtern, die durch entweichende Tändeleien sich Unglück zuziehen, wie die Erzählung Jadda darthut.

Das Gedicht eröffnet sich mit Tubalkains Erfindung und der Bemerkung des Ackermanns Lamech, der mit den Seinigen durch einen Waldbrand erschreckt wird, näher hinzutritt, und das heranziehende fremde Heer entdeckt, welches sich einen Weg durch die Wälder senget. Eingewurzelte Scheu der Kainiten vor den übrigen Adamskindern, von denen sie als Mördersöhne verachtet, und gehaſst wurden, weckt dem schnellbeweglichen schlauen Lamech Angst und Sorgen, so daſs er sich in der Verlegenheit, worein ihn die plötzliche Zusammenkunft mit den spähenden Führern des fremden Zuges versetzt, nur mit einem falschen Berichte von treflichen Weiden jenseits des Phratflusses zu helfen weiſs. Allein die Fremden senden Kundschafter hinüber, entdecken ein mageres Land, und verlieren durch wilde Thiere ein Paar Gefährten. Zwar bewirthen die Kainiten ihre neuen Gäste mit erlesenen Früchten, und hoffen, dieselben bald in freundlicher Stimmung abziehen zu sehen; man nähert sich zu Berichten und Erzählungen, stellt öffentliche Spiele an, welche aber die Felderumzäumung zerstören, und durch Würfe Unglück veranlassen; die Fremden stellen den reinlichen, zierlicher geschmückten Kainitinnen nach, und reizen ihre Weiber durch Verachtung zur Wehr. Das gute Vernehmen wird durch den nachtheiligen Bericht der Kundschafter vom fälschlich gerühmten Lande noch mehr gestört. Athar, der kühne, schnellberathene, aber rauhe Führer der Jäger, strebt die Waller zu bereden, sich in Nods Gefilden, auch gegen den Willen der Kainiten, niederzulassen; ihm mangeln die Begriffe von Landeigenthum ganz. Einiges Gefühl vom Eigenthumsrecht äussert der Hirtenführer aus Eden, wo sich die Stämme bereits auch in groſse Weidestrecken theilten. Miſsverständnisse herrschen zwischen beiden Führern. Ackerverwüstungen und Lügen eines aus Nod verbannten Verbrechers

Zemar vermehren die Verstimmung der Einwohner gegen die Fremden bald auf den höchsten Grad, so dafs Lamech in der Hitze einen Hirten sammt seinem Sohne erschlägt, eben da sie ihm seine Pflanzungen abweiden. Die Waller werden dadurch zur Rache empört. Die Versuche, den Frieden herzustellen, und den Zug aus Eden in ein besseres Land nach Osten abzuleiten, mifsglücken. Lamechs Tochter Naëma wird von Athar geraubt, die Kainiten wollen die Geraubte mit Gewalt befreien, entführen als Pfänder auch Töchter der Fremden, unter denen Thamna, die Schwester Athars die vorzüglichste ist, und veranlassen Gefechte. So folgen denn alle Gräuel eines Krieges, der von rohen Menschen mit schlechten Waffen geführt werden kann, sehr natürlich auf einander. Der redliche Jared von der einen Seite und der weise Greifs Nod von der andern bemühen sich vergebens, die einmal empörten Leidenschaften zu besänftigen. Der lange glühende Hafs Athars gegen Jared nimmt seinen Ausbruch, und dieser verschmäht, ausgezischt, von Spiessen der Jäger bedroht weicht mit Wenigen ins Gebirg zurück, nachdem er alle Beredsamkeit erschöpft hat, sein Volk von Blutgefechten abzuhalten. An seine Stelle tritt Lothan, ein ehrgeiziger, hitziger Mann, der es kaum erwarten kann, sich durch kühne Thaten den Kainiten furchtbar, und bei den Seinigen einen Namen zu machen.

Naëma, Lamechs Tochter, ist eine Haupttriebfeder aller Vorgänge. Athar hält die Geraubte in einer Höhle verschlossen, und ist gar nicht geneigt, sie wieder zurück zu stellen. Vielmehr reizt er die Genossen, seine Schwester aus der Gefangenschaft zu befreien, und hübsche Kainitische Töchter zu erobern. Es wäre zu weitläufig, den Verlauf aller Gefechte hier zu erzählen. Es fehlt weder an herzerschütternden, noch an zarten und rührenden Auftritten.

Niemals fallen die handelnden Personen aus ihren Charakteren, jeder bleibt durch die ganze Geschichte hin, seiner Denkungsart getreu. Dabei hat auch der Rauheste seine guten Seiten, und der Edelste seine Schwachheiten. Die Charakter selbst sind sehr mannigfaltig abgestuft.

Man sieht aus dem Gesagten, dafs die Anlage episch ist; allein der Dichter eröfnete sich zweierlei Wege, auch didaktisch zu seyn. Der entwichene Jared wird ausersehen, Lehrer seines Volkes zu seyn; Enos, ein verschwundener Seher erscheint, giebt ihm Anleitung, Naëma zu befreien, und unterrichtet die beiden Geborgnen durch Erzählung alter Geschichten und Beobachtungen, zum Theil aus andern Welten, wie sie das Volk zum Bessern führen, und aus der Verwilderung zu sittlicher Bildung erheben sollen. Dies giebt dem Dichter Anlafs genug, Lehren, die mit den höchsten Interessen der Menschheit zusammenhängen, ins klarste Licht zu setzen, und herzerhebende Grundsätze in Handlung darzustellen. So giebt er in dem Stücke, die **Hochzeitfeste der Natur**, eine Theorie der Liebe, in der **Kosmogonie** einen schönen Gesang von der Bestimmung des Menschen, in **Ehnos Erzälungen** die wichtigsten reinsten Ermunterungen zu mannigfaltigen Tugendübungen. **Jedida und Ethan**, sie eine bessere Venus Urania, er ein Sinnbild der sittlichen Stärke, sind der schönste Mythos des Dichters, den er auch mit allem poëtischen Schmuck ausstattete.

Ja er nimmt sich manchmal die Freiheit, die Handlung durch kurze lehrreiche Zwischenspiele zu unterbrechen, um wichtige Wahrheiten, die aus den besungenen Thaten hervorgehen, den Lesern ans Herz zu legen.

Die Versifikation ist mannigfaltig, bald in freien gereimten Versen, etwa wie in Wielands Amadis, oder in reimlosen, zum Theil neugebildeten Versarten, die zur Natur der besungenen Gegenstände passen. Gewifs danken ihm alle Leser für diese Vermeidung ermüdender Eintönigkeit. Der Ton selbst, auch der einfachsten Erzählung, ist ungezwungen, rein und immer poëtisch; denjenigen Aesthetikern, welche auch für das epische Gedicht immer einen lyrischen Schwung des Ausdruckes fordern, hat der Verfasser freilich nicht zu gefallen gestrebt. Allein unverschrobene Leser und wahre Kenner dieser einfachen und dennoch begeisterten Diction, werden diesem von Schwulst und prosaischem Wasser gleichweit entferntem Vortrage sicher ihren Beifall schenken.

Beide Bände haben bereits die Presse verlassen, und sind in allen deutschen Buchhandlungen zu haben.

---

## Strafgesetzbuch für Frankreich
### nach der Originalausgabe übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Gönner.

Welchen Juristen, welchen Gebildeten überhaupt, den die fortschreitende Kultur unsers Geschlechts interessirt, dürfte man erst auf die Wichtigkeit eines Werkes aufmerksam machen, das von dem gröſsten Genie des Jahrhunderts in seinen Grundzügen entworfen, und in seinem Geiste von Männern vollendet ward, welche die Welt schon längst als Eingeweihte in die Geheimnisse der Gesetzgebung kennt und verehrt? Von dem besondern Interesse, welches dieses Werk für die Staaten des Rheinbundes hat, sprechen zu wollen, wäre vollends überflüssig, da Jedermann weiß, daß Napoleons Gesetzbuch in mehrern derselben bereits (mit den für jeden einzelnen Staat nöthigen Modifikazionen) eingeführt ist, in andern zur lehrenden Norm der Verbesserungen dient, welche der Geist einer neuen Zeit und das nahe Verhältniß mit dem großen französischen Kaiserreiche nothwendig machten. — Ein besonderer Gewinn aber für die Wissenschaft ist es, daß einer unserer ersten Rechtsgelehrten, Hr. Hofrath Gönner, den glücklichen Gedanken faßte, das französische Original des Strafgesetzbuches in unsere Sprache überzutragen. Nur ein Mann von dieser Umsicht, von dieser Kunde der Gesetzgebung aller Völker war einem so schwierigen Unternehmen ganz gewachsen. Und was seiner Uebersetzung noch besondern Werth giebt, ist, ausser den lehrreichen Anmerkungen, eine gedrängte Geschichte der französischen Kriminalgesetzgebung, welche den ersten Band eröffnet.

Es erscheinen von diesem wichtigen Werke zu gleicher Zeit zwei Ausgaben, die erste ist ganz deutsch, die andere wird neben der Uebersetzung noch den Originaltext enthalten. Der Druck des Werkes hat bereits angefangen.

J. A. Stein'sche Buchhandlung zu Nürnberg.

H. R. Sauerländer in Aarau nimmt auf obiges Werk Bestellungen an.

---

## Ueber den Dienst des Generalstabs der Armee.
Ein freier Auszug aus dem französischen Werke des General Grimoard über denselben Gegenstand, herausgegeben und mit Zusätzen begleitet von einem ehemaligen Offizier eines deutschen Generalstabs. Mit Tabellen und Plans. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl. 20 kr.

Da die neueste Organisation deutscher Heere die Einrichtung der französischen Armee ganz oder zum Theil zum Grunde hat, deren Seele der Generalstab oder Etat-Major ist, so wird eine classische Bearbeitung des vortreflichen Werks des Generals Grimoard, des neuesten und besten über diesen Gegenstand, den deutschen Offizieren und Militärkundigen gewiß erwünscht seyn. Der Uebersetzer, welcher selbst lange bei einem deutschen Generalstabe mit Auszeichnung diente, hat kenntnißvoll alles Ausserwesentliche von Grimoards Werk abgeschnitten, und so das Ganze für den deutschen Standpunkt gedrängt, dabei aber

lichtvoll und deutlich bearbeitet. Ferner hat der deutsche Bearbeiter die Uebersetzung durch eine kritische Einleitung, so wie durch zwei Nachträge, über das Eciquiren (nebst drei Musterplänen) und über Lager und Positionen bereichert.

Weimar im Juni 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comtoir.

Obiges ist bei Heinr. Rem. Sauerländer zu haben.

---

**Plan zu einer Vorsichts- und Unterstützungs-Kasse, dem Verwaltungsrath der Zivilspitäler und Hausunterstützungen der Stadt Paris vorgelegt, von Herrn Mourgue. Aus dem Französischen übersetzt. Mit vielen Tabellen. gr. 8. Frankfurt am Main. Jägersche Buchhandlung 1810. Preis 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.**

Von der Schrift des Herrn Mourgue sind nur wenige Exemplare nach Deutschland gekommen, und doch ist der Gegenstand derselben auf eine Art behandelt, die den Wunsch erweckt, dieselbe in den Händen aller derer zu sehen, denen die Leitung von Wohlthätigkeitsanstalten anvertraut ist, oder die sich berufen fühlen, zur Verbesserung des Schicksals der ärmern Klasse der Handwerker, der Arbeiter und Taglöhner mitzuwirken. Dies hat einen edeln Menschenfreund bewogen, den Entwurf des Herrn Mourgue ins Deutsche übersetzen und durch den Druck bekannt werden zu lassen. Alle Anstalten dieser Art beschränkten sich bisher blos auf einzelne Städte, da ihre Nützlichkeit doch, durch Ausdehnung auf ganze Distrikte und Länder, sehr vermehrt würde. In dieser Hinsicht ist diese Abhandlung sehr zu empfehlen, indem die ihr angehängten Tabellen mit vieler Sorgfalt und sehr ausführlich verfaßt, und folglich überall anwendbar sind.

Man hat Sorge getragen, daß diese Schrift in allen guten Buchhandlungen für obigen Preis zu haben ist.

Man findet sie auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---

## Principien

der Ackergesetzgebung als Grundlage eines künftigen Ackerkoder für Gesetzgeber und rationelle Landwirthe von

**Dr. Alex. Lips.**

Wir eilen, das Publikum von der baldigen Erscheinung eines Werkes in Kenntniß zu setzen, welches in jeder Hinsicht die Aufmerksamkeit aller Gebildeten, besonders im Fach der Gesetzgebung, Kameralistik und Landwirthschaft verdient. Männern dieser Fächer die Wichtigkeit eines Werkes, welches eines der höchsten und allgemeinsten Interessen der Menschheit behandelt, bemerkbar machen zu wollen, wäre in der That überflüssig. Genug! daß dieser große Gegenstand in diesem Augenblick zwei der erleuchtesten Regierungen unsers Erdtheils beschäftigt, und daß gegenwärtiges Werk hiedurch ein doppeltes Interesse erhält, da man es als Beitrag zu dem für das Königreich Baiern bereits angekündigten Ackerbaukoder und zu den Arbeiten der in Frankreich — wie bekannt — schon ernannten Comité zur Ausarbeitung eines Ackergesetzbuches mit vollem Rechte betrachten kann. Der Verfasser, bereits durch mehrere Schriften dem Publikum vortheilhaft bekannt, hat seinen Gegenstand nicht blos als spekulativer Denker behandelt; er ist auch praktischer Oekonom, was den Gehalt seiner Ideen gewiß unendlich erhöhen muß.

J. A. Stein'sche Buchhandlung zu Nürnberg.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau kann man Bestellungen darauf machen.

---

Zur nächsten Michaelis-Messe wird in unserm Verlage erscheinen:

**Mythologisches Taschenbuch, oder Darstellung und Schilderung der Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche aller Völker; nach den besten Quellen entworfen von Friedrich Majer. Erster Jahrgang für das Jahr 1811. Klein 8. Mit vielen Kupfern.**

Der Titel bezeichnet schon hinreichend den Inhalt und Zweck eines wichtigen, längst gewünschten Werks, welches hiermit begonnen wird und sich an das beliebte Taschenbuch der Reisen des Herrn von Zimmerman, als Pendant anschließt. Eine ausführliche Ankündigung dieses interessanten Werks finden die Liebhaber in unserm Monatsberichte vom Junius, und besonders abgedruckt bei allen guten Buchhandlungen gratis.

Weinmar im Juli 1810

H. S. pr. Landes-Industrie-Comtoir.

---

Im Verlag der

**J. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg**

ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

**Conradi, J. H., Italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Waaren-Lexikon, welches nicht nur die im Handel mit Italien vorkommenden Waaren, nebst ihrer naturgeschichtlichen Beschreibung; sondern auch die in der italienischen Korrespondenz und übrigen Geschäftsführung üblichen eigenthümlichen Ausdrücke enthält. 1810. gr. 8. Druckp. 2 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. 16 Gr. Schreibp. 3 fl. oder 2 Thlr.**

Dieses Werk ist die Frucht eines 25 jährigen Sammelns. Der Verfasser war in einer Lage, die es ihm möglich machte, über seinen Gegenstand bis in die feinsten Details sich aufs genaueste zu unterrichten. Und in der That, der erste flüchtige Blick in das Werk wird den Leser überzeugen, daß es an Vollständigkeit und Brauchbarkeit alle seine Vorgänger weit hinter sich zurückläßt. Es giebt nicht nur über alle im Handel mit Italien vorkommende Waaren die befriedigendste Auskunft, auch alle in der italienischen Korrespondenz und sämmtlicher Geschäftsführung vorkommende Ausdrücke finden hier die genaueste Bestimmung, die gründlichste Erläuterung.

Man findet solches bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---

## Neue Schriften für Aerzte.

**Die Systeme der Aerzte von Hyppokrates bis auf Brown, dargestellt von Dr. K. F. Lutheritz. Erster Theil, welcher Hippokrates, Asklepiades und Celsus Systeme der Medicin enthält. 1 Thlr. 12. Gr.**

Der Zweck dieses Werkes ist die, den Aerzten, das allmälige Vorwärtsschreiten der Heilkunst verkennend, das Studium der ältern medizinischen Klassiker bis zur Brownschen Periode zu vernachläßigen anfangen, einen gedrängten Auszug der ältern Werke zu liefern, welcher nur das eigentliche System der innern Heilkunde der ausgezeichnetsten Aerzte vollständig und in systematischem Zusammenhange enthält, mit Uebergehung aller dahin nicht gehörigen physiologischen Hypothesen und Grübeleien.

Dresden den 27 Mai 1810. Arnoldischen Buchhandlung.

Man findet solches bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Das erste Heft der

# Annalen
der
## Forst- und Jagd-Wissenschaft
herausgegeben
von
**Dr. Chr. W. J. Gatterer und L. P. Laurop**

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr. zu haben. Es enthält:

1. Beobachtungen übee den Schaden, dee dem Nadelholze durch das Geschlecht der Mäuse zugefügt wird von L. P. Laurop. 2. Bemerkung über den Schaden noch einiger Thierarten in den Waldungen u. s. w. von Gatteree. 3. Wird das Holz von stehend geschälten Eichen dauerhafter? von Laurop. 4. Auszug eines Schreibens des Freiherrn von Wernek, dessen Versuch über den Gehalt an Kohlenstoff u. s. w. der Holzarten betreffend. 5. Derselbe von dem Gehalt an Laugensalz dee meisten Holzarten u. s. w. 6. Neue Beobachtungen über die Splintschwäche unseree Forstgewächse u. s. w., von Slevogt 7. Rezensionen neu erschienener Forst- und Jagdschriften. 8. Gedichte. 9. Merkwürdige Jagdthiere.

Darmstadt im Juli 1810.

L. W. Leske.

Dieses eeste Heft ist bei H. R. Sauerländer zu haben.

---

**Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien im Winter 1805 und 1806, von Karl Bertuch.** Zweites Heft mit einem Titelkupfer. gr. 12. geheftet. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. Weimar im Verlage des Landesindustrie-Comptoir. 1810.

Der Verfassee dieser voeliegenden Reisebemerkungen liefert in dem so eben erschienenen zweiten Hefte unter andern eine kueze Geschichte der kaiserlichen Akademie der Künste, so wie der hauptsächlichsten in Wien lebenden Bildhauer, Malee und Kupferstecher und ihrer Arbeiten, wobei er nur das aus eigenen Obachtungen zusammengeteagene aufzeichnete, um dadurch einen nicht überflüssigen Beitrag zur Kunstgeschichte neueree Zeit aufzustellen, um so mehe, da keiner der neuern Reisenden, welche über Wien schrieben, diesen Gegenstand weitläufiger behandelte. Ferner findet man in den folgenden Briefen Nacheichten von den kaiserlichen Naturalien Kabinetten, so wie der Menagerie von Schönbrunn bei Wien. Der Anhang liefert unter andern noch aus den Briefen von Wienee Freunden eine ausführliche Uebersicht des jetzigen Zustandes der obenerwähnten kaiserlichen Naturalien-Kabinette, über deren Reichhaltigkeit die Freunde der Naturgeschichte staunen werden, da auch diese schätzbaeen Sammlungen, wie so manches gute und trefliche in Wien, zeither im Auslande wenig gekannt wurden.

Ist zu haben bei H. R. Saueeländer in Aarau.

---

**Victor der Soldatensohn.** Abentheuer aus der neuesten Zeit. Herausgegeben von Julius Vään. Mit Kupf. 8. Leipzig 1809 bei Hinrichs. 22 Gr.

Schon aus dem Titel obigen Werks wird man Anspielungen oder Scenen aus dem neuern Kriege vermuthen — und man irrt sich nicht. Ohne übrigens den interessanten Inhalt weiter zu verrathen, bemerkt man bloß, daß der Held der Geschichte den Feldzügen in dee Schweiz, Italien, Egypten u. s. w. beigewohnt, sich in dem Getümmel des Kriegs weidlich herumgetrieben, beobachtet und geschildert hat — was er sah, und daß der Herausgeber einer unserer beliebtesten Schriftsteller ist. Uebrigens wird die Neugieede der Leser weder unbefriedigt, noch der Verstand und das Herz unbeschäftigt bleiben.

**Sopiens Reise von Memel nach Sachsen.** Rechtmäßige dritte, vom Verfasser durchgesehene und vermehrte Ausgabe in sechs Bänden. Mit Titelkupfer und Vignetten von Chodowiecki. 8. Leipzig bei Hinrichs. 5 Thlr.

Dieser classische Roman, welcher von Tausenden gelesen worden ist und tausend Schriftstellern im Romanfache zum Muster gedient hat, verdient es mit Recht, daß man ihn aufs neue in Erinnerung beingt und der jetzigen Lesewelt empfiehlt. Er enthält einen solchen Schatz von Lebensweisheit überhaupt und von Klugheit für den Umgang insbesondere, eine so eeine Moeal für das männliche und weibliche Geschlecht, eine solche Mannigfaltigkeit interessanter Charakteee und Situationen, daß man vergeblich in vielen neuern Werken des Geschmacks nach etwas ähnlichem sucht. Da die Hinrichssche Buchhandlung dies Werk mit allen Verlagsrechten an sich gekauft hat, so haben sich Liebhabee künftig an diese zu wenden.

---

Von dem Verfasser dee Beobachtungen aus dem Kriege von 1809 u. s. w. ist so eben folgende höchst wichtige Schrift erschienen und an alle gute Buchhandlungen versandt worden:

**Andreas Hofer und die Tiroler Insurrektion im Jahr 1809.** Ein historisch biographisches Gemälde aus ächten Quellen, mit vielen bisher unbekannten Thatsachen, Anekdoten, merkwürdigen Originalbriefen und Hofers illuminirten Bildnisse. 8. München 1810 bei Fleischmann, geheftet 24 kr.

Man findet solche bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---

In der Schwan- und Götzischen Buchhandlung in Mannheim ist eeschienen:

Dictionnaire abrégé et portativ allemand françois, á l'usage des commencans et des écoles, précédé d'une introduction qui instruit le lecteur de la méthode, qu'on a observée en composant ce dictionnaire, et de la manière de s'en servir. Suivi d'un vocabulaire françois-allemand. Par Chrétien Frédéric SCHWAN, Conseiller de la chambre des finances, membre associé de l'Athénée de Vaucluse séant à Avignon. gr. 8. 76 Bogen stark.

Dieses auch vorzüglich füe Ausländer, die deutsch lernen wollen, sehr brauchbare Handwörterbuch, ist für deutsche Anfänger auf eine doppelte Art nützlich, da sie durch die den deutschen Nenn- und Zeitwöetern beigefügte Deklination und Conjugation, nicht nur für ihee eigene Muttersprache einen richtigen Leitfaden finden, sondern auch durch eine soegfältige Auswahl der unentbehrlichsten Redensarten, und Synonymen, mit dee beiden Sprachen eigenen Wendung in Absicht des Ausdrucks bekannt werden. Auch die gewöhnlichen Kunstwörter findet man in diesem Wörterbuch, das schon durch den berühmten Namen des Verfassers hinlänglich empfohlen wird.

Der Preis ist auf ord. Druckpapier 5 fl. 30 kr., auf weiß Druckpapier 6 fl. 30 kr., und auf Schrbpp. be. 7 fl. 12 ke.

Man findet es bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---



Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 71. — den 5 September 1810.

## Die Revolution der Caraccas.

(Beschluß.)

Nächster Anlaß und Vorwand zur Insurrektion der Caraccas.

Die Junta von Sevilla hatte in der zweiten Hälfte des Jahrs 1809 den Plan, die Stände des Königreichs (las cortès) zu versammeln, welche in ältern Zeiten sogar das Ansehen der Könige beschränkten und großen Antheil an der Staatsverwaltung hatten. Zum leztenmal hatte man sie im J. 1713 beisammen gesehen. Wie vormals, sollten auch nun wieder die Städte Spaniens ihre Abgeordneten einsenden. Das spanische Amerika, um es fester an das Mutterland zu schliessen, wurde als integrirender wesentlicher Theil der spanischen Monarchie erklärt — und dies that auf den Enthusiasmus der Amerikaner gute Wirkung; sie hofften wenigstens nun wieder mit ihren Brüdern von Europa in gleiche Rechte zu treten. Allein in Sevilla verstand man die Sache nicht so.

Statt, wie in Spanien, allen Bürgern das Recht zu geben, die Abgeordneten zu den Cortes zu ernennen, erschien in Caraccas ein Befehl, der das Stimmrecht sehr beschnitt, und es bloß den „Cabildos" oder Rathsversammlungen übertrug, das heißt, Behörden, die nichts als Werkzeuge der europäischen Spanier waren. Die Kreolen verloren nun mit einemmal alles Zutrauen, alle Anhänglichkeit für die Seviller Junta. Man sprach öffentlich von Rechten des Volks, von Inkompetenz der sevillischen Junta und der Ohnmacht des revolutionären Regierungsausschusses in Spanien.

Die Cabildos schritten inzwischen zur Wahl, und ernannten, wie man erwarten konnte, einen europäischen Spanier, einen gewissen Joachim de Mosquera, zum Repräsentanten der Caraccas. Dieser Mann, ohnehin schon wenig beliebt, ward den Amerikanern nun noch verhaßter. Die Kreolen traten zusammen; man sprach und schrieb unverholener; die Gährung der Gemüther schwoll an, und sie wäre schon früher zum Ausbruch gekommen, hätte der Regierungsausschuß in Sevilla nicht den Sturm dadurch beschworen, daß er die Ernennung des Joachim de Mosquera für ungültig erklärte.

Allein diese Nachgiebigkeit erhöhte den Muth des Volks, wie ihn von der andern Seite das argwöhnische Spiel der Herrn in Sevilla immer mehr reizte, welche durch allerlei Beschränkungen und Formelwesen die Wahlfreiheit in den Caraccas zum leeren Schatten zu machen suchten. Mehrere der angesehensten Kreolen von Venezuela traten daher im Januar 1810 zusammen, die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu bereiten, und die Insurrektion brach aus.

Ausbruch der Revolution im April. Partheien. Absagebrief an Spanien. Aufforderung an das übrige Amerika.

Am 19 April 1810 stand alles Volk in Waffen. Die besten Köpfe unter den amerikanischen Spaniern hatten sich an die Spitze der Revolution geworfen; die reichsten Kreolen erhoben sich aus ihrer wollüstigen Unthätigkeit, und spendeten Goldsummen. Das Militär, meistens aus Eingebornen zusammengesetzt, war bald gewonnen, da die Anführer selbst Theilnehmer der Verschwörung waren. Man verhaftete sogleich alle „Chapetonen" in ihren Häusern, vorzüglich aber diejenigen, welche irgend eine

Anstellung bei der Regierung hatten; gab ihnen Pässe, schickte sie auf Schiffe und entfernte sie aus dem Lande.

Alles ging so schnell, so ruhig zu, daß man nichts von Widerstand, noch weniger von Blutvergiessen hörte. Es bildete sich auf der Stelle aus den Häuptern der Verschwörung eine hohe Junta der Caraceas, welche die Leitung der Geschäfte übernahm, und dabei mit so vieler Festigkeit und Sicherheit verfuhr, als wäre sie des Regierens schon lange gewohnt gewesen. Demungeachtet war ihre Stellung sehr kritisch, weil die Ansichten des Volks noch sehr abweichend, die Nebenbuhlereien der verschiedenen Stände und Menschenracen in neue Reibung gebracht, die Anhänger des spanischen Mutterlandes immer noch mächtig, und die Glieder der Junta selbst über den letzten Zweck ihres gewagten Unternehmens nicht ganz einig waren. Viele dachten gleich anfangs auf Bildung eines selbstständigen Freistaats. Andere wollten aber nur, wenn auch Spanien unterginge, Amerika für die Bourbonsche Dynastie bewahren, und gegen die nachtheiligen Verfügungen eines mit Auflösung kämpfenden Regierungsausschusses in dem belagerten Cadiz.

Im Geist dieser Idee sprach die Proklamation, welche von der Junta zu St. Jago de Leon bald nach ihrer Konstituirung ausgegeben ward. „Wir wollen" sprach sie, „das politische Dasein unsers eigenen Landes behaupten; Spaniens königliche Würde, so viel an uns liegt, retten; und wurdig des Ruhms Spanier zu sein, wenigstens die Ueberbleibsel dieser herrlichen und großmüthigen Nation erhalten, und den Brüdern aus dem Mutterlande ein Asyl gegen die Verfolgung Europens öffnen."

Eilboten trugen die Beschlüsse der Junta sogleich durch alle Gegenden des Landes. Die Vortheile der neuen Stellung leuchteten zu sehr ein; man fühlte den Werth, sich selbst genug, und unabhängig von den Gesetzen und Verfügungen eines jenseits des Ozeans gelegenen Welttheils sein zu können; die Goldsummen behalten zu können im Vaterlande, die sonst nach Spanien geschleppt wurden. Ueberall ward die Staatsverwandlung mit Enthusiasmus begrüßt.

Muthiger durch des Volkes Beifall erließ nun die Junta ihren feierlichen Absagebrief an Spanien, den der Präsident Jose de las Llamosa Martin Tovar Ponte am 3 Mai unterzeichnete. Dieser Absagebrief war nur Antwort auf ein Zirkular, welches die neue Junta der spanischen Insurrektion, von Cadiz aus, kurz vorher an die Vizekönige und Landeshauptleute der Provinzen von Amerika erlassen hatte, um Anerkennung ihrer Hoheit zu heischen.

Diese Anerkennung ward nun von den Caraceas ohne Umstände verweigert. „Sie wissen es," so lautete es im Absagebrief, „wieviel Ehrerbietung wir immerdar der Junta von Sevilla und der Zentralregierung bewiesen haben; aber Ihre Exzellenzen würden sich mächtig irren, wenn Sie uns für unklug genug hielten, um uns vasallisch gehorsam verschiedenen Administrationen zu unterwerfen, die sich nach und nach, ohne Zustimmung des Fürsten, ohne Zustimmung spanischer Nation dies- und jenseits des Ozeans, der höchsten Gewalt bemächtigen. Eine so willkührlich angenommene Gewalt ist durch sich selbst nichtig, ungesetzlich, und allen Grundsätzen unserer Verfassungen zuwider."

Nach diesem Eingange folgten nun, wenn auch nur der Form wegen, eine Reihe Beschwerden gegen die bisherigen Tonangeber in Spanien, z. B., daß man nie die Cortes zusammenberufen, die amerikanischen Spanier nur mit täuschenden Vorspiegelungen hingehalten, nur zu sehr gezeigt habe, es sei in der größten Noth der Monarchie nie darum zu thun gewesen, brüderlichen Verein aller spanischen Unterthanen zu bewirken, sondern vielmehr die Amerikaner noch länger, gleich verächtlichen Sklaven, hinschmachten zu lassen.

„Lange haben die Einwohner der Caraceas den Ausbruch ihrer Empfindungen zurückgehalten" fährt der Absagebrief fort; „immer glaubte man, die Vereinigung aller spanischen Staaten sei der einzige Damm, der die Monarchie gegen den drohenden Sturm sichern würde. Und nun diese Einheit zu bewahren, die uns so wichtig schien, opferten wir unsere eigenen Interessen willig hin, gaben wir der Welt ein Beispiel, welches wir als wahrhaft verdienstlich ansehn, das Beispiel der höchsten Resignation! Jetzt aber stehen die Sachen anders! Der größte Theil der Halbinsel ist von französischen Armeen besetzt; die Zentraljunta aufgelöset und zerstreut. Was bleibt denn nun den Amerikanern übrig, als für ihre eigene Sicherheit zu sorgen? Was wäre ihnen denn mit längerm Gehorsam gegen Autoritäten geholfen, die den Karakter ihrer Würde und Unabhängigkeit verloren haben? — Jene Sprache, welche man noch neulich gegen die Einwohner von Caraceas führte; jene Uebel, die wir nicht nur von der Junta, sondern auch von der Real Audienza (dem Justiztribunal) duldeten; jene wiederholten Versuche, die vorhandenen Gesetze zu stürzen; dann der Verdacht, der uns wohl zwang, die Maasregeln der eigenmächtigen Herrn zu prüfen — alles nöthigte uns, damit zu enden, sie abzusetzen. Das Volk von Caraceas hatte sie schon vorher einmüthig ihrer wirklichen Macht beraubt, und seitdem auch ihrer Titular-Autorität; aber doch mit einer Ordnung, einer Mäßigung, einem Edelmuth, unbekannt bisher in der Geschichte selbst unserer eigenen Nation."

„Dies sind die Gründe, durch welche die Einwohner der Caraceas bestimmt wurden. Sie rufen ihre Rechtsame zurück, die man ihnen entzogen, und machen ihre Ansprüche auch den übrigen Provinzen Amerika's bekannt; wir glauben mit Zuversicht, sie werden früher oder später mit uns gemeine Sache machen. Und sollte diese Vereinigung der Gesinnungen Verzug leiden, so wäre das nur ein neuer Beweis von jenem verhaßten Despotismus, unter welchem sie seufzen; nur eine neue Bestätigung jener großen Wahrheit, daß nichts die Energie und Moralität der Völker vollkommener zerstört, als Gewohnheit des Sklavenjochs."

In der That hatte die Junta von Caraceas einen Aufruf an die benachbarten Inseln, auch nach Quito und andern spanischen Provinzen des südlichen und nördlichen Amerika, geschickt, um die Völker zur Nachfolge zu bewegen. „Amerikaner!" hieß es darin; „Venezuela hat sich in die Reihe der freien Nationen Amerika's gestellt. Es eilt, seinen Nachbarn dies Ereigniß kund zu thun, damit sie, wenn die Gesinnungen der neuen Welt mit den seinigen im Einklang stehn, demselben helfende Hand auf der schwierigen Bahn darreichen mögen, welche es angetreten hat. Tugend und Ueberlegung waren bisher unser Wahlspruch. Brüderschaft, Einigkeit und Großmuth sollte der eurige sein, damit die verbundenen Wirkungen großer Elemente das erhabene Werk vollenden mögen, welches Amerika zu der politischen Würde erhebt, die demselben gebührt."

Ehe man noch von Inseln oder entferntern Gegenden des festen Landes erfahren konnte, welche Aufnahme dieser Zuruf

genießen würde, rüsteten sich die Caraccas, ihren kühnen Schritt im Nothfall mit den Waffen zu rechtfertigen. Die Junta verordnete am 19 Mai allgemeine Bewaffnung des Volks, Organisation der Nationalgarden. Alle streitfähige Mannschaft wurde in Kompagnien vertheilt, jede zu 50 — 60 Mann, und zweimal in der Woche in Waffen geübt. Aber grade an Waffen aller Art fehlte es am meisten. Darum schickte die Junta Agenten an die Gouverneurs der benachbarten brittischen Niederlassungen, so wie auch an den Admiral Cochrane, Befehlshaber des englischen Geschwaders in Westindien, um sich mit diesen „alten Freunden" in gutem Vernehmen zu erhalten, und besonders, um Geschütz und Munition zu bekommen.

---

Puerto Rico und Havanna folgen. Insurrektion im Peruanischen im Juli 1809.

Am ersten folgte Portorico dem Beispiel der Caraccas. Diese fruchtbare, blühende Insel, etwa von der Größe Korsika's, reich durch ihre Produkte, an Zucker, Baumwolle, Kaffee, Reis, Mais, Tabak und Häuten; noch reicher durch den Schleichhandel mit den benachbarten Inseln fremder Mächte: stand ehmals unter dem Befehl eines Capitan general, der seine Residenz zu Santo Domingo und nur einen untergeordneten Gobernador in Puerto Rico hatte. Seit S. Domingo aber für Spanien verloren ging, gewann es mehr Selbstständigkeit, indem es weder von dem entfernten Landeshauptmann, noch in Justizsachen von der Audienca oder in kirchlichen Angelegenheiten vom Erzbischof in Santo Domingo ferner abhängig war.

Die Revolution der Insel ward vornämlich von der Stadt S. Juan de Puerto Rico gemacht; denn hier ist die größte und reichste Masse des Volks beisammen; Ueppigkeit und Luxus herrschen hier, wie irgend in einer großen europäischen Stadt. Aber schwerlich darf dies Eiland mit solchem Ernst von republikanischer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit träumen, als das Volk von Venezuela. Denn so fest auch Stadt und Hafen, so gebirgig und von Natur geschützt auch die innern Theile der Insel sind, ist sie doch für langen und kräftigen Widerstand zu schwach bevölkert. Die gesammte Population mag kaum über 100,000 Seelen steigen.

Mächtiger ihre Freiheit zu schützen ist die Insel Cuba, deren feste und berühmte Stadt Havanna, das Bollwerk des spanischen Amerika's und die wichtigste Niederlage des spanisch-amerikanischen Handels, gleich den Caraccas und Portorico, das Panier der Insurrektion aufpflanzte.

Die Flamme des Aufruhrs wirft ihre Funken inzwischen weit umher auf beide Hälften des unermeßlichen Welttheils. Bald erfahren wir, welches Loos die Reiche von Mexiko und Peru ergreifen werden, Staaten reich und groß genug, um jeder allein den Ehrgeiz eines Monarchen zu sättigen.

Noch bis Ende des Jahrs 1809 hingen beide Königreiche mit fester, doch vergeblicher Treue an Ferdinand dem Siebenten, als Könige Spaniens; gehorchten willig der sevillischen Zentraljunta, und sandten ihr Unterstützungen, gegen König Joseph den schweren Kampf zu bestehen. Aber schon damals zeigten sich in Peru, mitten im Enthusiasmus für Ferdinand, Spuren einer gefährlichen Energie und Selbstthätigkeit des Volks, und einer Achtungslosigkeit der obrigkeitlichen Würde; Spuren, aus denen man zu ahnen befugt wird, das Land der Inka's werde in der Zertrümmerungsgeschichte der spanischen Indien eine große imponirende Rolle annehmen.

Zu La Paz nämlich begann im Juli 1809 ein Aufstand, welcher die Stimmung des Volks stark bezeichnete. La Paz ist bekanntlich eine der vornehmsten Städte desjenigen Theils von Peru, der unter dem Namen der Provinzen des Rio de la Plata bekannt ist. In dieser Stadt residirt ein dem Capitan general untergeordneter Gobernador und ein Bischof, welcher vom Erzbischof zu Charcas abhängig ist.

Schon seit geraumer Zeit war sowohl der Gouverneur als der Bischof, nebst andern obrigkeitlichen Personen, in Verdacht gekommen, sie wollten die Souveränetät über diese Gegenden dem Prinzen von Brasilien geben. Am 16 Juli ward der Lärmen größer. Das Volk lief zusammen, schrie über Hochverrath, bemächtigte sich der Wachthäuser, Magazine, des Regierungspalastes, und schrie unaufhörlich: „Es lebe unser König Ferdinand, unsere Religion, unser Vaterland!" Man pflanzte das Bildniß Ferdinands des Siebenten über den Eingang des Rathhauses auf, mißhandelte einen Unteroffizier, dem es einfiel Widerstand zu thun, und schlug einen Bauern todt, den man für einen Soldaten hielt. Der Bischof wollte zwar versuchen, den Tumult durch sein persönliches Erscheinen zu stillen; aber der Pöbel hatte vor dem Segen und Fluch des geistlichen Herrn so wenig Achtung, daß er sich schnell in seinen Palast zurückziehen mußte.

Der Lärmen währte die ganze Nacht fort. Der Stadtrath (Cabildo) mußte sich um ein Uhr Morgens versammeln. Nun schoß man Deputirte vom Volke aus, die den Willen desselben bekannt machen sollten. Dieser Wille bestand in nichts geringerm als folgenden Punkten: der Gouverneur und der Bischof mussen ihre Stellen niederlegen; die Schlüssel des Regierungspalastes müssen in die Hände des Stadtraths gegeben werden; ein gewisser Pedro Cosco soll an die Stelle des bisherigen Postmeisters Francesco Pazos, und ein Don Pedro Murilla Militärkommandant sein, anstatt des Obersten Diego Hernandez Davila. Alles ward durch Zuruf angenommen, und nun ging man bei Tagesanbruch aus einander, des politischen Nachtwerks zufrieden.

Es kann uns hier sehr gleich sein, ob alles die Folge eines blinden Lärmens gewesen, oder ob der Argwohn des Volks auf etwas Sicheres gefußt habe. Genug der geistliche und weltliche Arm von La Paz, Gobernador und Bischof, mußten gehorchen; alle europäische und amerikanische Einwohner in Gegenwart des Raths und der aufgestellten Büste Ferdinands VII diesem als Souverän, auch der Religion und dem Vaterland einen neuen Eid leisten. Man errichtete zwei „Bataillons" Kavallerie, jedes zu 500 Mann; beschloß den Militär-Etat zu 10,300 Mann zu bringen; die Höhen um die Stadt mit hundert Stuck Artillerie zu besetzen. Der Enthusiasmus verbreitete sich so schnell durchs Land, daß am 25 Juli eine beträchtliche Anzahl Kaziken und indianischer Oberhäupter vor dem Stadtrath erschien, und ihm zur gemeinsamen Landesvertheidigung einen Beistand von 200,000 Kriegern aus den verschiedenen Stämmen zusicherte. Entzückt über den allgemeinen Patriotismus, der sich hier so lebhaft, plötzlich und allgemein äusserte, beschloß man den ganzen Lärmen am 30 Juli mit einer feierlichen Messe und Prozession zu Ehren der Landes-Schutzpatronin, U. L. Frauen del Carmin, wobei die Mönche ungemein andächtig waren.

Die ganze Geschichte freilich hatte keine wesentliche Folgen auf das Ganze. Doch beweiset die Anekdote, welcher Geist dort herrscht, und wie unsicher die Gewalt der Machthaber ist, sobald das Volk erwacht. *)

---

Unvermeidliche Auflösung der spanischen Indien.

Die Revolution und allgemeine Zertrümmerung der spanischen Reiche in den Indien ist nunmehr nach dem großen Vorspiel, welches die Caraccas gegeben, unvermeidlich. Der neue Welttheil wird sich selbstständig und unabhängig von Europa erklären.

England kann und will dies nicht hindern. Unfähig durch Verschwendung seiner eigenen Bevölkerung die weitläufigen Reiche jenes Kontinents zu erobern und zu bewachen, begnügt sich Großbrittanien vor der Hand den Handel derselben zu beherrschen. Frankreich kann, unter gegenwärtigen Verhältnissen, die Zersplitterung der spanischen Indien noch weniger verhüten. Es scheint vielmehr die Selbstständigkeit jener Länder und Reiche jetzt begünstigen zu wollen, um sie der Macht Englands zu entziehen. So wird die große Revolution von Nord- und Südamerika unstreitig für die Weltgeschichte der nächsten Jahrtausende die dauerndste und größte aller Folgen, welche unaufhaltsam den Unternehmungen Napoleons nachstürzen. Und diese ungeheure Verwandlung der Welt liegt vor der Thür! Die gewaltige Gährung brauset von den kanadischen Wäldern bis zur Südspitze der Cordilleras — nichts hemmt sie. Sie wird sich vollenden. Und das Erstehen neuer Reiche und Freistaaten jenseits des Weltmeers wird unabwehrbar auf die Schicksale, den Wohlstand und Handel der europäischen Völker den erschütterndsten Einfluß üben. Was vermochte nicht schon das isolirte Dasein der nordamerikanischen vereinigten Staaten!

*) Wirklich reformirten im Frühling 1810 die Provinzen am Rio de la Plata ihre Verfassung. Der Vizekönig und seine Gewalt hörte auf; eine provisorische Regierungsjunta trat an dessen Stelle, deren erster Präsident Don Moriano Morena war. Der Hauptort dieses neuen Freistaats war Buenos Ayres.

Zwar sind, ehe die großen Massen dort geschieden und in ihre neuen politischen Formen eingekleidet sein werden, grausenvolle Ereignisse vorauszusehen. Am meisten wird gegenseitige Verachtung und Rivalität beisammen wohnender Menschenracen, der Weißen und der Farbigten, der Zivilisirten und der Wilden, der Freien und der Sklaven, die Regeneration des Welttheils erschweren. Aber auch wird die Bildung unabhängiger Staaten im spanischen Amerika, begünstigt durch andere Verhältnisse, leichter ausgeführt werden können, als man in Europa geneigt sein mag zu glauben. Denn der größte Theil jener Staaten ist in der That schon jetzt so organisirt, daß sie vollkommen als für sich bestehend angesehen werden können. Jede der großen Provinzen, unabhängig von allen andern, nur in Korrespondenz mit Spanien, hat schon dieselben politischen Einrichtungen, wie das Mutterland; eigene Regierung unter Vizekönigen oder Landshauptleuten; hohe und niedere Geistlichkeit, Klöster, Akademien, Universitäten, Schulen, Erziehungsanstalten, Nationalmilizen u. s. w.

Kam der Spanier nach Amerika, so fand er alles wieder, wie er es im Mutterlande verlassen hatte; er bekam keine Sehnsucht nach Europa, weil ihn, was er als Bedürfniß einer kultivirten Societät schätzte, in Amerika wieder umringte. Hier war für ihn nicht bloß ein Handelsplatz, eine Pflanzung, gut genug für kurze Zeit darin zu verweilen, und mit gemachtem Vermögen wieder abzuziehen: nein, in Amerika konnte ihm Europa so entbehrlich sein zum vollen Lebensgenuß, wie ihm in Europa Amerika entbehrlich hieß.

Durch diese politischen Einrichtungen hat auch wirklich die Zivilisation der spanischen Reiche jenseits des Weltmeers größere Fortschritte gethan, als in den Kolonien der Engländer, Holländer und Franzosen je der Fall zu sein pflegte. Humboldts Reisen geben dazu die auffallendsten Beweise.

Was spräche der stolze Karl der Fünfte, sähe er heut das Schicksal seines weiten, nun zertrümmerten Reiches, in welchem weiland die Sonne nie vom Horizont verschwand!

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Berlin, 11 August. Von den Gerüchten, welche mehrere Blätter verbreitet haben, daß in Hinsicht der Oekonomie unsers Theaters andere Einrichtungen getroffen werden sollen, ja daß sogar eine eigene Kommission dazu beauftragt werden wird, ist auch nicht eine Silbe wahr. Wenn die Verbreiter solcher Nachrichten ihre Angaben nur vom Hörensagen haben, so sind sie irre geführt worden. Iffland besitzt noch das völlige Zutrauen der Regierung, und man weiß nichts von Mißbräuchen, denen er in der Oekonomie des Theaters zu steuern haben soll.

Der Sänger Fischer hat uns bereits vor einiger Zeit verlassen, und hat seine Reise nach Breslau fortgesetzt, wo er in mehreren Gastrollen auftreten wird. — Stettin besitzt jetzt in seinen Mauern die beiden ersten weiblichen Deklamatoren Deutschlands, Mad. Schütz, vormalige Hendel, und Elise Bürger, welche wechselsweise in ihren Studien den Kunstfreunden einen hohen Genuß zu gewähren sich bestreben.

Der Doktor Lichtenstein, welcher sich seit kurzem hier aufhält, hat wegen des Verlags seiner afrikanischen Reisebeschreibung mit mehrern hiesigen Buchhändlern unterhandelt. Bei der Konkurrenz um dieselbe ließ er ein Zirkular bei denjenigen Buchhändlern hier herumgehen, mit welchen er unterhandelt hatte, worin er demjenigen den Verlag der Reise zu überlassen sich erbot, der ihm die besten Bedingungen zugestehen würde. Buchhändler Salfeld hat sie erstanden. Sie wird mit vielem Aufwand nun gedruckt erscheinen, und es ist zu wünschen, daß die Erwartung des Publikums und die des Verlegers nicht getäuscht werden mögen.

---

— Nach einer guten Quelle ist der Ertrag der schlesischen Bergwerke

| | |
|---|---|
| An Steinkohlen 2,980,000 Scheffel, betragen | 367,600 Thlr. |
| An Eisen verschiedener Sorten 250,000 Zentner | 1,000,000 — |
| An Blei und Glätte 15,050 Zentner; Silber 16,000 Mark; Zink 3000 Zentner; zusammen | 240,000 — |

Im Jahr 1808 beschäftigten sie 2858 Berg- und Hüttenleute, 33 Tagelöhnerfamilien, und doppelt, ja dreifach so viel Holzhauer, Köhler, Erz- Kohlen- und Produkt-Fuhrleute und Schiffer. Auf Erziehung der Hüttenkinder ist 3120 Thaler, auf Kur- und Arzneikosten der Kranken 5317, und auf Unterstützungen an Invaliden und Wittwen 6640 Thaler 5 Groschen verwendet worden.

Kr.



Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 72. — den 8 September 1810.

## Lage und Ursprung Dhuboy's, einer indischen Stadt.

Die Stadt Dhuboy in Indien entstammt einem hohen Alterthum. Ihre Festungswerke nehmen einen Raum von drei englischen Meilen ein. Das alte noch vorhandene Stadtviertel ist schön und kostbar von gehauenen Steinen aufgeführt, hat einen verdeckten, von Säulen und dreieckigen Pilastern geschützten Platz und großen Reichthum an Bildhauerarbeiten.

Die vier Haupteingänge oder Thore der Stadt sind noch prächtiger verziert, besonders das Thor gegen Morgen, das vorzugsweise das Diamantenthor genannt wird.

Mehrere Millionen sind auf die Zierrathen dieses Thores verschwendet. Man findet daran einen solchen Ueberfluß von ganz und halb erhobener und für den Styl der indischen Kunst sehr trefflich gemeisselter Bildhauerarbeit, daß der Anblick auch den feinsten und eigensinnigsten Beobachter zum Staunen hinreißt.

Im Mittelpunkte dieser mit Recht berühmten Stadt Hindostans schlängelt sich ein großer mit dem reinsten Wasser angefüllter Teich, aus dem einige zwar kleine aber niedliche Inseln hervorragen, welche von Gebüschen mit immerwährendem Grün beschattet werden.

Dieser künstliche Teich ist größtentheils von Marmorsteinen bis auf den Boden des Wassers eingefaßt. Ursprünglich war er zu einem Wasserbehalter für die Einwohner eingerichtet. Indeß ist er zugleich die Zierde von Dhuboy. Seine Ufer sind mit schönen Mango- und Tamarindenbäumen besetzt, deren spielende Zweige und Früchte sich in den silberklaren Wellen spiegeln, und weit herum die Pagoden und prächtigen Häuser der Braminen umschatten; denn eine der zahlreichsten Klassen der Einwohner von Dhuboy sind die Braminen.

Ganz etwas wunderbar Eigenes und Liebliches hat das Schauspiel, wie es Dhuboy an jenem Teiche darbietet. Im lieblichen Schatten jener ewig grünen Lauben errichten die Weber ihre Arbeitsstühle, und weben und bereiten da mancherlei Baumwollenzeuge.

Da die gutmüthigen Einwohner nie ein Thier verfolgen, ist der Spiegel des Teiches immer von einem Schwarm wilder Enten, Pelikane und anderer Gattungen Wasservögel bevölkert, welche harmlos ihre Nahrung suchen, indeß sich in den Bäumen Pfauen, Kraniche, Tauben und andere Vögel wiegen, und Tausende von Affen umherhüpfen oder ihre närrischen Spiele auf den flachen Dächern der Häuser treiben. Der Affen streifen in den Straßen von Dhuboy so viele umher, daß sie die Zahl der menschlichen Bewohner zu übertreffen scheinen.

Der Anblick so vieler Thiere, welche in andern Gegenden wild leben, einen Fremden kaum nahe kommen lassen, hier in in einer der schönsten Städte Indiens zahm und gleichsam unter dem unmittelbaren Schutze ihres Schöpfers, ruft ins Gemüth des Zuschauers, wenn er sich von den Ungeheuern der Wälder und den mannigfaltigen Gattungen der thierischen Schöpfung ohne Furcht und Schrecken umgeben sieht, die schöne Allegorie von dem ersten Stand der Unschuld der Menschen zurück.

Die Lage der Stadt ist so ausserordentlich niedrig, feucht und morastig, daß der Fremdling, wenn er die schönen Gegenden umher gewahr wird, erstaunt, daß ihre ersten Gründer einen so elenden Platz zu einer so schönen Stadt wählen konnten. Aber eine Sage von ihrem Ursprunge, welche sorgfältig bis auf jetzige

Zeit erhalten worden, und von den Bewohnern für Wahrheit geachtet wird, gibt uns die Ursache davon an.

Da mehrentheils die asiatischen Traditionen mit übertriebenen Mährchen gemischt sind, so erfordert es eine genaue und innige Bekanntschaft mit Sitten, Gebräuchen und Literatur der Hindus, um zu unterscheiden, welche Thatsache von dem reichen und vielfarbigen Gewande der indischen Fabel umgeben sei. Indeß dürfte es den Lesern nicht unangenehm sein, die Sage selbst von dem Ursprunge der Stadt Dhuboy, wie sie aus dem Munde der Eingebornen vernommen wird, erzählt zu hören.

In den ältesten Zeiten der asiatischen Geschichte ward das Königreich Guzurate von einem mächtigen und unüberwindlichen Könige, Namens Sadara Jaising, welches einen siegreichen und strengen Löwen andeutet, beherrscht, der sich zu Putto, einer berühmten und prächtigen Stadt, aufhielt.

Dieser König hatte sieben Weiber, die schönsten und geistvollsten Geschöpfe des Reichs, von denen er viele Kinder hatte. Von allen war die jüngste und schönste seiner Frauen seine geliebteste. Sie hieß Retanalen, oder Juwelenstrahl. Allein zu ihrem und des Königes Schmerz hatte sie nicht das Glück Mutter zu sein.

Die übrigen Weiber des Harems, eifersüchtig auf Retanalen, hofften, der Rajah werde endlich gegen die Unfruchtbare erkalten und sie verstoßen. Aber Brama zählte die Thränen Retanalens. Die Geliebteste unter den Fürstinnen ward schwanger. Da verschworen sich ihre Neiderinnen, und durch Zauberei fesselten sie die Frucht im Schooße der Mutter.

Retanalen, aus Furcht vor ihren Feindinnen, bat um Erlaubniß, sich in die Einsamkeit entfernen zu dürfen. Von glänzendem Hofstaat umgeben verließ sie die Hauptstadt von Guzurate, mit dem Vorgeben, in einem entfernten heiligen Tempel den indischen Gottheiten zu opfern, welcher an den blühenden Ufern der majestätischen Norbudda liegt.

Nach einer langen und beschwerlichen Reise langte sie am Ende des Tages an ein heiliges Wäldchen an, welches ungefähr zehn Meilen von dem Tempel entfernt und gerade auf der Stätte gelegen war, wo jetzt die Stadt Dhuboy steht. Der Abend kam schon heran; es fiel ein starker Thau, und das Tageslicht verlor sich hinter den Gewölken der Nacht. Die Fürstin beschloß daher, ihr Nachtlager in dem Wäldchen zu halten, und am andern Morgen ihre Reise fortzusetzen.

Während sie im Zelt mit Gebet beschäftigt war, meldete sich ein heiliger Derwisch oder Fakir, welcher in diesem abgelegenen Haine mehrere Jahre der Andacht gelebt hatte. Er verkündete ihr, daß der Platz, auf welchem sie ihr Zelt aufgeschlagen, heiliger unangebauter Boden wäre, und daß sie hier in wenigen Tagen einen schönen Knaben gebären würde, welcher die Freude und die Stütze des Reichs sein werde.

Des heiligen Mannes Verheißung ward in kurzem erfüllt, denn nach einigen Tagen kam Retanalen mit einem hübschen Knaben glücklich nieder, welcher nach dem Willen des Derwisch Vihseldow, oder der Langerwartete, genannt wurde.

Die Nachricht von der Geburt des jungen Fürsten kam schnell nach der Hauptstadt, und die Freude des Monarchen war darüber so ausserordentlich, daß er den Neugebornen zu seinem Thronerben erklärte, und auf der Stelle, wo derselbe das erste Licht der Welt gesehen, die schönste Stadt von Indien zu bauen beschloß. Er forderte daher die ersten Künstler seines weiten Reiches auf, die neue Stadt mit den Schöpfungen ihrer Kunst zu bereichern. Nachdem sich die berühmtesten Künstler an seinem Hofe versammelt hatten, stellte er an ihre Spitze den geübtesten und erfahrensten Baumeister, der das Glück hatte, das von ihm begonnene Werk auszuführen, ein Werk, das nicht allein seinen Ruhm mit Unsterblichkeit krönte, sondern auch von den Hindus als das wunderbarste geachtet ward, das jemals von einem Sterblichen erschaffen worden.

Es vergingen über der Vollendung des Wunderwerks so viele Jahre, daß der junge Prinz Vihseldow herangewachsen war, und den Thron seines Vaters als Rajah von Guzurate einnehmen konnte. Er fand ein solches Wohlgefallen an dem Ort seiner Geburt, daß er ihn zum Sitz seines Reiches machte. Er gab allen Künstlern, die die Vollendung des Werks erlebten, Beweise seiner königlichen Huld. Den Künstler aber, unter dessen Aufsicht diese wunderbar schöne Stadt aufgeführt worden, forderte er auf, sich selbst die Belohnung auszuwählen.

Der Künstler erwiederte: des Geldes und der Edelsteine bedürfe er nicht; doch da die Stadt noch keinen Namen habe, würde es ihm der schönste Lohn sein, wenn sie nach seinem Namen Dhuboy hieße. Dieser Bitte willfahrte der König, und so hat die Stadt noch bis jetzt den Namen Dhuboy.

Sr.

## Stoff zu Parallelen.

Krönungs-Prozession des Neger-Kaisers Dessalines.

Zwar haben uns die Anatomen Blumenbach und Sömmering unsere Brüderschaft mit dem Neger etwas verdächtig machen wollen, indem sie bei Zergliederung einiger Neger-Leichname, aus deren flächerm zurückweichenden Vorderhaupt, dem flachen Hinterhaupt, der kräftigern Unterkinnlade, dem kleinern Gehirn, dem kleinern Becken und der etwas gebogenen Gestalt der Beine, auf allzunahe Verwandtschaft der schwarzen Goldküstenbewohner mit dem Orang-Utang und andern Affenarten schlossen; zwar meint selbst der geistvolle E. A. W. von Zimmermann (trotz des Abbé Gregoire Abhandlung von der Literatur der Neger), daß doch wohl das afrikanische Klima nie ganze Nationen hervorbringen möchte, die mit den Geistesvorzügen der Europäer jemals wetteifern könnten. Dennoch erfährt man so mancherlei von den schwarzen Herrn, die in Guinea daheim sind, was sich mit der tiefern Geistesstufe nicht wohl paart, die man ihnen in der Reihe der Wesen anweisen möchte. Das flächere Vorder- und Hinterhaupt abgerechnet, kommen mir oft die Neger nicht viel affenartiger vor, als die allerweißesten Europäer.

Der erste Negerstaat nach europäischer Form ist bekanntlich die Republik oder das Kaiserthum Haiti. Hat der Engländer Rainsford uns keine Mährchen aufgebunden, so könnte dies mit der Zeit einen Staat von Dauer geben. Daß sich dort noch immer Faktionen bekämpfen, ist keine Folge der Negernatur, sondern ziemlich europäisch. Auch nahm ja der König von England keinen Anstand, den Thron von Haiti, trotz der etwas gebogenen Beine ihres Besitzers, anzuerkennen. Auch versichert Rainsford, daß die St. Domingischen Neger, seit sie das Joch der Weißen abschüttelten, eine Masse von Talenten, eine Thätigkeit, einen Scharfsinn entfalteten, die man den Vettern des Orang-Utang nie zugetrauet hätte. Wenigstens

gesteht man ihnen schon jetzt zu, daß sie gute Generale besitzen können. Freilich, unbarmherzig und grausam sind sie im Kriege; wenn dies aber eine Folge des kleinern Gehirns sein sollte: so muß dasselbe auch oft bei den weißen Europäern nicht sonderlich groß sein.

Als sich der Negergeneral Hans Jakob Dessalines im im Jahr 1804 zum Kaiser Jakob I krönen ließ, ging der Krönungszug mit großem Gepränge durch die Straßen der Hauptstadt zur Kathedralkirche, von wannen ein feierliches „Herr Gott dich loben wir!" tönte. Die Prozession selbst war, wie Rainsford sie beschreibt, vollkommen allegorisch, eine mimische Proklamation ans Volk, durch welche der neue Monarch seine Grundsätze verkündete.

An der Spitze des Feierzuges ging nämlich die Erziehung oder Nationalaufklärung einher, als Symbol des edelsten Gutes einer Nation, aus dem erst alles übrige Heil hervorgehen könne; dann folgten die Künste und Handthierungen, welche erst möglich sind durch des Volkes Bildung; dann kamen Landwirthschaft, Ackerbau und Viehzucht, die nur dann die höchste Vollkommenheit erreichen können, wenn Gewerbe zahlreich blühen, und alte Vorurtheile verschwunden sind. Ihnen nach schritt der Handelsstand, weil die Kultur des Bodens den Handel erst möglich macht; darauf folgten die Gesetzgeber und Justizbeamten, weil erst der Staat und die Stände vorhanden sein müssen, ehe ihnen Gesetze geschaffen werden können; endlich kam hinter ihnen die medizinische Fakultät, und zu allerletzt — wer sollte sich auf ein Epigramm gefaßt halten? — das Militär. So ging der Zug unter dem Donner der Kanonen hin.

Leider, diese mimische Proklamation des schwarzen Imperators ging bisher so wenig in Erfüllung, als manche andere gedruckte; in der Wirklichkeit marschirte alles in umgekehrter Ordnung; die letzten wurden die ersten; das Militär stand an der Spitze, die Erziehung trug die Schleppe nach.

Der persische König Artaxerxes, dessen Gesetzbuch noch der große Chosroes Nushirvan allen seinen Statthaltern zur ewigen Richtschnur ihrer Verwaltung zusandte, dachte sich die Sache ganz anders, als Kaiser Jakob von Haiti, und verrieth in der That mehr Welt- und Menschenkenntniß, als der Sohn der Goldküste.

„Das Kriegsheer allein ist die Säule der königlichen Majestät" sprach der persische Staatsmann; „das Kriegsheer kann nur durch Auflagen unterhalten werden. Auflagen müssen zuletzt immer auf die Landwirthschaft zurückfallen; Ackerbau und Viehzucht blühen aber nur unter dem Schutz der Gerechtigkeit und Mäßigung!"

---

### Einige Gedanken vom Vater Ludwigs des Sechszehnten.

Der Dauphin Ludwig, Vater des unglücklichen Ludwigs des Sechszehnten, letzten Königs von Frankreich, war gewiß einer der liebenswürdigsten unter den europäischen Fürsten. Wohl ihm, daß er das traurige Schicksal seiner Kinder nie ahnen konnte! Hätten die Könige Frankreichs alle in seinem Geiste gedacht, gelebt, geherrscht, nie würden wir die ungeheuern Revolutionen erlebt haben, unter deren Folgen noch jetzt ein großer Theil des menschlichen Geschlechts leiden muß.

Als man seinen Söhnen das Zeremoniel der Taufe supplirte, und das Kirchenbuch brachte, worin die Namen der Getauften ohne Unterschied des Ranges einregistrirt stehen, sagte er zu ihnen: „Seht hier euern Namen in Reihe und Glied neben dem Namen eines Armen und Dürftigen! Die Religion, wie die Natur, setzt alle Menschen einander gleich. Nur die Tugend allein macht den Unterschied. Vielleicht ist der, welcher vor euch in dies Buch eingeschrieben steht, in den Augen der Gottheit vortrefflicher, als ihr jemals in den Augen der Völker werdet!"

Den Erziehern seiner Prinzen sagte er: „Führet meine Kinder auch in die Strohhütte des gemeinsten Bauers; zeiget ihnen alles, was ihr Herz rühren kann. Sie müssen das schwarze Brod sehen, von dem sich der Arme sättiget; sie sollen mit ihren Händen das Stroh berühren, das ihm zum Bette dient. — — Ja, ich verlange es, sie sollen auch weinen lernen! Ein Fürst, der nie Thränen vergoß, kann unmöglich ein guter Fürst sein."

Ludwig der Vierzehnte hatte bekanntlich ungeheure Summen an den Bau von prachtvollen Palästen und Gärten verschwendet. Auch Ludwigs des Sechszehnten Vater hatte Sinn für diese Leidenschaft. Er entwarf mit eigener Hand Grundrisse und Profile zu kostbaren Palästen und herrlichen Gartenanlagen. Natürlich, die Hofleute bewunderten seine Ideen, waren entzückt von ihrer Schönheit. „Nun ja," sagte der Dauphin, „sie gefallen mir auch. Aber das schönste an ihnen ist, sie sollen dem Volke keinen Sous kosten, denn, meine Herrn, ich lasse diese Plane — — nie ausführen."

Eines Tages unterhielt er sich mit dem Abbé de St. Cyr über das Buch des Peter de Marca von der Freiheit der gallikanischen Kirche (de concordia sacerdotii et imperii). „Mein Gott," sagte er, „was kostet es doch Noth, lieber Abbé, die Menschen eines Sinnes zu machen! Ein Hirt, den Stab in der Hand, setzt mit einem einzigen Pfiff sein ganzes Volk in Bewegung. Ein Paar Hunde sind seine Minister. Sie bellen manchmal und beissen nur nicht. Alles geht in Frieden. Aber was die Reform der Staaten so erschwert, ist der Umstand, daß immer zwei gute Regenten auf einander folgen müssen, Einer um Mißbräuche auszurotten, und nachher Einer, um ihre Wiederkehr zu verhindern."

---

### Nemesis.

Es wird manches unnütze Buch geschrieben, nur weil die Schriftsteller nicht immer wußten, worüber sie schreiben sollten. Warum verfiel noch kein guter Kopf darauf, die Nemesis aus der Weltgeschichte zu schildern? Welch ein erhabener und mannigfaltiger Stoff bietet sich dazu aus allen Weltaltern und Weltgegenden dar! Unter dem Schwerd der vergeltenden Göttin sanken Alexanders Mazedonien und das weltplündernde Rom nieder; und das rächende Schicksal pochte an die Paläste Nero's wie an die Stallthür des diebischen Gauners. Eine solche Beispielsammlung — versteht sich mit Strenge ausgelesen, mit Geist geordnet, mit Geschmack erzählt — würde den gesunkenen Glauben an die Weltregierung und an den dunkeln Arm der Vorsehung mächtiger aufrichten, als die längste Predigt, die oft eben darum die langweiligste ist. Oft sind die Entwickelungen unbegreiflich wunderbar; oft schauerlich. Die neueste Geschichte ist nicht arm daran. Man darf sich nur an das Ende der meisten von denen erinnern, welche in der französischen Revolution ihre Hände mit dem Blute der Unschuld färbten.

Seltsam war die Rache, welche die Gemeinde Cusset nach dem neunten Thermidor, das heißt nach Robespierre's Sturz, an einem ihrer Mitbürger nahm, der einer von den subalternen Schreckensmännern gewesen. Dieser, Namens Forestier, ein Advokat, votirte, als Mitglied des Nationalkonvents, auch Ludwigs des Sechszehnten Tod, errichtete in seinem Geburtsstädtchen ein Revolutionstribunal, und beging viele Grausamkeiten, indem er sich auf Unkosten seiner Schlachtopfer bereicherte. „Nichts schöner, nichts herrlicher, als ein Revolutionstribunal!“ rief er eines Tages, „als so ein Haufe Verdammter, die mit unglaublicher Geschwindigkeit vorüberziehen; als der Anblick von Geschwornen, die ein wahres Kettenfeuer darauf machen!“

Nach dem Sturze der Schreckensregierung setzten die Einwohner von Cusset unter die Fenster seines Hauses eine Kufe, angefüllt mit Blut, mit Knochen und Todtenköpfen, daran befand sich die Inschrift: „Schau dein Werk an; lösche deinen Durst; aber zittert, Tirannen!“

Die Inschrift mahnt an die Worte der scythischen Königin Tomyris, als sie das Haupt des Cyrus in einen Sack voll Blut steckte.

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— Der Dr. Wolbaum aus Lübek hat einen neuen Ventilator zur Reinigung der Stuben- und Zimmerluft erfunden. Er ist von weichem Blech und besteht in einer an beiden Enden offenen Zilinderröhre, fünf bis acht Zoll lang und im Durchmesser drei bis sechs Zoll weit. In der Mitte ist dieser Zilinder mit einem halbzirkelförmigen Blech umgeben, vermittelst dessen er in einer Oeffnung einer Fensterscheibe mit Gläserkitt befestigt wird. Recht in der Oeffnung des Zilinders, die nach dem Zimmer gekehrt ist, hängt eine Klappe von sehr dünnem Blech, die etwas kleiner als die Oeffnung ist, an einem Gelenk, und diese leicht bewegliche Klappe ist einem Durchschlage gleich, mit runden Löchern, von der Größe kleiner Erbsen, durchbohrt. Vor der Klappe ist ein blecherner Deckel am untern Rande des Zilinders an einem Gelenke.

Wenn dieser Ventilator in einem Fenster angebracht und der Deckel offen ist, so steht die äussere atmosphärische und innere Zimmerluft durch die Löcher in der beweglichen Klappe und die Oeffnung um den Rand im Gleichgewicht. Ein stärkerer Luftdrang der äussern Luft drückt die Klappe nach der Stubenseite, und umgekehrt drückt sie der Zug aus dem Zimmer nach der Gassenseite. Glaubt man die innere Zimmer- und äussere atmosphärische Luft im Gleichgewicht, so macht man, um das Eindringen der Kälte oder den Verlust der Wärme zu verhindern, den innern Deckel zu.

Die Vorzüge dieses Ventilators sind: 1) Er ist mit weniger Gefahr für die Scheiben einzusetzen; 2) er macht kein widriges schnurrendes Geräusch; 3) man kann ihn nach Belieben verschliessen; 4) er öffnet sich nach der Stärke des Luftstroms mehr oder weniger nach innen oder aussen.

— Der Gold- und Silberarbeiter Wolf in Dresden hat eine neue silberähnliche Metallkomposition entdeckt, die er Argyrophan (silberscheinend) nennt. Er hat zu Anlegung einer Argyrophan-Fabrik von der sächsischen Regierung ein Patent auf zehn Jahre erhalten.

— Der Professor Dr. Kopp in Hanau, welcher eine Saug- und Druckpumpe zur Wiederbelebung Scheintodter und hauptsächlich Ertrunkener erfunden, hat diese seine Erfindung den Rettungsgesellschaften zu Amsterdam und Hamburg vorgelegt. Das wesentlichste des Instruments ist ein Wechselhahn, der an einer Spritze in der Art angebracht ist, daß durch einen einfachen Mechanismus die Lungen von Wasser und Luft entleert werden können, und atmosphärische Luft in die Lungen eingeblasen werden kann. Es sind dabei die Mängel vermieden, welche Goercy's Blasebalg, so wie Goodwins, van Marums und Menniers Spritzen eigen sind, und Erfahrungen haben den Nutzen dieses neuen Instruments bei Rettungsversuchen bewiesen. Zugleich ist es von langer Haltbarkeit und mäßigem Preise.

A r.

---

## Aus Amerika.

— Reading in Pensylvanien, Nov. 1809. Die Unsicherheit der Schiffahrt macht mir viel Sorgen und vergebliche Briefe, und vermindert meine Hoffnung, meine Lieben bald bei mir zu sehen. Am sichersten ist jetzt noch die Korrespondenz über L'Orient zu führen, wo die Depeschenschiffe für den amerikanischen Gesandten in Paris ankommen und abgehen.

Von den Stürmen, die eure europäische Welt so unbarmherzig durch einander werfen, vernehmen wir Glücklichen hier zu Lande nur kaum das entfernte Sausen der Zeitungen. Man lebt hier im Schoose des tiefsten Friedens, wenn auch nicht immer der Zufriedenheit. Man hat des Lebens Hauptgüter, Freiheit, Ruhe, Recht, heitere Zukunft; aber es fehlt doch immer noch manches Nebengütchen, das auch nicht zu verachten ist. Von den Fortschritten der Wissenschaft und Kunst vernehmen wir nichts. Bücher gehören zu den theuersten Seltenheiten, so daß selbst ein so nichtsbedeutendes Buch, wie ein reformirtes Gesangbuch, seine dritthalb Gulden kostet. Ich gelte hier mit meinem wenigen Wissen schon für einen großen Gelehrten. In Reading ist zwar vor kurzem ein neuer Buchladen angelegt worden, aber von der neuesten deutschen Literatur findet man darin nichts, als Arends wahres Christenthum; himmlisches Vergnügen in Gott; Habermanns Gebetbücher; Psalterspiel; wandelnde Seele; der kleine Kempis; Paradiesgärtlein; Hollazens Gnadenordnung; der heilige Krieg; apokalyptisches Handbuch u. s. w. Die Readinger deutsche Gesellschaft besteht aus einem bunten Gemische von Ausländern, und ist vor der Hand nur ihrer guten Zwecke willen alles Lobes werth. Sie hat sich jetzt einige mathematische und physikalische Instrumente und eine Auswahl guter Bücher aus allerlei Fächern von Deutschland verschrieben. An Aerzten fehlts auch sehr, und doch ist hier für die Aeskulape ein wahres Elysium. Sie werden ungeheuer bezahlt. Aber sie müssen mit der Medizin auch Chirurgie und Pharmazie verbinden. Der Arzt muß seine eigene Apotheke haben, muß Beinbrüche heilen, accouchiren, Zähne ausreissen, kurz er muß alles kennen und können.

Unser nächster Nachbar ist der General Robert, ein reicher Müller von Profession. Amerika hat noch der wackern Cincinnaten viel. Herr Schneider, gegenwärtiger Gouverneur von Pensylvanien, ist ein ehrsamer Rothgerber seines Handwerks, und auf drei Jahre erwählt. Wenn die Zeit vorüber ist, geht der höchste Beamte des Staates von Pensylvanien ruhig wieder in sein Gerbehaus und zu den Lohgruben. Und jeder findet das in der Ordnung, und Land und Leute fühlen sich wohl dabei.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 13.)

Intelligenzblätter
zu den
# Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend —— Nro. 13. —— den 8 September 1810.

Folgende Auswahl der vorzüglichsten Werke deutscher Klassiker, die neuesten Originalausgaben, in geschmackvollem engl. Einband, ist bei mir um beigesetzte Preise zu haben:

| | Fr. | S. | Fr. | S. |
|---|---|---|---|---|
| Geßners, Schriften drei Theile, Schreibpapier . . . . . | 12 | — | | |
| Der Einband . . . . . | 3 | — | | |
| | | | 15 | — |
| Göthe's sämmtliche Werke, zwölf Theile, gr. 8. Tübingen . . | 48 | — | | |
| Der Einband . . . . | 7 | 4 | | |
| | | | 55 | 4 |
| Jacobis sämmtliche Werke, vier Thle., mit Kupfern, zweite Auflage, gr. 8. Zürich . . . . . . . | 16 | 9 | | |
| Der Einband . . . . . . | 2 | 10 | | |
| | | | 18 | 19 |
| Ifflands dramatische Werke, sechszehn Theile mit schönen Kupf. v. Böhm und Jury, 8. Leipzig . . | 54 | 13 | | |
| Der Einband . . . . . | 9 | 10 | | |
| | | | 64 | 3 |
| Klopstocks Werke, zehn Theile, gr. 8. Leipzig . . . . . . | 29 | — | | |
| Der Einband . . . . . | 8 | — | | |
| | | | 37 | — |
| Matthissons lyrische Anthologie, 20 Theile, 8 Zürich . . . . | 45 | — | | |
| Der Einband . . . . . | 12 | — | | |
| | | | 57 | — |
| Molieres, Lustspiele und Possen. Für die deutsche Bühne von H. Zschokke sechs Theile mit Kupfern . . | 19 | — | | |
| Der Einband . . . . . | 4 | — | | |
| | | | 23 | — |
| Pfeffels poetische Versuche, 9 Theile vierte Auflage, 8. Tübingen . | 12 | — | | |
| Der Einband in drei Bänden . | 2 | — | | |
| | | | 14 | — |
| Schillers Theater, fünf Theile, gr. 8. Tübingen . . . . . . | 22 | 10 | | |
| Der Einband . . . . . | 3 | 15 | | |
| | | | 26 | 5 |
| — — Gedichte, zwei Theile, 8. Lpz. | 7 | — | | |
| Der Einband . . . . . | 1 | 4 | | |
| | | | 8 | 4 |
| Voß sämmtliche Gedichte, sieben Theile, mit schönen Kupfern auf Schreibp., 8. Königsberg . . . . | 38 | 10 | | |
| Der Einband . . . . . | 4 | 4 | | |
| | | | 42 | 14 |
| Wielands sämmtliche Werke, 44 Thle. 8. Leipzig . . . . . . | 80 | — | | |
| Der Einband . . . . . | 26 | — | | |
| | | | 106 | |

Die ganze Sammlung besteht aus 132 Bänden, und macht eine kleine artige Bibliothek aus von bleibendem Werthe; sie ist zur Bildung des Geschmacks und zur Erholung des Geistes mehr als jede andere oder sonstige Romanenlektüre geeignet. Vermögende Personen, die auf Bildung Anspruch machen, sollten im Besitz einer solchen kleinen auserlesenen Bibliothek seyn, und sie werden darin manche edlere Art von Vergnügen finden, deren Genuß nicht so leicht vorüber fliegend ist.

Wer die ganze Sammlung kaufen will, dem gestatte ich noch einen billigen Rabbat. Auch werden aus dieser Sammlung einzelne Werke an die Liebhaber abgegeben.

Aarau, den 8. Sept. 1810.

H. R. Sauerländer.
Buchhändler und Buchdrucker.

---

FRIEDRICH CREUZER'S
## SYMBOLIK UND MYTHOLOGIE
DER
### ALTEN VÖLKER
BESONDERS DER GRIECHEN.

IN VORTRÄGEN UND ENTWÜRFEN.

*Erster Band, mit sieben Kupfertafeln.*

Darmstadt bei C. W. Leske. Auf Postpapier, 2 Thlr. 8 Gr. oder 4 fl. Auf Druckpapier 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl.

Ist um diesen Preis in allen Buchhandlungen zu haben, so wie auch bei H. R. Sauerländer in Aarau. Der zweite Band welcher das Ganze beschliesst, erscheint zur Ostermesse 1811.

Die erste Lieferung in sechs Bänden von Gustav Schillings sämmtliche Schriften ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Es ist darin enthalten:

Das Weib wie es ist, dritte umgearbeitete Auflage.

Die Jungfrauen, ein komischer Roman, drei Theile, zweite umgearbeitete Auflage.

Der Liebesdienst, ein komischer Roman, zwei Theile.

Der Ladenpreis ist 6 Thlr., wer sich aber bis zu Michael an uns selbst oder an eine andere solide Buchhandlung mit baarer Zahlung wendet, erhält das Exemplar noch im Pränumerationspreis von 4 Thlr. 12 Gr.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden.

In Aarau ist es bei H. R. Sauerländer zu haben.

---

Im Verlag der

**J. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg**

ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

**Hoeck, J. A. D. Dr.,** Grundlinien der Polizeiwissenschaft mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Baiern. 1809. gr. 8. 3 fl 15 kr. oder 2 Thlr. 4 Gr.

Der Beifall, mit welchem dieses Werk eines Mannes, der sich schon früher durch die gründlichsten Abhandlungen im polizeilichen Fache einen rühmlichen Namen erwarb, von allen Sachverständigen aufgenommen wurde, genügt für seine Empfehlung. Mehrere Materien von höchster Wichtigkeit, welche in frühern polizeilichen Werken entweder ganz übergangen, oder doch nur oberflächlich behandelt wurden, finden sich hier zum ersten Mal gründlich bearbeitet, und im organischen Zusammenhang mit den übrigen Zweigen der Staatsverwaltung aufgestellt. Die besondere Beziehung dieses Werkes auf das Königreich Baiern dürfte es allein im polizeilichen Fache Angestellten unsers Vaterlands unentbehrlich machen.

**Ranson, von,** kleine mathematische Schriften. Mit Kupfertafeln und vier Tabellen. 8. 1809. 45 kr oder. 12 Gr.

Ein höchst angenehmes Geschenk für die Liebhaber der ernstesten aller Wissenschaften. Es ist kein Zweifel, daß das Bestreben des Verfassers, mit Vorbeigehung alles willkührlich und überflüssig angenommen, durchaus nur auf das Wahre und Wirkliche zu bringen, und eine Vereinfachung der ganzen bisherigen mathematischen Methode zu versuchen, allgemeinen Beifall finden wird. Es ist zu wünschen, der Verfasser möchte diesen ersten Versuch, die Mathematik der gesunden Fassungskraft des unbefangenen Verstandes nähre zu bringen, recht bald Arbeiten von größerm Umfang, in eben diesem Geiste unternommen, folgen lassen!

**Ranson, von,** Beschreibung des von ihm erfundenen Mikrometers. Mit einer Kupfertafel 1809. 4. 9 kr. oder 2 Gr

Daß der Erfinder des Mikrometers der Architektur, der Mechanik, der praktischen Geometrie, der mathematischen Geometrie, der mathematischen Geographie, u. s. w. einen wesentlichen Dienst geleistet habe, kann blos der bezweifeln, der nicht weiß, daß in allen diesen Wissenschaften unendlich kleine Irrthümer zu unendlich großen Anlaß geben, und wir, z. B. in der Baukunst, oft die widrigsten Mißverhältnisse erzeugen können. Ransons Erfindung, mittelst welcher ein Schuh in 100,000 Theile getheilt werden kann, begegnet diesen Mängeln aufs gründlichste. Eine Kupfertafel bringt diese rühmliche Erfindung zur vollkommensten Anschaulichkeit.

**Ranson, von,** trigonometrische Auflösung der wichtigsten Aufgaben, welche bei Berechnung von Entfernungen, Flächen und deren Theilung vorkommen. Aus dessen kleinen Schriften besonders abgedruckt. 1809. 8. 30 kr. oder 8 Gr.

Eine kleine, aber gehaltvolle Schrift! Vorzüglich empfehlungswürdig durch die (bei Mathematikern so seltene) Resignation auf die Untrüglichkeit mancher Dinge, die in dieser Wissenschaft bisher für unzweifelbar ausgemacht galten. Ohne sich von den Irrlichtern falscher Spekulationen blenden zu lassen, hält sich der schon rühmlich bekannte Verfasser durchaus nur an das Praktische und Wirkliche, und so gelingt es ihm, über seinen Gegenstand auf wenig Seiten mehr Licht zu verbreiten, als manche andere in ganzen starken Bänden. Die Natur geht überall höchst einfach zu Werke, und nur wer sich an sie hält, trift das Rechte.

Obige Bücher sind bei H. R. Sauerländer zu haben.

---

## Neue Schriften für Aerzte.

**Organon der rationellen Heilkunde von Dr. Sam. Hahnemann** gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. — vielleicht eine der merkwürdigsten und folgereichsten Erscheinung dieses Jahrhunderts.

Dresden den 27 August 1810.

Arnoldische Buchhandlung.

Ist ebenfalls bei H. R. Sauerländer zu haben.

---

**Beschreibung der Feierlichkeiten,** welche bei Anwesenheit JJ. MM. der Kaiser **Alexander** und **Napoleon**, und mehrerer gekrönten Häupter in Weimar und Jena am 6 und 7 October 1808 von Sr. Durchlaucht dem Herzoge von Sachsen-Weimar veranstaltet wurden. Nebst einem Ueberblick ihrer merkwürdigen Zusammenkunft in Erfurt. Mit deutschen und französischen Text und fünf großen Kupfertafeln Imperialfolio.

Da mehrere Anfragen an uns gekommen sind, ob man von diesem interessanten Kupferwerke nicht auch Exemplare mit schwarzen Kupfern haben könne, so erfüllen wir hiermit den Wunsch des Publikums und zeigen an, daß von jetzt an auch Exemplare mit schwarzen Kupfern zu 5 Thlr. sächsisch oder 9 fl. rhein. Exemplare mit zwei ausgemalten Kupfern, nämlich der Ansicht der Hirschjagd und des Napoleons Berges, die drei übrigen braun und schwarz, zu 8 Thlr. sächsisch oder 14 fl. 24. kr. rheinisch und mit vier ausgemahlten und einer schwarzen Tafel 12 Thlr. oder 21 fl. 36 kr., bei uns und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Weimar im Juli 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comtoir.

---

**Zwei und fünfzig interessante Erzählungen** aus der Welt- und Menschengeschichte, zur Unterhaltung für wißbegierige Bürger und Landleute und als ein nützliches Lesebuch für Schulen zum moralischen Unterricht. Neue Auflage mit Kupfern. Leipzig bei Hinrichs 1810. 12 Gr.

Dadurch, daß diese Gemälde und Beispiele aus den besten Werken, welche wir über die allgemeine Weltgeschichte besitzen,

mit vorzüglich guter Auswahl genommen worden sind, zeichnet sich gegenwärtige Schrift aufs vortheilhafteste vor den gewöhnlichen historischen Lesebüchern aus, welche meist ohne bestimmten Plan und Zweck zusammen gestellt sind. Man mag nun diese Erzählungen als Vorbereitung zum historischen Unterrichte auf Schulen benutzen, oder als lehrreiche Privatunterhaltung der Bürger und Landleute betrachten, so entsprechen sie ihrem Zwecke gleich gut, und verdienen ein zahlreiches Publikum unter Jung und Alt zu finden.

Man findet solches bei H. R. Sauerländer in Aarau.

**Reise mit der Armee im Jahr 1809.** Erster Theil mit einem Kupfer. Rudolstadt, in der Hof-Buch- und Kunsthandlung. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl. 20 kr.

Der Verfasser kam kurz vor Ausbruch des Krieges nach Dresden in der Absicht sich der Malerei zu widmen, und fand Veranlassung, die sächsische Armee auf ihren Feldzug an der Donau zu begleiten. Ohne Soldat von Profession zu seyn, fehlte es ihm nicht an Sinn für die Angelegenheiten des Krieges so wie nicht an Gelegenheit im Hauptquartier theils selbst zu sehen, theils die Meinung anderer mehr unterrichteter Männer an Ort und Stelle abzuhören, und nieder zu schreiben.

So liefert dieses Werk, das aus drei Theilen bestehen wird, einen glaubwürdigen höchst interessanten Beitrag zu der Geschichte des letzten Krieges. Der eben erschienene erste Theil beginnt mit der Ankunft des Verfassers in Dresden, und endigt mit dem Gefechte bei Linz am 17 Mai 1809, und erzählt alle dabei sich ereigneten militärischen, politischen Reisevorfälle. Dem ersten Theil ist als Anhang beigefügt: Gelegentliche Gedanken über das Wesen der Kunst in Bezug auf die Landschaftsmalerei.

Der zweite Theil, welcher zu Johannis erscheint, führt die Reise und die Geschichte fort, vom Gefechte bei Linz bis zur Schlacht bei Deutschwagram.

Man findet solches bei H. R. Sauerländer vorräthig.

In allen Buchhandlungen und bei H. R. Sauerländer in Aarau ist zu haben:

## Omar,
## Ein Andachtsbuch für die Jugend, auch für das Alter,

von

**Karl Hahn.**

Zweiter Theil.

Die Freunde des Omar werden sich gewiß freuen, daß Herr Hofrath K. Hahn sich entschlossen hat, ihnen ein zweites Bändchen, ganz im Sinn und Geiste des ersten, zu schenken, indem die Wünsche, welche dem ersten Bändchen noch übrig blieben, nun durch dieses zweite Bändchen vollkommen befriedigt sind, so daß beide als ein schönes Ganze da stehen. — Wir wünschen diesem Andachtsbuche recht viele Leser, und dürfen es wünschen, da es, nach dem Urtheile kompetenter Richter, unter den vielen seit einigen Jahren erschienenen Andachtsbüchern, einen sehr ruhmvollen Platz behauptet. Der Verfasser hat sich im zweiten Bändchen eben so wie in dem ersten vorzüglich die herangewachsene gebildetere Jugend gedacht, und eben darum ist es ihm gelungen, so recht deutlich zu werden, so trefflich das Herz anzusprechen — es religiös zu bilden. Die wichtigsten Angelegenheiten des bessern Menschen werden mit einem solchen Gefühle, mit einer solchen Ueberzeugung dargestellt, daß Jeder, zufrieden mit der süßen Beruhigung, welche ihm durch aufmerksames Lesen zu Theil wird, in diesem zweiten Bändchen Omar'n, welcher ihm in dem ersten achtungs- und liebenswürdig erschien, völlig liebgewinnt, und ihn als einen sehr vortrefflichen Mann verehrt. Beide Theile, mit einem Kupfer, kosten 2 fl. 45 kr.

**Bertuchs F. Bilderbuch für Kinder** mit deutschen, französischen, englischen und italienischen Erklärungen, und ausgemalten oder schwarzen Kupfern. CXVII. und CXVIII. Heft gr. 4. Nebst dem ausführlichen Texte dazu gr. 8. Eben diese Hefte.

Diese zwei Hefte sind so eben erschienen und enthalten folgende interessante Gegenstände.

CXVII Heft.

Taf. 81. Die Wachspalme aus Südamerika. Taf. 82. Peruanische Inkas. Taf. 83. Türkische Gräber. Fig. 1. Große verschlossene, und aus offenen Bogen bestehende Gräber. Fig. 2. Offenes Grab von weißem Marmor, an welchem sich Säulen erheben. Taf. 84. Der segelförmige Meerstern. Die Paulskirche in London.

CXVIII Heft.

Taf. 86. Schöne ausländische Sträuche. Der pontische Alpbalsam. Taf. 87. Der Riesendamm in Irland. Taf. 88. Der Brandpilz des Waizens. Taf. 89. Ruinen der alten Stadt Sagunt in Spanien. Taf. 90. Die celtischen Monumente von Carnac. Sowohl vollständige Exemplare als auch einzelne Hefte dieses Werks sind jeder Zeit bei uns und in allen Buchhandlungen zu haben.

Weimar im Juni 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comtoir.

Bei Buchhändler Etlinger in Aschaffenburg ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

**Großmann, J. W.**, das Angebinde. Ein Schauspiel in einem Akte. 8. 1810. 20 kr.

**Sapho und Phaon.** Ein Roman nach der dritten engl. Originalausgabe, 8. 1806. 1 fl. 40 kr.

**Scheik** Mohammed Fani's Dabistan oder von der Religion der ältesten Parsen. Aus dem Engl. mit Erklärungen und einem Nachtrage von Fr. von Dalberg. 8. 1809. 48 kr.

Obige Bücher findet man bei H. R. Sauerländer in Aarau.

## Kunstanzeige.

**Portrait von Ihro Durchlaucht der Frau Erbprinzessin Karoline Louise, von Meklenburg-Schwerin, gebohrne Prinzessin von Sachsen-Weimar,** nach einem Gemälde des Herrn Prof. Jagemann in punktirter Manier gestochen von C. A. Schwertgeburth. Folio in schwarzen Abdrücken 1 Thlr. sächsisch oder 1 fl. 48 kr. rheinisch, colorirt 1 Thlr 8 Gr. sächs. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Von diesem so eben vollendeten und sehr sauber gearbeiteten Portrait haben wir die Hauptkommission übernommen. Liebhaber und Kunsthändler können sich daher mit ihren Bestellungen an uns wenden.

Weimar im Juli 1810.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comtoir.

Folgende empfehlungswerthe Schriften sind bei dem Buchhändler Müller in Erfurt zur Ostermesse 1810 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cherubini, Luigi, seine kurze Biographie und ästhetische Darstellung seiner Werke. Bildungsbuch für junge Tonkünstler. Seitenstück zu Joseph Haydn von demselben Verfasser 8. broschirt 16 Gr.

Cimarosa, Domenico, seine kurze Biographie und ästhetische Darstellung seiner Werke. Bildungsbuch für junge Tonkünstler. Seitenstück zu Joseph Haydn von demselben Verfasser. 8. brosch. 4 Gr.

Dichtungen, dramatische und romantische, der Griechen. Frei bearbeitet für die Lesewelt. kl. 8. brosch. 10 Gr.

Dittersdorf, Karl von, seine kurze Biographie und ästhetische Darstellung seiner Werke. Bildungsbuch für junge Tonkünstler. Seitenstück zu Joseph Haydn von demselben Verfasser. 8. brosch. 16 Gr.

Dollmetscher, der, kleines französisches, oder nöthiges Sprachbuch für den Bürger und Landmann u. s. w. Dritte stark vermehrte und verb. Aufl. kl. 8. geb. 3 Gr.

Eumeniden, die, nach Aeschylos frei bearbeitet für die Lesewelt. kl. 8. brosch. 10 Gr.

Falk, Johannes, Europa's Widergeburt nebst Worten der Warnung vor dem Sturme des 14 Oktobers 1806. kl. 8. brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Gallerie der berühmtesten Tonkünstler des 18 und 19 Jahrhunderts. Ihre kurze Biographieen, karakterisirende Anekdoten und ästhetische Darstellung ihrer Werke. Erster und zweiter Band. Vom Verfasser von Joseph Haydn. 8. brosch. 2 Thlr. 20 Gr.

Gesänge, sechs, aus der lyrischen Anthologie von Mathisson mit Begleitung des Pianoforte, componirt von Dr. G. Scheibner. Querfol. 16 Gr.

Himmel, Friedrich, seine kurze Biographie und ästhetische Darstellung seiner Werke. Bildungsbuch für junge Tonkünstler. Seitenstück zu Joseph Haydn von demselben Verfasser. 8. brosch. 6 Gr.

Kabalen und Liebschaften der Thronbeherrscherinnen des alten Roms. Aus gleichzeitigen Quellen. 8. 1 Thlr.

Mozart, Wolfg. Amadäus, und Joseph Haydn. Nachträge zu den Biographieen und ästhetischen Darstellung ihrer Werke. Versuch einer Parallele. 8. brosch. 12 Gr.

Nachtmahl, das, der Verzweiflung. Aus den hinterlassenen Papieren der Aebtissin des Klosters Marienzelle. 2 Bände. 8. brosch. 2 Thlr.

Paesiello, Giovanni, seine kurze Biographie und ästhetische Darstellung seiner Werke. Bildungsbuch für junge Tonkünstler. Seitenstück zu Joseph Haydn von demselben Verfasser. 8. brosch. 6 Gr.

Prometheus gefesselt! Nach Aeschylos frei bearbeitet für die Lesewelt. 8. brosch. 10 Gr.

Scheibner, Dr. G., De Adelphorum Terentii actione. 8. geh. 3 Gr.

Derselbe, sechs Gesänge mit Begleitung des Pianoforte. Viertes Heft. Querfol. 16 Gr.

Winter, Peter, seine kurze Biographie und ästhetische Darstellung seiner Werke. Bildungsbuch für junge Tonkünstler. Seitenstück zu Joseph Haydn von demselben Verfasser. 8. brosch. 6 Gr.

Zumsteeg, Joh. Rudolph, seine kurze Biographie und ästhetische Darstellung seiner Werke. Bildungsbuch für junge Tonkünstler. Seitenstück zu Joseph Haydn von demselben Verfasser. 8. brosch. 16 Gr.

Man findet sämmtliche Werke bei H. R. Sauerländer.

---

Es wurde mir vor Kurzem eine Handschrift zugestellt mit dem Titel: „Einige Worte über den Geist des Christenthums und „der Literatur, im Verhältniß zu den Thad. Müller'schen „Schriften. 1810."

Der Verfasser dieses Aufsatzes wurde zu Bearbeitung desselben veranlasset, durch eine jüngst im Druck erschienene Schrift, „gegen eine Rezension in der neuen Oberdeutschen allgemeinen „Literatur-Zeitung."

Luzern den 15 Juni 1810.

Thaddäus Müller.

Bei dem Lesen obiger Handschrift, welche der Verfasser auf mein zudringliches Begehren mir als mein Eigenthum zu meinem beliebigen Gebrauch abgetreten hat, fand ich ihren Inhalt so wichtig und vortreflich, daß ich mich sogleich entschloß, sie öffentlich durch den Druck bekannt zu machen. Wirklich hoffe ich dadurch dem christlichen und literarischen Publikum keinen geringen Dienst zu erweisen. Die Schrift, auch abgesehen von ihrem besondern Verhältniß zu den Müller'schen Schriften, enthält im allgemeinen so lesenswerthe Dinge, daß mir jeder Freund des Wahren und Schönen für ihre Bekanntmachung Dank haben wird. Der gebildete Leser wird darin eine zwar gedrängte, aber nichtsdestoweniger sinnvolle und treffende, und so ganz den Geist der heiligen Urkunden und des geistlichen Alterthums athmende Darstellung des Christenthums und des Katholicismus finden, daß er das Heilige und Göttliche, wie es sich in der Kirche Gottes ursprünglich ausgesprochen hat, in verjüngter Lebendigkeit und Kraft gleichsam vor seiner Seele schwebend zu schauen glauben wird. Die über Alles wichtige Frage — woran sich der Christ halten, nach welcher Richtung man gehen soll, wohin aller Buchstabe ziele, was die Seele von Allem sei — wird hier eben so gründlich als geistreich entwickelt und beantwortet.

Auch in literarischer Hinsicht wird man von Anfang bis zu Ende den innern Zusammenhang des Ganzen in allen seinen Theilen, die strenge, wenn schon nicht trockene, logische Konsequenz, die Fülle der Gedanken, die Lebendigkeit der Darstellung, die Kraft des Ausdrucks, den guten Geschmack der Schreibart, und den eben so umfassenden als durchdringenden Geist des Verfassers zu bewundern sich nicht enthalten können.

Vorzüglich verdient dasjenige, was unmittelbar über die in der Aufschrift genannten Gegenstände gesagt wird, die Aufmerksamkeit aller sowohl christlichen als literarischen Welt. Selbst, was durch die Müller'schen Schriften veranlaßt nebst der allgemeinen noch eine besondere Beziehung und Richtung hat, scheint blos darum da zu stehen, daß es einer höhern Darlegung allgemeiner Wahrheiten zu Hülfe komme, und diese in ein desto helleres Licht stelle. Besondere und persönliche Verhältnisse und Rücksichten sind hier so kurz abgefertigt, als es der ruhige Gang einer solchen Schrift, und der männliche Sinn eines solchen Verfassers erheischen: Beide sind eben so fern von niedriger Furcht, als von unedelm Troz: kein anderer, als der Geist der Wahrheit, der ihn selbst beseelt, spricht sich aus in jedem Blatt, in jeder Linie. Das Ganze nimmt daher nur insofern eine polemische Tendenz und Gestalt an, als es der Geist des christlichen und literarischen Alterthums im Kampfe gegen den Geist der Zeit gebietend und wirkend erfordert.

Genug, und vielleicht schon zu viel zur Empfehlung einer Schrift, die derselben so wenig bedarf: die ohnehin geeignet ist, über ein Lob zu erröthen, das sie um so weniger sucht, je mehr sie es verdient.

Sie wird übrigens bis zu Anfang Weinmonats in den schweizerischen Buchhandlungen um billigen Preis, ungefähr zehn Bogen stark, erscheinen.

Geschrieben den 31 Juli 1810.

Der Herausgeber.



Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 73. —— den 12 September 1810.

## Noch Einiges zur Karakteristik und Geschichte des Insurgentenhaupts Andreas Hofer.

Der blutige Rausch ist verschwunden. Die beklagenswürdigen Tiroler stehen jetzt erschöpft, verarmt, elend da; ihre Anführer haben sich aus dem Staube gemacht. Familientrauer, zerrüttetes Hauswesen, Brandstätten und Krüppel sind noch als Erinnerungen aus der schrecklichen Zeit übrig. Ihrer manche möchten sich wohl noch gern mit bewiesener Tapferkeit brüsten; aber die meisten sehen es doch ein, daß sie verführt, betrogen und vergebens aufgeopfert sind. Niemand erbarmt sich ihrer, als ihr guter König, dem sie Eid und Treue gebrochen hatten.

Andreas Hofer hatte an all dem Unglück ursprünglich wenig Schuld. Er war das Werkzeug einiger Schlauen, die bei dem gewagten Unternehmen nicht ihre Person, nicht ihren Namen voranstellen wollten. Er hatte Ehrgeiz und Schwäche, Gutmüthigkeit und bäurischen Stolz genug, sich aller Orten vorschieben zu lassen, und war dem Lande zuletzt weniger durch seine Talente, denn er hatte keine, weniger durch seinen Enthusiasmus oder Fanatismus gefährlich, als durch seine unglaubliche Schwachheit und Karakterlosigkeit, durch die er immer wieder gemißbraucht und immer wieder der Veranlasser neuen Lärmens wurde.

Eine so eben erschienene Broschüre vom Verfasser der „Beobachtungen aus dem Kriege von 1809", die den Titel führt: „Andreas Hofer und die Tiroler Insurrektion von 1809", liefert einige kleine interessante Beiträge zur Karakteristik dieses Mannes und des planlosen Aufstandes überhaupt; eine Sammlung elend geschriebener, nichtssagender und wenig beweisender Bauernbriefe; dagegen mit ziemlicher Ruhe und heiterm Blick aufgefaßte Ansichten und Urtheile über den heillosen Aufruhr, wie sie heut endlich wohl jeder Unbefangene fällen muß, während man noch vor kurzem in den Tirolern überall deutschen Heldensinn, Hochgefühl, Vaterlandsgeist, schweizerischen Freiheitskarakter, Energie, Selbstaufopferung, Uneigennützigkeit, und wer weiß, was mehr? zu sehen affektirte.

Am anziehendsten in der erwähnten kleinen Schrift sind die Nachrichten über Hofers letzte Tage und dessen Betragen bei seiner Hinrichtung in Mantua. Wir wollen davon hier Einiges ausheben, weil er die Geschichte der neuesten Zeit so nah berührt, und den Karakter der Schrift, von der wir reden, am besten bezeichnet.

So lange die österreichischen Truppen in Tirol waren, wurde Hofer nur dann und wann als der Hauptmann Sandwirth aus Passeyer genannt; als diese aber im Juli 1809, zufolge des Znaimer Waffenstillstandes, das Land verliessen, erhob ihn seine Parthei zur Würde eines kais. königl. österreichischen Oberkommandanten.

In den Augen einsichtsvoller Soldaten, welche schon mehrere Feldzüge mitgemacht und besonders gegen andere Insurgenten gedient hatten, spielte Hofer eine klägliche Figur, wenn sie ihn in der Nähe sahen und die Unordnungen kennen lernten, die fast in allen Zweigen unter seinem Kommando herrschten. Als Chef der Insurrektion legte er von seinem Muthe eben keine besonders vortheilhaften Proben ab; denn nie war er in der Nähe eines Gefechts, um das Volk anzufeuern, sondern immer weit hinter der Front in Sicherheit, und mehrmalen schickte er durch seine Ordonnanzen allenthalben Ordres herum, des Inhalts: „Meine

lieben Waffenbrüder! Morgen wollen wir die Feinde angreifen, haltet euch tapfer!" ohne Datum. Da die Hauptleute nun den Morgen des Angriffs nicht wußten, so unterblieb es, und man lachte. Seine Ordonnanzen waren nicht selten ganz betrunken, und legten sich halbe Tage mit ihren Depeschen an den Heerstraßen unter schattigen Bäumen nieder, um den Rausch auszuschlafen; ja Einer brachte sogar einmal eine solche Depesche zurück, denn er glaubte in seiner Trunkenheit bereits die Antwort darauf erhalten zu haben. Die wenige Artillerie, welche er hatte, war in schlechtem Zustand, und wurde von Deserteurs noch schlechter bedient, weil sie oft während des Gefechts auch betrunken waren. Die Parole ward oft von den Vorposten vergessen, weshalb sie dann auch mehrmalen überfallen wurden. Nur sehr wenige Tiroler waren mit den Kriegesgebräuchen bekannt, und übten sie.

Nie erschien aber Hofer in einer traurigern Situation, als wenn er selbst etwas schriftlich entwerfen oder nur diktiren sollte; dann stand ihm wegen seiner Unfähigkeit der Angstschweiß auf der Stirn, und dicke Wolken von Tabaksdampf stiegen aus seiner Pfeife empor. Freier athmete er wieder, wenn einer seiner Adjutanten, die er Schreiber nannte, hereintrat und ihn aus diesem qualvollen Zustand erlösete. Sein gepreßtes Herz machte sich dann durch folgende Worte Luft: „Hob ich Ochsen und Kälber oder hob ich Leut um mich? Konn ich's Landl regieren und zugleich schreiben? Dos kon nit sein." Und wenn ihn dann die Adjutanten um den Gegenstand befragten, so hatte er oft alles wieder vergessen.

Als er in Innsbruck eingezogen, bewohnte er die dortige Burg, und da ihn die Leute ehrfurchtsvoll fragten: Wann Se. Exzellenz zu speisen gedächten? antwortete er sehr barsch: „Jetzt hob i nit Zeit ans Fresse zu denke, erst muß ich in die Schreiberei." So nannte er die Kanzlei, wo tausend Gegenstände auf seine Unterschrift warteten, indeß er oft nicht von dreien den Inhalt wußte, und dann, wenn Reklamationen kamen, sehr verwundert war, daß er solche Sachen durch seine Unterschrift gebilligt hatte. — Um seinen Namen zu schreiben, brauchte er oft zwei Minuten.

Es war am 4 Oktober 1809, als seine Parthei ihm in der Pfarrkirche zu Innsbruck nach einem Hochamte die sogenannte goldene Ehrenkette feierlich umhing und ihn zum österreichischen Oberstlieutenant erhob. Mit dieser von einem andern Tiroler geliehenen Kette wurden viele geistliche Zeremonien vorgenommen; sie ward ihm hierauf umgehängt, und dem unglücklichen Werkzeuge des Fanatismus viele Schmeicheleien gesagt. Von nun an trug A. Hofer einen sehr großen schwarzen Hut, seitwärts aufgeschlagen, mit dem Bildniß der Mutter Maria auf der Krempe, mit allerlei Blumen und einer Wildfeder geschmückt. Um den Kopf des Hutes lief ein Band, worauf mit vergoldeten Buchstaben die Worte gestickt waren: Andre Hofer, provisorischer Kommandant in Tirol. Noch trug er einen Offiziersfäbel, ein goldenes Schild und ein Kreuz am Halse an einer Schnur. An jenem Tage wurde ihm auch zu Ehren Mittags ein Schmaus und des Abends im Theater ein Schauspiel gegeben. — Der schlichte Landmann mußte betäubt werden.

A. Hofers Gestalt war untersetzt, von mehr als mittelmäßiger Größe, und verrieth einen starken Knochenbau; er trug einen langen Bart; das Gesicht mit der Stumpfnase war etwas röthlich, und sein Blick, obschon nicht besonders geistreich, flößte, wenn man ihm in ruhigen Momenten begegnete, Zutrauen ein. Sein Bart stand mit seiner Rolle als Insurgenten-Häuptling in keiner Verbindung, sondern war schon lange vorher die Folge einer Wette mit einem seiner Bekannten, die er auch gewonnen, weil er seinen Bart länger als jener getragen, und hernach behielt er ihn bloß aus Gewohnheit. Die Franzosen und Italiener hatten ihm deshalb den Namen le barbon, il barbone, gegeben.

Sein gewöhnlicher Anzug bestand in der Tracht der wohlhabenden Einwohner seines Thals, aus einem kurzen Bauernrock von grüner Farbe, einem rothen Wams mit einem breiten Hosenträger darüber, einem breiten ledernen beschlagenen Gurt um den Leib, ledernen schwarzen Beinkleidern, die nur bis an die Knie reichten, welche bloß waren, und wollenen Strümpfen bis an die Waden, Bauernschuhen mit Bändern und einem schwarzen Hut. Während der Insurrektion äusserte er oft, daß er diesen Anzug zeitlebens tragen würde, die Geschichte möchte sich auch endigen, wie sie wollte.

Er hatte sich zuletzt in den angrenzenden Gebirgen seines heimathlichen Thales in einer sehr wilden abgelegenen Gegend mit einem seiner Adjutanten in einer Hütte verborgen, welche er schon lange vorher zu diesem Gebrauch hatte einrichten lassen. Daß dieser sein Aufenthalt von einigen seiner Parthei verrathen worden, leidet keinen Zweifel. In dieser Hütte, auf dem Gipfel des Passeyer, fanden ihn die Franzosen in der Nacht vom 26 zum 27 Januar 1810, gegen 4 Uhr des Morgens, mit einem Degen und zwei Pistolen bewaffnet, nebst seinem Sohn und Adjutanten, einem ehmaligen Studenten. Er ging den Franzosen ruhig mit den Worten entgegen: „Ja, meine Herrn Franzosen, ich bin Andreas Hofer, gewesener Kommandant von Tirol." Er wurde nun geschlossen, auf einen Wagen gesetzt, und mit einer Eskorte von fünfhundert Mann nach der Festung Mantua transportirt. Wo er in Tirol in diesem Zustande durchreisete, hatte sich aus allen benachbarten Gegenden sehr viel Volks versammelt, um ihn noch einmal zu sehen. Viele beklagten und beweinten sein Schicksal, mehrere freuten sich darüber, und verfluchten ihn als den Urheber ihres Unglücks; noch andere vergriffen sich an seinem Vermögen und wollten seine Frau und Kinder mitbüßen lassen, was nur der Gatte und Vater verbrochen, bis der französische General ihrer Rachlust Einhalt that und erklärte, das Verbrechen sei bloß persönlich. Als Hofer jenes vernahm, soll sein Schmerz an Verzweifelung gegrenzt und er oft ausgerufen haben: „Landsleute, habe ich das um euch verdient!" Während dem Transport litt er sehr viel von der Witterung; aber keiner seiner Landsleute, sondern ein französischer Offizier schenkte ihm einen alten Mantel und eine Decke. Er bat um etwas Schnupftabak, und ein anderer Offizier schenkte ihm eine gefüllte Dose mit seinem Portrait; er dankte, sah es an, und sagte mit einem tiefen Seufzer: Das bin ich gewesen.

Sein Prozeß ward bald angefangen. Während seiner Gefangenschaft hat er immer die Rettung seines Lebens als gewiß erwartet, und, auf den Akt am 4 Oktober 1809 in der Kirche zu Innsbruck sich stützend, oft gesagt: „Sie werden, sie können mich nicht stecken lassen." Schon den 19 Febr. 1810, Nachmittags um 3 Uhr, begann sein Prozeß. Seine Richter bestanden, mit dem Dollmetscher Hauptmann Vanderer, dem Präsidenten Forestier, Adjutant-Commandant, zusammen aus neun Personen. Er wurde zum Tode verdammt, weil er auf die Proklamation des Vizekönigs von Italien vom 25 Okt. 1809 nicht nach fünf Tagen die Waffen niedergelegt hatte. Tief er-

schüttert hörte er sein Todesurtheil an; das hatte er doch, bei allem Bewußtsein der Schuld, nicht erwartet. Er wollte sich nun auf die im Frieden bedungene Amnestie berufen, aber die Begünstigung derselben hatte er ja in ihrem ganzen Umfange verschmähet und verscherzt.

Als er sah, daß ihm keine Hoffnung auf Gnade übrig blieb, bereitete er sich zum Tode. Schon den Tag darauf (20 Febr.) wurde er hinaus geführt, um das Todesurtheil an sich vollziehen zu lassen. Er ging betend, mit Resignation und mit tiefer Reue über das Unglück, welches er über Tirol und Baiern gebracht, nach dem Richtplatze. Er gestand, daß er sich gegen den besten der Könige schwer vergangen habe. Als er niederkniete, um sein letztes Ave Maria zu beten und für seine Seele noch einmal Gottes Barmherzigkeit anzuflehen, wollte man ihm die Augen verbinden: aber er verbat sich solches, und wünschte mit unverhüllten Augen den Tod zu empfangen; dies wurde ihm auch gewährt, und nun richtete er mit sehr bedeutendem Blick sein Gesicht nach Sonnenaufgang und zwar so, daß das Kommando eine kleine Wendung seitwärts machen mußte. Er betete noch einige Minuten, machte dann eine Bewegung gegen die Mannschaft; der Offizier winkte, und Andreas Hofer, von mehrern Kugeln durchbohrt, lag leblos in seinem Blute am Boden.

So endigte, als Verbrecher, ein von seinem Wahn bethörter und von bösen und listigen Menschen verführter, schlichter Landmann, der im Genusse eines nicht unbeträchtlichen Vermögens, geachtet von seinen Landsleuten, als guter Staatsbürger, glücklicher Gatte und Vater, die Freuden dieses Lebens noch lange hätte geniessen können. Ohne eine einzige von den ausserordentlichen, wesentlichsten Eigenschaften zu besitzen, welche ein so gefahrvoller Posten erheischt, wurde der schwache kurzsichtige Mann, unfähig dies zu beurtheilen, von seinen schlauen Umgebungen hinaufgehoben auf die Höhe am jähen Abgrunde, und so geopfert.

## Wichtigkeit der Zeitabschnitte.

Sonderbares Geschöpf ist der Mensch. An den äussern Gestaltungen der Dinge hängt sein ganzes Sein. Geht die Sonne zur Ruhe, und löscht die Nachtkerze aus und der letzte Ton, so überfällt ihn der Schlaf und er verliert sein Bewußtsein. Steht die Sonne wieder auf, oder wirbelt die Trommel, oder wiehert der Hengst: so besinnt er sich wieder, macht sich auf und thut das nämliche, was er gestern und vorgestern gethan hat.

Immer ein Sklave der Zeit, schmeckt ihm die Arbeit nicht eher, bis seine Stunde schlägt, und die Mahlzeit nicht eher, bis seine Stunde schlägt. Eben so hört er auch wieder auf zu arbeiten und zu mahlzeiten, wenn seine Stunde schlägt. Er könnte noch etwas hinzusetzen, er könnte ein andermal wieder etwas abkürzen, wenn er sich zu beherrschen verstände. Es würde ihm Nutzen bringen, für die kommenden Geschäfte noch ein Paar Kräfte aufzusparen, oder ein Paar andere vorarbeiten zu lassen, aber — sein Bureau wird pünktlich geschlossen, und nun vermag in der Welt nichts, ihn wieder an sein Werk zu bringen.

So geartet braucht der Mensch der Wiederholungen des Lebens. Das Getriebe seines Wirkens würde in Stocken gerathen, wenn kein neuer Puls ihn wieder belebte. Diese neuen Pulse finden wir in den Abschnitten der Zeit, mögen sie Stunden, Tage, Wochen, Monate, Jahre oder Aeonen heißen. Ein neuer Tag, ein neues Jahr bricht an, und erneuert werden mit den Segenswünschen des Friedens alle Vorsätze der Gutmüthigkeit. Das erste Wort, der erste Gruß bringt etwas Erfreuliches ins junge Leben. Abgeschlossen sind die strengen Rechnungen der vorhergegangenen Irrungen und Mißhelligkeiten. Man hat sie begraben in den Schoos der Zeit. Mit der neuen Sonne ist eine neue frische Beleuchtung der Dinge, eine neue helle, freie Ansicht der Dinge entstanden. Man hat einen Grund gefunden, der längst schon überdrüssigen nicht mehr zu gedenken — eine Veranlassung, etwas anderes vorzunehmen, um zu versuchen, ob es besser gerathen werde. Man findet sich dadurch in eine andere Sphäre gerückt, und es thut dem Menschen unendlich wohl, sich in einer neuen Sphäre zu bewegen. Er befreundet sich so leicht und schnell damit, daß er nach wenig Minuten nicht mehr begreift, wie ihm das Alte noch erträglich sein konnte. Er hat ihm kaum den Rücken gewendet, so findet er es abgeschmackt, antiquirt und verbraucht. Ja es bedarf eine Sache nur Aehnlichkeit mit dem Zurückgelegten zu haben, um ebenfalls zurückgelegt und ohne weitere Verantwortung der Vergessenheit überliefert zu werden. Der Ausruf: „das ist ja schon etwas Altes!" bricht den Stab über jeden hervorgebrachten nützlichen Gedanken, über jede neue wohlthätige Einrichtung und Anstalt, über jede heilsame Erfindung, und wenn sie noch so auffallend wäre. Wir erinnern uns, was der berüchtigte Bannspruch sagen wolle, der Mensch, die Stadt, das Land steht um fünfzig Jahre noch zurück.

Eine Stunde früher geboren, gehört der Mensch noch dem vorigen Jahrhundert an; eine Stunde länger gelebt, hat er das neue Jahrhundert schon erreicht. Das gilt von kleinern, wie von größern Abschnitten der Zeit. Hätten wir keine Wochenabtheilung, so könnte Gellerts Mädchen nicht leugnen, daß sie erst vierzehn Jahre alt sei.

Eine solche Strenge, die das Zeitmaas ausübt, verdient von uns beherzigt zu werden. Wir leben einmal in der Zeit. Unser Verstand, sei er groß oder klein, wird nicht eher mündig, bis er sein gesetztes Jahr erreicht. Unsere Testamente werden nicht eher, bis nach Ablauf der gesetzmäßigen Frist eröffnet. Kein Hörsaal wird früher aufgethan, keine Kirche später verschlossen, als zur bestimmten Stunde. Wir gewöhnen uns an diese Art zu rechnen und zu zählen. Sage uns, wer da will, es ist ein Tag wie der andere; du findest da die nämliche Luft, den nämlichen Himmel, dieselben Menschen und Dinge: wir finden es anders. Die Menschen, die wir sehen, sind die heutigen, nicht die gestrigen; der Ton der Luft ist der jetzige, nicht der vor einer Stunde. Wir sind gezwungen, zu bekennen, daß das Vergangene nimmermehr wiederkehren, das Geschehene in Ewigkeit nicht ungeschehen werden könne. Es hilft kein Sträuben, die Zeit reißt uns mit sich fort; und sind wir unvermögend, unsern Kahn zu lenken, so schleudert ihn der Strom, wohin er will.

O haltet das Ruder fest, ihr wackern Gefährten des Lebens. Bleibet unter den Verwandlungen der Dinge immer die nämlichen. Erneuert euch, ohne zu veralten, mit der Zeit. Ertraget den Wechsel, ohne eure Seele zu verwechseln. Und findet euch, wenn tausend Jahre abgelaufen sein werden, findet euch mit uns nach tausend Jahren wieder.

Horstig.

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. August 1810.

| Monatstage. | Barometer. | | Thermometer. | | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmels-Beschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Bei Sonnen-Aufgang. | Bei Sonnen-Unterg. | Bei Sonnen-Aufgang. | Nachm. 2 Uhr. | Bei Sonnen-Unterg. | Nachts. | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. |
| | ″ ‴ 10 | ″ ‴ 10 | | | | | | | | | | | | |
| 1 | 26. 9 2 | 27. 0 1 | +12 | +16 | +15 | Regen | Regen | — | — | W.* | W.* | — | bewölkt | heiter |
| 2 | 27. 0 5 | 27. 0 9 | +12 | +17 | +15 | — | — | — | Thau | N. | N.W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 3 | 27. 1 2 | 27. 0 8 | +9 | +20 | +16 | — | — | Reg. 4 | Thau | N.W. | N.W. | Vorm. | heiter | bewölkt |
| 4 | 26. 9 8 | 26. 8 8 | +13 | +17 | +14 | Regen | Regen | Regen | — | S.W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 5 | 26. 9 5 | 26. 9 2 | +11 | +19 | +15 | — | — | — | — | W. | W. | — | heiter | heiter |
| 6 | 26. 9 2 | 27. 0 0 | +13 | +17 | +15 | Regen | Regen | — | — | W. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 7 | 27. 0 6 | 26. 9 9 | +11 | +18 | +17 | — | — | — | Thau | O. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 8 | 26. 9 7 | 26. 9 6 | +12 | +19 | +15 | — | — | Reg. 2 | Thau | N.W. | N.W.* | Vorm. | heiter | bewölkt |
| 9 | 26. 9 8 | 27. 1 2 | +13 | +15 | +14 | Regen | Regen | — | — | W. | N.W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 10 | 27. 1 9 | 27. 1 5 | +12 | +17 | +15 | Regen | — | — | — | W. | N.W. | — | bewölkt | heiter |
| 11 | 27. 0 1 | 26. 9 2 | +12 | +19 | +15 | — | — | Reg. 3 | Thau | N.W. | N.W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 12 | 27. 0 9 | 27. 1 4 | +12 | +16 | +15 | — | — | — | — | W. | N.W. | — | heiter | heiter |
| 13 | 27. 0 5 | 27. 0 9 | +9 | +19 | +14 | — | — | — | Thau | W. | N.W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 14 | 27. 1 0 | 27. 0 4 | +14 | +20 | +15 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 15 | 26. 9 2 | 26. 8 9 | +12 | +15 | +13 | — | Regen. | Regen | — | W. | W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 16 | 26. 9 1 | 26. 8 8 | +9 | +6 | +13 | Regen | — | — | — | N.W. | N.W. | — | heiter | heiter |
| 17 | 27. 0 2 | 27. 0 6 | +10 | +16 | +13 | — | — | — | — | N.W. | N. | — | heiter | bewölkt |
| 18 | 27. 1 1 | 27. 1 4 | +10 | +17 | +15 | — | — | — | — | O. | O. | — | heiter | bewölkt |
| 19 | 27. 1 7 | 27. 2 4 | +13 | +16 | +13 | — | — | — | — | N.O. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 20 | 27. 1 4 | 27. 2 6 | +13 | +18 | +15 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 21 | 27. 2 3 | 27. 2 2 | +14 | +19 | +15 | — | — | — | Thau | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 22 | 27. 1 8 | 27. 1 3 | +12 | +19 | +16 | — | — | — | Thau | O. | O. | — | heiter | bewölkt |
| 23 | 27. 0 9 | 27. 1 1 | +12 | +19 | +16 | — | — | — | Thau | O. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 24 | 27. 1 2 | 27. 1 1 | +12 | +21 | +18 | — | — | — | Thau | O. | N. | Vorm. | heiter | heiter |
| 25 | 27. 1 2 | 27. 1 2 | +14 | +21 | +18 | — | — | — | Thau | N.W. | N.W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 26 | 27. 0 8 | 27. 1 3 | +14 | +19 | +17 | — | — | Reg. 3 | Thau | N.W. | N.W. | Vorm. | heiter | bewölkt |
| 27 | 27. 1 7 | 27. 1 8 | +13 | +20 | +17 | — | — | — | Thau | O. | N.W. | Vorm. | heiter | bewölkt |
| 28 | 27. 1 8 | 27. 2 0 | +13 | +22 | +17 | — | — | Reg. 3 | Thau | N.W. | O. | Vorm. | heiter | bewölkt |
| 29 | 27. 1 8 | 27. 1 3 | +13 | +20 | +18 | — | — | — | Thau | O. | N.O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 30 | 27. 1 2 | 27. 1 0 | +12 | +20 | +18 | — | — | — | Thau | O. | N.O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 31 | 27. 0 9 | 27. 1 1 | +13 | +20 | +18 | — | — | — | Thau | N.O. | W. | Vorm. | heiter | heiter |

### Anmerkungen.

Von allen Monaten des Frühlings und Sommers gab der August am anhaltendsten das schöne Wetter. Wir zählten sieben Gewitter, darunter zwei fern, nämlich das am 3 Nachts 11 — 12 Uhr, und das am 29 Nachm. 6 Uhr; fünfe nah, nämlich den 4 Nachm. 3 U. (das Quecksilber fiel vorher 1 4/10‴); den 8 Nachm. 2 Uhr; den 11 Nachm. 5 Uhr; den 26 Nachm. 4 Uhr; den 28 Nachm. 3 Uhr. Das letzte war in meteorologischer Hinsicht deswegen merkwürdig, daß es nicht wie gewöhnlich von Abend kam, sondern von Nordost herzog; (eine große Seltenheit in hiesigen Gegenden!) daß, ungeachtet wir die Wetterwolken im Zenith hatten, das Quecksilber des Barometers nicht die leiseste Veränderung zeigte.

---

Gleich dem vorigen Monat war auch in diesem das krankhafte Ergriffenseyn des reproduktiven Systems, namentlich das Leiden des hepatischen, an der Tagesordnung, das in den zwei ersten Drittheilen desselben in der Form von Diarrhoeen, Cholera und gallichten Fiebern dem beobachtenden Auge sich darstellte, späterhin die erste Dimension des menschlichen Organismus in Mitleiden zog, und auf diese Weise am auffallendsten in den südöstlichen Theilen der Schweiz das sogenannte gallichte Nervenfieber ausbildete, dem mehrere auch jüngere Individuen unterlagen.

Im letzten Drittheil des Monats war es mehr die Irritabilität, die in der Reproduktion ergriffen wurde; es stellten sich häufiger Rheumatismen ein, und vorhandene Diarrhoeen gingen in die Ruhr über, die durch die ganze Schweiz beobachtet wurde, und in den Kantonen Bern und Solothurn, durch Uebergang in den nervosen oder faulichten Karakter, bedeutend verheerend geworden ist. Auch einfache Durchfälle tödteten da, wo alter oder neuer Schlendrian nur angenommenen Kompendien und nicht der Natur zu huldigen befahl.

Neben diesen Witterungs- und Jahrszeitskrankheiten waren es die Masern, die noch sehr häufig, jedoch beinahe immer mit dem gutartigsten Karakter, erschienen, und gewiß die gemachte Behauptung nicht bestätigen, daß ein Drittel dieser Kranken zu den Kandidaten der Phthisis übergehen. Bei dem Ende dieser Periode will man indessen nervose Zufälle öfters mit dieser Entwickelungskrankheit beobachtet haben, die so sehr die Vitalität angriffen, daß nur der Moschus mit andern flüchtigen Reizmitteln noch Hilfe leistete.

Endlich haben auch die wahren Pocken leider noch nicht aufgehört, Opfer zu erzwingen, die entweder leichtsinnigen Eltern Trost und Hilfe für ihr Alter raubten, oder in trauriger Gestalt — der edelsten Gebilde unsers Organismus beraubt — unter kultivirten Menschen umherwandeln.

S.



Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 74. — den 15 September 1810.

## Schilderung von Neuyork in Nordamerika.

Nach einer auf Verlangen der vereinigten Staaten im J. 1800 unternommenen Zählung ergab sich, daß die Volksmenge der Stadt und Grafschaft Neuyork 60,000 Seelen betrug. Bei einer im J. 1805 veranlaßten Zählung, nachdem die endemische und örtliche Krankheit nachgelassen, fand sich folgender Bestand der Volksmenge:

| | | |
|---|---|---|
| Weiße Einwohner: | Männer | 35,384 |
| | Weiber | 36,378 |
| Farbige Einwohner und freie Neger: | Männer | 864 |
| | Weiber | 1,096 |
| Sklaven: | Männer | 818 |
| | Weiber | 1,230 |
| | Zusammen | 75,740 |

Sie hatte also um 15,000 zugenommen.

Die Tonnenzahl der angekommenen und abgegangenen Schiffe betrug im J. 1800, nach den Büchern des Zollhauses, 166,332; im J. 1805 hingegen 183,671. Sie war also im letztern um 17,338 Tonnen beträchtlicher.

Die Einnahme an Zoll für den Schatz der vereinigten Staaten aus dem Hafen von Neuyork, betrug im Jahr 1806 nahe an 1,400,000 Dollars.

Eine der ältesten Anstalten der Stadt Neuyork ist die Bank. Sie ward kurz nach der Beendigung des Revolutionskrieges errichtet, und betrieb bis ins J. 1791 ihre Geschäfte als ein Privathandlungshaus. In diesem Jahr erhielt sie von der Regierung ein Patent, das ihre Dauer bis zum J. 1811 beschützte. Ihr Fonds beträgt 950,000 Dollars, welche in 1900 Aktien, jede von 500 Dollars, vertheilt sind, von denen 100 Aktien der Regierung gehören. Die Bankgesellschaft besitzt ein weitläufiges Gebäude an der Ecke der Mauer- und Wilhelmsstraße (at the corner of Wall and William street). Ihr Fond war auf eine Million angesetzt.

Ein bedeutendes Institut ist das Stadthospital. Eine Akte zur Errichtung eines Hospitals ward vom General Dunmore im J. 1771 ausgefertigt. Es ward durch Privatunterschriften bald eine namhafte Summe zusammengebracht, so daß noch in demselben Jahre die Anstalt ihr Dasein erhielt. Sie ward in ein Gebäude mitten auf dem großen Platze, der von Broadway, Barley-Church und Catharine-Street umgeben ist, verlegt, welches aber im J. 1775 abbrannte. Noch ehe es ganz wieder erbaut werden konnte, brach der Krieg aus, und es diente zu Barraken für die brittischen und hessischen Truppen, bis zu dem im J. 1783 abgeschlossenen Frieden. Nachher waren aber die Finanzen der Stadt nicht zureichend, es bald wieder zum Krankenhause einzurichten. Nur erst bis zum J. 1791 hatte sich die Stadt so erholt, daß es wieder zum Zufluchtsort der Kranken und Unvermögenden eröffnet werden konnte. Seit 1792 erhält das Institut beträchtliche Unterstützung von der Regierung. Sie bewilligte ihm jährlich 5000 Dollars, welche ihm fünf Jahre lang durch eine Auflage von der Stadt zukamen. Im Jahr 1795 bewilligte sie einen Zuschuß von 10,000 Dollars jährlich, den sie 1796 mit 2500 Dollars vermehrte. Im J. 1801 ward die Unterstützung von 12,500 Dollars auf fünf Jahre verlängert, und im J. 1806 auf fünfzig Jahre, bis 1857 bewilligt, welche das Institut aus einer Abgabe von den öffentlichen Verkäufen der Stadt ziehen soll.

Der Name des Instituts ist jetzt: Die Gesellschaft des Hospitals der Stadt Neuyork in Amerika (the society of the hospital of the city of Newyork in America). Die Geschäfte der Gesellschaft werden von sechsundzwanzig Vorstehern verwaltet, welche von den Mitgliedern desselben gewählt werden. Sieben Vorsteher, worunter der Präsident und Vizepräsident, bilden einen Ausschuß, welcher die gewöhnlichen Geschäfte der Anstalt betreibt. Nur in dem Fall, wenn ein Gouverneur oder ein anderer Beamter gewählt wird, oder liegende Gründe länger als auf ein Jahr verpachtet werden sollen, müssen alle Gouverneurs ihre Stimme abgeben. Jährlich muß der Regierung, oder wenn sie es auch sonst verlangt, Rechnung von der Anstalt abgelegt werden.

Im Jahr 1801 ward der Platz um das Hospital mit einer steinernen Mauer umgeben; das Hospital selbst mit einem dritten Stock erhöht, das Dach mit Schiefer bedeckt und mit einer Kuppel geschmückt. Im Vorhof sind schöne und gesunde Spaziergänge und Ruheplätze für die Rekonvaleszenten. Der Eingang zum Hospital ist mit einer Reihe von Ulmen besetzt. Am Ende derselben ist des Thürstehers Behältniß. Rechts grünt ein schöner Küchengarten, welcher das Haus mit Vegetabilien versieht; links sind der Stall, der Holzgelaß, und andere Wirthschaftsgebäude.

Es liegt übrigens in der höchsten, lustigsten und gesundesten Gegend des Eilands. Das Brunnenwasser ist trefflich, und wie alles Wasser dieser Breite, das sich in solcher Tiefe findet, 54 Grad Fahrenheit. Die Zimmer sind geräumig, und überall der Luft zulässig. Der Kranke lebt in einer trefflichen Atmosphäre, auf welche die umstehende Gebäude keinen übeln Einfluß haben können. Von der Kuppel genießt man eine freie Aussicht auf die Stadt, die beiden Hafen, die Bai, auf Staaten-Island, Long-Island und den Jersey-Hafen. Gegen Abend gewähren die Basaltfelsen einen erschütternd schönen Anblick; nordwärts sieht man bis Manhattan, und behält zugleich die Stadt, die sich allda bis Grennich und Rosehill, umgeben mit einer Anzahl geschmackvoller Landhäuser, erstreckt, vor Augen.

Im J. 1801 hat die unter dem Namen the Lying in Hospital bestehende Anstalt die Uebereinkunft mit der Direktion des großen Hospitals getroffen, daß sie dieser ihre Einnahme zukommen läßt, jedoch daß dafür eine Hebammenschule errichtet werden mußte, in welcher arme Schwangere Aufnahme und Hilfe finden sollten. Auf diese Art hat sich Neuyork nun einer Schule für die Hebammenkunst zu erfreuen.

Zufolge eines Uebereinkommens des Hafenaufsehers mit den Vorstehern des Hospitals werden auch darin kranke und gebrechliche Seeleute aufgenommen. Die Kosten zu deren Unterhaltung und Pflege werden von einem Fond bestritten, der aus einer Abgabe von ihrem Sold, nach einer Akte des Kongresses, gesammelt worden. Auf solche Art geniessen die Kranken dieses würdigen Standes in einem schönen und ordnungsvollen Hospital mit wenigem Aufwand die heilsamste Hilfe. Vorzügliche Sorgfalt wird den Bootsleuten gewährt; die Vorsteher scheuen für sie keinen Aufwand, trotz der karglichen Beisteuer.

Die Lehrer der Arzneikunde haben in den Kranken, die in dem Hospital Aufnahme finden, Gelegenheit, dem Beflissenen der Arzneikunde an dem Krankenbette Unterricht zu verschaffen. Studierenden wird, gegen die geringe Erlegung von zehn Dollars jährlich, die Erlaubniß gestattet, das Krankenhaus besuchen zu dürfen, und den medizinisch-chirurgischen Uebungen beizuwohnen; doch müssen sie noch mit den Aerzten des Hauses eine besondere Uebereinkunft desfalls treffen. In einer so volkreichen Stadt sind chirurgische Operationen nichts Seltenes. Die Studierenden werden zu denen, welche im Hospital von den geübtesten Chirurgen in einem dazu errichteten Saal vorgenommen werden, zugelassen.

Das Hospital hat auch eine Bibliothek von mehr als 1500 Bänden, von welcher die Studenten und andere Personen unter billiger Bedingung Gebrauch machen können. Eine jährlich ausgesetzte Summe ist dazu bestimmt, diese Bibliothek zu vergrößern. Die trefflichsten medizinischen und chirurgischen Werke werden bereits darin vorgefunden.

Für Wahnsinnige ist ebenfalls ein Gebäude errichtet. Es ist so angelegt, daß in alle Zimmer zureichend Licht und Luft fallen können. Es ist übrigens feuerfest. Jeder Blödsinnige hat ein eigenes Zimmer, und dies wird bei Kälte geheizt, doch so, daß kein Feuer durch den Kranken auskommen kann. Jeder, der zur Hospitalkasse einen Beitrag von dreihundert Dollars gibt, erlangt das Recht, Vorsteher zu wählen, oder dazu gewählt werden zu können.

An Zerstreuungen und gesellschaftlichen Vergnügungen fehlt es den Neuyorkern nicht. Schon vor der Revolution hatte Neuyork ein Theater, das stark besucht ward. Während des Krieges ward es nicht ganz eingestellt, da die Offiziere der Armee oft Rollen spielten. Nach dem Frieden übernahmen die Herren Hallam und Henry das Theater, welche eine Reihe von Jahren sich bestrebten, dem Publikum angenehme Unterhaltung zu verschaffen. Nach dem Tode des Hrn. Henry vereinigte sich Hr. Hallam mit einem beliebten Schauspieler Hodgkinson, wozu hernach noch ein Hr. William Dunlap trat, die Bühne empor zu erhalten. Indeß nach einiger Zeit entsagten Hr. Hallam und Hodgkinson der Direktion, und sie verblieb einzig und allein bis zum J. 1784 dem Hrn. Dunlap, der das Theater mit eigenen und Uebersetzungen deutscher dramatischer Arbeiten bereicherte. Nach ihm übernahm die Theaterverwaltung ein Hr. Cooper, der sich fortdauernd bestrebt, die besten dramatischen Produkte auf die Neuyorker Bühne zu bringen.

Das Schauspielhaus liegt an der Südostseite des Parks; ein großes und bequemes Gebäude. Das Aeussere ist noch nicht vollendet, desto vollendeter das Innere. Es faßt 1200 Personen. Die Logen sind so angelegt, daß den Zuschauern nichts verloren geht, sowohl von dem, was sich von der schönen und eleganten Welt im Hause versammelt, als was auf der Bühne vorgestellt wird. Recht brav gemalte Dekorationen, bequeme Maschinerie, vollkommene Erleuchtung, kurz was zu den jetzigen glänzenden Vorstellungen erforderlich ist, vereinigt sich hier. Die Schauspieler bilden ein Ganzes, und sind geeignet, im tragischen und komischen Fache dem Geschmack der Zuschauer zu entsprechen. Wirklich hält man auch gegenwärtig die Bühne von Neuyork für die vollkommenste in allen vereinigten Staaten.

Dunlap gibt seine dramatische Werke in zehn Bänden heraus.

Ein Museum, wo Zeitungen und periodische Schriften ausgelegt sind, ist von E. Sergeant in Wall-Street angelegt.

Die neuesten und besten literarischen Produkte findet man stets bei Osborn und Compagnie, nicht fern vom Theater gegen den Park. Nicht weit davon ist Shakespears Galerie, wo Dr. Longworth, Verfasser des Wegweisers von Neuyork, eine treffliche Sammlung von Kupferstichen feil hat.

An öffentlichen Spaziergängen ist Neuyork keinesweges arm. Die Batterie ist ein am südwestlichen Theil der Stadt zwischen State-Street und dem Hafen belegener offener Platz. Er hat diesen Namen, weil vormals das Fort James darauf stand, und das Uebrige eine Batterie bildete, um das Fort von der Wasserseite zu schützen.

Oft hält das Militär Uebungen auf diesem Platze, und jeden vierten Juli, als am National-Jahrstage, wird gewöhnlich ein glänzendes militärisches Manöver von der Artillerie und den andern Truppen darauf gehalten. Den Spaziergang können alle Einwohner besuchen. Sie freuen sich auch gern nach schwülen Tagen der kühlen Luft des Hafens und der schattigen Bäume. Morgens gewährt die Aussicht nach Jersey-Shore, Staat-Island, Long-Island, Fort Jay und den kleinen Inseln, dann das Getümmel der ankernden und ankommenden und abgehenden Schiffe, ein unterhaltendes Schauspiel. Nicht fern von diesem angenehmen Aufenthalt liegt Corries Garten, wo dem erschöpften Spaziergänger alle mögliche Erfrischungen gereicht werden.

Der Park ist ein zwischen Bradway und Chatham-Street eingezäunter Platz, New-City-Hall gegenüber liegend. Er hat ungefähr drei Morgen Umfang, ist mit Ulmen, Ahornen, Weiden u. s. w. bepflanzt, und die um ihn angebrachte Erhöhung ist mit einer Reihe von Pappeln besetzt. Dieses in der Mitte der Stadt gelegene Lustwäldchen trägt nicht allein in einem hohen Grade zum Vergnügen und zur Gesundheit der Einwohner bei, sondern um ihn her werden auch Geist und Körper zu den mannigfaltigen Erholungen eingeladen. Von der einen Seite winkt dem Lustwandler das Museum, Shakespears Gallerie und das Schauspielhaus, von der andern bietet Mechanik-Hall, London-Hotel und der Neuyork-Garten ihm Ueberfluß von Erfrischungen dar.

Es gibt hier auch einen Ranelagh und einen Vauxhall. Haus und Garten des erstern war vormals bekannt unter dem Namen Mount Pitt. Es liegt nicht fern am Ende von Grand-Street und Divisions-Street, nahe Colears-Hook. Von der Vorderseite des Hotels genießt man einer vortrefflichen Ansicht der Stadt und der östlichen und westlichen Gegend. Der dazu gehörige Garten ist schattig und angenehm. Nicht entfernt davon sieht man die Ruinen einer Batterie, welche während des Revolutionskrieges auf dem Hügel hinter Belvedere errichtet ward. Die zertrümmerten Mauern sind nun in einen schönen Spaziergang verwandelt. Hinter Ranelagh sind noch bedeutende Ueberreste von der Verschanzung, welche von Colears-Hook durch Bayards Hill bis zu Kispenards Brauerei sich erstreckt, und von dem Feinde im J. 1781 angelegt ward, um Stadt und Besatzung gegen die amerikanische Armee zu vertheidigen. Die Anlage dieser Fortifikation ward vorzüglich wegen der gefährlichen Lage veranlaßt, worin sich die brittische Armee während des strengen Winters 1780 befand, wo die Flüße stark mit Eis belegt waren, keine Schiffahrt war, und ihr Nachtrab jedem Angriff und Ueberfall bloßgestellt blieb. Doch wurden diese Verschanzungen nicht beendigt, da der Friede vor ihrer Vollendung abgeschlossen ward.

Der jetzt stark besuchte Vauxhall ist auf Browery, ungefähr zwei Meilen von City-Hall. Der Garten ist geschmackvoll angelegt. Die Spazierplätze sind gut unterhalten und mit Kies beworfen, an den Seiten mit Sträuchern, Bäumen, Büsten und Statuen, und in der Mitte mit einer Statue, Washington zu Pferde vorstellend, geziert. Das unter den Bäumen erbaute Orchester gibt den Konzerten, die dort an Sommerabenden aufgeführt werden, einen erhöhten Reiz. Ausserdem findet man noch die beste Einrichtung zu Feuerwerken; einen aufgeworfenen Hügel, die Flammenspiele mit Bequemlichkeit betrachten zu können; große Anzahl Nischen und Logen zur Bewirthung der Gäste; Erfrischungen aller Art, und nicht weit davon noch ein Komödienhaus für Schauspiele während der Jahrszeit, wo das große Theater verschlossen ist. Kurz, das Ganze verräth an dem Unternehmer Hrn. Delaraiz einen Mann, der für das Vergnügen seiner Kunden keinen Aufwand scheuet.

Neuyork hat auch eine Akademie der Kunst, die ihre Entstehung dem General Robert Livingston zu verdanken hat, der im J. 1801 Gesandter der vereinigten Staaten am französischen Hofe war, und sie nach dem Muster der französischen errichtete. Auf seine Veranstaltung kam eine Subskription zu Stande, deren Ertrag soweit hinreichte, daß eine Sammlung von Statuen und Gemälden zur Bildung der Künstler angeschafft werden konnte. Ausserdem ließ man auch Abgüsse von den Meisterstücken der antiken Skulptur, von dem Fechter, dem römischen Senator, dem ruhenden Hermaphroditen, von der Gruppe des Laokoon, des Jupiter Fulgens, der Niobe, des Sokrates, und eine Menge Anderer, kommen. Zugleich machte Kaiser Napoleon der Akademie ein Geschenk mit zwei und zwanzig Bänden italienischer Kupferwerke, und verschiedenen Portefeuillen von Zeichnungen. Alle diese Werke der Kunst sind in einigen geräumigen Zimmern über dem Einnehmeramt im Zollhause ausgelegt, wo auch ein schönes Portrait in Lebensgröße, ein Oelgemälde, von dem Schöpfer dieser Anstalt aufgestellt ist.

Sr.

---

## Die Albanesen.

(Nach Ange Mosci.)

Der Albanese ist von Natur munter, liebt geräuschvolle Zeitvertreibe und vorzüglich das Tanzen. Mit dem Schwerd in der Hand geht er dahin, Lieder singend von der muthvollen Tapferkeit der großen Helden seines Volkes, und bequemt Stimme und Gebehrden nach dem Gegenstande, von welchem er ein Lied anstimmt. Großmüthig von Natur, denkt er nicht ans Reichwerden; vielmehr gibt er bereitwillig auf Verlangen weg, was er besitzt, und kümmert sich nicht darum, wenn er ein armseliges Leben führen muß.

Obgleich der Albanese sehr zum Schwatzen geneigt ist, handelt er doch offen und bedachtsam gegen Freunde und Vorgesetzte. Feind von Verstellung und Betrug, erfüllt er gewissenhaft die ihm verliehenen Aufträge. Gegen seine Feinde erlaubt er sich aber, wie alle ungebildete Völker, jede Art von List und Treulosigkeit.

Homer erwähnt schon der Schlauigkeit der Zephalonier, die Ulysses anführte, und anderer Bewohner vom Epirus. Es darf uns daher das listige Betragen der Albanesen gegen ihre Feinde nicht befremden, und am wenigsten das Benehmen des George Castriotto, welcher, wie Constanzo erzählt, vom Könige Ferdinand zum Gouverneur der Grafschaft Bari eingesetzt, diesem Fürsten einen Beweis seiner Ergebenheit zu bezeu-

gen wünschte. Es war nämlich die Stadt **Frani**, Verbündete Ferdinands, von **Anton Hoscian**, der Meister des Forts war, einem ununterbrochenen Angriff ausgesetzt. Da **Castriotto**, wegen der Nähe von **Piccino**, nicht gegen die Feste vorrücken konnte, so ließ er **Hoscian** zu einer Unterredung im Freien einladen. **Hoscian** erschien. Als er neben **Castriotto** ritt, ließ dieser ihn plötzlich anhalten, riß ihn vom Pferde, führte ihn nach seinem Lager, und gab ihm seine Freiheit nur unter der Bedingung, die Festung zu übergeben.

Den Albanesen ist jede sklavische Denkart fremd. Troz des Druckes, unter welchem sie seufzen, erhält sich bei ihnen ein gewisser **Sinn für Freiheit**. Zu Künsten und Gewerben haben sie keinen Hang, und können sich nicht überzeugen, daß Säen und Ackern ein so ehrenvolles Gewerbe als die Beschäftigung mit den Waffen sei. Der Ackerbau heißt ihnen ein lästiges Gewerbe; sie geben dem einen größern Vorzug, was sie durch Blut, als durch Schweis erwerben. Sie wünschen immer etwas Neues, hassen die Ruhe, und wenn sie daher keine Gelegenheit finden, die Waffen zu ergreifen, verfallen sie in gänzliche Unthätigkeit.

Den Weibern liegt es ob, die Wirthschaft zu besorgen und das Feld zu bestellen; sie wachsen auf und leben unter sehr strenger Aufsicht. Die Albanesen sind so eifersüchtig auf die Keuschheit ihrer Frauen, daß sie bei der geringsten Verletzung, die ihnen widerfährt, zu den Waffen greifen.

Wenn der Bräutigam die Braut einholt, begleitet ihn ein singender Haufe, und es geht dabei wie bei einer gewaltsamen Entführung zu. Die Verwandte des Mädchens verweigern es, dem Bräutigam die Thür zu öffnen, und er muß die Braut den Verwandten mit Gewalt entreissen. Wenn dies Benehmen eine rohe Sitte verräth, so athmet das Lied, das der Braut angestimmt wird, Tugend und Weisheit. Sie wird darin an ihre häusliche Pflichten, an ihre Liebe, an ihre Familie, an die ihr nöthige Beharrlichkeit, Arbeit und Gefahr zu dulden, erinnert.

Jede Stadt oder Dorfschaft lebt für sich, und ihr Gemeinwesen wird nicht mit den Privatangelegenheiten der Nachbarn vermengt. Wenn es aber der Freiheit gilt, wenn die türkischen Paschen aus Ehrgeiz oder Habsucht sie ins Joch zu spannen Miene machen, dann erheben sie sich in Masse und wehren den gemeinschaftlichen Feind ab.

Wegen der Grenze eines Dorfes oder Ackers entstehen täglich neue Zwistigkeiten. Daher der Verfall ihres Landes und die Armuth der Bewohner derselben. Der Mangel eines zufriedenen Lebens hemmt jeden Fortschritt zur Bildung.

Nicht allein die Angelegenheiten der Städte und Dörfer, sondern auch der Familien sind getrennt. Keine Gemeinde macht ein Ganzes aus. Jede besteht aus einer Anzahl Familien, welche in der Landessprache **Cetta** heißt, und jede Cetta lebt unabhängig von der andern. Die Streitigkeit der Cetta schlichtet der Aelteste derselben, die der Kinder der Vater. Nie mischt sich ein Fremder in diese Zwiste, seien sie noch so wichtig, er müßte denn darin begriffen, oder sie zu schlichten aufgefordert sein.

Je zahlreicher eine Cetta ist, desto mehr wird sie geachtet. Der Celibat ist daher bei den Albanesen verrufen, und einer muntert den andern zur Heirath auf.

In jedem Kanton besteht ein Rath der Alten. Sie heißen so, nicht wegen ihres Alters, sondern wegen der Einsicht und Klugheit, die man ihnen beimißt. Dieser Rath genießt nun die unter rohen Völkern hergebrachte Ehrfurcht und Gerichtsbarkeit. Nur wenn etwas für das Gemeinwesen zu beschliessen ist, oder Streitigkeiten zwischen mehrern Cettas beizulegen sind, wird er zusammen berufen; er geht aber oft wieder aus einander, ohne ein Urtheil gefällt zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Das europäische feste Land ist heutiges Tages in **geographischer** und **politischer** Hinsicht noch unbeständiger, ich möchte sagen flüssiger, als der Ozean selbst. Denn welches Land hätte seine festen Grenzen, welche Verfassung ihre unerschütterliche Haltung? Man kann sich nicht erwehren, beim Anblick der unaufhörlichen Verwandlungen der Reiche, oft an die gerechte Verzweifelung des **Kotzebueschen Landkartenhändlers** zu denken, dessen Karten schon vierzehn Tage nach ihrer Erscheinung in das Gebiet der alten Geographie verschlagen waren, ungeachtet sie immer die Länder nach ihrem **allerneuesten** Umfang darstellen wollten. Dieses Schicksal trifft jezt auch jedes andere geographische Werk.

Und doch müssen wir das so eben erschienene „**Lehrbuch der Geographie u. s. w. mit Rücksicht auf die letzten, bis zum Mai 1810 eingetretenen, politischen Veränderungen ausgearbeitet von Joh. Chr. Fr. GutsMuths.**" (8. Leipz. bei Gleditsch 1810) als ein sehr verdienstliches Unternehmen für das Zeitbedürfniß hier anführen. Es ist dasselbe sowohl für Schulen, als für jeden, der von dem, was Europa in geographischer Rücksicht ist, unterrichtet sein will, das beste vollständigste Handbuch, mit lobenswürdiger Ordnung und mühsamem Fleiß zusammengestellt. Der erste Band liefert **Europa**, wie es im Anfange des Jahrs 1810 war (aber schwerlich noch am Ende des gleichen Jahres sein wird); die Staaten alle mit ihren neuesten Verfassungen, Grenzen und Unterabtheilungen. Doch nur während das Buch gedruckt ward, änderte sich durch die Vergabung Hannovers, Fulda's, Hanau's, Baireuths, des Deutschmeisterthums, durch die Theilung Tirols das Innere Deutschlands; verwandelte sich der Fürst-Primatische Staat in ein Großherzogthum Frankfurt; erweiterten sich Frankreich gegen Holland, Warschau und Rußland gegen Galizien, Italien gegen Deutschland; entstanden neue illyrische Provinzen u. s. w. Alle diese neueren Veränderungen hat der vortreffliche **GutsMuths** in seinen Zusätzen sorgfältig nachgetragen. Das Schicksal spielte ihm bei seiner Arbeit inzwischen so wunderbarlich mit, daß selbst ein Schreibfehler von ihm, indem er (S. 314) die Zahl der französischen Departements auf 118 angab, zur **Wahrheit** wurde. Aber auch diese Wahrheit ist seitdem wieder unwahr geworden, und die Zusätze bedürfen neuer Zusätze und Abänderungen, wozu die Verschwindung des ganzen ehmaligen Königreichs **Holland** für jezt den wesentlichsten Anlaß gibt. — Weil man denn aber doch, das Ende aller Dinge abzuwarten, schwerlich das Studium der Geographie aufschieben wird und kann, und legend ein Ruhepunkt angenommen werden muß, von welchem aus die spätern geographischen Revolutionen leicht nachzunehmen sind: so glauben wir vielen unserer Leser durch diese Empfehlung des trefflichen GutsMuthsschen Werks einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben.



Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 75. — den 19 September 1810.

## Bemerkungen bei Gelegenheit der Aufhebung der Dekrete Napoleons von Berlin und Mailand in Rücksicht des Handels.

Die Zurücknahme der Napoleonischen Dekrete von Berlin und Mailand machte eine merkwürdige Epoche in der Geschichte des französisch-englichen Handelskrieges; so wie die Erscheinung jener Dekrete einst die Welt in Erstaunen, den Handelsstand in die tiefste Verlegenheit setzte, und als der Gipfel gegenseitiger Erbitterung und Entsagung angesehen wurde.

Die intoleranten, feindseligen Maximen des brittischen Kabinets gegen alle handelnde Nationen erzwangen die Schöpfung jener großen Maasregeln, wodurch (im Dekret von Berlin, vom 21 Nov. 1806) die brittischen Inseln in Blokadestand erklärt wurden, so daß aller Handel, alle Korrespondenz mit England aufhörte; alles englische Eigenthum auf dem festen Lande, so weit es mit Frankreich verbündet, oder von französischen Waffen beherrscht sein mochte, konfiszirt, jeder Engländer, der sich daselbst ertappen ließ, in Kriegsgefangenschaft fortgeschleppt wurde; wodurch ferner (im Dekret von Mailand vom 17 Dez. 1807) alle Schiffe, auch die der Neutralen, feindselig behandelt und weggenommen wurden, wenn sie sich von englischen Kriegsschiffen hatten visitiren oder zwingen lassen, in England von ihrer Ladung eine Abgabe zu zahlen.

Ein solcher Zustand konnte nicht lange dauern, ohne die schmerzhaftesten Wirkungen über alle Welttheile und über Millionen ehmals glücklicher Familien zu verbreiten. Den Fabriken des festen Landes mußten endlich die unentbehrlichen Urstoffe fehlen; im Handel der Britten entstanden durch den Verlust aller Kontinentalverbindungen ungeheure Lücken; den fernen Indien konnten, troz der unermeßlichen Macht und Thätigkeit Großbrittaniens, die nothigen Bedürfnisse alle nicht mehr geliefert werden; die Ehre neutraler Nationen ward jeden Tag auf den Meeren und in den europäischen Seehafen gekränkt; England wie Frankreich machten den furchtbaren Grundsaz zum Gesez: „Wer nicht mit uns, der ist wider uns!"

Der amerikanische Kongreß schwankte lange ungewiß zwischen den kriegführenden Partheien; die Ehre seines Landes, so wie der Handel desselben, erhielten tiefe Wunden.

England trug muthig Jahre lang den ängstigenden Zustand; endlich aber wuchs, je kräftiger Napoleon seine Maasregeln handhabte, die Verlegenheit; die ansehnlichsten, reichsten Handelshäuser wankten über einem alljährlich tiefer werdenden Abgrunde. Binnen einem halben Jahr, das heißt, vom Dezember 1809 bis Juni 1810 gaben die Londoner Zeitungen eine Liste von beinahe siebenhundert Bankeroten.

Frankreichs Handel war in dieser Zeit kaum noch der Schatten dessen, was er ehmals gewesen. Und ungeachtet es die größten, blühendsten Handels- und Seestaaten des Kontinents mit seinen Grenzen umschlang, ungeachtet es Venedig und Genua, Amsterdam und Spanien sein nannte, besaß das weitläufige Kaiserreich zusammen genommen nicht halb so viel Handel, als vormals eine einzige seiner Provinzen hatte, da sie noch in friedlicher Unabhängigkeit und Selbstständigkeit unter eigener Flagge den Ozean beschiffen konnte.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika, der gewaltsamen, unnatürlichen Verhältnisse müde, ermannten sich endlich für ihr wahres Interesse und für ihre oft geschmähte Ehre.

Der Kongreß erklärte feierlich die Neutralität seiner Hafen und Flaggen; er öffnete den Britten wie den Franzosen seine Märkte wieder, und drohte mit Feindschaft jeder Macht, welche diese Neutralität entweihen würde.

Darauf hin widerrief auch Frankreich jene harten Dekrete von Berlin und Mailand, in der Hoffnung, England werde entweder seiner Intoleranz auf den Meeren, und den Grundsätzen seines neuen Blokadesystems entsagen, oder Amerika's Feindschaft gegen sich in Waffen sehen. Es widerrief also unter Bedingungen, und verschob die Aufhebung der Dekrete bis zum 1 Nov. 1810.

England, von großen Interessen angezogen, und, wie es scheint, geneigter, als jemals, sich mildern Grundsätzen zu nähern, hat durch mehrere Begünstigungen, die es seinen nach Frankreich handelnden Kaufleuten zu ertheilen Miene machte, nicht weniger zur bevorstehenden großen Verwandlung aller Handelsverhältnisse Hoffnungen gegeben.

Man scheint es wenigstens, nach einem eben so ungeheuern als fruchtlosen Experiment, einzusehen, daß die allgemeine Sperre des Handels, ausgedehnt sogar auf die Urstoffe und Kolonialprodukte, den Frieden weder beschleunigen noch entfernen könne; daß sie aber für Frankreich, wie für England, Amerika und andere Staaten, einen unbeschreiblich schädlichen Einfluß auf die Finanzen haben müsse; daß sie ferner den Wohlstand des Kontinents bis auf das Innerste in seinen Fundamenten erschüttern, indem sie den festländischen Fabriken die nöthigen Urstoffe nur in unerschwinglichen Preisen gestattet, und dem Absatz der Kontinentalprodukte alle Auswege raubt.

So lange der Krieg fortdauert, ist vorauszusehen, und für die Industrie des festen Landes, so wie für die Zähmung des brittischen Stolzes, ist es unumgängliche Bedingung, daß das Einfuhrverbot aller englischen Fabrikate mit eiserner Strenge von allen Kontinentalmächten gehandhabt werde. Dieser Augenblick oder keiner macht den Kunstfleiß der Festländer zum glücklichen Nebenbuhler der Insulaner.

Hingegen scheint mir eine andere Bemerkung nicht weniger auffallend, die sich an eben diesen merkwürdigen Zeitpunkt anschließt. „Warum benutzt Frankreich nicht diesen günstigen Augenblick, um sich, so lange der gegenwärtige Krieg dauert, den Landhandel in der ungeheuern Ausdehnung seiner Herrschaft eben so zuzueignen, als England den Handel zur See beherrscht?“

Wenn Frankreich zum Beispiel im ganzen Umfange seiner Sphäre mehrere französische Zollstätten etabliren würde, wo der Handel mit bestimmten Artikeln gegen Entrichtung des Zolls an Frankreich selbst gestattet wäre; wenn so zu Danzig, Stralsund, Lübek, Bremen, Amsterdam, Rotterdam, Havre, Bordeaux, Marseille, Genua, Livorno, Civita Vecchia, Neapel, Ancona, Venedig, Triest u. s. w. für französische Zollstädte erklärt, alle übrige Landungsplätze durch Militär aufs strengste für den Handel und die Einfuhr verschlossen würden: — — welche fruchtbare Finanzoperation wäre dies für die französische Krone? welche Einkünfte müßten da nicht dem Schatz der französischen Regierung zuströmen, selbst wenn sie ihren bekannten Zolltarif *) für Kolonialprodukte vom 5 August 1810 um zwei Drittel von seiner Höhe heruntersetzen wollte?

Freilich, hart würde es dem Deutschen wie dem Manne jeder andern Nation fallen, diesen Tribut von seinem Handel an Frankreich zu bezahlen. Allein demungeachtet bleibt auch dieses harte Loos jetzt wünschbar für die französische, wie für jede andere Nation, da sich nun einmal, wie die Dinge gegenwärtig stehen, kein günstigeres Arrangement denken läßt. Wenigstens würde dadurch wieder das Leben und der Wohlstand der merkantilischen Welt befördert; wenigstens würde dadurch sowohl die Ausfuhr der Landesprodukte, als auch die Einfuhr der Kolonialprodukte sicher gestellt. Ja, man könnte bei solcher Operation, wenigstens in merkantilischer Hinsicht, ziemlich gleichgültig bleiben, ob der Amerikaner noch ferner an England einen Tribut entrichten wolle oder nicht, um so mehr, da der Handelsstand des französischen Reichs und der Bundesgenossen diese Sicherung seines Handels von Frankreichs Regierung wünschen muß, und es lediglich Sache der Amerikaner zu seyn scheint, wie lange sie freiwillig die Beschimpfung ihrer Flagge erdulden wollen.

Die Sequestrirungen im Norden, oder in den Hafen der Ostsee, dürften vermuthlich durch ihre Folgen beweisen, wie unbedeutend der Fang an wirklichem englischen Eigenthum sei. Diese Erfahrungen machte man ja auch schon in vielen vorhergehenden Sequestrationen, wie z. B. in Hamburg, Livorno, Triest, Holland u. s. w., wo sich kaum der achte Theil als wahres englisches Eigenthum bewährte, und der Kontinent selbst mit seinen Spekulationen das Opfer ward.

Der Britte gebraucht nun einmal den größten Theil seiner Kapitalien zum Handel nach den Kolonien. Der festländische Kaufmann hingegen vermag seine Kapitalien nicht alle mit dem Handel einheimischer Industrie zu bearbeiten. Das Bedürfniß der Kolonialprodukte einerseits, und der Druck der jetzigen Zeiten andererseits, dann der lockende Gewinn bei glücklichem Erfolg, ermuntern ihn, vom Kontinent nach London zu gehen, um seine Einkäufe zu besorgen — nach London, einem Platze, wo es unter den herrschenden Zeitverhältnissen angenommener Satz ist, gar keinen Kredit zu geben; wo jeder englische Kaufmann von seinem Ministerium die Weisung erhält, keine Versendungen für eigene Rechnung zu unternehmen, als so weit es den Assecurateurs gestattet ist, die Assekuranz zu besorgen.

Und warum sollte denn auch wohl der englische Kaufmann ein so seltsames Gelüst nach gefahrvollen Operationen für eigene Rechnung haben, so lange er noch, vermittelst der fremden Einkäufer, Absatz genug in seinem eigenen Lande findet?

Auch noch im Lauf des gegenwärtigen Jahrs (1810) hat man erlebt, wie in London durch das starke Zusammenströmen von Franzosen, Spaniern, Deutschen u. s. w. alle und jede Kolonialprodukte zu Gunsten der Britten so mächtig in den Preisen emporgesteigert wurden, daß diese nach Abgang des zweiten

*) Nach einem Dekret vom 5 Aug. 1810 sind die Einführungsgebühren folgendermaßen festgesetzt worden: Baumwolle von Brasilien, Cayenne, Surinam, Demerari und aus Georgien, 800 Franken vom metrischen Zentner; levantische Baumwolle, zur See eingebracht, 400 Franken; dieselbe, wenn sie zu Lande über Köln, Koblenz, Mainz und Straßburg eingeführt wird, 200 Fr.; Baumwolle aus allen andern Ländern, die von Neapel ausgenommen, 600 Fr.; roher Zucker 300, Zuckerstöcke 400, Kaffee 400, Hyswin-Thee 900, grüner Thee 600, Thee von jeder andern Gattung 150, Indigo 900, Kakao 1000, Cochenille 2000, weißer Pfeffer 600, schwarzer 400, ordinärer Zimmet 1400, feiner 2000, Gewürznelken 600, Muskatnüsse 2000, Akajouholz 50, Fernambuk 120, Campeche 80, fein gemahlen Holz 100 Fr.

Convoi um zwanzig, ja dreißig Prozent zu fallen im Stande waren.

Es ist überdies Thatsache, daß diejenigen Kaufleute, welche zu spät durch die lärmende Abfahrt der Kauffahrteiflotte in das baltische Meer zum Einkauf nach London gelockt wurden, in der Absicht, dort einzuhandeln, was schon mit einem Convoi abgegangen war, und in der Hoffnung, der erste und zweite Convoi möchte zum Löschen kommen, ehe gegen diesen Handel Vorkehrungen auf dem Kontinent getroffen sein würden — — ich sage, es ist Thatsache, daß diese Kaufleute, troß aller angewandten Mühe, nichts zu kaufen fanden, so gern sie auch billigen Gewinn jedem gegeben hätten, der ihnen von der Waare abgetreten haben würde.

Aus den Korrespondenzen der vielen nach den Ostseehafen zum Einkauf geeilten Spekulanten ergibt sich ferner, daß beinahe nichts Disponibles für den Verkauf zum Vorschein kam, und daß, was etwa noch feil geboten ward, schon Franzosen und Deutschen angehörte.

Wo die Engländer irgend noch in Schaden gerathen können, ist bei der Assekuranz. Denn die Londner Assecurateurs geben die Versicherung frei von aller Gefahr bis ins Magazin des Kommissionärs in irgend einem Hafen des baltischen Meers zu dreißig Prozent, und mit fünfzehn Prozent für die Rückfracht. Der Assecurateur verliert hier eigentlich auch nur erst dann, wann das Schiff gleich bei seiner Einfahrt unter Sequester kommt. Ist aber einmal das Schiff gelöscht, die Waare vom Schiff weg: so ist der Versicherer frei, noch ehe sie ganz in irgend einem Packhause ist, und so hat der Eigenthümer der Waare schon den Risico vom Augenblick des Löschens an zu tragen.

Bedauern muß man allerdings viele französische und deutsche Kaufleute, die in dem Augenblick, als im Frühjahr 1810 die französische Regierung mehrere Lizenzen für verschiedene Artikel ertheilte, oder auch nur zu ertheilen Hoffnung blicken ließ, allzurasch nach London eilten. Sie beschleunigten ihre Einkäufe mit einer unglaublichen blinden Begierde, immer in Furcht, die Waaren möchten zu schnell aufschlagen. Jeder wollte darum der erste sein. Sie überlegten gar nicht, daß der gewisse Besitz einer Lizenz noch vor dem Antritt ihrer Geschäftsreise von größerm Vortheil für sie sein müsse, als die um fünf bis zehn Prozent aufschlagenden Preise ihnen nachtheilig sein konnten; überlegten nicht, daß, wenn sie ihre Aufträge einem Londner Kommissionär übertragen hätten, während sie sich dabeim um Erhaltung der Lizenz bemühten, der Aufschlag der Waare nie so beträchtlich gewesen sein würde, als er nachher ward, da eine so zahllose Menge geschäftsgieriger, auswärtiger Kaufleute zusammenströmte, daß die Londner Handelsannalen davon kein ähnliches Beispiel kannten.

Nun ward sehnsuchtsvoll, aber vergebens, der Ankunft der Lizenzen entgegengeharrt. Die Waare sank um zwanzig bis dreißig Prozent, je mehr die Begierde des Einkaufs erkaltete. Man wollte doch auch nicht die Waare mit vollem Verlust wegschleudern, und so brachte die Verzweifelung jene gefahrvolle Versendung ins baltische Meer zum Vorschein.

Sehr unrichtig ist auch wohl die Ansicht, daß die in diesem Jahr statt gehabten zahlreichen und starken englischen Bankerote eine Folge jener Ostseegeschäfte gewesen wären. Die Untersuchungen haben vielmehr bis zur Evidenz bewiesen, daß übertriebene Spekulationen nach Südamerika diese Katastrophe herbeigeführt haben. Aber auch hier hat der merkantilische Geist der Britten sogleich Nutzen und Hilfsmittel für die Zukunft zu entdecken gewußt. Daher stammt das erneuerte Etablissement reicher Kapitalisten, welche, den Handel zu unterstützen, eine Leih- und Interessen-Bank gründeten.

Noch ist der Weltfriede fern. Die ungeheuern Revolutionen, in welchen die Völker Südamerika's jetzt aufgähren, scheinen ihn von neuem entfernen zu wollen. Noch liegt das Schicksal mehrerer europäischen Staaten unentschieden. Spanien und Portugall müssen erst beruhiget, die neuentstehenden Staaten im Süden und Norden Amerika's zum Vortheil Englands und Frankreichs gebildet und von beiden Theilen gesichert sein. Handelsverträge zwischen den europäischen Staaten selbst, wie zwischen den alten und neuen Staaten Europa's und Amerika's, erwarten noch ihre ersten Entwürfe.

Bei dieser traurigen Perspektive, was bleibt da noch wünschenswerth, als daß der Handel und Gewerbefleiß des festen Landes wenigstens so lebhaft begünstigt werde, als unter so zerrissenen Verhältnissen, unter so feindseligen Stimmungen, die noch lange fortzudauern drohen, möglich ist? Und wie wäre dies ausführbarer, als durch jene Finanzoperation mit Errichtung französischer Zollstädte, wo auf erlaubte Weise und ohne Gefahr vieler tausend Familien, Frankreichs Einnahmen vergrößert werden würden, während die Produkte des Kontinents ihren Absatz, und die Fabriken des Kontinents, mit Verdrängung aller englischen Fabrikate, ihre Urstoffe wiederfänden.

Ub.

## Die Albanesen.

(Beschluß.)

Gotteslästerung, Simonie, Meineid, Hurerei und Meuchelmord werden nicht gesetzlich bestraft. Aber diejenigen, die sich eines dieser Laster schuldig gemacht, finden ihre Strafe in dem allgemeinen Abscheu und der öffentlichen Verdammung, die sie überall verfolgt, und sie in solche Verzweifelung versetzt, daß sie im Selbstmord ihr einziges Heil finden.

Alle Albanesen sind Soldaten, und nur Alter oder Krankheit befreit sie von dieser Pflicht. Jeder ist, ohne Hoffnung einer Belohnung oder des kleinsten Ersatzes, beeifert, durch Kühnheit, Muth und Kraft im Kampfe sich auszuzeichnen. Liebe zum Ruhm und Furcht vor Verachtung treibt sie zu den gefährlichsten Unternehmungen. Dem ist das Leben eine unerträgliche Last, der sich gezwungen findet, vor dem Feinde zu fliehen, oder der ihn in der Schlacht vermieden. Diejenigen Eltern sind die geachtetsten, deren Söhne für das Vaterland sich opferten.

Da sie keinen König haben, wählen sie immer, wenn es die Nothwendigkeit erfordert, den Beherztesten zum Anführer, der sich aber nicht durch die vorübergehende Würde, die ihm zu Theil wird, sondern durch Thätigkeit, Großmuth und Herzhaftigkeit in Gefahren, Ansehen und die Achtung seiner Gefährten erwirbt.

Die Albanesen bilden nie eine Schlachtlinie, und sie denken auf keine feste Position, ehe sie sich zu einem Gefecht entschliessen.

Die Weiber nehmen auch Antheil am Krieg. Sie stellen sich oft an die Spitze der Bataillons, und dienen als ein Bollwerk gegen die Feinde. Die religiose Achtung, welche rohe Völker gegen das schöne Geschlecht haben, ist wirklich sonderbar. Die

Weiber tragen oft Lebensmittel, Ammunition u. s. w. ihren Verwandten ins Schlachtfeld zu, und durch ihre Thränen, Bitten und Aufmunterungen beleben sie die Kämpfenden mit einem Muth, der über den Sieg entscheidet.

Wo das Ansehen des Alten-Raths aufhört, hat die Privatrache ihren Anfang. Ein Mord, ein Ehebruch, ein Diebstahl veranlaßt oft Zwist in einem Stamm, und verwickelt zwei und mehrere Settas in Krieg.

Der Durst nach Rache wird nur gemildert durch den Tod des Urhebers des Zwistes, oder wenn einige Personen aus dessen Setta der Wuth der Gegner Preis gegeben worden sind, oder bis durch Vermittelung von Freunden und das Ansehen des Raths eine Aussöhnung bewirkt worden. Auf jeden Fall muß aber die Setta des Streiturhebers eine Strafe in Geld und Waaren erlegen, deren Größe von dem Schiedsrichter bestimmt wird.

Die Strenge, mit welcher ein Ehebruch bestraft wird, macht es, daß man selten von einem Verbrechen der Art hört. Der Ehemann ist berechtigt, das Weib und den Verführer umzubringen.

Kleine Streitigkeiten werden gewöhnlich von einem Alten entschieden. Er fällt sein Urtheil am Ende einer Mahlzeit, welche die beiden Partheien veranstalten, worauf ihm jeder für seine Sporteln ein Paar Schuhe verehrt.

Die Eltern verloben ihre Kinder schon in der Wiege. Dies Versprechen wird so heilig geachtet, daß gegründete und erhebliche Ursachen angegeben werden müssen, um es zu vernichten.

Die albanesischen Mädchen bringen dem Manne nicht, wie es bei uns gebräuchlich ist, ein Hochzeitgut zu; der Mann erkauft sein Weib vom Vater. Obgleich der Ehemann unumschränkter Herr seiner Gattin wird, so behält der Vater doch über sie sein Recht. Daher ist die Lage der Weiber bei den Albanesen nicht die glücklichste. Scheidung und Trennung findet bei ihnen nur statt, wenn die dazu angegebenen Gründe von einem Alten oder von beiden Familien als zureichend gefunden werden. Die Zeremonie der Trennung besteht in dem Durchschneiden eines Fadens, wovon ein Ende der Mann und das andere Ende die Frau festhält.

Die väterliche Gewalt über den Sohn ist sehr beschränkt; der Vater kann nur kleine Strafen diktiren und auflegen. Dies barbarische Gesetz ist doppelt unbillig, da ein Sohn, welcher sich eines Meuchelmordes schuldig gemacht, keine Strafe zu fürchten hat; hingegen ein Vater, der seinen Sohn erschlägt oder verwundet, von der Setta seines Weibes in Anspruch genommen und deren Rache preisgegeben ist. Wenn ein Sohn sich von seinem Vater trennt, kann dieser ihn nicht abhalten; der Vater muß ihm sein Erbtheil geben. Alle Kinder ohne Unterschied, auch die Töchter, haben Anspruch auf solches Erbtheil.

Leichenbegängnisse finden bei den Albanesen nicht statt. Bloß um die Leiche her sitzen Weiber, und singen des Verstorbenen Lob und seine Thaten. Wenn er beerdigt ist, legen die Verwandte Trauer an, und begeben sich mehrere Tage nacheinander in die Wohnung des Erben, der ihnen gute Mahlzeiten geben muß. Der Erben Thränen sind bald getrocknet; aber die Verwandten und Freunde des Verstorbenen verrathen längere Zeit Spuren ihres Kummers; sie umringen ein ganzes Jahr hindurch das Haus desselben, und drücken ihren Schmerz durch die rührendste Verzweiflung aus.

Sr.

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

— Hr. Dacier las im Juli dieses Jahrs bei einer öffentlichen Sitzung des Instituts von Frankreich eine Biographie des vor vier Jahren verstorbenen Historikers Anquetil vor, woraus wir Folgendes als das Wesentlichste entlehnen.

Louis-Pierre Anquetil war den 21 Febr. 1723 zu Paris geboren, von guter bürgerlicher Abkunft, und dem geistlichen Stande gewidmet. In seinem siebenzehnten Jahr trat er in die Kongregation der regulären Chorherren von Ste. Genevieve. Von allen seinen geistlichen Beschäftigungen erwarte er noch Zeit genug, sich dem Studium der Geschichte zu widmen. Während seines Aufenthalts zu Reims, wohin er von seinen Obern als einer der Direktoren des dortigen Seminariums geschickt worden war, schrieb er eine Geschichte dieser Stadt, die das Verdienst hatte, sich angenehm lesen zu lassen. Er ward nachher, nämlich 1759, Prior der Abtei de la Roë im Anjou, wo er im Lauf von sechs Jahren sein bewährtestes historisches Werk, *l'esprit de la ligue*, ausarbeitete, eine der gelungensten historischen Darstellungen, deren sich die Franzosen rühmen können. — Als Gegenstück kann seine Geschichte, *l'intrigue du cabinet sous Henri IV et Louis XIII*, angesehen werden. Die Darstellung ist voll Interesse, jedes Gemälde reich an Wahrheit. Und findet man darin auch eben nicht jenes Wetterleuchten des Genies, das, wie Dacier sagt, plötzlich die untersten Tiefen des menschlichen Herzens erhellt: so sieht doch der Leser hier eine Menge jener kleinen Triebfedern in der Nähe spielen, die so oft, ach, nur zu oft, die großen politischen Maschinen, man meint zum Heil der Völker, in Bewegung setzen.

Ein späteres Werk, *Louis XIV, sa cour et le Régent*, von Anquetil, ist eine bloße Anekdotensammlung, aus verschiedenen Denkschriften gezogen, die allen Werth verlor, als die Originalmemoiren selbst gedruckt wurden. Das Gleiche gilt von Anquetils Leben des Marschalls Villars; es ist nichts, als wörtlich-treuer Auszug aus den Memoiren dieses Feldherrn.

Während der Revolution kam auch er in Verdacht — und wo ist den Tirannen nicht eine Tugend verdächtig? — verlor Pfründe und Freiheit, kam ins Gefängniß, ward nach dem 9 Thermidor freigesprochen und arm und elend gelassen. Die Errichtung des Nationalinstituts und seine Ernennung als Mitglied desselben machten ihm endlich ein sorgenloseres Leben. Für sich selbst hatte der gute, genügsame Greis wenig nöthig; aber er war auch der freundliche Unterstützer seiner Familie. Im Jahr 1804 kam sein *Abrégé de l'histoire de la France* heraus. Dies Buch hatte er schon früher, aber nur aus Noth geschrieben; es verdient nicht des Verfassers Namen zu tragen.

Alte Leute fangen gern noch an zu bauen und weit aussehende Pläne zu machen. So ging's auch dem achtzigjährigen Anquetil. Er hatte noch zahllose literarische Entwürfe, und dachte noch alle zu vollstrecken. Ein Rothlauf, der ihn befiel, und das Ende seines Lebens herbeiführte, schien ihm nur eine kleine Unpäßlichkeit zu sein. Er erschrak, da er endlich hörte, er sei nicht mehr zu retten. Durch den vieljährigen Besitz des Lebens hatte er sich gewöhnt, dasselbe wie ein unentreißbares Gut anzusehen. Den Abend vor seinem Tode sagte er noch zu einem seiner Freunde: Kommen Sie nur; sehen Sie einen Menschen in voller Lebenskraft wegsterben! — Er entschlummerte dann, ohne es zu wissen und zu glauben, im 84 Jahr des Lebens, den 6 Sept. 1806.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 76. — den 22 September 1810.


## Blick auf die neueste historische Literatur der Deutschen.

(Siehe Nr. 64 und 65 dieser Zeitschrift.)

Wir fahren fort, unsern Lesern die Uebersicht dessen zu geben, was neuere Schriftsteller der Deutschen für die Geschichte leisteten. Ihrer wenige sind berufen, aber noch wenigere sind in der That Auserwählte.

Doch nicht ohne Anspruch auf den Rang der Auserwählten ist Hr. K. E. Oelsner, welcher schon durch frühere, meistens politische Abhandlungen als einer der vortrefflichsten und geistvollsten Köpfe bekannt ist. Zwar ist seine gekrönte Antwort auf die Preisfrage des französischen Nationalinstituts: „Ueber den Einfluß der mohamedanischen Religion während der ersten drei Jahrhunderte“ u. s. w. ursprünglich in französischer Sprache gedacht und geschrieben; aber Hr. Oelsner ist darum nicht minder ein Deutscher (gebürtig aus Schlesien), und durch die Verdeutschung seines Werks von E. D. M., unter dem Titel: „Mohamed. Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters“ (Frankfurt a. M. 1810. 8.), welche er selbst mit Zusätzen bereicherte, die dem Original mangeln, ist seine Geschichte vollständiges Eigenthum deutscher Literatur geworden.

Ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob seine Antwort dem Nationalinstitut Genügen leistete (sie ward aber am 7 Juli 1809 gekrönt), werden die deutschen Kunstrichter mit den französischen übereinstimmen, daß Oelners Arbeit eine der gelungensten in historischer Hinsicht sei. Durch die Schätze der kaiserlichen Bibliotheken in Paris und die berühmtesten Kenner des Orients unterstützt, konnte Oelsner allerdings in diesem ohnehin schon vielfach bearbeiteten Felde etwas Vorzügliches leisten. So gewann er einen köstlichen Reichthum von Stoffen; aber als Meister wußte er diese auch zu verarbeiten. Er schloß neue Ansichten auf; zeichnete mit Kraft und lebendiger Wahrheit Karaktere; versetzte den Leser in jenes gährungsvolle Zeitalter durch die Magie seiner Darstellungsgabe, und ließ in das geheime Ineinandergreifen der Triebfedern und Verhältnisse tiefe Blicke werfen.

Wenn ich von irgend einem deutschen Geschichtschreiber sagen möchte, auf ihm scheine Gibbons Geist zu ruhen: so wäre es Oelsner. Zu hohen Erwartungen berechtigte er durch diese vortreffliche Abhandlung sein Vaterland — möchte er sie als Historiker erfüllen!

Wie C. E. Weisse eine neueste Geschichte des Königreichs Sachsen liefert, hat uns Hr. J. G. A. Galetti mit einer „Geschichte des österreichischen Kaiserthums (Leipz. 1810. 8.)“ beschenkt.

Eigentlich ist es eine gedrängte Erzählung von den Schicksalen derjenigen verschiedenen Staaten, welche gegenwärtig unter dem Zepter der österreichischen Monarchie stehen. Der Verfasser gibt seine Quellen nur im Allgemeinen an, und selten sind sie gleichzeitig mit den vorgetragenen Thatsachen. Er erzählte also nur meistens bekannte Begebenheiten andern nach, die vielleicht den Quellen näher waren. Seine Darstellung der Begebenheiten, der Gesichtspunkt, aus welchem er sie auffaßte, sind nicht neu; seine Schreibart ist schmucklos, einfach, oft trocken. So merkwürdig und erschütternd oft die erzählten Ereignisse sind, sie fesseln des Lesers Gemüth nicht; sie leiten zu keiner Reflexion;

sie führen zu keiner großen Ansicht. Das Ganze hat die Form eines kompendiarischen Auszuges.

Aber vielleicht sollte es auch nicht mehr als das sein. Und insofern erfüllt Galetti's „Handbuch“ seinen Zweck. Wir empfangen eine kurze Darstellung der Schicksale jetzt zu Oesterreich gehöriger Lande. Lobenswürdig ist der Plan, nach welchem erst die Geschichte der einzelnen Länder vorgetragen wird, ehe sie in den Verein der österreichischen Monarchie traten; zweckmäßig sind die angehängten genealogischen Tabellen, nebst der Karte vom österreichischen Kaiserstaat nach dem Wiener Friedensschluß; wünschenswerth wäre die stärkere Bezeichnung der Chronologie und Zeiträume für den Leser gewesen, so wie größere Aufmerksamkeit auf manche eingeschlichene Nachlässigkeit, z. B. S. 109, wo es heißt, die Marcomannen hätten sich an die Urbewohner Böhmens, „an die Bojen angeschlossen“ (Tacitus sagt ziemlich das Gegentheil); oder wie S. 253, wo man erfährt, das Stammschloß Habsburg liege „von ehrwürdigen Eichen umgeben“ (die noch zu pflanzen sind) „im jetzigen Kanton Zürich.“

---

Der ehmalige Archivar des Stifts St. Gallen, Hr. Ildefons von Arx, hat angefangen, die von ihm beschriebenen „Geschichten des Kantons St. Gallen (erster Band, St. Gallen, 1810) herauszugeben, wo nicht mit dem Geiste eines Johannes Müller, doch mit seinem Fleiße und seiner Treue. Er schöpfte reichlich und mit Wahl aus den ersten, vielen oft verschlossen gebliebenen Quellen. Sein Werk ist dadurch eine vorzügliche Bereicherung für die Sittengeschichte des Mittelalters geworden, und die Historie des Kantons St. Gallen, eines kleinen Freistaates von 44 Quadratmeilen, gewinnt damit für jedermann ein höheres Interesse, als die Geschichte manches weitläufigen Reichs von ungeschickten Händen bearbeitet.

In den Schicksalen eines kleinen Staates wird uns jeder einzelne Umstand wichtig, in so fern er sich nur an das Ganze anschließt, und zur Karakteristik des Ganzen in einem Zeitalter beiträgt. Deswegen lesen wir hier manches Detail mit Vergnügen, und manche Anekdote gefällt, die aus der Geschichte eines großen Reichs verwiesen werden würde.

Wir finden hier eine Menge schätzbarer Aufklärungen zur Geschichte des Kriegswesens, des Gerichtswesens, der Lehen, der deutschen Kunstwerke, der Sprache, der Kleidertracht, der klösterlichen Lebensart u. s. w. der mittlern Jahrhunderte unserer Zeitrechnung beisammen, so daß von Arxens Arbeit allerdings die Aufmerksamkeit und den Dank desjenigen Publikums verdient, dem die Geschichte der Menschheit überhaupt, und die des wunderbaren, rohen, kindlichen Mittelalters insbesondere, theuer ist. Dabei ist der Vortrag des würdigen Verfassers leicht, fliessend, nie ermüdend, sich immer gleich.

Es sei uns erlaubt, um auf dieses sachreiche Werk eine größere Aufmerksamkeit zu erregen, als in blossen Katalogen vielleicht der einfache Titel vermöchte, einige interessante Bruchstücke auszuheben.

König Konrad der Erste besuchte einst das Kloster St. Gallen im J. 912. „Er überraschte“, so erzählt von Arx, „in Gesellschaft zweier Bischöfe die Geistlichen am Tische, setzte sich an den Platz des Abtes hin, und aß von allem, was aufgetragen wurde, nachdem er vorher dem Probste befohlen hatte, nichts anders, als was sonst gewöhnlich wäre, auf den Tisch bringen zu lassen. Der Probst bedauerte es aber sehr, daß der König eben heute zum Essen gekommen wäre: „„morgen hätten wir vielleicht Erbsen ohne Hülsen und Brod dazu gehabt!““

„Während des Essens lasen die dem Klosterleben gewidmeten Kinder nach Gewohnheit eines nach dem andern die heilige Schrift auf dem Lesepult in lateinischer Sprache. Jedem, so wie es herabstieg, und zum König emporgehoben wurde, legte Konrad ein Goldstück in den Mund, und gab dem Kleinsten, der es weinend ausspie, das Zeugniß, daß aus ihm ein guter Klostergeistlicher werden könne.“

„Um dieser Knaben (Eingezogenheit) Enthaltsamkeit zu prüfen, ließ der König vor ihnen, da sie eben in einer feierlichen Prozession dahergingen, einen Korb voll Aepfel ausleeren, und erbaute sich sehr, da auch die Kleinsten sich dadurch in ihrer Haltung nicht irre machen liessen. Er verordnete deswegen, daß die Studenten jährlich drei Tage zur Erholung haben sollten. Dem Konvent gab er Tafel, an welcher Fleisch und Wildpret aufgetragen und von Musikanten und Tänzern gespielt wurde, welches alles an diesem Ort unerhörte Dinge waren.“

Wie man in St. Gallen vor tausend Jahren schrieb, sprach, betete und predigte, davon gibt der Hr. Verfasser mehrere Proben, welche, nach seiner Behauptung, an Alter alle in Deutschland übertreffen. — — Wir wählen aus diesen Proben die kürzeste, und zwar das Vater Unser.

| | |
|---|---|
| Fater unseer, thu pist in himile. Wihi Namun dinan. Qhueme rihhi din. Werde Willo diin, so in himile, sosa in Erde. Prooth unseer emezzihic kib uns hiutu. Oblaz uns Sculdi unseero, so wir oblazem uns Sculdikem. Enti ni unsih firleiti in Korunka. Uzerlosi unsih fona ubile. | Vater unser, du bist im Himmel. Heilig Name dein. Komme Reich dein. Werde Wille dein, so im Himmel, so auf Erden. Brod unser mäßig gib uns heute. Erlaß uns Schulden unsere, so wir ablaßen uns Schuldigen. Und nicht uns verleite in Anfechtung. Auserlöse uns vom Uebel. |

Man muß gestehen, unsere Altvordern hatten eine deutsche Sprache, die wohllautender und kürzer und bündiger, als die unsrige, war.

Doch genug von diesem Buche, das schon dadurch eines der merkwürdigsten unter den neuern Geschichtswerken Deutschlands ist, daß der fleißige und treue Verfasser sich rühmen darf, nichts darin aufgenommen zu haben, was er nicht entweder in gleichzeitigen, oder wenigstens in alten Handschriften oder Urkunden gelesen hatte, und dabei die Gewissenhaftigkeit so weit getrieben zu haben, daß er, Urkundensammlungen ausgenommen, nie einem gedruckten Buche etwas nachgeschrieben. Mit Begierde sehn wir der Fortsetzung entgegen.

---

Obgleich wir schon eine Kronik des neunzehnten Jahrhunderts von den Herren Bredow und Venturini haben, hielt es der großherzoglich-badische Hofrath K. J. Wedekind in Heidelberg dennoch nicht für überflüssig, in fortlaufenden Bänden, etwas Aehnliches, als Uebersicht der neuesten Zeitgeschichte, doch mit einem von jener Chronik sehr abweichenden Plan, zu liefern. Er that dies in seinem historischen Werke: „Geist der Zeit, in einer pragmatischen Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse in der physischen, moralischen, literarischen und politischen Welt.“ (Freiburg und Konstanz, 1810. 8.)

Der erste Jahrgang liefert ein „historisches Gemälde des Jahrs 1808“. Die politischen Ereignisse bilden darin nur den

kleinern Theil; ausgedehnter wird alles das behandelt, was auf die Kultur der Menschheit Bezug hat. Hr. Wedekind faßt immer gewisse Erscheinungen unter besondere Rubriken zusammen; schildert erst die ausserordentlichen Naturbegebenheiten des Jahrs; dann die Bemühungen der Menschen zur Verbesserung des physischen Zustandes der Erde und ihrer Bewohner durch öffentliche Anstalten, Reisen, Entdeckungen und Erfindungen, durch das, was in Bezug auf Religion, Erziehung, Staatskunst und Gesetzgebung, Wissenschaften und Künste, Handel und Industrie geschah; und zuletzt gibt er erst eine Uebersicht von der politischen Lage der vorzüglichsten Staaten.

Wer läugnet es? der Plan ist groß gedacht. Der Verfasser erzählt dabei mit ruhiger Würde; läßt sich selten vom Partheigeist ergreifen, wiewohl er oft weniger darstellt, wie die Sachen sind, als wie er sie ansieht und beurtheilt. Man muß die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse ehren. Seine Schreibart ist lebhaft, ohne glänzend zu sein. Er gibt getreu von den Hülfsmitteln Rechenschaft, die ihm dienten. Die große Uebersicht des allseitigen Treibens und Strebens der Sterblichen im Laufe eines Jahrs wirkt mächtig auf des Lesers Gemüth, auch ohne des Darstellers Kunst.

Allein der große Gegenstand liegt dem Darsteller noch zu nahe. Er spricht von dem am meisten, wovon er am meisten weiß; wir erfahren daher von den Bemühungen der Deutschen mehr, als von denen anderer Völker; nothwendige Lücken überall. Die Reflexionen des Verfassers sind selten tadelnswerth, aber eben so selten erheben sie sich über das Gewöhnliche. Er ist nicht neu, nicht belehrend. Sein Geist beherrscht nicht den Geist des Lesers. Er beleuchtet keine Tiefen, entführt uns aus dem Gewühl der Menge nicht auf höhere Standpunkte. Vielleicht lag aber die Schuld nicht an dem Darsteller und der Beschränktheit seiner Kräfte, sondern in der Wahl des ungeheuern Stoffs, den jetzt noch keiner ganz überschauen und ergründen kann, und über welchen mit reinster Unbefangenheit zu sprechen, die Schonung verbietet, die wir Zeitgenossen schuldig sind.

## Der Landrath von Meisebug.

Eine höchst interessante Erscheinung im Reiche der gebildeten Menschen war der vor kurzem in Kassel verstorbene Landrath von Meisebug, dessen schönes Landgut Ried bei Fritzlar nach seinem Tode der Krone zugefallen ist. Schon mehrere öffentliche Schriften haben seines Todes erwähnt, von seinem Leben aber ist wenig oder nichts bekannt geworden. Bis darüber vollständigere Nachrichten erscheinen, werden folgende Bemerkungen über ihn den Freunden der Humanität nicht unwillkommen sein.

Ein hoher Grad von Bildung entwickelte sich in dem originellen Manne, der aus großer Vorliebe für sein Vaterland Sprachen und Reisen verschmähte, und in großer Abgezogenheit nur für sich und seine Freunde lebte. Bei den mannigfaltigen Kenntnissen, die er sich erworben hatte, und bei seiner Liebe für alles, was den Wissenschaften huldigte, redete er doch nur immer deutsch und war ein ächter Deutscher in Wort und That. Sein Landgut Ried, sechs Stunden von Kassel, war seit dreißig Jahren ein Vereinigungspunkt der verschiedensten Geister, die hier in der schönen Natur, aller Verschiedenheit des Standes und der Denkart vergessend, die schönsten Stunden ihres Lebens zu denen zählten, die sie dort zugebracht hatten. Der Hof, die Stadt, der Gelehrte, der Soldat, Alles traf hier zusammen. Auch die interessantesten Frauen von Kassel und der umliegenden Gegend verschönerten den Aufenthalt des Mannes, der selbst keine Hausfrau hatte. Aus einer von ihm immer verschwiegenen Ursache wählte er sich keine von denen, die sich gern die Seine hätten nennen mögen, zur Lebensgefährtin.

Antike und moderne Möblirung, schöne Anlagen, Jagd, Musik, Poesie, Bibliothek, und eine gastfreie Tafel ohne Zwang würzten den Aufenthalt der Bekannten und Freunde des liberalen Besitzers von Ried, der selten oder niemals ohne Besuch war. Marburgs Gelehrte, unter welchen Tiedemann, der seine Uebersetzung von Denon nicht mehr erlebte, durch ein besonderes Denkmal zu Ried von seinem Freunde geehrt wurde, brachten die Zeit ihrer Erholung in den Ferien hier zu. Ein eben so schönes Monument erhielt der Major Münz, ein seltener Mann, der lange in Griechenland reisete, und viele schätzbare Zeichnungen aus allen klassischen Gegenden, vom Parnaß und Helikon u. s. w. mitbrachte, die als ein Heiligthum in Ried verwahrt und nur wenigen gezeigt wurden. Seiner einzigen Schwester setzte Meisebug ein Monument, welches in Form eines großen Obelisk sich erhebt, umkränzt von hohen Buchen, auf deren Gipfeln Rosen blühen.

Mehrere gedankenreiche Sinnbilder findet man in den unvergleichlichen Anlagen, deren Irrgänge zu den angenehmsten Aussichten führen. Eine Urne, mit der Inschrift: „Alles und Nichts", gab schon Veranlassung zu vielen seltsamen Deutungen, so einfach auch der Sinn für den Salomonischen Weisheitsjünger sein mochte. Hinter dem lachenden englischen Garten, dessen Rasenbeete das schönste englische Gras darbieten, wo Treibhäuser für alle Jahrszeiten und Blumen von allen Geschlechtern sich befinden, erhebt sich der hohe Wald, dessen Hirsche und Rehe der Gesellschaft, wenn sie von der Tafel aufsteht, ihren Besuch abstatten, und ihr das Vergnügen gewähren, sie aus den Fenstern zu füttern. — Früh, ehe noch einer der Gäste sich zur Geselligkeit im Saale vereinte, badete sich der Hausherr im kalten, stärkenden Wasser; dann bestieg er sein Pferd, und erst nach dem Genusse der freien Luft eilte er zu der Gesellschaft zurück, die sich um den großen antiken Kamin seines Rittersaals versammelt hatte. Hier brachte jeder seinen Beitrag zu der eben so angenehmen als belehrenden Unterhaltung, der es nie an Abwechselung fehlte, da Geister so verschiedener Art sich immer hier zusammen fanden. Späterhin belebte Musik die Gesellschaft; denn Künstler und Liebhaber im vorzüglichsten Sinne fanden sich ein. War der Morgen schön, so lockte die große Natur hinaus ins Freie, wo Freunde, die sich hier begegneten, im Garten und im Walde lustwandelten, Naturforscher zu den Basaltkuppen der nachbarlichen Umgebung oder andern Fundgruben seltener Produkte wallfahrteten, Zeichner schöne Standpunkte aufsuchten und stille Denker sich in die dunkele Einsamkeit verbargen. Nahl, Tischbein u. a. verlebten viele schöne Tage in Ried, und letzterer ätzte eine große Sammlung hier geschossener Eber in malerischen Jagdparthien in Kupfer. War der Himmel trübe, so wechselten Vorlesungen, Beschauungen im Innern mit Spiel und Tanz und ungebundener Unterredung. Nie versiegte die Quelle der Unterhaltung, im Zimmer, wie auf den Feldern und Wiesen, im Garten, wie im Bardenhain, auf dem hohen Observatorium, wie vor dem Sopha der weiblichen Zirkel.

Das alles ist nicht mehr. Vom Schlage getroffen, stürzte Meisebug eben, als er im Begriff war, zu der Versammlung der Reichsstände in Kassel eine Dame abzuholen, auf dem Wege todt zur Erde nieder. Möge sein Andenken, so wie der Ort, welchen er so vielen geist- und sinnvollen Menschen unvergeßlich machte, mit den Erinnerungen an die würdige Lebensfeier, die er seinen Zeitgenossen schuf, seinen noch lebenden Freunden zu keiner Zeit entnommen sein. In den heiligen Archiven der Literatur bewahrt die Bibliothek der Wissenschaften den Namen Meisebug, und Murhard weihete ihm die interessanten Schilderungen des griechischen Archipelagus.

Horstig.

## Stoff zu Parallelen.

### Anders denkt der Sekretär, anders der Papst.

Aeneas Sylvius Piccolomini war ein vortrefflicher Kopf; ein angenehmer Dichter, er empfing sogar die poetische Lorbeerkrone; ein guter Rechtsgelehrter; ein fleißiger Geschichtschreiber; ein gelehrter Theolog; und was mehr als alles sagen will, ein vorurtheilsfreier helldenkender Kopf. Als Sekretär der berühmten Kirchenversammlung zu Basel im Jahr 1431, war er der eifrigste Vertheidiger des Ansehens der Konzilien gegen die Macht und Eigenmacht der Päpste. Keiner sprach wärmer, keiner geschickter für die Freiheit und Rechte der Kirche, keiner bündiger gegen päpstlichen Despotismus.

Was geschah? Etliche zwanzig Jahre nachher wurde er selbst Papst. Die Welt erwartete von diesem hellen Kopfe große Reformen in Kirchensachen; man erwartete, er werde wenigstens seinem Jahrhundert werden, was Ganganelli dem achtzehnten werden wollte. Hochgespannt blickte die Christenheit zu Pius dem Zweiten empor.

Da erließ er 1460 eine Bulle, worin er alle Appellationen vom Papst an ein Concilium für null und nichtig, abscheulich, und den heiligen Canons zuwider erklärte, und in einer andern Bulle von 1463 widerrief er alles, was er als Sekretär für das Baseler Concilium geschrieben.

„Wir sind Menschen," sagte er; „Wir haben menschlich geirrt. Wir wollen nicht läugnen, daß vieles, was Wir gesagt und geschrieben, verdammt werden könne. Wir haben gepredigt aus Verführung, wie Paulus, und aus Unwissenheit die Kirche Gottes verfolgt. Wir ahmen nun dem seligen Augustinus nach, welcher auch die irrigen Meinungen widerrief, die ihm in seinen Werken entschlüpft waren. Wir thun dasselbe. Wir bekennen unverholen unsere Irrthümer, aus Furcht, es möge das, was Wir in der Jugend geschrieben, irgend einmal dem heiligen Stuhl Nachtheil und Abbruch thun. Denn wenn es irgend jemand geziemt, die Größe und den Glanz des ersten Throns der Kirche zu vertheidigen und zu erhalten: so geziemt dies Uns, den der gnadenreiche Gott aus bloßer Güte und Huld, ohne irgend ein Verdienst von Unserer Seite, zur Würde eines Statthalters Jesu Christi erhoben hat. Aus dieser Ursache nun warnen und ermahnen Wir euch in dem Herrn, allen jenen Schriften keinerlei Glauben beizumessen, die auf irgend eine Art das Ansehen des apostolischen Stuhls kränken, und Gesinnungen begünstigen, welche die römische Kirche verwirft. Wenn ihr demnach etwas ihrer Lehre Widerstrebendes in Unsern „Dialogen", oder in Unsern „Briefen" oder in andern Unserer Werke findet, verachtet diese Meinungen, verwerfet sie; folget dem, was Wir euch jetzt sagen. Glaubet mir lieber jetzt, da ich betagt bin, als da ich noch ein Jüngling zu euch redete. Gebet einem souveränen Oberhirten geneigteres Gehör, als einem Partikular; verwerfet den Aeneas Sylvius, und folget Pius dem Zweiten!"

### Mittel gegen Rebellionen.

Philipp von Valois, erster französischer König aus der Nebenlinie des valesischen Geschlechts, bestieg 1328 den Thron. Die Völker gaben ihm damals den Beinamen des Beglückten (fortuné), bald aber den schönern des Gerechten.

Sein Vasall, der Graf von Flandern, hatte seine Unterthanen so gedrückt und ausgesogen, daß die Leute in der Verzweifelung erst die flandrischen Amtleute todt schlugen, dann, um sich gegen grausame Strafen zu vertheidigen, die Waffen ergriffen. König Philipp kam dem Grafen zu Hilfe, griff die rebellischen Flamänder an, und schlug sie den 24 Aug. 1328 bei Kassel. Nachdem er alles vermittelt und den Frieden ganz hergestellt hatte, zog er seine Truppen zurück aus dem Lande, und nahm von dem Grafen Abschied. „Sire," sagte dieser, indem er dem Könige öffentlich vor allen versammelten Großen dankte, „nun mich Ew. Majestät verläßt, wer sichert mich vor neuen Unruhen?" — „Nicht doch!" fiel ihm der König ins Wort; „mein Herr that freilich viel; aber seid künftig klüger, seid künftig menschlicher, und ihr werdet keinen Rebell mehr sehn!" — Der Graf verbeugte sich erröthend.

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

—* Von allen Schriftstellern für die jetzige französische Bühne machte keiner so glänzendes Glück, als der Dichter der von Nicolo in Musik gesetzten Cendrillon. Aschenbrödelchen entzückt noch immer in der Opera comique. Aber in der gleichen Zeit genoß Hr. Etienne eines zweiten noch glänzendern Triumphs, indem sein Lustspiel „*les deux gendres*" auf dem Theatre français nicht nur die große Masse des Publikums, sondern selbst den Beifall der Kenner gewann. Man kennt nur wenige dramatische Dichter Frankreichs, die zu gleicher Zeit solchen Erfolgs in so verschiedenen Gattungen rühmen konnten. Dorat gab auch wohl einmal am gleichen Abend ein Lust- und ein Trauerspiel; aber Regulus erndtete nur wenig Huldigungen, und *la feinte par amour* nur die Huldigungen des verdorbenen Geschmacks.

Herr Etienne regt große Hofnungen an. Er ist noch ein junger Mann, voll Laune, Witz und Geist; eben so liebenswürdig in der Gesellschaft, als seine Muse auf der Bühne. Seine Erstlinge auf Thaliens Altar sind ein schönes Ganze, voll der treflichsten Einfälle. Ihm rauscht jetzt Beifall von allen Höhen und Tiefen; und im Regen von Lorbeern träufelt auch — denn das ist jetzt Hauptsache — des Goldes nicht wenig.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 14.)

# Intelligenzblätter
zu den
# Mißzellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 14. — den 22 September 1810.


Bei H. R. Sauerländer ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

## Rückerinnerungen
aus
## Spanien.

**Mit dem Bildniß des Friedensfürsten.**

Preis 2 Franken.

Diese von einem jungen Schweizer herausgegebene Reisebeschreibung von Iverdün bis Madrid enthält treffliche Gemälde von den Schönheiten des Landes, den vorzüglichsten Städten Spaniens, und den Sitten und Gebräuchen der Bewohner. Nur folgendes überzeuge den Leser von des Verfassers hoher Darstellungsgabe:

Unermeßlich liegt die Ebene vor uns; — die Sonne drückt, der Mittag naht, vom Berge glänzt das prächtige Figueras, die neue große Festung, die Rivalin Bellegarde's, Spaniens Hauptthor. Schon am Eingang tönt der Zauber einer ungewöhnten Musik, nicht Saitenspiel, nicht Flötenton, nicht Orgel, — von allem etwas, das gedämpft in gleichen ruhigen Kadanzen wiederkehrt, die wenig sagen, anfangs einem Bärentanze gleichen, aber in der Folge ihren spätern Eindruck nicht verfehlen und die Seele in eine Stimmung versetzen, deren Genüsse nur der Spanier kennt und fühlt, wenn er mit seiner Quitarre im hohen Gras am Schatten liegt und Liebe singt.

Von allen Seiten drängt die Menge sich zum Platz: es ist der Tag des Karnevals!

Welch' buntes Schauspiel bietet sich dem Auge dar: ie Paar und Paar, vielleicht an fünfzig, in dem frohen Reigen unter'm blauen Himmelszelt. Hier junge muntere Katalaner mit der rothen Wollenmütze, oder mit dem schwarzen Haarnez; halbe blaue Strümpfe ohne Socken, Sandalen von Spagat, und kurze, schwarze seidene Jäkchen, schwer garniert mit Silberknöpfen. Dort allerliebste Mädchen, feine blasse, spanische Ovalgesichter, jeder Körper eine Venus in dem engen Mieder, schwellend die gewölbten Hüften, rund und voll das Wadenpaar, die Knöchel zart geformt und flüchtig leicht die Füßchen; stilles süßes Feuer in dem Ercenblicke und jede Lippe dürstend. Die Tänzer alle bilden einen großen Kreis; er schwebt im Ringgang seliger Vergessenheit. Jetzt öffnet sich der schöne Kranz und glühend faßt der Jüngling seine Nachbarin: sie fliegt mit leichtem Tritt, wie Elfen über Nebelgrund — er wiegt ein Himmelreich in beiden Armen. Und von vier Seiten tragen die Balkones eine zweite Welt: die Spanierin, die unten aufgelößt in Wonne und im Tanz, im Wechselkampf der Wollust und der Weiblichkeit so siegend unterliegt, steht oben kalt und stolz, dem Anschein nach, wenn sie das warme Busenwallen und der Falkenblick auf Männerschönheit nicht verriethen. — Auch Geistliche, mit Hüten von dem Umfang einer Legua, nach dem Lieblingsausdruck Sancho Panzas. Galonirte Militairs, mit Kreuz und Ordensband; dort eine Exzellenz, hier einen Großmajor und alle, alle, durch das Zauberband der legitimen Thorheit festgebannt, die Ernst und Stolz und Hut und Band in's Reich der Gleichheit und der Liebe gängelt.

---

## Neuigkeiten
der
## Hof-Buch- und Kunsthandlung in Rudolstadt.
Leipziger Jubilatemesse 1810.

**Fuhrmann, W. D.,** Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniß der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften und Uebersetzungen derselben. IV. Bd. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

**Handbuch** der classischen Literatur der Römer, II. Bd. gr. 8.

**Gemälde nach dem Leben,** in Deutschland gesammelt IIr Band. Auch unter dem besondern Titel: Geschichte eines Spielers, zwei Theile. kl. 8. brosch. 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

**London und Paris,** eine Zeitschrift, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern XII. Jahrgang 1810. 1s 2s und folgende Stücke, der Jahrgang von acht Stücken gr. 8. geh. 6 Thlr. 8 Gr. oder 12 fl.

**Reise mit der Armee** im Jahr 1809, von R. von L erster Theil mit Kupfern. gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl. 9 kr

(Der zweite und dritte Theil erscheint zu Johannis.)

**Thalie** et Melpomène française, ou Recueil périodique de Pièces de théâtre nouvelles, représentées avec succès sur les meilleurs théâtres de Paris. Avec des notes et des explications nécess. pour les Etrangers. T. VI. Cah. II. 12 Gr.

**Amaranth,** Roman von Karl Werlich 1r bis 3r Abschnitt. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Tournier-Marsch und drei leichte Gesänge in Clavierauszug aus dem Schach Tournier-Original-Singspiel von C. Werlich u. M. Eberwein. 4. im farbigen Umschlag geheftet 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

---

Im Verlage der

**J. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg**

ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

**Conradi, J. G.,** die deutsche, sich selbst erklärende Sprachlehre für Jünglinge, oder Anweisung über

unsere Muttersprache vernünftig nachzudenken und ihren Bau kennen zu lernen. Zweite, wohlfeilere Auflage. 1810. 8. 1 fl. oder 16 Gr.

Dieses Buch beurkundet seinen Verfasser auf allen Seiten als einen gründlichen, gewandten Kenner seiner Muttersprache. Die klare, leichte Ordnung, in welcher hier alle diesen wichtigen Gegenstand betreffenden Materien zusammengestellt sind, läßt fast nichts zu wünschen übrig. Die Vergleichung dieser Schrift mit frühern von ähnlichem Inhalt, kann nur zu ihrem Vortheil ausfallen. Man schlage z. B. den vierten Abschnitt nach, von den Fürwörtern, man lese im zweiten Theil über den syntaktischen Gebrauch der Für- und Zeitwörter, und man wird eingestehen, daß es beinahe unmöglich ist, mit so Wenigem so Viel zu sagen.

Frank, O., de Persidis Linguá et Cenio. Commentationes Pharsophico-Persicae. 1810. gr. 8. 3 fl. oder 2 Thlr.

Was auch Kenner über das Bestreben des Verfassers, die Sanskritsprache aus der persischen abzuleiten, urtheilen mögen, so viel bleibt gewiß, er hat auf diesem, der gewöhnlichen Meinung entgegengesetzten Wege herrliche Resultate gefunden. Ueber die uralte heilige Lehre der Parsen, diese Religion des Lichts, giebt diese Schrift eben so neue, als folgenreiche Aufschlüsse, und was Hyde Anquetil, du Perron u. a. in dieser Hinsicht geleistet haben, ist im Vergleich mit diesem Werk in der That nur als Vorarbeit zu betrachten. An tiefer Kenntniß der persischen Sprache dürfte der Verfasser auch die meisten seiner Vorgänger übertreffen, und die Verwandtschaft dieser Sprache mit der deutschen ist noch nie so gründlich und vollständig aufgezeigt worden.

Tyrol und die Tyroler, im Jahre 1809. Ein Beitrag zur Charakterschilderung unserer Tage. Mit Kupfern. 1809. 8. Druckp. 1 fl. 30 kr. oder 20 Gr. Schreibp. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr.

Ein Gemälde von Tyrol — diesem an romantischen Naturschönheiten, wie an interessanten Nationaleigenthümlichkeiten, so unendlich reichen Lande — hat schon für sich selbst auf allgemeine Theilnahme die gegründetsten Ansprüche, wenn auch nicht die neueste Zeitgeschichte das Interesse des Publikums an diesem merkwürdigen Erdstrich erhöhet hätte.

Man findet obige Bücher bei H. R. Sauerländer.

---

In den Buchhandlungen von Jos. Anton Göbhardt in Bamberg und Würzburg ist erschienen, an alle gute Buchhandlungen versandt und durch alle königl. baier. Ober- und Postämter zu haben:

# Theologische Zeitschrift

in Verbindung mit einer Gesellschaft Gelehrter herausgegeben von Dr. Johann Joseph Batz, Professor der Theologie zu Bamberg.

Zweiten Bandes 1s, 2s und 3s Heft.

Sie enthalten:

Abhandlungen: Ueber göttliche Offenbarung und Wunder. — Ueber Verbesserung der Liturgie, a) was kann, b) was soll und von wem soll es verbessert werden?

Was sollen Klerikalseminarien leisten? — Einige Worte an Geistliche, und jene, die es werden wollen. — Ueber Verbesserung der Liturgie. Fortsetzung. Von wem können und sollen liturgische Verbesserungen gemacht werden? — Erklärungen der Ceremonien am Charfreitage: Ein Beitrag zur Verbesserung der Liturgie. — Gründe gegen und für die Unrechtmäßigkeit der Ehescheidung. — Liegt nicht im Geiste des Christenthums die Unzertrennlichkeit der Ehe? Ein Versuch.

Ueber die Verdienstlichkeit sogenannter überschuldiger guter Werke. — Homilie über 1 Kor. IV. 1 — 5. Histor. Bemerkungen u. d. am 17 Febr. d. J. zu Paris angenommene Senatus Konsult, die Vereinigung der römischen Staaten mit dem franz. Kaiserreiche betr.

Kritische Anzeigen von dreizehn theologischen, kanonistischen, pädagogischen u. s. w. Werken kathol. und protest. Schriftsteller.

Notizen: Ehescheidungsgeschichte Karls des Großen, Philipp Augusts, Ludwigs XII., Philipps I., Heinrichs IV.

Tagsbegebenheiten. — Miscellen. — Verzeichniß einiger klassischen älteren Schriften über neuerdings höchst interessante Gegenstände.

Die in der letzten Hälfte des verflossenen Jahres 1809 erschienenen sechs Hefte des ersten Bandes enthalten:

Vorrede: Tendenz und Plan der Zeitschrift.

Abhandlungen: Der Seelsorger im Verhältnisse zum herrschenden Zeitgeiste. — Die Ehe als Bildungsstand der Menschheit. Eine Predigt. — Berichtigung des in neuern Zeiten angenommenen Verhältnisses zwischen Religion und Moral. — Einige der vorzüglichsten Regeln beim Krankenbesuche von J. Fr. Batz. — Verhalten des Seelsorgers bei sogenannten verstockten Kranken. Von demselben. — Katechetische Erläuterung der Pflicht der Vaterlandsliebe mit besonderer Rücksicht auf Vaterlandsvertheidigung von S. Pörtner. — Bemerkungen über die mit dem Pabste zu errichtenden Konkordate. — Etwas über die Einführung der Muttersprache bei der Liturgie. — Geschichte der Apologetik des Christenthums, eine Skizze. — Ueber Menschenbildung überhaupt und Elementarbildung insbesondere. — Predigt über den Werth der Gnade, Christ zu seyn, von J. Fr. Batz. — Ueber den Mangel der Achtung für öffentliche Gottesverehrung. — Einige Worte über die kirchliche Aussegnung der Wöchnerinnen. — Deutsche Formel für die kirchliche Aussegnung der Wöchnerinnen. Von Fr. Batz. — Aussegnung der Mutter, deren Kind bereits schon gestorben ist. Von demselben.

Kritische Anzeigen von vier und vierzig theolog., kanon., pädagogischen u. s. w. Schriften, protestant. und katholischer Schriftsteller.

Notizen: Generalvikariatsverordnung des Bisthums Bamberg, die erste Kinderkommunion betreffend. — Pfarrkonkursprüfung zu Bamberg. — Vermischte Nachrichten. — Königl. baierisches Religionsedikt. — Frohnleichnamsprozession zu Freiburg. — Preisaufgabe. — Etwas über Pfarrbesoldungen. — Beförderungen — Fortsetzung des königl. baier. Religionsediktes. — Pfarrkonkursprüfung zu Eichstädt. — Vermischte Nachrichten. — Beschluß des königl. baier. Religionsediktes. — Die Lankasterische Schule. — Dietls Biographie. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. — Ehrendenkmal des Predigers Massillon. — Verbesserung eines liturgischen Ritus. — Herrschende Aberglauben — Ein neuer Vorschlag zur Verbesserung der Einkünfte der Pfarrer. — Einige Worte am Schlusse des I. Bd. der theolog. Zeitschrift u. s. w.

Das vierte Heft des zweiten Bandes ist unter der Presse.

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft von 5 bis 6 Bogen, 6 Hefte machen einen Band, der 3 fl. oder 2 Thlr.

kostet — und in allen guten Buchhandlungen, so wie auf jedem königl. baier. Postamte oder Postexpedition um diesen Preis zu haben ist. Nur auf außer den baier. Staaten liegenden Postämtern, für welche, so wie für die inländischen das hiesige königliche Postamt die Hauptspedition übernommen hat, wird, besonders wenn sie weit von den Gränzen entfernt sind, eine mäßige Erhöhung des Pränumerationspreises von 3 fl. — oder 2 Thlr. — statt finden.

---

Ferner sind im Verlage der Göbhardtischen Buchhandlungen erschienen und in allen guten Buchhandlungen in Deutschland und den angränzenden Ländern um beigesetzte Preise zu haben:

**Mangolds**, Erhard, Lesebuch für Lehrjungen und Gesellen. 8. 1 fl. oder 16 Gr. Das Dutzend 7 fl. 12 kr. oder 4 Thlr. 18 Gr. baar. Enthält: Geschichte der Handwerker in Deutschland, der entstandenen Handwerksgebräuche und Ordnungen, des blauen Montags. Ehemalige Mißbräuche in Behandlung der Lehrjungen. Pflichten gegen Lehrherren und Meister. Verhaltungs- Klugheits- und Vorsichtsregeln im Umgange mit Nebenlehrjungen und Gesellen, auf Wanderschaften und Reisen zu Wasser und zu Lande. Gesundheitslehren für Reisende. Verhalten in Krankheiten auf Reisen, einige Heilmittel beim ersten Anfall derselben. Witterungskunde, Sittenlehren. Lieder. Verzeichniß merkwürdiger Orte in und außer Deutschland, was ein reisender Handwerker und Künstler dort zu bemerken hat. Wandertabellen. Reiserouten. Entfernung einiger Städte von einander. Gangbare Münzen, Maaße, Gewichte in- und außer Deutschland, Rechnungstabelle. Anweisung zu Briefen, Conto Quittungen. Erfindungen verschiedener Gegenstände. Erklärung bei Künstlern und Handwerkern vorkommender Wörter. Verhalten eines Gesellen bei der Rückkehr in sein Vaterland, vor und nach der Standesveränderung. Warnung vor zu frühem Heirathen und Meisterwerden. Vermächtniß eines Vaters an seinen in die Fremde gehenden Sohn. Wandergeschichten.

— — Katechismus oder leichtfaßlicher Unterricht für Kinderwärterinnen. Auch allen guten Aeltern gewidmet, denen daran gelegen ist, nicht nur gesunde, sondern auch gutgeartete Kinder um sich zu haben. 8. 30 kr. oder 8 Gr. Das Dutzend 4 fl. oder 2 Thlr. 16 Gr. baar.

— — Katechismus für Krankenwärterinnen. 8. 30 kr. oder 8 Gr. Das Dutzend 3 fl. oder 2 Thlr. baar.

Man findet obige Bücher bei H. R. Sauerländer.

---

Bei J. L. Hinrichs in Leipzig ist erschienen:

**M. J. D. Schulzens** Abriß einer Geschichte der Leipz. Universität im Laufe des 18. Jahrhunderts, nebst Rückblicke auf die frühern Zeiten. Aus handschriftlichen und gedruckten Nachrichten verfaßt. Nebst Einleitung von Professor K. A. Cäsar. Neue Ausg. gr. 8. Leipz. 1 Thlr. 18 Gr.

Es giebt viele, die ihren Verhältnissen nach das Detail dieser berühmten Universität genau kennen müßen, andere, die sich dort Kenntnisse sammelten, um ein Andenken zu bewahren, und allen wird obige Schrift, in welcher man nichts, was zur speziellsten Kenntniß derselben gehört, umsonst suchen darf, äußerst willkommen seyn. Mit mühsamem Fleiße sind gedruckte und ungedruckte Quellen dabei benutzt worden. Besonders schätzbar sind auch die Notizen aus den frühern Zeiten der Universität so wie die vorangeschickte Abhandlung des Hrn. Prof. Cäsar über die Frage: Hat Sachsen im 18 Jahrhundert an Denkfreiheit gewonnen? Man kann daher dies Werk mit Recht empfehlen

**K. L. M. Müllers Sommermorgen** in Erzählungen, Anekdoten, kleinen Aufsätzen und Gedichten zur angenehmen Unterhaltung. Neue Ausg. 8. Leipz. 1810. 1 Thlr.

Bescheiden nennt der Verfasser diese Früchte seiner Muse Sommermorgen, vermuthlich weil diese Zeit zu ihrer Hervorbringung besonders angewendet wurde. Sie zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit eben so, als durch Natur, Wahrheit und angenehme Darstellung aus, und gewähren dem Geiste und Herzen ein sanftes Vergnügen. Die sämmtlichen Aufsätze dieser Schrift gleichen einem anmuthigen Blumenbeete, welches theils durch Abwechslung der Blumen selbst, theils durch ihren lieblichen Duft erquickt und zum Pflücken derselben einladet.

**Amathonte**, ein persisches Märchen von Anton Wall. 8. Leipzig. 1 Thlr. 8 Gr. Das Lamm unter den Wölfen, als Pendant dazu. 8. 18 Gr., und Korane, ein morgenländisches Märchen von demselben. Zwei Bände mit Kupfern 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Nachdem dieser liebliche Schriftsteller eine lange Zeit geschwiegen und gleichsam im Schlummer gelegen hatte, trat er auf einmal wieder mit dieser Amathonte und bald hernach mit der Korane überraschend auf, und zeigte darin die ganze Fülle seines Geistes ungeschwächt. Man mag nun auf die schöne moralische Tendenz dieser Werke, oder auf die blühende Phantasie, die liebliche Farbenmischung des Ganzen, die Reichhaltigkeit der Empfindungen, oder auf die classische Sprache sehen; überall bietet sich dem Auge die schönste Perspektive dar. Unter allen Geistesprodukten dieses Schriftstellers behaupten obige die ersten Plätze — und hätte er auch weiter nichts als sie geschrieben, so würde er blos um dieser willen einen vorzüglichen Rang unter unsern bessern Classikern behaupten.

Man findet obige Bücher bei H. R. Sauerländer

---

Im Verlage der
**J. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg** ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

**Walter**, B., allgemeine und auf wissenschaftlichen Gründen beruhende Ansicht über die Entstehung und Behandlung der Verbrennung. 1809. 8. 12 kr. oder 3 Gr.

Bei den mancherlei rühmlichen Bemühungen neuer Aerzte, die Theorie der Krankheiten philosophisch zu begründen, ist auf die äußerlichen Krankheiten immer noch zu wenig Rücksicht genommen worden. Gegenwärtige Schrift liefert einen Beweis, daß auch äußerliche krankhafte Zustände derselben philosophischen Konstruktion fähig sind, wie die innern Krankheiten.

**Herrmann**, J. B., vollständige und gemeinfaßliche Belehrung über den Hopfenbau, besonders in Baiern. Zum Besten der Land- und Staatswirthschaft. Nebst einem Anhange, welcher neue Vorschläge enthält, mit weniger Auslagen, Arbeit und Gefahr, als bisher, Hopfen zu bauen. Mit Kupfern. 1810. gr. 8. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Werk ist nicht nur für den Oekonomen, sondern selbst für den Statistiker, von hohem Interesse. Wie viel Geld

zieht das Ausland für den Artikel, der der Gegenstand dieser Schrift ist: Nach der Anweisung des würdigen Verfassers kann sich unser Vaterland hinreichend mit diesem Bedürfniß versehen; das Risiko des Hopfenbaues wird bedeutend vermindert, und der Ertrag schöner kräftiger Pflanzen zur Bereitung eines starken und doch gesunden Bieres durch neue Winke und noch unbekannte Regeln gefördert. Ein wichtiges Geschenk für unser Vaterland!

Moll C. E. Freyh. von, neue Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde, 1808. 1809. 1r Band, 3 Hefte, gr. 8. jedes Heft 2 fl. oder 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses schöne und reiche Werk verbreitet sich über die interessantesten geognostischen und bergmännischen Merkwürdigkeiten des In- und Auslandes. Geognostische Reisen in Deutschland, Schweden, Portugal, Italien und andern Ländern wechseln mit lehrreichen Aufsätzen über zweckmäßige hüttenmännische Verfahrungsarten, beherzigungswerthen Vorschlägen zum bessern Betrieb inländischer Werke, und zweckmäßigen Auszügen aus ausländischer Journalen, die Berg- und Hüttenkunde wie die Geologie im Allgemeinen betreffend.

Kapp, G. L. C. Dr., Lehrbuch der Rezeptirkunst nach den richtigsten Prinzipien für akademische Vorlesungen entworfen. 1810. 8. 36 kr. oder 9 Gr.

Wir haben zwar an ähnlichen Werken keinen Mangel; aber die meisten sind Geburten einer rohen Empirie. Vortheilhaft zeichnet sich daher gegenwärtige Schrift aus, indem sie überall auf die rationale Anschauung des Organismus sich gründet. Eine Folge davon ist, daß die Rezeptirkunst auf weit einfachere Grundsätze und Regeln zurückgeführt wurde, und die angehen. den Jünger der Heilkunst oder die jungen Aerzte nicht in ein solches Chaos von unübersehbaren Vorschriften u. s. w. verwickelten, wie dies in den meisten über diese Doktrin bisher erschienenen Schriften geschieht.

Man findet obige Schriften bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---

Bei Friedrich Perthes in Hamburg ist eben erschienen:

**Vaterländisches Museum. Erstes Heft. Sechs Hefte 3 Thlr. 8 Gr.**

Es enthält:

1. Bruchstücke aus dem literarischen Nachlasse von Klopstock.
2. Nachdämmerungen für Deutschland von Jean Paul Friedr. Richter.
3. Ueber das Verderbniß im deutschen Charakter, nachgewiesen am Verfall des nationalen Gewerbfleißes von Georgius.
4. Einige Vorlesungen über den wahren Charakter eines protestantischen Geistlichen vom Prof. Marheineke.
5. Gedichte von Matth. Claudius, Christ. Gr. zu Stollberg und de la Motte Fouqué.
6. Berichte aus München und Weimar.

Das zweite Heft enthält:

1. Ueber die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker, von Herrn Professor Heeren zu Göttingen.
2. Reflexionen, von Orion.
3. Zwei Reden, gehalten in der neu eingerichteten deutschen Gesellschaft zu Königsberg, von Herrn Professor K. D. Hüllmann daselbst.
   Preußen werde Großdeutschland.
   Volk und Sprache müßen Deutschland verewigen.
4. Ueber Gottesverehrung, von Herrn Dr. Fr. G. Zimmermann in Hamburg.
5. Doktor Luther von der Kinderzucht, von Herrn Matthias Claudius.
6. Ueber Schulbücher. Von einem politischen Schriftsteller in Nordamerika.
7. Gedichte.
   Der Deutsche, von Herrn Adam Grafen von Moltke.
   Christi Wiedererscheinen in der Natur. Nach dem Dänischen des Herrn A. Oehlenschläger übersetzt von Herrn W. C. Grimm.
   Ein Gazal aus dem Persischen des Hafiz.
8. Berichte aus Deutschland.
   Alpharts Fahrt auf die Warte. Bruchstück eines von Herrn Hundeshagen neu entdeckten, zu dem Heldenbuch und den Nibelungen gehörigen Gedichts, von Herrn F. H. von der Hagen zu Berlin.
   Gemälde von Wilh. Tischbein, von H. H..s
   Alphabetisch-kritisches Verzeichniß des noch im Manuscript vorhandenen Leibnitzischen Briefwechsels u. s. w. von Herrn Hofrath Feder zu Hannover.

Man findet obiges Museum bei H. R. Sauerländer.

---

Von des Herrn Hofraths Tittmann

**Handbuch der Strafrechtswissenschaft und Strafgesetzkunde**

ist der vierte und letzte Band mit Register über das ganze Werk (55 Bog. gr. 8. Preis 2 Thlr. 16 Gr.) erschienen.

Dieser Band dürfte den praktischen Juristen desto willkommener seyn, da der Hr. Verf. bemüht gewesen ist, den Gang des Strafprocesses vollständig zu bezeichnen. Das ganze an 160 Bogen starke Werk kostet nur 8 Thlr. und ist vollständig, so wie in einzelnen Bänden in allen Buchhandlungen zu haben, desgleichen von eben demselben Verfasser über Geständniß und Wiederruf in Strafsachen und das dabei zu beobachtende Verfahren 8. 1810. Preis 12 Gr.

Man findet beides bei H. R. Sauerländer vorräthig.

---

Für Forstmänner, Oekonomen, Kameralisten u. s. w.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Abbildung der deutschen Holzarten für Forstmänner und Liebhaber der Botanik von Fr. Guimpel, mit Beschreibung derselben von C. L. Willdenow. Erstes Heft, mit sechs ausgemahlten Kupfertafeln. gr. 4. 1 Thlr. 12 Gr.**

Forstmänner, Oekonomen, Kameralisten und Liebhaber der Dendrologie, werden es dem Herrn Professor und Ritter Willdenow gewiß Dank wissen, daß er ein so nützliches und jedem denkenden Forstmann unentbehrliches Werk herausgiebt, welches alle in Deutschland (von der Nord- und Ostsee bis an die hohen Alpen, so wie von dem Rhein bis zur Weichsel) wild wachsende Bäume und Sträucher kennen lehrt. Dies Werk — das um so willkommener seyn muß, da bisher noch keines vorhanden war, welches diesen Zweig der Wissenschaft so gründlich und belehrend abhandelte und darstellte — wird, um die Anschaffung desselben zu erleichtern, heftweise erscheinen und aus zwei mäßigen Bänden bestehen. Der Text ist nach dem Linneschen System (mit Hinweisung auf die forstmäßige Einleitung) verfaßt, und enthält von jedem Gewächs eine zweckmäßige Beschreibung, die richtige lateinische und deutsche Benennung und alle in Deutschland gebräuchliche Namen, Standort, Boden, Nutzen, Art der Fortpflanzung u. s. w. Die Abbildungen, welche von jeder Art einen blühenden Zweig, nebst Knospe und Zergliederung der Blume und Frucht darstellen, sind unter genauer Aufsicht des Herrn Verfassers, von Herrn Guimpel, einem vorzüglichen und sehr akkuraten Pflanzenmahler entworfen, sauber in Kupfer gestochen und nach der Natur ausgemahlt.

Das zweite Heft erscheint zur nächsten Michaelis-Messe. Berlin im Juli 1810.

Schüppelsche Buchhandlung.

Ist ebenfalls bei H. R. Sauerländer zu haben.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 77. — den 26 September 1810.


## Kantong und die Chinesen.

Von F. R. de Ste. Croix.

Ein ehmaliger französischer Kavallerie-Offizier, Hr. Felix Renouard de Ste. Croix, wurde vom Gouverneur der philippinischen Inseln beauftragt, die Truppen zur Vertheidigung dieser Inseln zu organisiren. Dies gab ihm Gelegenheit, nicht nur die Philippinen genau kennen zu lernen, sondern auf mehrern Exkursionen sah er auch von Ostindien, China, Cochinchina u. s. w. einen Theil. Alle seine Reiseerfahrungen hat er vor kurzem in Paris in drei Bänden mit einigen braven Karten herausgegeben,*) und sie verdienen gelesen zu werden, theils weil sie sehr leicht und gefällig geschrieben sind, theils weil sie in der That manches interessante, minder bekannte Detail über Handels- und Sittenverhältnisse jener Gegenden enthalten. Die Reise selbst ward von 1803 bis 1807 gemacht. Folglich erfahren wir auch manches vom Neuesten.

Hier einige Blätter aus seinem Tagebuche von Kantong.

Kantong, 2 Nov. 1807.

Beschreibung des Aeussern von Kantong. Die Schampans. Die Freudenmädchen. Häuserluxus.

— Alles, was ich von Kantong sehen konnte, ich mochte die Vorstädte durchlaufen, oder auf dem Gipfel einer Pagode stehen, von wo man die ganze Stadt mit ihren Vorstädten überblickt, kam es mir noch nicht halb so groß vor, als Paris. Die Häuser sind klein, nicht über dreissig Schuh hoch vom Boden, und zwar in dieser Höhe das Dach mit inbegriffen. Die Straßen sind dabei so schmal, ein Mensch, der sich queer über die Gasse legte, würde den Weg beinahe gänzlich versperren.

Eine der breitesten ist die Porzellangasse; das heißt, sie ist dreimal breiter, als die gewöhnlichen Straßen. Hier haben die Porzellanhändler ihre Niederlage. Da steht Bude an Bude, und eine in allem, wie alle. Diese Buden sind klein, aber mit allen Arten von Waare niedlich ausgeschmückt und reich versehn. Ich möchte sagen, jede Straße hat hier ihre eigenen Gewerke. Daher sind die Aushängeschilde überflüssig. Nur die Apotheker dürfen dergleichen haben, vermuthlich weil man es doch für nöthig hält, daß jeder wisse, wo Arzneien zu haben sind, um das Leben eines Kranken zu retten.

Man behauptet, und ich wills gern glauben, denn meine Augen überzeugten mich selbst davon, daß in Kantong soviel Leute auf dem Wasser wohnen, als ungefähr ein Drittel derer beträgt, die dort auf dem festen Erdboden hausen. Die Wasserhäuser, oder Hüttenschiffe, Schampans von den Chinesen geheissen, bilden ordentliche Straßen. Ueber drei Stunden Weges weit dehnen sie sich an beiden Ufern des Flusses Pe-kiang hin. Manche dieser Straßen haben eine beträchtliche Länge und Geräumigkeit, machen mehrere Reihen aus, und die Buden und Kramladen dieser schwimmenden Stadt sind für die Wasserleute ziemlich artig versehen. Man zählt über 60,000 solcher Hüttenschiffe.

Unter den Schampans, die übrigens alle sehr sauber und wohl unterhalten sind, bemerkt man vorzüglich diejenigen, in welchen öffentliche Mädchen wohnen. Diese schwimmenden Tempel der Wollust sind manchmal sehr elegant, und haben oft

*) Der Titel davon ist: *Voyage commercial et politique aux Indes orientales, aux Philippines, à la Chine etc.* 3 Bände, Paris 1810.

schöner geschmückte Zimmer, als die reichsten chinesischen Gebäude. Der Eintrittspreis ist natürlich verschieden; das hängt von der Schönheit und von den Talenten der Dirne ab. Kann sie singen, kann sie verschiedene Instrumente spielen: so ist sie kostbar. Aber man muß mit Haut und Haar Chinese sein, oder doch wenigstens mit beiden Ohren, wenn man dies Lärmen, dies Mauen und Kreischen entzückend finden will. Es ist nicht zum Aushalten.

Ueberhaupt bietet Kantong bei seiner Volksmenge ein Schauspiel von Leben, Weben, Irren und Wirren dar, das sich nicht beschreiben läßt. Man siehts diesem rastlosen Treiben in allen Straßen, allen Häusern an, daß man arbeiten muß, wenn man in China leben will. Da ist keine Ruhe, kein Augenblick Erholung, ausser in den Stunden des Schlafs. Und der Chinese schläft kaum drei Stunden. Es kommt gewiß kein Europäer nach Kantong, den diese Geschäftigkeit, dies Regen nicht in Erstaunen setzt. Wer das Gewühl des Palais royal und der lebhaftesten Straßen von Paris gesehen hat, kann sich nur eine ganz matte Vorstellung davon machen. Der Chinese geht nicht in den Straßen; er lauft, er springt. Er hat sich nicht zu fürchten, Frauenzimmer zu überrennen, denn es läßt sich keins sehen. Nur etwa alte häßliche Weiber vom gemeinsten Volk wagen sich über die Gassen.

Man hält Kantong für sehr bevölkert. Der tägliche Anblick des Menschengetümmels und die Weitläufigkeit der Stadt verleiten dazu. Aber ich halte die meisten Angaben für übertrieben, und zwar darum: Jeder Chinese hat hier gewöhnlich zwei Häuser; eins für seine Geschäfte und eins für die Frauenzimmer, die nie in das andere kommen. Nun gibts da nur allein wenigstens dreißigtausend Großhändler, für die zwei Häuser durchaus unentbehrlich sind; und wieviel andere Leute noch, die sonst Vermögen genug haben, um bequemlich zu existiren.

---

Kantong, 1 Dez. 1807.

Garten. Ein chinesisches Gastmal. Indianische Vogelnester.

Unser Hanist, das heißt der zum Handel mit den Europäern kaiserlich-privilegirte Kaufmann, hatte die Güte, die spanischen und holländischen Faktoreien, zu denen ich mich zählte, zu Gaste zu laden. Er wollte nämlich den Gesandten von Siam, die nach alter Sitte zur Beglückwünschung des Kaisers gekommen waren, ein Mittagsessen in seinem Garten vor der Stadt geben. So erlebte ich also auch eine Mahlzeit im chinesischen Geschmack.

Wie wir zu seinem Garten kamen, der jenseits des Flusses, den fremden Faktoreien gegenüber liegt, stellten sich sogleich mehrere Domestiken dar, die uns, sobald wir aus dem Schiffe stiegen, einführen mußten.

Der Eingang des Gartens war nichts weniger als prächtig. Es wunderte mich, daß ein so reicher Mann, daß einer der Zwölfe, denen der Kaiser das Privilegium gegeben, noch mehr Schätze zu sammeln, so wenig für das Aeussere gethan hatte, um gleich dadurch den Mann von Wichtigkeit anzukünden. Aber ich besann mich bald, daß ich bei einem Chinesen war; und der Chinese spart alles für das Innere auf; das Aeussere verspricht nie viel. Er hütet sich wohl, seine Herrlichkeiten aller Welt zur Schau zu bieten; das könnte den Mandarinen leicht Aergerniß machen. Und so ein Mandarin fordert dann ohne anders Genugthuung, das heißt, Geld über Geld.

Wir traten in das Innere des Gartens. Da spannten sich mehrere Teiche aus, zum Theil mit Gallerien und Sälen umringt, alle äusserst sauber, ungemein köstlich, und geschmackvoll angelegt. Man möchte beinahe schwören, das Wasser sei des Chinesen Lieblingselement. Denn wo nur ein Teich anzubringen ist, wird er angebracht, und die Säle drum herum sind so angelegt, daß man immer, wohin man auch blickt, ins Wasser sieht. Die Gebäude selbst sind zwei Stock hoch, und sind mit Möbeln verziert nach dem Geschmack der Nation.

Ich ging im Garten spazieren. Die Anlage hatte etwas unbeschreiblich Malerisches und Wunderbares. Da wechselten Grotten, Felsen, Gewässer, Blumengeschirre, Beete mit einander in so bizarrer Verwirrung und doch so angenehm fürs Auge ab, daß nur noch die Hand eines europäischen Gartenkünstlers fehlte, um das Ganze in ein Feenrevier oder Traumspiel zu verwandeln.

Um fünf Uhr Nachmittags gings zu Tische, oder vielmehr zu den Tischen. Es waren deren drei, in Gestalt eines Dreiecks. Einen derselben nahmen die Gesandten mit ihren Dollmetschern ein. Einige Komplimente; man fing an zu essen. Was bei uns zu Lande der Nachtisch ist, war hier das Voressen. Auf dreißig bis vierzig Präsentirtellern, pyramidalisch aufgeschichtet, wurden die Leckereien herumgeboten. Dann kamen an zweihundert verschiedene Gerichte, aber eins so abscheulich und widerlich, als das andere.

Trotz meines Ekels machte ich mich doch auch an den Schmaus der Vogelnester, nur weil sie in der Welt so großen Ruf haben, den sie aber wahrhaftig nicht verdienen. Dies Essen hat die größte Aehnlichkeit mit den kleinen Fadennudeln. Die Haifischflossen, wunderlich zubereitet, wie Zunderschwamm anzusehn; der „Balateh“, ein Meerprodukt, in Form und Geschmack den Pilzen ähnelnd; die Hirschsehnen, die Taubeneier in Brühform, u. s. w. waren nicht besser, als die Vogelnester. Das übrige Essen war ein Gemengsel von Schweinefleisch, Hühnerfleisch, Reis mit Butter. Aus Angst und Furcht, ich möchte mich mit den Delikatessen vergiften, ging ich, hungrig wie ein Wolf, vom Tisch. Die Herrn Chinesen und Siamesen lobten die Leckerbissen über die Maßen. Für ihren Gaumen mögen sie wohl recht haben; aber für einen ehrlichen Europäer ist da nichts zu machen.

Die Vogelnester besonders sind die Lieblingskost der Chinesen. Mit großer Mühe werden sie aus den Rissen und Spalten der Tongkinschen Meeruferfelsen gezogen, wohin sie die kleine Schwalbenart der Salangane baut. Wenn ich die Konsumation dieser Substanz nach der Zahl der Chinesen beurtheilen soll, welche die Nester in den Buden verkaufen, oder zubereiten: so muß sie ganz ungeheuer sein. Denn ich kann versichern, die Straße von Kantong, wo man die Nester verkauft, ist über drei Viertelstunden lang; Buden sind da gedrängt an Buden; und in jeder sieht man früh und spät sieben bis acht Personen beschäftiget, welche die Nester von allen kleinen Federn säubern und zurichten.

Die Gesandten liessen es sich wohl schmecken. Sie tranken und aßen von allem, was da war. Wir brachten mehrmals ihre Gesundheit aus, und sie erwiederten die Höflichkeit. Sie besteht hier Landes darin, daß man, während man zur Gesundheit einer Person trinkt, vom Tisch aufsteht, und dann den Becher zeigt, daß er bis zum letzten Tropfen leer ist.

---

Kantong, 4 Dez. 1810.

Ueber die dramatischen Vorstellungen in China.

Es war der Geburtstag eines andern Hanisten. Er wollte ihn feiern. Darum gab er den Europäern der verschiedenen Faktoreien ein kleines Fest.

Wir gingen um 4 Uhr zu ihm; denn nun hatte ich auch Gelegenheit, eine chinesische Komödie zu sehen. Alles war bei unserer Ankunft zur Eröffnung des Schauspiels schon bereit; die Schauspieler schienen nur auf uns gewartet zu haben, um anzufangen. In Europa pflegt man erst in die Komödie zu gehn, wenn man, gut oder schlecht, seine Mahlzeit zu sich genommen hat; in China ists anders bei den Reichen. Da ist man im Schauspiel, während man zu Mittag dabei speiset. Das Essen wurde also aufgetragen, und die Schauspieler begannen. Die Truppe bestand aus lauter Kindern von zehn bis zwölf Jahren, die ihre Rollen wirklich recht artig spielten.

Das Essen war — Dank dem braven Chinesen! — diesmal nach europäischer Kunst zubereitet, vortrefflich bedient, kostbares Tafelgeschirr, ausgewählte Gerichte, herrliche Weine. Jeder von uns spielte seine Rolle am Tische zum Verwundern gut, während die kleinen Schauspieler die ihrigen ausführten, begleitet von einer barbarischen Musik, deren unharmonisches Getöse zuweilen alle Stimmen der kleinen Redner bedeckte.

Die Sprünge und Gaukelstreiche der kleinen Truppe sind vielleicht das ausserordentlichste, was ich von der Art in meinem Leben gesehen habe. Manche darunter verdienten mit vollstem Recht halsbrechend genannt zu werden. Stellen Sie sich nur zum Beispiel vierundzwanzig Kinder vor, die, eines auf den Schultern des andern stehend, eine Pyramide bilden, deren Basis aus zwölf besteht und sich dann mit einem ausspitzt. Ein Wink. Die Pyramide fährt wie gesprengt von einander, indem ein Kind von der Achsel des andern mit gewaltigem Sprunge wegfliegt.

Je nachdem die Gäste mit den Schauspielern zufrieden waren, warfen sie ihnen ein rothes Säckchen mit Geld aufs Theater. Wie nun in China sich nichts ohne bestimmte Zeremonie macht: so ging das Säckchen von Hand zu Hand, bis zu dem, der die weibliche Rolle hatte. Dieser nun, um dem schmausenden Parterre zu danken, kniete nieder, und berührte dreimal den Erdboden mit der Stirn. — Ueberhaupt waren wir mit den kleinen Künstlern wohl zufrieden. Sie gehörten zu einer der besten Truppen in China.

Solch eine Schauspielertruppe besteht immer aus fünfzig Personen, unter der Autorität eines Direktors oder Unternehmers, wie bei uns, nur daß keine Frauenzimmer mitspielen. Darin hat das chinesische Theater also mehr Aehnlichkeit mit dem der alten Griechen und Römer. Junge Knaben übernehmen die weiblichen Rollen, und sie können es leicht, weil zwischen der Tracht beider Geschlechter dort der Unterschied so groß eben nicht ist.

Man sagte mir aber noch, daß schon hin und wieder jetzt wirklich Frauenzimmer das Theater zu betreten anfingen, und daß die Regierung wohl nichts dagegen haben würde. Wenigstens wäre das ein Schritt zur Vervollkommnung der chinesischen Bühne, die wahrhaftig noch sehr unvollkommen ist.

Der Chinese, so ernst er auch sein mag, liebt die Komödie leidenschaftlich. Aber um die Stücke recht zu beurtheilen, und eben so die Schauspieler, müßte man ein wenig von der chinesischen Sprache wissen, und daran fehlte es mir. Inzwischen kann ich versichern, was die Mienen- und Geberdensprache betrifft, darin schienen mir unsere kleinen Helden Meister; ihr Gesang aber wurde beständig von der Musik überlärmt. Sie begleitet, wie bei den Alten, Rede und Handlung. Sie besteht meistentheils aus zwei Pfeifen oder Hoboen, einer hölzernen Trommel, und wenns darauf ankommt, das Toben und Rasen einer lebhaften Schlacht auszudrücken, läßt man noch eine gewaltige Menge kleiner Petarden dazwischen losknallen.

Alle größere Schauspiele schienen mir über einerlei Leisten geschlagen. Die dramatischen Gegenstände sind immer aus der alten Landesgeschichte entlehnt; und der Held beginnt seine Thaten als Kind und wird während des Spiels noch Greis. Von Einheit der Zeit weiß da keine Seele. Ich bemerkte immer dreierlei Arten Helden auf dem Theater, die sich da herum disputirten und schrien, der Kopf hätte einem springen mögen, um ihre schönen Phrasen glänzen zu lassen. Diese Zahl und ihr Rang scheinen den Schauspielern geboten zu sein; und wie das Stück auch sei, die drei Figuren müssen sich hinein schicken, es passe, wie es wolle. Das ist noch nicht alles. Der eine von ihnen trägt sich roth, der andere ist schwarz, der dritte weiß. Jeder von ihnen hat sein Gefolge von Schildknappen, oder Hauptleuten, die ihre Befehle vollstrecken, und Schirmzeltchen hinter ihnen hertragen. In Europa ists Sitte, wenigstens in Frankreich, daß keine Person auftrete oder abgehe, ohne Grund und Anlaß. Aber diese Regel geht den Chinesen nichts an. Man genirt sich nicht, es wäre denn, daß es auf übliche, vorschriftmäßige Zeremonien ankäme, die den Eintritt eines jener Helden begleiten müssen.

Ferner ists bei den Chinesen in der Ordnung, und darauf hält man gar strenge, es darf keiner im Schauspiel auftreten, wenn er nicht die Miene annimmt, als wäre er so eben draussen vom Pferde gestiegen. Um dieser ritterlichen oder reiterischen Attitüde mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, geht immer vor dem Helden sein Stallmeister her, der dann thut, als wenn er das Roß hielte und an die Thür mit dem Zaum anbände.

Wenn sich das Theater verwandelt, erscheinen zwei Mann, um Anzeige davon zu geben. Und das machen sie auf folgende Art. Sie laufen einer gegen den andern vorüber queer über das Theater, und stellen im Vordergrund zwei kleine Tafeln hin, auf denen der Inhalt der Szene geschrieben ist.

Weil die kleinern Stücke mehr pantomimisch sind, läßt sich auch leichter errathen, was sie enthalten. Unter denen, die ich aufführen sah, bemerkte ich besonders die „übel bewachte eheliche Treue“. Sie sehen, das ist ein Thema, was man in allen Ländern und Reichen kennt. Da erblickt man eine Frau, die ein chinesischer Elegant verführt, der, um das Bett der Geliebten zu berühren, sich fast ganz auf dem Theater entkleidet. Aber poetische Gerechtigkeit wird geübt. Der Ehegemahl erscheint, und läßt beide Sünder durch die Soldaten des Mandarins tödten. Das Stück gehörte vermuthlich in die Klasse der weinerlichen Lustspiele. Hier ist noch ein anderes, rein-lustigen Gehalts.

Der Bediente eines Mandarins nimmt in dem Augenblick, wo sein Herr den Besuch einer sehr angesehenen Person erhält, den Hut desselben. Dieser Hut ist mit einem Knopf geziert, der den Rang des Eigenthümers bezeichnet. Der Herr nimmt im Versehn aus Eile den Hut seines Bedienten. Da gibts also ein Mißverständniß. Der Mandarin, natürlich, sieht auf den Knopf, nicht auf den Mann, wie es einem Chinesen geziemt, und überhäuft den Bedienten mit Komplimenten und Reverenzen, zum großen Erstaunen und Verdruß des Herrn, der sich in seinem eigenen Hause so schmählich zurückgesetzt sieht. Der müßte kein Chinese sein, der da nicht lachen wollte.

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

— * Trier, 13 September. Es ist für unser Zeitalter, für die hiesigen Gegenden, für dieß Grenzland zweier der kultiviertesten Nationen Europens, viel zu karakteristisch, als daß nicht die merkwürdigste aller merkwürdigen Sachen noch einmal zur Sprache käme. Schon einmal redeten die Miszellen für die neueste Weltkunde von der Verehrung des Herrgottsrockes im Trierschen. Diese Verehrung hat jetzt den höchsten Glanz erreicht.

Das sonst leere Trier wimmelt jetzt so sehr von Menschen, daß das ungewöhnliche Getöse vom Morgen bis zum Abend betäubend wird. Denn die öffentliche Ausstellung des Herrgottskleides hat seit dem 9 September begonnen, und soll noch bis Mitte Oktobers dauern! Mehr als eine halbe Million Bilderchen von dieser Reliquie, auf Seiden, auf Papier, auf Lumpen gedruckt, in allen Formaten, sogar ins Weisbrod eingewirkt, vervielfacht seit vier Tagen den Gegenstand der Adoration. Denken Sie, schon sechszigtausend andächtige Menschen hat man seit dem 9 dieses von Amtswegen gezählt, die von ihren Korn- und Grundbirn-Erndten hinweg, 20 bis 30 Stunden weit hieher laufen, um etwa drei Minuten lang das alte Kleid anzustaunen. Um Verwirrung zu verhüten, hat die Polizei jedem Kanton des Departements Tag und Stunde anweisen müssen, wann er hier eintreffen dürfe. Da ziehen dann Tausende und Tausende täglich ein, betaktend, oder mit Musik, mit Trommeln, Musketenknall, Rosenkranzgebet und Ave's.

Die Ausstellung dieses Gewandes, angeordnet vom Bischof, macht gewiß die deßfalls gehabten Kosten reichlich bezahlt, und bessert die Einkünfte des Stiftes stattlich auf.

Sie und viele andere wissen nur vielleicht nicht, wovon die Rede sei. Ei nun, es ist das Kleid, in welchem Jesus Messias zum Kreuze geführt worden sein soll. Zwar sagt J. J. Heß, die Vorsehung habe die Kleider Jesu darum unter die Soldaten vertheilen lassen, damit allem künftigen abergläubigen Gebrauch derselben vorgebeugt werde; zwar weiß weder Theophanes noch Eusebius von Cäsarea davon, daß der Trierer Herrgottsrock irgendwo gefunden worden sein solle, ungeachtet diese Schmeichler Konstantins (des sogenannten Großen) gar höflich erzählen, seine Frau Mutter Helena habe das Kreuz sammt den Nägeln irgendwo entdeckt: aber Gregor, der Bischof von Tours, wußte doch (wars gleich erst spät, das heißt ein halbes Jahrtausend nach Christi Tode) daß die Andächtigen im Morgenlande damals in einer Kirche das ungenähete Kleid Jesu hoch verehrten. — Dann erzählten Aymonius, Fredegarius, und der Reichenauer Mönch Herrmann der Lahme sehr deutlich, der Rock Jesu sei von den Bischöfen von Jerusalem, Antiochia und Konstantinopel zu Joppe entdeckt und nach Jerusalem transportirt worden. Woher das die Erzähler wußten, weiß ich freilich nicht.

Die Mönche in den ehmaligen vielen Trierer Abteien, die doch sonst in Kroniken und Legenden von Wunderdingen gar zu gern sagten und schrieben, wußten eben so wenig davon, und noch weniger von der Ankunft des Herrgottsrocks nach Trier, oder von seiner öffentlichen Verehrung. Zwar soll ihn schon im Jahr 1196 Johann der Erste, Bischof von Trier, zuerst aus einem Altar der Domkirche hervorgezogen haben; allein die *Gesta trevirorum*, ein gleichzeitiges, sehr zuverlässiges Dokument, enthalten auch nicht einmal eine Silbe von dieser großen und feierlichen Begebenheit. Und das ist allerdings recht verdrießlich.

Hingegen beweisen uns Don Gerberon und D. Ruinart, daß das ungenähete Kleid Jesu unter Karls des Großen Regierung nach Frankreich gebracht, und zu Argenteuil bei Paris in einem Kloster, wo des Kaisers Tochter und Schwester Nonnen waren, aufbewahrt worden sei; daß ferner Hugo, Erzbischof von Rouen, ihn daselbst im Jahr 1156 dem König Ludwig, dessen Hofstaat, einer Menge Bischöfe, Aebte und dem Volk öffentlich zeigte, und daß das Kleid daselbst, stets bewacht von den Benediktinern der Kongregation St. Maur, bis zu den neuesten Zeiten blieb.

Was soll man nun dazu sagen? wer hat ihn? — Ich schlage im Werke des gelehrten Jesuiten Papebroch nach, und finde folgende Worte: „Zu Trier soll dieser Rock des Herrn aufbewahrt werden, allein weil man nicht weiß, wie und wann er dahin gekommen:“ (seltsamer Grund! das ist ja eben das Wunder!) „so hat man das Mährchen aufgebracht, die Kaiserin Helena sei eine Trierin gewesen, und habe um das Jahr 315 diesen Rock mit andern Reliquien dem Bischof Agritius nach Trier geschickt; allein ich glaube es keineswegs. Denn Theophanes, der der Auffindung des Kreuzes und der Nägel gedenkt, würde des Rocks nicht vergessen haben, wenn sie ihn gefunden hätten. Auch hätte es Fredegar wissen müssen, wenn er zu Trier von ganz Gallien und Allemannien lange vor dem J. 590 verehrt worden.“

Sie sehen, die Sache ist verwickelt. Der H. Weihbischof Hontheim von Trier, der die Fabulisten Brower und Masenius, und alle obige Thatsachen so gut als ich kannte, sagte, und ich könnte es fast mit ihm sagen: „Ich möchte vom Trierer Herrgottsrock nichts sagen, wenn ich könnte; und ich könnte nicht, wenn ich wollte!“ *Ecce pater, num vera tui sit tunica Nati.*

Inzwischen verdient es in den Annalen der französischen und deutschen Sittengeschichte nicht vergessen zu werden, daß im J. 1810, unter der Regierung Napoleons des Großen, im Zeitalter, da man schon gegen die allzugroße Aufklärung des Volks von Kanzeln schrie, der Herrgottsrock, in einer Stadt des französischen Reichs, zur öffentlichen Verehrung schaugestellt wurde, und man die Zahl der frommen Verehrer nicht mehr zählen konnte.

---

## Aus Italien.

— * Unter den neuesten poetischen Produkten Italiens bemerkt man ein in der französischen Buchdruckerei zu Neapel gedrucktes Prachtwerk in Quart mit 101 Kupferstichen. Es führt den Titel Napoleonide. Es ist nichts minder, als ein episches Gedicht; sondern eine Reihe von lyrischen Rhapsodien oder Oden, welche dem poetischen Kommentar von in Kupfer gestochenen Münzen (die aber nie geprägt waren) bilden, in denen irgend eine Szene aus Napoleons thatenreichem Leben emblematisch, und mit lateinischer Umschrift, vorgestellt ist. Die Kupferstiche sind nicht übel. Die Erfindung der Medaillen, der Sinn der Umschriften oft glücklich, die Verse voll Feuer; denn ganz schlechte Verse kann ein Italiener kaum machen. Troß dem allen wird das Buch nur ein — Prachtwerk bleiben; ein elegantes Geräth für Zierbibliotheken, die niemand lieset. Nur die Idee, Poesie und Numismatik zur Verherrlichung eines Helden verbunden in einem Werk, hat etwas Neues, und darum verdient sie auch bemerkt zu werden.

Der Dichter, ein Herr Stefano Egidio Petroni, aus Perugia im ehemaligen Kirchenstaat gebürtig, beginnt mit den ersten Jahren seines Helden (*prima Napoleonis adolescentis studia*), und fährt dann fort, die merkwürdigsten Handlungen und Tugenden desselben zu bezeichnen. An Stoff konnte es ihm nicht fehlen: *Fortuna manens. Felix conjugium. Novum jus conditum. Consecratio Augustorum. Regna fundata et aucta. Fides militum. Perpetuitas imperii. Cheruscis ad deditionem redactis*, u. s. w. Wie diese Inschriften, sind auch die Figuren der Medaillons im antiken Geschmack.

# Intelligenzblätter
zu den
# Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 15. —— den 26 September 1810.


## Neue Ausgabe
in einzelnen Heften zur leichtern Anschaffung
von
Christian Schkuhrs
## botanischem Handbuche
der mehrsten theils in Deutschland wild wachsenden, theils ausländischen in Deutschland unter freiem Himmel ausdauernden
### Gewächse.
Zweite mit dem Nachtrage der Riedgräser vermehrte Auflage.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern, 1808.

Schkuhrs Handbuch aller in Deutschland einheimischen oder einheimisch gewordenen Gewächse, ist, seiner Vollständigkeit und Genauigkeit wegen, längst von allen Kennern und Freunden der Natur hochgepriesen, und sowohl für den eigentlichen Freund der Pflanzenkunde als für den verständigen und nachdenkenden Landwirth, wie für den genauen und sorgfältigen Arzt, als unentbehrlich längst anerkannt worden. Alle Gewächse des Vaterlandes sind hier mit einer unübertroffenen Sorgfalt beschrieben, und mit einem fast noch nie erreichten Fleiße nach eigner vieljähriger Beobachtung in allen ihren Theilen in richtigen Kupferstichen abgebildet, und das bisher bekannte mit vielen neuen und richtigen Bemerkungen bereichert worden.

Die kleinern Theile der Pflanzen sind vergrößert dargestellt. Das Ganze ist ein herrlicher Beleg, wie groß, wundervoll und mannigfaltig, in allen ihren Bildungen und Gestalten, Gottes herrliche Natur ist. —

Alles ist in vier Bänden abgehandelt und mit 500 illuminirten Kupferplatten versehen. Das Papier zum Text wie der Kupfer ist stark, weiß und ohne Tadel. Der Preis eines kompleten Exemplares ist 80 Thlr. sächs.

Um jedoch den Ankauf zu erleichtern, damit auch diesem Wege die große Nützlichkeit des kostbaren Werks erleichtert werde, will die unten genannte Verlagshandlung das Ganze in einzelnen Heften dem Publikum geben. Der billige Preis jedes Hefts (Text und illuminirte Kupfer) ist 2 Thlr. sächs., und mit dem vierzigsten Hefte wird diese Ausgabe in Heften vollendet seyn. Damit sich jeder durch den Augenschein überzeugen kann, ist das erste und zweite Heft an alle Buchhandlungen versendet. Die folgenden Hefte von denen das dritte bis sechszehnte Heft bereits auch fertig und zu haben sind, werden nur auf bestimmtes Verlangen versendet.

Gerhard Fleischer der Jüngere,
in Leipzig.

Dieses Werk kann bei H. R. Sauerländer eingesehen werden.

---

Im Verlage der
J. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg
ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Lebensgeschichte des Hemme Hayen, eines niederländischen Bauern und wahrhaften Clairvoyanten; nebst einigen Bemerkungen des deutschen Herausgebers. 8. 1810. geb. 6 Gr. oder 24 kr.

Man betrachte den in diese Schrift geschilderten Seelenzustand als eine merkwürdige Verirrung und Extravaganz des Geistes — oder als eine wunderbare Regung höherer Kräfte, die im gegenwärtigen Daseyn selten zum Bewußtseyn kommen, und deren volle Reife eine andere Sonne wartet — immer gehört diese Lebensbeschreibung zu den anziehendsten ihrer Art. Der Religiöse findet hier seltene Nahrung für sein Gemüth, der Psycholog Probleme und Räthsel, deren Auflösung, wenn sie gelingt, die Wissenschaft des Geistes — des geheimnißvollen Innern — unendlich weiter fördern muß — allen Lesern aber ohne Unterschied wird sich die Ahndung einer gewissen unendlichen Kraft im Menschen aufdrängen — und es ist eben an der Zeit, daß das sinkende hofnungslose Geschlecht an diese erinnert werde!

Köppen, Fr. Dr., Darstellung des Wesens der Philosophie. 1810. gr. 8. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 16 Gr.

Mit unverkennbarem Beifall wurde dieses treffliche Werk von einem unserer geschätztesten literarischen Blätter als eine der erfreulichsten Zeiterscheinungen begrüßt. Dem Verfasser gebührt der Ruhm, die Philosophie von dem leeren Formalismus, dem sie in unsern Tagen nur zu oft unterlag, wieder auf den Weg des Lebens zurückgeführt zu haben; auf den Weg, auf welchem der göttliche Plato, und auch wohl mancher edle unbefangene Geist der neuern Zeit, gewandelt ist. In lebendiger Fülle umfaßt oder berührt dies Werk alle dem Menschen theure und heilige Gegenstände. Auch dem kritischen Blicke, mit welchem der Verfasser die Mängel der gangbaren Systeme aufdeckt, wird man Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Hoeck, J. A. Dr., statistisch-topographischer Abriß von Frankreich. 1808. gr. 8. 54 kr. oder 15 Gr.

Die Augen der Welt sind auf Frankreich geheftet — wer wünscht nicht ein Land näher zu kennen, dem das Schicksal das Scepter der Erde verlieh — das mit ewig unerschöpfter Kraft die wunderbarsten und riesenhaftesten Erscheinungen aus seinem Schooße erzeugt. Ein Werk, welches, mit Benutzung der wichtigsten Quellen, den innern und äussern Zustand des mächtigsten und interessantesten Reichs der Erde der Welt vor Augen legt, bedarf unter den gegenwärtigen Verhältnissen wohl keiner weitern Empfehlung.

Obige Bücher sind vorräthig bei H. R. Sauerländer.

P. W. Engels verständiger Gärtner, oder monatliche Anweisung zur Küchen-, Baum-, Blumen-, Wein- und Hopfengärtnerei, aufs neue nach eignen Erfahrungen und nach den besten Gartenbüchern verbessert und vermehrt, herausgegeben vom Prof. M. F. C. Leonhardi. 8. Leipzig bei Hinrichs. 22 Gr. Auch unter dem Titel: Krausens Handbuch für Gärtner u. s. w.

Dieses bekannte Buch hat unter den Händen seines jetzigen Bearbeiters, des Hrn. Prof. Leonhardi, wie man leicht denken kann, sehr viel gewonnen; denn so beliebt auch des alten Engels und Krausens Monatsgärtner seyn mochten, so manches Zweckwidrige und unvollständige enthielten sie auch. Der neue Bearbeiter hat daher ausser seiner eignen vieljährigen Erfahrung sich der Arbeiten eines Lüders, Münchhausen, Hirschfeld, Miller, Dick, Reichard u. s. w. zweckmäßig bedient und auf diese Art dem Werke, welches vorzüglich für Liebhaber und Anfänger in der Blumen-, Küchen- und Baumgärtnerei bestimmt ist, diejenige Brauchbarkeit gegeben, welche den Bedürfnissen und Fortschritten in dieser Kunst angemessen ist.

Ernst Maurer's Gewerbkunde, oder Kenntnisse aller Künste und Gewerbe zur nützlichen Unterhaltung für jedermann, besonders aber für Deutschlands Jünglinge, die sich einem bürgerlichen Geschäfte widmen wollen. Zwei Bände. Neue mit 32 Kupfern vermehrte Ausgabe. 8. Leipzig bei Hinrichs 1810. 1 Thlr. 16 Gr., mit illum. Kupf. 2 Thlr. 8 Gr.

Diese Technologie für die Jugend dient nicht allein zur gehörigen vorläufigen Beurtheilung des Geschäfts, dem sie sich in bürgerlichen Verhältnissen einst widmen will; sondern kann auch als nützliches Lesebuch für Erwachsene gebraucht werden, indem sie sich durch gute Auswahl, Anordnung und Darstellung der Sachen vor manchen andern Werken empfiehlt. Diese neue Ausgabe hat die bisher noch fehlende Vervollkommnung, nämlich 32 Kupfer erhalten, in denen vorzüglich solche Gewerbe anschaulich abgebildet sind, welche junge Leute nicht täglich zu sehen Gelegenheit haben. Der äusserst wohlfeile Preis dieses Buches, verbunden mit obigen Eigenschaften, machen es zu einem der brauchbarsten technologischen Handbücher für die Jugend, und zugleich zu einer der unterhaltendsten Lektüre für jedermann.

Obige Bücher sind vorräthig zu haben bei Heinr. Rem. Sauerländer in Aarau.

---

Verzeichniß einiger neuen Verlagswerke von Joh. Jak. Palm in Erlangen die umbeigesetzte Preise durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten sind:

Besenbeck, M. K. J., Lazarus: oder über das Unstatthafte der natürlichen Erklärung der Wundergeschichten im N. T. gr. 8. 12 Gr. 45 kr.

Briefwechsel, allgemeiner physiokratischer, einer Gesellschaft deutscher Gelehrten; herausgegeben von Joh. Karl Friedr Hauff. Erstes Heft mit zwei Kupfertafeln, gr. 8. 20 Gr. 1 fl 15 kr.

Busch, Ludw., liturgischer Versuch, oder deutsches Ritual für katholische Kirchen; zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe, gr. 8. 14 Gr. 54 kr.

— — Dasselbe mit breitem Rande zum Gebrauch in Kirchen, 4. 18 Gr. 1 fl. 12 kr.

Erhard, Sim., Vorlesungen über die Theologie und das Studium derselben. gr. 8. 1 Thlr. 1 fl. 30 kr.

Esper, Eug. Joh. Christ. (Prof), Lehrbuch der Mineralogie, in kurzem Auszug der neuen mineralogischen Systeme; zum Gebrauch academischer Vorlesungen und Einrichtung mineralogischer Sammlungen. gr. 8. 1 Thlr. 14 Gr. 2 fl. 24 kr.

Goldfuſs, Dr G. A., die Umgebungen von Muggendorf. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur und Alterthumskunde, mit Kupfern und einer Gebirgskarte, 12. gebunden mit Futteral, 2 Thlr. 3 fl.

Glück, Dr. Chr. Fr., ausführliche Erläuterung der Pandecten nach Heilfeld, ein Commentar, 12r Thl. Zweite Abtheilung. gr. 8 18 Gr. 1 fl. 12 kr.

Hagen, M. Friedr. Wilh., kurze Anweisung zur Obstbaumpflege, als Leitfaden für Schullehrer auf dem Lande. Voran einige Gedanken und Vorschläge über die Beförderung des Obstbaues durch die Landschulen in dem Fürstenthum Baireuth. 8. 6 Gr. 24 kr.

— — über das Wesentliche der von Pestalozzi aufgestellten Menschenbildungsweise und die Einführung des Elementarunterrichtes in die Schule zu Dottenheim. gr. 8. 1 Thlr. 1 fl. 30 kr.

Pfeiffer, Dr. Aug. Friedr., über Bücherhandschriften überhaupt. gr. 8. 1 Thlr. 1 fl. 30 kr.

Schott, J., über die Natur der weiblichen Erbfolge in Allodial-Stamm- und altväterliche Güter nach Erlöschen des Mannsstammes, sowohl beim hohen als niedern Adel in Deutschland. gr. 8. 22 Gr. 1 fl. 24 kr.

Schreger, Dr. B. N. G., Uebersicht der Geburtshülflichen Werkzeuge und Apparate. Ein Seitenstück zu Arnemanns Uebersicht der chirurgischen Werkzeuge. 8. 12 Gr. 45 kr.

— — über den Verband der Schädelwunden; als Probestück einer künftigen Verbandlehre, mit zwei Kupfern. gr. 4. 14 Gr. 54 kr.

— — Versuch eines Streckapparats zum nächtlichen Gebrauch für Rückgratgekrümmte, mit zwei Kupfern. gr. 4. 8 Gr 30 kr.

Stephani Dr. Heinr., Winke zur Vervollkommnung des Konfirmanden-Unterrichts. Ein Kommentar zu dessen Leitfaden zum Religions-Unterrichte. gr. 8. 20 Gr. 1 fl. 15 kr.

Sämmtliche obige Werke sind vorräthig zu haben bei H. R. Sauerländer.

---

## An die, welche über die Kuhpocken Rath und Belehrung wünschen.

Ich erhalte so viele Anfragen über diese neue Sicherungsmethode gegen die Menschenblattern, daß es mir, bei meinen überhäuften Geschäften unmöglich ist, sie zu beantworten. Ich verweise daher Alle die darüber Rath und Belehrung

suchen, an eine Schrift, die alles so gut und besser enthält, als ichs ihnen sagen könnte:

# Die Kuhpocken.

Kurzgefaßte

## Uebersicht

dessen

was wir von der Geschichte, von dem Verlauf und der Wirkung der Kuhpocken glaubwürdig wissen, und was in Berlin angestellte Erfahrungen und Versuche darüber gelehrt haben.

Für Aeltern und Nichtärzte.

Nebst

einer vollständigen Beschreibung der Impfungs-Methode

von

J. J. Bremer,

königl. Hofrath, dirigierendem Impf-Arzt am königl. Schutz-Blattern-Impfungs-Institut und bestalltem Arzt bei dem königl. großen Friedrichs-Waisenhause u. s. w.

Mit einer nach der Natur ausgemahlten Kupfertafel.

Dritte Auflage.

Berlin, 1810. Bei Haude und Spener.

Ich halte dies Buch für das beste, was bis jetzt für Nicht-Aerzte über diesen wichtigen Gegenstand geschrieben ist. Sie finden darin die genaueste Beschreibung der Krankheit, die Vortheile und auch die dagegengemachte Einwürfe, so daß sie sich danach selbst bestimmen können. — Und was den Werth dieser Schrift noch mehr erhöht, ist das ganz vortrefflich unter Direktion Herrn D. Berger's ausgemahlte Kupfer, welches die beste und naturgemäßeste Abbildung der Kuhpocken nach allen Tagen enthält, die bis jetzt erschienen ist, und vorzüglich zur Unterscheidung der ächten von den unächten dienen kann.

Berlin, den 21 Febr. 1802.

Dr. Hufeland.

Dies von einem der berühmtesten Aerzte Deutschlands gleich nach Erscheinung der Schrift gefällte, und der zweiten im Jahr 1804 erschienenen Auflage vorgedruckte Urtheil ist die beste Empfehlung für die in dieser Ostermesse erschienene dritte wörtlich abgedruckte Auflage, und als solche, auch dieser wiederum vorgedruckt worden.

Es ist hier in Aarau bei H. R. Sauerländer geheftet zu bekommen.

---

# Remplacant.

## Ein Schauspiel

in

drei Aufzügen.

## Ein ächtes Gemälde

unserer Tage.

8. Preis 8 Gr.

Dieses kleine Schauspiel von der Hand eines achtungswürdigen Geschäftmannes, der schon durch andere Schriften sich vortheilhaft bekannt gemacht hat, wird jedem vorurtheilsfreien Leser in Hinsicht der ganzen Tendenz sowohl, als der lebendigen und nach dem Leben gezeichneten Darstellung wegen, gewiß Vergnügen machen. Schon die Wahl des Gegenstandes an sich selbst ist interessant. Die Art, wie wir die Opfer, die kindliche Liebe sich durch „Stellvertretung" zu bringen entschloß, hier belohnt sehen, möchte etwas poetisch frei scheinen, wenn nicht aus guter Quelle sich verbürgen ließe, daß dem Ganzen mehr Wirkliches zum Grunde liegt, als es bei der ersten Durchlesung den Anschein hat. Die Haupthandlung fällt in den Zeitpunkt des Abschlusses des Presburger Friedens 1806. Auf eine geschickte Art hat zugleich der Verfasser den Stoff benutzt, um ein anschauliches und treffendes Gemälde zwischen den liberaleren Ansichten und Grundsätzen, die durch die neue Umordnung der Dinge befördert worden sind, und zwischen dem Uebermuthe und dem Despotismus den nun verschwundenen Zeiten des Feudalsystems darzustellen. Anziehend würdig und bieder ist der Charakter des Vaters des Remplacant, in welchem der Verfasser allen denen, die man unter dem Namen Fabrikant begreift, ein Bild von umfassender Wirksamkeit, von der Nützlichkeit und von dem weitgreifenden Einflusse dieser verdienstvollen Klasse der bürgerlichen Gesellschaft aufstellt, das in der That Nachahmung verdient, und das auch der, der nicht Fabrikant ist, mit Liebe umfaßen würde.

Man findet es bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

# Vater Roderich

unter

## seinen Kindern.

Von

C. F. Sintenis.

Dritte Auflage. 8.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern, 1810.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Schon vor 20 Jahren wurde der wackere Vater Roderich mit großer Begierde gelesen, und, wegen seiner treflichen Grundsätze, als Haus- und Erziehungsbuch von Aeltern, die gute Kinder zu haben wünschten, mit Nutzen gebraucht. Und wie sehr werden die darin aufgestellten Grundsätze in dieser neuen, ganz umgearbeiteten Ausgabe nun noch mehr alle Aufmerksamkeit verdienen, da der würdige Sintenis in der kurzen Vorrede an seine Freunde in Deutschland schreibt: „Ich habe seit der Zeit, da ich ihn schrieb, sechs eigene Kinder, und die damals noch nicht alle gebohren waren, wirklich so erzogen, wie hier geschrieben stehet. Damals glaubte ich nur, daß Kinder so erzogen werden müßten; jetzt weiß ichs. Wohl mir! Meine sechs Kinder sind nun meine Ehre, mein Reichthum, meine Freude, mein Glück, meine Welt, mein Alles. Ich habe also in den Hauptsachen nicht geirrt. Wie ichs vor zwanzig Jahren dachte, so hats die Erfahrung mir bestätigt. Dieses Bekenntniß glaubte ich meinem Buche jetzt wie ein Stempelsiegel auf die Stirn drücken zu müßen. Wer's nun so gut unter seinen Kindern haben will, wie Vater Roderich, der erziehe sie auch wie Vater Roderich." — Möchten doch recht viele Aeltern durch Anweisung der Maximen des Vater Roderichs in ihren Kindern so glücklich werden, als der Verfasser es, seinem herzlichen Geständnisse nach, geworden ist.

Ist ebenfalls bei H. R. Sauerländer zu haben.

---

Grundriss der Kräuterkunde, zu Vorlesungen entworfen von Dr. Carl Ludwig Willdenow, Ritter des grossen rothen Adler-Ordens dritter

Classe, Professor der Botanik u. s. w. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, bei Haude und Spener 1810. 638 S. 8. Mit zehn Kupfertafeln und einer Farbentabelle. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Willdenowsche Grundriß der Kräuterkunde hat unter den Anleitungen zum Studium der Botanik einen so ausgezeichneten Beifall gefunden, daß in 18 Jahren, nämlich seit 1792, wo die erste Auflage dieses Werks erschien, nun schon die fünfte nöthig geworden ist. Das Buch selbst rechtfertigt in der That aber auch die gute Aufnahme, die ihm zu Theil geworden ist; wenigstens haben die Kunstrichter in diesem Fache die logische Anordnung der Materien, den lichtvollen Vortrag, und die Bestimmtheit der Erklärungen schon lange rühmend anerkannt, und in jeder neuen Auflage erschien es nach den Bedürfnissen der Wissenschaft abgeändert und vermehrt, da der Herr Verfasser nicht nur mit seinem Zeitalter fortgieng, sondern auch an der Leitung desselben einen bedeutenden Antheil hatte. — Die Einrichtung dieses Werkes kann man als bekannt voraussetzen, da es vielleicht keinen Botaniker giebt, der nicht die eine oder die andere der bisher erschienenen Auflagen besitzen sollte. Die Veränderungen, welche diese fünfte von der vierten, von 1805, auszeichnen, und welche das obige Urtheil auch in Ansehung dieser neuesten bestätigen, und sie jedem Botaniker unentbehrlich machen, sind sehr zahlreich, und können hier nicht alle genannt werden. — Die bedeutendsten kommen indeß theils in dem Abschnitte von der Terminologie vor, wo manche neue Kunstausdrücke hinzugefügt und erklärt worden, und dagegen einige sonstige als minder richtig weggeblieben sind, wie es unter andern die §§. 15. 18. 21. 22. 23. 28. 46. 47. u. s. w. mit den vorhergehenden Auflagen, und zunächst mit der vierten verglichen beweisen; theils und insbesondere aber in der Physiologie der Pflanzen, welche hier ganz umgearbeitet erscheint, indem die neuesten Entdeckungen eines Link, Rudolphi, Mirbel, Hermbstädt, Bernhardi u. a. mit kritischem Blick zusammengestellt sind, so daß man nun eine höchst interessante Uebersicht über diese bisher so wenig erforschte Materie hat. Daß auch die Geschichte der Botanik bis auf die neueste Zeit fortgeführt ist, versteht sich von selbst. — Das Format dieser fünften Auflage ist ein wenig größer, wie bei der vierten; der Druck etwas enger, und sehr rein.

Es ist hier in Aarau bei Heinr. Rem. Sauerländer zu bekommen.

---

In der Weygandschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

**Die Gräfin von Frondsberg aus dem Hause Löwenstein** Eine vaterländische Geschichte aus den Zeiten des Mittelalters, von der Verfasserin des Walther von Montbarry, Fontanges, Hermann von Unna, u. s. w. Neue Auflage. 8. Schreibp. mit einem Kupfer. 2 Thlr.

Wir dürfen zur Empfehlung dieses Buchs, dessen geistreiche Verfasserin schon längst rühmlichst bekannt ist, blos die Worte der Rezension in Nro. 20 der Jenaer Literatur-Zeitung von 1810 anführen: „Wenn man es auch nicht anders her wüßte, „daß ein Frauenzimmer Verfasserin dieses Romans wäre; so „müßte schon alles in dem Buche selbst auf die Vermuthung „führen. Der ganze Gang der Begebenheiten dreht sich so „weiblich und zart um Weiblichkeit und weibliche Angelegen„heiten; die Erzählung verweilt so gern da, wo die Geschichte „dem weiblichen Herzen, sich zu öffnen, erlaubt; und der Ton „des Vortrags ist so frei von Fehlern, die den Männern immer „nur eigen zu seyn pflegen, daß man sich bald für das ent„scheiden muß, was wir schon wissen."

Von derselben Verfasserin sind die

**Wanderungen der Phantasie in die Gebiete der Wahrheit.** Neue wohlfeilere Ausgabe. 8. Schreibp. geh. 1 Thlr.

Man findet diese Schriften bei H. R. Sauerländer.

---

In allen Buchhandlungen und bei H. R. Sauerländer in Aarau ist zu haben:

Die

# Natur und die Menschen.

Ein

Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Leser aus allen Ständen,

von

## J. A. C. Loehr.

Vier Bände. Zweite verbesserte Auflage. 8.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer den Jüngern, 1810.

Preis 4 Thlr.

Wer die Menschen und die Natur in ihren verschiedenen Lagen und Kräften kennen lernen will, dem wird dieses Buch eine nicht alltägliche Unterhaltung gewähren, da dieses Werk nicht mit tiefen Betrachtungen, sondern mit wirklichen Begebenheiten zu thun hat, und keine schon längst bekannte Sachen erzählt. Alle Freunde der Menschen- und Naturkenntniß werden hier ihre Rechnung finden. Die schrecklichsten Ausbrüche feuerspeiender Berge, und fürchterlichsten Erdbeben, die Schicksale von Seefahrern und andern Reisenden, die Hungersnoth, Nahrungsmittel, Leckereien und Schmausereien, die starken Getränke, die Trachten und Arten des Putzes in verschiedenen Gegenden, eine Menge Merkwürdigkeiten und Geschichten von Thieren zur Kenntniß der Thierseele, der Mensch mit seinen mancherlei körperlichen Vermögen und Sonderbarkeiten, die Spiele und Vergnügungen verschiedener Völker, die schrecklichsten Unmenschlichkeiten, der seltsame Aberglaube verschiedener Menschen und Gegenden, und das seltsame Betragen der Wilden bei mehrern Gelegenheiten machen, so wie sehr vieles Andere, den Inhalt dieses lehrreichen Werks, welches sich wie ein Anekdotenbuch lesen läßt.

---

Bei August Bauer in Leipzig ist in der Ostermesse 1810 erschienen und in allen Buchhandlungen so wie in Aarau bei H. R. Sauerländer zu haben:

**Crichton Dr. A.**, Untersuchung über die Natur und den Ursprung der Geisteszerrüttung, ein kurzgefaßtes System der Physiologie und Pathologie des menschlichen Geistes, zweite mit Anmerkungen und Zusätzen vom Professor J. C. Hoffbauer vermehrte Auflage. 8. Leipzig. 1 Thlr. 16 Gr.

**Nisbet W.**, praktische Abhandlung über Diät oder faßlicher Unterricht zum Gebrauch der zweckmäßigsten Mittel Leben und Gesundheit zu erhalten, aus dem Englischen mit einem Wort- und Sachregister von Dr. G. W. Töpelmann; zweite Ausgabe. gr. 8. Leipzig. 1 Thlr. 8 Gr.

**Struve Dr. K. F.**, Unterricht für Aeltern und Lehrer der Blinden, nebst Abhandlungen über die Erhaltung gesunder Augen, Augenbäder, Augengläser und Brillen, Lichtschirme, Studienlampen u. s. w. 8. Leipzig. 8 Gr.

**Taschenwörterbuch**, lateinisch deutsches- und deutsch-lateinisches, nach Scheller und Bauer, für Schulen und zum Privatgebrauch mit mehr als 600 neuen Wörtern vermehrt; zweite Auflage 8. Leipzig 1 Thlr. 8 Gr.

---




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 78. — den 29 September 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Berlin.

Blick auf das Finanzwesen. Ausspielungslotterie. Feuersbrünste durch nasses Einerndten. Biographie der Königin Louise. Verherrlichungen derselben durch Künstler. Iffland von seinem Könige beschenkt.

Berlin, 8 Sept. 1810.

Der König hat, in Begleitung des Staatskanzlers und eines angemessenen Gefolges, die Reise nach Schlesien angetreten. Den Monarchen traf der Unfall, daß nicht fern vom Thore die Wagenachse brach. Indeß hatte dies keine andere Folge, als daß die Fortsetzung der Reise einen Aufenthalt von einigen Stunden erlitt. Zum 12 d. M. wird der König zurückerwartet, und es heißt allgemein, daß alsdann die neuen Modalitäten des Finanzsystems bekannt werden sollen; auch will man bestimmt wissen, daß zur Realisirung desselben es im Werke sei, die sämtlichen Klöster in Schlesien aufzuheben. Wenn man bedenkt, daß diesen Zweigen des Nationalreichthums in allen Staaten bei den ihnen jetzt widerfahrnen Schicksalen eine andere Bestimmung gegeben worden, so ist zu erwarten, daß auch in Schlesien die Nothwendigkeit einer solchen Maasregel nicht mißgedeutet werden kann, und es ist um so weniger zu vermuthen, da bekanntlich dort der ächte Geist der Anhänglichkeit an die Regierung sich hinlänglich erhärtet, und man von der Ueberzeugung beseelt ist, daß die Regierung in allen ihren Schritten das Beste ihrer Staaten beabsichtigt.

Von Seiten der Finanzstelle allhier ist indeß wieder ein Aufruf von 10,000 Nummern an Seehandlungs-Obligationen, zur Auszahlung eines halbjährigen Zinsrückstandes, jüngsthin geschehen. Dies Verfahren gibt natürlich unsern Fonds-Spekulanten kein Datum, daß den Staatspapieren ein günstiges Schicksal bevorstehe, und es herrscht daher in dem Geschäfte derselben ein stagnirender Kurs. Seehandlungspapiere sind indeß noch am gesuchtesten; sie stehen zu 54 Prozent. Ständische und städtische Papiere sind zu 47 bis 51 Prozent zu haben.

Ununterbrochen geschehen noch immer die Durchzüge von großen Waarentransporten, welche aus dem Norden nach dem südlichen Deutschland, der Schweiz und Holland expedirt werden. Manche Woche langen mehrere Hundert Wagen mit Produkten aller Art an.

Einen bedeutenden Zweig der Industrie hat so eben eine Klasse unserer Geschäftsleute an den Ausspielungslotterien erhalten, wovon zwei eröffnet worden, eine von 20,000 und die andere von 12,000 Loosen. Mit jener ist der Gewinn der dem General von Rüchel zugehörigen Herrschaft Amalienberg in Pommern, deren Werth auf 260,000 Thaler angegeben ist, mit der andern der Gewinn des Gutes des Grafen von Haslingen, Nieder-Giesmannsdorf in Schlesien, dessen Werth auf 97,000 Thlr. berechnet wird, verbunden. Von der ersten Loterie gilt das Loos 18 Thlr. Silbergeld, von der letztern 12 Thlr. in Gold. Die Regierung zieht davon ein Regal von fünfzehn Prozent. Es liegen bei ihr noch eine namhafte Anzahl Gesuche und Plane von Güterbesitzern, ihr Grundeigenthum auszuspielen, und sie werden nach und nach geprüft, so daß die Regierung von diesen neuen spekulativen Unternehmungen sich einige Zeit eine bedeutende Revenue versprechen darf. — Jüngsthin ist zum erstenmal die Quinenloterie gezogen worden. Das große Loos von 50,000 Thlr. ist nach Breslau gekommen. Es hat sie ein armer Judenbursche gewonnen, der kurz zuvor das Unglück hatte, der

Mitwissenschaft der dort verbreiteten und entdeckten falschen Tresorscheine angeschuldigt zu werden. Er mußte einige Zeit im Gefängniß schmachten, ward endlich als unschuldig befunden, losgelassen, und nahm, um sich über sein Mißgeschick zu trösten, zum Lotto seine Zuflucht, das ihm nun wahrscheinlich seine gehabten Leiden vergessen machen wird.

Daß die Berlinische Universität nun förmlich installirt werden soll, ist vor kurzem bekannt gemacht worden. Man bestrebt sich noch immer, eine Anzahl gründlicher Lehrer für sie herzuziehen, und der Staatsrath Uhden ist jetzt auf einer Werbungsreise in dieser Hinsicht begriffen. Allgemein geht zwar die Rede, daß der Philolog Wolf, wegen gewisser voreiligen Aeusserungen über die Universität und nachtheilige Raisonnements über andere Zweige der Regierung, seinen Abschied erhalten haben soll. Doch will man es noch nicht ganz verbürgen. Seine Stelle wieder so gut, als durch ihn, besetzt zu sehen, dürfte etwas schwierig sein.

Von der Sektion des Kultus ist vor kurzem die Verfügung bekannt gemacht worden, daß alle Kandidaten, welche sich dem Jugendunterricht oder den Schullehrerämtern weihen wollen, sich einem Examen unterwerfen müssen. In Königsberg hat die Sektion des Kultus alle Geistliche und Schulmänner, welche im Juli dieses Jahrs dem Kursus im dasigen Normal-Institut beigewohnt haben, aufgefordert, ihre Meinungen und Gutachten darüber einzureichen.

Bei der Menge der seit kurzem in unserer Gegend umher auf dem Lande ausgebrochenen Feuerbrünsten ist die Vermuthung entstanden, daß solche vorzüglich durch das bei dem feuchten Erndtewetter in den Scheunen naß aufgespeicherte Getraide veranlaßt sein können, und die hiesige Polizei hat daher die ihrer Aufsicht anvertrauten Dorfschaften aufgefordert, ihre Getraidevorräthe oft zu lüften.

Die neumärkische Regierung hat das gemeinnützige Bestreben der Landräthe und Kreisphysiker des Seldinschen Kreises, wodurch sie es dahin gebracht, daß alle pockenfähige Individuen sich der Inokulation der Schutzblattern unterworfen haben, zur Aufmunterung und Nachahmung öffentlich rühmlichst bekannt gemacht.

Die geistliche und Schuldeputation der kurmärkischen Regierung hat ein in seiner Art originelles Belobungs- und Aufmunterungsschreiben an zwei in der hiesigen Unterrichtsanstalt für Blinde lebende Zöglinge erlassen, welche ihren Lehrer, den Direktor Zeune, bei seiner Rückkehr von einer Gebirgsreise mit einem von ihnen verfertigten Gedicht bewillkommten.

Vor einigen Tagen ist der Prediger Witte mit seinem Wundersohn hier angekommen. Es steht zu erwarten, welches Urtheil unsere Schulmänner und Pädagogen über die Kenntnisse des Knaben und die Methode des Vaters fällen werden.

Der zu frühe Hintritt der unvergeßlichen Königin beschäftigt noch immer unsere Redner und Dichter. Die Leichenpredigten, welche unsere Kanzelredner pflichtmäßig abgehalten haben, erscheinen nach und nach im Druck. Auch von Adam Müller ist eine kleine Schrift erschienen, unter dem Titel: Zum Gedächtniß der verewigten Königin.

Eine günstige Berücksichtigung dürfte die Erscheinung der eben im Braunesschen Verlage angekündigten Lebensbeschreibung der hochseligen Königin verdienen. Die Materialien zu derselben sind von hoher Hand geliefert, und alles wird von einem geübten Schriftsteller so geordnet, um der Nachwelt ein dauerndes Bild dieser liebenswürdigen Fürstin, von ihrer Geburt bis zu ihrer Auflösung zu hinterlassen.

Am lebhaftesten zeigen sich aber unsere darstellenden Künstler. Bardou hat angekündigt, seine schon vorlängst projektirte Statua equestris der Königin nun fertig zu liefern. Berger arbeitet nach einer Zeichnung von Dähling an einem Kupfer, darstellend die letzte Zusammenkunft der Königin mit ihrer Familie zu Hohenzierltz. Wolf und Krethlow kündigen ein allegorisches Kupfer über den hohen Todesfall an, und die Gebrüder Henschel haben bereits ein liebliches Blatt, die Verklärung Louisens darstellend, erscheinen lassen.

Arnim der Dichter und Schneider der Komponist haben gemeinschaftlich unter dem Namen „Nachtfeier nach der Einholung der hohen Leiche“ eine Kantate verfaßt, und sie zum Besten der Armen aufführen lassen. Indeß der Ruf der beiden Künstler ist nicht so sehr gegründet, um ein großes Publikum anzuziehen. Nach einer zweimaligen Aufführung war der ganze Ertrag für die Armen nur dreihundert Thaler.

In dem Garten zu Charlottenburg wird noch niemand zugelassen, weil noch immer an der Gruft gearbeitet wird, wo die Ueberreste der verklärten Königin hingebracht werden sollen. Der König läßt diese Gruft zugleich für sich und seine Kinder einrichten. Wenn sie im Stande ist, wird ein Mausoleum darauf errichtet.

Die Aufmerksamkeit unsers Theaterpublikums wird seit einiger Zeit durch die Gegenwart mehrerer auswärtigen Künstler gefesselt, welche in Gastrollen auftreten. Es fehlt uns jetzt an vollkommenen jugendlichen Schauspielern, und die Gegner Ifflands, deren er eine Menge zählt, machen es ihm zum Vorwurf, daß er Subjekte von den Liebhabertheatern als vollendete Künstler uns oft unterzuschieben sucht. Trotz der vielen gegen diesen Künstler sich hier anspinnenden Kabalen, genießt er doch noch in vollem Grade der Gnade seines Monarchen. Er hat jüngst vom Könige ein Dejeuner von weißem Porzellan zum Geschenk erhalten, dessen Besitz ihm um so schätzbarer sein muß, da es ihm der Monarch mit der Aeusserung überreichen ließ, daß er mit seiner verewigten Gattin oft aus demselben ein Frühstück zu sich nahm, wobei sie seiner oft mit Wohlwollen erwähnte, und es ihm daher als ein Andenken desselben bleiben möge. — Die bittersten Gegner hat Iffland wohl an den hier lebenden Schauspieldichtern, die er vielleicht auch mit zu viel Strenge oder zu wenig Nachsicht behandeln mag. Seine Verhältnisse zu denselben dürften, wenn sie bekannt werden möchten, manche belustigende Anekdote liefern können. Hier eine zur Probe. Einer unserer hiesigen Dichter hatte mehrere seiner dramatischen Geistesarbeiten Iffland unter seinem Namen ohne Erfolg eingesandt. Er gerieth endlich auf den Einfall, eines seiner Produkte unter dem Namen „Schuster Fick“ an ihn gelangen zu lassen, und er erreichte glücklich seine Absicht, indem das Produkt von Iffland auf die Bühne gebracht wird. Das Stück ist die mit vielem Beifall hier gesehene Posse „Vetter Kukuk“. Der Verfasser heißt Friedrich, und ist ein jovialer, liebenswürdiger, junger Mann, von dem die Theaterfreunde sich noch manches frohen Genusses zu erfreuen haben werden.

Kr.

---

## Die Theilung Tirols.

— — Armes Tirol! wie blutig hast du deine Verirrungen abbüßen müssen; wie blutig die Verbrechen anderer, die deine Leichtglaubigkeit, dein Kraftgefühl, deine Vorliebe für das alte Herrscherhaus mißbrauchten, an welches dich vielhundertjährige Gewohnheit und dankbarer Sinn hielten!

Die Todten sind begraben; in mancher Berghütte weint ihnen die Zärtlichkeit einer Mutter und Schwester noch nach. Aber die Thränen versiegen endlich. Man vergißt zwar so leicht nicht; aber man erinnert sich doch, daß man nach einigen Jahren auch im Schoos der Erde neben ihnen schläft. Dann trauert keiner mehr über die Unglücklichen, die in ihrem Wahn für Thron und Kirche zu sterben meinten, und doch nur für die politische Idee einiger schlauen Köpfe auf dem Schlachtfelde ihr Leben ausbluteten. Die Nachwelt hat um ihre eigenen Leiden zu klagen. Wie jeder Tag, so hat auch jedes Jahrhundert seine eigene Plage.

Die Schutthaufen und Brandstätten werden aufgeräumt. Der königliche Menschenfreund Maximilian Joseph sorgt um das unglückliche Tirol mit einer Liebe, mit einer Zärtlichkeit des Mitleidens, wie ein Vater, der sein Kind strafen mußte, und beim Anblick der Schmerzensthränen in Erbarmen versinkt. Und die braven Baiern! wieviel tausend milde Gaben spendeten sie schon tröstend in das rauhe Gebirgsland hin, von wo aus ihnen noch vor wenigen Monaten Raub und Brand zugeschworen ward! — Diese Großmuth des Baiervolkes ist schöner, als ein Kranz vom Siegesfelde, und erobert Herzen, wo das Schwerd nur Leiber bezwingt. — Schon dies Jahr ertönen die Wälder von der Axt; die Fichten steigen von den Bergen. Nur ein Paar Jahre: und neue Straßen, neue Dörfer, neue Flecken werden über den Brandstellen der alten prangen. Der Enkel, welcher das neue Haus erbt, härmt sich wenig um das Schicksal des ältern, worin seine Großeltern geboren waren.

Aber wenn nun nach einem Menschenalter schon alle Wunden geheilt sind, die heute noch schmerzen, dann ist die Theilung Tirols noch nicht vergessen, nicht verschmerzt. Ein seit manchem Jahrhundert verbrüdertes Volk ward getrennt. Dies war die letzte Strafe des empörten Bergvolkes, und eine politische Maasregel, welche zur Beruhigung und Sicherstellung dieser Gegenden allerdings sehr zweckmäßig zu sein scheint. Das deutsche Tirol blieb bei Baiern; der größere Theil des italienischen fiel an das Königreich Italien.

Der Sprache nach gehörten freilich die meisten Tiroler vom Eisak- und Etschufer zu Italien; auch schliessen sich dahin die meisten Thäler auf, welche von der hohen Gebirgskette südwärts herabziehen. Doch um die sogenannten natürlichen Grenzen der Völkerschaften und Länder scheint es hier eben nicht zu thun gewesen zu sein. Natürliche Grenzen wurden in alten und neuen Zeiten freilich oft zur Sprache gebracht; aber in politisch-militärischer Hinsicht bildet selbst das Meer keine natürliche Grenzen. Batterien, Linientruppen und Flotten bestimmen das nec plus ultra.

Indem Baiern das sogenannte welsche Tirol abtrat, that es beinahe auf zwei Fünftheile vom Flächenraum des gesammten Tirols, und beinahe auf die Hälfte der Bevölkerung des ganzen Landes Verzicht.

Das ganze Tirol (oder nach der neuen baierschen Territorialeintheilung vom 21 Juni 1808 der Inn- Eisak- und Etschkreis) begriff einen Flächenraum von 442 ½ Quadratmeilen, und eine Bevölkerung von 620,854 Seelen.

Davon trat Baiern ab den ganzen Etschkreis, oder 112 ½ Geviertmeilen mit 226,492 Seelen; ferner ungefähr ein Drittel vom Eisakkreis, das heißt etwa 60 Geviertmeilen mit einer Population von ungefähr 80,000 Seelen. — Es behielt vom ganzen Tirol also nur etwa 270 Geviertmeilen und 315,000 Seelen.

In den abgetretenen Theilen sind, ausser dem gesammten Etschkreis, begriffen vom Eisakkreis die ganzen Landgerichte Sillian (12 ½ Geviertmeilen, 12,545 Seelen), und Lienz (19 ¼ Geviertmeilen, mit 1277 Seelen); ein kleiner Theil des Landgerichts Brunegg, mit Ampezzo, Buchenstein und einem Drittel von Welßberg; das ganze Landgericht Botzen, mit Ausnahme von Tisens und Sarnthal; endlich vom Landgericht Meran ein einziger auf dem rechten Etschufer gelegener Distrikt.

Gegenwärtig ist das alles schon dem Königreich Italien einverleibt, und, ein Paar kleine Distrikte ausgenommen (nämlich Prinicero, Ampezzo, Toblach und Buchenstein, die zum Departement de la Piave geschlagen sind), bildet das Ganze jetzt ein neues Etschdepartement, in vier Unterpräfekturen und zwanzig Kantone eingetheilt.

Nur die Landgerichte Sillian und Lienz gehören nicht zu diesem Departement. Zwei an einander hängende Thäler, abgesondert durch beträchtliche Berghöhen vom übrigen Tirol, wie von Italien, schliessen sich Sillian und Lienz gegen Kärnthen (jetzt ein Theil der illirischen Provinzen) auf.

Wirklich gehörte diese Landschaft vor alten Zeiten zu Kärnthen, oder eigentlicher zu reden, den Grafen von Görz, und der letzte Graf von Görz starb auch in dem alten Städtlein Lienz selbst im Jahr 1500. Es ist möglich, daß die Sillianer und Lienzer wieder zu ihren frühern Brüdern kommen, und die illirischen Provinzen vergrößern helfen.

---

— — Freilich reisete auch ich einst in diesen schönen Gegenden, die der Geograph nun aus der Landkarte von Deutschland wegstreichen muß. Aber wie sah ich sie damals! wie sind sie jetzt! —

Gewiß aber ist es, daß das Königreich Italien an diesem ehemaligen Abschnitt Tirols eine herrliche Erwerbung macht. Doch glaube ich gern, daß der welsche Tiroler nicht ganz mit froher Seele sich an seine Sprachgenossen im Süden schließt. Ungeachtet die Welschen mit den Deutschen Jahr aus Jahr ein tausenderlei Neckereien hatten, liebten sie sie doch, und hielten sich mehr zu ihnen, als zu den benachbarten Italienern, ob sie gleich mit diesen mehr Verkehr hatten. Daß sich das seit sechs Jahren schon verändert haben sollte, bezweifele ich sehr. Man hat ja gesehen, wie mannhaft die Welschen während des Aufruhrs zur Sache der Deutschen hielten, ob sie denselben gleich an Muth und Beharrlichkeit weit nachstanden. Daß sich jenes Verhältniß aber binnen sechs Jahren sehr verändern werde, bezweifele ich eben so wenig; denn ich kenne politisch geschiedene Landschaften, die in noch viel kurzerer Zeit einander fremd, fast feindselig wurden, ob sie sich gleich mit dem neuen Staat,

dem sie einverleibt worden sind, nicht so schnell amalgamiren liessen.

Schätzbarer als durch die Rovereder und Trientiner Seidenmanufakturen, oder durch die einzelnen Versuche auf Bergbau, wird dem Königreich Italien das neugewonnene Departement wegen seines Reichthums an Bauholz. Die Rücken der Berge, besonders in den Nebenthälern, sind noch mit vortrefflichen Waldungen bekleidet, welche freilich nicht immer nach den Grundsätzen der neuern Forstwirthschaft behandelt werden. Dieser Schatz ist also keineswegs unerschöpflich. Nur aus den beiden Thälern Fleims und Fassa wurde soviel Holz auf der Etsch mit Flössen verführt, daß die Kammer auf den Zollstätten Nevis und Alvo jährlich gegen zwölf- bis dreizehntausend Gulden Zollgebühren davon bezog.

Die Hochwälder daselbst gehören größtentheils noch jetzt, wie sonst, der Landesregierung. Das Bauholz wird wie das Brennholz nach Italien verkauft, selbst nach Venedig gebracht, und über das Mittelmeer bis nach Afrika verschifft. Dieser Handel dauert noch gegenwärtig fort. Ungeachtet dieser beträchtlichen Ausfuhr des Holzes bleiben noch viele tausend Stämme faulend in den Gebirgen zurück, die wegen ihrer Unvollkommenheit zum Handel ausgeworfen werden, und aus Mangel nahegelegener Fabriken oder Hüttenwerke ungenützt verderben.

Ag.

# Varietäten.

## Aus Schlesien.

— * Breslau, 2 Sept. 1810. Der Handel ist jezt hier sehr blühend; vorzüglich haben unsere Leinen-Fabriken jezt eine solche glänzende Periode, als die vormalige, wo sie ihre Waaren nach Spanien und Amerika senden konnten. Der Absaz der Leinenwaaren hat sich ganz nach Böhmen hingezogen, welches diesen Artikel anhaltend aufkauft, um vorzüglich die zahlreichen Druckereien zu beschäftigen, die sich dort etablirt haben.

Wahrscheinlich werden Sie schon von dem schrecklichen Meuchelmorde gehört haben, den der Güterbesizer von Eisenhard auf Krolkwitz im Breslauischen an seiner Gattin und seiner Tochter, einem zehnjährigen Mädchen, im Wahnwiz beging. Der Unglückliche hatte sich die Idee in den Kopf gesezt, daß alle seine Bekannten darauf ausgehen, ihm seinen Untergang zu bereiten, und er ward endlich von der Meinung ergriffen, daß auch seine Gattin einen solchen Vorsaz gegen ihn hege. Nachdem er daher eines Tages alle seine Leute von sich entfernt, schließt er sich mit seiner Gattin und seiner zehnjährigen Tochter in einem Zimmer ein, holt einen Degen, bereitet seine Gattin förmlich zum Tode vor, und geht auf sie mit seinem Degen zu. Seine Tochter wollte ihn besänftigen; und er läßt nun beide seine Wuth fühlen, und tödtet sie beide nach vielen ihnen beigebrachten Hieb- und Stichwunden. Bei der Obduktion zählte man am Körper der Frau 75, und an dem der Tochter 65 Hieb- und Stichwunden. Der Unglückliche liegt nun zwar in Fesseln, allein sein Wahnsinn wird ihn wahrscheinlich vom Tode retten.

Ar.

## Aus Dänemark.

—— Wegen der Theurung der Lebensmittel suchte man im Jahre 1803 und 1804 das Volk zum Genusse des Pferdefleisches zu ermuntern. Von den geschlachteten Pferden gab man anfänglich den Zöglingen der Veterinärschule das Fleisch. Da diese es schmackhaft fanden, so bestellte man einen eigends dazu privilegirten Pferdeschlächter, der es dem Volke zum Verkauf anbieten mußte. Man fand bald viel Empfänglichkeit für den Genuß dieses Fleisches, wozu die Großen Kopenhagens durch ihr Beispiel nicht wenig beitrugen. So gaben der Graf Reventlov und der Herzog von Augustenburg Dinees, wo das Pferdefleisch in mannigfaltigen Gerüchten zubereitet den Gästen dargeboten ward, und in der Gesellschaft über die Kräftigkeit und Schmackhaftigkeit derselben nur eine Stimme war. Viborg, Professor der Veterinärschule, gab ebenfalls einst Diner, wo die Gäste über die Schmackhaftigkeit der Speisen laut sich äusserten, und auch ihr Wort nicht zurücknahmen, als Viborg ihnen erklärte, daß sie sämtlich von dem Fleische eines Tags vorher geschlachteten Pferdes zubereitet wären.

Der Doktor Gumprecht in Hamburg machte auch jüngsthin den Vorschlag, daß man im Kriege das Fleisch der todtgeschossenen Pferde zum Genuß der Armee verwenden könnte.

Ar.

## Aus den illirischen Provinzen.

— * Triest. So sehr der Handel auch abgenommen hat (denn bald werden wir leben, als wenn noch kein Colombo die Entdeckungsfahrt nach Westindien, kein Vasco de Gama die Umschiffung des afrikanischen Südkaps gewagt hätte), finde ich doch Triest immer noch lebhafter, als ich Venedig gefunden habe, von wo ich komme. Freilich hat Triest nicht eine Bevölkerung, wie das ungleich größere Venedig; aber hier ist auf dem kleinern Raum dennoch verhältnißmäßig mehr Volks und Lebens beisammen. Aber mit dem Verschwinden des Handels ist auch die ehmalige Population von ungefähr 24,000 Seelen sehr gesunken. Denn eine große Menge der hiesigen Einwohner bestand aus Fremden, die von und für Handel allein lebten, und nur so lange zu bleiben hatten, als sie Geschäfte hier fanden. Dauert die Sperre des Seehandels fort: so wird die Bevölkerung sich in Triest auffallend vermindern. Denn schon jezt fehlen unzählige, die ich suchte.

Nur selten schleichen sich kleine Schiffe durch in den Hafen, und nähren den matt glimmenden Docht des Kommerzes. Englische Kaper kreuzen unaufhörlich auf der Höhe von Triest.

Handelsnotizen gebe ich Ihnen für den Augenblick keine. Von literarischen Unternehmungen bemerke ich bloß eine, die für Deutschland sehr interessant scheint. Nämlich eine Gesellschaft von einigen Deutschen hat sich vereinigt, in drei Bänden „die Sammlung des Nüzlichsten aus Italiens Ackerbau, aus den besten, neuesten, zum Theil noch ungedruckten, zuverlässigen Schriften italienischer Agronomen“ übersezt herauszugeben; ferner eine deutsche Uebersezung der römischen Klassiker, und der ältern italienischen Klassiker über Landwirthschaft, z. B. eines Gallo, Tanaro u. s. w. nebst deren Biographien. Wie es heißt, kann man in allen deutschen Buchhandlungen darauf subskribiren, oder sich unmittelbar mit Briefen an Hrn. Filippo Gherardi in Triest, für den Redacteur der Sammlung des Nüzlichsten aus Italiens Ackerbau, adressiren.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 79. — den 3 Oktober 1810.


## Zur Vertheidigung Königs Friedrich Wilhelm des Zweiten von Preussen, gegen eine Verläumdung in der topographischen Kronik von Breslau.

Nicht ohne Unwillen lieset man in der topographischen Kronik von Breslau, und zwar Seite 842, folgenden Paragraphen:

„Friedrich Wilhelms des Zweiten vielversprechende „Regierung endigte frühzeitig, am 16 Nov. 1797; früher noch „hatten die Hoffnungen geendet, mit denen seine Unterthanen „den Vielgeliebten begrüßt hatten. Schwerlich ahnte man, „als man diesen Beinamen dem König ertheilte, des schönen „Wortes prophetische Kraft; schwerlich dachte man, daß der „preussische Vielgeliebte eben so enden würde, wie der „französische Bien-aimé. Wie Ludwigs XV Schlaffheit, Vergnügungssucht und Unfähigkeit den Staat durch „Günstlinge und Maitressen zu Grunde richten ließ, und die „Umwälzung vorbereitete, die seinen schuldlosern Nachfolger „erdrückte; wie bei der Krankheit des königlichen Jünglings „zu Metz alle Städte des Reichs Trauerhäuser schienen, und „aus allen Kirchen Gebete für sein Leben zum Himmel wallten, „und wie das Sterbezimmer des königlichen Greises selbst von „Höflingen verlassen, und sein Leichenzug mit lauter Freude „begleitet wurde, — so Friedrich Wilhelm der Zweite."

Ehe ich diese Zeilen beantworte, und die Unrichtigkeit der Parallele darthue, möchte ich die Herausgeber der Kronik befragen: Wie können Sie Sich anmaßen, meine Herren! als preussische Unterthanen in diesem Ton über einen Monarchen abzusprechen, dessen treffliche Eigenschaften noch in so vieler anderer Unterthanen dankbarem Gedächtnisse sind? Wie können Sie es wagen, ein so grausames Urtheil, und zwar über den Vater des regierenden Königs, niederzuschreiben, der als Thronfolger und Sohn in dem Vater beleidigt sein muß? — Wie gehört dieses überhaupt in Breslau's Kronik, und ist es nicht der Geschichte Preussens und der Nachwelt vorbehalten, ohne persönliche Leidenschaft, aus richtigerer Ansicht und zuverlässigern Quellen, als jenen, die Sie besitzen, darüber zu entscheiden?

Ein König, der Künste und Wissenschaften liebte und unterstützte; der ausgebreitete Kenntnisse mit dem glücklichsten Gedächtniß verband; der mit angestrengtem Fleiß, immer das Wohl seiner Unterthanen vor Augen habend, unzählige Mal von früh fünf Uhr bis spät Nachts arbeitete, obgleich seine physische Konstitution ihm hierin äusserst lästig war; der im vertrauten Zirkel so manchmal den Wunsch äusserte: O, könnte ich doch alle meine Unterthanen glücklich machen! — ein König, dessen Kopf und Herz in schönem Einklang nur Rechtlichkeit, Humanität und Großmuth übte, und zugleich das Gesetz als seinen eigenen Richter über sich erkannte; über alles dieses einen hohen Grad von Biedersinn mit persönlicher Bravour verband: ein solcher König, sage ich, ist kein Ludwig der Fünfzehnte, und verdient ein liebevolleres Urtheil.

Wer wollte die häufigen Verbesserungen und Verschönerungen in seinen Staaten, die unzähligen Wohlthaten an Arme und Unglückliche, die vielen menschenfreundlichen Stiftungen, den blühenden Wohlstand, die hohe bürgerliche Freiheit der Unterthanen, die Erweiterung seiner Erbländer, und das Ansehen seiner Macht von aussen läugnen? — Nur ein Verirrter

kann obiges Gemälde von Friedrich Wilhelm dem Zweiten aufstellen, oder die Heuchelei ist hier im Spiel, die gern das kürzlich erlittene Unglück des Staats auf einen todten Monarchen wälzen möchte, dem nun freilich Lob und Tadel gleichgültig sind, dessen Asche uns aber um so heiliger sein müßte, weil jene glücklichern Zeiten noch in zu lebhaftem Andenken sind, die mit den jetzigen nur zu sehr kontrastiren.

Man suche doch unser Unglück weit näher; es gibt der lebenden Schuldigen nur zu viele, um der todten Unschuldigen leicht entbehren zu können.

Weh über Preussens Unterthanen, wenn des Königes Leichenzug mit lauter Freude begleitet worden wäre. Dies würde ein ungetreues, hartes, undankbares Volk karakterisiren, das eines eisernen Zepters, eines Unglücks, wie das letztverflossene, werth wäre, da es doch im Gegentheil ein getreues, an König und Vaterland anhängliches, gebildetes, vielleicht selbst überbildetes Volk ist, das aus Patriotismus und zu großem Selbstgefühl wohl andern Nationen zuweilen unverdient einen subalternen Platz anweiset. — Nein, nur Sie, meine Herren! die Sie sich unberufen zum Organ der Unterthanen aufwerfen; nur Sie, unter denen gewiß Mehrere sind, die sich einer Wohlthat dieses unvergeßlichen Monarchen zu erfreuen haben, die Sie vielleicht in den Stand setzte, ihn nun mit Muße zu lästern, — nur Sie sprachen dies lieblose Urtheil. Zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, es gibt wenige Preussen, die gleiche Sprache führen. Man höre den Adel, Soldaten, Beamten, Bürger und Bauer, — sie wünschen sich noch wohl die vorige glückliche Zeit zurück. Mag also immerhin ihre Feder sich in Galle getaucht und in hämischen Tadel ergossen haben: so war doch nie ein Leichenzug mehr geeignet, die Brust eines getreuen Patrioten zu erschüttern, und ihn in ahnendem Vorgefühl zu ernsten Betrachtungen zu führen, als dieser, — denn mit ihm ging auch Preussens Größe zu Grabe.

Ich bin übrigens weit entfernt zu behaupten, König Friedrich Wilhelm der Zweite habe keine Schwächen gehabt. Wer hat sie nicht? — Allein wo von so vielen Tugenden die Rede sein kann, da muß billig der harte Tadel über Menschlichkeiten verstummen. Es ist ein schlechtes Verdienst, den tödten Löwen bei der Mähne zu rupfen, die er doch in seinem Leben nur einmal zu schütteln brauchte, um ein ganzes Heer von Insekten zu verjagen.

Doch genug, daß wir Zeitgenossen wissen, woran wir waren, und woran wir sind. Möge das preussische Volk nie sich seiner edeln Regenten unwürdig machen!

— h —

## Schicksal eines der ältesten Manuskripte von Longus Dafne und Chloe.

Unter den kostbarsten und seltensten Schätzen der mediceis-laurenzischen Bibliothek in Florenz steht, ich sollte wohl sagen stand, eine griechische Handschrift von der unter dem Namen Dafnis und Chloe bekannten, erotischen Erzählung des Longus obenan. Alle zivilisirte Nationen haben diesen niedlichen Roman in ihre Sprachen übertragen, und die Liebe der schönen Hirten von Mitylene verführte sogar den nachmals so fromm schriftstellernden Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, die Zeichnung für die Kupfer zur französischen Uebersetzung von Amyot zu machen. In allen Uebersetzungen aber, wie in den alten Manuskripten, war eine Lücke des ersten Buchs zu sehn, und zwar an der Stelle, wo Dafnis sich mit Chloen in der Grotte der Nymfen badet.

Das florentinische Manuskript, von dem ich rede, ist das einzige, welches die verloren geglaubte Stelle des Erotikers enthält, und eben dasjenige, von welchem der Pater Montfaucon in seiner bibliotheca bibliothecarum redet. Es stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, und die mediceische Bibliothek erhielt es erst vor wenigen Wochen aus der Büchersammlung der Abtei von Florenz. Bis jetzt war es nie benutzt, nie herausgegeben.

Die Nachricht von diesem Schatz wird vielleicht manchen Freund der alten Literatur entzücken; es thut mir leid, ihm alle Freude in Schmerz verwandeln zu müssen.

Vor wenigen Tagen kam ein Fremder, in Militäruniform, mit mancherlei Empfehlungsbriefen versehen, zum Bibliothekar Hrn. del Furia nach Florenz. Er nannte sich C**, war sehr einnehmend und ein enthusiastischer Freund der Griechen. Seine erste Frage ging auch gleich nach dem kostbaren Manuskript von Dafnis und Chloe. Er sah's, entdeckte die Mysterien der Grotte, und beschloß sogleich die Uebersetzung des Manuskripts. Hr. del Furia gewährte ihm die Erlaubniß, half ihm selbst die schwierigsten Stellen der griechischen Handschrift dechiffriren.

Eines Abends, die Uebersetzung war schon so gut wie beendet, trat Hr. del Furia in die Bibliothek. Er wollte wie gewöhnlich das Manuskript an seinen Ort legen; sah ein weißes Blatt daraus hervorschimmern; versuchte es hervorzuziehen; fühlte Widerstand, und ach! — man denke sich das namenlose Entsetzen des guten Mannes — fand dies Papier durch drei ungeheure Flecken schwarzer, dicker, nun ganz getrockneter Dinte so fest an das Manuskript geklebt, daß man, ohne dieses zu zerreissen, jenes nicht davon trennen konnte. Was dem Unheil die Krone aufsetzte, war: gerade die Stelle von der Nymfengrotte, die überall fehlende, die hier allein vorhanden, lag unter der Dintenrinde vergraben.

„Wie ist das zugegangen!“ stammelte todtenblaß und mit zitternder Lippe der Bibliothekar beim Anblick des literarischen Meuchelmords.

Ganz gelassen sagte Hr. C**: „Es thut mir leid. Beim Umrühren der Dinte fiel mir die Feder, die ich dazu brauchte, auf das Papier, und nachher legte ich in der Zerstreuung, ohne an die Flecken zu denken, das Blatt ins Manuskript.“

Das Unglück war geschehen. Hr. C** mußte, zur Bezeugung seiner Schuld, auf den Rand des befleckten Papiers eigenhändig schreiben, daß er allein an den Dintenflecken aus Versehen schuldig sei. Er versprach auch eine Abschrift seiner Uebersetzung, wodurch der Verlust wenigstens in etwas ersetzt werden könnte.

Aber Hr. C** besann sich bald eines andern. Es schmeichelte ihn, einziger Besitzer des einzigen vollständigen Longus in der Welt zu sein; er nahm sein Versprechen zurück, reiste mit seiner Beute lachend ab, und ließ den betrogenen Hrn. del Furia in ohnmächtiger Verzweifelung bei dem geschändeten Longus.

Auf Befehl des Hrn. T. Puccini, Aufsehers (conservatore) der öffentlichen Anstalten für Künste und Wissenschaften, mußte Hr. Gazzeri, Professor der Chemie zu Florenz, den Versuch machen, die Dintenflecken aufzulösen. Allein alle Mühe war

umsonst. Man kann sich durchaus des Verdachts nicht erwehren, Hr. C** habe sein literarisches Raubstückchen recht mit Vorsatz ausgeführt.

Die Geschichte macht in Italiens gelehrter Welt einiges Aufsehen. Hr. del Furia hat das Unglück der mediceischen Bibliothek in einem Briefe an seine Freunde durch den Druck bekannt gemacht, und sogar die unseligen Dintenflecken, welche vierzig Zeilen der feinsten Schrift des Manuskripts bedecken, in Kupfer stechen lassen. Zum Epigraph der Trauergeschichte wählte er Virgils Worte: Quaesivit lucem, ingemuit reperta.

Dies Schicksal des Longus wird jeden Freund der alten Griechen interessiren, und mag manchem Bibliothekar zur Warnung dienen. Aber wer auch nicht die Griechen liebt, und keine Bücherschätze zu hüten hat, wird vor dem Karakter des Hrn. C. voll Unwillens schaudern.

Florenz, 15 Sept. 1810. Emirene.

## Kleine Reminiszenzen aus Paris und Rom.

### 1.

#### Mama Millin in Paris.

Als ich mich in dem interessanten Vorsaal des guten und geselligern Millin befand, wo er wöchentlich eine so angenehme als weit in der Fremde bekannte Gesellschaft versammelt; als ich da mit Gatten und Schwester die vielen Kunstgenüsse der neuen Literatur und des Alterthums, die auf dem großen Tische lagen, musterte, trat eine ältliche Dame ein, die einen jungen französischen Offizier geleitete. An dem häuslichen, aber doch netten Aussehen der Dame sah ich, daß sie hier zu Hause sein mußte, und bald nachher sagten mir die jungen Deutschen, die immer in Millins Saal arbeiten, Briefe übersetzen, beantworten, ausziehen, daß es die Mutter von Millin sei, die einen jungen an sie adressirten Mann bei ihrem Sohn einführe. Nun wurde sie mir doppelt werth, und erfreulich, daß sie uns beim Zurückkommen aus dem Kabinet ihres Sohnes anredete: Vous êtes ici depuis quelques semaines; vous venez dans les sociétés de mon fils? Nun sah sie die Abbildung einiger Opferschaalen in den monumens inédits, die wir eben im Original in der Münzsammlung unter Mionets Leitung gesehen hatten: Comment! vous aimez donc ces choses-là? Eh bien, je ne m'en soucie gueres.

Sie ging nach einiger Unterhaltung freundlich weiter, und ließ mich in der Ueberzeugung, daß die antiquarische Ader Millins nicht von seiner Mutter herstamme, wie mir auch aus der Verbannung der französischen Damen aus Millins wöchentlicher Gesellschaft im Ganzen erhellt.

Einmal gestand er mir, daß die Damen bald zu viel Lärm gemacht hätten, ob er zwar im Ganzen ihre Verbannung nur den damaligen Verhältnissen der Revolution zuschrieb, die die strengste Oekonomie zur Pflicht gemacht hätten, indem alles, was zur Konsumtion gehörte, unermeßlich theuer war, und in der Zeit allerlei Erfrischungen in der Gesellschaft präsentirt wurden. Ich glaube, Millin war froh, daß es so kam. Jetzt besteht die Gesellschaft von der Seite a secco; aber der Konversations-Verein an dem Kamin war sehr lebhaft, und der um den großen Tisch anziehend durch alles Neue, welches er darbot. Das Eckchen bei dem Ofen, oder rechts an der Thür, hätte ich das deutsche nennen mögen. Baggesen u. a. fanden sich da ein, und man war dem Ruf des Thüröffners nahe, der den Namen des Eintretenden aussprach. Caillard, Schweighäuser und einige interessante Menschen sind dem Zirkel entschwunden. Kam man am Morgen, so wärmte ein Ofen in der Mitte des Zimmers die Gesellschaft. Mittwochs Abends war dieser stumme Schwarze, der einer ohnehin belebten Menge keine Hitze zu geben brauchte, verschwunden, und der gesellige Kamin loderte hoch auf.

### 2.

#### *Panem et circenses.*

Zu den Zeiten, als alle Lebensbedürfnisse in Frankreich, und ganz vorzüglich in Paris, in ausserordentlichen Mißverhältnissen zu den Einnahmen standen, so daß es niemand mehr gab, der sich nicht hätte sehr einschränken müssen, weil man das baare Geld nur selten sah, und doch alle Lebensbedürfnisse nur um solches gereicht wurden, gab es ein ökonomisches Mittel, den dritten Theil des Tages zuzubringen, nämlich das, ins Schauspiel zu gehen. Hier war der Platz, wo das Papier seine volle Geltung hatte; man ersparte fünf Stunden Licht und Feuerung, hatte eine Unterhaltung, die dem Pariser Bedürfniß ist, und vergaß wohl noch auf diese Weise, an die Stunde des Souper erinnert zu werden. Man ging also, und wäre es auch die achtzigste Vorstellung gewesen. Sah ich doch oft in den Zeiten, wo der Gang ins Schauspiel keine Ersparniß, aber eine sehr kostspielige Unterhaltung wieder war, Leute, die beim Herunterfallen des Vorhangs Gott dankten, daß es nun wieder überstanden sei, und doch das nächste Mal wieder kamen.

### 3.

#### Santa Croce.

Als Kaiser Joseph in Rom war, machte er die Bekanntschaft einer sehr schönen und geistvollen Römerin, der Prinzessin Santa Croce, die er, wie man sagte, sehr gern sah; derentwegen er, wie man glaubte, sich wohl länger aufgehalten hätte und bald wieder gekommen wäre. Doch wurde seine Rückkunft bis zu den Zeiten verschoben, wo in Rom alles heilig ist, und jeder, der gern sonst einen fröhlichen Tag lebt, die heilige Woche im Sack und in der Asche mit der Menge feiert.

Es war gerade vor dem Tage, an welchem alles das heilige Kreuz in großer Zeremonie küßt, als dieser Fürst ankam. Die Römer, welche gern alle ihre witzigen Einfälle auf einem Stein, wenn es auch die Statue des Pasquino nicht mehr ist, verewigen, schrieben neben der Frage: warum Joseph schon wieder nach Rom käme? die Antwort: È venuto per baciar Santa Croce.

Sh.

## Stoff zu Parallelen.

#### Josias Graf von Ranzow.

Der Graf Josias von Ranzow war einer der wackersten Kämpen und bravsten Feldherrn seiner Zeit; und doch weiß man wahrlich jetzt von seinen Großthaten nicht mehr viel zu sagen. Der Mann ist uns allenfalls noch darum merkwürdig, daß er am Ende des Heldenlebens von seinem Leibe nur noch ein Paar Fragmente übrig behalten hatte.

Erst diente Ranzow unter den holländischen Truppen; dann den Schweden unter Gustav Adolf im dreißigjährigen Kriege; endlich trat er in französische Kriegsdienste; ward Oberst, General, schwor 1645 der lutherischen Religion ab, und empfing den Marschallsstab von Frankreich. Er war ein Mann von Geist und Beredsamkeit; sprach die vornehmsten Sprachen Europens; war tapfer wie sein Degen; in dem Feuer der Schlacht kalt, wie — ein Salamander hätte ich bald gesagt — wie ein Cäsar. Er schlug die Feinde, wo sie ihm begegneten; eroberte die stärksten Festungen. Man machte mehr Verse auf ihn, als auf das schönste Mädchen; man verglich ihn mit allen Heroen des Alterthums. Und was war das Ende vom Liede? — Er mußte zuletzt, eines bloßen Verdachtes willen, ins Gefängniß wandern; saß ein Jahr darin; kam endlich gerechtfertigt wieder in Freiheit, um ein Paar Monate darauf (1650) an der Wassersucht zu sterben. Von allen seinen Gliedmaßen, die sonst der Mensch doppelt zu haben pflegt, hatte er die Hälfte auf den Schlachtfeldern gelassen. Er hatte nur noch ein Ohr, ein Auge, einen Arm, ein Bein — genug, Mars ließ ihm, wie sich ein französischer Dichter sehr artig über ihn ausdrückte, nichts Ganzes, als — das Herz.

Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le coeur.

Und dies Fragment von Menschen starb — da ward selbst sein militärischer Ruhm vergessen.

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Berlin, 15 Sept. Am 12 Abends kehrte unser König von der schlesischen Reise in die Residenz zurück. Man hat bemerkt, daß diese Reise einen sehr wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth des Monarchen gemacht, und ihm in seinem Gram eine heilsame Zerstreuung gewährt hat. Eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz, von welcher man hier viel sprach, hat jedoch nicht statt gefunden.

Es beweiset die Zartheit der Empfindungen und die Weichheit des Gemüths unsers verehrten Monarchen, daß er seit dem Antritte seiner Regierung nie in Berlin anwesend war, wenn eine Hinrichtung statt fand; so auch diesmal.

Am 12 früh ward nämlich ein junger Mann von 24 Jahren, welcher seine Geliebte und ihre eilfjährige Tochter ermordet, hier öffentlich hingerichtet. Sein Schicksal erregte allgemeine Theilnahme, selbst bei seinen Richtern, da er übrigens sehr gutmüthig sein soll, und zu dieser That durch Eifersucht und andere gehässige Leidenschaften des Frauenzimmers vermocht worden ist. Man erinnert sich in Berlin keines Verbrechers, welcher mit dieser Resignation und einer gewissen Unbefangenheit und Heiterkeit das Blutgerüst betreten. Es ist psychologisch merkwürdig, solche Unglücklichen in den letzten Stunden auf ihrem letzten Gange zu beobachten, die verschiedenen gewaltsamen Bewegungen des Gemüthes zu bemerken, zu sehen, wie die höchste Furcht noch immer mit der Hoffnung kämpft, und wie endlich der Glaube an diese Tröstерin untergeht, und nun den Armen nichts bleibt, als das gräßliche Gefühl der Vernichtung und der öffentlichen Schande. Alle diese Aeusserungen des innern Menschen nahm man an jenem Unglücklichen nicht wahr. Man hätte glauben sollen, er ginge einen Freund zu besuchen, welchen er lange nicht gesehen, und nach dessen Umarmung er sich sehne. — Eine andere nicht minder merkwürdige psychologische Bemerkung wurde bei dieser widrigen Begebenheit gemacht; daß nämlich von der ungeheuern Menge Zuschauer bei diesem blutigen Schauspiele nur etwa ein Drittel Männer und zwei Drittel Frauenzimmer waren. Man will bei dieser Gelegenheit von letztern, und nur von letztern, öfters Bemerkungen gehört haben, die Kanibalinnen würdig sind. Auch der Aberglaube trieb hier wieder sein tolles Spiel, und mehre Blutstropfen von dem Hingerichteten aufzutreiben, um Gott weiß, wofür alles, zum Talisman zu dienen.

Als eines der glücklichsten Ereignisse dieser Zeit ist es zu betrachten, daß der Sequester auf königlich-preussisches und Privateigenthum im Großherzogthum Warschau, auf den Antrag des Kaisers Napoleon, aufgehoben ist. Diese Nachricht, welche vor einigen Tagen hier ankam, hat jedoch durchaus bis heute noch keinen vortheilhaften Einfluß auf den Kurs unserer Staatspapiere geäussert, welches unbegreiflich scheint, aber übrigens in unsern Zeiten, wo das Unbegreifliche an der Tagesordnung ist, nicht ungewöhnlich ist. Man behauptet, daß durch dies frohe Ereigniß dem Staate und den Unterthanen des Königs von Preussen über 24 Millionen Thaler gerettet worden; welche ungeheure Summe für uns Armen!

Unser würdiger Staatskanzler, der Freiherr von Hardenberg, wird erst in acht Tagen zurückerwartet. Bald nach seiner Ankunft wird das neue Finanzsystem in Wirksamkeit treten. Vom 15 Oktober an sollen die Accisgefälle nach einem neuen erhöhten Tarif erhoben werden. Eine sehr ergiebige Quelle des Einkommens ist dem Staate dadurch eröffnet, daß auch auf dem platten Lande die Accise eingeführt wird. Für die Folge soll z. B. allgemein von jedem Scheffel Korn, welcher verbraucht wird, ein halber Thaler preussisch Courant bezahlt werden, welches bei der großen Wohlfeilheit des Getraides die Konsumenten nicht drücken kann. Ueberhaupt sind von allen Staatsabgaben die indirekten diejenigen, welche den Unterthanen am wenigsten fühlbar sind. Mit dem Oktober werden auch die eigentlichen direkten Abgaben, Vermögenssteuern u. s. w. ihren Anfang nehmen.

Unsere Universität wird nun wirklich zum 1 Oktober eröffnet. Schmalz ist zum Direktor, Schleiermacher zum Dekan der theologischen, und von Savigny der juristischen Fakultät ernannt; in Hinsicht der medizinischen Fakultät schwankt man aber noch zwischen Reil und Hufeland. Die Theologen de Wette und Marheinecke, der Jurist Biener aus Leipzig, Horkel für Chemie und Physik, Bök aus Heidelberg für alte Literatur, der berühmte Schwede Jabo-Oltmanns aus Paris für die Astronomie, sind ausser den schon bekannten als Professoren angestellt. Von hiesigen Gelehrten sind bei der Universität noch angestellt: Heindorf für die griechische Literatur, Zeune für die Erdbeschreibung, und von der Hagen als ausserordentlicher Professor der altdeutschen Literatur. Der Lektions-Katalog für das erste Semester wird noch in diesem Monate erscheinen.

Vor wenig Tagen hatten wir wieder einen Besuch des entthronten Königs von Schweden, Gustav Adolphs. Er kam aus Sachsen und ging hier durch, entweder nach Schweden, oder nach Rußland. Von Seiten des hiesigen Gouvernements ward ihm ein Offiziant nachgesandt, der ihn dahin vermögen sollte, sich in keinem preussischen Hafen einzuschiffen.

H.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 80. — den 6 Oktober 1810.


## Die Organisation des baierschen Staates.

Unter den politischen Stürmen, wie seit einem Jahrtausend die europäische Welt keine ähnliche erfuhr, bildete sich im Süden Deutschlands das neue Königreich **Baiern** aus. Der tugendhafteste Monarch, von großen und vielfach bewährten Staatsmännern umgeben — Tugend und Staatsklugheit im seltenen Bunde — gründete gleichsam ein neues Reich, dem Geiste der Zeiten entsprechend. Eine ähnliche Verfassung, wenigstens ähnlich im Wesentlichen, würde im Lauf des verflossenen Jahrtausends Baiern zum vorherrschenden Staat im Mittelpunkt Europens gemacht haben — dann hätten wir vielleicht nie von einem Oesterreich vernommen, dessen Lande größtentheils in vorigen Zeiten Bruchstücke des baierschen Reiches waren.

Die gegenwärtige Verfassung und innere Einrichtung Baierns verdienen daher wohl des Staatsmannes und des philosophischen Beobachters Aufmerksamkeit in vorzüglichem Grade. Sie sind so einfach, klar, in allen Theilen so enge verwandt, aus allen Theilen so harmonisch und fest zum Hauptzweck hinwirkend: daß das Ganze nicht in einer Folge von Jahren, sondern durch einen Guß entstanden zu sein scheint, und das Gepräge eines und desselben Geistes trägt.

Das königlich-baiersche **Regierungsblatt** lieferte regelmäßig die verschiedenen organischen Gesetze und Verfügungen, wie sie von Jahr zu Jahr erschienen. Neu gesammelt wurden sie seit 1809, und planmäßig geordnet in dem **Handbuch der Staatsverfassung und Staatsverwaltung des Königreichs Baiern** (München, 8. 1809 und 1810), wovon bis jetzt vier Bände erschienen sind. Aus diesen Quellen ward die nachfolgende kurze Darstellung der jetzigen Organisation des baierschen Staates geschöpft.

D. H.

---

Einheit der Verfassung, Gesetze, Maaße, Münzen, Gewichte, Steuersysteme und der Territorialeintheilung.

Nachdem der ehmalige Kurfürst von Pfalzbaiern, **Maximilian Joseph**, am ersten Jänner 1806 als **König von Baiern** proklamirt und wieder in die Würde seiner ältesten Vorfahren erhoben worden war, gab er den verschiedenen Bestandtheilen seines Reichs im Maimonat des Jahrs 1808 eine **gleichförmige Verfassung**.

Es wurden daher alle besondere Rechtsame einzelner Provinzen aufgehoben. Der Unterthan hatte von nun an überall nur **einerlei** Vaterland, **einerlei** Gesetz, **einerlei** Steuersystem; die blau und weiße Kokarde ward das National- und Erkennungszeichen **aller** Baiern; allgemeine Freizügigkeit im Innern des Reichs erklärt, und die **Leibeigenschaft**, wo sie irgend noch war, mit allen ihren Spuren, als da sind Leibzinse, Todtenfall, Abzugsgebühren u. dgl. m. ohne Entschädigung aufgehoben. Nur wo die Leistungen des Leibeigenen mit dem Gutsbesitz in unzertrennlicher Verbindung standen, wurde sein Verhältniß zum Grundherrn nach den Gesetzen über das nutzbare Eigenthum geschlichtet. — Zur Erleichterung des Verkehrs im Innern und mit dem Auslande wurde **Einförmigkeit der Maaße, Gewichte und des Münzfußes** eingeführt, und für das Längenmaas der altbaiersche Fuß (bei + 13° Reaumur gleich 129 38/100 Pariser Linien) als Einheit angenommen, der in zwölf Zoll, jeder zu zwölf Linien, getheilt ist; für die Flüssigkeiten ward die Maaskanne (zu 43 Dezimal-Kubikzollen), für das Getraide die Metze (zu 34 2/3 Maaskannen), für das Gewicht das baiersche Pfund von 32 Loth (gleich 560 Grammen französischen Gewichts) als Einheit aufgestellt; das Nürnberger Medizinalgewicht im ganzen Königreich, und in Rücksicht des Münz-

fußes der bekannte Konventionsfuß als allein geltend beibehalten. Eben so wurden die mannigfaltigen, oft sehr lästigen, und ungleichen Personalsteuern, die in den verschiedenen Provinzen bisher statt gefunden hatten, in ein allgemeines Familienschutzgeld verwandelt, welches jedes Familienoberhaupt in Zukunft (nur Militärpersonen im Dienst sind ausgenommen) nach Maasgabe des Standes und Vermögens dem Staate alljährlich entrichten muß. Die geringste Klasse zahlt zwanzig Kreuzer, die achte oder höchste Klasse (deren jährliche Gesammtsteuer von Vermögen, Gewerben, und direkten Auflagen zweihundert Gulden übersteigt) zwölf Gulden.

Die Einheit des Ganzen und die Vereinfachung der Verwaltung noch besser zu bezwecken, wurde das ganze Königreich, ohne Rücksicht auf die bisherigen Provinzen, in möglichst gleiche Theile, jedoch mit Beachtung der natürlichen Grenzen, eingetheilt. So entstanden fünfzehn Kreise, deren kleinster (der Mainkreis) 42, deren größter (der Innkreis) 176 1/4 Geviertemeilen Flächenraums empfing. Zwar litt die Zahl dieser Kreise nach dem Wiener Frieden eine Abänderung, doch das Wesentliche der Einrichtung blieb. — Wie die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden der Kreise organisirt, und in harmonischem Verband mit der höchsten Gewalt stehen, werde ich in der Folge zeigen.

Der baiersche Adel. Die Mediatisirten. Die Majorate.

Der Adel in Baiern behielt bei der großen Umschaffung zwar seine Titel, auch seine durch das Gesetz beschränkten gutsherrlichen Rechte, ohne aber in der Nationalrepräsentation einen besondern Stand zu bilden, ohne auf Staatsämter und Pfründen ausschließliche Rechte, oder von den Staatslasten Ausnahmen zu geniessen.

Die mediatisirten Fürsten, Grafen und Herrn, dem einzigen Souverain des Königreichs untergeordnet, empfingen jedoch in allen sie betreffenden Klagen ein privilegirtes Forum, und in peinlichen Fällen (nur mit Ausnahme der Militärverbrechen) das Vorrecht einer Austrägalinstanz, das heißt, durch Richter ihres Standes gerichtet zu werden. Auch können sie zur Verwaltung der ihnen bleibenden Einkünfte (der grundherrlichen Abgaben, Concessions-Gelder, Domänen-Ertrage u. s. w.) und Rechte (sie behalten die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit erster und zweiter Instanz, Lokal-, Forst- und Jagdpolizei, Vormundschafts-, Kuratel-, Ehegerichtssachen u. s. w.) das nöthige Dienstpersonal anstellen; genau aber wurden ihre Befugnisse von denen des Souveräns unterschieden, so, daß der Angehörige eines mediatisirten Herrn jederzeit baierscher Unterthan bleibt, und jede lokale Anordnung den allgemeinen Landesgesetzen angemessen sein muß. Nach gleichen Grundsätzen hatten diejenigen, welche im Umfange des Königreichs Lehen besaßen, die sie einst von Kaiser und Reich oder überhaupt von einem fremden Lehnsherrn trugen, nun vom Könige zu empfangen.

Dem übrigen Adel ist vorzugsweise vergönnt, auf die Einkünfte eines freien, im Umfange des Königreichs gelegenen Landeigenthums, das nicht unter viertausend Gulden reiner Renten abwirft, mit Genehmigung des Monarchen, Majorate zu errichten. Dagegen wurden alle bisherige Fideikommisse in ihren rechtlichen Wirkungen aufgehoben, oder wenn sie sich zu Majoraten eigneten, auf Verlangen in solche verwandelt. Auch die Majoratsbesitzer geniessen, gleich den Mediatisirten, das Vorrecht eines privilegirten Forums.

Uebrigens ist alles Grundeigenthum, ohne Unterschied der Besitzer und ihrer Rechte, den Abgaben an den Staat unterworfen.

Der baiersche Adel, zurückgedrängt von seinen höhern Ansprüchen, selbst in seinen gutsherrlichen Rechten durch die des Souveräns enge begrenzt, ist also sehr, oder vielmehr ganz verschieden vom Adelthum des Mittelalters. — In so fern ist die baiersche Nation freier geworden, daß die Abgaben nicht mehr auf den Bürger allein lasten, und der leere Geburtstitel kein ausschließlicher Rechtstitel auf die höhern Würden im Vaterlande ist. Mit Zartgefühl wurden übrigens hergebrachte Uebungen geschont, wo diese der Souveränetät und dem bürgerlichen Gemeinwohl unbeschadet fort bestehen konnten.

Der bloße Geburtsadel ist längst durch die öffentliche Meinung zu Nichts geworden. Er besteht zwar auch in Baiern fort, aber ohne Vorzug in der bürgerlichen Welt. Auch können eigentlich nur der Adel des Verdienstes und des Reichthums den Thron mit dauerndem Glanz umringen. Zur Fortdauer des letztern sind die Stiftungen der Majorate angeordnet; leider läßt sich das Verdienst nicht auf gleiche Weise bei den Erben fixiren, wie der Reichthum.

Die Institution der Majorate scheint, wiewohl sie einem Staate in ökonomischer und politischer Hinsicht keinen offenbaren Nutzen gewährt, doch eine sehr unschädliche Begünstigung gewisser Familien zu sein. Sie wird es so lange bleiben, als die Zahl der bewilligten Majorate gering ist. Da sich aber die Fürsten späterer Zeiten nicht durch die früher ertheilten Gnadenbezeugungen ihrer Vorfahren einschränken lassen: ist vorauszusehen, daß auch diese Stiftung von gefährlichem Nachtheil, und zuletzt einst durch ihre eigene Folgen wieder aufgelöset werden könne. Der größte Theil des Grundeigenthums kann endlich in die Gewalt einiger tausend Geschlechter, und der größte Theil des Volks in Armuth und Abhängigkeit übergehn. Es wird dann eine Klasse von Magnaten entstehen, die durch ihren Einfluß selbst dem Thron imponirt, und die Regenten entweder zur Dependenz oder zum Despotismus treiben muß. Die Verarmung des Landes wird entweder gewaltsame Staatsumwälzungen, oder die Aufhebung der Majorate herbeiführen, wie ähnliche Gründe die Aufhebung der Klöster in unsern Tagen bewirken mußten; oder aber man muß glauben, daß zivilisirte Nationen unsers Zeitalters fähig wären, wieder in die Knechtschaftsverhältnisse der mittlern Jahrhunderte zurückzusinken.

Die Geistlichkeit. Religionsfreiheit. Beschränkung der kirchlichen Gewalt. Preßfreiheit.

Auf gleiche Weise, wie der Adel, ist in Baiern die Geistlichkeit beschränkt. Auch sie ist von den öffentlichen Abgaben nicht mehr frei; rühmt sich keiner ausschließlichen Ansprüche auf Würden im Staate; bildet in der Nationalrepräsentation keinen besondern Stand. Das Vermögen der geistlichen Stiftungen wird von Staats wegen verwaltet (nur Lokalstiftungen aus Privatvermögen bleiben der Familie, oder dem Ort, oder dem Kultus gesichert, dem sie gewidmet waren). Das Stiftungsvermögen jeder Religionsparthei wird besonders, und wiederum dasjenige besonders und nach seinen Zwecken verwaltet, was für den Kultus, oder für Erziehung, oder für Wohlthätigkeitsanstalten ursprünglich bestimmt ist. Doch in der Verwaltung der Masse des Stiftungsvermögens wird nicht mehr auf Lokal-, sondern auf das Gesammtbedürfniß Rücksicht genommen; der aus den gemachten Bilanzen des Vermögens und des Bedürf-

nisses hervorgehende Ueberschuß wird zur Fundirung einer Zentralstiftungskasse benutzt, aus welcher Nationalanstalten dotirt, oder Stiftungen vervollkommnet, oder bei erlittenem Verlust unterstützt werden.

Religions- und Gewissensfreiheit ist ein baierisches Staatsgrundgesetz. Die Religionseigenschaft an und für sich schließt niemand vom Genuß der bürgerlichen Privat- noch der Staatsbürgerrechte aus. Baiern hat also keine sogenannte „herrschende Religionspartei". Jedem steht es frei, wenn er die gesetzlichen Eigenschaften hat, den Glauben zu bekennen, der ihm den meisten Trost gewährt. Eltern von verschiedenen Bekenntnissen lassen ihre Kinder in der Religion erziehen, die sie im Ehevertrag auf diesen Fall bestimmten. Fehlt der Vertrag, so wird der Sohn im Glauben des Vaters, die Tochter in dem der Mutter unterrichtet. Hingegen neue Religions- und Kirchengesellschaften dürfen ohne vorhergegangene höhere Prüfung ihrer Glaubensformeln und Verfassungen und ohne Genehmigung des Souveräns nicht eingeführt werden.

So wie die weltliche Regierung sich aller Einmischung in reingeistliche Gegenstände des Gewissens und Glaubens enthält, und nur ihr höchstes Aufsichtsrecht zum Schutz der Gewissensrechte Aller übt: eben so ist die Geistlichkeit von der andern Seite nur auf ihren religiösen und kirchlichen Wirkungskreis beschränkt; überall ist sie den Landesgesetzen untergeordnet; jede ihrer Verfügungen muß daher denselben angemessen, und von den obrigkeitlichen Behörden als gesetzmäßig anerkannt sein; in ihren bürgerlichen Handlungen und Beziehungen steht sie unter weltlichen Gerichten. Ein privilegirter Gerichtsstand wird nur gnadenweise vom Könige einzelnen geistlichen Obern gestattet. Allgemeine Verfügungen, Aenderungen im äussern Gottesdienst und Kirchenwesen betreffend, müssen von der weltlichen Obrigkeit gebilligt werden, ehe sie statt finden dürfen. Ewige oder unwiderrufliche Gelübde sind in bürgerlicher Hinsicht ohne rechtliche Wirkung.

Wie die Gewissensfreiheit, ist auch die Preßfreiheit gestattet; nur ihre Ausschweifungen sind der Aufsicht der Polizei unterworfen. Es gibt in Baiern keine Zensurkommission mehr; aber wenn durch Druckschriften oder Bildnisse die Ehre einer Person, die Achtung für König, Gesetz, Kirche und Sittlichkeit entschieden verletzt, oder schädliche Vorurtheile im Volke verbreitet werden: hat die Polizei Pflicht, die Verbreitung solcher Druckschriften oder Bilder zu hemmen. Verfasser, Verleger, Drucker, und in Ermangelung derselben die Verbreiter, sind für den Inhalt verantwortlich. Darum müssen alle Buchhandlungen, Antiquarien, Leihbibliotheken, Leseinstitute, Bilderhändler u. dgl. bei hundert Thaler Strafe ihre Kataloge der Polizei vorlegen. Und ohne Concession darf (ausser den Meßzeiten) niemand mit Büchern und Bildern handeln. — Nur Zeitungen und alle politische und statistische Zeitschriften stehen unter Zensur.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— • Das „allgemeine Bücherverzeichniß der Michaelismesse vom J. 1810" gibt uns, ausser den zahlreichen Schul- und Kinderschriften, Taschenbüchern und Almanachen (unter diesen drei Kartenalmanache mit einemmal) auch von mancher andern dankenswerthen Bereicherung der deutschen Literatur Anzeige. Am dürftigsten fiel die Geschichte aus. Was zur Beleuchtung der neuern Ereignisse dienen soll, sind meistens nur flüchtige, kleine Broschuren, oder Kompilationen; so hat man deren mehrere zur Geschichte des kaum begonnenen Jahrhunderts. Aber J. Chr. v. Engels Geschichte Ungarns, Ildefons Fuchs Geschichte der mailändischen Feldzüge der Schweizer, verdienen bemerkt zu sein; letztere besonders ist mit großem Fleiß in Benutzung der Quellen behandelt, wie auch Kirchners Geschichte der Stadt Frankfurt am Main. Möchte die „Geschichte der Inquisition in Spanien, aus Aktenstücken gesammelt", leisten, was ihr Titel verspricht. Vermuthlich ist sie blos Uebersetzung aus dem Französischen. Mehr der Unterhaltung, als Belehrung, weihte Kotzebue, der seinen Ruf zur Geschichtschreibung in Preussens Geschichte so vortheilhaft beurkundete, sein bei Leske in Darmstadt herausgegebenes „Blumenkörbchen Klio's."

Reicher ward für Beförderung der Völker- und Länderkunde gesorgt. Von Humboldts „Ansichten der Kordilleren und Monumente amerikanischer Völker", so wie von seinem „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien" empfangen wir die Fortsetzungen; von Krusensterns „Reise um die Welt" eine doppelte Ausgabe. Ausserdem beschrieb uns Crome Brasilien; Ehrmann setzte seine „neueste Kunde von Afrika, nach Quellen bearbeitet", fort; J. G. Dyk beschenkt uns mit einer Darstellung von „Sachsen und Polen"; der Freiherr von Liechtenstern mit einer „statistisch-geographischen Uebersicht Böhmens und Mährens", nach deren gegenwärtigem Zustande; und der vielerfahrne, vielbewanderte Nemnich gibt uns den fünften und sechsten Band seines gehaltreichen Reisetagebuchs, welches Frankreich behandelt; vieler andern kleinern Schriften, Uebersetzungen und Kompilationen nicht zu gedenken.

Ueber Pestalozzi erhebt nur einer diesmal seine Stimme, H. d'Autel, der den Werth der neuen Methode zu prüfen unternimmt; über die Wiedervereinigung der christlichen Religionspartheien spricht ebenfalls nur einer, aber „Friedensworte"; sonst blieben die Angelegenheiten des Tages ziemlich unberührt; der Tod der Königin von Preussen brachte jedoch mehrere Leichenpredigten und Trauergedichte unter die Pressen, auch sogar schon ein Gespräch im Reiche der Todten.

In der sogenannten schönen Literatur, die ihren Namen oft Lügen straft, wenig Ausgezeichnetes. Originell ist aber doch das aus dem Englischen übersetzte „menschliche Elend von James Beresford", welches uns A. Wagner bei Lübek in Baireuth in deutschem Gewande gab; seltsames und nicht übles Gegenstück zu Salzmanns halbvergessenem Karl von Karlsberg. Von C. Th. Beils Gedichten lieferte Schwan und Götz in Mannheim, und von Fr. Hubers Gedichten, die Buchhandlung in St. Gallen ihren Freunden eine willkommene Sammlung; Bodenberg besang die Ströme Germaniens. Interessanter sind, als die Poesie dieser Messe, die Prosaiker. Göthe's Wanderjahre seines Wilhelm Meister, H. v. Kleists Erzählungen und Lafontaine's neuere Romane werden am meisten die Aufmerksamkeit der Unterhaltungssüchtigen anziehen.

Die dramatische Literatur leidet anhaltend den größten Mangel; stände am Ende nicht Kotzebue's fruchtbare Muse den Bühnen bei, sie würden verderben. Die Franzosen haben doch zur Noth noch Aschenbrödelchen und Schwiegersöhne zu sehen; aber unsere Hagemannschen Orgelpetre, das Kleistische Käthchen von Heilbronn, oder Jul. v. Voß Harlekin trösten so schlecht, wie Ifflands Uebersetzungen der französischen Kleinigkeiten.

## Aus Frankreich.

— Vor der Vereinigung des ehmaligen Kirchenstaates und Hollands mit Frankreich, hatte dieses einen Flächenraum von 12,243 geographischen Geviertmeilen, seitdem aber durch den Kirchenstaat einen Zuwachs von 245, und durch Holland eine Vermehrung von 578 Geviertmeilen erhalten. Jetzt beträgt Frankreichs Arealgröße 13,166 Geviertmeilen. — Vorher betrug, nach dem *Almanac impérial*, Frankreichs Bevölkerung nur 38,000,000 Seelen; jetzt durch des alten Kirchenstaats Population mit 900,000, und durch die holländische mit 2,068,438 Seelen bereichert, beträgt sie beinahe 41 Millionen Seelen.

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. September 1810.

| Monatstage. | Barometer. | | Thermometer. | | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmels-Beschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Bei Sonnen-Aufgang. | Bei Sonnen-Unterg. | Bei Sonnen-Aufgang. | Nachm. 2 Uhr. | Bei Sonnen-Unterg. | Nachts. | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. |
| | '' ''' 10 | '' ''' 10 | | | | | | | | | | | | |
| 1 | 27. 1 2 | 27. 1 4 | +13 | +21 | +19 | — | — | — | Thau | W. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 2 | 27. 1 8 | 27. 1 3 | +13 | +21 | +19 | — | — | — | Thau | O. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 3 | 27. 2 0 | 27. 1 4 | +14 | +21 | +18 | — | — | — | Thau | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 4 | 27. 0 4 | 26. 9 4 | +14 | +20 | +17 | Regen | — | Reg. 5 | — | W. | N. W. | — | heiter | bewölkt |
| 5 | 26. 9 7 | 26. 9 0 | +14 | +18 | +16 | Regen | Regen | — | — | N. W. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 6 | 27. 0 2 | 27. 0 6 | +14 | +17 | +15 | — | — | — | — | O. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 7 | 27. 2 2 | 27. 2 8 | +14 | +17 | +15 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | heiter |
| 8 | 27. 2 6 | 27. 2 3 | +12 | +19 | +17 | — | — | — | — | O. | N. W. | — | bewölkt | heiter |
| 9 | 27. 2 2 | 27. 2 0 | +13 | +19 | +17 | — | — | — | Thau | N. W. | W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 10 | 27. 1 6 | 27. 0 4 | +13 | +20 | +15 | — | — | — | Thau | W. | W. | Vorm. | heiter | bewölkt |
| 11 | 27. 0 6 | 26. 9 2 | +14 | +17 | +15 | Regen | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 12 | 26. 8 7 | 26. 9 5 | +14 | +16 | +11 | — | Regen | Regen | — | W. | W.* | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 13 | 26. 9 5 | 27. 0 2 | +11 | +12 | +12 | Regen | — | — | — | W. | O. | — | bewölkt | heiter |
| 14 | 27. 0 5 | 27. 1 8 | +12 | +14 | +12 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 15 | 27. 1 5 | 27. 1 2 | +12 | +17 | +14 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 16 | 27. 1 3 | 27. 1 6 | + 3 | +17 | +15 | — | — | — | Thau | N. O. | N. O. | Vorm. | heiter | bewölkt |
| 17 | 27. 1 4 | 27. 0 9 | +13 | +19 | +17 | — | — | — | Thau | N. | N. | Vorm. | heiter | heiter |
| 18 | 27. 1 4 | 27. 1 3 | +13 | +19 | +16 | Regen | — | — | — | W. | S. W. | — | bewölkt | heiter |
| 19 | 27. 1 3 | 27. 1 5 | +12 | +18 | +16 | — | — | — | Thau | W. | N. W. | Vorm. | heiter | bewölkt |
| 20 | 27. 1 9 | 27. 1 8 | +11 | +18 | +16 | — | — | — | Thau | W. | N. W. | Vorm. | heiter | bewölkt |
| 21 | 27. 1 9 | 27. 1 9 | +11 | +17 | +15 | — | — | Reg. 4 | Thau | N. | N. W. | Vorm. | heiter | bewölkt |
| 22 | 27. 2 0 | 27. 1 7 | +11 | +17 | +15 | — | — | — | Thau | W. | W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 23 | 27. 1 7 | 27. 1 2 | +11 | +16 | +15 | — | — | — | Thau | N. W. | W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 24 | 27. 1 1 | 27. 1 0 | +10 | +16 | +13 | — | — | — | Thau | N. W. | N. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 25 | 27. 1 0 | 27. 1 8 | +11 | +16 | +13 | — | — | — | — | N. W. | N. O. | — | bewölkt | heiter |
| 26 | 27. 1 1 | 27. 1 6 | +10 | +16 | +13 | — | — | — | Thau | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 27 | 27. 1 5 | 27. 1 2 | + 9 | +16 | +14 | — | — | — | Thau | N. | N. | Vorm. | heiter | heiter |
| 28 | 27. 1 5 | 27. 1 9 | + 9 | +16 | +14 | — | — | — | Thau | N. W. | N. W. | — | heiter | heiter |
| 29 | 27. 2 2 | 27. 1 9 | + 9 | +16 | +14 | — | — | — | Thau | N. W. | N. W. | — | heiter | heiter |
| 30 | 27. 1 8 | 27. 1 4 | + 9 | +16 | +14 | — | — | — | Thau | W. | W. | — | heiter | bewölkt |

### Anmerkungen.

Der Herbstmonat gehörte zu den lieblichsten des ganzen Jahrs. Ein heiterer warmer Himmel begünstigte die Spätererndten und das Reifen der Trauben. Zwar eine ganze Reihe von Gewittern streifte am Horizont hin, ohne jedoch anhaltende Regenzeit oder merklich kühlere Temperatur nachzuziehen. Unter diesen Gewittern waren drei nah, nämlich am 10 Nachm. 2 bis 3 Uhr; am 18 Abends 7 bis 10 Uhr; am 30 Abends 8 Uhr; — und fünfe fern, nämlich das vom 10 Abends um 6 Uhr; am 19 Abends 7 Uhr; am 20 Abends 7 Uhr; am 21 Abends 6 bis 8 Uhr; und am 22 Abends 4 Uhr.

---

Die menschlichen Krankheiten, die während dieses Monats das ärztliche Personal der Schweiz beschäftigten, können nur als Fortsetzung der im verflossenen geherrschten angesehen werden. Allgemeiner indessen wurde der gallicht-nervöse Karakter der vorhandenen Abnormitäten der Lebensäusserungen, und Fieber, die rein dieses Gepräge hatten, erschienen durch unser ganzes Vaterland sporadisch und — wenn man will — in Luzern epidemisch; doch bläst die Fama ihre Backen viel zu weit auf, wenn sie die Zahl der dortigen Kranken auf mehrere Hunderte und die Mortalität unter denselben als sehr stark angibt, und von der Humanität der daselbst wachenden Sanitätspolizei, so wie von dem Zusammenwirken der unmittelbar auf die Kranken hinwirkenden Aerzte, muß das Beste für die baldige Beseitigung dieser Krankheit erwartet werden. — Mit der Mitte des Monats — mit der ernstlichern Verbreitung des oben gedachten Krankheitskarakters — fingen die hie und da noch herrschenden Masern an, bösartiger zu werden, und entweder in nervöse oder zuckende Uebel, in Peterschenfieber überzugehen, wo oft Kunst und Willen zu ohnmächtig waren, um die schönsten menschlichen Blüthen zu erhalten.

Nicht selten erschienen über diese ganze Zeit auch starke Diarrhoeen, die hie und da in Gallenruhr, oder in die wahre rothe Ruhr übergingen. Dieses leztere Leiden wurde besonders in dem nördlichen Theil des Kantons Solothurn häufig wahrgenommen, und wird wohl die dasige Sanitätsbehörde zu Maasregeln bewogen haben, die das Weiterschreiten desselben oder traurigere Folgen zu verhindern vermögen.

Zur Vervollständigung dieser Gruppe von Krankheitserscheinungen waren es endlich gallichte Pneumonien, Aphthae, Rheumatismen, Arthritis und die nahen Verwandten von diesen, Hämorrhoidalbeschwerden, die die Feddeschub den Aerzten vorwarfen. S.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 16.)

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend —— Nro. 16. —— den 6 Oktober 1810.

## Bemerkungen

über den in dem Intelligenzblatte zu den Miszellen für die neueste Weltkunde v. 23 Aug. eingerückten Aufsatz: Ueber die Preisaustheilung für Künstler in Bern.

Unter dieser unbestimmten Aufschrift ist dem Publikum gegen die letzthin in Bern bekannt gemachte Kunstpreisaustheilung eine Rüge vorgelegt worden, welche als gewagte Anschuldigung der Partheilichkeit der Richter von diesen sehr wohl übersehen werden dürfte, allein zur Ehre der Anstalt selbst, und aus Achtung für das kunstliebende Publikum überhaupt eine einfache, der Wahrheit durchaus getreue Berichtigung verdient.

Vorerst wird jeder Billigdenkende gerne zugeben müssen, daß es eine sehr schwierige, wenn nicht ganz unmöglich aufzulösende Aufgabe ist, bei Zuerkennung von Preisen über Kunstwerke unter einer beträchtlichen Menge guter Arbeiten eine solche Auswahl zu treffen, durch welche jedermanns Wünsche gleich befriedigt würden, und daß daher der Ausspruch eines einzelnen Kunstkenners sehr auffallend erscheinen muß, welcher die sorgfältige Auswahl und den Entscheid sechs dazu ernennter gänzlich unabhängiger Kunstrichter für ungerecht, zweckwidrig und schädlich erklärt, weil selbiger, wie es scheint, seinen eigenen Ideen nicht entspricht.

Gerade um den Begriff der Gerechtigkeit aufs genaueste zu fixiren, war es gedachter Kunstrichter erste Pflicht, sich pünktlich an die im Programm ihnen vorgezeichneten und öffentlich bekannt gemachten Vorschriften zu halten, und jede Uebertretung derselben, wie sie nach des Kunstkenners Urtheil hätte statt haben sollen, wäre eine Pflichtverletzung und eine offenbare Ungerechtigkeit gewesen, welche gewiß nicht den Beifall eines unparteiischen Publikums erhalten und ausser des Herrn Rezensenten Stimme schwerlich viele andere für sich vereiniget hätte.

Zum andern werden alle diejenigen, welche mit Beurtheilung von Gegenständen der Kunst und des Geschmacks sich jemals beschäftigt, und die Verschiedenheit des Eindrucks der Gefühle und selbst des Kunstsinnes in sich und in andern beobachtet haben, freimüthig eingestehen, daß selbst bei dem in Kunstsachen gebildetsten Publikum über ein und dasselbe Kunstprodukt sehr ungleiche Meinungen herrschen, und insbesondere bei Gegeneinanderstellung von Kunstarbeiten, welche ihrer Verdienste nach sich beinahe die Wage halten, die entgegengesetztesten Urtheile statt finden können, ohne daß dabei jemals einem wahren Beförderer der Kunst zu Sinne gestiegen wäre, Kunstbelohnungen im allgemeinen als schädlich zu erklären. Einen unzweifelhaften Beweis hievon gewähren uns eben jetzt die französischen Blätter, welche sich über die Zuerkennung der Decennalpreise gegenseitig aufs heftigste bekämpfen, dabei aber nichts desto weniger mit allgemeinem Enthusiasmus die Preisausschreibungen selbst als eine der wohlthätigsten Verfügungen ihres Kaisers erheben.

Was endlich den hämischen Wink betrifft, daß Nationalität auf das Urtheil mitgewirkt hätte, und eidgenössische Künstler Berner Künstlern aufgeopfert worden seien, widerlegt sich aus der Vertheilung der Preise selbst.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, die vielleicht schon Vielen genügen werden, erlauben wir uns zur Bestätigung und Unterstützung derselben noch folgende Aufschlüsse über das Einzelne zu geben:

Herrn Dioggs Porträtstück (Nro. 33 des Katalogs) konnte schon aus dem Grunde keinen Preis erhalten, weil es keine neue Arbeit war, und, nach dem Program, nur Arbeiten für die Preise konkurieren konnten, welche im Lauf des verflossenen Jahres waren verfertigt worden.

Viehstücke werden jederzeit zu den Landschaften gerechnet, wenn die Eintheilung der Gemälde nur in historische, Landschaften, Porträt und Genrestücke gemacht wird, wie solches in dem Program der Fall war. Erst bei den Unterabtheilungen der Landschaft erhält das Viehstück seine besondere Rubrik. Herrn Geßners Gemälde konnte daher mit Fug als Landschaft den Preis erhalten, obgleich es ein Viehstück war. Zudem war auch das, was darinn blose Landschaft ist, von so meisterhafter Hand, daß selbst nach dem Geständniß mehrerer geschickter Landschaftmahler, kein gegenwärtiges Landschaftstück in diesem Punkt damit in Vergleichung kommen konnte.

Die Verdienste des Gemäldes von Herrn Meuron wurden von den Richtern nicht mißkannt, und es ist dasselbe auch neben dem des Herrn Geßner für den ersten Preis im Vorschlag gewesen. Man glaubte aber der größern Kunstfertigkeit in der Arbeit des Herrn Geßner selbst vor dem schönen Gegenstand und dem schönen Effekt des Herrn Meuron den Vorzug geben zu sollen.

Das Programm, welches den Richtern zur Regel diente, schien hauptsächlich auf Aufmunterung der praktischen Kunstfertigkeit hinzuweisen, welche denn auch eigentlich allein durch Fleiß erreicht und mit Sicherheit bestimmt werden und auch einzig die Sache der Aufmunterung seyn kann — und auch die Ausbildung des wahren Künstlers erst ganz vollendet.

Eben so wenig als das Gemälde von Herrn Meuron war das von Herrn Lori, Sohn übersehen worden. Der verschiedenen Vorzüge desselben aber ungeachtet fand man dennoch Spuren eines weniger geübten (obgleich sehr talentvollen Künstlers im Oehlmahlen) darin; wie z. B. in einigen Härten der Farbe, in mehr dann einem Verstoß gegen die Luftperspektive und in andern mehr; so daß man dasselbe, in Rücksicht des eigentlichen Oehlmahlens, weder den Gemälden der Hrn. Geßner und Meuron an die Seite setzen, noch selbst dem von H. König, das ein Accessit erhielt, vorziehen zu können glaubte,

welches in der That mehr Freiheit und einen geübtern und geistreichen Pinsel verriethe.

Daß nicht die kleinern Gemälde des Herrn König statt seinem größern das Accessit erhalten hatten, lag schon darin, daß diese Gemälde wegen ihrer frühern Verfertigung, indem sie schon mehrere Jahre alt waren, laut dem Programm, für keinen Preis in Vorschlag kommen konnten.

Auch die schönen Lavisszeichnungen der Herren Lori, Vater und Sohn, konnten wegen Nichterfüllung des vorgeschriebenen Bedings, von Größe des Formats, für den ersten Preis der Landschaftzeichnung nicht in Vorschlag kommen. Die eine Zeichnung von Herrn Lori, Vater erhielt aber denjenigen Preis, für welchen ihr Format ihn zu konkurrieren gestattete.

Mit dem Rathe endlich, welchen der Herr Verfasser am Schlusse seines Aufsatzes giebt: Bei künftigen Ausstellungen die Sorge die Kunstwerke zu würdigen dem aufgeklärten Publikum selbst zu überlassen, möchte es wohl schwerlich ernstlich gemeint seyn, es wäre denn, daß sich derselbe seine werthe Person ganz vorzüglich dabei gedacht hätte.

Ohne über das Unbestimmte und Schwankende, das im Begriff eines über Kunst urtheilenden aufgeklärten Publikums liegt, Worte zu verlieren, so zeigt sich schon aus dem Zweck einer Ausstellung, daß dieser Gedanke in der Ausführung nicht anwendbar ist: Soll nämlich dieselbe mehr als eine leere zwecklose Bilderparade, soll sie eine Gelegenheit zur Bildung des öffentlichen Geschmacks und selbst wahre Belehrung und Aufmunterung für Künstler werden, so bedarf dieselbe einer öffentlichen von Kunstkennern ausgesprochene Beurtheilung, welche darum für nicht weniger als unerläßlich ausgegeben wird, allein, von einer höhern Orts ausgewählten Anzahl vor jedem Verdacht der Partheilichkeit frei erklärter Richter mit Zartgefühl und Schonung für die Talente ausgesprochen, auf alle Fälle bei dem Kunstliebenden Publikum und bei den Künstlern selbst mehr Gewicht haben, und auf dasselbe einen tiefern Eindruck machen wird, als das Anstaunen und Loben der unberufenen Menge, oder der eben so unsichere Ausspruch irgend eines Winkelrichters.

---

Im Verlage der

**J. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg** ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

**Kapp, G. L. C. Dr.** Rezepttaschenbuch über den zweiten Theil der preußischen Landespharmakopoe. 8. 1808. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 Gr.

Man erwarte hier keine Sammlung von lauter schon bekannten Rezepten aus anderer Aerzte Schriften mechanisch zusammengetragen. Mit Ausnahme weniger Formeln rühren die Verordnungen alle von der Hand des Verfassers her, und es muß daher diese Schrift als ein selbstständiges, wissenschaftliches Werk betrachtet werden. Bei der Composition der Arzneimittel sind die neuesten Beobachtungen über die Verwandtschaft der Stoffe glücklich benützt. Der erfahrne Arzt wird aber auch zugleich eine durchgängige Rücksicht auf die Modifikationen bemerken, welche die Kraft des lebendigen Organismus in den Gesetzen der chemischen Wahlanziehung hervorbringt. Der Verf. ist gleichweit entfernt von blinder Empirie und von dem vor einiger Zeit so beliebten chemischen Dogmatismus.

**Gebhard, M. A.,** Fragmentarischer Versuch zur Begründung einer neuen Wissenschaft, Chronometrie genannt. Mit einer Kupfertafel. 1808. 8. 24 kr. oder 6 Gr.

Ein scharfsinniger Versuch, parallel der Geometrie, der Wissenschaft des Raums, und des Raumerfüllenden, eine neue Scienz zu organisiren, die Wissenschaft jener zweiten Form unsers Denkens, der Zeit. Wie die Chronometrie von der Grundanschauung der Linie ausgeht, findet der Verfasser im Ton das entsprechendste Symbol der Zeit; Tönen ist das innerste Seyn, die Seele aller Wesen. So verspricht diese Wissenschaft für die Theorie der Musik die wichtigsten Resultate; es schließt sich diese Schrift an die schönen akustischen Versuche eines Chladini und anderer an, während sie zugleich an manche ältere Vorstellungen von einem Zusammenklang aller Dinge, von einer Harmonie des Universums, erinnert.

Diogenis Laertii de vitis dogmatibus et apophtegmatibus liber decimus graece et latine separatim editus atque annotationibus illustratus a Carolo Nurembergero Editio secunda. 1808. 8 maj. 1 fl. oder 16 Gr.

Wer in der Geschichte der Philosophie nicht ganz Fremdling ist, der weiß, daß unter den originellen Denkern des Alterthums der so oft verkannte und mißverstandene Epikur unstreitig eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist. Ueber diesen wunderbaren Mann einen alten und unbefangenen Referenten zu hören, ist gewiß nicht ohne Interesse. Der Herausgeber gegenwärtiger Schrift darf daher wohl auf den Dank der Gelehrten und Gebildeten rechnen, daß er aus dem bekannten Werk des Diogenes von Laerte das zehnte, dem Epikur betreffende Buch abdrucken ließ, und mit einer fortlaufenden, wohlgelungenen lateinischen Version, mit gründlichen Noten und einer sehr befriedigenden Abhandlung über die Tendenz der epikurischen Philosophie begleitete.

Obige Werke findet man bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---

**Joh. Gottl. von Eckharts Experimental-Oekonomie,** über das animalische, vegetabilische und mineralische Reich, oder vollständige Haushaltungs- und Landwirthschaftskunst. Verändert mit Anmerkungen und Kupfern begleitet vom Cammerrath Succow. gr. 8. Leipzig bei Hinrichs 1810. 2 Thlr. 12 Gr.

Dieses wichtige Werk behandelt ausführlich und mit der größten Genauigkeit alle Theile der Oekonomie, ist nach eigner langer Erfahrung und kostspieligen Versuchen (deren Resultate der Landwirth mit 1 Procent auf und ab in jeder Gegend und Boden als erprobt ausüben kann) ausgearbeitet, und verdient daher die Aufmerksamkeit jedes angehenden und praktischen Forstmanns und Oekonomen in gleich hohem Grade; ja es behauptet (nach dem Urtheile eines sachkundigen öffentlichen Lehrers der Oekonomie, des Hrn. Prof. Leonhardi) den Rang vor allen ähnlichen Werken, so zahlreich dieselben auch immer seyn mögen. Wir glauben daher weiter nichts hinzusetzen zu dürfen, als daß die Brauchbarkeit dieses Werks noch durch neun Kupfertafeln und ein sehr gutes Sachregister erhöhet wird.

**Tägliches Morgen- und Abendgebetbuch,** nebst Gebeten bei mehrern Gelegenheiten und Vorfällen im menschlichen Leben, von F. E. A. Heidenreich, Pastor sen. und Consist. Assessor zu Merseburg. 8. Lpz. bei Hinrichs 1809. 16 Gr. auf Velinp. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser dieser Schrift, dessen Kommunionbuch für Gebildete zur würdigen Feier des heil. Abendmahls vortheilhaft bekannt ist, theilt die Betrachtungen, die er an dem Morgen und Abend eines Tages und bei andern wichtigen Veranlassungen anstellte, und die dann so natürlich in Gebet übergiengen, gründlich, faßlich und herzlich mit. Man darf

hoffen, daß es Gebildete und verhältnißmäßig Ungebildete nicht unbefriedigt benutzen werden, daß auch Schullehrer und Prediger, denen der Verfasser seine Eigenheiten so offen mittheilte, nicht nur selbst einen Vorrath willkommner Ideen für ihren Lehrkreis darin finden, sondern es auch andern für ihre religiöse Bedürfnisse empfehlen können. D. R.

Obige Schriften findet man bei H. R. Sauerländer in Aarau.

---

Im Verlage der

**J. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg** ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

**Stoizner, L. v.**, vollständiger Unterricht in der Bienenzucht, für Landwirthe. Zweite Auflage. 1808. 8. 40 kr. oder 10 Gr.

Die Pflege und Wartung der Bienen bietet, ausser dem ökonomischen Nutzen, so viel Interessantes dar, daß auch die Beobachtungen der größten Naturforscher diesen Gegenstand noch nicht erschöpft haben. Desto willkommener wird ein Werk seyn, welches Alles, was bisher über dieses merkwürdige räthselhafte Thiergeschlecht bemerkt ist, und in einer so großen Menge zum Theil weitläufiger und kostbarer Werke sich zerstreut findet, in gedrängter und doch leicht verständlicher Kürze enthält, und über die Wartung der Bienen die lichtvollsten und nützlichsten Belehrungen giebt.

**Vieharzneibuch**, allgemeines, oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Rindvieh, Schaafe, Schweine u. s. w. warten, ihre Krankheiten erkennen und heilen soll. Nebst vielen dienlichen Fürsehungs- und Heilungsmitteln bei eintretenden Hornviehseuchen, und einem alphabet. Register. 45 kr. oder 12 Gr.

Bei der großen Vollkommenheit, welcher sich die meisten Zweige der Oekonomie nähern, fehlte es noch immer an einem durchaus befriedigenden, auch für die Fassungskraft des Landmanns berechneten Buch über die Krankheiten des Viehes, ihre Erkenntniß und Heilung. Gegenwärtige Schrift füllt diese Lücke aus. Der Landmann, welcher sich die hier gegebenen Vorschriften zueignet, wird nicht in Gefahr sein, sein Geld an unwissende Menschen, die sich für Vieharzte ausgeben, hinzuwerfen: er kann sich selbst helfen, und zwar für alle Fälle; er wird das Vergnügen haben, die Gesundheit seines Viehes, welches doch einen großen Theil seines Reichthums ausmacht, mit geringen Kosten zu sichern und zu erhalten.

**Wedekind, G. Ch. G., Dr.**, Abhandlung von der wahren Kenntniß und Kur der Krankheiten der ersten Wege, und von den Krankheiten, die von der widernatürlichen Affektion derselben entstehen und mit derselben verwickelt sind. Aus dem Lateinischen, mit Anmerkungen. Zweite Auflage. gr. 8. 1808. 1 fl. 15 kr. oder 20 Gr.

Diese merkwürdige Schrift eines unserer geschätztesten Aerzte, verdiente wohl eine Bekanntmachung in unserer Muttersprache. Die Ansichten des Verfassers sind einer um so ernstern Beherzigung werth, da derselbe, unabhängig von einseitigen Systemen, hier, wie in allen seinen Schriften, nur der Natur zu folgen bestrebt war. Die Anmerkungen enthalten mehrere der entgegengesetzten Ansichten anderer Aerzte; sie geben eine fast vollständige Literatur dieses Gegenstandes, und setzen den denkenden Leser in Stand, mit freiem Urtheil sich zu entscheiden.

---

Bei Hanischs Erben in Hildburghausen ist in leztverflossener Ostermesse erschienen:

**J. F. Facius Alesio.** Ein Roman. 8. 22 Gr.

**J. F. E. Lotz**, Ideen über Zucht und Arbeitshäuser und ihre zweckmäßige Organisation. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

**D. M. Luthers**, kleiner Katechismus nach den Bedürfnissen unserer Zeiten. 8. 6 Gr.

Man findet obige Schriften bei H. R. Sauerländer vorräthig.

---

Bei Huber und Comp. in St. Gallen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Die mayländischen Feldzüge der Schweizer von Ildephons Fuchs, Pf. zu Engelburg bei St. Gallen. Erster Theil. 8. 1810. 3 fl. 36 kr.

In einem Zeitalter wo der Ruhm großer Kriegsthaten so oft Bewunderung erweckt, erscheint zur rechten Zeit die Schilderung der musterhaften, thatenreichen Feldzüge unserer Väter. Der Verfasser beschreibt mit historischer Würde und Wahrheitsliebe diese Thaten, erweckt in dem Leser hochsinnige Gefühle, und befriedigt den strengsten Geschichtsforscher durch die gewissenhaft bezeichneten, meist noch ganz unbenutzten Quellen, aus denen er mit viel Geschmack und sorgfältiger Auswahl geschöpft hat. Die ganze Nation muß dem Autor Dank wissen; denn sie findet hier ihre Ehrenrettung, der sie bis auf unsere Tage von den Geschichtschreibern beinahe aller Nationen ungerechter Weise beraubt war. — In dem zweiten Theile, wo das große Interesse der Geschichte erst recht geweckt wird, versprechen wir uns von dem so unermüdet forschenden Verfasser verdoppelten Eifer, des großen Gegenstandes würdig.

---

Im Verlage der

**J. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg** ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

**Landwirthin**, die wohlerfahrne, in ihrem Hauswesen, oder Unterricht für Hausmütter, zur klugen Besorgung ihrer Geschäfte in der Küche, in der Speisekammer, im Garten, Viehstalle u. s. w. nebst einem Anhange von der Wartung der Bienen und einem Haushaltungskalender. Dritte vermehrte Auflage. 8. 1808. 54 kr. oder 12 Gr.

Dieses nützliche Buch, welches nun schon drei Auflagen erlebt hat, umfaßt in möglichster Kürze die mannigfaltigsten Gegenstände, welche eine Hausmutter und Landwirthin interessiren. Gegenwärtige Ausgabe zeichnet sich vor den frühern durch eine reichliche Anzahl von Verbesserungen und Zusätzen aus; besonders gilt dies von dem dritten Kapitel, von der Viehzucht, einem Zweig der Landwirthschaft, wo auch der geübteste Oekonom nicht auslernt. Auch hat der Herr Verf. dieser Ausgabe einen doppelten Anhang beigefügt, wovon der erste sich über die Wartung der Bienen verbreitet, und der zweite einen Haushaltungskalender enthält; d. h. eine Uebersicht der Wirthschafts- und Gartengeschäfte für jeden Monat.

Conradi, J. G., die höchstnöthige Reform des Unterrichts in der lateinischen Sprache. 8. 1808. 24 kr. oder 6 Gr.

Wer da weiß, welche ungeheure Menge Zeit in unsern gelehrten Schulen auf das Studium der lateinischen Sprache gewandt wird, ohne daß jedoch der Erfolg und Nutzen mit die-

tem Aufwand von Zeit und Kraft im Verhältnisse steht, der wird dieses Buch, welches eine gänzliche Reform der Unterrichtsmethode im Lateinischen bezweckt, und einen durchaus leichtern, kürzern und zweckmässigern Weg zum Erlernen und gründlichen Verstehen dieser Sprache zeigt, mit Freuden aufnehmen.

**Kramer, M.**, praktische italienische Grammatik, oder vollständige und systematische Anleitung zur leichten Erlernung der italienischen Sprache. Neunzehnte Auflage. 8. 1808. 1 fl. oder 16 Gr.

Kramers Werke für das Studium der schönen italienischen Sprachen behaupten in den Augen Sachverständiger fortdauernd ihren Werth. Auch gegenwärtige Grammatik zeichnet sich durch Gründlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung rühmlich aus. Sie hält ein glückliches Mittel zwischen der ermüdenden Weitläufigkeit einiger, und der unbefriedigenden Kürze anderer Werke von ähnlichem Inhalt. Sie lehrt mehr durch lebendige Beispiele als durch allzustarke Regeln. Ausserdem empfiehlt sich gegenwärtige Ausgabe durch mancherlei interessante Zusätze und durch Abkürzung einiger allzuwortreich abgehandelten Gegenstände.

**Handbuch** der Naturlehre zu Vorlesungen und dem Privatgebrauche. Mit Kupfern. gr. 8. 1808. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 4 Gr.

Wenn die Natur uns allen gehört, so darf die Kenntniß derselben auch auf keine besondere Klasse von Menschen eingeschränkt bleiben. Gegenwärtige Schrift hat sich die Aufgabe gemacht, das Interessanteste, was wir über ewig unerschöpfliche Wunder der Natur wissen, in leichter, gemeinfaßlicher Sprache mitzutheilen, und auch dem nicht eigentlich gelehrten, aber wißbegierigen Theil des Publikums den Eingang in das Heiligthum zu öffnen. Ein flüchtiger Anblick des Buchs kann zeigen, wie glücklich der würdige Verf. diese, gewiß nicht leichte Aufgabe gelößt hat.

**Juch, C. W. A.**, Beiträge zur Chemie, Oekonomie und Technologie. Mit fünf Kupfern. gr. 8. 1808. 1 fl oder 16 Gr.

Der Name des um mehrere Zweige des Wissens so rühmlich verdienten Verfassers bürgt schon dafür, daß man auch hier eine gehaltreiche Mittheilung zu erwarten habe. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die größtentheils so überraschend glücklich ausgefallenen Versuche, mehrere kostspielige Luxusartikel und theure Farbestoffe durch einheimische Surrogate zu ersetzen, und die Welt wird dergleichen Versuche mit immer grösserm Dank aufnehmen, je mehr uns in Hinsicht auf manche bisher für unumgänglich nothwendig gehaltene Genüsse die stoische Lehre des Entbehrens eingeschärft wird.

Ciceronis rhetorica seu institutiones artis eloquentiae forensis opera et sumtu cultoris disciplinae Josephi Greyssing, II. Tomi. Editio secunda. 8. maj. 1808. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 Gr.

Ciceros Rhetorik bleibt noch nach beinahe zwei Jahrtausenden ein unübertroffenes Meisterwerk. Es sind nicht todte Regeln künstlicher Schulberedsamkeit; Winke und Lehren sind es, aus der lebendigen Fülle eines grossen thatenreichen Geistes hervorgegangen, der ganz für das öffentliche Wohl sich opferte. Lange schlief diese großartige Beredsamkeit, diese göttliche Kraft der Rede. Napoleons Gesetze haben sie in den von ihm geschaffenen Staaten zum Theil wieder hergestellt, und über bedeutende Zwecke wird wieder öffentlich verhandelt und gesprochen. Darum muß dies Werk eines alten Weisen, welches die wahren Regeln männlicher Beredsamkeit vor Gericht um grosse Staats- und Familieninteressen lehrt, jetzt doppelt wichtig seyn, und der verdienstvolle Gelehrte, der diese schöne und korrekte Ausgabe mit wahrhaft ciceronianischen Geist besorgte, darf wohl auf den Dank des Publikums rechnen.

Pharmacopoea Borussica, oder preußische Pharmakopoe. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Dr. Karl Wilhelm Juch. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit der Arzneitaxe. gr. 4. 1808. 4 fl. 54 kr. oder 3 Thlr. 6 Gr.

Die preussische Pharmakopoe hat durch unverkennbare innere Vorzüge ein klassisches Ansehen gewonnen, und in der That, sie ist vollkommen werth, zur Grundlage ähnlicher Arbeiten zu dienen. Der verdienstvolle Herr Hofrath Juch konnte also dem medizinischen Publikum wohl kein angenehmeres Geschenk machen, als indem er dieses Werk deutscher Einsicht und deutschen Fleißes auch in deutscher Sprache gab, und dadurch demselben einen noch ausgebreiteteren Wirkungskreis verschaffte. Auch hat der Herr Herausgeber den Werth des Werkes durch gehaltreiche Zusätze und Anmerkungen beträchtlich erhöht; und überall auf die neuesten und interessantesten Beobachtungen im Gebiete der Chemie Rücksicht genommen.

**Stoizner, L. v.**, Abhandlungen vom Seiden-, Flachs- und Hanfbau, nebst einem Anhang von einer Art Seide aus Spinnenweben. Zweite Auflage. 8. 1808. 30 kr. oder 8 Gr.

In klarer und einfacher Sprache verbreitet sich der als Oekonom schon rühmlich bekannte Verfasser über seinen Gegenstand; manches vorher unbekannte Verfahren wird gelehrt, mancher neue Wink gegeben, und besonders, was der Verfasser über die Einführung des Seidenbaues in unsern Gegenden sagt, und die Resultate einiger in dieser Hinsicht angestellten, sehr glücklich ausgefallenen Versuche, verdienen gewiß die Beherzigungen aller Vaterlandsfreunde.

---

In der **Andreäischen Buchhandlung** in Frankfurt am Main ist erschienen:

**Journal der Naturwissenschaft und Medizin**: herausgegeben von F. J. Schelver, 1r Bd. 2s Stück mit zwei Kupfertafeln, geh. 1 fl. 12 kr.

Inhalt.



---



Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 81. — den 10 Oktober 1810.

## Die Organisation des baierschen Staates.

(Fortsetzung.)

Der Inländer. Das Bürgerrecht. Der Ausländer. Die Auswanderungen.

Jeder Baier, nach dem einundzwanzigsten Jahr, legt den Bürgereid ab. Nur Eingeborne, oder die, denen durch königliche Erklärung oder durchs Gesetz das Bürgerrecht ertheilt worden ist, können Staatsämter bekleiden, so wie jeder, der in Baiern begütert und ansässig ist. Aber kein Unterthan kann auch, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Monarchen, auswandern oder fremde Dienste und Ehrenzeichen annehmen.

Der Inländer, will er sich ins Ausland begeben, muß daher einen Paß nehmen. Zum Reisen im Innern des Reichs sind ihm, ausserordentliche Fälle vorbehalten, keine Pässe nöthig. Desto strenger werden sie vom Ausländer gefordert, der in Baiern reisen will. Er muß, wenn er sich nur über 48 Stunden an einem Ort aufhalten will, seinen Paß bei der Polizei vorzeigen; hält er sich über einen Monat in Baiern auf, muß er zur Fortsetzung seiner Reise baiersche Pässe nehmen.

Inländischen Handwerksgesellen ist das Wandern ins Ausland nur dann erlaubt, wenn ihrer Profession wirklich durch das Lernen in fremden Ländern Vollkommenheit erwachsen kann. Dann wird ihnen eine dreijährige Wanderzeit gestattet; sie sind während derselben von der Konskription frei; ihre Namen, Stand, Aeltern u. s. w. werden in einem Wanderbuch verzeichnet, aus welchem jährlich der Auszug an das Ministerium des Innern gesendet werden muß; sie müssen ferner alle halbe Jahre der Obrigkeit ihres Geburtsortes Nachricht von ihrem Aufenthalt geben, und sich im Auslande da, wo es sein kann, bei den königlichen Gesandtschaften melden. Vernachlässigungen dieser Pflichten stehen mit Konfiskation ihres Vermögens bedroht. — Eben so strenge ist der Besuch ausländischer Schulanstalten untersagt.

Im Fall aber jemand gestattet wird, von Baiern auszuwandern (Auswanderungen ganzer Familien, oder militärpflichtiger Personen, werden geradehin abgewiesen), empfängt er auch das Recht, sein Vermögen zu exportiren, mit zehn Prozent Abzug, wenn keine besondere Verträge mit dem Lande obwalten, wohin gewandert wird.

Königliche Erbfolge. Großwürdeträger; ihr Kostüm. Baiersches Lebenwesen.

Die Krone von Baiern ist nur in dem Mannesstamme des regierenden Hauses, nach dem Rechte der Erstgeburt und der agnatisch-linealischen Folge erblich. Die Volljährigkeit der königlichen Prinzen tritt mit zurückgelegtem achtzehnten Jahre ein. Die Glieder des königlichen Hauses stehen unter des Monarchen Gerichtsbarkeit. Im Fall der Monarch vor seinem Absterben keinen Reichsverweser während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers gewählt hat, bestimmt ihn die Konstitution.

Der König hat in Angelegenheiten seines Hauses einen Familienrath. Zu den Mitgliedern desselben gehören auch die Inhaber der vier Reichswürden oder Kronämter. Diese sind nämlich ein Kronobersthofmeister, ein Kronoberstkämmerer, ein Kronoberstmarschall und ein Kronoberstpostmeister. Diese Würden sind Lehen, die auf Lebenszeit oder erblich (nach

nach dem Recht der Erstgeburt oder der agnatisch-linealischen Erbfolge) vergeben werden können. Im Range stehen die Großwürdeträger unmittelbar nach den dirigirenden Ministern.

Ihre Wirksamkeit erstreckt sich vorzüglich auf Vermehrung des königlichen Glanzes bei großen Hoffeierlichkeiten. Ihr Kostüm bei solchen Anlässen besteht in einem Kleid von dunkelkornblauem Sammt oder Seide, auf allen Näthen voll reicher Goldstickerei, mit weißem Unterfutter und goldenen Knöpfen. Beinkleider und Weste sind weiß, mit Gold gestickt; weiße Strümpfe und Schuhe: goldener Degen. Ein Mantel von ponceaurothem Sammt oder Seide, mit der nämlichen Goldstickerei, wie das Kleid, und in gleicher Länge, mit Hermelin gefüttert. Eine Halskrause von Spitzen; der Hut vorn aufgeschlagen, mit drei weißen und zwei blauen Schwungfedern, oben an der Hutschlinge mit der Nationalkokarde.

Ausser diesen Thronlehenwürden hat der König auch das Recht, entweder unmittelbar größere Güter, mit deren Besitz die fürstliche oder gräfliche Würde verbunden ist, als Lehen zu ertheilen, und sie werden Thronlehen genannt, oder durch den obersten Lehenhof Landgüter mit eigenen Gerichten als Lehen vertheilen zu lassen, und diese heißen Kanzleilehen. Alle baierische Lehngüter zerfallen in diese beiden Klassen; alle gehen nur vom Könige aus; alle Privat- und Afterlehen mußten daher erlöschen, und wurden, wenn sonst keine Ausgleichung statt fand, in bodenzinsiges Eigenthum verwandelt. (Bodenzinse und Zehnden sind in Baiern aber loskäufliche Lasten. Der Bodenzins ist z. B. mit 25 Gulden Kapital für jeden Gulden Zins frei zu kaufen. Nur der Zinsherr kann das Bodenzinskapital nie aufkünden.)

Während des Königs Minderjährigkeit kann kein neues Lehen verliehen werden; wenn er solche ertheilt, gibt er dieselben vorzüglich aus den Lehen oder Domänen, die nach dem Jahre 1804 der baierischen Krone zugefallen sind, weil das pragmatische Gesetz vom 20 Oktober 1804 die Unveräusserlichkeit der Staatsgüter erklärt hat. Sämmtliche Lehen sind entweder auf Lebenszeit oder erblich verliehen; immer aber Mannslehen, ohne Genehmigung des Lehensherrn unveräusserlich, und durch kein Vermächtniß übertragbar an andere, als an die vom Gesetz bestimmten Erben. Beim Mangel derselben fällt das Gut dem Lehensherrn wieder zurück.

---

Geheimer Rath. Reichsversammlung. Kreisversammlungen. Kreisdeputation.

Die wichtigsten innern Angelegenheiten des Reiches zu berathen, wie z. B. Gesetzesentwürfe, allgemeine Verordnungen, Kompetenzstreitigkeiten der Behörden, Vorgerichtstellung eines Beamten u. dgl. dient dem Monarchen ein geheimer Rath, der nebst den Ministern aus zwölf höchstens sechszehn Personen besteht. Der König selbst und der Kronerbe wohnen den Sitzungen des geheimen Rathes bei, und in Abwesenheit derselben präsidirt der älteste Staatsminister. Der geheime Rath hat übrigens nichts zu entscheiden, sondern nur berathende Stimmen; er hat sogar keine Initiative, sondern tritt nur über die ihm auf Königs Befehl von den Ministern vorgelegten Gegenstände in Deliberation. Daher werden auch nie unmittelbar Vorstellungen an diese Behörde gerichtet.

Mit diesem geheimen Rath des Königs kann von der andern Seite die baierische Reichsversammlung in Verbindung gedacht werden. Diese ist aus der Klasse der Landeigenthümer, Kaufleute und Fabrikanten, welche die höchste Grundsteuer bezahlen, zusammengesetzt. Jeder Kreis sendet dazu sieben Mitglieder, die sechs Jahre in Funktion bleiben, aber nach Verlauf dieser Zeit wieder wählbar sind. Der König ernennt aus ihrer Mitte einen Präsidenten und vier Sekretäre. Der König selbst eröffnet und schließt jährlich die Reichsversammlung; er kann sie auch vertagen und auflösen, im letzten Fall muß aber binnen zwei Monaten eine neue zusammenberufen werden.

Diese Reichsversammlung wählt unter sich drei Kommissionen für die Justiz-, für die Finanz- und für die innere Verwaltungsangelegenheiten des Königreichs. Da nun im königlichen geheimen Rath für die gleichen Gegenstände drei Sektionen sind, setzen sich die Kommissionen mit denselben über die neu zu gebenden Gesetze und Hauptverordnungen, so wie über den jährlichen Finanzetat, in Korrespondenz. Die auf solche Art vorbereiteten Gesetze werden dann vor die Reichsversammlung gebracht von einigen Mitgliedern des geheimen Rathes. Deliberation findet aber nicht mehr statt; kein Repräsentant hat das Wort zu führen, ausser den Mitgliedern der Kommissionen. Das absolute geheime Stimmenmehr entscheidet über die Annahme des Gesetzes.

Verschieden von dieser Reichsversammlung sind die Kreisversammlungen. In jedem Kreise des Königreichs wird nämlich eine solche Versammlung aus denjenigen vierhundert Landeigenthümern, Kaufleuten oder Fabrikanten gebildet, welche, nach dem Verhältniß von 1 zu 1000 Einwohnern, die höchste Grundsteuer entrichten. Von ihnen werden die Nationalrepräsentanten erwählt. Ferner ernennt der König aus ihrer Mitte eine sogenannte Deputation, welche das Recht hat, die zur Bestreitung der Lokalausgaben nöthigen Auflagen, so wie auch Verbesserungen des Zustandes ihres Kreises vorzuschlagen, und durch den Minister des Innern an den König gelangen zu lassen. Durchs Loos wird jährlich der Austritt des dritten Theils der Kreisdeputation bestimmt.

---

Geschäftskreis vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Oberster Lehenhof. Hoheitssektion. Statistisch-topographisches Bureau. Postwesen. Reichsheroldenamt.

Die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten selbst ist der Leitung von fünf Ministerien (der auswärtigen Geschäfte, der Justiz, der Finanzen, des Innern und des Kriegswesens) übergeben, welche die Vollziehung der Gesetze bewachen, dem Monarchen jährlich über den Zustand ihres Departements ausführlichen Bericht erstatten, und ihm allein verantwortlich sind. Mehrere Ministerien können in einer Person vereint werden, wie dies z. B. der Fall mit dem der auswärtigen Angelegenheiten und des Innern ist. Beiden steht der Graf von Montgelas vor, so wie er auch noch dazu im Dezember 1809 das Ministerium der Finanzen empfing.

Mit dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten ist aber, ausser Besorgung der mit demselben gewöhnlich verknüpften Geschäfte, auch eine Lehen- und Hoheitssektion verbunden, welche, als oberster Lehenhof, alle in das baierische Lehenwesen einschlagende Angelegenheiten behandelt, und als Hoheitssektion die Grenzgeschäfte, die Rechtsame des Souveräns in Rücksicht der im Königreich ansäßigen Fürsten, Grafen u. s. w.; ferner die mit den Freizügigkeitsverträgen, Ein- und Auswanderungen verbundenen Gegenstände und die Leitung der fiskalischen Prozesse besorgt, und auch Oberaufsicht über die

Landesarchive, Plan- und Landkartenkonservatorien führt. Für den letztern Gegenstand ist ein besonderes statistisch-topographisches Bureau organisirt, bei dem unter andern ein Astronom, fünf geographische Feldmesser und fünf Zeichner angestellt sind. Mit diesem Bureau ist seit Oktober 1809 eine topographische Schule verbunden, zur Bildung geographischer Feldmesser und Zeichner. Der König hat ihr eine jährliche Summe von 2000 Gulden ausgesetzt, aus welcher der Gehalt des Lehrers und die Unterstützung einiger Zöglinge bestritten wird.

Eben so ist die Generaldirektion des Postwesens dem Ministerium des Auswärtigen untergeordnet. Erst seit dem Jahr 1808 führt sie die Verwaltung des gesammten Postwesens im Königreich; unter ihr stehen vier Oberpostämter (zu München, Augsburg, Nürnberg und Innsbruck) welche auch in Postreklamationssachen und bei Postbeeinträchtigungen in erster Instanz entscheiden.

Ein Reichsherolden-Amt unter Leitung des gleichen Ministeriums wacht über die Bestimmung des Reichs-Zeremoniels, über Rangverhältnisse, Uniformen, Wappenprüfungen, Ordensarchive u. dgl., und macht über Gegenstände, die Kronämter betreffend, oder über Adelstitel, neue Adelstandserhebungen u. dgl. Vorträge. Diesem Amte sind zwei wirkliche Reichsherolde, als „königliche Boten höherer Art" beigesellt, welche zur öffentlichen Verkundigung großer Begebenheiten und Feierlichkeiten des Reichs, bei Anführung feierlicher Züge u. s. w. gebraucht werden.

---

Geschäftskreis des Finanzministeriums. Steuern, Domänen, Forsten, Bergwerke, Salinen, Münzkommission. Zoll und Mautwesen. Finanzdirektionen. Rentämter. Zentral-Staatskasse.

Das Ministerium des baierschen Finanzwesens hat ebenfalls mehrere Sektionen. Unter ihnen ist die Steuer- und Domänensektion die erste; denn ausser dem Wirkungskreis, welchen ihr schon der Name zueignet, verwaltet sie auch das Landbauwesen, und kommen ihr selbst Vorträge über neue Einrichtungen in der Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, oder über vorzunehmende Veränderungen mit Staatsrealitäten zu.

Auf ähnliche Weise ist auch der General-Forstadministration, ausser der obersten Leitung des Forstwesens in den Forstinspektionen, worin das Land getheilt ist, die Besorgung aller Jagdangelegenheiten übertragen. Die Jagden selbst aber sind, mit Ausnahme des königlichen Leibgeheges und der Reservejagden, verpachtet.

An die Stelle des ehmaligen Zentral-Bureau im Berg- und Hüttenwesen trat im Jahr 1807 das oberste Bergamt, dem alle Berg-, Hütten- und auch Münzämter des Königreichs, sogar die Porzellanfabrik zu Nimphenburg, untergeordnet wurden. Das ganze Reich ist in drei Hauptbergdistrikte getheilt; jedem steht ein Oberbergkommissär vor, der in seinem Distrikt von einem oder mehrern Inspektionskommissären unterstützt ist, und während seines Aufenthalts in München den Sitzungen der Generalbergwerksadministration beiwohnt. Für die Münzen aber ist seit 1808 wieder eine eigene Münzkommission errichtet.

Das Salinenwesen ist hingegen von der Bergwerksadministration gänzlich getrennt, und wird von einer Generalsalinenadministration dirigirt. Die Salinenkasse ist verbunden, monatlich die Summe von 100,000 fl., folglich jährlich 1,200,000 Gulden, baar an die Zentralstaatskasse abzuliefern, ohne den inländischen Salzpreis zu erhöhen; wenn über diese Summe noch reiner Ertrag ist, werden zwanzig Prozent davon in der Salinenkasse, theils zur Belohnung der Angestellten, theils zu neuen Versuchen zurückbehalten.

Für das Zoll- und Mautwesen existirt eine besondre General-Zoll- und Mautdirektion, und zur beständigen genauen Aufsicht über die verschiedenen Mautämter, Hallverwaltungen u. s. w. sind im Königreiche vier Maut-Inspektionen zu Stadtamhof, Nürnberg, Augsburg und Botzen errichtet.

Die ersten Empfangsstationen der ihnen zugewiesenen Gefälle sind die sogenannten Rentamter, deren in jedem Kreise mehrere sind, und durch welche auch die zu leistenden Zahlungen und Ausgaben an Beamte u. s. w. im Lande geschehen. Es gibt ausserdem auch für gewisse Gegenstände noch besondere öffentliche Einnehmer oder Empfänger, z. B. für Aufschläge, Siegelpapiere, Taxen, Braugefälle u. dgl. Sämmtliche Rentämter und Empfänger eines Kreises stehen unter einem Kreisfinanzdirektor, dem zwei Finanzräthe, ein Kreiskassier u. s. w. für seine Geschäfte zugegeben sind. Er hat ausser der Aufsicht über Rentämter auch die über das Steuerwesen, über sämmtliche Staatsgefälle, über alles und jedes Staatseigenthum u. s. w. in seinem Kreise.

Wie nun die Einnahmen der Rentämter in die Kreiskassen zusammenfliessen: so bezieht endlich wieder die Zentralstaatskasse in München alle Geldüberschüsse von den Kreiskassen, von der General-Zoll- und Mautkasse, der Salinen-, Post-, Lotto-, Bergamtskasse, dem geheimen Taxationsamte, dem Lehen-Bureau und der Redaktion des Regierungsblattes. Diese Staatskasse ist einem Zentralstaatskassier anvertraut, der ausser einem Controlleur noch einen besondern Einnahme- und sieben Ausgadebuchhalter als Gehilfen, und die nöthigen Offizianten zu seiner Disposition hat.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Stoff zu Parallelen.

### Ein kaiserlicher Rathgeber.

Unter den Feldherrn Karls des Fünften war auch ein gewisser Anton de Leve, ein Navarrer von Geburt, von ganz gemeiner Herkunft. Aber seinem Kaiser treu, zu jedem Wagestück kühn, verschmitzt und unerschrocken, übrigens ohne Religion, ohne Gewissen — das half. Er schwang sich zu den höchsten Würden. Karl der Fünfte ehrte ihn öffentlich als eins seiner brauchbarsten Werkzeuge. In Mailand mußte er neben dem Monarchen sitzen, und sogar mit bedecktem Haupt. Der Navarrer wollte Umstände machen. „Nein!" rief der Kaiser, und setzte ihm selbst den Hut auf den Kopf; „ein Kriegsmann, der sechszig so rühmliche Feldzüge gethan, mag endlich wohl sitzen, und sein Haupt vor einem dreissigjährigen Kaiser bedecken."

Eines Tages unterhielt sich Karl der Fünfte mit ihm über die verwickelten Angelegenheiten Italiens. „Die vielen Fürstlein da überall herum machen mir den Kopf warm" sagte der Kaiser: „Wie dem abhelfen?"

„Abhelfen?" erwiederte de Leve. „Lassen Sie sie, einen

um den andern, durch treue Leute, ohne daß man weiß, wie? aus der Welt schaffen."

Karl der Fünfte schauderte bei dem Vorschlag: „Wie? was würde dereinst aus meiner Seele werden?" — — „He! Ew. Majestät hat eine Seele?" entgegnete der Navarrer; „dann geben Sie das Regieren auf!"

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

— Das Fragment von einer Stelle in Longus Dafne und Chloe, welches Herr Courier in einem Manuskripte zu Florenz fand (vergleichen Nr. 79 der Miszellen für die neueste Weltkunde dieses Jahrs S. 314) hat eben dieser Hr. Courier in Rom abdrucken lassen, und so der Welt auf immer erhalten.

Unter dem Titel „*Henriette et Adhémar, ou la bataille de Fontenoy*" ist Zschokke's Lustspiel, der „Marschall von Sachsen" ins Französische übersetzt, und wird mit fortdauerndem Beifall auf dem Theater Ambigu-Comique gegeben.

Der Dichter des Trauerspiels Hector, Hr. Luce de Lancival, der vor einigen Monaten in Paris starb, war zu Saint-Aubin im Aisne-Departement im J. 1764 geboren. Er war, ehe Hector seinem Namen Glanz verschaffte, schon Verfasser von mehreren andern literarischen Arbeiten. Sein Trauerspiel Scevola war das erste, was er der Bühne gab, und mit Beifall aufgenommen ward, so vernachlässigt auch der Styl war. Minder Glück machte seine Tragödie Fernandez; selbst sein Trauerspiel Periander, trotz vieler einzelnen Schönheiten, erregte wenig Aufsehen, bis sein Hector erschien, den auch der Beifall Napoleons ehrte. Unter seinen übrigen Schriften bemerkt man vorzüglich das Gedicht *Achille à Scyros* und mehrere kleine Poesien, Fabeln, Couplets, Episteln u. s. w. Die französische Literatur verlor an diesem Mann eine ihrer schönsten Hoffnungen.

## Aus den illirischen Provinzen.

— Nach dem „historisch-statistisch-topographischen Gemälde vom Herzogthum Krain", welches Hr. Heinrich Georg Hoff vor zwei Jahren in drei Theilen (Laibach, 8.) herausgab, beträgt der Flächenraum dieses Herzogthums etwa nur 214 Geviertmeilen, berechnet nach den besten Karten des Landes, die vorhanden sind, nämlich nach denen von Kindermann und Florantschitsch. Nach der neuesten Zählung von 1805 betrug die Population von Krain 427,000 Seelen. Der Viehstand zählte 19,000 Pferde, 58,000 Ochsen, 72,000 Kühe, 134,000 Schafe.

Der Laibacher Kreis, oder Oberkrain ist gebirgigt; hat 1 Kupferschmelzofen, 3 Stahl- und 10 Eisenschmelzen, 44 große Hammerwerke, ein Zinnober- und drei Bleibergwerke. An den in diesem Kreis jährlich ausgebeuteten 53,000 Zentnern Roheisen werden immer gegen 700,000 fl. gewonnen. Die Stadt Laibach mit ihren beiden Vorstädten Krakau und Tyrnau zählt 593 Häuser und ungefähr 9000 Einwohner.

Der Neustädter Kreis, oder Unterkrain, hat längs der Sau guten Getraideboden, hie und da Weinwachs, und einige Eisenbergwerke. Der Handel des in Unterkrain gelegenen Ländchens Gottschee mit Lorbeerblättern, Feigen, Limonen, Datteln, mit denen die deutschen Gottscheer im August und September in andere Länder wandern, wirft jährlich 80,000 fl. reinen Gewinn ab.

Der Adelsberger Kreis oder Inner-Krain besteht aus dem Bezirk von Istria und Tolmein. Hier werden türkischer Waizen und Haidekorn stark angebaut, und das milde Klima begünstigt Obst und Rebbau, Mandeln, Feigen, Oliven, Granatäpfel, Kastanien, Lorbeerbäume. Silber- und Kupferanbrüche gibt es bei Tolmein; berühmter und einträglicher aber sind die Quecksilberbergwerke bei Idria.

## Aus der Schweiz.

— * Während der letzten Kornärndte reisete ich einmal wieder nach dem romantisch gelegenen Freiburg in der Schweiz, welches ich schon lange nicht gesehen hatte. Es war an einem Sonntage, als ich anlangte; die Witterung war schön. Die zahlreichen Schnitter aus dem benachbarten Guggisberg, die wegen der sonderbaren Kleidung der Mädchen und ihrer Sitten dem Reisenden auffallen, schienen sich alle in der Stadt versammelt zu haben, und waren an mehrern öffentlichen Plätzen derselben malerisch gruppirt.

Das Zuströmen des Landvolks von verschiedener Tracht war wegen eines Festes groß, und alle Bewohner der sonst wenig bevölkerten Stadt wanderten in den Straßen herum. Nachmittags that auch ich desgleichen. Als ich gegen die gothische Stiftskirche mit dem schönen Thurm kam, war die Menge größer, das Gewühl stärker. Ich erkundigte mich nach der Ursache, und siehe, man war eben im Begriff — zwei Juden zu taufen. Nach genauerer Nachfrage vernahm ich aber, daß es zwei Handwerksbursche waren, einer von Hamburg, und der andere von Sainte-Croix im Kanton Waadt. Endlich erschienen die Langerwarteten, weiße Wachskerzen in der Hand tragend, mit Blumen und weißen Bändern symbolisch geschmückt, von ihren Pathen und dem geistlichen Bekehrer begleitet, der sehr vergnügt schien, ein Gott so gefälliges Werk gethan zu haben. Ein Schwarm munterer Knaben und Mädchen machte den Beschluß.

In einem Hui war die geräumige Kirche von Menschen voll gepfropft, welche auf Bänke, Stühle, und sogar auf die Kanzel stiegen, um den Taufakt besser zu sehen, der auch nach den in der römisch-katholischen Kirche gebräuchlichen Formen und Zeremonien vollzogen ward. Mit verklärten Gesichtern traten die Scheinbar-Entsündigten aus der Kirche, wozu aber das beträchtliche Opfergeld wohl etwas, und vermuthlich viel, beigetragen haben wird, so wie die Gaben und Geschenke der frommen Pathen.

Viele der Anwesenden schienen über dieses der Kirche und des Zeitalters unwürdige Schauspiel keine besondere Freude zu bezeugen; einige äusserten sogar Unwillen. Wie konnte es auch anders sein, da die meisten wußten, daß die Neubekehrten keine Juden, sondern schon getaufte reformirte Christen waren. Der kleinere Theil gaffte dies fromme Schauspiel mit andächtiger dummer Miene an. Ich meinerseits, so wie viele andere, bedauerte diese Opfer der Proselitensucht, welche die schon sehr große Anzahl der unglücklichen Heimathlosen in den katholischen Kantonen der Schweiz nur noch vergrößern werden. Warum verbietet man dieses Unwesen nicht, da man doch seine ominösen Folgen kennt?

* * * *



Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 82. — den 13 Oktober 1810.

## Die Organisation des baierschen Staates.

(Beschluß.)

Das Ministerium des Innern. Organisation der Gemeinden. Polizei-, Schul- und Kirchenwesen.

Noch zusammengesetzter ist, wie in jedem Staate, auch in Baiern, der Geschäftskreis vom Ministerium der innern Angelegenheiten.

Eine der wichtigsten Abtheilungen in demselben bildet die Polizei-Sektion. Ihre Wirksamkeit verbreitet sich über alle Gegenstände der Sicherheits-, Gesundheits-, Gewerbs-, Sitten- und Gerichts-Polizei, alles was Nahrungsstand und Kreditwesen der Einwohner, Wohltätigkeitsanstalten, Gemeindsverhältnisse, Bürgermilitär, Gendarmerie, staatswirthschaftliche Angelegenheiten, Beförderung der Industrie, des Landbaues u. s. w. betrifft. In den Hauptstädten der Kreise, so wie in andern, die über 5000 Einwohner zählen, sind eigene Polizeidirektoren angestellt, die eine Polizeiwache zu ihrer Disposition haben, und das stehende Militär requiriren können. Sie üben dort die Ortspolizei, und sind für Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit verantwortlich. Ihnen steht die Beaufsichtigung der Fremden, der Arbeitsanstalten (denn Bettelei soll nirgends geduldet werden), des medizinischen Personals, der Apotheken, Begräbnißorte, Straßenreinlichkeit u. s. w. zu. Sie entscheiden in Streitigkeiten zwischen Herrschaften und Dienstboten, Handwerksgesellen und Lehrjungen, Hauseigenthümern und Miethsleuten; bei geringen Injurienhändeln, Marktvorfällen, und strittigen Grenzen der Gewerbsausübung unter Handwerkern; auch haben sie Befugniß, Konfiszirung verbotener Waaren, Arrest auf drei Tage, Geldstrafe bis auf 50 Gulden Betrag zu diktiren. In kleinern Städten ist kein besonderer Polizeidirektor, sondern der Landrichter übt dessen Funktionen. Zwar sind die Landgerichte (das heißt der Landrichter mit seinen Assessoren) wie wir weiter unten sehen werden, eigentlich Justizbehörden erster Instanz; in Polizeisachen aber dienen die Assessoren dem Landrichter als subordinirte Räthe und Gehilfen.

Uebrigens hat jede Gemeinde zur Besorgung ihrer innern Angelegenheiten eigene Behörden. Um eine eigene Gemeinde zu bilden, sind wenigstens fünfzig Familien oder 250 Seelen erforderlich. Die Rechte der Gemeinden erstrecken sich vorzüglich auf das Gemeingut aller Art, Ortsanstalten, Gemeindsauflagen für eigene Bedürfnisse, Frohnen u. dgl. Immer aber können diese Rechte nur unter der Kuratel des Staates geübt werden. Die Gemeinden sind in dieser Hinsicht wie Minderjährige beschränkt, geniessen aber auch die Vorrechte derselben.

In den kleinern Marktflecken und Dörfern (man bezeichnet diese mit dem Ausdruck „Ruralgemeinden") werden die Ortsangelegenheiten unmittelbar durch Gemeindsversammlungen entschieden. Hier sind keine bleibende Vorgesetzte. — In kleinern Städten und großen Marktflecken hingegen, die nicht über fünftausend Seelen haben, wählt die Gemeinde einen Munizipalrath; in größern geschieht das gleiche, aber durch erst ernannte Wahlmänner. Der Munizipalrath wird alle drei Jahre um die Hälfte erneuert.

Zur Handhabung der Ortspolizei in den Ruralgemeinden ernennt das Landgericht einen von der Gemeinde vorgeschlagenen Vorsteher, der das Dorfarchiv verwahrt, königliche Verordnungen verkündet, entstehende Streitigkeiten vermittelt, und

geringe Polizeivergehen bestraft. In kleinen Städten und größern Marktflecken besteht, zur Handhabung der Polizei, neben dem Munizipalrath, der sich keine Polizeisachen zuzueignen hat, ein Gemeindsvorsteher unter dem Namen Bürgermeister, den der Munizipalrath vorschlägt, der Generalkommissär des Kreises aber bestätiget. In größern Städten befinden sich hingegen die oben erwähnten Polizeidirektionen.

Die Verwaltung des Gemeindevermögens, Ausgaben und Einkünfte, und daherige Rechnungsführung, besorgt in kleinen Gemeinden der Vorsteher; in größern aber, oder wo die Gefälle beträchtlich genug sind, wird vom Minister des Innern ein besonderer Beamter dazu ernannt.

Zur Beförderung der Gesundheitspolizei sind im gesammten Königreiche drei Medizinal-Comitteen errichtet, welche die Prüfung der Aerzte, Apotheker, Hebammen, die Aufsicht über sie, über alle Sanitätsanstalten, die Leitung der Vorkehrungen bei Epidemien, Viehseuchen u. a. m. zu besorgen haben. Diese Medizinal-Comitteen stehen unmittelbar unter dem besonders dazu angeordneten Medizinal-Bureau der Polizeisektion. Ausserdem ist bei jedem baierschen Land- und Stadtgericht ein besonderer Gerichtsarzt angestellt, welcher für alle Gegenstände der Medizinalpolizei das Organ der Regierung ist, die gerichtliche Arzneiwissenschaft allein übt, und die Aufsicht über alles ärztliche Personal seines Bezirks führt. Pflichtmäßig muß er unter andern auch, als Material zu einer medizinischen Topographie seines Bezirks, nach bestimmten Vorschriften, fortwährende Witterungsbeobachtungen anstellen und sammeln. Uebrigens ist von Seiten der Regierung Vorsorge getroffen, daß überall die nöthigen Landärzte (auf einen Distrikt von zwei- bis dreitausend Seelen wenigstens einer) zu finden sind.

Eine andere Sektion des Ministeriums vom Innern ist die Generaldirektion des Wasser-, Brücken- und Straßenbaus im Königreich; eine dritte die Generaladministration des Stiftungs- und Kommunalvermögens, welche aus dem Zentral-Rechnungskommissariate des Innern gebildet ist; eine vierte die Sektion der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten.

Man unterscheidet in Baiern genau die eigentlichen Volksschulen von den sogenannten „Studienschulen“. Von letztern gibt es verschiedene Ordnungen. Die unterste Stufe derselben bilden die Primärschulen, wo nur Lesen und Schreiben gelehrt wird; dann folgen die Sekundärschulen; auch von diesen gibt es eine doppelte Gattung. Entweder widmen sich die Schüler dem gelehrten Stande, dann besuchen sie das Progymnasium, von welchem sie ins Gymnasium, dann ins Lyceum oder zur Universität übergehen; oder sie wollen sich nicht eigentlich wissenschaftlichen Studien widmen, dann treten sie in die Realschule, von da ins Realinstitut, und besuchen endlich, wenn sie wollen, auch die Universität. Die Zahl der Realinstitute war im J. 1809 noch auf zwei (zu Nürnberg und Augsburg) beschränkt.

Jeder Ort, der eine eigene Schule besitzt, hat seine Lokal-Schulinspektion (auf dem Lande nur aus dem Pfarrer und einem Gemeindsvorsteher zusammengesetzt, in größern Städten sind eigene Schulkommissäre aufgestellt); Gymnasien und Universitäten haben ihre Rektorate (der Rektor und zwei Professoren als Beiräthe). Ueber das Schulwesen eines Distrikts ist einem Distriktsinspektor die Aufsicht übergeben; die höchste Aufsicht über die Schulen eines ganzen Kreises, und die Handhabung der Schulpolizei ist aber dem Generalkreiskommissär, das heißt der höchsten obrigkeitlichen Person, unmittelbar selbst übertragen, dem deshalb ein Kreisschulrath untergeordnet ist. Der Generalkreiskommissär aber empfängt seine Befehle von der im Ministerium des Innern befindlichen Sektion für öffentliche Unterrichts- und Erziehungsanstalten des Königreichs.

Für das Kirchenwesen hat das Ministerium des Innern eine besondere Sektion, welche die äussere Kirchenpolizei und die Vollziehung der in kirchlicher Hinsicht waltenden Anordnungen besorgt; in Rücksicht der protestantischen Konfessionen aber als Generalkonsistorium eine besondere Abtheilung begründet. Die Generalkreiskommissäre sind, als Repräsentanten des Souveräns und erste Vollziehungsbehörden in ihren Kreisen auch Handhaber der Gesetze in kirchlichen Angelegenheiten; für die protestantischen Gemeinden haben sie die Autorität von Generaldekanen, denen protestantische Kreiskirchenräthe zugeordnet sind. Die Organe des Generalkommissärs sind, für die einzelnen protestantischen Bezirke, die Distriktsdekane; unter diesen stehen die verschiedenen Pfarrer, welche wieder in ihren Sprengeln die Kirchenzucht besorgen. Die protestantischen Kandidaten, wenn sie nach einer Pfarre aspiriren, werden vor dem Generalkonsistorium in München geprüft. Die protestantischen Pfarreien selbst sind in Rücksicht der Einträglichkeit in fünf Klassen getheilt. Die geringste hat wenigstens ein Einkommen von 400 bis 800, die beste eins von 2000 und mehr Gulden. Sechs Jahre nach geschehener Anstellung darf sich ein Pfarrer um Beförderung zu einer bessern Pfründe einer höhern nächstfolgenden Klasse melden.

---

Land- und Stadtgerichte. Appellations-, Oberappellations- und Spezialgericht.

In jedem der baierschen Kreise befinden sich, als erste Instanzen für Zivilsachen oder als Informativbehörden für Kriminalsachen, mehrere Untergerichte. Sie theilen sich, nach dem Lokalverhältnisse ihres Geschäftskreises, in Stadt-, in Land- und in Patrimonialgerichte. Zu den letztern wählt zwar der Guts- oder Gerichtsherr den Justizverwalter, aber im Namen des Königs wird er beeidigt. Die Patrimonialgerichte fallen weg, wenn sie nicht in ihrem Bezirk wenigstens fünfzig Familien aufweisen können. — Dann sind als zweite Instanz in Zivilsachen, als erste für Kriminalfälle, die Appellationsgerichte. Ganz Baiern hatte deren vor Abtretung des italienischen Tirols oder Etschkreises neun. Die letzte Instanz für Zivil- und peinliche Rechtsfälle ist das Oberappellationsgericht in München. In Wechsel- und Handelssachen entscheiden schon die Appellationsgerichte letztinstanzlich.

Die der baierschen Souveränetät unterworfenen Fürsten, Grafen u. s. w., die sich wirklich im Besitz von Patrimonialgütern befinden, haben, wie ich schon oben meldete, in allen sie betreffenden Real- und Personalklagen ein privilegirtes Forum. Die erste Instanz desselben ist bei dem Appellationsgerichte. Dieses Vorrechts geniessen ausserdem die ersten Staats-, Hof- und Militärbeamte (bis zum Generallieutenant, der zugleich Divisionskommandant ist); ferner auch die Majoratsbesitzer und der Präsident des Oberappellationsgerichts, deren Gemahlinnen oder Witwen, und die noch unter väterlicher Gewalt stehenden Kinder.

Statt der sonst für sich vorhandenen Berggerichte, die nun aufgehoben sind, treten den gewöhnlichen Justizbehörden berg-

verständige Assessoren bei. Das Militär hat in Kriminal- und Dienstsachen seine besondere Gerichtsbarkeit beibehalten. Nur durch Anlaß des Tiroler Aufruhrs wurden dort ausserordentliche Gerichtshöfe, unter dem Namen der Spezialgerichte, aufgestellt, welche Staatsverrath, beleidigte Majestät und Aufstandsverbrechen, mit einem sogenannten summarischen Verfahren, zu richten hatten.

Baiern empfängt, zur Vollendung seines Gerichtswesens, ein eigenes bürgerliches und peinliches Gesetzbuch. — Schon durch die Konstitution des Reiches ist bestimmt, daß keine Vermögenskonfiskation mehr statt finden könne, ausgenommen in Fällen der Desertion und Auswanderung. — Dem Könige ist übrigens in Kriminalsachen das Recht der Begnadigung vorbehalten; nie aber darf er, ohne die Staatsgrundgesetze zu brechen, durch Kabinetsbefehle den Lauf der Prozesse unterbrechen, oder jemand seinem natürlichen Richter entziehen.

---

Die Armee. Konskription. Nationalgarden. Reservebataillons. Mobile Legionen. Gendarmerie.

Die regulären Truppen werden in Baiern durch die Konskription alljährlich ausgehoben und ergänzt, wie Frankreich dazu das sehr zweckmäßige und einfache Beispiel gegeben hat. — In Friedenszeiten müssen sich die Offiziere in ihren Garnisonen auf eigene Kosten Quartier, Stallung und Kost besorgen. Die Soldaten vom ersten Unteroffizier abwärts werden einkasernirt; erhalten Brod und einen bestimmten Menagebeitrag zu ihrer Beköstigung. Nur der in einer Provinz kommandirende General ein königliches Gebäude. Werden bei ausserordentlichen Anläßen Truppen in einen Ort verlegt, wo aus Mangel der Kasernen oder anderer großen Gebäude die Soldaten einquartirt werden müssen, gibt ihnen der Bürger Suppe, Gemüse und ein halbes Pfund Fleisch auf die Person (gegen drei Kreuzer Entschädigung, die von der Löhnung abgezogen werden), aber sonst weder Brod noch Getränk.

In den Städten und Marktflecken des Königreichs ist das schon seit frühern Zeiten vorhanden gewesene Bürgermilitär beibehalten; ausserdem aber ist zur Erhaltung der Ruhe in Kriegszeiten eine Nationalgarde organisirt, die in Rücksicht der Formation, Bewaffnung, Kleidung, Löhnung, in Rücksicht der Dienstverrichtungen ganz dem übrigen Militär gleichgestellt ist. Auch hier gilt die Konskription vom achtzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre. Nur Verheirathete, wirkliche Staatsdiener, einzige Söhne, unentbehrliche Gesellen sind ausgenommen; doch kann der Dienstpflichtige für sich einen andern auf seine Kosten stellen.

Diese Nationalgarde ward im Jahr 1809 in drei Klassen getheilt. Die erste Klasse bildeten die Reservebataillons, welche der aktiven Armee einverleibt wurden; jedes Feldregiment erhielt ein solches Reservebataillon. Zur zweiten Klasse gehörten die mobilen Legionen, worunter auch sechsundzwanzig- bis vierzigjährige junge Männer, die nicht ansäßig sind, oder Forstbediente waren, aufgenommen wurden. Jeder Kreis hatte seine eigene Legion, aus vier bis acht Bataillons bestehend, das Bataillon zu vier Kompagnien, die Kompagnie zu 150 Mann (Offiziere, Unteroffiziere und Spielleute nicht gerechnet). Auch die Legionen wurden uniformirt, exerzirt, und in Löhnung, beim aktiven Dienst, dem übrigen Militär gleich gehalten. In die dritte Klasse, welche nur als Erweiterung der gewöhnlichen Bürgermiliz anzusehen ist, werden alle Staatsbürger unter sechzig Jahren eingeschrieben; Staatsdiener, Hof-, Justiz- und Polizeibeamte allein machen, nebst den Geistlichen, eine Ausnahme. Diese Nationalgarden erhalten keine Löhnung, uniformiren sich selbst, und haben nur für Lokalsicherheit zu sorgen, nie aktiven Dienst gegen den auswärtigen Feind.

Zur Handhabung der Polizei existiren sogenannte Polizeicordons und Polizeiwachen; laut der Konstitution des Reichs wird aber noch eine Gendarmerie errichtet.

---

Territorialeintheilung des Königreichs. Vollziehung der Gesetze. Der Generalkreiskommissär.

Schon im ersten Abschnitt dieser Skizze wurde von der Eintheilung Baierns in Kreise und ihrer Veränderung, veranlaßt durch den Wiener Friedensschluß, geredet.

Das Königreich, welches gegenwärtig eine Bevölkerung von ungefähr viertehalb Millionen Einwohnern hat, ist in neun Kreise (oder Provinzen) getheilt, deren jeder eine Volksmenge von beiläufig 400,000 Seelen haben kann. Diese sind der Mainkreis, mit dem Hauptort Baireuth; der Rezatkreis, Hauptort Anspach; der Regenkreis, Hauptort Regensburg; der Oberdonaukreis, Hauptort Eichstädt; der Unterdonaukreis, Hauptort Passau; der Illerkreis, Hauptort Kempten; der Isarkreis, Hauptort München; der Salzekreis, Hauptort Salzburg, und der Innkreis, Hauptort Innsbruck.

Der erste Vollziehungsbeamte und das wichtigste Organ der Ministerien in jedem Kreise des baierschen Staates ist, wie schon aus dem Vorhergesagten erhellt, der Generalkommissär, dem zu seinen Geschäften ein Kanzleidirektor und drei bis fünf Kreisräthe untergeordnet sind. Ihm ist die Vollstreckung der Gesetze und Verordnungen in allen Zweigen der Staatsadministration für seinen Kreis übergeben. Der Kanzleidirektor, als Chef der Bureaux und Archive, so wie die Kreisräthe haben eigentlich nur berathende Stimmen; aber doch sind durch das Gesetz gewisse Gegenstände vorbehalten, welche in kollegialischer Form behandelt werden müssen, und wo wirklich Stimmenmehrheit entscheidet, z. B. in Appellationssachen bei Polizeivergehen, in Gewerbsstreitigkeiten, in strittigen Gemeindsrechten, in Untersuchung und Abstellung der Unterthansbeschwerden, in Entschädigungsfällen bei Brücken-, Wege- und Straßenbauen u. s. w. — Ausser dem Jahrsbericht über den Zustand seines Kreises unter allen Beziehungen, das vortrefflichste Material zur Statistik des Königreichs, muß der Generalkreiskommissär dem Minister des Innern vierteljährlich ziemlich detaillirt Kenntniß vom Faden der laufenden Geschäfte und deren Fortgang ertheilen. So wird die Regierung ununterbrochen von dem unterrichtet, was in allen Zeiten des Jahrs, in allen Gegenden des Reichs, in allen Rücksichten der öffentlichen Verwaltung geschieht und geleistet wird. Ihr Auge beobachtet und prüft jeden der Beamten, seine Thätigkeit, seine Talente; hier kann sich keiner verbergen; einer wird von andern beaufsichtet, einer durch den andern kontrollirt.

Der Generalkommissär wirkt auf und durch alle Behörden und Beamte seines Kreises. Nur das Appellationsgericht und die Finanzdirektion stehen ihm im Range gleich. Er bewacht die Rechtsame des Staats gegen Grenzstaaten oder mediatisirte Fürsten; führt die Aufsicht über Wahlversammlungen, Kreisdeputationen, Lehensachen, und alles, was in das weitläufige Gebiet

der Polizei jeder Art gehört; eben so über alle Schulen und Unterrichtsanstalten, über Kultus- und Religionssachen, Geistlichkeit, Kirchen, Pfarr- und Schulgebäude; über alle militärische Gegenstände, in so weit sie zur Geschäftssphäre der Zivilstellen gehören; über die Verbesserung des Landbaus, über alles, was zur Beförderung der Fabriken und des Handels gehört u. s. w. Viele untergeordnete Beamte ernennt er selbst, andere werden erst auf seinen Vorschlag ernannt.

Schluß dieser Uebersicht.

So wird die Organisation des baierschen Staates in sich selbst geschlossen. Der König, durch seinen geheimen Rath und die Reichsversammlung, ist der Gesetzgeber seines Volks; in seinen Ministerien sind die Verwaltungszweige des Staates vertheilt; durch seine Generalkommissäre, Militärkommandanten, Gerichtshöfe und Finanzdirektionen werden Gesetze und Verordnungen in ewiger, sich wechselseitig unterstützender Wirksamkeit erhalten.

Die baiersche Staatseinrichtung hat mit der des französischen Reichs viel Verwandtes in den Hauptgrundsätzen; diese aber sind den Eigenthümlichkeiten des Königreichs so angemessen benutzt, durch die mannigfaltigen innern Verhältnisse so besonders modifizirt, daß die Organisation des Ganzen das Gepräge eines individuellen Karakters führt, welche sie von jeder andern unterscheidet.

Ich darf wohl nicht erst bemerken, daß diese Darstellung der baierschen Verfassung kein vollendetes und detaillirtes Gemälde sein soll, sondern nur in allgemeinen Umrissen die Hauptparthien angebe. Hier war es mir mehr darum zu thun, einen großen und leichten Ueberblick der gesammten Staatsmaschine und ihres in einander greifenden Räderwerks zu gewähren, als mit Aufopferung dieses Vortheils in Beschreibungen einzelner Theile einzugehen.

Für den Weltweisen, Geschichtsforscher, Staatsmann und Gesetzgeber könnte nicht leicht ein lehrreicheres und wichtigeres Werk bearbeitet werden, als eine Darstellung und Uebersicht der Konstitutionen und organischen Einrichtungen aller zivilisirten Nationen der heutigen Welt. — Von Zeit zu Zeit sollen diese Blätter dazu Materialien liefern. Aristoteles, ehe er selbst über Politik dachte und schrieb, hatte die Konstitutionen von mehr denn hundert Völkern im Verhältniß zu ihren Oertlichkeiten und Kulturstufen studirt.

## Stoff zu Parallelen.

Ein königliches Wort Karls des Achten.

Karl der Achte, König von Frankreich, sah zu Rouen einst das Grab des Herzogs James von Bedfort, der die Armeen Englands lange siegreich gegen König Karl den Siebenten von Frankreich geführt hatte und 1435 zu Rouen gestorben war. Einige Hofleute näherten sich dem Monarchen, zeigten ihm das Grab des berühmten Feindes, und gaben den Rath, dies Denkmal als einen Schimpf für Frankreich zu zerstören.

„Nicht doch!“ erwiederte hochherzig der König; „Franzosen sollen keinen Krieg gegen den Todten führen, vor dem sie im Leben zittern mußten!“

Die Sittlichkeit der Bühne.

Noch gibt es in vielen kleinen und großen Städten strenge Eiferer gegen die Schauspielkunst, und mancher Geistliche, wenn er nicht öffentlich dagegen donnert, weiß doch nicht, ob er aus Frömmigkeit dazu sauer oder süs sehn müsse. Ich will erzählen, was der berühmte Bourdalone dazu sagte, welchen man den König der Prediger und den Prediger der Könige zu nennen pflegte.

Ein junges Frauenzimmer kam zu ihm, und fragte: „Sündige ich, wenn ich in die Komödie gehe?“ — Bourdalone erwiederte: „Weiß ichs? das müssen Sie mir sagen.“

# Varietäten.

## Aus England.

— Sir Arthur Wellesley, jetziger Lord Wellington of Talavera, Oberfeldherr der brittischen Truppen in Portugall, war der dritte Sohn des Earl of Mornington; studierte in seiner Jugend erst zu Eton, dann auf der Militärakademie zu Angers in Frankreich; trat früh in die Kriegesdienste seines Vaterlands; zeichnete sich zuerst unter Lord Moira 1794 in Holland aus, wo er den glücklichen Rückzug einer Brigade kommandirte, und begleitete dann seinen Bruder, den Marquis Wellesley, der als Generalgouverneur nach Bengalen ging, in der Eigenschaft eines Oberstlieutenants dahin. Hier war er eine Zeit lang Gouverneur von Seringapatam, der eroberten Hauptstadt von Mysore. Im September 1800 schlug er mit geringer Macht das Heer des indischen Freibeuters Dhondia Waugh. Im J. 1802 und 1803 machte er als Generalmajor den Krieg gegen die Maratten mit, wo er an der Spitze von 4500 Mann, davon nur 2000 Europäer waren, Scindeahs Armee, die 38,000 Mann mit 190 Stück Geschütz stark war, aus der furchtbarsten Position vertrieb, schlug und zerstreute, dann die Festung Gawilghar erstürmte, und so den Frieden erzwang. Die Einwohner von Kalkutta beschenkten den Sieger mit einem prächtigen mit Diamanten besetzten Säbel, über 1000 Pf. Sterl. an Werth; seine Kriegesgefährten, als Zeichen ihrer Achtung, verehrten ihm eine 2000 Guineen werthe goldene Vase, und der König von England dekorirte ihn mit den Insignien des Bathordens.

Im Jahr 1805 kehrte Wellesley nach England zurück; begleitete erst den Lord Cathcart auf der kurzen Expedition nach Hannover; ward dann Commandeur eines Küstendistrikts; Mitglied des Parlaments, und endlich erster Sekretär des Lord Statthalters von Irland, des Herzogs von Richmond, den er in diese Insel begleitete. Späterhin machte er die berüchtigte Expedition des Lord Cathcart gegen Kopenhagen mit; dann empfing er selbst das Oberkommando eines Heeres in Portugall und Spanien.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 17.)

# Intelligenzblätter
zu den
# Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 17. — den 13 Oktober 1810.


Im Verlage des Unterzeichneten erscheint zur nächsten Ostermesse der erste Band der

## Reisen im südlichen Afrika
von
## Doktor Heinrich Lichtenstein.

Im Vertrauen auf den vortheilhaft begründeten Ruf des Verfassers, und auf die Vorliebe des Publikums für treue und vorurtheilsfreie Beschreibungen entfernter Länder und Völker, hält der Verleger es für überflüssig und unwürdig, hier dem Werke ein Lob voranzuschicken, das er dereinst von andern und freiern Stimmen zu vernehmen hoft. In der vollkommenen Ueberzeugung, daß er etwas Gutes und Nützliches unternehme, hat er den großen Kostenaufwand, welcher erfordert wurde, wenn das Werk in einer, des Gegenstandes würdigen Gestalt erscheinen sollte, nicht gescheuet, und hoft auch auf dieser Seite auf die Zufriedenheit der Leser rechnen zu dürfen. Um jedoch den Erfolg der Unternehmung bei Zeiten berechnen zu können, und um zugleich die leichtere Anschaffung und schnellere Verbreitung des Werkes zu begünstigen, eröffnet er, mit Zustimmung des Verfassers, eine Subscription auf das Ganze, und liefert den Subscribenten den ersten über 40 Bogen starken Band mit einer sorgfältig gearbeiteten Karte, fünf Kupfern und dem Bildniß des Verfassers, für den mäßigen Preis von 4 Thaler sächsisch. Der Subscriptionspreis für die folgenden Bände, von welchen jeder ebenfalls eine Karte und fünf bis sechs Kupferstiche enthalten wird, soll nach eben diesem Verhältniß bestimmt, der Ladenpreis aber um ein Bedeutendes höher angesetzt werden. Die nähere Einrichtung des Werks ist aus dem gedruckten einen halben Bogen starken Prospektus zu ersehen, der in dieser Tagen an die Herren Buchhändler versandt, und bei ihnen unentgeldlich zu haben ist. Eben diese Herren nehmen auch Subscription auf das Werk an, aber auch sonstige Freunde des Verfassers und Verlegers, die sich bemühen wollen, Subscribenten zu sammeln, bekommen auf 10 Exemplare das eilfte frei. Da der erste Band im Januar 1811 wahrscheinlich schon ausgegeben werden kann, so wird mit dem letzten December 1810 die Subscription geschlossen.

Berlin, den 6 Sept. 1810.

C. Salfeld.

Vorstehender Anzeige füge ich mit Vergnügen und als schuldigen Dank für den Eifer, mit welchem sich Herr Salfeld die Ausstattung meines Werks angelegen sein läßt, die Versicherung hinzu, daß ich jedem meiner Freunde aufrichtig Dank wissen werde, wenn er das Interesse an unserer Unternehmung in seinem Kreise möglichst zu verbreiten sucht, und daß ich solchen Dienst ansehen werde, als ob er mir unmittelbar selbst geleistet würde.

Doktor Heinrich Lichtenstein.

Auf obiges Werk nehme ich Subscription an.

H. R. Sauerländer.

---

In der Andreäischen Buchhandlung in Frankfurt am Main sind folgende neue Bücher erschienen:

Behr (Wilh. Jos.), System der angewandten allgemeinen Staatslehre, oder der Staatskunst (Politik), dritte und letzte Abtheilung; gr. 8. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Hänle (C. H.), Materialien zu deutschen Styläbungen und feierlichen Reden. Zweiter Theil; gr. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Stein (C. P.), Grundlehren der reinen und praktischen Geometrie, für die ersten Anfänger. Mit 7 Kupfertafeln. 8. 8 gr. oder 36 kr.

Vogt (Nik.), Abriß einer Geschichte der Deutschen, für Mütter und Lehrerinnen. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Voyage du jeune Anacharsis en Grèce vers le milieu du quatrième siècle avant l'ère vulgaire, par J. J. Barthelemy, extrait complet publié à l'usage des dames et de la jeunesse, par J. B. Engelmann. Vol. III. 8. 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Behrs Staatslehre, als ein in diesem Fache vorzügliches Werk bekannt, ist nun komplet bei mir vorräthig zu haben, so wie auch die Voyage du jeune Anacharsis, besonders empfehlenswerth für Schulen.

H. R. Sauerländer.

---

## Neue Karten.

So eben sind folgende neue Karten bei uns erschienen:

1) Karte von Frankreich, mit Einverleibung des Königreichs Holland; nach den sichersten Ortsbestimmungen und den besten Hilfsmitteln entworfen und berichtigt im Juli 1810, von Fr. Wilh. Streit, O. L.; auf ordinaires Papier 8 gr., auf Olifenpapier 12 gr. — 2) Karte von Tirol und Vorarlberg, nach den besten Hülfsquellen und neuesten astronomischen Ortsbestimmungen entworfen, von Fr. Wilh. Streit, O. L.; auf ordinaires Papier 8 gr., auf Olifenpapier 12 gr. — 3) Karte des nördlichen Theils der europäischen Türkei, oder dermaliges russisch-türkisches Kriegstheater; auf ordinaires Papier 6 gr.

Obige Karten sind in allen guten Buch- und Kunsthandlungen zu haben. — Weimar, im August 1810.

Geographisches Institut.

Neue
# Verlagsartikel
der
## Gebrüder Mallinkrodt zu Dortmund.
Ostermesse 1810,

welche in allen guten Buchhandlungen, so wie auch in der Sauerländer'schen Buchhandlung zu haben sind.

---

Der Dom in Köln. Ein Meisterstück der gothischen Bauart. Mit zwei Prachtkupfern, von Professor Thelott. Fol. 1 Thlr. 12 gr.

Der Pfarrer von Elsey; das Interessanteste aus dem Nachlasse J. F. Möllers (Verfassers der bekannten Bittschrift an den König Friedrich Wilhelm III. im Jahr 1806). Zwei Bändchen. 8. 2 Thlr. 12 gr.

J. B. Daulnoy's kleines französisch-deutsches und deutsch-französisches Handwörterbuch. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Auch als Nro. 4. dessen Cursus zur vollständigen Erlernung der französischen Sprache. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

M. J. H. P. Seidenstücker's deklamatorisches Lesebuch für mittlere und obere Schulklassen. Zweite vermehrte Ausgabe. 8. 18 gr.

Zusätze zur neuen Ausgabe des vorstehenden Buches sind für die Besitzer der alten Ausg. besonders zu haben. 4 gr.

Bertha und Berthold; oder der Prozeß. Ein Originallustspiel in einem Aufzuge. 8. (In Komm.). 5 gr.

Nächstens wird fertig:

Deutsch-französische Gespräche zur Erleichterung des Sprechenlernens. Von L. Duwez. Zweite umgearbeitete Ausgabe. 8.

Auch ist in dem nämlichen Verlage erschienen:

Benzenbergs, Prof. J. F., Briefe über Paris. Zwei Theile, mit Kupfern. 3 Thlr. 8 gr.

(Der nämliche Verfasser macht jetzt eine Reise in der Schweiz und Italien).

---

### Zur angenehmen Unterhaltung
in den herannahenden langen Winterabenden, können wir nachstehende Werke mit allem Recht empfehlen:

Langbein, Aug. Fr. Ernst, der Bräutigam ohne Braut. Mit Kupfern, von W. Jury. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Dies ist der neueste, erst kürzlich herausgekommene Roman dieses so allgemein beliebten genialen Schriftstellers. Ferner sind von demselben Verfasser bei uns erschienen:

Der Sonderling und seine Söhne. Roman, mit Kupfern von W. Jury. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Franz und Rosalie, oder der Krämerzwist. Roman, mit Kupfern von W. Jury. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Zeitschwingen (interessante Erzählungen). Mit Kupfern von W. Jury. 8. 1 Thlr. 10 gr.

Thomas Kellerwurm. Roman, mit Kupfern von W. Jury. 8. 1 Thlr. 10 gr.

Der Ritter der Wahrheit. Roman in zwei Bänden, mit Kupfern von W. Jury. 8. 2 Thlr. 16 kr.

Neue Schriften. Zwei Bände, mit Kupfern und Vignetten von Mayer und Jügel, nach Catel und Ramberg. 8. 2 Thlr. 18 gr.

Ausserdem sind noch von andern beliebten Schriftstellern erschienen:

Arnoldi, Wilh. Julius von Werden. Roman, mit Kupfern von Lowe. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Stein, Karl, Herr v. Schulterbein und sein Peter. Eine joviale Erzählung in vier Büchern. 8. 1 Thl.

Bothe, Dr. Fr. H., Rosaura, mit saubern Titelvignetten. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Schüppelsche Buchhandlung in Berlin.

Man findet diese Schriften sämmtlich vorräthig bei H. R. Sauerländer.

---

Folgende interessante Werke sind erschienen, und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

Al. Lawrie's Geschichte der Freimaurerei, und besonders der Großen Loge in Schottland, aus authentischen Quellen und Originalpapieren. Ins Deutsche übersetzt, von Dr. Burkhard; mit berichtigenden Anmerk. und Vorrede von Dr. Krause, 1808. gr. 8 XXXVI u. 382 S. Ladenp. 1 Thlr. 20 gr.

Diese Schrift, welche in Großbrittanien unter Autorität und mit Genehmigung der Großen Loge von Schottland öffentlich erschienen, ist für jeden denkenden und gebildeten Mann, er sei Freimaurer oder nicht, höchst interessant. Sie beschreibt dieses Institut, und giebt verschiedene Meinungen über dessen Ursprung, über die Chasidäer, Tempelherren, über ihre Verbreitung und Verfolgung in den europäischen Ländern, über die Verhältnisse der Logen gegen einander an. — Die Scheingründe der Herren Robison, Barruel und Pivati werden geprüft und widerlegt. Ausser den Gesetzen und Verordnungen der Großen Loge in Schottland, enthält es auch ein vollständiges Verzeichniß der ihr zugehörigen Logen. Die Anmerkungen berichtigen manche Behauptungen, besonders in der alten Geschichte, und die Aphorismen des Herausgebers enthalten Ansichten, welche zu beherzigen sind. Das Ganze ist Herrn Schröder in Hamburg dedizirt.

Moritz, C. F., Englische Farben- und Mustertabellen, oder systematisch-chemische Darstellung der vorzüglichsten bis 680 einfacher und gemischter Farben und Muster zu allerlei einfachen und melirten Tüchern, seidenen, baumwollenen und leinenen Zeugen, wie auch zu den vorzüglichsten Tuschfarben, sowohl auf thierische, Pflanzen- und Mineral-Produkten, als andere Kompositionen. 41 Bogen Folio. Ladenpreis 3 Thaler.

Der Herr Verfasser hat diese Schrift nach den neusten Entdeckungen und eigener Erfahrung bearbeitet, welche zu technologischen Vorlesungen und praktisch-chemischen Unterweisungen sich mit großem Nutzen bewiesen haben. Für Chemiker, Kaufleute, Manufakturisten, Kattunfabrikanten, Seiden- Wollen- Baumwollen- und Leineweber, auch für Färber, Mahler, andere Künstler und Professionisten, sind diese praktische Tabellen äusserst lehrreich und nützlich.

**Regners, C. G., neues landwirthschaftliches Handbuch zum Anbau und Akklimatisirung ausländischer Getraide- Handels- Oel- und Futtergewächsen, u. s. w. Mit Kupfern u. Tabellen. 378 S. Ladenpreis 1 Thlr. 12 gr.**

Diese für Oekonomen äusserst wichtige Schrift hat der Hr. Verfasser nach den Grundsätzen des Herrn Polizeidirektors Fischer in Baiern, und mit dessen Vorbewußt und Approbation verfertigt, und die Behandlung der vierundsechsziegerlei ausländische Saamen gezeigt. — Der grosse Nutzen des Anbaues dieser Getraidearten ist seit vielen Jahren von allen, die damit Versuche gemacht haben, bewiesen, wie noch zuletzt der Herr von Zerboni im Februarstück der Schlesischen Provinzialblätter durch seine angegebenen Resultate gezeigt hat.

Craz und Gerlach,
in Freiberg in Sachsen.

In Aarau sind obige Bücher bei H. R. Sauerländer zu haben.

---

## Anzeige,
### den Unterricht in der französischen Sprache betreffend.

In allen guten Buchhandlungen, so wie in der Sauerländer'schen sind zu haben:

Daulnoy's, J. B., (Professors am Lyceum zu Düsseldorf) vollständiger Cursus zur Erlernung der französischen Sprache:

Nr. I. Kleine Sprachlehre für Anfänger. Sechste Aufl. gr. 8. 10 gr.

— II. Große Sprachlehre, mit historischen, kritischen und etymologischen Noten, und mit einem Anhange sinnverwandter Wörter versehen. Dritte Auflage. gr. 8. 1 Thlr.

— III. Materialien zu praktischen Uebungen, aus den besten Schriftstellern beider Nationen ausgewählt. Mit steter Nachweisung der zu beobachtenden Regeln. In fünf Abtheilungen. gr. 8. 2 Thlr.

Jede Klassenabtheilung wird auch allein verkauft, nämlich:

A. Einleitung. Eine Sammlung einzelner vermischter französischer und deutscher Sätze, zur Anwendung einer jeden Regel der französischen Sprachlehre, mit nöthigen praktischen Bemerkungen über die französische Konstruktion für Anfänger versehen. Dritte Auflage. 7 gr.

B. Erste Klasse, enthält eine kurze Geschichte der Staaten Europens, eine kurze Götterlehre, nebst einem Gespräch über Mythologie und einem Schauspiel von J. J. Engel. Den Beschluß macht eine französische Erzählung. Dritte Aufl. 8 gr.

C. Zweite Klasse, enthält einen kurzen Inbegriff der Geschichte Deutschlands, mit nöthigen Erklärungen. Dann ein französisches Schauspiel von Florian. Dritte Auflage. 8. gr.

D. Dritte Klasse, enthält eine Sammlung ausgewählter Stücke aus der französischen und deutschen Litteratur; desgleichen einige Stücke aus den Dichtern beider Nationen. Einen Anhang von Handlungsbriefen. Dritte Auflage. 9 gr.

E. Musterübersetzungen aller drei Klassen. Dritte Aufflage. 16 gr.

J. B. Daulnoy's kleines französisch-deutsches und deutsch-französisches Handwörterbuch. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Auch als Nr. IV. dessen Cursus zur vollständigen Erlernung der franz. Sprache. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

---

**Topographisch-militärische Karte von Deutschland in 204 Blättern. 31 und 32 Lieferung.**

Hievon ist die 31 und 32 Lieferung erschienen, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Die 31 Lieferung enthält die Sekt. 82 Erfurt, Sekt. 176 Mittersill, Sekt. 177 St. Joh. in Pongau, Sekt. 184 Lienz. Die 32 Lieferung enthält die Sekt. 2 und 4 der Uebersichts- und Generalkarte von Deutschland in vier Blättern, welche auch zu den Velinexemplaren der Karte von Deutschland nur auf ordinaires Papier geliefert ist, und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von vier Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Karte offen. Der Subscriptionspreis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Karte, 6 Gr. sächsisch auf gutes ordinaires Papier, und 8 gr. auf Velinpapier, für jedes Blatt, gegen baare Bezahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Exemplare kosten 2 Gr. mehr.

Weimar, im Juli 1810.

Geographisches Institut.

---

## Wohlfeiler Bücherverkauf.

Um die häufig bei uns eingehenden schriftlichen Anfragen auf dem kürzesten Wege zu beantworten, machen wir hiedurch bekannt, daß

**Bourguet, Dr. L., chemisches Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen entworfen, nebst Vorrede von Dr. S. F. Hermbstädt, fortgesetzt von Dr. J. B. Richter. Sechs Bände und ein Band Supplemente,**

welches sonst 8 Thaler 8 Gr. kostet, noch bis zur Ostermesse 1811 für den herabgesetzten Preis von 5 Thaler 12 Gr. durch alle solide Buchhandlungen zu haben ist. Der Werth dieses nützlichen Werks ist in allen Rezensionen laut anerkannt worden, und nicht blos Chemiker und Pharmaceutiker, sondern auch Künstler und Fabrikanten, so wie gebildete Personen aus allen Ständen, können ihre Bibliotheken durch kein brauchbareres Buch bereichern; das überdies noch den Vortheil gewährt, daß es das wohlfeilste in seiner Art ist.

Berlin, im September 1810.

Schüppelsche Buchhandlung.

Obiges Werk liefere ich ebenfalls im herabgesetzten Preis.

H. R. Sauerländer.

---

In der Kriegerschen Buchhandlung in Marburg, Kassel und Herborn sind folgende neue Bücher erschienen, und für beigesetzte Preise zu haben:

**Die Leidensgeschichte Jesu in Texten zu den Passionspredigten, aus den Evangelisten harmonisch zusammengezogen, und mit erklärenden Anmerkungen. 8. 6 gr. oder 24 kr.**

Diese kleine Schrift, die der Verfasser zur Erbauung für jedermann, besonders aber für Prediger bestimmt hat, wird den letztern gewiß willkommen seyn, da sie zugleich auch einem liturgischen Bedürfnisse abhilft. Es sind in derselben die auf das Leiden und Sterben Jesu sich beziehende Nachrichten aus vier Evangelisten harmonisch und nach der wahrscheinlichsten Zeitfolge in ein Ganzes zusammengezogen, und dies Ganze gerade in so viele natürliche Abschnitte gebracht, als Texte zu den Passionspredigten nach des Verfassers Eintheilung erforderlich

sind. Bei den Anmerkungen sind die Resultate der bessern Bibelerklärung unserer Zeit, so fern sie hieher zu gehören schienen, sorgfältig benutzt worden. Luthers Uebersetzung ist nur da abgeändert oder ganz verlassen worden, wo dieses die Vereinigung der verschiedenen Nachrichten und die Herstellung des Zusammenhanges erforderte. Die Abschnitte sind folgende: 1) Jesus tritt seine letzte Reise nach Jerusalem an, u. s. w. 2) Lazarus Auferweckung und deren Folgen. 3) Salbung Jesu zu Bethanien und Judas Entschluß ihn zu verrathen. 4) Jesu Eingang zu Jerusalem. 5) Jesus zum letztenmale im Tempel zu Jerusalem. 6) Die letzte merkwürdige Mahlzeit, welche Jesus mit seinen Jüngern hielt. 7) Fortsetzung: Die Einsetzung des heil. Abendmahls. 8) Jesus in Gethsemane, und zwar a. sein Seelenleiden und Gebet. 9) b. Seine Gefangennehmung daselbst. 10) Jesus vor dem Gerichte der Juden. 11) Petrus verläugnet Jesum.

Das Verstandesbuch für Landschulen, von Joh. Spiefer, 1810. 260 S., und XVI Vorrede. 8. 8 gr. oder 30 kr.

ist so eben erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben. Es zerfällt in drei Hauptabschnitte: 1) Die Schule, über deren mechanische Fertigkeiten des Lesens, Schreibens, Rechnens, und vorzüglich des Singens der Schüler hier vernünftig denken lernt. 2) Der Mensch. 3) Die Welt — in welchen Abschnitten die Resultate gründlicher Wissenschaft in eine gesunde Nahrung für den Menschenverstand des Volks verwandelt sind. Sein Gebrauch setzt von Seiten des Lehrers nichts voraus, als gesunden Verstand, guten Willen, und die Fertigkeit die kurzen, kundigen und sonnenklaren §§., welche das Kind liest, in Fragen aufzulösen. Die Sprache ist ausgezeichnet, erinnert an Luthers Volkston, und macht das Buch selbst dem gelehrten Pädagogen interessant, und vielleicht zu mehrern Zwecken brauchbar. Der Anhang enthält noch Schulgesetze, Gebete, und eine Auswahl biblischer Lektionen. Die Einrichtung ist so getroffen, daß auch die ärmste Dorfschule von dem originellen Büchlein Gebrauch machen kann. Selbst die Bürgerschule in Landstädten darf sich nicht über Mangel an passendem Stoffe beschweren, welcher das Selbstdenken weckt, und richtige Begriffe von Allem beibringt, worüber kein Mensch als Mensch in Unwissenheit bleiben darf.

Kurze Anleitung zum Kopfrechnen, für den Gebrauch in Schulen, von Ph. Ch. Steup, Lehrer an der Töchterschule in Dillenburg. 1810. 10 gr. oder 45 kr.

Diese Bogen enthalten eine ganz einfache Methode im Kopfrechnen, so wie sie täglich beim Einkaufe und Verkaufe angewandt werden kann, und werden sicher vielen Lehrern willkommen seyn, da man Uebung im Kopfrechnen, das gewiß ein sehr wichtiger und nützlicher Lehrgegenstand in öffentlichen Schulen ist, auch in den jetzigen Zeiten, jedem Schullehrer zur Pflicht macht. Es besteht diese Schrift aus zwei Theilen. Der erste enthält zwölf Vorübungen mit kleinen Anwendungen; der zweite, nebst vielen angegebenen Vortheilen, eine Menge von Exempeln, die im gemeinen Leben vorkommen.

Auf obige Bücher kann man bei H. R. Sauerländer Bestellungen machen.

---

Eloge historique de Jean Bern. Merian, secrétaire perpétuel de l'Académie des Sciences de Prusse; et précis de ses mémoires, par Fréd. Ancillon. gr. 8. Berlin, Dunker et Humblot. Preis 18 gr. Velinpapier 1 Thlr.

Auch Merian gehörte zu den ausgezeichneten Köpfen, welche die Schweiz dem Auslande geschenkt hat, und auf welche sie mit gerechtem Stolze blicken darf. Sein Name ist nicht unwürdig, neben denen der Euler, der Bernouili, der Joh. Müller zu erscheinen, und es ist überaus zu beklagen, daß eine Sammlung seiner Schriften noch nicht hat bewerkstelligt werden können. Für seinen Ruhm aber genügt es, daß er an einem Manne wie Herr Staatsrath Ancillon, einen Biographen gefunden hat, der, mit Wärme seinem Andenken huldigend, ihm in dieser Schrift ein Denkmal gesetzt hat, wie die Achtung, die sein Name erweckt, es heischte.

Obige interessante Schrift ist bei H. R. Sauerländer in Aarau vorräthig zu haben.

---

Im Verlage der J. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Versuch einer neuen Darstellung der uralten All-Eins-Lehre; oder der berühmten Sammlung T.. Oupnek'hat.. Erstes Stück: Oupnek'hat Tschehandouk genannt. Nach dem Lateinischen, der persischen Uebersetung wörtlich getreu nachgebildeten Texte des Herrn Anquetil du Perron frei ins Deutsche übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen versehen, von T. A. Rixner. 8. 1808. 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Immer stärker erwacht im edlen Volk der Deutschen das Bedürfniß, sich mit dem verwandten Geist des Orients zu befreunden. Welche Schätze unvergänglicher Weisheit ruhen noch an den Ufern des Ganges und Indus! Man kennt Anquetil du Perrons Verdienste um die Bekanntmachung der orientalischen Literatur. Aber sein weitläufiges, in einer ausgestorbenen Sprache geschriebenes Werk zu lesen, ist nicht jedermanns Sache. Daher verdient Hr. Professor Rixner den Dank aller Freunde morgenländischer Weisheit, daß er Anquetil's Werk in unsrer Sprache, und den Apparat weitläuftiger Gelehrsamkeit in gedrängter Kürze gab, auch das Werk mit eigenen, geistreichen Anmerkungen ausstattete, welche die Vertrautheit ihres Verfassers mit dem Geiste des Orients sattsam beurkundet.

Obiges Werk ist auch bei H. R. Sauerländer zu haben.

---

Der dritte Jahrskurs des landwirthschaftlichen Unterrichts beginnt in Hofwyl den 1 November 1810.

Die Vorlesungen sind folgende:

1) Mathematik, mit praktischer Anleitung zum Feldmessen und Nivellirkunst. Nach Schweins. Wöchentlich sechs Stunden. Herr Hesse.
2) Mineralogie, Botanik, Zoologie. Nach eigenen Heften. Wöchentlich sechs Stunden. Hr. Albrecht.
3) Physik. Nach eigenen Heften. Wöchentlich fünf Stunden. Hr. Dr. Giesberger.
4) Chemie, mit praktischer Anleitung zur chemischen Analyse der Erden und Pflanzen. Wöchentl. 5 St. Derselbe.
5) Landwirthschaft. Nach eigenen Heften. Wöchentlich sechs Stunden. Hr. Fellenberg.
6) Technologie. Wöchentl. 2 Stunden. Hr. Albrecht.
7) Forstwissenschaft. Nach Hartig und Laurop. Wöchentlich vier Stunden. Hr. Hesse.
8) Planzeichnen. Wöchentl. 2 Stunden. Derselbe.
9) Physiologie der Thiere, und Pathologie. Wöchentlich vier Stunden. Hr. Dr. Giesberger.

Auf dem Felde werden die Handgriffe zum Gebrauch der Instrumente, wöchentlich dreimal von dazu bestellten Praktikanten gewiesen. Desgleichen diejenigen des Käsens in der Sennerei von Hofwyl, u. s. w.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 83. — den 17 Oktober 1810.


## Die Erscheinung einer geliebten Verstorbenen, und über das Hypar und Onar der Griechen.

Seit einigen Jahren ist der Glaube an Erscheinungen und Gespenstergeschichten wieder erwacht. Wir haben es erlebt, daß ihn Männer gepredigt und ausgebreitet haben, denen man sonst das Gefühl für das Wahre und Gute nicht absprechen kann. War es innere Ueberzeugung, war es Täuschung, war es Gaukelspiel der Fantasie, die ihnen die lustigen Irrthümer vorspiegelte, aus denen sie nachgehends eine eigene Theorie gebildet haben: wenigstens hätten sie den innern Zustand ihres Geistes fleißiger untersuchen und die Folge der vorhergehenden Ideen rückwärts erforschen sollen, die ihren eingebildeten Erscheinungen vorhergingen.

Ich habe ein schönes Raisonnement vor mir, durch welches ein sonst scharfsinniger nicht leicht zu täuschender Mann von dem Glauben an eine Erscheinung geheilt worden ist, die sich schon ganz seines Geistes bemeistert hatte. Ohne die strenge Gewissenserforschung, die ein liebreicher Freund mit ihm unternommen hat, wäre der seinem Herzen so theure Irrthum haften geblieben. Die Theorie der Geistererscheinungen hätte an ihm einen unschuldigen Apostel gewonnen, der sie aus Ueberzeugung gepredigt und ausgebreitet hätte.

Ich theile daher mit Vergnügen den folgenden Aufsatz mit, und ich würde sehr zufrieden sein, wenn er zur Belehrung dienen könnte, wie der in einer sonst gutmüthigen mit hellen Augen sehenden Menschenklasse eingerissene Glauben erschüttert werden könne.

---

Es war im Lauf des Jänners — schreibt mir Herr D. — als mich der Bediente morgens zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde eilends zu seinem Herrn berief.

„Ist sein Herr vielleicht nicht wohl, weil er mich so früh rufen läßt?“ fragte ich den Bedienten.

„Ich weiß es nicht“, erwiederte der junge Mensch. „Ich hörte in der Nacht Rumoren in seinem Zimmer, auch das Fenster auf- und zumachen. Es ward aber gleich darauf stille; so stand ich also nicht auf, um nachzuschauen.

„Wir gingen sehr spät schlafen; doch erhob sich der Herr am Morgen früher als gewöhnlich. Ich kam in das Zimmer, und sah einen Sessel vor dem Schreibtische umgeworfen. Als ich ihn aufheben und zurechtstellen wollte, verbot mirs der Herr. Jetzt sitzt er auf dem Kanapee, und nicht am Schreibepult, wo er sonst gleich nach dem Aufstehen zu arbeiten pflegt. Er lieset in einem Buche tiefsinnig, und schaut oft nach dem Gartenfenster. Ich fragte, ob ich das Frühstück bringen sollte; er verneinte es mit einem stillen Kopfschütteln, und befahl mir, Sie sogleich zu holen.“

Ich kleidete mich also an und eilte. Ich traf meinen Freund noch auf dem Kanapee, und den Stuhl vor dem Schreibepult umgeworfen, wie sein Bedienter mir gesagt hatte.

— Setze dich zu mir, sagte er; — — und ich: „wo fehlt dir's?“

— Ich weiß es wohl (fuhr er ganz sinnig fort), du wirst über mich spotten: aber ich bitte dich um Geduld. Höre mich bis zu Ende. Ich habe die verflossene Nacht eine Erscheinung gehabt. —

„Das ist mir sehr lieb,“ sagte ich; „ich habe mir schon längst eine Erscheinung gewünscht, aber bei gesundem Körper und Geist.“

— Die sind bei mir so gesund, wie bei dir. Aberglauben hat mich nie beherrscht. Auch gehöre ich nicht zur Schule eines sonst sehr rechtschaffenen religiösen und berühmten Mannes, der aus eigener Ueberzeugung den Glauben an Erscheinungen wieder erwecken und in neuern Zeiten wieder befestigen wollte. Höre und unterbrich mich nicht. — Ich legte mich nach zwölf Uhr zu Bette, und musterte, abwesend, wie ich schon längst von Hause bin, in meinem Geiste alle die lieben Individuen meiner Familie. Du weißt, Jahre und Monate sind es, daß ich ein innigst geliebtes Mädchen verloren, die alle meine Hoffnungen und Wünsche erfüllt hatte. Noch immer blutet die geheime Wunde an meinem Herzen; ach! sie ward so unversehens von mir losgerissen! Diese Nacht sah ich sie so lebhaft, wie ich dich selbst vor mir sehe. —

„Willst du so gut sein und mir die Erscheinung näher beschreiben?“ erwiederte ich ganz ruhig.

— Es erhob sich ein brausender Sturmwind; gleich darauf, dort zu jenem östlichen Fenster herein, schwebte die verklärte Gestalt, ein wenig schief ausser der Perpendikularlinie, so wie wir die schwebenden Figuren der Göttinnen in dem Werke über die herkulanischen Alterthümer gezeichnet sehen. Sie senkte sich vor meinem Lager aufrecht nieder. Die Augen waren glänzend, lebhaft, beweglich, mit einem liebevollen Blicke nach mir gewendet; der Ausdruck der Miene lächelnd, das Haar lockicht und fliegend, wie mit glimmerndem Goldstaub bestreuet. In manniafaltigen Contouren floß um das Gebilde ein himmelblaues Gewand, das mit vielen hundert Sternen besäet war. Unter der Brust hielt ein Gürtel vom reinsten Purpur das Gewand zusammen. Goldene Sterne in der Lage der Sternbilder im Zodiakus schimmerten auf dem Gürtel. — Auf der linken Seite unter der Brust, dort wo bei uns Menschen das Herz schlägt, flammte eine Sonne so hell, daß sie mir die Augen blendete. Ich mußte die Hand vor das Gesicht halten, und ließ nur einige Strahlen durch die kaum geöffneten Finger durchfallen. Wie das Mädchen dieses wahrnahm, zog sie einen dunkelrothen Schleier von der rechten Schulter über das flammende Meteor. Jetzt schimmerte die kleine Sonne mit gemäßigtem Lichte wie die Morgenröthe hinter einer Wolke durch. — Ueberwältigt von Sehnsucht öffnete ich meine Arme der geliebten Tochter entgegen. Sie wich lächelnd einen Schritt zurück; streckte ein silbernes Stäbchen, das sie in der Hand trug, gegen meine Stirn, berührte mich leise, und auf einmal sprühte ein Strom von Feuer aus meinem Vorderhaupte. In diesem Augenblicke empfand ich eine angenehme wohlthätige Wärme, die durch den ganzen Körper wallend bis in die äussersten Fingerspitzen drang. — Dann erhob sich die Gestalt wieder von dem Boden, schwebte in der nämlichen Attitüde, wie sie gekommen war, an meinem Schreibtische vorbei. Ich sprang aus dem Bette und folgte ihr. Sie stieß mit dem silbernen Stäbchen den Sessel um, der vor dem Schreibepult stand, und entfloh gleich einer lichten Wolke. Ich öffnete das Fenster, schaute ihr nach, himmelwärts; sie verlor sich genau in der Region, wo das Gestirn des Sirius flammt. Dort siehst du noch den Stuhl vor dem Schreibepult umliegen. —

Also sprach mein Freund, und nachdem ich mich durch einige Nebenfragen zuerst überzeugt hatte, ob es auch mit den Operationen seines Geistes richtig auf einander ginge, so fuhr ich fort:

„Mein Lieber, erlaube mir, daß ich vor allem eine kleine Gewissenserforschung mit dir anstelle, wie du den gestrigen Tag verlebt hast.“

— Morgens, erwiederte er, wie gewöhnlich. Ich arbeitete von sechs bis ein Uhr, dann ging ich speisen; ich hatte einige Fremde, die sich bei mir anmelden liessen, zu Tische. —

„Und am Nachmittag?“

— Meine Fremde waren Metallurgen und Physiker; ich führte sie vor die Stadt um drei Uhr in die Offizin, wo jener schöne Gußstahl geschmolzen wird. —

„Und was sahet ihr da?“

— Wir bewunderten das künstliche Gebläse, durch welches die zusammengepreßte Luft aus zwei leeren und senkrecht stehenden Fässern in die kupfernen Zilinder gleich einem gefangenen Sturmwind ausbricht und unter den konischen hochaufflammenden Schmelzofen geleitet wird. —

„Ward Stahl geschmolzen?“

— Allerdings; ungefähr zwei Zentner in zehn bis zwölf hohen verschlossenen Schmelztiegeln, aus denen die flüssige Masse schimmernd, wie eine aufgelösete glühende Sonne, in Formen gegossen ward. —

„Wo brachtest du den Abend zu?“

— Auf dem Gesellschaftssaal, wo man Haydns Todtenfeier nach einer vortrefflichen Komposition in vollstimmigen Chören gab. Dort war ein kleines Theater mit passenden Dekorationen errichtet. Eine schöne römische Ara stand im Grunde der Bühne. Sie trug eine Urne, neben welcher zwei kleine antike Lampen von angezündetem Weingeist flammten. Die Ara war transparent, und rückwärts erleuchtet. Auf ihrer Vorderseite zeigte sich eine schöne griechische Lyra, siebenfach besaitet, über welcher ein Kranz von grünlich funkelnden Sternen flammte. Unter ihr stand Haydn's Name mit großen Buchstaben. Die Zeichnung war durchaus sinnreich und wohl ausgeführt. — Als die Musik begann, trat ein Chor weiß gekleideter junger Sängerinnen, die Brust mit schwarzen breiten Bändern untergegürtet, auf die Bühne. Sie umgaben in einem halben Kreise die römische Ara. Zwei der schönsten stiegen hinauf und umwanden die Urne mit einem Trauerflor. Der Anblick war eben so rührend, als entzückend, hoher Genuß für Auge und Ohr; es wurden Chöre und Arien gesungen. Die göttliche Harmonie schmolz alle Herzen, und manche stille Thräne hob sich in den Augen der gefühlvollen Zuhörer. Wir gingen sehr zufrieden weg. —

„Nun wie weiter?“

— Ich begleitete meine fremden Gäste in ihr Quartier. Wir veranstalteten eine kleine Punschpartie, die uns bald reiche Funken des Geistes und der Fröhlichkeit entlockte. Eine Stunde vor Mitternacht schieden wir auseinander.

Zu Hause traf ich einen Brief von unserm E... an. Er befindet sich in den übelsten Gesundheitsumständen, wie du wohl weißt. Doch ohne ängstliche Besorgnisse, ja munter bis zur Fröhlichkeit, geht er seiner Auflösung entgegen. In seinem Schreiben, das ich dir hier vorlege, sagt er mir: „Ich werde dich dort am Zodiakus im Sternbilde der Jungfrau erwarten. Der Weg ist weit, und das kleine Kügelchen von Staub, das du Welt nennst, und auf dem du noch lange Jahre nach mir herumwandern wirst, mag wohl viele Millionen Meilen von der Station entfernt sein, wo ich deiner harren und dich empfangen werde. Es wird dir leicht sein, mich einzuholen. Ein Marsch von zweitausend Meilen in dem unendlichen und ungemessenen Raume des Universums ist nicht so lang, als eine Poststation auf der Erde.“ — Dieser Gedanke schien mir so originell, daß ich Bode's Werk über die Himmelskunde nachschlug, und seine

Sternkarte damit verglich. Dann nahm ich mein kleines Sehrohr, durchlief das unbewölkte Firmament, und suchte am Zodiakus das Sternbild der Jungfrau. Nachdem ich es gefunden und zur Genüge betrachtet hatte, legte ich mich zu Bette.

Aber, mein Freund, zu was soll denn eigentlich dieses Examen dienen, oder welche Beziehung mag es auf meine Erscheinung haben? —

„Eine weit nähere, als du glaubst," erwiederte ich. „Ich wollte nur dem Gange der Eindrücke und der Bilder, die dein Geist gestern empfing, nachspüren. Jetzt kann ich mir deinen Zustand, oder die Vision, wie du sie nennen willst, leichter erklären.

„In der metallurgischen Offizin hörtest du den Ton eines gepreßten und gefangenen Sturmwindes durch die Zilinder ausströmen, sahst ein heftiges Feuer, das den Stahl zum schmelzen brachte. Er floß in weißglühenden Strahlen, deren Blitz dein Auge kaum zu ertragen vermochte.

„Im Musiksaal bot sich dir ein Chor reizender Mädchen dar, unter denen du gewiß eine oder die andere gefunden hast, die deiner geliebten Verewigten wenigstens in der äussern Form, vielleicht auch in Talenten, wenn auch nicht in allen Geisteseigenschaften, ähnlich erschien. Die göttliche Harmonie schmolz dein Herz zur Wehmuth, und ich bin überzeugt, daß du geheime Vergleichungen angestellt hast.

„Du sahst einen funkelnden Sternenkranz schwebend über der griechischen Lyra. Bald darauf erhitzte die Gesellschaft deiner Freunde deinen Geist durch lebhafte Gespräche und durch Punsch. Der Brief unsers sterbenden Freundes weckte dich zu überirdischen Nachforschungen. Diesen jagte dein Auge und dein emporstrebender Geist, mit Hilfe des Seherohrs, auf den unbegrenzten Gefilden des gestirnten Himmels nach.

„Auf diese Beschäftigung begabst du dich zur Ruhe. Du durchmustertest die Geliebten deines häuslichen Zirkels, und bald mußte dir der niederschlagende Gedanke sich darbieten, daß dir die Einzige fehlte, welche der unbeugbare Arm des Verhängnisses von deinem Herzen weggeschleudert hat.

„Du versankst in Tiefsinn, und jetzt mischte sich die Fantasie ins Spiel, die durch so viele Gegenstände des verlebten Tages schon angeglühet war. Sie lähmte dein Bewußtsein durch Erschöpfung, und führte dir auf dem Scheidewege des Schlafes und des Wachens die Gestalt derjenigen vor, an deren Erinnerung du mit so vieler Wehmuth gehangen hast. Alle Bilder nahm sie zu Hilfe, mit denen du bei deinen jüngsten Unterhaltungen vertraut wurdest.

„So hörtest du den Sturmwind brausen, sahest Gestirne und Sonne, durch die natürlichste Verbindung der Ideen, in denen der menschliche Geist noch fortwirkt und fortlebt, wenn auch das Bewußtsein und die Erkenntniß der äussern Gegenstände aufgehört haben. Wende mir nicht den von einer unsichtbaren Kraft umgestürzten Stuhl ein! Der Zustand eines Menschen zwischen dem plötzlichen Erwachen vom Traume und zwischen dem Bewußtsein ist flüchtiger Wahnsinn. Du befandest dich in diesem Zustande, als du von deinem Lager aufsprangest. Den Sessel hast du wohl selbst umgeworfen; er liegt in gerader Linie von deiner Schlafstätte zum Fenster. Das geliebte Fantom, das du verfolgtest, um es zu umarmen, war nicht in der Realität; es war in deiner Fantasie, in deinem Herzen. Du gelangtest nicht eher zum Bewußtsein, als bis du das Fenster geöffnet hattest, und einige Züge frischer Luft die rege Kraft des Denkens zur Besinnung wieder erweckten.

„Daß der Uebergang vom schnellen Erwachen bis zur gänzlichen Besonnenheit ein bald mehr bald minder kurzer Wahnsinn sei, darüber sind die Psychologen und Aerzte schon längst einig.

„Ich erinnere mich, in Kleins Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den preussischen Staaten einen Kriminalfall gelesen zu haben, über welchen das Oberkollegium der Aerzte in Berlin einen förmlichen Ausspruch gethan hat, der meiner Behauptung zu Hilfe kommt.

„Ein reisender Mann schlief im heissen Sommer mit seinem Weibe und Kindern in einem offenen Schopf im Hofe. Er erwacht plötzlich, und sieht ein ungeheures Fantom auf sich loskommen. Zweimal ruft er es an, erhält keine Antwort, greift nach der neben ihm stehenden Axt, und haut — — ach, es war sein unglückliches und geliebtes Weib; sie sank unter dem gewaltigen Hiebe!

„Die Mutter war eines Bedürfnisses wegen still aufgestanden, und wollte auf den Zuruf keine Antwort geben, aus Besorgniß, die Kinder aufzuwecken. Verzweifelung folgte auf die That. Der Mörder stellte sich selbst ins Gefängniß. Die Richter getrauten sich nicht, die Imputation der Handlung auf den Willen des Verbrechers zu schieben. Man zweifelte an dem Zustande seiner Besonnenheit. Die Aerzte wurden gehört, und erklärten ihn mit vielen Gründen als einen flüchtigen Wahnsinn. Der Mann ward von der Instanz losgesprochen.

„Ich kann dir selbst eine psychologische Erfahrung an die Hand geben. Als im Jahr 1792 der unglückliche König von Frankreich, Ludwig der Sechszehnte, am 21 Jänner öffentlich guillotinirt ward, erhielt ich die Zeitung mit der Schilderung von allen Abscheulichkeiten, die bei der Hinrichtung des Monarchen vorgingen, in der späten Abenddämmerung. Ich las die traurige Begebenheit, sitzend auf einem Lehnstuhl in meinem einsamen Studierzimmer, mit innigster Theilnahme. Die Physiognomie des unschuldigen Fürsten war mir ganz gegenwärtig, denn ich hatte sie oft auf gut getroffenen Gemälden gesehen. — Ich schlummerte bald ein, erschöpft von Nachdenken, unter den traurigsten Gefühlen. Auf einmal kam es mir vor, als sähe ich den abgehauenen Kopf des königlichen Schlachtopfers, den mir ein schrecklicher Mensch mit wüthenden Gebehrden und mit gesträubtem Haar von der andern Ecke des Zimmers vorhielt. Ich sprang mit einem Schrei des Entsetzens auf, warf ein Tischchen mit Papieren um, und erinnere mich bestimmt, daß ich auch nach dem Erwachen noch einige Minuten lang mit offenen Augen die abscheuliche Figur sah, oder vielmehr zu sehen glaubte, bis ich ein Fenster aufriß, in den Garten schaute, und durch den Genuß frischer Luft wieder zur Besinnung kam. Dann erst ward ich beruhigt.

„Solche Streiche spielt die Fantasie lebhaften, von dem Eindruck eines Gegenstandes heftig ergriffenen Menschen. Du wirst jetzt einsehen, daß du nicht der erste bist, den sie getäuscht hat.

„Die Griechen, das weiseste Volk der alten Welt, haben in ihrer Sprache zwei Ausdrücke, durch welche sie den Zustand von Menschen, welche Erscheinungen haben, bezeichnen; nämlich Onar und Hypar. Onar ist der Zustand eines Träumenden während des Schlafes; Hypar die Gemüthslage eines Menschen, dem die Fantasie bei offenen Augen ein flüchtiges Bild

vorgaukelt.*) Du scheinst mir beide Zustände erfahren zu haben. Du warst im Onar, so lange du schliefest, und du verfielst in das Hypar, sobald du vom Lager dich aufrafftest, wofern du nicht vielleicht mit geschlossenen Augen, wie die Nachtwandler, dem fliehenden Bilde nachgejagt bist.

„Erlaube mir, daß ich dir als Freund den Rath ertheile, in den Stunden der Einsamkeit nie Ideen nachzuhängen, die das Herz in Wehmuth versenken.

„In deiner Macht steht es nicht, die unwiderruflichen Gebote des Verhängisses zu ändern. Unterwirf dich ihnen mit Resignation, und erhebe deinen Geist mit dem Schwunge jener guten Hoffnungen, die für die Weisen älterer und neuerer Zeiten eine Quelle des Trostes gewesen sind. Es gibt Wunden des Herzens, die nur ein Arzt heilen kann, — die Zeit. Sie bewegt sich langsam, aber kommt bestimmt, wie dein Homer sich ausdrückt, nur mit den herumschiffenden Jahren.**)

„Ahme den weisen Schülern des Pythagoras nach, die, wenn sich im Herzen Traurigkeit oder unordentliche Leidenschaften hoben, nach der holden Lyra griffen, und durch den Zauber der Harmonie den gährenden Aufruhr zum Gleichgewichte brachten und endlich besänftigten. Mit dem Saitenspiel in der Hand begrüßten sie die niedergehende Sonne, erfüllt von Dank gegen den allmächtigen Lenker des Schicksals. Durch dieses einfache Mittel schlugen sie den Tumult des Geistes und die Sorgen darnieder, und bereiteten sich die größte Wohlthat der unglücklichen Sterblichen, einen leichten und ruhigen Schlaf, dessen sanften Einfluß die Griechen *) in den Chören ihrer Trauerspiele mit unnachahmlichen Tönen besungen haben."

*) *Eusthatius Comment. ad Homer. Odyss. Υ. p. 1876. Ed. Rom.*

**) *Odyss. I. V. 16.*

---

Mit diesen Vorstellungen gelang es mir, einen bekümmerten Freund zu beruhigen. Wir beschlossen die Unterhaltung noch mit verschiedenen psychologischen Bemerkungen, dann mit einem guten Frühstücke; wanderten dann auf das Feld in die liebe offene Natur, die in dem evidenten Reichtum ihrer Erzeugnisse uns keine Täuschungen vorhält.

B . . . r.

*) *Euripid. in Orest. Sophocles in Philoctet.*

---

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

— Paris, im Oktober. Es wäre keine Kleinigkeit, die große Menge öffentlicher Arbeiten herzuzählen, die jezt in Paris im Werke sind, und sich mit einer Schnelligkeit, der kaum das Auge folgt, ihrer Vollendung nähern. Wohin man sieht, erblickt man Beweise von der unermüdlichen Sorgfalt der Regierung. Da ist kein Quartier, ich möchte sagen keine Straße, wo sich nicht ein nüzliches, oder angenehmes, oder ruhmvolles Denkmal erhöbe. Die Brücke von Jena, die Börse, das Chateau d'eau des Tempelboulevards, der Brunnen der Bastille, die Wasserleitung des Ourqkanals, der Tempel des Ruhms, der Triumphbögen de l'Etoile, der Palast des gesezgebenden Korps, und viele andere Monumente, bezeugen dem Einwohner und dem Fremdling die ungeheure Thätigkeit, die Hauptstadt des abendländischen Reichs zur prachtvollsten der Welt zu machen.

Der Luxembourg, dies unter Maria von Medicis 1615 begonnene Prachtgebäude, nachmals von jener schönen Herzogin von Berri, skandalösen Andenkens, bewohnt, dann durch Ludwig den Sechszehnten an den Grafen von Provence verschenkt, hat seit einigen Jahren eine seiner neuesten Bestimmung würdige Verschönerung erhalten. Es ist der Palast des Erhaltungssenats geworden. Unter andern Verzierungen, die das Gebäude seit kurzem empfangen hat, wird vorzüglich die herrliche Treppe bemerkt, welche zum Sizungssaal führt, wo man die Bildsäulen der Generale Kleber, Hoche, Desaix, Dugommier, Joubert, Coffarelli und Marceau, so wie der berühmtesten Redner Frankreichs, erblickt.

Die mit dem Terrain des Karthäuserklosters vergrößerten Garten gehören durch ihre Größe, Anlage, und durch die Menge der Statuen, mit denen sie dekorirt sind, zu den schönsten Garten Europens. Sie sind jezt die wahren Tuilerien der lateinischen Landsleute. Dahin wallfahrten die Zöglinge der Rechtsschule, um sich bei den artigen und sittsamen Bürgerstöchtern der Straße de Vaugirard und l'Estrapade von den mühseligen Studien des Cujas und Justinian zu erholen; hier kommentiren in einsamen Seitenalleen junge Söhne des Aeskulap, nach dem gefährlichen Doktordiplom lüstern, die Aphorismen des Hippokrates und die Pharmacopoea von Baumé; hier schöpfen die Herren der Rue de l'Enfer, die von Renten leben, frische Luft, und die Choristen der Bouffons brummen nüchtern die Finali aus dem Matrimonio segreto oder der Nozze di Dorina im Bart für sich hin.

Die äussern Ornamente der Buden und Kaufmannsgewölbe gewinnen täglich einen höhern Grad von Eleganz. Man kann z. B. schwerlich etwas geschmackvolleres sehen, als Viemets Waffenmanufaktur, wo alle Attribute der Jagd und des Krieges auf die sinnreichste Weise zusammengeordnet und vertheilt sind; oder die elegante Verzierung des Buchladens in der Rue du Coq, den, ohne hineinzugehen, hundert Menschen sehr regelmäßig besuchen, nur um durch die Glasscheiben alles das Schöne zu mustern, was ihrer Neugier da schaugeboten wird, neue Karrikaturen, Theatertrachten, Portraits von Schauspielern und Musikern, französische und fremde Truppenuniformen, Moden, Möbel aller Art. Wir möchten den Mann von Geschmack sehen, der nicht vor Martinets Gewölbe eine ganze Stunde angenehmer zubringt, als in jeder Vorstellung eines Moliere'schen Meisterstücks.

Durch sein Dekret vom 2 Mai 1806 befahl der Kaiser alle hydraulische Maschinen aufs sorgfältigste zu unterhalten, so, daß das Wasser Tag und Nacht in allen Brunnen von Paris laufe, und daß noch fünfzehn neue Brunnen gebaut würden. Und beinahe alle sind gegenwärtig beendet, zum Wohl des häuslichen Lebens und der Gesundheit. Die Dekorationen mancher dieser Brunnen sind eben nicht die geschmackvollsten. So verschönt z. B. den Brunnen in der Straße du Regard ein Basrelief, das Leda an den Ufern des Eurotas darstellt. Jupiter, in Schwanengestalt, nähert sich der Schlummernden, ist schon neben ihr, und — was glaubt man, das er thun wird? — der göttliche Vogel speit Wasser aus dem Schnabel, das den Brunnen unterhält. In der Straße Censier zeigt das Basrelief einen Faun, der zwischen seinen Armen einen Schlauch voller Trauben drückt; der Schlauch plazt, und statt des Traubensaftes — sprizt Wasser vor. In der That, das Wunder ist nicht halb soviel werth, als das auf der Hochzeit von Cana geschah.




# Miszellen
für die
# Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 84. — den 20 Oktober 1810.


## Bemerkungen auf einer Reise nach dem nordischen Palmyra — Potsdam.

### Erster Brief.

Es werden Reisen nach Palmyra, Persepolis, Benares, Herkulanum unternommen, um die prächtigen Trümmer der Vorzeit zu schauen, und den Geist und die Kultur derselben, die aus ihnen hervorspringen, zu erfassen und zu bewundern.

Gibt es nicht dergleichen in dem nördlichen Theil unsers Kontinents? fragte ich mich, während ich im Hintergrunde meines Reisewagens versenkt war, und der Postillion unter einem gewaltigen Regenschauer dahinjagte. Gibt es nicht Trümmer, prächtigere und vollständigere, die uns einen noch tiefern Blick in Geist und Kultur des heutigen Jahrhunderts gewähren? Zwar glauben wir die intellektuellen Eigenheiten unserer Zeit leicht zu übersehn. Indeß scheint es doch damit noch nicht ins Klare gekommen zu sein; denn von der einen Seite hören wir unsere Tage und ihre Generation mit vollen Backen loben, von der andern aber so kritisiren und exkommuniziren, daß man wirklich oft nicht weiß, ob man seinen lieben Zöglingen rathen soll, mit der Zeit vorwärts zu schreiten, oder auf die Vorzeit zurückzublicken, und in den Trümmern derselben den Torso zu finden, nach dessen Muster sich ihre Wirksamkeit ausbilden soll.

Meine Ueberzeugung, theurer Freund, ist freilich gegen die dieser Herren etwas gerade und schlicht, und sie wird Ihnen daher so ergreifend nicht sein. — Ich erinnere mich, sie durch einen Gemeinspruch Pope's noch kürzer fassen zu können, als sie es vielleicht verdiente: What ever is, is right. Ich muß es offenherzig nur sagen, ausser ein wenig zu viel Kontributionen und Requisitionen, welche bisher für exotische Pflanzen unter uns galten, bemerke ich eben nicht, daß die Menschheit, troß der schrecklichen Revolutionen, Reformationen, Kompensationen, Mediatisationen und Sekularisationen, etwas an ihrer Kultur, an ihrem Fortschritt eingebüßt hätte.

Man wird mich freilich einen Hebräer nennen, daß ich das in dem letzten Dezennium gestiftete Unheil nach Zahlen und Geldsäcken berechne; dies irrt mich nicht. Ich bleibe dabei, daß, abgerechnet die Berge von Staatspapieren und Papiergeld, unseligen Folgen der Kontributionen und Requisitionen, die Menschheit fortgeschritten und im Fortschreiten begriffen ist. Der Himmel sorgt für alle seine Geschöpfe. Auch die Mäuse sollen leben!

Bei so bewandten Umständen werden Sie leicht vermuthen, daß ich nicht in Versuchung gerathen dürfte, etwa so ein Paar Bände voll „Betrachtungen über den Zeitgeist" zu schreiben. Denn ich behaupte, daß der Zeitgeist null in den Explosionen des Weltgeistes ist, und daß dieser der eigentliche Planet ist, von welchem jener wie ein Trabant umher geführt wird. Ich behaupte ferner, daß die Menschheit in diesen Explosionen wirklich fortgeschritten ist, und räume gern ein, daß diese befördert worden sind durch Mißgriffe und Eingriffe, die der Zeitgeist in die Rechte des Weltgeistes gemacht hat und immer machen wird. Einen Egoismus, mit welchem der Zeitgeist in der Absicht ausgestattet zu sein scheint, um die großen Explosionen des Weltgeistes oder die Umwandlungen des gesellschaftlichen Zustandes von jeher vorzubereiten.

Man muß lächeln, wenn Chapeau-bas-Philosophen, wie etwa der selige Brandes und Genossen, so bequem den Einfluß

ihres Zeitgeistes auf die gesellschaftlichen Verhältnisse berechnen. Man spürt's, daß es ihnen zu unbequem war, sich mit den weiß seidenen Strümpfen und Schmuckdegen in die bestaubten Gänge der Vor- und Urzeit zu bemühen, wo sie immer Stoff zu einer Jeremiade, wie die uns angestimmte, vorfinden dürften.

Aus dieser Erbsünde möchte auch die Menschheit schwerlich gerettet werden. Es ist ein ewiger Kampf des Bleibenden mit dem Hinfälligen in dem menschlichen Gemüthe angeordnet. Ich bin bei weitem daher auch nicht der Meinung derer, welche glauben, daß die Menschen so vernünftig klug geworden sind, sich vor dem Einfluß des Zeitgeistes bewahren zu können; bin bei weitem nicht so enthusiastisch für die Zukunft befangen, daß ich mit Fichte, durch die Zucht der Pestalozzi's edlere Generationen, oder mit Adam Müller, in dem Hinblicken auf die Vorzeit festere Grundsteine für unsere Institution zu legen hoffe. Mit nichten!

Ich glaube, daß die Menschen selbstständiger, gewandter in den Formen ihre Art zu sein, zu denken und zu handeln geworden sind; allein ich zweifele keinesweges, daß der Zeitgeist nicht einen Theil dieser Selbstständigkeit in Beschlag halten wird für immer und ewig, weil Sein, Denken und Handeln der Menschen sich nie ganz von Gestalt und Form lossagen oder losmachen können.

Ich glaube ferner, daß das Große, Selbstständige und Gewandte, das sich in dem Thätigkeitskreise der Menschheit gezeigt, gleichsam Wetterleuchten des Weltgeistes sind, die freilich bald nachtheilig, bald vortheilhaft auf die Koalisationsverhältnisse der großen Menschenmasse wirkten; indeß sie sind das eigentliche Große, sei ihr Erfolg wie er wolle. Ich will nur bei dem Großen stehen bleiben, das auf den gesellschaftlichen Zustand am tiefsten influirte. Sei es ein Salomo, ein Alexander, ein Lykurg, ein Cäsar, ein Bajazeth, ein Attila, ein Karl der Fünfte, ein Heinrich der Vierte, ein Friedrich der Zweite oder ein Joseph der Zweite, mag der Einfluß dieser verschiedenartig handelnden Karaktere nicht den strengen Ansichten eines selbst im Geist des Weltgeistes gebildeten Geistes entsprechen, so geben sie uns doch den Wink, daß wir die eigentliche Zeichen der Wirksamkeit des Weltgeistes noch nicht begriffen.

Es befremdet mich daher wirklich nicht, wenn es eine gewisse Kaste von Denkern gibt, an deren Spitze sich Brandes, als ein spruchreicher Sprecher, zu stellen wagte, welche, indem sie in Napoleon gleichsam den Zertrümmerer des Ehrwürdigen und Edlen der Vorzeit erblicken, diese Zertrümmerung durch den nachtheiligen Einfluß zu begründen suchen, den die fehlerhafte und nachtheilige Wirksamkeit der ihm unmittelbar vorgegangenen Großen, Friedrichs des Zweiten, Josephs des Zweiten und Katharina der Zweiten, oder der Geist der Zeit, den sie ausbildeten, bewirkte.

Ums Himmels willen, was kann denn das große Gemüth, aus dem das Edle, Schöne und Wahre hervorgeht, das es gibt, wie es vom Weltgeist in ihm gepflegt war, was kann es dafür, wenn es von der Generation in der dieser eigenen Form aufgefaßt, und in beengtem Raum sich verkrüppelt entfaltet? Napoleons Schöpfungen, die freien und selbstständigern Generationen verliehen sind, dürfte es nicht anders ergehen; auch in ihnen dürften dereinst ein anderer Brandes und Konsorten die Ursachen der Entstehung anderer diese zertrümmernden Formen erblicken. ...

Das Resultat ist, daß der Weltgeist sich in seiner Gestaltung nur in großen Pausen und in leuchtenden Wetterstrahlen offenbart. Wir erblicken sie nie im Zusammenhange, aber wir können in ihnen einen Zusammenhang, eine Methode ahnen, wenn wir als vernünftige Wesen nicht zwecklose Gaukelspiele in dem nun uns Vorgehenden erblicken wollen. Wir sollen suchen, in den lichten Funken, die uns in den großen Geistern verliehen werden, welche den gesellschaftlichen Zustand elektrisiren, vielmehr einen Zyklus zu begründen, als nach der Weise jener grämlichen Beobachter in ihnen, wie unter den Thieren verschiedener Gattung, einen ewigen Vernichtungskrieg zu hypostasiren.

Befremde Sie nicht, lieber Freund, diese Gedankenreihe. Sie entkeimte und entfaltete sich, als ich auf meiner Berufsreise das nordische Palmyra — Potsdam — berufslos berührte. Der Anblick der schönen Stadt mit ihren Prachtgebäuden und den mannigfaltigen ehrwürdigen Kuppeln, die von den um sie her angelegten Palästen der preussischen Herrscher mir entgegenstrahlten, spannte meine Seele zu einer gewissen Ideenhöhe. Sie führte mich mit lebhaftem Enthusiasmus auf den Gründer aller dieser mir verliehenen Augenweide, auf Friedrich den Zweiten. Hier, dachte ich, war sein Tuskulum; hier legte er den Grund zu den großen Schöpfungen, die ewig in den Annalen der Regierungskunst als Prototypen glänzen werden, und hier ist der Quell, aus welchem man ein dauerndes Symbol seiner Größe sich vergegenwärtigen kann. Hier ist Nordens Palmyra; hier sind die Trümmer aufbehalten, als Symbol des Zeit- und Weltgeistes, des Genius und der Kultur, den Friedrich für seine Generation schuf. Von hier läßt sich jetzt noch allein seine Größe des Gemüths erkennen; von hier aus, nachdem sein großes Werk, die Staatsmaschine, die er bildete, zertrümmert und wie ein unkenntlicher Torso in dem Staatenkreise Europa's vorhanden ist, läßt sich noch die große Menschennatur, die zum Oberhaupt von Millionen geeignet war, erkennen, die uns weder seine Schriften selbst, noch seine Analysen in dem Grade fühlbar machen können. Hierin liegt die Energie, das Leben der bildenden Kunst; sie spricht zum höchsten Gefühl, ein Zentralpunkt des Endlichen und Unendlichen. Sie rührt auf die Art den gebildeten und rohen Pilger, wenn er vor den durch sie belebten Steinmassen vorbeiwandelt, und ruft ihm das längst abgeschiedene Große und Erhabene zurück.

Dies Experiment wollte ich an mir machen, und es versteht sich von selbst, daß ich beschloß, in Potsdam einige Tage anzuhalten und unter seinen Trümmern herumzuwandern.

---

## Zweiter Brief.

Wenn Sie nach Potsdam am frühen, stillen Morgen versetzt werden, glauben sie wahrlich in Berlin zu sein: so täuschend sind Bauart und Anlage der borussischen Metropole nachgebildet, oder so deutlich hat sich der Geschmack ihres Restaurators auch in Miniatur hier ausgesprochen. Was Potsdam abgeht, ist Volksmenge und ein gewisser Wohlstand, welcher der Weitläufigkeit und der Würde der Bauart angemessen wäre, und diese Steinhaufen im höhern Grade beleben würden. Man glaube aber nicht, daß Potsdam seit dem Tode Friedrichs des Großen so viel an Wohlstand verloren, als man jetzt bemerken will.

Potsdams Wohlstand war immer scheinbar. Die schönen Häusermassen waren nie, wie es in andern Städten der Fall

sein mag, das Resultat eines grossen Verkehrs, einer grossen Industrie seiner Bewohner; sondern sie wurden gleichsam dem beschränkten Wohlstand seiner Bewohner aufgedrungen, wie wir etwa einen Diener in der köstlichen Livree eines Grossen einherschreiten sehen. Friedrich liebte die Pracht an Gebäuden; er hatte ein ästhetisches Auge für die Simmetrie, und er wollte an der Stadt wenigstens das Schild der Industrie aushängen, an deren Mauern er seinen Sitz aufgeschlagen. Er baute daher den Bürgern grosse Häuser und Paläste, und beseelte sie zu dem Glauben, daß diesmal Industrie den Häusermassen folgen werde.

Natürlich war der Verkehr bei Friedrichs Lebenszeit etwas lebhafter wie jetzt; aber von bedeutenden Folgen für den Wohlstand war er übrigens auch nicht. Er hatte kein gegründetes und bedeutendes Kapital in den Familien geschaffen, und das ganze Treiben und Verkehren gab bloß einen Ertrag, der von Hand zu Mund zureichte, so daß mit dem Verlust der Gegenwart des einzigen Friedrichs dies kärgliche Auskommen schwand, und die Verlegenheit einer grossen Zahl Bewohner zunahm. Die Volksmasse mußte sich wieder auf eine Industrie allmählig beschränken, wie sie vormals bestand, d. h. auf das, was ihre Kräfte unter einander desfalls bewirken konnten.

Man findet daher in Potsdam keineswegs die Lage der Bewohner schlechter, als sie in einer Provinzialstadt vom dem Grade ihrer Betriebsamkeit und der Mittel sie zu befördern angetroffen wird. Man glaubt nur, daß es schlechter ist, weil Potsdams prächtiges Aeussere auf einen Grad von Kultur und Industrie hindeutet, wie sie in Birmingham und Manchester noch vorhanden sind, und in Harlem und Brüssel einst gefunden wurden. Man glaubt, daß die Industrie und Kultur verschwunden und die Bewohner mit ihnen verarmt seien, und bedauert ohne Grund einen Verlust, der nie statt gefunden.

Gegen die äussere Pracht der Häuser bilden die Bewohner für den Fremdling einen noch größern Kontrast. Man erwartet, daß aus jeder Thür, aus jedem Fenster geschmackvoll gekleidete und in der grossen Welt geltende Wesen blicken dürften; glaubt beim Eintritt in das Innere der Wohnungen jene Eleganz in Form und Geschmack der Möbel zu finden, welche dem äussern Prunk entspricht. Solchen Irrthum veranlaßte Potsdam aber auch schon zur Zeit Friedrichs. Es ist bekannt, daß in den palastähnlichen Häusern der besuchtesten Gegenden der Stadt, Friedrich seinen Garden die ersten Etagen vorbehielt, woraus daher oft Wäsche und geputzte Waffen zum Trocknen ausgehängt waren.

Inzwischen hat der Bürgerstand, da Friedrichs Hof und seine Umgebung so nahe waren, eine gewisse Haltung in Bekleidung und Sitten angenommen, die ganz jene Bürgerlichkeit verbannt und verwischt, welche wir in einfachen Provinzialstädten zu finden pflegen, und dies gibt dann wieder dem Beobachter, der Gold und Silber von Glimmer zu unterscheiden weiß, einen Kontrast, der keinen angenehmen Eindruck auf ihn macht. Es ist ein Geist der Sorge und des Kummers, der aus jener schattenbildlichen Eleganz der Kleider hervorblickt; es verräth sich bei jedem, den man auf der Straße trifft, daß dies Aeussere nicht dem Innern zusagt.

Friedrich der Große lebt noch tief in dem Andenken der Potsdamer; unter seiner Regierung war ihr goldenes Zeitalter. Sie scheinen kein anderes zu kennen, als das, was ihnen der Hof und die Fremden schaffen. Friedrich that gegen seinen Nachfolger nicht mehr für Potsdam, als daß er es in architektonischen Anlagen verschwemmte. Daß er mehrere Tausende seiner wohlgenährtesten Truppen, seine Garden, den Potsdamern in Pflege gab, beweiset nur höchstens, daß er das Uebel der Nahrungslosigkeit durch heroische Mittel zu beseitigen suchte. — Friedrich Wilhelm der Zweite theilte schon die Freude seines Lebens zwischen Berlin und Potsdam, dies zeugen seine architektonischen Anlagen. Für die Stadt selbst that dieser Monarch wenig; alle seine Anlagen, das Marmorpalais, die Pfaueninsel u. s. w. liegen zwischen Berlin und Potsdam. Indeß hatten die Potsdamer doch den Trost, durch diese Anlagen ihren Monarchen an ihre Gegend gefesselt zu sehen, und immer an dem Glanze des Hofes, der den Herrscher umgab, sich mitzusonnen, obgleich die Strahlen dieses Schimmers etwas flach auf sie hinfielen. Mit dem Tode Friedrich Wilhelms des Zweiten verlor auch Potsdam diese Temperatur. Sein Nachfolger, der jetzige Monarch Preussens, schloß sich mehr dem Gewühl der Hauptstadt an. Seine Vorgänger hatten gleichsam den Sinn und den Hang der Großen für architektonische Anlagen erschöpft. Friedrich Wilhelm der Dritte fand von dieser Seite für den Glanz seines Reiches nichts mehr zu thun; desto mehr Zeit hatte er, ernstlich an Gegenstände zu denken, wozu der Lauf der Begebenheiten und der an Ereignissen schwanger gehende Horizont der politischen Welt ihn aufforderten. Potsdam ward für den Hof nur eine konventionelle Retraite; es scheint, als wenn der Monarch bloß aus Achtung für den Lieblingsort seiner Vordern ihm nicht ganz alle Aufmerksamkeit entziehen wollte. Einsamkeit und Familienglück suchte er nie in Potsdam. Es drückt ganz seinen festen, abgerundeten, geraden Sinn aus, wenn er entweder in der Hauptstadt mit seinem Volke, oder auf dem Lande, in dem einfachen Paretz, mit sich selbst lebt. Ein solches Mittelding von Aufenthalt, wie seine Vorgänger wählten, wo Stadt und Land von ihnen verlassen oder keines Blickes gewürdigt waren, kennt Friedrich Wilhelms Sinn nicht. Freilich verlor Potsdam dadurch einen grossen Theil von Lebensstoff; indeß blieb ihm noch das zahlreiche Gardemilitär, das ihm aber leider durch die Katastrophe von 1805 mit einem Schlag entrissen ward. Von dieser Katastrophe spricht man überhaupt in Potsdam mit vielem schmerzlichen Ausdruck. Man mag auch Recht haben, da vielleicht die siegreichen Heere der Franzosen noch nie mit solchem Enthusiasmus einen Boden betraten, wo sie an der Stätte ihres vormaligen mächtigen Besiegers das „heute mir, morgen dir!" ihm zuzurufen sich beeiferten. Vielleicht ließ auch die Habsucht in einigen venalen Gemüthern des französischen Heeres dem Gedanken Raum, daß der dem ersten Helden seiner Zeit geweihete Sitz unsägliche Schätze bärge. Es mag daher mancher unschuldige Bewohner Potsdams, bei den häufigen Durchzügen der noch vom Siege bei Jena trunkenen Armeen, trotz der Mannszucht, die ihre Generale zu halten suchten, die getäuschten Erwartungen der Habsucht haben bußen müssen.

Seit wiederhergestelltem Frieden sind die Garden abermals in Potsdam eingekehrt, allein nur, bei der gewaltigen Reduktion des preussischen Heers, als eine sogenannte Quintessenz der vormaligen. Sie fullen bei weitem nicht die Lucke aus, die jene gelassen. — Dieser Ausfall sollte nun durch die Versetzung der Regierung der Kurmark nach Potsdam gedeckt werden. Die Potsdamer haben sich mehr versprochen, als geleistet werden konnte. Sie bemerken eben nicht, daß der Verkehr durch das Personal derselben sehr verstärkt worden. Der größte Theil derselben besteht aus Berlinern; diese hangen noch so sehr an ihrer

Heimath, daß sie alle Bedürfnisse des Geschmacks und der Mode von der nicht fernen Hauptstadt herüber holen. Eine gewisse Wahlverwandtschaft hat sich auch zwischen den Gemüthern dieser Berliner Kolonie und den Bewohnern Potsdams noch nicht entwickelt.

Der jetzige prekäre Zustand Potsdams hat natürlich Einfluß auf das Aeussere dieser Stadt. Es ist an ihr der Schmelz, das Kolorit und die Eleganz gleichsam verwischt. Man sieht schöne Umrisse, treffliche Verhältnisse, der Zeit trotzende Festigkeit von allen Seiten; aber es fehlt die Vollendung; da und dort ist eine Zierrath verloren gegangen. Potsdam gleicht jetzt einem Gemälde aus einer alten Schule, dessen durch die Länge der Zeit vom Staub und Schmutz verdecktes Kolorit von neuem nur überzogen werden darf, um die vortrefflichen Umrisse, die das Auge des Kenners an ihm erblickt, auch dem des Liebhabers darzustellen. Kurz, Potsdam ist eine schöne Trümmer aus dem genialischen Zeitalter des preussischen Staates, wo Friedrich der Große ihm vorstand, und bildet gleichsam das Frontispiz zu den Prachtwerken, die dieser große Monarch für den Sitz seiner Muse aufgeführt, und wohin ich im Folgenden Ihre Aufmerksamkeit wenden will.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Stoff zu Parallelen.

### Graf René von Anjou.

Es sind jetzt über vierhundert Jahre, seit René Graf von Anjou und Provence lebte, aber man hat ihn in der Provence noch nicht vergessen, wär's auch nur wegen seiner Sonderbarkeiten, und der seltsamen Zeremonien, die er liebte. So war er z. B. der erste Stifter jener bekannten Prozession von Aix, wobei man einen Sänftenträger in die Königin von Saba verkleidete, die heiligen Apostel mit Flinten bewaffnet sich gegen die Teufel wehrten, und mit dem Ehrwürdigen das Possenhafte, mit dem Heiligen das Unsittliche verbunden war. Dies Fest ward noch vor der Revolution so begangen, vielleicht auch noch jetzt.

Graf René wäre ein vortrefflicher Privatmann gewesen. Er war gefällig, liebreich, freigebig bis zum Schuldenmachen. Er mochte keinen Unglücklichen sehen. Aber man kann ein vortrefflicher Privatmann und doch ein schlechter Fürst sein. Mit allem guten Willen, bei einem trefflichen Herzen, mit vorzüglichen Talenten, machte er doch sein Land nicht so glücklich, als er es machen konnte, und verstand er sich nicht darauf, sein Gebiet zu behaupten oder seine Eroberungen zu behalten. Es schmeichelte ihn, der Gute zu heißen. Nichts unterschrieb er lieber, als Belohnungen oder Begnadigungen; „eines Fürsten Feder muß da niemals träge sein!" pflegte er zu sagen. Aber seine Begnadigungen der Schlechten waren oft das Unglück der Rechtschaffenen. Er machte artige Verse, man hat deren noch einen ganzen Band; er war ein geschickter Maler, versäumte aber darüber seine wichtigern Fürstenpflichten. Er saß eben und malte ein Rebhuhn, als man ihm die Botschaft hinterbrachte, sein Königreich Neapel wäre verloren; er zuckte die Achseln und — malte ruhig weiter. Bei den Celestinern zu Avignon zeigte man noch vor der Revolution ein Gemälde von seiner Kunst. Es war das Bild einer seiner Geliebten. Aber so wie dieser fürstliche Künstler hat wohl noch keiner seine angebetete Schöne dargestellt und verewigt. Sie ist im Begriff, aus dem Sarge hervorzusteigen; ihr Leichnam ist verweset, ihr Fleisch von Würmern zerfressen; die Knochen stehen ekelhaft hervor.

# Varietäten.

## Aus der Schweiz.

— * Auch zur Schweiz gelangte das Ansinnen der französischen Regierung, die Kolonialwaaren, wie es schon im übrigen abendländischen Europa geschehen, durch große Auflagen niederzudrücken, und ihren Umlauf und Gebrauch zu erschweren. Längst schon ward dies Ereigniß erwartet und gefürchtet. Treu ihrem erhabenen Verbündeten und Vermittler und seinen Interessen, brachten die Regierungen der Eidsgenossenschaft das Opfer, und willig. Die Kolonialwaaren wurden an verschiedenen Orten sequestrirt, überall aber mit schweren Abgaben belastet. Der Handel und die Industrie der Schweiz wurden tief erschüttert; am meisten ist man wegen des Schicksals zahlloser Familien besorgt, die sich nur durch Baumwollenspinnerei ernährten. Aber das Opfer wird gering geachtet, in der Hoffnung eines nahen und allgemeinen Friedens, der mit der Freiheit der Meere das Aufblühen des Kontinentalhandels wieder herbeiführen soll.

— * In Freiburg in der Schweiz ist auf Verordnung der Tagsatzung ein *Rapport sur l'institut de M. Pestalozzi à Yverdon présenté à S. E. le Landamman et à la haute Diète des dix-neuf Cantons de la Suisse* (8. 200 Seiten, im Druck erschienen. Der Bericht der Kommissarien (Abel Merian, Mitglied des kleinen Raths von Basel, P. Gregoire Girard, Franziskanermönch von Freiburg, und Friedrich Trechsel, Professor der Mathematik von Bern) ist sehr umständlich, sehr sorgfältig, unter den mannigfaltigsten Beziehungen abgefaßt, und urtheilt zuletzt dahin ab, daß die Pestalozzische Lehrart (*les études d'Yverdon*) sich nur sehr unvollkommen dem öffentlichen Unterricht (vermuthlich wie er gegenwärtig leider meistens ist) anschließe. Für Erziehungsanstalten sei da ein reiches Feld aufgethan, aber unsere Schulen könnten da nur einige Lehren leihen zu ihrem Bedarf. „Immer werden wir bedauern," heißt es am Schlusse, „daß Pestalozzi aus der bescheidenen Bahn geworfen wurde, die er mit so vielem Eifer, so inniger Liebe sich wählte. Diese Primarschule, Muster aller andern, wird also nur ein Gedanke sein aus seinem unruhigen, mühsamen Leben; ohne Zweifel ein schöner Gedanke, der sein Herz ehren und sein Andenken erhalten wird. Wir wollen seinen Absichten, seinen Anstrengungen, seiner Beharrlichkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen; benutzen wir glückliche Ideen, ahmen wir Beispiele nach, die uns dargeboten wurden, und beklagen wir die Schicksale eines Mannes, der, vom Schicksal unaufhörlich bekämpft, nie ganz das thun konnte, was er wollte. Vielleicht ist es nur Sache der Nation, (welcher?) das große Problem des allgemeinen und ersten Unterrichts zu lösen. (1) Ein Individuum kann seine Affektionen und Ansichten weit ausdehnen, aber soll dieser Mann denn das Organ aller sein, da doch die Nation allein das unmittelbare Gefühl ihrer Hilfsmittel wie ihrer Bedürfnisse hat?" (?)

Diese Stelle karakterisirt ziemlich den Geist, der im ganzen Bericht waltet. An hellen Beleuchtungen desselben wirds nicht fehlen. Darum hier kein Wort weiter davon.

• •



Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch —— Nro. 85. —— den 24 Oktober 1810.

## Bemerkungen auf einer Reise nach dem nordischen Palmyra — Potsdam.

### Dritter Brief.

Oft genug sind schon die Schlösser und Garten von Sanssouci und dem neuen Palais beschrieben und besungen worden. Ich werde nichts in dieser Rücksicht nachzutragen haben.

Nichts kann in der That ein stärkeres Bild von dem großen Geiste Friedrichs aufdringen, als der Anblick dieser kunstvoll geordneten Massen von Steinen und Bäumen. Schon der Vorsatz allein, solch Werk zu unternehmen, kann nur einem Geiste entfahren, dem die ihn umgebende Welt zu klein erscheint, und der entweder von dem Gedanken, sie als Ueberwinder ganz nach seinem Willen zu modeln, begeistert ist, oder, wenn dieses ihm versagt ist, sich, wie der Schöpfer einer Epopöe, seine eigene Ideenwelt schafft.

Nun denken Sie sich Friedrich nach einem bestandenen siebenjährigen Kampfe, nach mancherlei erlittenen Prüfungen, die sein jugendliches Feuer abgekühlt, nach manchen gesammelten Erfahrungen über den Zweck und die Grenzen der Regentenmacht, dennoch mit dem Vorsatz begeistert, ein solches mehrere Millionen Aufwand erforderndes Werk aufzuführen, ein Werk, das, nach meiner Ansicht, für seine Lage und für die Verhältnisse, worin er lebte, ein den ägyptischen Pyramiden ähnlicher Bau war. Und Sie können kein anderes Resultat erfassen, als gestehen, daß Friedrich in Hinsicht der Geistesstärke seines Gleichen sucht.

Wer Friedrich aus dem Standpunkt nimmt, der wird nur als Nebelflecken alle die Gebrechen betrachten, die ein Brandes und die Apostel seiner Ideen in wortreichen Aphorismen an ihm heraus zu anatomiren suchen; der muß einsehen lernen, daß Friedrich ein großer Mensch war, so groß, daß sein Zeitalter hinter ihm zurückbleiben mußte; muß erkennen lernen, daß er es nicht verachtet, wenn er seinen Weg ging und den Zeitgeist hinter sich her nachschleppen ließ.

Kleinigkeit mußten für ihn sein, alle die bestandenen Konventionen von Glaubenspartheien, Geschlechtsdistinktion und bürgerlichem Zunftgeiste; nicht der Mühe werth mußte er sie achten, seine Ideen an ihnen zu prüfen, und wenn die umgebenden Verhältnisse den freien Spielraum seines Gemüths kirrten, war es ganz natürlich, daß er despotisch über Religion, Geburt und Bürgerlichkeit entschied. Es war die freie Götternatur, die keine Rücksichten, keine kleinliche Politik kannte, an der er die Menschen zu gängeln suchte. Sie mußten ihre Schwäche in seiner Größe fühlen, und nur dem Scharfsichtigen ward es klar, daß für seine Ansicht die Menschen nicht reif waren, und wird es endlich bis auf den heutigen Tag klar, daß sie nicht so leicht dafür reif werden dürften.

Trotz dem, daß die Prachtgebäude und Garten Friedrichs verlassen von ihrem Schöpfer und der Pflege eines für sie geeigneten Gemuths sind, findet doch der Beobachter Stoff, in den todten Massen die mächtigen Züge des Genies zu deuten. Es ist eine mittlere antike Welt, worin man versetzt wird. Man sieht hier das Alte und Neuere nebeneinander noch nicht so verschmolzen, wie in den Kunstschöpfungen der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Es ist noch mehr Pracht als Geschmack; man geht nicht gern ins Einzelne. Man möchte dem großen Geiste, unter dessen Aufsicht alles aufgeführt ist, nicht durch strenges Urtheil nahe treten, und doch auch eigenem Kunstgefühl nichts

vergeben. Dies mahnte mich oft an die Geistesprodukte mancher unserer vergötterten Schriftsteller; man hält aus Ehrfurcht seinen kritischen Blick gegen ihre Werke befangen.

Am besten, glaube ich, kommt man durch, wenn man, bei Betrachtung der Anlagen Friedrichs, die Kunst des Zeitgeistes, die Mode, von welcher, wie ich glaube, die Alten nicht so viel wie wir wußten, von der des Weltgeistes, wie sie uns die reine Antike erhält, unterscheidet, und nach den Grundsätzen einer jeden, die ihr entsprechenden Parthien ins Auge faßt. Das Resultat wird dann sein, daß die Mode sich überall beleidigt findet, und das wahre Kunstgefühl, nur das Bestreben, etwas Großes geleistet haben zu wollen, bewundert.

In Sanssouci, wo Friedrich gleichsam sein Tuskulum anlegen wollte, wird der Kenner vom modernen und antiken Geschmack gleichsam hin und her gezerrt. Das Moderne ist ganz veraltet, und macht keinen Eindruck mehr. Für Vergoldung und Versilberung an Gemäuern und Möbeln hat der Geschmack der zeitigen Mode keine Empfänglichkeit mehr; vieles ist ausserdem an Glanz verloren gegangen, und das Innere der Zimmer, die Stukkatur, die Malerei und die Möbel, sind von der Zeit so abgenagt, daß man nur wenig Spuren ihrer Pracht gewahr wird. Ein gewisses Gefühl der Achtung wird rege erhalten durch die von Friedrich selbst herrührenden Tintenflecken an einem altmodischen Schreibepult seiner Studierstube. Eben so wird der Beobachter zu gewissen romantischen Empfindungen gestimmt, bei der Aussicht, die man von dem Walle der Rotunda, welche das Gebäude in Sanssouci bildet, genießt, und bei Ansicht der Tändelei des großen Mannes, seine Lieblingshunde an dem Fuße eines für ihn bestimmten Grabmals unter Marmorsteinen, mit ihren Namen geziert, verscharren zu lassen.

Die Franzosen haben aus Sanssouci nichts genommen, als einige Stücke aus der Bildergallerie, die der Gallerie-Inspektor Puhlmann, ein bescheidener Mann, vorzeigt. Man findet in derselben einen erlesenen Vorrath an schönen Gemälden, welche Friedrich mit großen Kosten zusammengebracht, und zwar von den besten Meistern aller Schulen. Raphael, Correggio, Titian, Lorrain, Rubens ziehn wechselsweise das Auge an sich. Die Stellen, die die Franzosen leer gemacht, hat Puhlmann mit seinen Arbeiten ausgefüllt. Es sind keine Prachtwerke, doch zeugen sie von Fleiß. Der Bildersaal gewährt einen imponirenden Anblick, ganz des großen Mannes würdig, der ihn aufführen ließ. Indeß muß auch die reich vergoldete Stukkatur der Wände und die geschmacklose Verbrämung der Meisterwerke der Malerei dem Freunde des Antiken oft ein Anstoß sein. Der Garten ist in einem Zeitpunkt angelegt worden, wo der Engländer Chamber noch nicht auf die chinesische Gärtnerei aufmerksam gemacht hatte, und man muß sich daher begnügen, in den Anlagen Annäherung der guten Muster zu sehen, die Le Notre den Kunstgärtnern in Frankreich aufstellte.

Ueberhaupt soll man nicht zu viel von dem großen Mann fordern, und daß er in Allem seinem Zeitalter voreile. In Friedrichs Blüthenalter war der Geschmack für die Antike, das Gefühl für künstlerische Natur noch nicht geübt, wie in späterer Zeit. Winkelmann und Caylus begannen für dieses Studium erst einige Keime zu pflegen; sie belebten eine Empfänglichkeit für klassische Reisen, begeisterten die Großen und die Künstler, zur Anschauung der Kunstwerke, sich an die Quellen zu begeben und die Aufmerksamkeit auf die Schätze hinzuwenden, die Italien für den Fortschritt der Kunst sammelt und bewahrt.

Noch deutlicher spricht sich diese Bemerkung bei Ansicht des neuen Palais und Gartens aus, die Friedrich nicht fern von Sanssouci aufführen ließ, eine kolossalische und von innen und aussen Sanssouci an Pracht und Aufwand übertreffende Anlage. Das Aeussere scheint einer gewissen Vernachläßigung ausgesetzt zu sein, da es von den Nachfolgern Friedrichs nicht sehr fleißig besucht wird. Desto schöner ist das Innere des Palastes erhalten. Die Säle, die Zimmer, die Uebergänge, Alles ist mit einer Ueberlegung angebracht, die das Gemüth erfreut. Die Pracht, der Glanz von Gold und Silber, ist in dem Grade an Wänden und Möbeln verschwendet, daß man in einen Feenpalast versetzt zu sein glaubt, wo es bekanntlich mit dem wahren Geschmack und der edlen Kunst nicht so strenge gehalten wird.

Einen großen Schatz von Gemälden findet man in mehrern Zimmern umher zerstreut hängen, die dem von Gold und Silber geblendeten Auge Erholung gewähren. Nur ein einziges Kupferblatt von mittelmäßiger Größe habe ich im ganzen Palais bemerkt, und dies war le Couronnement de Voltaire. In eben dem Zimmer und in einem daran stoßenden sind auch einige Stühle angelehnt und uneingefaßt die Bilder mehrerer fürstlichen Personen, als Maria Theresia, Kaiser Joseph der Zweite, Prinz Heinrich u. s. w. Ich gab natürlich dem Führer mein Befremden über die sonderbare Ausstellung zu erkennen. „So stehen diese Gemälde seit einigen vierzig Jahren", erwiederte er mir; „Friedrich hat sie damals dahin gestellt, und so bleiben sie stehen." Was ist gegen solche Veneration zu sagen? Eben so wenig, als gegen die, mit welcher man mir hier die allerhöchsten Tintenkleckse an einem Bureau in Friedrichs kleinem Arbeitszimmer zeigte, das vor einem Divan steht, welches er durchgesessen und mit mehrern Helleborusflecken höchstselbst verziert. Eine kleine Büchersammlung findet sich im Hintergrunde aufgestellt, von der ich mehrere Bücher herauszog, und in welchen ich einige Stellen von der Hand des Unsterblichen unterstrichen fand.

Man verläßt dies Prachtgebäude mit Bewunderung und Erstaunen, um sich wieder in die weitläufigen dasselbe umgebenden Gartenanlagen zu verlieren, die übrigens ebenfalls in dem Geschmack des Gartens von Sanssouci ausgeführt sind. Die Größe imponirt, und der Gedanke an den Schöpfer aller dieser Anlagen muß den Beobachter noch höher zur Bewunderung desselben stimmen, wenn man sich nicht weit von diesem Garten zu dem im hohen und antiken Styl erbauten Belvedere erhebt, und ins Unendliche hinaus seinen Blick sendet, oder sich auf den Sanssouci gegenüber gelegenen Höhen den dem klassischen Boden kopirten Ruinen nähert.

Dies ist ein allgemeiner Umriß von der Schöpfung Friedrichs. Es ist Alles ins Große gefaßt. Man kann nicht sagen, daß man an ihm den fein gebildeten und geübten Kenner, den Schöpfer des Kunstwerkes selbst in allen diesen Anlagen bewundern soll. Aber in dem Umfange des Geschaffenen muß man in Friedrich dem Großen den kühnen und erhabenen Geist bewundern, der im Frieden die Kräfte des Staats zum Heil der Kunst und der Industrie, wie im Kriege zur Aufrechthaltung der Selbstständigkeit und Würde des Reichs zu leiten wußte. Und einen solchen Geist, auf solcher Höhe, der an dieser einzigen Trümmer schon bewährt, wie er ganz über sein Zeitalter hervorragte, vermessen sich jene Pensées- und Essais-Philosophen nach ihrem kurzen Maasstab zu richten, seinen Einfluß auf die Generation als eine Folge seiner schiefen Richtung gegen dieselbe darzustellen, und

ihn so als den Urkeim der Uebel aufzustellen, die in Deutschland ausbrachen?

## Vierter Brief.

Friedrichs über alle Zeitverhältnisse erhabener Geist redet noch lauter, wenn man auf der Wanderung unter den Anlagen Potsdams die seines Nachfolgers daselbst erblickt.

Friedrich Wilhelm der Zweite gefiel sich nicht in dem Ruhesitze seines großen Vorgängers. Der Styl war ihm nicht individualisirt genug, war ihm zu weitschichtig und groß. Friedrich Wilhelm der Zweite konzentrirte seine ganze Existenz auf Empfindung, das gerade Gegentheil des großen Friedrichs, der von der Idee ausging. Man merkt es, daß auf seine Bildung sein Zeitalter großen Einfluß hatte. Es ist nicht die Selbstständigkeit, die Größe in seinen architektonischen Schöpfungen, welche uns entgegenspringt. Sie sprechen ein Gefühl, eine Politur aus, welche die Ideen der Kunstschule in Umlauf brachte, die mit dem Sinn für die ächte Antike sich im vorigen Jahrhundert völlig ausbildete, und ihre Herrschaft über die ganze gebildete Welt Europa's verbreitete.

Wer die kostbare Anlage Friedrich Wilhelms des Zweiten, das sogenannte Marmorpalais bei Potsdam, betritt, glaubt nicht in den Sitz eines mächtigen Regenten, sondern in die Villa eines römischen Patriziers zu treten, den der Himmel mit Glücksgütern hinlänglich gesegnet hat, um in den Schätzen der alten Welt und den nach ihr gebildeten Schöpfungen der Kunst und Architektur schwelgen zu können.

Die Anlage des ihn umgebenden Gartens ist nicht in dem imponirenden Styl eines Le Notre, den die Architektur mit Nachdruck unterstützen mußte. Es ist ein stufenweise dem Auge sich entfaltender, romantischer Lustgang, der das Gemüth zu den sanften Empfindungen vorbereitet, welche ihm der Anblick der schönen Marmorvilla gewährt, zu dem er führt. Die Ansicht der Villa selbst ergreift nicht das Gemüth, da man nicht von der Vorderseite, vor welcher die Havel dicht vorbeifließt, sondern seitwärts auf sie zukommt und sie betritt. Ausserdem ist sie von beschränktem Umfange, so daß das Auge das Gebäude sofort umfaßt, und gleichsam des Spielraums des Genusses sich bemeistert, der dem Gemüth bevorsteht.

Nichts gewahrt man zugleich beim Eintritt von Glanz und Pracht, welche die Sinne zerstreuen und das Gefühl bestechen. Es ist die stille Einfalt, die einen von allen Seiten her beim Eintritt begrüßt. Noch mehr wird dies Gefühl erhalten durch die aus Roms und Italiens Fundgruben der Kunst zusammengetragenen Antiken und die Meisterwerke von den durch hohe Muster der Griechen und Römer begeisterten neuern Künstlern, welche alle Zimmer zieren. Diese alle sind mit Einfalt angelegt. Nirgends überflüssige Gleißnerei fürs Auge; alles gemacht, die Seelenkräfte auf einem Punkt zu sammeln und sie zur Empfindung einzuladen.

Mit Recht nennt man diesen Bau einen Marmorpalast, nicht allein das Innere der Zimmer, sondern auch die Treppe, welche zum obern Stockwerk führt, und die Säulen, welche die Gebälke im Aeussern und Innern stützen, sind von diesem Stein gearbeitet, der aus Schlesien herbeigeführt worden. Nur die Kaminstücke, deren jedes 25000 Thaler gekostet hat, sind in Rom von Canova und andern Künstlern ausgearbeitet.

Der größte Theil der Tische ist mit Marmorplatten belegt, worunter mehrere mit künstlicher Mosaik verziert und endlich mit Marmorantiken ausgestattet sind, die freilich mehr ihres Alterthums und ihrer Seltenheit, als ihres künstlerischen Werthes wegen, diesem Palast zur Zierrath dienen. Eine Anzahl der besten und größten Antiken ist von den Franzosen weggeführt worden. Man findet daher noch mehrere Piedestale in den Vertiefungen stehen, von welchen die Figuren abgetragen sind. Die Gemälde sind mehrentheils Kopien von Alterthümern, oder Erzeugnisse neuerer Künstler, worunter sich die Landschaften von Hakkert vorzüglich auszeichnen. Die übrigen Mobel entsprechen ganz der antiken Form, und sind, wie zu erwarten, mit der ersten Eleganz gearbeitet. Eins der Zimmer ist ganz im orientalischen Geschmack angelegt, und verdient desfalls vorzüglicher Erwähnung, weil Friedrich Wilhelm der Zweite in demselben dem türkischen Botschafter die erste Audienz ertheilte. Um die muntere Stille oder Eingezogenheit, zu welcher dieser Palast einladen soll, nicht zu stören, sind alle zur wirthschaftlichen Betriebsamkeit nöthigen Anlagen in einer gewissen Entfernung von demselben aufgeführt; selbst die Küche ist mehrere hundert Schritte vom Palast angelegt, und damit der Verkehr, den sie mit dem Hauptgebäude hat, die hohen Bewohner desselben nicht stören möge, ist sie mit dem Palast durch einen unterirdischen Gang verbunden, der an mehrern Stellen auch am Tage erleuchtet werden mußte. Aeusserst pittoresk ist die als point de vue über der Küche angelegte antike Ruine. Eben so sind Zimmer für hohe Gäste, Favoriten, Säle zu gesellschaftlichen Versammlungen, Erholungsplätze u. s. w. in den vom Palaste entfernten und im weitschichtigen englischen Garten zerstreut umher aufgeführten kleinen Gebäuden befindlich.

Ich habe mich zu kurze Zeit in diesem geschmackvollen königlichen Ruhesitz aufgehalten, um mehr als einen unvollendeten Umriß geben zu können. Indeß aus dem Gefühl, das sich dem Beobachter aufdringt, lernt er den Karakter Friedrich Wilhelms des Zweiten von seinem großen Vorgänger unterscheiden. Diesem war die wirkliche Welt zu klein, in seinen Schöpfungen suchte er das Unermeßliche und Große, um seine Kraft daran zu üben; jenem war die wirkliche zu groß, und er schuf sich daher eine Welt, die dem Kreise seiner Gefühle, auf welche er sich beschränkte, zusprach.

Man kehrt von den architektonischen Schöpfungen Friedrichs mit Staunen und Bewunderung zurück, und verläßt seines Nachfolgers Schöpfungen der Art mit einem Gefühl von Frohsinn und Wohlwollen. Der Sinn, die Idee von Friedrichs architektonischen Anlagen wird selten ganz erfaßt, allein zusprechend dem menschlichen Gemüth, wie es im Allgemeinen sich entfaltet, ist die architektonische Anlage Friedrich Wilhelms des Zweiten. Sie drückt ganz den am Ende des vorigen Jahrhunderts an Formen und Gestalten gefesselten Kunstgeist aus, von welchem die mystischen Kunstjünger unsers Dezenniums sich loszumachen bestreben. Allein es ist vergebens, dies Bestreben; man fühlt es ihren Schöpfungen ab, daß ihre Idee nur eine erfundene ist, die nicht aus einer höhern Quelle stammt, wie die der Homere, Miltons, Phydias, Praxiteles, Rafael und Correggio.

Es ist wahr, daß Friedrichs Denk- und Handlungsweise nur unvollkommen von seinem Zeitalter aufgefaßt ward, und einen Aftergeist aufregte, der jenes Gemeinwesen veranlaßte, das in Deutschland in allen konventionellen Verhältnissen rumorte,

sie verzerrte oder gar zerstörte, und das den Grund hin und wieder zu der Auflösung der gesellschaftlichen Bande gab, die in Deutschland wurzelten. Allein wer wird kurzsichtig genug sein, hiervon unmittelbar Friedrich selbst als Ursache anzugeben? Seine Wirksamkeit war über sein Zeitalter erhaben, und ihr Werk sind gleichsam Ideale, an welchen Generationen ihre Urtheilskraft üben sollen. Sind sie irre daran geworden, so mögen sie es sich selbst zuschreiben.

Mit Unwillen nimmt man es in Deutschland auf, wenn es eine Feder wagt, der Tendenz eines Luthers zu nahe zu treten. Aber mit Gleichmuth läßt man ein Wesen, wie Friedrich, schmähen und tadeln, dessen Name alle Welttheile mit Bewunderung nennen, und an dem der größte Held unserer Zeit sein Gegenbild zu erkennen nicht verschmähet. Könnte ich nur mit der Feder ganz den Eindruck wiedergeben, den die von Friedrich in Potsdam hinterlassenen Ruinen seiner Größe auf das Gemüth des Beschauers zurücklassen: ich bin gewiß, daß ich manchen Renegaten seiner Größe zu einer Pilgerreise nach jener Gegend begeistern würde. Doch vielleicht geschieht es, daß diese Blätter einem von höherer Glut begeisterten Wesen zu Gesicht kommen, das mit der in ihnen verfolgten Idee befreundet, eine Wanderung nach Nordens Palmyra antritt, und den reichhaltigern Stoff, den es seinem Geiste darbieten wird, zu einem lebendigen und vollendeten Gemälde bearbeitet. Gewiß dürfte ein solches Bild für immer die seichten Tadler Friedrichs zum Schweigen bringen.

---

## Stoff zu Parallelen.

---

### Ein Festungs-Kommandant.

Es fehlt der neuern Geschichte nicht sowohl an Heldenzügen, als an großen Geschichtschreibern, die dergleichen aufzufassen und zu benutzen verstehen, wie die Alten. Wie Brutus seine eigenen Söhne hinrichten ließ, weil sie gegen die Republik in Verschwörung getreten waren, weiß noch jeder. Aber von dem Heldensinn des Arthur Capel wissen wenige mehr, und doch wäre es in unsern Tagen manchem deutschen Festungskommandanten gut gewesen, sie gewußt zu haben.

Arthur Capel, Baron von Hamdan, war Gouverneur von Glocester, als Fairfax, Feldherr der Parlamentstruppen diesen Platz im J. 1645 belagerte. Da Arthur nichts von Uebergabe hören wollte, ließ er dessen Sohn holen, der in London studierte, um den Vater zur Ergebung zu bereden. Allein der siebenzehnjährige Jüngling weigerte sich gegen Fairfax und sagte: „Mein Vater weiß besser, was er zu thun hat. Er bedarf des Rathes eines Kindes nicht.“ — Erzürnt ließ Fairfax den Jüngling bis zum Gürtel entkleiden, vor die Wälle von Glocester führen, und den Vater rufen. Dieser trat auf den Wall, sah seinen Sohn halb entblößt, und zehn Kriegsknechte, die Schwerdter gegen den wehrlosen Jüngling gezuckt. „Macht euch gefaßt,“ rief einer von Fairfaxens Hauptleuten ihm zu, „entweder übergebt ihr Glocester, oder ihr seht das Blut euers Sohnes fließen!“ — Schaudernd sah der Kommandant auf sein geliebtes Kind, dann auf die ihm vertraute Stadt. Dann schrie er vom Wall hinab: „Auf, auf, mein Sohn, gedenke Gottes und deines Königes!“ — Dreimal rief er diese Worte, wandte sich um, ging in die Stadt zurück, und ermahnte seine Hauptleute, standhaft zu bleiben, nicht um seinen Sohn zu rächen, sondern den König.

Aehnlich dieser Handlung war die That des Jean Blanc, eines vornehmen Bürgers und ersten Konsuls zu Perpignan, als diese Stadt im J. 1474 von den Franzosen belagert wurde. Bei einem Ausfall gerieth sein Sohn in feindliche Gefangenschaft. Die französischen Generale liessen dem Vertheidiger von Perpignan sagen, sie würden diesen Sohn vor seinen Augen niedermachen, wenn er die Stadt nicht übergäbe. — „Ich bin meinem Könige Treue schuldig bis in den Tod!“ antwortete Jean Blanc. „Wollt ihr Mörder sein, und fehlts euch an Waffen, so will ich euch meinen eigenen Dolch dazu schicken. Aber Perpignan behalte ich!“

Er verlor seinen Sohn. Jean Blanc übergab die Stadt erst, da ihn sein König selbst dazu aufgefordert hatte, und das letzte Pferd, der letzte Hund in der Stadt geschlachtet und verzehrt war.

---

# Varietäten.

## Aus der Schweiz.

— * Es liegt in dem Plan der Anstalten von Hofwyl, bewährte Erfolge des Landbaues und der Haushaltungskunst in allen Zweigen derselben zu beachten, und dieselben, wenn sie entweder wahren oder durch lange Gewohnheiten nothwendig gewordenen Bedürfnissen begegnen, durch kräftiges Mitwirken zu fördern, durch abermalige Untersuchungen zu sichern, und, müßte es sein, durch Aufopferung verbreiten zu helfen. Die ausserordentlichen Erfolge der Anstalten von Hofwyl in landwirthschaftlicher Hinsicht kennt das In- und Ausland; mit immer zunehmender Energie eilen die übrigen Zweige derselben ihrer endlichen Bestimmung entgegen. Die Armenschule gewährt bereits sehr interessante Resultate. Aber mit rastloser Thätigkeit bereitet die Direktion seit geraumer Zeit mannigfaltige andere Versuche vor. Mit dem Bau von Runkelrüben hat sie sich in diesem Sommer beschäftigt, und wenn erst alle zu einem zuverlässigen Erfolge nöthigen Vorkehrungen getroffen sein werden, wird das Vaterland, von diesem großen Laboratorium aus, eins seiner dringendsten Bedürfnisse, die eigene Bereitung von Zucker, gleichviel aus Runkelrüben oder einem andern Stoffe, befriediget sehen.

Umständliche Nachrichten von dem neuesten Zustande der Anstalten von Hofwyl dürfte das Publikum von dem französischen Professor des Landbaues, Viktor Yvart, erwarten, der letzthin mit der Kaiserin Josephine daselbst zusammengetroffen ist. Seine Prüfung soll sehr skrupulös durch alle Zweige der Anstalten durchgeführt worden sein. — Die Kaiserin will die landwirthschaftlichen Hilfsmittel des Herrn Fellenberg mit möglichster Beförderung in Navarre und Malmaison benutzen.

* * *




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 86. — den 27 Oktober 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Berlin.

Gerüchte von Mordbrennerbanden. Eröffnung der Universität. Kunstausstellung. Erfindungen. Paradiesäpfeltheurung.

Berlin, im Oktober.

Seitdem der König von seiner Reise nach Schlesien zurück ist, lebt er zu Charlottenburg, und ist jetzt vorzüglich mit den Uebungen der Truppen beschäftigt. Bei den statt gefundenen Manövern haben einige Gemeine das Unglück gehabt, durch besondere Zufälle schwer verwundet zu werden und an ihren Wunden zu sterben. — Von der andern Seite ist der Minister von Hardenberg noch immer sehr mit dem Plan zur Regulirung der Finanzen beschäftigt. Obgleich von einer Einziehung der schlesischen Klostergüter noch nichts kund gemacht worden, glaubt man doch allgemein daran, und daß nach Beendigung dieser Angelegenheit der neue Plan der Schuldentilgung erscheinen dürfte. — Es ist nun entschieden, daß der Sequester im Herzogthum Warschau auf das Privateigenthum, aber keineswegs auf königliches Eigenthum, als Bank, Seehandlung und Witwenkasse, aufgehoben ist. Bei dieser prekären Lage unserer Finanzen ist es im Fondshandel ganz ruhig. Indeß erhalten sich die Papiere doch auf ihrem Kurs. Bankobligationen stehen zu 58, Seehandlung 53, und landschaftliche Obligationen zu 48 Prozent. Beträchtlich ist noch immer unser Transithandel; mehrere Hunderte von Frachtwagen und russischen und polnischen Kibitken ziehen wöchentlich durch unsere Stadt.

Vielen Stoff der Unterhaltung gewährt jetzt unserm Publikum die Vermuthung der Existenz einer großen Mordbrennerbande. Es sind seit kurzem auf dem platten Lande ungewöhnlich viel Feuersbrünste ausgebrochen. Man glaubte anfangs, daß diese in den Scheunen von dem zu feucht eingebrachten Getraide ausgekommen wäre. Indeß ist in der ersten Woche dieses Monats mehrere Tage hinter einander in Berlin selbst und auf den umliegenden Dörfern Feuer ausgebrochen. Man hat sogar in verschiedenen Gegenden der Stadt mehrere Bündel brennbaren und feuerfangenden Stoff aufgefunden, und dies bestärkte allgemein in dem Gedanken vom Vorhandensein einer Brandstifterbande. Der Zufall hat die Verhaftnehmung eines Menschen bewirkt, auf den der Verdacht fiel, daß er bei Anlegung des in Steglitz bei Berlin vor einigen Tagen ausgebrochenen Feuers mitgewirkt habe, und es ist der Betriebsamkeit der Justiz gelungen, diesen Menschen zu dem schauderhaften Geständniß zu bringen, daß er in Verbindung mit einer einige zwanzig Personen starken Bande steht, die das Feueranlegen als ein Mittel gebraucht, um dem Plündern und Stehlen nachhängen zu können. Das deshalb mit diesem Menschen vorgenommene Verhör dauerte von Abends zehn Uhr bis Morgens um sechs Uhr. Es sind eine Anzahl von ihm angedeuteter Personen eingezogen, und man hofft, wo nicht der ganzen Bande, doch mehrern Mitgliedern derselben auf die Spur zu kommen.

Diese Begebenheit hat so zu sagen die Unterhaltung über mancherlei Gegenstände verdrängt, die jetzt vorzüglichen Stoff dazu geben, und dies ist die Universität und die Kunstausstellung.

Der 15 d. M. ist zur Inauguration unserer Universität bestimmt. Der Lektionskatalog ist bereits gedruckt erschienen. Viele wollen ihn nicht brillant genug finden, Andere sind wieder der Meinung, daß Bescheidenheit das eigentliche Gepräge des Werths

ist. Die Einleitung desselben ist indeß eine sogenannte Apologie seiner Beschränktheit, und gibt gleichsam selbst das Geständniß, daß vieles noch zu verbessern und zu erweitern ist. Am besten ist das Fach der Medizin und Philologie besetzt, und man darf erwarten, daß bei dem Bestreben der Regierung, dieser Anstalt die größte Vollkommenheit zu verschaffen, mit Hilfe der Zeit auch die übrigen Fächer in größerm Umfange besetzt sein werden. Schmalz ist, zur Belohnung seiner Betriebsamkeit um die Existenz unserer Universität, zum Rektor ernannt. Die Dekane für das erste Jahr sind: für die theologische Fakultät Schleiermacher; für die juristische Biener; für die medizinische Hufeland, und für die philosophische Fichte. Es befremdet im Publikum übrigens, daß viele seit mehrern Jahren mit Beifall vorlesende Gelehrte, als Klaproth, Kiesewetter, Goßlar, v. Köhnen, Ideler, Bode u. s. w. im Lektionskatalog keine Stelle fanden. Doch haben die meisten von ihnen bereits ihre Vorlesungen angekündigt. Die von dem Philologen Wolf verbreiteten Gerüchte scheinen alle keinen Grund zu haben, um so mehr, da sein Name im Lektionskatalog verzeichnet ist. — Vor jetzt sind hier erst zwei- bis dreihundert Studenten versammelt; man glaubt aber, daß deren Zahl sich noch für diesen Winter vermehren wird. Von allen Seiten wird man suchen den Studierenden zur Beförderung ihrer Bildung behilflich zu sein. Unter andern eröffnet der Buchhändler Hitzig eine Art von Museum, in welchem die neuesten Schriften und Journale in allen Fächern ausgelegt sein werden, und zu dem die Studierenden freien Eintritt haben sollen.

Die Kunstausstellung ist nicht so zahlreich besetzt, als man es nach einer vier Jahre entbehrten hätte erwarten konnen. Es scheint doch wohl, daß das Waffengetümmel die Künstlerproduktivität gestört hat. Indeß fand der Kenner und Freund des Schönen manchen erfreulichen Genuß. Von unsern heimischen Akademikern und Matadoren haben Frisch und Weitsch das Imposanteste geliefert. Von Ersterm ist ein großes allegorisches Oelgemälde, zum Gedächtniß des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preussen, aufgestellt. Die Idee ist groß und fein ersonnen und mit wahrer Poussinscher Delikatesse in Hinsicht der Gruppirung und des Kolorits ausgeführt. Vom letztern finden sich zwei Landschaftsgemälde vor, zu welchen die jüngst berühmtesten Reisenden Humboldt und Krusenstern, von denen der Eine den Süden, der andere den Norden zum Gegenstande seiner Forschungen machte, den Stoff hergegeben. Das eine Gemälde zeigt eine große Landschaft mit dem Chimborasso, das andere eine Gegend in Sibirien, im Hintergrunde mit einem Gletscher, Das Ganze eines jeden Gemäldes ist mit Fleiß und Ausdruck verarbeitet, und macht auf den Anschauenden den lebhaftesten Eindruck. Ausser diesem Meisterwerke haben einige hier lebende Künstler gemeinschaftlich eines der vorzüglichsten Kunstwerke ausgestellt, das Sie und Ihre Landsleute näher angeht. Es stellt den Bund der drei Schweizer auf dem Rütli vor. Die Figuren sind in Lebensgröße von Buri und der Grund von Genelli gemalt. Die Schweizernatur, in ihrer Idealität aufgefaßt, läßt hier in Hinsicht des Ausdrucks und des Kolorits nichts zu wünschen übrig. Man kann von diesem Gemälde nicht scheiden, ohne den Künstlern und ihrem Sujet zu huldigen. — Von ausländischen Künstlern ziehen die Arbeiten Kügelchens und Friedrichs in Dresden vorzüglich das Auge des Beobachters auf sich hin. Letzterer hat zwei treffliche, in einer eigenen Manier und in Oel gemalte Landschaften ausgestellt, die allgemeine Bewunderung erregen. — Mit großer Theilnahme sieht man auch auf eine kolorirte Zeichnung von einer von Schinkel entworfenen Idee einer Kapelle und eines dazu gehörigen Mausoleums für die jüngst verewigte Königin. Schade, daß es bloß bei dem Entwurfe bleibt; denn die im Bau begriffene Kapelle wird nach einem andern vielleicht nicht so splendiden Plan ausgeführt. Idee und Ausführung dieser Zeichnung verrathen ein schönes und fruchtbares Talent für die deutende Architektur. — Ich habe Ihnen hier bloß den heroischen Theil der Kunstausstellung aufgeführt; seine Umgebungen stehen ihm nur in Größe des Eindrucks nach, obgleich sie dem Kenner und Freunde der Kunst einen unerschöpflichen Genuß zu geben nicht verfehlen.

Mit dem Herannahen des Herbstes gewinnt unsere Stadt sehr an Lebhaftigkeit. Die Großen, Reichen und Eleganten kehren von Reisen, Bädern und Landhäusern wieder bei uns ein, und alles wird zu den Winterunterhaltungen vorbereitet. Die zwei vorjährigen stehenden Musikinstitute, das Bliesnersche und Schneidersche, lassen ihre Subskriptionslisten jetzt zirkuliren. Das erstere wird in dem Saale der Stadt Paris, das letztere im Saale des Normaltheaters sein Publikum unterhalten.

Der Kunstgärtner Ohm, welcher es so weit gebracht, daß er aus eigenem Samen an hundert Sorten ganz neuer und vorzüglicher Nelken gezogen, hat zwei der auserlesensten an Schönheit und Farbe den Namen der verewigten Königin beigelegt, und schickte davon unserm Monarchen einige Blüthen, wofür u einem allergnädigsten Handschreiben der huldreichste Dank verliehen ward.

Ein gewisser Klaudius, ein Wachstuchfabrikant, tritt so eben mit der Ankündigung auf, daß er am 15, zur Feier des Geburtsfestes des Kronprinzen, eine Luftreise unternehmen werde, wobei er erstens bestimmen wird, wieviel Meilen er in einer Stunde zurücklegen und wohin er reisen, zweitens durch eine angebrachte Maschine den Ball vom Winde ablenken wird, und endlich drittens wird seine eilfjährige Tochter sich vor seiner Auffahrt fünfzig Fuß hoch erheben, einen Prolog, der Feier des Tages angemessen, sprechen, und im Herabsinken ein Solo in der Gondel tanzen. Gewiß ein für die Theorie der Luftschifferkunst wichtiges und für die Neugierde anziehendes Schauspiel!

Ein Doktor Wangenmann hat ein sehr wohlfeiles und bequemes Feuerzeug erfunden, das eine ausgebreitetere Bekanntmachung und Anwendung verdient, und ein gewisser Bartels erbietet sich, für einen Thaler die Kunst zu lehren, mit einer Feder voll Tinte fünf bis sechs Bogen zu schreiben, ohne einzutauchen.

Mit den Paradies- oder Adamsäpfeln, deren sich die jüdischen Glaubensgenossen während ihres Laubhütten- oder Frucht- und Erntefestes zu Aussprechung des Segens bedienen, versieht bekanntlich Italien das nördliche Deutschland und Polen. In diesem Jahr ist die Ernte von dieser Frucht sehr schlecht dort ausgefallen, so daß wenigstens nach unsern Gegenden im vorigen Monat wenige ankamen, und diese wenigen so hoch im Preise stiegen, daß jede solche Frucht, die sonst im Durchschnitt mit einem Thaler bezahlt ward, bis auf zwanzig Thaler gilt. Einen großen Schrecken verbreitete der Mangel jener Frucht bei den Judenschaften in Schlesien, Preussen und Pohlen. Nach Breslau wurden zum Bedarf Schlesiens 150 Stück durch Extrapost expedirt und mit 1200 Thalern bezahlt. Königsberg ließ eben auf die Art von Berlin 60 Stück kommen, und zahlte dafür 500 Thaler; und aus Posen wurden zwei Expressen nach Italien abgeschickt,

um Paradiesäpfel aufzukaufen. Welchen Beweis gibt dies Ereigniß nicht von dem Einflusse des Glaubens auf Sitten und Denkart der Menschen!

Ar.

## Stoff zu Parallelen.

### Die Wahabi's.

Wir vernehmen nur selten durch den Weg der öffentlichen Blätter, oder durch Reisende, von den Fortschritten der türkischen Protestanten in Arabien und an Syriens Grenzen, die vielleicht nach hundert Jahren, statt der rechtglaubigen Moslemim, Asien und Afrika beherrschen werden. Ich rede von den Wahabis, oder den Wechabiten, wie man sie anfangs schrieb. In der That sind sie ungefähr für die muhamedanische Religion das, was die Anhänger Luthers, Zwingli's und Kalvins einst für die katholische Kirche waren — Reformatoren im Orient, aber ganz in orientalischem Geschmack, das heißt Kirchenreiniger mit Feuer und Schwerd, in der Art, wie Mohamed seine Kirche stiftete. Also drang die Aufklärung endlich auch in die Wüsten Arabiens.

Sheik Mohamed, der Sohn Abdal Wahabs, des Sohnes Suleimans, lebte in der Landschaft Drehieh, die ungefähr hundert Stunden morgenwärts von Bassora gelegen ist, in Arabien. Er widmete sich der Untersuchung des Koran, verglich mit des Propheten einfacher Lehre die Zusätze und verwirrten Dogmen späterer Zeiten, und die aberglaubigen Träumereien der Ausleger des Gesetzes. Frei von Vorurtheilen, beschloß er seine Religion von allen Traditionen zu säubern. So stand er auf, und predigte den Arabern von Drehieh und Lasab seine reine Lehre, wie er sie nannte. Wie Luther in Glaubenssachen alle menschliche Hoheit, die Untrüglichkeit des Papstes und die Sprüche der Konzilien verwarf: so verwarf auch Sheik Mohamed die Hoheit des Kalifen in Glaubenssachen, die mündlichen Ueberlieferungen der Ulema's und Mufti's. Wie der deutsche Reformator seine Lehre nur auf die Bibel gründen wollte: so erklärte auch Sheik Mohamed nur den Koran als einzige Grundlage des wahren Glaubens, und eiferte gegen die Werkheiligkeit des Dinn, gegen Fasten und Wallfahrten. Er predigte, Mohamed der Prophet sei ein Mensch gewesen, wie jeder andere, aber von der Gottheit vorzüglich begünstigt, zur Vertilgung der Vielgötterei und des Aberglaubens; darum gebühre ihm auch nur menschliche Hochachtung, nie aber religiöse Verehrung in und ausser den Tempeln. Nur Gott allein die Ehre.

So lehrte Sheik Mohamed, that übrigens weder Zeichen noch Wunder, und fand doch Anhänger. Das Interesse und die gesunde Vernunft der Sterblichen vertreten oft der Wunder Stelle hinlänglich. Die Lehre breitete sich unvermerkt und im Stillen in den arabischen Hütten an den Küsten des persischen Meerbusens aus. Dies alles geschah vor fünfzig Jahren. Als der Augustinermönch in Wittenberg die päpstliche Bulle verbrannte, dachte niemand daran, seine Lehre werde die Welt erschüttern, bis aus eigenem Interesse Fürsten seine Sache zu der ihrigen machten.

Der unabhängige Herr der Landschaften Lasab und Drehieh, Sheik Ebn Sehud, war der erste Fürst, welcher die Lehre des arabischen Reformators in Erwägung zog. Der größere Theil seiner Unterthanen hing ihr schon an. Viel Vermögen ward im Lande behalten durch Abschaffung der Wallfahrten nach Medina und Mekka. Auch andere Stämme der Araber schlugen sich zur neuen Lehre, und wurden dafür von den Rechtglaubigen gehörig verketzert. Diese Umstände öffneten dem reichen, ehrgeizigen und kriegerischen Fürsten eine glänzende Aussicht in die Zukunft. Auch er nahm die Glaubensverbesserung mit Inbrunst an. Sheik Mohamed, der Sohn Wahabs, ward nun das geistliche Oberhaupt, Fürst Ebn Sehud der Feldherr der Wahabi's; und plötzlich traten alle mißvergnügte, oder ihres Glaubens willen verfolgte Araber zu seinen Fahnen. Drehieh ward die Hauptstadt der neuen Lehre, und der Waffenplatz für die künftigen Eroberungen. Denn es verstand sich von selbst, daß man die in die Religion eingeschlichenen Irrthümer nicht besser, als mit Feuer und Schwerd, ausrotten könne, und daß man, um die Völker aufzuklären und zu beglücken, sie unterjochen oder vernichten müsse. Hatte doch Mahomed der Prophet selbst vor zwölfhundert Jahren das Beispiel dazu gegeben.

Mitten unter Kriegsrüstungen und Entwürfen starb Ebn Sehud. Aber sein Sohn und Nachfolger Abdel-Aziz verfolgte des Vaters Bahn. Mit Sehuds Eroberergeist verband er die Kühnheit und Thätigkeit eines jugendlichern Alters. Man brach auf. Die oft von andern Stämmen gekränkten Wahabi's hatten hie und da einen Schimpf zu rächen. So ward der Krieg in den Wüsten Arabiens geführt, und zwar mit aller Wuth der Religionskriege. Wenn auch Waffen, Muth und Kunst der streitenden Partheien gleich waren, gab doch der Enthusiasmus, welchen eine Meinung oder eine neue religiöse Idee zu gewähren pflegt, den Wahabi's oft das Uebergewicht. Und ein Sieg trägt jedesmal den Rechtsgrund in sich, den zweiten zu versuchen.

Jetzt erst erzählte man sich (denn ganz ohne Glanz und Wunderbarkeit läßt man keine Religion, zumal in Arabien), daß der Sohn Wahab's — daher der Name der Wahabi's! — in gerader Linie vom Propheten selbst abstamme, dessen Geist auf ihm ruhe. Auch wußte man nun, wie Suleiman, der Großvater des Reformators, einst bedeutungsvoll im Traum eine welterleuchtende (vielleicht auch weltentzündende) Flamme aus seinem Leibe habe hervorlodern gesehen, wo dann der Spruch der Wahrsager übereinstimmend erklärt hätte, ein Nachkomme Suleimans werde sich alle Stämme der Wüste unterwerfen.

Die Vorhersagung, wenn sie nicht, wie manche ähnliche, eine fromme Nachhersagung ist, erfüllte sich. Die große Wüste zwischen dem persischen Golf und dem rothen Meer, bis hinauf gen Haled und Damask, vom Gebiet des Imams von Mascat hinweg, wurden erobert. Medina und Mekka wurden erstürmt und ihrer seit tausend Jahren aufgehäuften Reichthümer und Schätze beraubt. — Der Eifer der Bekehrer, dem schon die Bahrein-Inseln gehorchen, wendet jetzt das Schwerd vom persischen Meerbusen hinweg gegen Syrien und Kleinasien, um das tief erschütterte, von allen Seiten angefallene Reich des Padisha zu zerstören.

### Kurzer Prozeß.

Die Freiheit Hollands kostete im sechszehnten Jahrhundert ungeheure Ströme Blutes. Prinz Moriz von Nassau war der Held des Tages; sein Leben eine ununterbrochene Kette von Schlachten, Belagerungen und Siegen. In allem andern mittelmäßig, hatte er die Kunst des Krieges als Meister inne, und übte sie als Held. Sein Lager war die allgemeine Kriegsschule Europens. Man sprach, man schrieb damals von nichts, als

der Tapferkeit der rebellischen Niederländer, die sich durch Spaniens ganze Macht nicht beugen liessen.

Auch der türkische Kaiser Amurath der Dritte hörte davon. Er meinte, der vieljährige blutige Streit beträfe ein unermeßlich großes Reich. Man zeigte ihm Holland auf der Landkarte. Aber wie erstaunte er, da er den winzigen Gegenstand so vieler mörderischen Schlachten erblickte! — „Wenn das mich anginge," sagte er ganz trocken, „so schickte ich nur meine Schanzgräber hin, und liesse das Fleckchen Erde ohne Umstände ins Meer werfen."

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

—— * Frankfurt, im Oktober. Das Dekret unsers geliebten Großherzogs, durch welches er, in Folge einer von der französischen Regierung empfangenen Einladung, alle politische Zeitungen in seinen Staaten unterdrückt, und vom J. 1811 an nur eine, und zwar eine offizielle, im ganzen Großherzogthum bestehen läßt, wird Ihnen schon aus öffentlichen Blättern bekannt sein. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Maasregel, die schon in Frankreich selbst, wie in dessen Filialstaaten, ausgeführt ist, wo die Mittheilung der Tagesneuigkeiten längst nicht mehr Privatunternehmern oder ihrem Gutdünken überlassen ist, auch in den übrigen Ländern des rheinischen Bundes ergriffen werden dürfte, so daß in Zukunft von den öffentlichen Angelegenheiten des abendländischen Europa's nichts, als wie es von höhern Behörden zuträglich gefunden ist, dem Publikum mitgetheilt, und eine Zeitung zuletzt nur amtlicher Widerhall anderer Amtsblätter wird. Geschähe dies — es ist unbekannt, welche Wirkung man damit beabsichtet, und schwer vorauszusehen, welche Wirkung daraus entstehen würde: — so wäre es um ein moralisch-politisches Experiment zu thun, zu welchem vermuthlich das nach Neuigkeiten lüsterne europäische Publikum anfangs saure Miene machen würde. Die Theilnahme der zivilisirten Nationen an den Ereignissen des Tages wird zwar damit keineswegs, doch der Hang zur Zeitungsleserei vermindert werden. Gewiß aber gehörte solche Anordnung zu den merkwürdigern Erscheinungen unsers Zeitalters, und würde auch nur in der Geschichte desselben ihren Platz und ihre Würdigung finden.

—— * Hr. von Kotzebue, dieser geistvolle Schriftsteller, scheint sich, dem spätern Alter nahend, immer mehr und ausschließlicher der Geschichte weihen zu wollen. Anerkannt gehört seine Geschichte von Preussen zu den bessern deutschen historischen Werken. Merkwürdig aber ist das besondere Schicksal dieses Schriftstellers, daß, während diejenigen seiner Arbeiten, die am meisten und heftigsten getadelt wurden, fortdauernd am meisten gelesen werden, sein treffliches historisches Werk viel gelobt und weniger gelesen wird. Vielleicht lag die Schuld nicht ganz am Publikum, sondern am strengen Ernste des Erzählers, und an seiner Art der Darstellung, die weniger die ihm eigenthümliche, als vielmehr eine nach fremden Mustern angenommene zu sein schien. Kotzebue, bei seiner Gabe anmuthigen, leichten Vortrages, heitern Witzes und belebender Einbildungskraft, vermittelst welcher er auch das ödeste Feld mit Blumen zu bestreuen weiß, könnte vielleicht den Deutschen für die Geschichte ganz das werden, was Voltaire dafür den Franzosen ward. Sein neuestes, so eben erschienenes Werk, „Clio's Blumenkörbchen" (Darmstadt, 1811. bei Leske) rechtfertigt diesen Glauben in vollem Maaße. Es ist freilich nur eine historische Blumenlese; aber sie wiegt mehr als ein Dutzend poetischer auf, und wird bei dem mannigfaltigen Reichthum ihres Inhalts, bei der Unterhaltung, die sie zugleich neben Belehrung gibt, weder emsiger Leser, noch ihres Beifalls entbehren.

—— * Von allen Deutschen hat wohl in neuerer Zeit keiner thätiger und wirksamer durch seine Schriften zur Beförderung der Länder- und Völkerkunde gewirkt, als der verdienstvolle E. A. W. von Zimmermann in Braunschweig. Sein „Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Produktenkunde", davon wir jetzt schon den neunten Jahrgang haben, bedarf keiner Erwähnung. Es ist in Jedermanns Händen, dem die nähere Kenntniß des Erdballs, welchen er für kurze Zeit bewandert, nicht ganz gleichgültig ist. Viele haben seitdem im gleichen Fache, manche nicht ohne Beifall, gearbeitet; keiner aber vereinte in solchem Grade deutsche Gründlichkeit mit warmer hinreissender Beredsamkeit, die oft an Raynals Geist mahnt; keiner, indem er den Lesern neue Welten aufschloß, bemächtigte sich zugleich in solchem Grade ihrer Einbildungskraft, und wirkte so tief und männlich auf ihr Gemüth, als Zimmermann. — Vielen, die jenes Taschenbuch entweder nicht vollständig besitzen, oder die durch die kleinliche Almanachsform abgehalten wurden, es zum bleibenden Werke in ihren Bibliotheken zu machen, wird daher die noch immer zu wenig bekannte Nachricht dankenswerth sein, daß es in neuer und vermehrter Ausgabe, mit größerer Schrift gedruckt, in groß Oktav, unter dem neuen Titel: „Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen" (Leipzig, bei Fleischer, 1810) zu erscheinen angefangen hat. Schon haben wir davon die zwei ersten Bände erhalten. Jedem Bande ist, ausser zahlreichen einzelnen Zusätzen, die Biographie eines berühmten Reisenden angehängt, mit Beifügung seines Bildnisses. Man würde dies Buch unter die klassischen unserer Nation zu zählen berechtigt sein, wenn es dem Verfasser gefallen hätte, die Gemälde, wie er sie von den einzelnen Ländern zerstreut in den verschiedenen Jahrgängen seines Taschenbuchs gab, in ein harmonisches Ganze zusammenzuordnen, so daß wir an seiner Hand fortschreitend von Welttheil zu Welttheil, von Reich zu Reich geführt worden wären; statt daß jetzt der erste Theil von Guinea spricht, und der zweite uns aus dem noch unerforschten Wunderlande Afrika plötzlich gen Westindien entführt. Doch auch dieser Wunsch oder Tadel mindert nichts an der Achtung und Dankbarkeit, die dem edeln Zimmermann gebührt, und welche ihm alle seine Leser mit vollem Herzen zollen werden.

## Aus Oesterreich.

— Es ist nun entschieden, daß künftig in den österreichischen Staaten ein freierer Geist in Rücksicht der Preßfreiheit herrschen und der Zensurzwang, welcher sonst statt fand, sehr gemildert werden wird. Die Zensurgesetze werden gegenwärtig nach liberalern Grundsätzen umgewandelt, und dem ausdrücklichen Willen des Kaisers Franz gemäß den Schriftstellern alle Freiheit gewähren, mit bescheidener Offenheit ihre Ansichten der öffentlichen Verwaltung, der innern Staatseinrichtungen u. s. w. bekannt zu machen.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 16.)

᾿Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 18. — den 27 Oktober 1810.

# Almanach aus Rom
für
## Künstler und Freunde der bildenden Kunst.
Zweiter Jahrgang 1811.
Mit 22 Kupfern und einer Karte. Preis 6 Thlr.

In dem zweiten Jahrgang dieses der gebildeten Welt gewidmeten Almanachs wird zuerst der Freund der Kunst, der alten Geschichte und der klassischen Literatur wieder auf den Schauplatz großer Thaten und Erscheinungen des glänzenden Zeitalters der Römer geführt; dann mit den besten Werken der neuern Kunst bekannt gemacht, und auch von den gegenwärtigen Bemühungen der Künstler in Italien unterrichtet. — Zum erstenmale wird darin das herrliche Deckengemälde im Pallaste des Titus auf dem Esquilin in Rom mit der ganzen Pracht seiner Farben und in einer treuen Zeichnung gegeben, von dem man zwar schon eine Abbildung in der Déscription des bains de *Titus* findet, die aber noch schlimmer als gar keine ist. Dieses herrliche und reiche Gemälde, die Apotheose des Titus als Apollo, wird in neun Kupfern nebst einer neuen Erklärung mitgetheilt.— Hierauf folgt das Leben des Michel Angelo, begleitet von seinem Portrait und einer Erklärung seiner vorzüglichsten Werke, wozu zwei schöne Umrisse, die Erschaffung Adams und Evas, gehören. — Einer der wichtigsten Artikel ist: das älteste Lazium, dessen Städte, Villen, Haine, Seen und Flüsse, nebst einer Karte von sechs Landschaften von Reinhart gezeichnet, und von ihm selbst, Veith und Daenstädt gestochen. — Eben so interessant ist ein Aufsatz des berühmten Bildhauers Ritter Canova, über die Kolossen auf Monte Cavallo, welche derselbe für ein Werk des Phidias oder Prxitoges nes, oder wenigstens dieser alten Künstler würdig, erklärt, nebst vortreflichen Abbildungen derselben. Ein gelehrter, talentvoller Komponist und Schriftsteller hat diesen Jahrgang durch einen gründlichen Aufsatz über italienische Theatermusik bereichert. Der übrige Inhalt besteht aus folgenden Artikeln: 1) Der Zug des Bacchus, ein antikes Basrelief in dem Pallaste des Duca Braschi in Rom; Erklärung und Abbildung. 2) Der indische Bacchus, nebst zwei Abbildungen. 3) Venus, eine Büste im Museo Pio-Chiaromontano des Vatikan, nebst Abbildung. 4) Diana, im Pallaste des Duca Braschi, nebst Abbildung. 5) Ueber das Schicksal der Monumente der alten Kunst in Rom und dessen Umgebungen. 6) Vermischte Nachrichten über Ausgrabungen, neue Bücher, u. s. w. 7) Uebersicht der neuesten Kunsterzeugnisse in Rom.

Die in Rom gezeichneten und größtentheils daselbst gestochenen Kupfer, die den Namen Kunstwerke mit Recht verdienen, haben ein weit größeres Format als der Kalender, und sind nicht eingebunden, sondern in einer besondern Mappe gegeben. Ein auf diese Weise ausgestattetes Kunstwerk wird niemand für einen gewöhnlichen Kalenderpreis verlangen, da die schönen Kupfer auch allein gerechnet nicht wohlfeiler gegeben werden können.

Georg Joachim Göschen.

In Aarau bei H. R. Sauerländer zu haben.

# Rheinisches Taschenbuch
für
## das Jahr 1811.
Mit zehn Kupfern, und Beiträgen von Kotzebue, Reinbeck, Schmidt, Weisser, u. A.

Auch unter dem Titel:

## Großherzoglich Hessischer Hof-Kalender
für
das Jahr 1811.

Darmstadt bei C. W. Leske.

In Marroquin als Portefeuille 2 Thlr. 12 gr., oder 4 fl. 30 kr.
In ordinairem Einband 1 Thlr. 12 gr., oder 2 fl. 42 kr.

In Aarau bei H. R. Sauerländer ist dieser wegen seines interessanten Inhalts und der netten Kupfer empfehlungswerthe Almanach eben angekommen.

In der Michaelis-Messe erscheint in unserm Verlage von dem berühmten k. k. Rath und Herzoglich Weimarischen Hofrath Joh. Richter:

## Ansichten und Beschreibungen
von
# Petersburg und Moskwa.

und einigen merkwürdigen Oertern der umliegenden Gegenden, mit deutsch und französischem Text, nebst 13 illuminirten Kupfern, in Quer-Folio.

Die Neuheit des Gegenstandes, worüber bis jezt nur wenig erschienen ist, läßt uns hoffen, daß wir dem Publikum damit keinen unangenehmen Dienst leisten werden.

Industrie-Comptoir.

In Aarau nimmt H. R. Sauerländer vorläufig Bestellungen darauf an.

# Almanach
für
# Weintrinker.
## Erster Jahrgang.
Mit Kupfern und Musik.

Leipzig bei G. J. Göschen 1811. Preis 1 Thlr. 12 gr.

Die Idee der Herausgeber, vermittelst eines kleinen Taschenbuchs, das man ohne Unbequemlichkeit mit in Gesellschaft nehmen kann, den Genuß der edeln Frucht des Weinstocks durch die Gaben des Witzes und der Poesie zu erhöhen, und in Worten des Scherzes manche nicht zu verachtende Belehrungen zu geben, wird gewiß den Beifall aller frohen Trinker erhalten. In diesem Taschenbuche darf die Grazie der Sittlichkeit nicht durch den muntern Scherz verscheucht werden, die fröhlichen Neckereien der Satyre sollen nicht verwunden; der heitern Weisheit soll anspruchlos gehuldigt werden, und die Künste, weit entfernt eine trübe Empfindelei zu befördern, sollen das Leben der schönen Empfindungen wecken und heben. Findet der erste Jahrgang Beifall, so wird die Fortsetzung beweisen, daß dieser Beifall Ermunterung gewesen ist, das Vergnügen guter Gesellschaften nach besten Kräften zu befördern.

Vornämlich enthält dieser Jahrgang folgende Gegenstände: 1) Dedikation an die Leipziger Büchsengesellschaft. 2) Ein humorisch-antiquarischer Aufsatz über die Trinkweisheit der Griechen. 3) Ein ähnlicher Aufsatz über die Tränke und Tränklein der deutschen Vorfahren. 4) Eine jovialische Reise durch Deutschland, Ungarn und die angränzenden Länder, zur Kenntniß der Weine. 5) Gesundheitsregeln, ein Tischgespräch von einem Arzte. 6) Beiträge zur Kunst Weine zu probiren.

Hierauf folgen: 1) Briefe im Rausche geschrieben. 2) Erzählungen. 3) Vermischte Gedichte. 4) Neue Trinklieder und ein altes von 1618. 5) Anekdoten u. s. w.

Von obigem Taschenbuche hat H. R. Sauerländer in Aarau eben Exemplare erhalten.

---

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Clio's
# Blumenkörbchen
von
## August von Kotzebue.
Erstes Bändchen.

Mit einem Portrait 8. broschirt.

Preis auf Schweizerpapier 2 Thlr. 8 gr., oder 4 fl.
Auf feines Druckpapier 1 Thlr. 18 gr., oder 3 fl.

„Der Käufer findet hier, sagt der Verfasser in der Vorrede, „einzelne Züge aus der Geschichte — oder Skizzen — „oder interessante Bruchstücke aus größern Werken, lauter „Dinge, von welchen es mir geschienen, daß sie eine gewisse „Klasse von vernünftigen Lesern wohl angenehm unterhalten „könnten.“ — Der Verleger hat diese neue periodische Schrift des allbeliebten Erzählers hinsichtlich des Aeussern aufs Anständigste ausgestattet, und kündigt die Fortsetzung derselben hiermit zur nächsten Ostermesse an.

In Aarau hat H. R. Sauerländer eine Anzahl Exemplare erhalten, und alle Bestellungen darauf unverzüglich expediren lassen.

---

# Ansichten von Palästina,
oder
## dem heiligen Lande,
nach
Ludwig Mayers Originalzeichnungen, mit Erläuterungen von Professor E. F. K. Rosenmüller in Leipzig. Mit 12 Kupfern, Quer-Folio. 4 Thlr.

Dieses Werk ist durchgehends auf Velinpapier gedruckt, ist von den besten Künstlern in Kupfer gestochen, und, ungeachtet seines geringen Preises, ein wahres Prachtwerk zu nennen. Es muß für jeden Verehrer der Religion, welche das erhabenste Wesen im Geist und in der Wahrheit anbeten lehrt, von dem größten Interesse sein, das Land seiner natürlichen Beschaffenheit nach kennen zu lernen, in welchem der weiseste und edelste aller Sterblichen seinen großen noch jetzt fortwirkenden Plan zur Aufklärung und Beglückung des ganzen Menschengeschlechts entwarf und ausführte.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

In Aarau bei H. R. Sauerländer zu haben.

---

# Kriegs-Kalender
für
# gebildete Leser aller Stände.
## Dritter Jahrgang.

Leipzig bei G. J. Göschen 1811. Preis 3 Thlr.

Der erste Theil dieses dritten Jahrgangs ist den Ereignissen der neuesten Weltgeschichte gewiedmet. Es ist dem Verleger gelungen, dafür Männer zu gewinnen, die Beruf und Wissenschaft in den Stand setzt, die großen Begebenheiten für die Kenner wahr und gründlich, und für die übrigen Zeitgenossen klar und interessant darzustellen. Dahin gehöreten die Schlachten vor und nach der Einnahme von Regensburg, als der entscheidende Anfang des vorigen Krieges, bis zur Einnahme Wiens, nebst einem vortrefflichen Plan in großem Format; und die Aufsätze: Napoleons Uebergang über die Donau, in Vergleichung mit andern Uebergängen; die Belagerung Wiens; über Bürgergarden, Miethtruppen und stehende Heere, universal-historisch angesehen von Heeren u. s. w.

Der zweite Theil ist der erheiternden Unterhaltung und der Beförderung edler Empfindungen und Gesinnungen bestimmt. Er liefert zuerst eine komische Erzählung: Die Doppelrevue in Großlausau und Kauzen, samt Feldzügen, von Jean Paul Fr. Richter; darauf folgen militairische Szenen, dramatisch bearbeitet, Gedichte und Kriegslieder.

Kupfer: Die ähnlichen Portraits der Kaiserin von Frankreich, Marie Luise, des verstorbenen Kronprinzen von Schweden, des Kaisers Alexander von Rußland. Ein großes Blatt. die Oesterreichische Kaiserliche Familie bei der Vermählung in Wien; der König von Baiern, umgeben von einigen Tiroler

Gefangenen; die Rückkehr der Königlich-Preußischen Familie nach Berlin. Der obenerwähnte Plan der Schlachten bei Regensburg.

Dieser seit einigen Jahren mit immer mehr Beifall aufgenommene Kalender ist in Aarau bei H. R. Sauerländer angekommen, und um beigesetzten Preis zu haben.

---

## Herders Schriften

### in herabgesetzten Preisen.

Der Unterzeichnete älteste, rechtmäßige Verleger der Schriften des verewigten Herder, glaubt den Freunden und Verehrern des großen Mannes keinen unwichtigen Dienst zu leisten, wenn er ihnen die in seinem Verlage erschienenen Originalausgaben der Herder'schen Schriften, um beigesetzte niedrige Preise sich anzuschaffen, Gelegenheit giebt. Von heute an Ein Jahr hindurch, können sie für diese Preise, gegen baare postfreie Zahlung in sächs. Conv. Gelde, von ihm selbst oder durch alle Buchhandlungen bezogen werden. Nach dem 15 August 1811 tritt der alte Ladenpreis wieder ein. Nur bei den Werken, wobei dies ausdrücklich bemerkt ist, können einzelne Theile wohlfeiler verkauft werden. Bei den übrigen gilt der niedrige Preis nur von dem vollständigen Werk.

..............

An Prediger; fünfzehn Provinzialblätter. gr. 8. 1775. (sonst 6 gr.) jetzt 4 gr.
Erläuterungen zum Neuen Testamente, aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle. gr. 4. 1775. (sonst 20 gr.) jetzt 10 gr.
Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele, Bemerkungen und Träume. gr. 8. 1778. (sonst 8 gr.) jetzt 4 gr.
Plastik, eine Wahrnehmung über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume. gr. 8. 1778. (sonst 8 gr.) jetzt 4 gr.
Maran Atha, das Buch von der Zukunft des Herrn, des Neuen Testaments Siegel. gr. 8. 1779. (sonst 20 gr.) jetzt 10 gr.
Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Vier Theile. 8. 1785 bis 1792. (sonst 3 Thlr. 16 gr.) jetzt 2 Thlr.
NB. Von der schönen Ausgabe in Quarto sind nur noch wenige vollständige Exemplare in dem alten, verhältnißmäßig sehr billigen Preise von 6 Thlr. zu haben. Nur der erste, zweite und vierte Theil können zur Ergänzung, jeder für 1 Thaler, abgelassen werden.
Briefe zu Beförderung der Humanität. Zehn Theile. 8. 1793 bis 1795. (sonst 5 Thlr. 16 gr.) jetzt 3 Thlr.
Von der Gabe der Sprache am ersten christlichen Pfingstfest. 8. (sonst 10 gr.) jetzt 6 gr.
Von der Auferstehung als Glaube, Geschichte und Lehre. 8. 1794. (sonst 12 gr.) jetzt 8 gr.
NB. Obige beide machen die erste Sammlung der christlichen Schriften aus.
Vom Erlöser der Menschen, nach unsern drei ersten Evangelien. Der christlichen Schriften zweite Sammlung. 8. 1796. (sonst 20 gr.) jetzt 12 gr.
Von Gottes Sohn, der Welt Heiland; nach Johannis Evangelium. Der christlichen Schriften dritte Sammlung. 8. 1797. (sonst 1 Thlr. 6 gr.) jetzt 16 gr.
Vom Geist des Christenthums. Der christlichen Schriften vierte Samml. 8. 1798. (sonst 22 gr.) jetzt 12 gr.
Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen. Der christlichen Schriften fünfte Sammlung. 8. 1798. (sonst 22 gr.) jetzt 12 gr.
Alle fünf Sammlungen komplet (sonst 4 Thlr. 20 gr.) jetzt 2 Thlr. 12 gr.
Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Zwei Theile. 8. 1799. (sonst 2 Thlr. 16 gr.) jetzt 1 Thlr. 8 gr.
Kalligone. Vom Angenehmen und Schönen. Drei Theile. 8. 1800. (sonst 2 Thlr. 16 gr.) jetzt 1 Thlr. 8 gr.
Adrastea. Sechs Bände in zwölf Stücken gr. 8. 1801, 1802 und 1803. (sonst 10 Thlr.) jetzt 5 Thlr.
Jedes einzelne Stück (sonst 1 Thlr.) jetzt 12 gr.
Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Drei Theile. Neue Aufl. gr. 4. 1787. (sonst 2 Thlr.) jetzt 1 Thlr.
Kritische Wälder, oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, u. s. w. Drei Bändchen. gr. 8. 1769. (sonst 1 Thlr. 18 gr.) jetzt 21 gr.
Herders Ansichten des klassischen Alterthums. Nach dessen Ideen geordnete Auszüge aus seinen Schriften, mit Zusätzen aus dessen Munde, Erläuterungen, Anmerkungen u. s. w., von Dr. J. T. L. Danz. Zwei Theile. 8. 1805, 1806. (sonst 3 Thlr. 12 gr.) jetzt 1 Thlr. 16 gr.
Herders Karakteristik. Von Danz und Gruber. 8. 1805. (sonst 1 Thlr. 20 gr.) jetzt 21 gr.

Wer alle diese Schriften, die im Ladenpreise 41 Thaler 22 Groschen kosten, vollständig nimmt, zahlt nur 20 Thaler sächsische Konventionsmünze.

Leipzig, den 15 August 1810.

Joh. Fr. Hartknoch.

Für obige Schriften kann man bei H. R. Sauerländer in Aarau Bestellungen machen.

---

Das zweite Heft der

## Annalen

der

## Forst- und Jagdwissenschaft,

herausgegeben

von

### Dr. C. W. J. Gatterer und L. P. Laurop,

ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu 16 gr oder 1 fl. 12 kr. zu haben. — Es enthält:

1) Ueber die Behutung der Felder vor Waldschaden und Wildfraß; von Sr. Durchlaucht dem regierenden Herrn Fürsten zu Leiningen. Die Hakwald-Wirthschaft des Neckarthals und Odenwalds; von Fischer. 3) Von dem Gehalt an Laugensalz der meisten Holzarten vom Freiherrn von Werneck, (Fortsetzung). 4) Forststatistische Nachrichten über die Behandlung der Pyrenäischen Wälder; von Egerer. 5) Königlich-westphälisches Dekret, die Generaladministrationen der Domainen, Gewässer und Forsten betreffend. 6) Großherzogl. hessische Verordnung, den Wildschadenersatz betreffend. 7) Rezensionen neu erschienener Forst- und Jagdschriften. 8) Vermischte Gegenstände.

Darmstadt, im Oktober 1810.

C. W. Leske.

In Aarau bei H. R. Sauerländer zu haben.

---

## Den Schluß von Dietrichs vollständigem Lexikon der Gärtnerei und Botanik betreffend.

Gegenwärtig wird an dem zehnten und letzten Bande dieses so überaus nützlichen und wichtigen Werkes gedruckt, und derselbe wird bis Ende Oktober, mit dem Portrait des Verfassers, sowohl bei uns, als auch in jeder auswärtigen soliden Buchhandlung für 3 Thaler oder 5 fl. 24 kr. rheinisch zu haben sein. Bis dahin kann man aber noch an den genannten Orten mit 2 Thaler 6 Gr., oder 4 fl. 30 kr., darauf pränumeriren, und auch jeden der vorhergehenden Bände noch für diesen billigern Preis erhalten. Jedoch diejenigen Buchhandlungen, welche diesen Preis benutzen wollen, haben die ihnen bekannten Bedingungen spätestens in der bevorstehenden Michaelis-Messe gegen uns zu erfüllen. Auch wird jetzt an dem vollständigen deutschen Register über alle zehn Bände des Werks gearbeitet, welches jeden darin vorkommenden deutschen botanischen oder Provinzialnamen (gegen 30,000) enthalten wird. Mit der Zeit erscheinen auch noch Zusätze und Nachträge.

Die Verleger, Gebrüder Gädicke, in Berlin.

Man kann sich desfalls auch an H. R. Sauerländer in Aarau mit Bestellungen wenden.

## Anzeige.

### an die Vorsteher der Gymnasien und Bürgerschulen.

Von

**Seidenstückers, M. J. H. P., deklamatorischem Lesebuche, für mittlere und obere Schulklassen, 8.** ist vorige Ostermesse die zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe erschienen. Der Preis ist der vorige, 18 Gr.; die Zusätze sind für die Besitzer der ersten Ausgabe für 4 Gr. besonders zu haben.

Gebrüder Mallinkrodt in Dortmund.

Diese neue Ausgabe ist ebenfalls vorräthig zu finden bei H. R. Sauerländer in Aarau.

## Landkarten.

So eben ist bei uns erschienen:

**Generalkarte von dem Königreiche Westphalen, zuerst entworfen im Jahr 1807, später aber nach dem Traktat vom 14 Januar 1810 mit dem Zuwachs des ehemaligen hannövrischen Gebiets vermehrt und berichtigt im Julius 1810, von F. W. Streit.**

Preis 12 gr. oder 54 kr. auf ordinaires Papier, und 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. auf Olifenpapier.

Weimar, im August 1810.

Geographisches Institut.

Im Verlage der J. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

**Stöckel, H. F. A., Sammlung nützlicher Erfindungen. Mit 10 Kupfertafeln. 8 1802. 3 Thlr. oder 2 fl.**

Der in seinem Fache als denkender Kopf sehr verdienstliche Verfasser liefert hier eine Reihe angenehmer und nützlicher mechanischer Erfindungen. Einige sind blos für die Liebhaber mechanischer Kuriositäten; die meisten aber haben einen tiefern und nützlichern Bezug auf das Leben, Gewerbe u. s. w., und der erste der hier gelieferten Aufsätze ist selbst für den ausübenden Arzt, so wie für Manchen an einem immer gewöhnlicher werdenden Uebel Leidenden von unverkennbarem Interesse.

**Allgemeines Post- und Reisehandbuch durch Deutschland, Frankreich, Holland, Helvetien, Italien, und andere angränzende Länder. Nebst einem alphabetischen Ortsverzeichnisse, mittelst dessen alle Postrouten und Gasthöfe der vorzüglichsten Orte sogleich zu finden sind. Mit einer tabellarischen Uebersicht aller europäischen Münzen und einer Postkarte versehen. 8. 2 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 20 gr.**

Dieses nützliche Werk, welches sich über die interessantesten Länder Europas verbreitet, bietet vor allen bisher erschienenen gleiches Inhalts unverkennbare Vorzüge dar. Vornämlich durch die besondere Einrichtung des Registers, aus welchem man sich, durch eine äusserst klare und bequeme Einrichtung, über jede mögliche Reiseroute im Augenblick unterrichten kann. Kleine statistische Notizen bei merkwürdigen Orten, eine Angabe der besten Gasthäuser, befriedigende Auskunft über das Postwesen überhaupt, und eine Berechnung der vorzüglichsten europäischen Münzen nach dem 20 und 24 Guldenfuß — alles dies wird den Werth des Buches in den Augen Reisender und Reiselustiger ungemein erhöhen.

**Frank, O., das Licht aus dem Orient. Erster Theil. gr. 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.**

Eine schöne Blüthe der neuerwachten Liebe zum Orient, dem Lande des Lichts und Lebens! In hellen Spuren leuchtet hier die innige Verwandtschaft des deutschen Geistes mit dem Geiste des Morgenlandes hervor, und gewiß wird dieses Werk noch manchen denkenden Kopf zu ähnlichen Forschungen erwekken und begeistern.

Obige Bücher sind ebenfalls bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

## Ehrenrettung der Protestanten,

gegen die Beschuldigungen des „Morgenboten" und der Schrift: „Plane Napoleons und seiner Gegner." Von Jonathan Schuderoff. 8. Leipzig bei Gerhard Fleischer, jüng. 1810. 12 gr.

Die Kriegerische Buchhandlung in Marburg hat sich entschlossen, nach und nach dem Publikum eine gute, korrekte und wohlfeile Ausgabe der klassischen lateinischen Autoren zu liefern, und hat bereits den Anfang mit folgenden gemacht:

Phaedri, Augusti liberti, fabularum libri V. et novarum fabularum appendix. 8. 4 gr oder 15 kr.

Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum. Editio accurata. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Eutropii breviarium historiae romanae. Editio accurata. 8. 3 gr. oder 12 kr.

Julius Caesar ist unter der Presse. — Für Schulanstalten werden auf zehn Exemplare zwei gratis gegeben.

Bei den Klassikern kommt es hauptsächlich auf die Ausgabe an, wornach der Text abgedruckt ist, auf die Wohlfeilheit und zugleich auf die Typen. In Hinsicht dieser Erfordernisse verdienen vorgenannte Ausgaben empfohlen zu werden. Es kommt noch dazu, daß sie äusserst wohlfeil für den Schulgebrauch sind.

In Aarau findet man obige Bücher bei H. R. Sauerländer.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 87. — den 31 Oktober 1810.


## Reise eines französischen Offiziers ins Innere von Armenien und Persien.

(Siehe Nr. 53—55 und Nr. 67 und 68 dieser Zeitschrift.)

Abreise von Cars. Nationalhaß der Perser und Türken. Befestigungen der persischen Dörfer.

— — Also, wie gesagt, machte ich mich von Cars auf, den Hof des persischen Monarchen, des Feth-Ali-Schah, zu besuchen. Am 2 Juni 1807 brach ich auf. Ein persischer Großer, Namens Baker-Bey, der mir unterwegs als Quartiermeister oder „Mihmandar“ dienen sollte, nahm ein Gefolge von zwölf Personen und eine gewaltige Menge Gepäcks mit sich. Jussuf Pascha hatte überdem die Artigkeit, mir einen seiner Tatarn mitzugeben, der ihm für meine glückliche Ankunft verantwortlich sein sollte. Vermuthlich wollte er den Persern damit nur seine Hochachtung für einen französischen Offizier zu erkennen geben; und das war allerdings etwas Wesentliches. Die Perser machten zwischen einem auf Sendung begriffenen Offizier und einem diplomatischen Gesandten keinen Unterschied. Sie gaben mir den Namen „Ilschibey“, den sie auch Großbotschaftern beilegen; nur bei wenigen gelang mir es, den viel bescheidenern Titel „Beyzadeh“ oder „Fürstensohn“ zu erhalten, mit dem sie Fremde jeden Ranges zu beehren pflegen.

Von Cars hinweg kamen wir über große, fast ganz unbebaute Ebenen ins Persische; wir sahen die Wiesen voller Steine; einzelne Dörfer, halb zerfallen. Das Land ist noch dem Großherrn unterthan, aber von Persern bewohnt, die ihre Sitten und Religion beibehalten haben, und eine gewisse Artigkeit im Betragen, welche bei so armseligen Bauern auffällt. Auch auf ein Lager nomadischer Kurden stiessen wir, die uns aber nicht gefährlich waren, denn sie haben vor den Persern Furcht. Auch hatte unser kleine Reisehaufen ein ziemlich kriegerisches Ansehen. Die ersten Bedienten meines Mihmandars waren trefflich beritten; übten sich unterwegs oft, einer dem andern nachzujagen und fliehend, nach der alten Parther Sitte, auf einander zu feuern. Dies Manöver ist sehr unterhaltend mit anzusehn. Die Pferde schienen mir sehr abgehärtet und mäßig zu sein. Man hielt ihrentwegen den ganzen Tag nicht an, um sie zu erfrischen.

Wir liessen Ani links, wo Tournefort Ruinen gesehen, und übernachteten in einem dem Großherrn unterworfenen persischen Dorfe. Die Leute hatten nichts zu beissen, nichts zu brechen. Aber unser Tatar verstand die üblichen Komplimente mit ihnen besser. Er peitschte sie erst alle links und rechts wacker zusammen; dann kamen plötzlich Lebensmittel in Ueberfluß zum Vorschein, die man für vieles Geld nicht von ihnen erhalten haben würde.

Den andern Tag südwärts ziehend wateten wir durch des Waldstroms Arpassu oder persisch „Arpatschay“ tiefes steiniges Bett. Eine große dürre Ebene von eisenschüssigem Leimenboden breitete sich am andern Ufer aus. Sie ist die Grenze zwischen Persien und der Türkei, und bleibt aus dem Grunde ganz ungebaut, damit die Grenzstreitigkeiten aufhören. Türken und Perser verabscheuen und fürchten sich gegenseitig, indem sie den Ton der tiefsten Verachtung gegen einander annehmen. „Des Persers Seele reitet auf der Seele des Juden in die Hölle!“ sagt der Türke, und umgekehrt von ihm eben so der Perser, ohne daß man weiß, welche von beiden Nationen das Epigramm erfunden hat.

Kaum betraten wir persischen Grund und Boden, so nahm Bakerbey, den ich zu Jussuf Pascha's Füßen hatte liegen, jeden Muselmann mit größter Unterthänigkeit verehren gesehen, eine ganz andere Sprache an. Er schimpfte auf alles, was türkisch war; auf Land und Leute, Sitten, Lebensart, Armee, Vieh, Hausgeräthe, und erhob sein Volk bis in den Himmel; sprach nur von Siegen, die man über die Russen erfechten würde, welche, wie er sich ausdrückte, den Blick keines Persers aushalten könnten. Kurz, von jetzt an überzeugte ich mich täglich mehr, daß, wer nicht selbst in Persien gewesen ist, sich von der Lügensucht und Großprahlerei dieses Volks durchaus keine Vorstellung machen kann.

Aus der wüsten Ebene stiegen wir in eine andere über hundert Schuh tiefer gelegene hinab. Da fand ich das Dorf Scharriar, umgeben von einem verschanzten Lager mit kleinen Redouten, und einem Erdwall; eine zweite Erdmauer, von Thürmen bestrichen, umschloß das Dorf unmittelbar. So sind fast alle persische Dörfer befestigt. Nachts, wenn die Thore einmal geschlossen sind, hat der Reisende nirgends Unterkommen. Die ehmaligen Karavanenhäuser draussen sind jetzt verfallen; man denkt auch an ihre Wiederherstellung um so weniger, da die persischen Revolutionen den Handel und Verkehr fast ganz vernichtet haben. Die hiesigen Schanzen hatten die Türken 1805 gegen die Russen aufgeworfen, als diese Erivan besetzt hielten. Die Russen konnten auch das Dorf nicht wegnehmen, denn hinter Wall und Graben sind die Türken unerschütterlich. Der Strom Aras fließt zwei Stunden von hier; das Wasser wird von daher gebracht, denn beim Dorfe ist kein Wasser und kein Baum zu finden.

---

Das Paradies. Der Berg Ararat. Das Kloster Jtsch-Miazin.

Die Ebene, wie wir sie folgenden Tages erblickten, ward lachender. Man sah schönere Wiesen, Felder mit Baumwolle und Getraide bestellt; hin und wieder einen schlammigen Bach. Dies ist jener berühmte Erdfleck, wohin die Erklärer des ersten Buchs Mosis das Paradies zwischen die Quellen des Cyrus im Norden, des Euphrat im Westen, des Aras im Süden, und des Arpatschay im Osten, zu setzen beliebten. Wäre es da jemals gewesen, so hätten die Dinge stark geändert. Denn eine einförmige Ebene, nackt und kahl, ohne Wasser, als was in kothigen Bächen rinnt, ohne Bäume, als die rings um ein Kloster gepflanzt stehen, hat gar keine Disposition, jemals ein Eden gewesen zu sein. Das Kloster heißt Jtsch Kilissa, oder wie es die Armenier heißen, deren Patriarch da residirt, Jtsch-Miazin. Es soll auf der gleichen Stelle stehn, wo Noah die ersten Reben pflanzte, von denen man mir noch Ur-Ur-Ur-Enkelschößlinge vorwies. Ohne Zweifel lag aber diese Ebene einst ganz unterm Wasser; sie liegt am Fuße des Ararat, der sich drei bis vier Stunden weit bis zum Aras-Strom erstreckt.

Dieser durch die mosaische Geschichte der Sündfluth berühmte Berg, den die Bewohner der Gegend jetzt Agridasch nennen, schien mir etwa 1600 Toisen hoch über die Ebene emporzusteigen; die Ebene aber mag für sich selbst schon 300 bis 400 Toisen über die Meeresfläche erhaben liegen. So kann der Berg Ararat 1900 bis 2000 Toisen absoluter Höhe haben. Der vierte Theil seiner Höhe ist vom Schnee bedeckt; der untere Theil, dessen Verflächung sehr sanft scheint, verwittert und löset sich in Kies auf. Die Mönche des armenischen Klosters beweisen mit allerlei Wundergeschichten und noch vorhandenen Reliquien der Arche, daß sie sich auf dem Ararat niedergelassen habe. Freilich, die arabischen Schriftsteller behaupten, daß das auf den gordianischen Bergen in Mesopotamiem, in der Gegend jener Höhe geschehen sei, die nach Diarbekir schaut, und heutiges Tages Schamanin und Corda heißt. Andere haben eben so viel Beweise, diese Ehre den arabischen Bergen an den Mündungen des Tigris und des persischen Meerbusens zuzuschreiben, wo noch jetzt ein Ardh Nuh (Noahs Land) liegt. Aber wer mag da entscheiden. Der Ararat ist ohnehin schwer zu besteigen; seine Gipfel sind steil. Tournefort will sogar ganze Heerden von Tigern da herum gesehen haben, woran ich jedoch ein wenig zweifeln muß; denn keine einzige Tradition des Landes spricht von einer Erscheinung dieser Bestien, oder ihren Ausfällen gegen die Heerden der Kurden, die am Fuße des Gebirges weiden, und selbst in den persischen Ebenen kennt man keine Tiger, als die von den Ostgrenzen Chorassans gegen den Arral-See kommen.

Wie dem auch sei, der Ort genoß sonst allgemeiner Ehrfurcht, selbst noch vor zwei Jahren viel äussern Glanzes, bis die Russen hieherkamen, welche die armenischen Familien zerstreuten, die sich, über tausend an der Zahl, ums Kloster angesiedelt hatten; die Bibliothek plünderten, und aus den Buchstaben der Druckerei Kugeln gossen.

Im J. 1804 hatte der Schah den Patriarchen Dawud abgesetzt, und dafür den Daniel ernannt. Ob dieser nun gleich in aller Ordnung vom Schah aus drei vorgeschlagenen Mönchen des Klosters erwählt und vom Großherrn bestätiget worden war, betrachteten ihn die Armenier doch wie einen Aufgedrungenen. Ich ward ihm vorgestellt. Ich fand einen kleinen Mann, von sehr gemeiner Haltung, in einer Art schwarzen Chorhemds mit veilchenfarbener Besäumung; auf dem Kopf eine schwarze, sehr unreinliche Kappe. Er that mir ganz unbedeutende Fragen, und ließ mir Branntewein und Früchte vorsetzen. Weder er, noch seine Mönche, die ihn umgaben, verstanden ein Wort lateinisch oder griechisch. Einer von ihnen, Namens Avetis, der den Titel Erzbischof führte, und in Rußland gelebt hatte, ward mit Hilfe meines Bedienten, der etwas russisch sprach, mein Dollmetsch. Bruder Avetis zeigte mir auch die in des Klosters Mitte gebaute Hauptkirche, welche, wie er mich versicherte, nach einem durch den heiligen Georg, den Schutzpatron des Klosters, gebrachten und vom Allerhöchsten selbst entworfenen Plan aufgeführt sei. Die Bauart hatte aber gar nichts Göttliches, war sehr schwerfällig, von innen dunkel und schmucklos.

„Ach, vor zwei Jahren (nämlich vor Ankunft der Russen) hätte ich noch einen prächtigen Schatz zeigen können“, seufzte Bruder Avetis mit kläglicher Geberde: „nun aber hat ihn der Herr uns genommen!“ Ich konnte mich nicht enthalten, ihn auf den Edelmuth der persischen Monarchen aufmerksam zu machen, die, ohne Christen zu sein, dies Denkmal christlicher Frömmigkeit ehrten, während es von Christen geplündert sei.

Nach einem kleinen Spaziergange durch das Kloster, das sehr weitläufig und geräumig genug ist, die zahlreichen armenischen Karavanen zu beherbergen, die sonst hieher wallfahrteten, kam ich in einen artigen Garten. Ein klarer Bach durchströmt ihn. Man bewirthete mich da mit einem ziemlich guten Frühstück, der Wein war vortrefflich und eiskühl. Nachdem ich mich erquickt, stieg ich wieder zu Pferde und setzte meine Reise fort.

---

Ich sah noch Ruinen von drei andern Kirchen, die, gleich den Wohnungen um sie herum, von Ringmauern und Festungsthürmen umgeben standen, wie die erste. Auch die Weingarten waren von Mauern umschlossen. Nach einer halben Stunde verlor sich die Ebene nordostwärts in ein bergiges, unkultivirtes Land. Erst im Zengui-Thal fanden wir wieder Obstbäume und Weinreben; im Grunde des Thals, enge und tief, strömte der reissende Zenguistrom dahin, um seine Wellen in den Aras zu giessen.

Unser Haufe vergrößerte sich mit jedem Schritte von Neugierigen, die mich sehen, oder von Verwandten und Freunden des Baker-Bey, die ihn wegen seiner Rückkehr beglückwünschen wollten. Auf der steinernen Brücke, die uns über den Zengui führte, fanden wir Reiter und Musik, die mir der „Serdar" von Erivan entgegengeschickt hatte, und nun vor mir herzogen. Ich ließ die Stadt Erivan, längs dem Ufer des Zengui hingelagert, links, und trat in die dreifach umgürtete Zitadelle. An allen Thoren und in den Straßen standen, bis zu meiner Wohnung, Soldaten, mit Flinten bewaffnet, in langen Reihen. Man führte mich in den Khan der Kaufleute, wo mir ein ganz kleines Gemach angewiesen wurde, das statt alles Geräths einen Fußteppich hatte.

Nach so viel Ehrenbezeugungen, als mir erwiesen waren, mußte ich glauben, dies leere Zimmer sei mir nur für einstweilen gegeben. Aber nach einer halben Stunde schickte ich doch meinen Bedienten aus, sich in meinem Namen über die schlechte Wohnung zu beklagen. Der Bakerbey hatte ihn darauf sein ganzes Haus sehen lassen, und ihn versichert, daß weder er, noch der Serdar und der Schah von Persien selbst, ein besser möblirtes Zimmer habe, als was er mir gegeben. Der Bediente kam mit dieser kläglichen Neuigkeit zurück, und so mußte ich nun wohl auf den Genuß des asiatischen Luxus und der orientalischen Weichlichkeit Verzicht thun, wovon ich mir soviel Entschädigung für die Mühseligkeiten der Reise geträumt hatte.

Der Khan, worin ich einquartirt worden, ein längliches Viereck von Backsteinen aufgeführt, war übrigens ein ganz hübsches Gebäude. Eine Seite meines Zimmers, ganz Fenster, aus buntem Glase, gab auf den geräumigen Garten im Innern des Gebäudes, auf Obstbäume, Blumen und Kiosken, die auf dem Wasser schwammen, Aussicht. Von der andern Seite hatte ich die Aussicht südwestwärts zum Lauf des Zengui, von ziemlich heitern Fluren umgeben. In den beiden andern Wänden des Gemachs waren Blenden angebracht, so tief als die Mauer selbst, deren Bestimmung war, meine Reisegeräthe und Kleider zu verwahren; denn die Perser haben weder Schränke noch Kleiderkasten zum Verschliessen. Da steht immer alles offen.

Ich besuchte den Garten; auch das Bad. Letzteres ist ein achteckiges Gebäude von bemalten Steinen, gewölbt, und vermittelst einer großen durchscheinenden Alabasterplatte, die das Gewölbe oben zusammenschließt, von daher erleuchtet. Rings umher gehen Stufen von Stein, mit Matten bedeckt, auf welchen man sich entkleidet. Im Mittelpunkt ist ein Becken immer frischen Wassers, um sich, wie es hier bräuchlich, nach dem warmen Bade die Füße zu waschen. Rings um diesen innern Saal sind mehrere mit Steinplatten ausgelegte Gemächer. Der Fußboden ist durch den Dampf des darunter gewärmten Wassers erwärmt. Ein Linnentuch wird darüber gebreitet. Der Badende muß sich darauf hinstrecken, das Haupt auf ein Kissen von genetzter Leinwand legend. Dann beschuttet man ihn mit sehr warmem Wasser; Männer treten herbei, ziehen kleine Säcke von Kameelshaaren über die Hände, reiben ihm damit den ganzen Leib, und waschen ihn mit wohlriechendem Seifenwasser. Dann wird er sanft gezogen, daß ihm die Gelenke knacken, und von Zeit zu Zeit klatscht man ihn mit leisen Schlägen. Wie ich aus dem Bade kam, bediente man mich mit einem nach Perser Art sehr guten Mittagsessen, und brachte mir eine Matratze, einen Pfühl und eine gesteppte Decke. Da hatte ich mein Bett nach Landessitte; von Betttüchern weiß hier niemand. Geht der Perser zur Ruhe, so legt er nur eine weitere Mütze von Sammet oder Schawltuch auf, zieht den Ueberrock aus, und legt sich nieder, ohne sich weiter zu entkleiden.

Den folgenden Morgen, gleich nach dem Erwachen, schickte mir der Serdar eine große silberne Schüssel mit Blumen und Früchten bedeckt, und der Kaffee ward aufgetragen. Umsonst verlangte ich ihm noch diesen Morgen vorgestellt zu werden; man wandte immer dagegen ein, ich müsse erst ausruhen, müsse noch eine gute Mahlzeit thun, um „dimagitschag", das heißt, heitern Kopfes zu werden. Endlich nach dem Essen, das noch köstlicher als vorigen Tages war, holten mich mehrere Offiziere, der Bruder des Serdar und Bakerbey ab.

Von meiner Thür bis zum Palast des Gouverneurs zogen wir durch eine doppelte Reihe von Soldaten. Ich ward in einen von zwei Seiten offenen Saal eingeführt; die Pfeiler waren mit Perlmutter bedeckt; die Wände mit Spiegeln und Arabesken verziert, und dazwischen alles mit Perlmutter ausgelegt. Ein springender Wasserstrahl in der Mitte des Saals verbreitete Kühlung. Der Serdar saß auf den Fersen nach morgenländischer Sitte, und zwar auf dem Fußteppich. Sein Bruder setzte sich zu ihm nieder; mir ward ein Lehnsessel von bemaltem und vergoldetem Holz hingestellt; die andern mußten alle stehen, die Hände kreuzweise über den Gürtel gelegt.

Serdar ist eine Titulatur, die Gouverneur und Feldherr bedeutet. Sie wird nur den Grenzbefehlshabern, die immer Truppen unter sich haben, ertheilt. Der Serdar von Erivan, aus gleichem Stamme mit der kaiserlichen Familie und Schwager des Schah, hieß Hussein-Khan-Kadschar. Persönliche Tapferkeit und seines Monarchen Gunst hatten ihm großes Ansehn erworben. Er empfing mich ungemein freundlich. Aber weil mein Dollmetsch den Dialekt des Landes, ein unvollkommenes Türkisch mit persischen Worten vermengt, nicht recht verstand, war unsere Unterhaltung sehr dürftig. Desto mehr unterhielt sich der Serdar mit dem persischen Kurier, den ich mitgenommen; am lebhaftesten schien ihn das zu interessiren, was er über das Manöver unserer Truppen und von den Siegen des Kaisers Napoleon in Polen erfuhr.

Nach der Audienz ward mir ein herrliches Pferd zu einem Spazierritte vorgeführt. Mein Bakerbey leistete mir auch hier treulich Gesellschaft. Wir begaben uns in die Weingarten des rechten Zenguiufers; dort hatte man mir eine Erfrischung von Früchten, Zuckerwerk aller Art und Wein bereitet. Die Kirschen von Erivan sind so gut, wie die europäischen; nur hier, sonst nirgends in Asien, fand ich sie von solcher Güte; die Aprikosen waren ebenfalls sehr süs und wohlriechend; sie gedeihen hier in Ueberfluß. Während ich aß, sangen oder vielmehr heulten mir zwei Musikanten, die dazu eine Zither von acht Metallsaiten rührten, die Ohren voll.

Die Weinstöcke sind hier reihenweise auf Erderhöhungen gepflanzt, die durch einen großen Graben getrennt sind, worin man die Reben über Winter einlegt und verscharrt, damit sie vor dem Frost bewahrt bleiben. Die Weingarten waren von Baumgarten umringt, angefüllt mit Aprikosen-, Pfirschen-, Pflaumen-, Mandel-, Kirschbäumen u. s. w., und benetzt von kleinen Wasserkanälen, die um die Bäume fliessen.

Bei der Heimkehr in die Stadt erwartete mich wieder die Musik des Serdar an der Brücke, die mich bis zu meinem Khan begleitete. Man lud mich ein auszuruhen, trug Kaffee und Scherbett auf, dann gings zum Nachtessen beim Serdar. Dieser empfing mich in dem gleichen Saal, wie des Morgens, aber er war nicht mehr an zwei Seiten offen, sondern gegen den Hof mit großen Tapeten verhängt, auf der Seite des Flusses mit gefärbten Glasfenstern geschlossen, und von sehr hohen und dicken Kerzen erhellt, die auf silbernen Leuchtern am Boden standen.

Zuerst gabs Kaffee; dann ward mir ein „Kaliun“ präsentirt, das heißt eine Art Tabakspfeife, wo der Rauch durch Wasser zog; dann trug man ein schönes Nachtessen auf. Der Serdar und sein Bruder speiseten am Boden; mir hatte man einen Tisch vor den Lehnsessel gestellt. Die Offiziere und Hofbeamte standen und aßen nicht. Um ein Marmorbecken standen mehrere Portionen Eis und Kristallflaschen von verschiedener Form mit Wein gefüllt. Ausgenommen ein Paar Glas voll, die man meinem Domestiken reichte, trank niemand Wein; desto eifriger sprach der Serdar dem Branntewein zu, davon er mir auch unaufhörlich zuschickte. Ich erstaunte, daß ein Mann von seinem Range so öffentlich Mohameds Gesetze zu uberschreiten wagte, was sich kein Großer in der Türkei je erlauben würde. In Persien aber sind viele Militärpersonen durch den angenommenen Gebrauch dazu autorisirt, vielleicht auch durch das lockere Leben der Könige vom Sefivischen Geschlecht (die wir in Europa uneigentlich Sofi zu nennen pflegen, indem wir den entstellten Familiennamen zur Bezeichnung der Kaiserwürde gebrauchen, für die eigentlich der Titel Schah gehört).

Während wir aßen, machten die Sänger und Musikanten des Serdar ein tobendes Konzert. Dann trat ein Taschenspieler auf. Unter andern stopfte sich dieser Tausendkünstler den Mund voll gerupfter weißer Seide, setzte sie in Brand, und während er Feuer spie, zog er aus dem Munde Seidenfaden von allerlei Farben hervor, die er unter die Anwesenden vertheilte, Knauel davon zu winden. Wieder warf er zwei bis drei Reiskörner in einen Kessel, that als legte er Feuer darunter an, und nahm darauf einen ungeheuern siedendheissen Reiskuchen, der sehr gut schmeckte, aus dem kalten Kessel. Eben so nahm er glühende Kohlen in den Mund, und hauchte, während er tanzte, Millionen Funken aus. Einige seiner Kunststücke waren um so uberraschender, da der Kerl seine Aermel weit über die Ellnbogen aufgestreift hatte, und die Schwierigkeit des Eskamotirens also um so größer war.

Darauf erschien der Hofnarr des Serdar, ein plumper, sich mit aller Welt sehr gemein machender Bursche. Er war fast ganz nackt, tanzte, und machte gar närrische, aber nicht imm gar anständige Stellungen. Zum Schlusse des Festes führten sieben- bis achtjährige Kinder eine Art Ballet auf; sie hielten beim Tanzen die Kleiderschöße, ungefähr wie die Europäerinnen bei einer Menuet; nur war ihr Tanz weder so ernst, noch so dezent.

Beim Abschied ward ich noch zu einem Fest bei Sed Khan, dem Bruder des Serdar, eingeladen. Ich versprach nach Perserart zu kommen, das heißt, nicht Wort zu halten. Es war mir recht auffallend diesen Tag, wie viel lebhafter, fröhlicher die Perser sind, als die Türken, aber auch wie weit sie diesen in Reinlichkeit, Dezenz und Religiosität nachstehen.

(Der Beschluß folgt.)

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— Eben so leicht und fliessend erzählt, reich an aufgefaßten Einzelheiten, minder für den Freund der Geschichte, als für den Freund der bildenden Kunst anziehend, ist der so eben erschienene zweite Theil der schon in diesen Blättern gedachten „Reise mit der Armee im Jahr 1809“ (Rudolstadt, Hofbuch- und Kunsthandlung, 1810. 8). Schilderungen des Kriegeslebens und durchzogener Gegenden wechseln mit Betrachtungen über Kunstsachen. (Als Anhang sachreiche Kollektaneen über schöne Baukunst überhaupt, und gothische Baukunst insbesondere.) Von den eingestreuten Anekdoten heben wir unsern Lesern nur folgende aus, die ein Franzose, in dessen Gesellschaft der Verfasser reisete, mittheilte.

Er erzählte, wie die Gemahlin des Prinzen von Pontecorvo, eine Schwester der jetzigen Königin von Spanien, in früherer Zeit die Aufmerksamkeit Napoleons erregt habe, wie ihm ihre Hand indessen von ihrem Vater irgend einer Grille wegen verweigert worden sei, und so nachmals seine Neigung auf die Kaiserin Josephine gefallen wäre. — Er rühmte sodann die Leutseligkeit und das herablassende Wesen des Kaisers sowohl gegen Leute aus untern Ständen, als auch besonders gegen seine nächsten Umgebungen, die ihm, troz der bisweilen auflodernden Leidenschaftlichkeit, dennoch sehr zugethan seien. Ueberhaupt habe er eine Vorliebe für Alles, was ihm näher angehöre, mit dem er länger umgegangen, oder wer ihm irgend einen Dienst geleistet habe. Zum Beweise führte er den Marschall Berthier an, alle seine frühern und spätern Adjutanten, die nachgiebige Gefälligkeit gegen manche seiner nahen Verwandten, die ihn mit ihren Launen und Wünschen oft nicht wenig plagten, den preussischen General Knobelsdorf, der ihm in Aegypten wesentliche Dienste erzeigt habe, u. s. w. Freilich hasse er alle, die ihm nicht zugethan sein wollten, doch sei er auch nicht unversöhnlich, und er habe Gewalt genug, sowohl seinem Hasse als seiner Zuneigung zu gebieten, sobald höhere politische Rucksichten hier oder da es nöthig machten, sich Gewalt anzuthun; eben in dieser Herrschaft über sich selbst, jedesmal den Umständen und Zwecken gemäß nur von dem Resultat der Verstandesüberlegung sich leiten zu lassen, bestehe die Grundlage seines Karakters. Auch habe man Beispiele, daß der Kaiser von heftiger Rührung übermeistert werde. So habe er bei der Schlacht von Aspern den verwundeten Marschall Lannes mit großer Bewegung lange in seinen Armen gehalten; und aus eben jener Schlacht erzähle man, der Kaiser habe im Kartätschenfeuer auf dem Schlachtfelde den Angriff seiner Kavallerie auf die österreichischen Linien beobachtet; ringsum hätten eine Menge Blessirter schweigend im Staube gelegen, um dem Kaiser nicht mit ihrem Wehklagen zur Last zu fallen. Als aber bald darauf ein Küraßierregiment, feindlicher Uebermacht ausweichend, über die Schweigenden wegsprengte, hätte sich ein lautes Geschrei erhoben, mit dem untermischten Ausruf: *Vive l'Empereur! vive Napoléon!* Darauf habe der Kaiser die Hand vors Gesicht gehalten und die Thränen seien ihm über die Wangen herab geströmt.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 88. — den 3 November 1810.


## Ueber Verbot und Konfiskation der Kolonialwaaren, mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz.

Ein großer Theil der Bewohner Deutschlands und der Schweiz ist gegenwärtig durch die Vollziehung der großen Maasregeln des französischen Kabinets gegen Englands Handel bewegt. Die schwere Abgabe von Kolonialprodukten, sogar die Konfiskation derselben, wie aller englischen Waaren, droht den Wohlstand vieler Familien zu vernichten. Und doch mußte die Erscheinung dieser Maasregeln in allen mit Frankreich verbündeten Staaten nothwendig erwartet werden. Die Urtheile des Publikums sind, wie natürlich, sehr getheilt. Folgender Aufsaz, der neben manchen interessanten Bemerkungen auch manche enthält, welche gegen das herrschend gewordene Urtheil anstreben, stellt eine der vielen und verschiedenen Ansichten des wichtigen Gegenstandes dar, der heut überall an der Tagesordnung ist. Ich theile ihn daher, unabhängig von eigener Meinung, zur Prüfung Sachkundiger mit.

Der Herausgeber.

Die Vollstreckung der Napoleonischen Dekrete in den Staaten des rheinischen Bundes und der Schweiz, in Betreff der Kolonialprodukte, erregte namenlose Bestürzung, und mußte sie erregen. Dadurch kamen angesehene Handelshäuser ihrem Sturze nah; die Theurung der Kolonialwaaren, nun einmal zum allgemeinen Bedürfniß geworden, steigerte auch die Preise unzähliger andern Artikel; die strengen Verfügungen gegen England griffen in Leben, Wohlsein und Betriebsamkeit von Millionen thätigen Menschen ein, und lähmten den Handel auf unbeschreibliche Art.

Jeder sah bei dieser befremdenden Erscheinung nur auf seinen eigenen Verlust, und beurtheilte danach die gewaltsame Maasregel. Nur wer den Blick auf die Lage des Allgemeinen zu richten gewohnt war, und das Verhältniß des festen Landes zu Großbrittanien, nicht wie es etwa sein könnte, sondern wie es einmal ist, ins Auge faßte; pflegte sich weniger darüber zu wundern, daß diese Verbote und Konfiskationen endlich erschienen, als vielmehr darüber, daß sie noch nicht erschienen waren.

Frankreich, wenn es fortdauernd den Kampf mit England zu seinem und des Kontinents Vortheil aushalten will, muß, für die Befreiung der Meere von brittischer Alleinherrschaft, auch den ungeheuersten Aufwand der Kräfte nicht scheuen. Es unternahm aber den Kampf. Es scheute den Aufwand nicht. Um England zu beugen, mußte es erst dessen Freunde auf dem festen Lande besiegen. Daher eine ganze Reihe trauriger Kriege in Deutschland und Spanien, vom Tajo bis zur Weichsel. — Um England zu beugen, mußte Englands Handel auf dem festen Lande zerstört werden. Ausgeschlossen von den europäischen Häfen, nützte den Britten die Alleinherrschaft auf dem Ozean und der Alleinbesitz der Kolonien weniger; dies mußte sie zu einem billigen Frieden geneigter machen.

Alle Mächte des Kontinents traten dem großen Gedanken Napoleons bei. Aber die verzweifelnde Gewinnsucht Einzelner arbeitete entgegen. Die brittischen Handelsflotten kamen nicht mehr zu den Europäern mit Waaren; allein einzelne spekulirende Kaufleute kauften die Waaren in London selbst auf, und brachten sie ein. So wurden Napoleons Maasregeln umgangen und verspottet. London lachte nur trotziger. Der Krieg ward wie ins Endlose fortgesponnen.

Was blieb dem französischen Kaiser für ein Mittel übrig, als das gewaltsamste? die Ergreifung aller von den Engländern bezogenen Kolonialwaaren auf dem festen Lande?

Es ist thöricht zu sagen: „führe Napoleon den Krieg, aber wir ausser den Grenzen des französischen Reichs haben keine unmittelbare Fehde mit England!“ — Nein, das Land, welches Napoleons Krieg gegen England erschwert, unterstützt den Krieg Englands gegen Frankreich, ist Frankreichs Feind, und tritt in den Stand des Krieges gegen das französische Reich zu Gunsten der Britten. — Napoleon, zum Schutze der Rechte seines eigenen Reichs, ist also zur Bezwingung seiner Gegner auf dem festen Lande berechtigt, und das alte Schauspiel erneuert sich. — Moralische Rechte können niemals zwischen Staaten und Staaten, die von einander unabhängig sind, beobachtet werden. Hier entscheidet durchaus nur das Interesse und die Gewalt. Wer Interesse für England gegen Frankreich hat, muß auch Gewalt genug haben, es behaupten zu können, oder Frankreich zu zwingen, von den Engländern sich Gesetze vorschreiben zu lassen.

So ist die Wirklichkeit. Ich läugne aber darum nicht, daß sie traurig sei, und ein Verderben Vieler. Dem Ganzen wird der Theil geopfert.

---

Englands Stärke ist in dem Alleinherrschen auf dem Ozean und in den Einnahmen gegründet, die ihm sein Alleinhandel auf allen Meeren gibt.

Frankreich thut nichts, als es übt Repressalien gegen England zur Beendigung der grausamen, die Glückseligkeit der Völker zerstörenden Fehde.

Aber liessen sich denn die Interessen der Kontinentalindustrie mit dem Kriege Frankreichs gegen Großbrittanien gar nicht vereinigen? Konnte nicht auch der Landhandel blühen, und zwar so, daß Frankreich selbst aus ihm neue Hilfsmittel zur kräftigen Fortsetzung des Krieges gegen Englands intoleranten Welthandel gewönne?

Da nun gegenwärtig einmal kein anderes Ordnen der Dinge bis zum allgemeinen Frieden gedenkbar zu sein scheint, so wäre für den Handel des festen Landes die Errichtung mehrerer französischen Zollstätten längs den Küsten des Meeres, zur Erleichterung und Sicherstellung des Verkehrs, schon längst wünschbar gewesen; Zollstätten, wo alle und jede Erzeugnisse des Kontinents frei aus-, und die erlaubten Kolonialprodukte und Urstoffe, gegen Bezahlung der Ein- und Ausfuhrzölle an Frankreich, frei eingeführt werden durften. Großes Unglück wäre dadurch dem festländischen Handel entzogen; Unglück, welches durch die bisherige Unsicherheit des Verkehrs, durch das daher bewirkte jähe Steigen und Fallen der Waarenpreise, durch die Ergreifungen (Saisien), durch die unsichern Ausstände der Gelder u. s. w. hervorgebracht worden ist.

Für die Schweiz insbesondere wäre es der härteste Schlag, wenn für die Einfuhr englischer Baumwollengespinnste nicht Lizenzen ertheilt; wenn die Baumwollengespinnste aufhören sollten, als ein unumgänglicher Urstoff für die Fabriken von Frankreich, die Schweiz, Oesterreich, Sachsen, die Gegenden um Elberfeld u. s. w. betrachtet zu werden.

Schon die Bewilligungen der schweizerischen Tagsatzung, die mit Vorwissen der französischen Regierung für diesen Urstoff freie Einfuhr erlaubte, während sie dagegen das Einschwarzen aller englischen Fabrikate mit Strenge, sogar mit Konfiskation verbot, beweisen, wie sehr die Wichtigkeit dieses Urstoffes für die Fabriken anerkannt ist.

Es sei mir erlaubt, über diesen Gegenstand weiter einzutreten, und besonders rücksichtlich der Schweiz. Sollte es uns untersagt werden, das Baumwollengarn einzuführen, so würden dadurch tausend und tausend Familien brodlos und in namenloses Elend versetzt sein. Mit der immer zunehmenden Bevölkerung jener Kantone, die ihre Nahrung bei ihren Baumwollenfabriken finden mußten, wie die Kantone Zürich, Appenzell, St. Gallen, Glarus, Aargau, Thurgau, hat auch ihre Industrie durch die Erleichterung des Maschinengarnes in einem eben so großen Verhältnisse zugenommen, so daß wir behaupten dürfen, daß, wo vor einigen zwanzig Jahren nur noch ein Stück, jetzt fünf Stücke verarbeitet werden. Viele Spinner sind zum einträglichern Berufe der Weberei übergegangen. Zum Handgespinnst für gemeine Waaren aus levantischer Baumwolle finden sich kaum Hände genug, und der Schweizer bedient sich dessen, so wie für seine Stickerei, hauptsächlich der benachbarten Länder. Das französische Maschinengarn wurde bei uns Schweizern in den Jahren 1808 und 1809 ganz besonders mit Vortheil so lange benutzt, als dessen Ausfuhr erlaubt war. Lange konnte aber Frankreich seinen Spinnereien die Ausfuhr nicht erlauben, weil deren Produkt nicht zureichend für das Bedürfniß seiner eigenen Fabriken war, und noch überdies sein Bedürfniß selbst vom Auslande befriedigen mußte. Sollten nun die Spinnereien Frankreichs je so emporkommen, daß die dasige Regierung freie Ausfuhr ihrer Gespinnste bewilligen könnte (was aber erst nach dem Verlauf einiger Jahre erfolgen dürfte): so sind dann die schweizerischen Fabriken um so mehr diejenigen, die deren Verarbeitung übernehmen würden. Es ist übrigens eine erwiesene Sache, daß jede wohl eingerichtete Spinnerei des festen Landes, so wie diese die rohe Baumwolle nur mit einigem Vortheil beziehen kann, jenen der Engländer die Konkurrenz zu halten vermag. Zugegeben selbst, daß dem wohlfeilern Preise der Handarbeit bei uns der vollkommnere Mechanismus bei den Engländern das Gleichgewicht hielte, so werden der große Zeitverlust, die theuern See- und Landfrachten, Packungs- und andere Kosten mehr, die bei dem Bezug der Waaren aus England statt finden, immer schon einen Vortheil von acht bis zehn Prozent darbieten. Auch in der Schweiz sind schon mehrere beträchtliche Spinnereien errichtet, und täglich vereinigen sich mehrere Kapitalisten zur Etablirung neuer. Wenn wir nun den eigentlichen Verbrauch der schweizerischen Baumwollenfabriken an rohen Garnen betrachten, so können wir bestimmt annehmen, daß ihr alljährlicher Bedarf an rohen inländischen und ausländischen Garnen eine Summe von acht bis zehn Millionen Gulden, nur mäßig nach einem mittlern Anschlag der Garne berechnet, erfordern. Bedenken wir zu dem die großen Kapitalien, die unser Baumwollenhandel bei dem höchstnachtheiligen, und man möchte sagen zu unserm Unglück beinahe allgemein eingeführten Gebrauch der Verkaufung der Garne auf lange Kredite erfordert: so dürfen wir behaupten, daß der Schweizer es nie dahin bringen wird, genugsame Kapitalien zu Errichtung der erforderlichen Spinnereien so aufzutreiben, daß er in der Folge den Bezug fremder Gespinnste ganz entbehren könnte.

Und gesetzt nun auch, daß wir ohne Nachtheil einen großen Theil der jetzt noch mit der Weberei beschäftigten Menschen zur Spinnerei zurückführen könnten: dürfte man dann wohl hoffen, daß wir mittelst der theuern Handgespinnste dem Auslande die Konkurrenz beizubehalten vermöchten?

Je mehr man den gegenwärtigen Zustand der Fabriken und den überall erschwerten Absatz ihrer Industrie in Betrachtung zieht, jemehr wird man für die Zukunft besorgt, und der Wunsch bei jedem Schweizer rege: möchten bald die Zeiten wiederkehren, wo mittelst Kommerztraktaten unsere Industrie die für ihren Wohlstand und ihre Belebung so nothwendige Sicherung finden konnte! Und dürfte nicht der gegenwärtige Augenblick vielleicht dazu geeignet sein, eine vortheilhafte kommerzielle Verbindung mit Frankreich anzuknüpfen? Sollte man nicht glauben, daß Frankreich seine eigene Konvenienz dabei finden sollte, sowohl den Bezug der rohen Gespinnste aus England mittelst seiner Lizenzen über Frankreich, gegen billige Bezahlung eines Eingangs- und Transito-Zolles, als auch den Absatz unserer Fabrikate nach Frankreich und Italien, gegen Abtragung eines Zolles an Frankreich von zwei bis sechs Franken für jedes Stück, zu gestatten? Wenn wir uns dagegen auch verpflichten würden, unsere Kolonialprodukte mittelst französischer Lizenzen und gegen Bezahlung seines Zolles, laut Dekret vom 5 August, nur über Frankreich zu beziehen, und zur Belebung des Verkehrs mit diesem Lande alle diejenigen Kolonialprodukte, welche uns von einer entgegengesetzten Seite, ohne französische Herkunftscheine und Zeugnisse, daß sie den französischen Zoll bezahlt haben, zugebracht würden, mit einem diesem Dekret angemessenen Zoll zu belegen!

Der an Frankreich zu entrichtende Eingangszoll von unsern Fabrikaten wird das Aufblühen seiner eigenen Fabriken sichern; seine Finanzen werden durch die schweizerischen Zölle einen beinahe nicht zu berechnenden Zuwachs erhalten, und in merkantilischer Hinsicht würde seinen Groß-Handlungen der Zufluß von unsern Fabrikaten von eben so großem Nutzen für ihren Verkehr mit dem Auslande sein.

U b.

## Reise eines französischen Offiziers ins Innere von Armenien und Persien.

(Fortsetzung.)

Fortsetzung der Reise durch Armenien. Sklavengeist der Großen. Naksivan oder Naxuana.

Mit aller Gewalt mußte ich mich folgenden Tag losreissen. Ich erhielt endlich Erlaubniß zur Abreise, einen neuen Mihmandar und ziemlich schlechte Pferde. Als ich aufsteigen wollte, war der Serdar mit seinem ganzen Hofstaat vor der Palastthür; man wollte mich vorher noch mit der Kanone exerziren lassen; denn Soldat sein und nicht guter Kanonier sein, können die Perser nicht zusammen reimen. Sagen, ich verstände nichts davon, durfte ich nicht, ohne allen Kredit zu verlieren. Die Kanonen waren abgenutzt; keine Kugel hatte das Kaliber. Doch half das nichts. „Vielleicht" dachte ich, „hast du das Glück, wie Tott in Konstantinopel, welcher, als er die dortigen Mörser versuchen mußte, gleich die erste Bombe zum Ziel warf." Aber mir ward's nicht so gut. Ich reisete also ab; allein der mißlungene Kanonierversuch hatte mir, ich merkte es wohl, die Achtung der Herrn sehr geschmälert.

Erivan dehnt sich in einer sehr kultivirten Ebene aus. Ich hatte keine Gelegenheit gehabt, das Innere der Stadt zu sehen. Die Häuser schienen niedrig zu sein; ich erblickte drei Thürme von Moscheen.

Wir zogen südwärts durch ein wellenförmiges, schlecht angebautes Hügelland; nirgends Bäume, als bei den einzelnen Dörfern. So kamen wir zu einem offenen Dorfe, Namens Düvalu, wo man mir, weil die Häuser überall elend waren, auf der Terrasse eines Hauses ein Zelt zum Uebernachten aufgeschlagen hatte. Den folgenden Tag, den 7 Juni, machten wir in den niedlichen Baumgarten des Dorfes Sadrak Halt, wo mein Mihmandar zwei Mann Eskorte mitnahm, weil wir unterwegs Leute angetroffen hatten, die von einer Bande Kurden ausgeplündert und verstümmelt worden waren. Im Ganzen sind dergleichen Zufälle in Persien doch selten, weil gute Polizei herrscht, und der Perser wohl besser zum Beutelschneider als Straßenräuber geeignet ist.

Durch fruchtbare, wohlgebaute Ebenen gings über den Fluß Arpatihay, an dessen linkes Ufer nach Dschenschiedscheh im Bezirk von Scharu, wo wir übernachteten. Bäram Kuli-Khan, der hier kommandirte, empfing mich in seinem Hause, das von einer Erdmauer umgeben, einer Redoute gleicht. Er bat mich inständig, dem Schahzadeh ein gutes Wort für seinen dreijährigen Sohn einzulegen, den er frühzeitig in dessen Dienst einschreiben lassen wollte, damit er den Vortheil der Anciennetät hätte. Ich glaubte nicht anders, als es sei vom Militärdienst die Rede; aber nichts weniger als das, sondern nur um eine Domestikenstelle war's zu thun. Die Söhne der größten Herrn des Landes buhlen um solche Plätze bei Herren von noch höherm Range; und so ist der Erste im Reiche nur Sklav des Monarchen, gegen den er alle die niedrigen Aufmerksamkeiten eines gemeinen Dieners hat. Was das auch eine Nation ist, wo einer immer der Sklav des andern ist!

Ich sah den folgenden Tag viele Dörfer in minder gutem Gelände; der Boden ward unebener, salziger; das Salz schoß hin und wieder kristallisch an, und die Bäche waren davon geschwängert. — Vor der Stadt Naksivan kam mir der Khan mit einem Trupp Reiter entgegen; in der Stadt stand Infanterie in Reihen bis zu meiner Wohnung. Mein Zimmer war sehr artig; vor demselben ein kleiner niedlicher Garten. Vermuthlich war es die Wohnung einiger Damen, die man um meinetwillen anderswohin gebracht hatte.

Gern hätte ich Naksivan gesehen, diese uralte Stadt, deren Dasein bis zur Sündfluth hinaufrechnet, von der Ptolomäus unter dem Namen Naxuana redet, und wo jetzt nur etwa noch fünftausend Seelen wohnen. Aber meine Zeit war zu kurz; ich mußte alle Einladungen abschlagen, und ich that es um so lieber, da mir der Khan die Pferde nicht prächtig genug schildern konnte, die er mir zur Fortsetzung der Reise geben wollte. Allein den andern Tag bekam ich die allererbärmlichsten Mähren.

Trotz dem reisete ich ab; watete durch den kleinen Fluß Naksivan Tschay, unweit den Ruinen einer weiland großen Brücke; kam nun durch ein rauhes Land, wo ich Julfa, einst eine königliche Stadt Armeniens, jetzt nur ein elender Flecken, größtentheils von Armeniern bewohnt, rechts am Arasstrom ließ. Ueber den Aras fuhren wir in einem gebrechlichen Nachen; die Pferde wurden entladen und mit Peitschenhieben zum Nachschwimmen gezwungen. Der Fluß ist hier sehr reissend, und bei achtzig Toisen breit. Das Uebersetzen dauerte fast eine Stunde lang. Während dessen überfiel uns ein plötzlicher Windsturm, der uns mit einer Wolke schwarzen salzigen Staubes von Südost her bedeckte. Ich hatte kaum Zeit mich in eine Schiffeehütte zu flüchten. Dergleichen Windstöße sind hier nichts seltenes.

Eine Stunde vom Ufer neben dürren Sandhügeln sah ich ein armseliges Dörflein, Sudia geheißen, und gelangte dann in die ziemlich angebauten Ebenen von Dscherdscher, wo ich nicht übel zu Alandar über Nacht bewirthet ward. Da mir der Fürst melden ließ, daß er mich erst am eilften zu Tauris erwarte, und ich in Marand den zehnten ausruhen solle, so reiseten wir auch den folgenden Tag durch eine dürre bergigte Gegend nur bis zu dieser Stadt. Sie liegt in einem sehr engen, etwas fruchtbarern Thal, von einem kleinen Flusse durchströmt. Nasir Ali Khan kam mir mit der Reiterei und einem Mollah oder Priester entgegen, der mir Rosen überreichte und Hymnen sang, die ganz entzückend sein mochten; leider daß ich nichts davon verstand.

Den eilften mit erster Morgenfrühe machten wir uns wieder auf den Weg, erst durch eine halbstundenlange Ebene, dann in ein enges Thal, aus dem ein Waldstrom hervorstürzte, und auf dessen beiden Seiten schroffe Felsgebirge himmelan stiegen, oben mit Schnee versilbert. Hier begegnete ich einem neuen Kurier des Fürsten, der mich einlud, in Marand einige Tage zu verweilen, damit ich ausruhn, er mir hingegen einen schönen Empfang bereiten könne. Mein Mihmandar, nachdem er den Firman geküßt, wollte mich zur Rückkehr bewegen, und keinen Schritt weiter vorwärts thun. Ich ließ ihn gehen, dachte er wird schon nachkommen, und reisete mit meinem Bedienten allein fort. Richtig holte mich der Mihmandar auch nach zwei Stunden wieder ein, aber versteht sich mit den Aeusserungen der höchlichsten Verzweifelung, den Willen Sr. Hoheit des Fürsten verletzt zu haben.

Als wir nun aus dem Gebirge hervor in eine unermeßliche Ebene hinabstiegen, schickte ich den Mihmandar selbst zum Schahzadeh, ihm meine Ankunft zu melden, und meine Eilfertigkeit zu entschuldigen. Ich weilte nur einige Stunden in dem artigen Dorf Sofiana, am Saum der Ebene, dann brach auch ich auf, ohne die Antwort zu erwarten. Halben Weges kam mir Feth Ali Khan Huri, einer der Großen von Schahzadehs Hof, mit großem Gefolge entgegen.

Jetzt sah ich denn zum erstenmal die herrlichsten Pferde von der Welt; fein von Beinen wie Araber, in Haltung und Taille edel, wie unsere Normänner; aber schlecht dressirt, boshaft und falsch. Das schlug gegen einander aus, links und rechts, daß ich alle Augenblicke glaubte, es sei um ein Paar Beine geschehen.

Das ganze flache Land, durch welches wir reiseten, muß ehmals salziger See gewesen sein; es ist vollkommen wagerecht und mit Salzstaub überzogen. Nordwärts auf den Höhen lag noch Schnee.

(Der Beschluß folgt.)

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Berlin, im Oktober. Ernstlicher ist England wohl noch nie in seinem Handel bekämpft worden, als eben jetzt durch die in Deutschland allgemeinen Verbote der Kolonialwaaren und brittischen Artikel. Preussen konsumirte sonst deren alljährlich allein eine ungeheure Menge. Bei dem gegenwärtigen Geldmangel hat das Edikt Sr. Maj. des Königes für unser Volk selbst einen moralischen Werth; es mindert den Luxus und berechtigt viele Familien, die sich sonst wohl der Sparsamkeit und eingeschränkterer Lebensart schämten, diese Tugend öffentlich zu üben.

Unter den neuen Stücken auf unserer Bühne sind bisher Kotzebue's Posse: „Der Pachter Feldkümmel", und Klingemanns Trauerspiel: „Das Vehmgericht", die bedeutendsten gewesen.

Werner, der Verfasser der Weihe der Kraft, hat uns von Rom aus ebenfalls mit einer Elegie auf den Tod der Königin beschenkt, an welcher der Titel das merkwürdigste ist: „Werners Klagen um seine Königin."

Interessanter ist des Baron de la Motte Fouqué herrliches Gedicht: Der Held des Nordens. Es enthält den schon in diesen Blättern mit verdientem Lobe gedachten Sigurd, mit zwei Fortsetzungen gleichen Geistes. Keiner unter allen Dichtern hat uns die nordische Vorwelt so wunderbar wahrhaft mit ihren Träumen dargestellt, als er.

Die hiesige Universität, nun vollkommen organisirt, hat sich eines noch beständig wachsenden Zuflusses von jungen Studierenden zu erfreuen.

Die philosophische Fakultät der Universität Halle hat neulich den bekannten Schriftsteller S. Ascher mit der Doktorwürde beehrt.

* *' *

## Aus Afrika.

— Der berühmte Reisende U. J. Seetzen empfing, laut seinem Bericht vom 5 Nov. 1808 aus Kahira datirt (s. Zachs monatliche Korrespondenz, Sept. 1810), in Aegyptens Hauptstadt von einem jungen aus Mekka heimkehrenden Pilger Abd Allah einige nähere Nachrichten über das noch von keinem Europäer berührte große Reich Burnu im Innern Afrika's. Es war dieser Abd Allah von der Stadt Affadeh (in welcher man die Thürme der einige Stunden davon entlegenen Hauptstadt Burnu sehen kann) binnen 33 Tagen bis Darfur gereiset, von Darfur in etwa zwei Monaten nach Jambo, von wo aus er nach Medina reisete.

Das Reich Burnu scheint sehr weitläufig, in viele Statthalterschaften getheilt, bald eben, bald gebirgig, und überhaupt eine Zusammensetzung mehrerer mitten in Wüsten blühender Oasen zu sein, auch einen gewissen Grad von Gesittung zu haben. Denn alle Häuser von Burnu und Affadeh sind aus Steinen, Ziegelsteinen und Leimen gebaut; man versteht die Kunst aus Töpferthon Geschirr zu brennen; treibt Eisenbergwerke, versteht das Eisen zu schmieden; siedet Salpeter und bereitet Schießpulver. Um Burnu und Affadeh ist der Boden ein rother Sand; eine Stunde von der Stadt ist ein Fluß Halemm, groß wie der Nil, mit Schiffen, aus Brettern und eisernen Nägeln zusammengeschlagen, bedeckt. Der Fluß läuft von Süden nach Norden. Die Ufer haben schwarzen, fruchtbaren Boden. Ueberhaupt scheint dort eine üppige Vegetation zu herrschen, reich an noch nie beschriebenen Pflanzen. Man trifft ganze Waldungen an. Es ist Reichthum an Palmen aller Art und Obstbäumen; Gummi (dort Elem geheißen) fließt aus vielen Bäumen. Der stärkste und höchste aller Bäume ist der Hzüdid, aus dessen ungenießbaren Früchten ein medizinisches Oel gepreßt wird. — Man kennt dort weder Pech noch Quecksilber. Schwefel und Salz gewinnt man durch den Handel. Gold, Silber- und Kupfererz findet man nirgends. Nach Abd Allahs Gestalt zu urtheilen, gehören die Burnuer zur Negergattung; sie haben schwarze Farbe, den Untertheil des Gesichts vorspringend; die Lippen jedoch weniger dick, als bei den Negern gewöhnlich.

Ich ersuche den unbekannten Herrn Einsender des mit M. v. F. unterzeichneten Aufsatzes, sich mir nennen zu wollen. H. Zschokke.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 89. — den 7 November 1810.


## Die Wahabi's oder mohamedanischen Protestanten.

(Nachtrag zu dem Artikel in Nr. 86 dieses Journals.)

Die in Nr. 86 der Miszellen für die neueste Weltkunde gegebene Parallele zwischen den Wahabi's in Arabien und den Protestanten in der christlichen Kirche hätte leicht weiter ausgeführt werden können.

Vermuthlich diente dem Verfasser zur Grundlage dazu die vor kurzem in Paris erschienene Histoire des Wahabis, depuis leur origine jusqu'à la fin de 1809, par L. A. Membre de la légion d'honneur. Dies Werk ist zwar weder in Rücksicht der darin herrschenden Ordnung, noch des Styls, als eine Geschichte zu betrachten; aber enthält äusserst schätzbare, aus authentischen Quellen geschöpfte Thatsachen und Materialien zur Geschichte der neuen und im westlichen Asien so furchtbar gewordenen Religionsparthei. Der Sammler selbst lebte acht Jahre lang zu Haleb, folglich ziemlich in der Nähe des Kriegestheaters der Wahabi's.

Der Stifter dieser Sekte Scheik Mohamed verwarf in der That, wie einst Luther, alle spätern Traditionen und Machwerke der Menschen in Glaubenssachen, und hielt sich, wie Luther an den Aussprüchen der Bibel, nur an den Aussprüchen des Koran.

„Es ist nur ein einziger allmächtiger und barmherziger Gott!" sagt der Koran. Dies ist auch die Hauptglaubenslehre des mohamedanischen Reformators. Aber dabei ist er so strenge, daß er durchaus keine Mittelwesen zwischen der Gottheit und dem menschlichen Geschlechte gelten lassen will. Er verbietet daher als wahre Abgötterei alle Verehrung der Heiligen und der Propheten, selbst des Propheten Mohamed, den er nur für einen weisen Menschen, für ein Werkzeug in der Hand der göttlichen Vorsehung, aber sonst für nichts weiter, hält. Eben so verwirft er aus gleichen Gründen die Verehrung Jesu Christi, oder Moses, und anderer, die von den Mohamedanern für Propheten geachtet worden sind. Er befahl daher durch ein Kirchengesetz, alle Muselmänner ohne Umstände als Abgöttler und Verbrecher gegen die Majestät des einzigen Gottes niederzuhauen, die in ihrer Religion beharren würden. „Denn ich bin gekommen," sagte er, „die reine Lehre des Koran, wie sie uns vom Himmel offenbart worden, wiederherzustellen, und die Verehrung des Allerhöchsten von falschen Anbetungen zu säubern."

Man muß gestehen, wenn man das Blutdürstige des Bekehrungseifers abrechnet, viel Aufklärung für einen Priester der arabischen Wüste, der zwar stark genug war, die Vorurtheile, aber nicht die Rohheit seiner Landsleute abzuwerfen.

Die Wahabi's halten jetzt um so fester über das Wort des Reformators, da er selbst nicht mehr lebt, und seine Lehre ihnen Glück brachte. Ihr gegenwärtiger Oberfeldherr Abdel-Aziz spricht ganz im Ton der ehmaligen für Mohameds des Propheten Sache kriegenden Kalifen. Man hat einen Befehl aufbehalten, den er einem Stamme der Beduinen zusandte. Vermuthlich sind seine Proklamationen überall, ehe er angreift, die gleichen. Der Befehl lautet also:

„Abdel-Aziz den Arabern des Stammes seinen Gruß! Eure Pflicht ist zu glauben an das Buch, welches ich euch sende. Seid nicht gleich den abgöttischen Türken, welche der Gottheit einen Gefährten geben. Wenn ihr glaubet und euch unterwerfet,

sollt ihr gerettet sein; wo nicht, so verkündige ich euch Krieg, bis auf den Tod."

Dieser asiatische Eroberer hat eine Art zu operiren, die seine Macht in jedem Falle vergrößert. Wagte es ein Stamm, seinen Waffen und seiner Lehre Widerstand zu leisten: so wurde alles, was sich widersetzte, ohne Unterschied getödtet, und Habe und Gut als Beute getheilt. Unterwarf man sich aber der neuen Lehre gutwillig, so forderte Abdel-Aziz, laut einer Stelle des Koran, von allen Dingen des neueroberten Staats den Zehnten. So mußte ihm nicht nur der zehnte Theil alles Geldes, aller Geräthe, aller Lastthiere, alles Heerdenviehes gegeben werden, sondern selbst den zehnten Mann mußte man ihm zum Heere stellen. So vergrößerte er, je weiter er fortschritt, seinen Reichthum und seine Macht.

Die schnelle Ausbreitung des wahabischen Reiches scheint jedoch minder eine Folge der religiösen Ueberzeugungen der arabischen Völkerschaften, als vielmehr der vortheilhaften Organisation der wahabischen Heere zu sein. Diese hatte schon Ibn-Sehud, der Vater des Abdel-Aziz, eingeführt. Er schaffte nämlich bei den Armeen alle Pferde ab, und führte statt derselben allgemein den Gebrauch der Dromedare ein. Diese Thiere, die dem Pferde an Schnelligkeit beinahe gleichkommen, es aber an Ausdauer, Stärke, und besonders an Leichtigkeit, in den Wüsten ernährt zu werden, übertreffen, mußten in den sandigen Einöden große Dienste thun. Auf jedem Dromedar befahl Ibn-Sehud immer zwei Soldaten zu sitzen. Er verminderte den Proviant sowohl für Soldaten als Dromedare, und jedes mußte immer für zwanzig Tage Lebensmittel tragen. So konnten mit unbegreiflicher Geschwindigkeit große Heermassen schnell durch die Wüsten fliegen; immer mit Uebermacht kleine Stämme angreifen, und Völkern erscheinen, die vier Wochen vorher kaum vom Dasein der Wahabi's etwas gehört hatten. Rechnet man dazu den religiösen Fanatismus der Neuglaubigen, ihre beständige Uebung in Waffen: so wird es leicht einzusehen, wie sie in kurzer Zeit mit einer neuen Religion ein neues Reich gründeten, welches jetzt selbst Syrien bedroht.

Bis zum Ende des Jahrs 1809 wurden jedoch die Wahabi's noch immer glücklich von den Ufern des Euphrat und von den syrischen Grenzen zurückgetrieben. Aber alle Niederlagen in diesen Gegenden ermüden sie nicht. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß früher oder später auch der Reichthum dieser Länder ihre Beute sein werde, wie jetzt die heiligen Städte Mekka und Medina ihr Raub sind. Wie Kleinasien und Syrien wankt auch Persien. Der Stolz, der Despotismus und der erschlaffende Luxus der ottomanischen Fürsten lastet viel zu schwer auf die Nationen, als daß nicht endlich eine Lehre, welche die religiöse Einfalt des von ihnen selbst bekannten Gesetzes wiederherstellen will, täglich immer weiter und bis ins Herz der muselmännischen Reiche dringen sollte. * * *

## Reise eines französischen Offiziers ins Innere von Armenien und Persien.

(Beschluß.)

Audienz im Lager des Schahzadeh. Gemälde des Thronerben Persiens.

Als ich im Lager des Schahzadeh Abbas Mirza, am Ufer eines kleinen von Tauris herfliessenden Stroms, ankam, ward ich zum Vezier Mirza Birzersch geführt, der mich sehr artig empfing, der mir sein Zelt zum Geschenk machte (ich hütete mich aber wohl, es anzunehmen, und erbat mir ein bescheideneres), und mich mit einer überschwänglichen Menge Kuchen, Scherbett, Zuckerwerk, Früchten, Thee, Kaffee u. s. w. bedienen ließ. Er ließ mehrere seiner Feldherren herbeirufen. Alle bezeugten Freude über meine Ankunft; alle wollten mich über die Organisation ihrer Truppen berathen. Ich verlangte nur Frist, und Zeit, ihre Armee zu sehen, ehe daran geändert würde. Die Perser sind wie die Kinder; immer und gleich wollen sie geniessen; sie haben die Sache noch nicht verlangt, so wollen sie sie schon beendiget sehen, und können nicht einmal warten, bis sie angefangen ist.

Mein Erstes war, um eine Audienz beim Fürsten für den folgenden Tag anzuhalten. Da gab es tausend Hindernisse; ich müsse erst acht Tage ausruhen. Binnen acht Tagen aber, sagte ich, muß ich schon den König selbst gesehen haben. Ich habe ihm dringende Briefe vom Kaiser meinem Herrn zu überbringen, und eben so dem Fürsten. Ich muß sie selbst überreichen. — Das fruchtete. Ihre Neugier befreite mich von Zwang der Etikette.

Am andern Morgen besuchten mich die Großen der Armee, die mich mit den übermäßigsten und blumenreichsten Komplimenten überschütteten. Nach einem köstlichen Mittagsmahl erschien der Eschieffi-Agassi (Oberhaupt der königlichen Thürhüter und Einführer der Gesandten); er trug in seiner Hand einen emaillirten Stab, auf dessen Spitze ein kleiner Vogel befindlich war, mit Augen und Krallen von Edelsteinen. Dieser führte mich zum Fürsten.

Das Zelt des Schahzadeh lag am Ende eines Vierecks, das seine Truppen, zwei Mann hoch gestellt, bildeten, und zweihundert Toisen lang, hundert breit war. Die Seite dem Zelt gegenüber, wodurch ich eingehen sollte, war von einem auf Lanzen ausgespannten bemalten Tuch verhangen. Man nennt das „Saraperde". Mitten darin ist eine Thür, verdeckt durch einen andern Vorhang. Alle Offiziere des fürstlichen Hauses standen auf beiden Seiten im Innern des Vierecks, in verschiedenen Entfernungen, je nach ihrem Range. Die Oheime des Fürsten standen zwanzig Schritte weit zur Rechten; der Vezier sechszig Schritte weit zur Linken.

Todtenstille und Erstarrung herrschte in der großen Versammlung: so kann nur orientalischer Despotismus imponiren. Als ich nach einigen Verbeugungen bis auf hundert Schritte dem Prinzen nahe gekommen war, hielt mich der Eschieffi Agassi an, und nannte laut meinen Namen und meinen Militärgrad, als Boten an Se Hoheit. Der Fürst erwiederte: „Er sei willkommen!" Nun führte man mich um das Zelt, und hinein.

Der Schahzadeh saß auf seinen Fersen am Rande des Zeltes, das auf einer beträchtlichen Erdhöhe stand und vorn ganz offen war. Sobald ich ihm mein Schreiben überreicht hatte, gab ers dem Vezier, der es auf ein Knie niedersinkend empfing, dann auf seinen Platz zurückkehrte und es mit lauter Stimme ablas. Ich mußte mich über die Heimlichkeit ihrer Diplomatie wundern, und eben so auch über die emphatische Art, womit der Vezier das Schreiben mehr sang, als las. Das ist kein geringes Verdienst bei den Persern, singend zu lesen. Der Prinz machte mir darauf viel Komplimente, und empfahl mir, mich auf der Reise zum Schah nicht aufhalten zu lassen, aber wieder sobald als möglich zurückzukehren.

Der Fürst, oder der Schahzadeh Abbas Mirza, souverainer Herr von Azerbadschan (dem alten Medien), hat

den Titel als Kronerbe, Statthalter des Kaisers und Ausspender seiner Gnadenbezeugungen. Er ist zwanzig Jahre alt, Ehrfurcht gebietend und von edler Haltung. Seine schwarze große Augen, die hochgewölbten Augenbraunen, die Adlernase, der lieblich geformte Mund mit den weißen Zähnen machen ihn zum schönen Mann. Für sein Alter hat er schon einen starken Bart. Sein Gesicht ist blaß, meistens ernst; aber zuweilen blitzen seine Augen lebhafter, besonders wenn von Kriegesthaten die Rede ist. Gegen jeden, der ihm naht, äussert er sich mit einnehmender Leutseligkeit. Er war von seinem Großvater Mohamed Khan zum Thronfolger bestimmt, und von seinem Vater Baba Khan, der den Namen Feth Ali Schah angenommen, in dieser Würde bestätiget, da derselbe auf den persischen Kaiserthron stieg. Sein Vater ließ ihn sorgfältig durch Mirza Birzersch erziehen. Der junge Prinz machte in den Wissenschaften auffallende Fortschritte. Schon in einem Alter von zwölf Jahren wurde er an die Spitze einer Armee gegen den Rebellen Dschafes Kuli Khan gestellt, den er vollkommen schlug. Er zeigte bei dieser Gelegenheit viel Muth und ruhige Besonnenheit.

Ehrgeiz ist seine vorwaltende Leidenschaft. Herrschen will er, aber herrschen mit Ruhm. Er weiß, wieviel Einsichten dazu gehören, darum weihte er sich den Wissenschaften, verschmähte die Weiber, und studiert noch jetzt ganze Nächte hindurch. Wenige Perser sind in der Literatur und in den Wissenschaften des Orients so vielbewandert, als er. Nichts zieht ihn so sehr an, als alles, wovon er glauben kann, daß es die hohe Gesittung und Bildung des Abendlandes bewirkt habe. Frei von den Vorurtheilen seines Volks und seiner Religion, möchte er gern in ganz Persien die bürgerlichen und militärischen Einrichtungen der Europäer einführen. Daher sind ihm auch die Fremden, und besonders die Franzosen, so willkommen, deren gegenwärtiger Monarch der Gegenstand seiner Bewunderung, sein Muster und sein Held ist.

---

Das Gastmal beim Vezier. Schilderung von Tauris. Das Färben der Bärte.

Den Ueberrest des Tages brachte ich beim Vezier zu. Bei ihm speiseten noch fünf oder sechs Khans zu Nacht. Die Perser saßen, ohne Kissen, auf gut orientalisch am Boden; und wenn sie aßen, legten sie sich vorn aus, daß sie dreifach gefaltet schienen. Statt Messer und Gabel dienten ihnen die Finger; dabei schmatzten sie weidlich mit dem Munde. Diese Manieren stachen wunderlich gegen die Pracht ihrer Gewänder und neben der Eleganz ihrer schön gewählten Ausdrücke ab.

Ich dagegen saß auf einem hohen Lehnsessel; ein Brett über zwei Tabourets stellte meinen Tisch vor. Ich kam mir wie der Souverän unter Sklaven vor; ihnen mochte ich vielleicht wie eine Ausstellung auf einem Puppentheater aussehen. Erst bot man Kalliun an; dann Kaffee; dann große Schüsseln voller Kuchen, trockenen Konfekts, Creme und flüssiger Zuckersachen; endlich Früchte. Ich glaubte, es sei der Nachtisch, und aß lange nicht, bis man mich nöthigte. Ich kostete noch immer, und hoffte auf nahrhaftere Speisen; da es aber zu lange ging, und ich zum Sterben hungrig war, ließ ichs mir endlich tapfer schmecken. Köstlicher sind keine europäische Konfekte. Das süße Zeug widerstand mir zuletzt. Man trug ab, brachte wieder Thee (ich glaube mit Rosenwasser parfümirt) und Kalliun; dann, wonach ich schon längst geschmachtet hatte, verschiedene sehr fette Suppen, Liebesäpfel mit geronnener Milch, Wildpret, kleine am Spies gebratene Stückchen Hammelfleisch, gebratenes Geflügel, Rebhühner, Eierkuchen, und zuletzt ein Dutzend ungeheuer großer Schüsseln mit Reiskuchen von verschiedenen Farben und Gerüchen. Nach aufgehobener Tafel zogen sich die Gäste zurück; ich unterhielt mich noch spät in der Nacht, so gut es mit Hilfe meines schlechten Dollmetsch ging, sehr angenehm mit Mirza Birzersch, dessen Geist und Kenntnisse ich bewunderte.

Den andern Tag in aller Frühe hatten wir ein Paar heftige Erderschütterungen, die im Lager aber keinen Schaden thaten. Persien, obgleich ohne sichtbare Vulkane, ist den Erdbeben sehr unterworfen. Darum baut man nicht hoch; schläft nicht, wo die Decken des Zimmers große Balken enthalten, und die Moscheen haben selten Minarets. Die Plafonds und Gewölbe macht man vorzugsweise aus leichten Binsen. Man hat mir oft Stücke Rauschgeld gezeigt, deren man sich in den Bädern zum Wegschaffen der Haare bedient. Es sollen weite und mächtige Lager von diesem Arsenikschwefel vorhanden sein. Vielleicht veranlaßt die Zersetzung dergleichen Stoffs die Erdstöße.

Der Prinz schickte mir einen Schal von Kaschemir, einen goldbrokatnen Gürtel von Ispahan, einen Sattel und Zaum mit Goldblech ausgeschlagen, und einen Säbel, dessen Klinge vom feinsten indischen Stahl ist. Bei der Abschiedsaudienz fand das gleiche Zeremoniel statt; dann stieg ich zu Pferde, ein Detaschement Kavallerie begleitete mich, und so zog ich in Tauris ein. Dies ist die Hauptstadt von Azerbakschan, welches einen Theil des alten Mederlandes in sich begreift; dadurch mochten auch manche Reisende zu der Meinung verführt sein, Tauris wäre das Ekbatana des Alterthums. Aber ich zweifele sehr an der Richtigkeit. Da Alexander von Abend kam, und von Rey nach Ekbatana, so scheint vielmehr Mediens ehmalige Hauptstadt da gelegen zu haben, wo gegenwärtig Hamadan steht.

Tauris, in Rücksicht seiner Größe und seines Handels, war ehmals die zweite Stadt von Persien. Noch zu Chardins Zeit (das heißt 1673) hatte sie 550,000 Seelen, und doch war ihre Bevölkerung schon tief gesunken. Heutiges Tages hat sie nur 100,000 Häuser. Sie wurde im Jahr 1779 von einem Erdbeben zerstört, wobei 100,000 Menschen das Leben verloren, theils von den stürzenden Gebäuden erschlagen, theils vom Erdboden verschlungen. — Zu Chardins Zeit verbreiteten sich die Gärten von Tauris bis Sofiana; jetzt ist diese Ebene sieben Stunden weit dürr und öde, und nur erst eine halbe Stunde vor der Stadt beginnt der Anbau des Bodens, der sehr mit Salz geschwängert viel gewässert werden muß. Es scheint, das Wasser schlemmt viel Salztheile mit sich fort; das gibt dann den Pflanzen und Bäumen eine unglaubliche Kraft zum Wachsen. Die Produkte des Pflanzenreichs sind von der ersten Güte; sie haben keines Düngers, keiner strengen Bearbeitung und Sorgfalt vonnöthen.

Tauris, die Leute dort nennen es Tebris, ist, wie alle persische Städte, von Erde gebaut; die Häuser sind niedrig; die Straßen enge, oft mit Laubwerk und Teppichen überdeckt, daß man sich bücken muß, wenn man zu Pferde durchreitet. Die Häuser stehen halb über, halb unter dem Boden; von der dabei ausgegrabenen Erde, mit Wasser und Stroh zusammengeknetet, werden die Mauern gebaut. Ausser der Thür, sind alle übrige Oeffnungen von innen; das macht das äussere Aussehn traurig. Weil Regen und Frost selten, die Lüfte sehr trocken sind, dauern dergleichen Gebäude noch ziemlich lange. Ein kleiner Fluß,

Namens Arschißuh, bewässert die Stadt. Aber man nennt alle salzige Flüße Arschißuh.

Ich ward im Palast des Mirza Bissiref von seinem Sohn Mirza Hassan mit allen Ehren und einem trefflichen Nachtessen empfangen. Soviel schmeichelnde Artigkeiten, wie mir hier gesagt wurden, hat wohl noch niemals eine Schöne in Frankreich gehört. — Ich besah in Tauris auch die Bäder. Im größten Badezimmer waren über sechzig Personen, und bei zwanzig derselben saßen im Bade, das beinahe siedend heiß war, beisammen. Ich verlor die Lust zum Baden, denn seit vierzehn Tagen hatte man das Wasser nicht geändert, obgleich mehr denn dreitausend Menschen sich darin abgewaschen haben mochten. Weil aber die Mollah versichern, daß das Wasser, wenn es vier Fuß Tiefe hat, nicht unrein werden könne, und die Badeunternehmer bei der Seltenheit des Wassers und der Theure des Brennstoffes damit ganz wohl zufrieden sind: so treten die Badelustigen getrost in die unsaubere Pfütze, und meinen ganz ehrlich, wenn sie wieder herauskommen, sie seien nun sauber und rein. Hingegen die Tische, Sitze, Fußboden und Fenster in diesen Bädern vom allerschönsten Alabaster sind in der That bewundernswerth.

Hier sah ich auch die Khinehwurzel anwenden, um die Nägel röthlich zu färben, und eine andere gebrannte und mit Rosenblättern zubereitete, um den Bart zu schwärzen. Während der Bart bearbeitet wird, raucht oder schläft das Individuum ein Paar Stunden da in der Nässe; dann ist das Haar schwarz wie Kohle. Die Wurzel soll noch dazu den Haarwuchs befördern. Manche Perser färben sich den Bart auch mit Khineh roth; denn die natürliche Farbe mag keiner leiden. Der gemeine Mann, der auf diese Coquetterie eben nicht viel Werth setzen möchte, ist dazu gewissermaßen gezwungen, um seinen Vorgesetzten zu gefallen, die sonst verpflichtet wären, beim Anblick eines weißen Bartes ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Achtung für das Alter ist im ganzen Orient so weit getrieben, daß der höchste Vezier aufsteht und seinen Platz dem ersten besten unbescheidenen Graubart überläßt, der von seinem Privilegium Gebrauch machen will, und durch die Bedienten eindringt, die ihn aber gewöhnlich abzuhalten und fortzuschicken versiehen. Eben diese Ehrfurcht weiht man auch den Mollahen, Derwischen und andern Geistlichen. Ich sah dergleichen unverschämte Menschen sich bei den Vezieren, selbst zur Ruhestunde, eindrängen, und bleiben, um die wichtigsten, geheimsten Unterredungen mit anzuhören, bei denen die Sicherheit des Staats im Spiele lag.

Man versicherte mich, ich würde den persischen Kaiser zu Kaswin finden, vierzig Meilen diesseits Teheran. Damit wäre mir etwas am Wege gespart, besonders da mir daran liegt, wieder beim Schahzadeh zu sein, ehe er seine militärischen Operationen beginnt.

Tauris, 13 Juni 1807. A. B.

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Berlin, 20 Okt. Unsere Universität ist nicht, wie es früher verheißen ward, am 15 Okt., als an dem Geburtstage unsers Kronprinzen, eingeweiht worden, weil es an Zeit gefehlt hatte, die dazu gehörenden Vorkehrungen zu treffen. Es geschieht diese Feierlichkeit nun entweder am 1 Nov., beim Anfange der Kollegien, oder erst zu Ostern künftigen Jahrs. Das Universitätsgebäude, der herrliche Heinrichsche Palast, trägt die Inschrift: UNIVERSITATI LITERARIAE FRIDERICUS GUILIELMUS III REX. CIↃ IↃ CCCVIIII.

Man tadelt es hin und wieder, daß einige Professoren die Honorare ihrer Kollegien zu hoch angesetzt haben. Dies könnte, wenn es der Fall wäre, allerdings nachtheilig werden. Doch würden sehr bald die Regierung und der verdienstvolle Rektor Schmalz hierauf aufmerksam werden, und diesem Uebelstande durch Vorschriften abhelfen. — Es sind bis heute gegen 170 Studierende immatrikulirt. Unter den Ankömmlingen befinden sich mehrere sehr wohlhabende Ausländer. Durch die väterliche und liberale Fürsorge des Königes, welcher diese Akademie sehr reich dotirt hat, durch den allgemein anerkannten Werth der Lehrer, und durch die ausgezeichneten öffentlichen Institute, welche mit der Universität in Verbindung gesetzt werden, wird gewiß diese Anstalt in kurzem einzig in Deutschland sein. Das Vorurtheil, „in einer so großen Stadt dürfe keine Universität sein," ist längst beseitiget; und da erwiesen ist, daß der Studierende hier wohlfeiler, als auf den mehrsten deutschen Akademien leben kann, so wird sie auch die besuchteste werden. Das Rektorat wird hoffentlich wenigstens für mehrere Jahre durch den geheimen Rath Schmalz besetzt bleiben, wodurch das Ganze nur gewinnen könnte.

Der neue Finanzplan ist noch nicht erschienen. Einstweilen überhäufen sogenannte Patrioten das Publikum mit ihren Vorschlägen zur Tilgung der preussischen Schulden; unter andern macht ein Hauptmann Lukas von Cranach Vorschläge, die Schulden der Neumark, welche über neun Millionen Thaler betragen, binnen zehn Jahren durch die Bewohner selbst abzutragen!

Viele Sensation erregt die mit dem heutigen Tage in Wirksamkeit tretende Accise-Erhöhung, die ganz dem Pariser Tarif angepaßt ist. Diese Auflage ist ein neuer Beweis, wie gern unser Kabinet in die Plane des Kaisers Napoleon eingeht, so wehe es dem Herzen unsers Monarchen thun mag, seinem verarmten Lande neue Lasten aufzulegen.

Das Publikum hat Aussicht, den fein gebildeten Prinzen A. Radzivil bald an der Spitze der Direktion des Opern- und Nationaltheaters zu sehen. Gewiß würden in diesem Falle alle Uebelstände und Unbilden, worüber die Freunde des Theaters schon so lange mit Recht klagen, beseitiget werden. Der Prinz besitzt die mannigfaltigsten Kenntnisse, und einen rein ästhetischen Sinn für die Bühne, und haßt alle Partheilichkeit. Bei ihm gilt nur wahres Künstlertalent, und er würde die subalternen Kunstjünglinge der Bühne bald von ihrer eingebildeten Höhe herunter und an die gehörigen Plätze stellen. Besonders wohlthätig würde er auf die Oper im Nationaltheater und auf das Orchester wirken, welches jetzt gänzlich unter der Leitung des Kapellmeisters Weber steht. Man wirft es Hrn. Weber oft vor, daß er Meisterwerke noch lebender, oder in Berlin und in dessen Nähe wohnender Komponisten nicht gern aufs Theater bringt, aus Furcht, sie möchten seine Produkte verdunkeln. Die Theaterrezensenten hätten dies längst zur Sprache gebracht, wenn er nicht die Gewohnheit hätte, jedem Tadel mit Degen und Pistolen zu begegnen, wovon der berühmte B. Romberg ein Beispiel liefern kann.

Die Berliner Abendblätter, von Heinr. von Kleist redigirt, welche seit dem 1 Oktober täglich erscheinen, enthalten mehrere vorzügliche Aufsätze, die besonders das hiesige Theater betreffen. H.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 19.)

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mitwochs —— Nro. 19. —— den 7 November 1810.

## Bemerkungen

über einen im Intelligenzblatte zu den Miszellen für die neueste Weltkunde, unterm 6 Oktober eingerückten Artikel: über die Preisaustheilung für Künstler in Bern.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hätte über meine Bemerkungen vom 22 August mir antworten und seine Ideen auseinandersetzen können, ohne sich geringschätzender und ironischer Ausdrücke zu bedienen; sie haben gewiß nichts zur Bekräftigung seines Urtheils beigetragen. Die kleinliche Leidenschaft, welche ihm dieselben eingeflößt zu haben scheint, muß ganz natürlich auffallend sein, wenn man sich die Quelle denkt, aus welcher sie fließen. Auch scheint mir, als habe sich der Verfasser nicht des edelsten Mittels bedient, um seine Widerlegung sich zu erleichtern, indem er mir Empfindungen und Absichten zutraut, die ich gar nie gehabt, und mir Ungereimtheiten andichtet, die ich nie ausgesprochen habe.

Z. B. Rezensent läßt mich „Kunstbelohnungen im Allgemeinen schädlich erklären.“ Wo habe ich denn eine solche Albernheit angegeben? da ich im Gegentheil gesagt habe, daß der gute Zweck, den die Regierung von Bern durch die Preisaustheilung beabsichtigte, erreicht worden wäre, wenn diese mit gehörigerer Unterscheidungskraft würde vollzogen worden sein.

Ich habe zwar auch bemerkt, daß, wenn die Preisaustheilung Unzufriedenheit unter den Künstlern verursache, wie es letzthin in Bern wirklich der Fall war, so wäre es besser dieselbe zu unterlassen; da sie, statt ein Gegenstand der Aufmunterung zu werden, nur Stoff zur Zwietracht gäbe, die Künstler nicht mehr zum Wetteifer ermuntere, und eben dadurch der Zweck nicht erreicht würde, zu dem sie bestimmt worden ist.

Ich halte diese Meinung um so gegründeter, da die Austheilung der Preise im Allgemeinen sehr schwierig ist, wie Rezensent selbst gesteht, und welches ähnliche Vorfälle in Frankreich aufs Neue beweisen; in der Schweiz muß dieses noch schwerer sein, aus Mangel wirklich gründlicher Kenner; denn diesen Namen gestehe ich dem nicht zu, der ihn dadurch zu verdienen glaubt, daß er seine Zimmer mit Kupferstichen oder Gemälden behängt hat; aber demjenigen räume ich ihn ein, der sich ernstlich mit der Kunst beschäftigt, und durch immerwährendes Studium der Grundregeln und der großen Meister, und durch Beobachten ihrer Werke, seine Beurtheilungskraft und seinen Geschmack gebildet hat.

Eben durch diesen Mangel an hinlänglicher Aufklärung und vollkommener Sachkenntniß kann es geschehen, daß ein Urtheil nicht immer mit der genauesten Unpartheilichkeit gefällt wird.

Die Herren Kunstrichter scheinen durch diesen Ausdruck sehr beleidigt zu sein. Allein, wenn es wirklich so ist, kommt es nicht daher, daß sie die Sache in einem übeln Sinn, und nicht in demjenigen genommen haben, der sich natürlicher Weise darbietet.

Denn, wem in der That, wäre es zu Sinne gestiegen, daß ich angesehene Männer, die ich persönlich schätze, und die von einer Regierung erwählt und bevollmächtigt worden sind, einen ehrenvollen Auftrag zu erfüllen, daß ich diese Männer der Verletzung ihrer Pflicht und der Partheilichkeit habe anklagen wollen? Nein. diese Herren haben es nicht glauben können, sie werden wohl gewußt haben, daß zwischen einem freiwilligen und überlegten, und zwischen einer durch besondere Gewogenheit erzeugte Partheilichkeit, ein Unterschied zu machen ist; in letztere kann ein Richter sehr leicht, zu Gunsten eines Künstlers gerathen, den er persönlich kennt, den er begünstigt, für dessen Arbeiten er Vorliebe hat, durch die er in Enthusiasmus gebracht wird. Diese Stimmung reißt ihn, ohne daß er es selbst gewahr wird, hin, den Werken seines Lieblings einen Vorzug vor andern zu geben, und wer ist derjenige, der sich von diesem Gefühle völlig freisprechen wird? besonders in Rücksicht auf Gegenstände der Kunst, deren Werth sich weit besser empfinden, als mit Worten ausdrücken läßt.

In großen Städten wäre man ganz gewiß dieser Art von Partheilichkeit weit weniger unterworfen; denn die sachkundigern Männer würden eine richtigere Beurtheilungskraft, einen geübtern Kunstsinn haben, um sie gegen jede überraschende Eindrücke zu schützen; und weil ihnen die Künstler weniger persönlich bekannt sind, so würde auch weniger Begünstigung statt finden. Diese Herren würden um so viel größeres Unrecht haben zu glauben es wäre eine Absicht gewesen sie zu beleidigen, da ich weit entfernt gewesen bin, wie Rezensent behauptet, ihren Ausspruch als ungerecht, zweckwidrig und schädlich zu erklären, sondern mich beschränkt habe, die allgemeinen Ursachen darzustellen, die diese Urtheile schwierig machen, so daß es vielleicht besser sein möchte, gar keine Preise auszutheilen, ohne irgendwo gesagt zu haben, daß dieselben auf den in Bern gefällten Ausspruch Einfluß gehabt hätten.

Allein Rezensent sagt: „wenn eine Kunstausstellung mehr als eine leere, zwecklose Bilderparade, wenn sie eine Gelegenheit zur Bildung des öffentlichen Geschmacks, und selbst wahre Belehrung und Aufmunterung für Künstler werden soll, so bedarf dieselbe einer öffentlichen von Kunstkennern ausgesprochene Beurtheilung, welche darum für nicht weniger als untrüglich ausgegeben wird, allein, von einer höhern Orts ausgewählter Anzahl, von jedem Verdacht der Partheilichkeit frei erklärter Richter, mit Zartgefühl und Schonung für die Talente ausgesprochen, auf alle Fälle bei dem kunstliebenden Publikum, und bei den Künstlern selbst, mehr Gewicht haben, und auf dasselbe einen tiefern Eindruck machen wird, als das Anstaunen und Loben einer unberufenen Menge, oder der eben so unsichere Ausspruch irgend eines Winkelrichters.“

Sind diese Behauptungen wohl gegründet? Ist es denn wirklich wahr, daß ohne Preise die Kunstausstellung nichts

mehr als eine unnütze Parade wäre, die weder zur Aufmunterung des Künstlers, noch zur Verfeinerung des Geschmacks diente.

Warum aber haltet man in Frankreich, wo man so gut als anderswo weis, was zu den Fortschritten des Künstlers nothwendig ist, alle drei Jahre große Kunstausstellungen, die weder von richterlichen Urtheilen, noch von Preisaustheilungen begleitet sind? Denn diejenigen, welche jährlich gehalten worden, sind vorzüglich für angehende Künstler bestimmt, die nach gegebenen Gegenständen Kompositionen machen, und wovon die geschicktesten nach Rom gesandt werden.

Warum hält man in Zürich und in vielen andern Städten Kunstausstellungen zur Zufriedenheit der Künstler und Liebhaber? Wenn der Wunsch, sich öffentlich auszuzeichnen, nicht hinreicht, den Wetteifer der Künstler anzufeuern, warum bemühen sie sich denn immer, die Früchte ihrer Arbeit vor dem Publikum auszustellen?

Wird man endlich behaupten, daß die Kunstausstellungen in Frankreich und andern Orten für die Fortschritte der Malerei und Bildhauerei unnütz gewesen sind?

Ists in der Schweiz denn durchaus nothwendig, daß die Meinung des Publikums durch ein Tribunal geleitet werde?

Ich mache meinem Rezensenten die Bemerkung, daß das freilich nicht gut wäre, wenn die Meinung der größern Menge, die in der That ziemlich schlecht urtheilt, den Vorzug über diejenige sachkundiger Männer haben sollte; allein da das Urtheil dieser immer und überall auf die Unwissenden wirkt, und nach einigen Untersuchungen sich auf eine Art festsetzt, die selten widerrufen wird, so bestehe ich noch immer darauf, wie in meinem ersten Aufsatze, daß es eben so gut ist, einem aufgeklärten Publikum die Würdigung der Werke der Malerei zu überlassen, so wie es in Paris und unter unsern Augen in Zürich geschieht, als sie den sechs ausgewählten Richtern, wie in Bern, zu unterwerfen. Dagegen gebe ich zu, daß die ausgesprochene Beurtheilung dieser sechs Richter im Allgemeinen mehr Gewicht haben muß, als der unsichere Ausspruch eines Winkelrichters. Könnte aber dieser niemals recht haben? Und wenn der Rezensent, in Betreff des Preises für die Landschaft, sagt: daß das Programm, welches den Richtern zur Regel diente, hauptsächlich auf Aufmunterung der praktischen Kunstfertigkeit hinzuweisen scheine, wird es dem armseligen Winkelrichter nicht erlaubt sein, jenen zu bemerken, daß man zwar freilich in Bern ganz frei war, diese oder jene Theile der Kunst anzufeuern, und niemand hätte etwas darwider zu sagen, wenn sie diese Absichten im Voraus angekündigt hätten; allein der publizirte Programm zeigt an, daß der Preis der besten Landschaft in Oehl bestimmt sei. Die wetteifernden Künstler hätten demnach das Recht zu erwarten gehabt, daß ihre Werke in Rücksicht der wesentlichsten Theile in diesem Fache beurtheilt würden, und daß man in diesem Fache, wie in der Malerei überhaupt, dasjenige in die erste Reihe setze, was Empfindung, gute Zeichnung, Studium der Natur beweißt, und obschon der geübte Pinsel, und die Ausführung überhaupt, ihr Verdienst haben, so stehen sie doch jenen Dingen nach.

Wäre es nicht noch eine gegründete Bemerkung, daß das Studium der Komposition, welches gute Auswahl, richtige Vertheilung des Schattens und Lichts mit sich bringt, derjenige Theil ist, der durchaus nothwendig unterstützt sein sollte, weil diesen die schweizerischen Künstler am meisten vernachläßigen. Sie legen sich beinahe allgemein nur auf das Zeichnen von Aussichten, mit so großer Genauigkeit, daß Anordnung, Effekt und Harmonie, einem Felsen, einem Baume, oder irgend einem andern Gegenstande, der sich im Vordergrunde befindet, aufgeopfert werden; sie bleiben bei ihrer treuen Abbildung, ohne zu denken, daß es besser gemacht werden könne. Uebrigens kann ich mich irren, das gebildete Publikum wird beurtheilen, ob diese Bemerkungen richtig sind.

Ich ende hier meine polemische Laufbahn, zu der ich mich, ohne daran zu denken, genöthigt sah, und woran ich gar keinen Geschmack finde.

Wenn meinem Rezensenten etwas zu erwiedern gefällt, so steht es ihm frei; allein in diesem Fall möchte ich ihn gerne erinnern, daß ein schneidender und geringschätzender Ton nur auf Schwachköpfe Eindruck macht, daß man sich bei gebildeten Menschen vernünftiger Gründe bedienen muß, und daß, weil die wahrhafte Liebe der schönen Künste gewöhnlich Bescheidenheit, Urbanität und feines Betragen lehrt, derjenige, welcher diese Eigenschaften nicht besitzt, mit allem Recht in Verdacht kommen könne, daß ihm jenes Gefühl mangele, welches die Quelle davon ist.

---



---

Vorgänger, durch eine treffliche Auswahl von Gedichten und prosaischen Aufsätzen, und durch vorzügliche Kupfer nach Catel, Nahl und Riepenhausen von Lips und andern gestochen.

Unter den Gedichten freuen wir uns, vom verewigten Pfeffel noch mehrere zu treffen, die, würdig des seltenen Dichters, und als freundschaftliches Denkmal für den Verleger und für die Leser dieses Taschenbuchs, hinterlassen sich fanden; an ihn schliessen sich Matthisson, Weisser, Schreiber, Haug, Conz, Nikolay, Julie von Bechtolsheim und Langbein an, die ihren längst rühmlich bekannten Namen würdige Beiträge lieferten.

Die prosaischen Aufsätze sind von J. P. Richter, Caroline Pichler, Huber und Lafontaine: wenn wir keinen derselben einzeln zergliedern und anpreisen, so geschieht es, weil sie alle, vorzüglich geeignet für ein solches Taschenbuch, sich durch Hinweisung auf den Werth stiller häuslicher Tugend auszeichnen, und im lieblichsten Gewande die reinste Moral aufstellen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen erscheinen zur Michaelis-Messe:

**Fortsetzungen:**

Almanach des Dames pour l'an 1811. 12. rélié avec estampes.

Annalen, europäische, für das Jahr 1810. gr. 8. br.

Humboldt, Alex. von, Pittoreske Ansichten der Cordilleren und Monumente amerikanischer Völker. Zweites Heft. gr. 8. mit und ohne Atlas.

Karte von Schwaben. Von Ammann und Bohnenberger. Siebente Lieferung, in vier Blättern.

Karten-Almanach. Sechster Jahrgang.

Morgenblatt für gebildete Stände. 1810. gr. 4.

Müller, J. v., sämtliche Werke. Vierter, fünfter und achter Band. gr. 8.

Nemnich, P. A., Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise, fünfter und sechster Band, oder: Original-Beiträge zur eigentlichen Kenntniß von Frankreich. Erster und zweiter Band.

—— siebenter Band, oder: Original-Beiträge zur eigentlichen Kenntniß von Italien. 8.

Pfeffel, C. G., prosaische Versuche. Zweites Bändchen. 8. Velin-, Schreib- und Druckpapier.

Polizeiblätter, allgemeine Justiz und, von Hartleben. 1810. gr. 4.

Riepenhausen, F. und J., Geschichte der Malerei in Italien nach ihrer Entwickelung, Ausbildung und Vollendung, Folio. Erster Theil. Drittes Heft. mit Kupfern.

Süskind, Dr. F. G., Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte, und Anwendung im Vertrag der Religion. Sechszehntes Stück. gr 8.

Taschenbuch für Damen, auf das Jahr 1811. Mit Beiträgen von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Jean Paul Richter, und andern. Mit Kupfern. 12. geb.

Zeitung, allgemeine, 1810. gr. 4.

**Neuigkeiten:**

Bolley, H. E. F., das Wichtigste von den öffentlichen und Privat-Rechtsverhältnissen würtembergischer Unterthanen. Dritte verm. u. verb. Aufl. gr. 8.

Obige Neuigkeiten findet man bei H. R. Sauerländer in Aarau vorräthig.

---

In unserm Verlage ist erschienen:

**Charis Taschenbuch auf das Jahr 1811. Herausgegeben von Friedrich Lehr. Mit Kupfern und Musik.**

Wir glauben mit Recht versichern zu können, daß dieses Taschenbuch dem lesenden Publikum eine recht erfreuliche Erscheinung sein wird. Da es durch seinen Gehalt und durch seine Gestalt sich selbst empfehlen kann und wird, so begnügen wir uns, blos auf die Erscheinung desselben aufmerksam zu machen, und fügen nur noch hinzu, daß der Herausgeber es sich vorzüglich angelegen sein ließ, seinem, theils poetischen, theils prosaischen Inhalte, durch eine schöne Mannigfaltigkeit ein allgemeines, auf die verschiedenen Arten von Lesern berechnetes, Interesse zu geben. Ausser dem Herausgeber haben daran gearbeitet, Conz, de la Motte Fouqué, Germanus, Haug, Graf Wilhelm von Löwenstein-Wertheim, Matthison, Reinbeck, Stoll, Weisser, Wolfart, und einige Ungenannte. Die Kupfer sind Kopien von Antiken aus der ehemaligen florentinischen Cameensammlung. Eben so die beiden, nach Art der Etrurischen Wasengemälde, ausgeführten Kupfer des besonders schönen und netten Umschlags. — Der Preis ist eingebunden in goldenem Schnitte 2 fl. 24. kr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung,
in Tübingen.

---

Im Verlage der J. A. Steinischen Buchhandlung in Nürnberg ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Hatzi, J., Statistik von Mähren. Mit einer Karte und Tabelle. 8. 8 Gr. oder 30 kr.

Ein schätzbarer Beitrag zur Kenntniß eines Staates, der, durch ausserordentliche Kunstanstrengung merkwürdig, dem Publikum bis jetzt so wenig Blicke in das innere Getriebe seiner Organisation gestattete. Doppelt willkommen muß dieser Beitrag dem Statistiker sein, da der Verfasser nicht andern nachschrieb, sondern an Ort und Stelle sich über seinen Gegenstand zu unterrichten Gelegenheit hatte.

Walther, Dr., über den Egoismus in der Natur, nebst einem Anhange, die Wirkungsart des Sauerstoffs auf den thierischen Organismus betreffend. 8. 1807. 16 Gr. oder 1 fl.

Diese Schrift verdient wohl mit allem Recht die Aufmerksamkeit, welche ihr selbst von großen Denkern zu Theil wurde. Indem der Verfasser das Wort Egoismus auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückführt, und in demselben das individualisirende Prinzip aller Dinge anzeigt, vergißt man gerne jenen armseligen Auswuchs eines verderbten Gemüths, den man gewöhnlich Egoismus nennt, und gegen diesen kann gegenwärtige Schrift ein sehr wirksames Gegengift abgeben.

Walther, über Geburt, Daseyn und Tod. 8. 1807. 3 Gr. oder 12 kr.

Man kennt die originelle Manier des Verfassers, womit er, ohne die Eigenthümlichkeit seines Wesens aufzugeben, sich den Geist einer geläuterten Philosophie anzueignen wußte, und auf der von großen Denkern eröffneten Bahn muthig fortschreitet. Wer ihn in seinen größern Produktionen liebgewonnen, wird auch diese kleine Schrift, welche die wichtigsten Monumente unsers Daseins umfaßt, nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Obige Bücher sind ebenfalls bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

---

## Das Magazin
# aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen

für Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler, Handwerker, Oekonomen u. s. w.; herausgegeben vom Geheimrath Dr. Hermbstädt, Dr. und Professor Kühn, und Dr. F. G. Baumgärtner. Acht Bände oder 48 Hefte, 4 mit 350 Kupfern. — Leipzig in der Baumgärtnerschen Buchhandlung. Preis à Heft 1 Thlr.

hat von seiner Entstehung an bis hieher das Glück gehabt, mit ausgezeichnetem Beifall vom Publikum aufgenommen und befördert zu werden. Mehrere Hefte und Bände wurden zwei und drei Mal neu aufgelegt. Es hat aber auch wohl keine andere Nation ein Werk aufzuweisen, das, indem es sich fast über alle Zweige der Industrie verbreitet, auf die Beförderung derselben, besonders in Deutschland, einen so günstigen Einfluß gehabt hat, als dieses Magazin. In mehr als 5000 größern Aufsätzen und Abhandlungen über Fabrik-, Manufaktur- und andere Gegenstände, nebst 350 Abbildungen von den darauf Bezug habenden neuen Maschinenwerken und andern Werkzeugen, findet man Nachricht und Belehrung über die wichtigsten Erfindungen und Verbesserungen, die zur Veredelung wie zur Erleichterung der manniafaltigen Produkte und Arbeiten des Kunst- und Gewerbsfleisses seither gemacht wurden.

Was den Werth dieses Werkes noch mehr erhöht, ist das vor Kurzem darüber erschienene Generalregister, welches alle darin abgehandelte Gegenstände nebst den Namen der Erfinder und Verfasser, alphabetisch geordnet, mit größter Bestimmtheit angiebt. So ist nun dadurch z. B. der Färber, der Eisen- und Stahlfabrikant, der Branntweindestillateur, der Maschinenbaumeister, der Uhrmacher, der Papierfabrikant, der Oekonom u. s. w., in Stand gesetzt, alle in sein Fach einschlagende Artikel mit einem Blick zu übersehen, und nach seinem Bedarf auch nur den oder jenen einzelnen Band oder Heft anzukaufen. Dieses Generalregister ist daher auch besonders zu haben in allen guten Buchhandlungen.

Das ganze Werk, in 48 Heften bestehend, kostet bei mir im Ladenpreis 144 Schweizerfranken, wovon ich dem Käufer noch einen billigen Rabat gestatte.

H. R. Sauerländer,
in Aarau.

---

In den Krieger'schen Buchhandlungen in Marburg, Kassel und Herborn sind folgende neue Bücher erschienen und für beigesetzte Preise zu haben:

**Lucina.** Eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunde; herausgegeben von Dr. E. v. Siebold. Sechsten Bandes erstes und zweites Stück. Mit Kupfern. gr. 8. brosch. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Bei dem ausgezeichneten Beifall, welchen diese Zeitschrift durch ihren sich fortdauernd erhaltenden innern Werth genießt, und den Verfasser und Verleger dankbar erkennen, bedarf es blos der Inhaltsanzeige dieser beiden so eben erschienenen Hefte:

a) Beschreibung eines Gebärbettes, nebst Abbildung desselben. Vom Herausgeber.
b) Geburtsgeschichten. Vom Herrn Dr. Michaelis zu Harburg.
c) Nachricht von einem an einer Lebenden unternommenen Kaiserschnitt; nebst vorläufiger Anzeige eines Falls, in welchem eine Schwangerschaft im Eierstocke vermittelst des Bauchschnitts höchst glücklich beendigt worden sein soll. Vom Hrn. Dr. Mendel in Breslau.
d) Ueber die Wahrheiten aus dem Gebiete der Entbindungskunst, Früchte vieljähriger Ausübung derselben; von Hrn. Professor Weidemann in Kiel.
e) Holländische, die Ausübung der Geburtshülfe und das Hebammenwesen betreffende Verordnungen.
f) Geburtshilfliche Literatur der Holländer vom Jahre 1800 an.
g) Deutsche geburtshilfliche Literatur.
h) Annalen der klinischen Schule an der Entbindungsanstalt zu Würzburg, des Jahrs 1807.

Das dritte Stück des sechsten Bandes ist unter der Presse.

**Philipp Jakob Piderit's** Versuch einer Darstellung der ausländischen Arzneimittel in Rücksicht ihrer Ent- und Unentbehrlichkeit. gr. 8. 1810. 8 Gr. oder 36 kr.

Es ist gewiß eben so zweckmäßig als wohlthätig, daß Männer von Kenntnissen und vieler praktischer Erfahrung über den höchstwichtigen, aufs neue zur Sprache gebrachten Gegenstand, mit Unpartheilichkeit ihre Stimme abgeben. Der Verfasser dieses Versuchs hat sich durch viele andere, mit Beifall aufgenommene Arbeiten, bereits als einen kompetenten Votanten legitimirt. Dieser Versuch enthält überdies noch über manche Arzneimittel nähere Aufschlüsse und neuere Erfahrungen, so daß man ihn zugleich als einen Beitrag zu der im Jahr 1807 von Dr. Elias herausgegebenen deutschen Uebersetzungen des hiesigen Landes-Dispensatoriums betrachten kann.

---

Bei Hrn. J. J. Burgdorfer, Kunst- und Buchhändler auf der Pfisternzunft in Bern, ist so eben herausgekommen und für vier Schweizerfranken zu haben:

**Alpenrosen.** Ein Schweizer-Almanach; herausgegeben von Kuhn, Meißner, Wyß u. a.

Dieser Almanach enthält nebst einem niedlichen Kalender: Die glückliche Landung, eine schweizerische Robinsonade, von W. d. J.; der Mittag auf dem Lande, von J. R. Wyß d. J.; die beiden Fischer; die Geistesgegenwart, von J. C. Appenzeller; der verlorne Sohn, Probe zweier Volksdialekte aus dem Kanton Bern, von Studer und Kuhn; Erinnerungen an eine Reise durch das Berner Oberland, von Professor Meißner; Zeit bringt Rosen, eine Familiengeschichte von U.; samt andern prosaischen Aufsätzen, Anekdoten, Urtheile über Schweizer, u. s. w. Ferner sechs und dreißig Gedichte von Häfliger, Hünerwadel, Kuhn, Ries, Studer, Weber, Wyß, älter und jünger, und mehrern Ungenannten. Der Almanach ist mit vier Küpferchen von König in Bern, einem von Volmar ebendaselbst, und einem von Hegi in Zürich, verziert, die alle schweizerische Gegenstände darstellen. Dieser Almanach ist in einem gefälligen Duodezformat, mit saubern Lettern gedruckt, in fein Karton gebunden, mit einem eleganten Ueberschlag und einem Futteral versehen. — Er ist auch bei H. R. Sauerländer in Aarau, so wie in allen andern guten Buchhandlungen der Schweiz zu finden.

---

In allen Buchhandlungen der Schweiz ist folgende Schrift zu haben.

**Einige Worte über den Geist des Christenthums und der Literatur im Verhältniß zu den Thaddäus Müller'schen Schriften.** 8. 1810. à 1 fl.

Da diese Schrift nicht in den deutschen Buchhandel eingeführt wird, so können die auswärtigen Buchhandlungen ihre etwaige Bestellungen an Herrn Buchhändler Sauerländer in Aarau senden.

---




# Miszellen
## für die
# Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 90. — den 10 November 1810.


## Die Theilung von Polen.

Ueber dieses für sich selbst und in seinen Folgen so wichtige Ereigniß, das in der Geschichte von Europa Epoche machen wird, besitzen wir mehrere ausführliche und schätzbare Werke von deutschen und französischen Schriftstellern. Unter den letztern gebührt unstreitig dem Hrn. v. Rulhiere der Vorzug, und es ist sehr zu bedauern, daß seine treffliche historische Entwickelung von Polens Untergang die Vollendung nicht erreicht hat. Inzwischen behalten die Bruchstücke, die wir von Rulhiere besitzen, großen und bleibenden Werth. Seine Schilderungen der Höfe von Petersburg und Warschau, und noch mehr der Karaktere aller bedeutenden Personen, die bei der Krisis und der Auflösung der polnischen Republik mehr oder minder von Einfluß waren, sind wahre Kabinetsstücke, welche ähnlichen Darstellungen in den alten klassischen Historikern an die Seite gesetzt werden dürfen. Auch das ist von mannigfaltigem Interesse, was der Verfasser vom Gange der Intriguen sagt, die sich zwischen Petersburg und den Magnaten von Polen angesponnen, und den Sturz des letztern Reiches durch Anfachung der Anarchie herbeigeführt haben, wie auch seine Nachrichten von den Triebfedern, die das französische Kabinet, obgleich vergeblich, in Bewegung setzten, um die Absichten des russischen zu vereiteln. Rulhiere konnte hierüber zuerst als französischer Diplomatiker, dann als Angestellter bei dem Archiv der auswärtigen Angelegenheiten in Paris, seine Nachrichten aus den eigentlichen Quellen schöpfen, und die Polen selbst hatten keine Ursache, gegen einen Franzosen in Mittheilung wichtiger Notizen über die Angelegenheit ihres Vaterlandes zurückhaltend zu sein.

Minder glücklich war der Verfasser in der Erforschung des eigentlichen Ursprungs und der Entstehung des Gedankens zu der zwischen den drei Höfen von Wien, Petersburg und Berlin verabredeten Theilung ihres Nachbarstaates. Hierzu wären die Aktenstücke der Verhandlungen, die vor der Theilung zwischen den genannten Höfen vorgingen, erforderlich gewesen, und eben diese Aktenstücke waren bisher größtentheils ein Geheimniß geblieben.

Erst jetzt wird der Schleier durch ein Werk gelüftet, das kürzlich unter der Aufschrift: „Mémoires et Actes authentiques relatifs aux négotiations qui ont précédées le partage de la Pologne, tirés du portefeuille d'un ancien Ministre du XVIII siécle. 1810" erschienen ist. Nach einem kurzen Vorbericht des Herausgebers werden hier in getreuer Abschrift die zwischen dem russischen Minister der auswärtigen Geschäfte, Grafen Panin, und dem russischen Botschafter, Fürsten Gallitzin, zu Wien gewechselten amtlichen Briefe, nebst ihren wichtigen Beilagen; ferner die Korrespondenz der an der Theilung Polens theilnehmenden Monarchen selbst, mitgetheilt.

Man ersieht aus diesen Aktenstücken, daß die Mediation, welche die Höfe von Wien und Berlin zur Beendigung des Krieges zwischen Rußland und der Pforte (wozu der Schutz, den die Türkei den polnischen Konföderirten vergönnte, mit ein Vorwand gewesen war), auf Ersuchen der Pforte übernommen hatten, der Anlaß zu dem Theilungsprojekt von Polen wurde. Der erste Faden zur Idee dieser Theilung ist, wie Friedrich der Zweite dem österreichischen Gesandten Baron von Switen (s. Memoires S. 206) versicherte, in einer Unterredung, welche schon einige Zeit vorher (im Jahr 1770) zwischen Katharina der Zweiten und dem Prinzen Heinrich von Preussen,

der von dem Könige seinem Bruder an diese Monarchin abgesendet war, aufzusuchen. *) Dieser Faden kommt aber erst wieder in der Unterredung zum Vorschein, die der Fürst Gallitzin am 14 Oktober 1771 mit dem Fürsten Kaunitz über das Vermittelungsgeschäft zwischen Rußland und der Pforte gehabt hat, und wovon das sechste Aktenstück der erwähnten Memoires den umständlichen Bericht liefert.

Nachdem Kaunitz seine Ansichten über die Grundlagen dieser Vermittelung dem russischen Botschafter eröffnet hatte, fügte er bei, daß er noch ausdrücklich die positive Versicherung wegen der Integrität Polens ausbedingen müsse; jedoch mit dem Beisatze, daß Oesterreich die dreizehn Städte des Komitats Zips, die zum ursprünglichen Gebiet des Königreichs Ungarn gehörten, um den Geldbetrag ihrer ehmaligen Verpfändung an Polen wieder auszulösen gedenke. Von diesem Beisatz wollte der Fürst Kaunitz schlechterdings nicht abgehen, obgleich Gallitzin bemerkte, daß diese Besitznahme der Städte von Zips ganz das Ansehen einer Losreissung (d'un démembrement) haben würde. Die Folge dieser Eröffnung von Kaunitz war, daß der russische Botschafter von dem Minister Panin die Weisung erhielt, dem Fürsten Kaunitz zu insinuiren: „daß es keinen Staat gebe, dem nicht immer offene Rechte gegen seine Nachbarn zustünden, mit der Befugniß, sie gelegenheitlich geltend zu machen; wobei jedoch ebenfalls jeder Staat von dem Bedürfniß eines Gleichgewichts der Mächte durchdrungen sein müsse; daß man nicht verhehle, auch Rußland sei im Stande, sehr gegründete Ansprüche gegen Polen vorzubringen, und daß das nämliche mit Zuversicht auch von einem andern Nachbarn Polens, dem Könige von Preussen, gesagt werden könne". Mit dieser Insinuation war Gallitzin beauftragt, eine Verabredung zur Theilung Polens nach dem Maasstabe gleichmäßiger Vortheile für die drei interessirten Mächte in Vorschlag zu bringen (s. Memoires Nr. 15, S. 160).

Kaunitz ergriff diesen Vorschlag (wie es scheint zum eigenen Erstaunen des russischen Botschafters) mit beiden Händen, und zeigte nicht mindere Bereitwilligkeit, zur baldigen Vollziehung desselben thätig mitzuwirken (Nr. 18 S. 176, Nr. 29 S. 189), als solche bereits von Seite Friedrichs des Zweiten war geäussert worden, wovon der russische Hof ebenfalls schon Kenntniß besaß (Nr. 22, S. 203). Die vorzügliche Bemühung der Unterhändler des großen Geschäftes ward nunmehr bloß dahin gerichtet, dieses in ein undurchdringliches Geheimniß einzuhüllen, damit weder England und noch weniger Frankreich vor seiner Vollziehung Kenntniß davon erlange. Nach erfolgter Verabredung und Besitznahme zeigt sich vorzüglich von Seite Rußlands das Bestreben, die Sache unter einem edeln Gesichtspunkt als ein Werk, welches die wahre Wohlfahrt der Menschheit beabsichtigt habe, darzustellen. Katharina die Zweite spricht in einem Briefe an Maria Theresia (Nr. 22 S. 260) von der Theilung Polens, als betrachte sie solche comme le chef-d'oeuvre de la raison, et *l'ouvrage le plus salutaire pour l'Europe*, und in einem Schreiben an Kaiser Joseph den Zweiten (Nr. 31) drückt sie sich darüber auf folgende Art aus: die drei Höfe müßten darthun, daß in Hinsicht ihrer Maasregeln gegen Polen „Elles se sont déterminées moins par le désir d'acquérir que par les vues grandes et politiques de fixer dans un état le bon ordre et la tranquillité, tel que l'exigent le bien-être et la sûreté de leurs frontières dans un état voisin, souvent livré au trouble et à l'anarchie, et dans le partage qu'a dicté un tel dessein de se balancer Elles-mêmes toutes les trois par un accroissement à la puissance de chacune, idée la plus noble et la plus imposante qui puisse être donnée à l'Europe d'une telle entreprise." — Der Nachwelt blieb die unpartheiische Würdigung und das Endurtheil vorbehalten.

B w.

*) Die Kaiserin gab nämlich dem Prinzen Heinrich in Gegenwart mehrerer ihrer Minister zu verstehen, daß mit der Zeit eine Theilung von Polen zwischen den drei Höfen die Herstellung des Friedens mit der Pforte sehr erleichtern dürfte. Der Verfasser *de la vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse. Paris* 1809. stellt die Sache (S. 171 — 175) so dar, daß wahrscheinlich werden möchte, die Ehre der ersten Idee zur Theilung Polens gebühre diesem Prinzen. Anm. des Einsenders.

Mit diesem verdient verglichen zu werden, was schon im Jahrgang 1808 der Miszellen für die neueste Weltkunde, Nr. 42 und 43, in den „Erinnerungen des Grafen von *** aus der geheimen Geschichte der ersten Zerstückelung Polens" gesagt worden ist. A. d. Herausgebers.

## Noch einige Züge und Anekdoten aus Larive's Leben.

(Man sehe Nr. 16 und 17 der Miszellen, Jahrg. 1809.)

1.

Wenn sich (sagt Larive in seiner Vorlesung von der Stimme und ihren Wirkungen, von der Artikulation und Aussprache) jemand eigentlich darauf legen wollte, die Wirkungen der Stimme ihrem ganzen Umfange nach kennen zu lernen, so müßte er es ohne Zweifel dahin bringen können, *in den meisten Fällen aus* den Tönen derselben zu errathen, wie der Sprechende seinen Anlagen und seinem Karakter nach beschaffen sei. Ist ein Mensch wahrhaft und offen, so ist seine Stimme gewöhnlich runder, weniger verworren, ihr Ton heller und markiger, als bei einer Person von falschem Karakter, die ihre Stimme in den Ton einer erkünstelten, den aufmerksamen Beobachter zwar höchst selten täuschenden Sanftheit hineinzwängt. Oftmals bleibt der Ton einer Stimme dem Gedächtnisse tiefer und bleibender eingeprägt, als die Gesichtszüge; und nicht selten hat solch ein Ton die Kraft, die durch ihn erregten Gemüthsbewegungen auch nach einem sehr langen Zwischenraume in größter Stärke und Lebhaftigkeit zu reproduziren.

Zur Bestätigung dieser letztern Behauptung (fährt er fort) mag folgende Anekdote aus meinem Leben dienen.

Vor etwa fünfzehn Jahren (der Verfasser spricht im J. 1804), einen Monat nachdem ich die Rolle des Orosman gespielt hatte, wollte ich einmal eine stählerne Uhrkette kaufen. Da ich eben mit meinen Neujahrsvisiten beschäftigt war, so hatte ich mich sehr elegant und nach der Mode des Tages gekleidet. Ich stand bei einem sehr wohl assortirten Gewölbe still und fragte bei einer Verkäuferin nach Uhrketten. Die Frau hatte nicht so bald den Ton meiner Stimme vernommen, als sie in Bestürzung zu gerathen schien, unbeweglich stehen blieb, und mich, ohne zu antworten, mit Blicken des Erstaunens betrachtete. Bald wiederholte ich mein Begehren etwas lebhafter, und erhielt wieder keine Antwort. Endlich ging mir die Geduld aus, und schon war mein Unwille im Begriff loszubrechen, als sie ihr Stillschweigen brach. „Himmel!" sagte sie mit einem Seufzer, „wie mich das frappirt hat!"

— Wie, Madam (versetzte ich), es sollte Sie frappiren, daß ich eine Waare von Ihnen verlange, die Sie täglich zu verkaufen pflegen? —

„Sie müssen mir's zu gut halten, mein Herr; aber Sie haben etwas so ausserordentliches in Ihrer Stimme, daß es mir unmöglich ist, eine durch die Töne derselben veranlaßte Wallung des Gemüths zu unterdrücken."

— Sie setzen mich durch Ihre Aeusserungen in Erstaunen, Madame; ich kenne an meiner Stimme ganz und gar nichts Ausserordentliches; auch hat mir noch niemand ein so seltsames Kompliment gemacht. —

„Mein Herr," erwiederte sie, „so sagen Sie mir doch um Gottes willen, wer Sie sind; alsdann stehe ich Ihnen mit aller meiner Waare zu Diensten."

Ich hatte nicht Lust, der zudringlichen Neugierde des Weibes zu entsprechen, und war im Begriffe, wieder fortzugehen, als sie mich bei den Armen faßte, und ihr Ansuchen noch einmal so lebhaft und dringend wiederholte, daß ich am Ende unmöglich mehr widerstehen konnte.

— Ich heiße Larive (sagte ich endlich), und spiele in der Tragödie! — Sie hatte kaum meinen Namen aussprechen hören, als sie plötzlich meinen Kopf zwischen ihre Hände zusammenfaßte und ausrief: „Unglücklicher! so sind Sie es also, der Bairen ermordet hat!" Man würde umsonst versuchen, sich von meiner Bestürzung einen Begriff zu machen; auch blieb ich wirklich eine Weile unentschlossen, ob ich unwillig werden oder ihr meinen Dank bezeugen sollte. In dieser Ungewißheit lief ich davon und zog mich in meinen Wagen zurück, aus dem ich noch mehrmals mit ausgestreckten Armen die Worte wiederholen hörte: „Mein Gott! mein Gott! wer hätte doch das gedacht."

2.

Ich selbst (erzählt Larive, indem er von der Gewalt der Augen und der Wichtigkeit der Kenntniß dieser Gewalt, zumal für den theatralischen Künstler spricht) hatte mich meiner Augen lange Zeit mit sehr gutem Erfolge bedient, ohne jemals über die Allgewalt dieses Organs besonders nachgedacht zu haben, als mich endlich ein kleiner Affe, den ich zu Hause auffütterte, zum eigentlichen Nachdenken über diesen Gegenstand veranlaßte. — Dieses Thier war, nach Affenart, boshaft und furchtsam; auch hatte es in meinem Hause schon mehrere Personen mißhandelt, ohne sich nur einmal an mir selbst zu vergreifen. Seine erste Gebehrde war immer, jeder Person steif ins Gesicht zu sehen, und niemand wurde von ihm gebissen, als wer sich vor ihm zu furchten schien. Unter meinen damaligen Bekannten befand sich ein Kupferstecher, der einen sehr festen, ernsten und kühnen Blick hatte. Dieser kam einst zu mir, als gerade eine Frau von dem Affen gebissen worden war. Ich war daruber unwillig, und sprach von der Sache in Gegenwart des Kunstlers, den die Frechheit der kleinen Bestie sehr zu befremden schien. Er verlangte den Affen zu sehen, und als ich ihm meine Besorgniß äusserte, daß es ihm nicht besser als andern Leuten ergehen möchte, bat er mich, unbekümmert zu sein, indem der Affe ihn weder erschrecken noch beissen würde. Der Behälter wurde geoffnet; der Affe sah den Kupferstecher sehr scharf und steif an, und schnitt ihm eine fürchterliche Grimasse. Mein Freund, ohne seine Fassung zu verlieren, schaute ihm unerschrocken und unverwandt ins Gesicht. Der Affe, im Begriff auf seinen Feind einzufallen, versuchte noch einmal, mit Blicken etwas auszurichten; als er aber wahrnahm, daß die Augen seines Widersachers sich den seinigen stets mit gleicher Kraft entgegen stellten, wandte er plötzlich sein Gesicht weg. In demselben Augenblick erhielt er einen derben Fußtritt, und kehrte voll Scham in den Käfig zurück. Ich überreichte hierauf das Thier seinem Ueberwinder: „Mein Affe" sagte ich, „ist bis jetzt ein Despot gewesen; Sie haben ihn zum Sklaven gemacht; er soll Ihnen geschenkt sein!" Einige Zeit nachher fand ich zu meinem Erstaunen den Affen eben so zahm und folgsam, als er bei mir unverschämt und ungehorsam gewesen war. Auch versicherte mich sein neuer Gebieter, daß er ihn keinesweges durch strenge Behandlung, sondern bloß dadurch zu diesem Grade von Folgsamkeit gebracht habe, daß er, so oft das Thier versuchte, sich etwas herauszunehmen, seinen Blick mit drohender Gebehrde auf die Augen desselben gerichtet habe.

# Varietäten.

## Aus Amerika.

— Eine der ältesten Besitzungen der Britten in Amerika ist das weitläufige Gebiet von Kanada, über welches im Lauf dieses Jahres der Engländer Hugh Gray zu London Briefe hat drucken lassen, die er während der Jahre 1806 bis 1808 geschrieben. Durch diese neuesten Nachrichten von einem wenig bekannten Lande erhalten wir zugleich den Schlüssel zu mancherlei Begebnissen, welche noch vor kurzem in Altengland über die Treue und Ruhe dieser Gegenden statt fanden.

Das ganze Land, welches zur Zeit, da es unter brittische Hoheit kam, kaum mehr als 75,600 Seelen zählte, hat gegenwärtig schon eine Bevölkerung von 300,000 Einwohnern. Es ist in Ober- und Unter-Kanada eingetheilt. Noch vor ungefähr dreissig Jahren war Ober-Kanada ein einziger ungeheurer Wald; jetzt leben dort schon 100,000 Menschen, Britten oder brittische Abkömmlinge. Das Klima ist gesund, der Boden eben und fruchtbar. Niagara war sonst die Hauptstadt dieser Provinz; jetzt wohnt die Regierung zu York, das seit etwa zwölf Jahren erst zu einer Stadt gemacht worden.

Unter-Kanada hingegen, hügelicht, bergigt, voll reissender Ströme, mit einer Population von 200,000 Seelen, ist von Abkömmlingen französischer Kolonisten bewohnt. Sprache, Sitten, Gesetze sind hier noch immer französisch. Sind gleich der Gouverneur und einige Glieder des Raths Engländer, besteht doch die Mehrheit der Ständeversammlung (Assembly House) aus französischen Kanadiern; sie haben noch immer keine andere Zivilgesetze, als die *coutumes de Paris*, wie sie sie nennen. Man rechnet es sich zum Verdienst nicht Englisch zu reden; der Nationalhaß dauert hier fort, wie er in den Mutterländern geboren ward. Im Anfange des Jahres 1810 war die Gährung der Gemüther gegen die Regierung so groß, daß der Gouverneur James Henry Craigh zu strengen Maasregeln greifen mußte. Sowohl der Redner des Assembly House, als der Herausgeber des Journals Le Canadien mußten verhaftet werden.

Mit den mächtigen Fortschritten der Population in beiden Kanada's steigt die Nachfrage nach Artikeln fremder Einfuhr. Der kanadische Handel beschäftigt gegenwärtig schon gegen zweihundert englische Kauffahrteischiffe und fast anderthalb tausend Seeleute, so daß die Kosten der Regierung zur

Unterhaltung der Besatzungen, der Beamten u. s. w. schon vollkommen ersetzt werden. Kanada versieht die benachbarten brittischen Kolonien mit Mehl (zuweilen selbst Altengland mit Waizen), gesalzenen Fischen, Faßholz u. s. w. Noch wichtiger sind die Wälder Kanada's für England, dessen Flotten von daher mit dem schönsten Schiffsbauholz versehen werden. In einem Durchschnitt von drei Jahren wurden für 263.088 L. 13 S. 8 D. Pelzwaaren nach England ausgeführt.

Ganz abweichend von den bisherigen Angaben der Geographen spricht Hugh Gray auch vom Niagara-Fall. Er gibt demselben nur eine Höhe von 160 Schuh, wo man sonst immer von 600 Schuh zu sprechen pflegte. Der Fall des Montmorenci-Stroms bei Quebek ist viel beträchtlicher; er stürzt sich aus einer Höhe von 240 Fuß herab. Freilich ist er nicht so wasserreich, als der St. Lorenzfluß, daher sein Katarakt ein minder majestätisches Schauspiel gewährt, als der weit donnernde Niagara-Fall.

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Oktober 1810.

| Monatstage | Barometer. | | Thermometer. | | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmels-Beschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Bei Sonnen-Aufgang. | Bei Sonnen-Unterg. | Bei Sonnen-Aufgang. | Nachm. 2 Uhr. | Bei Sonnen-Unterg. | Nachts. | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. |
| | " ''' 10 | " ''' 10 | | | | | | | | | | | | |
| 1 | 27. 1 9 | 27. 2 0 | + 9 | +17 | +13 | Regen | — | — | Thau | W. | N. | Vorm. | bewölkt | heiter |
| 2 | 27. 1 2 | 27. 1 5 | + 9 | +15 | +12 | — | — | — | Thau | O. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 3 | 27. 1 7 | 27. 2 0 | + 9 | +13 | +10 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 4 | 27. 2 2 | 27. 1 9 | +12 | +12 | +10 | — | — | — | Thau | N. O. | N. O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 5 | 27. 1 7 | 27. 1 1 | + 7 | +11 | +10 | — | — | — | Thau | N. O. | W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 6 | 27. 1 0 | 27. 0 9 | +10 | +13 | +11 | — | — | — | Thau | N. W. | S. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 7 | 27. 0 8 | 27. 0 8 | + 9 | +14 | +10 | — | Str. 11 | — | Thau | S. W. | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 8 | 27. 0 4 | 26. 9 7 | + 9 | +15 | +13 | — | — | — | Thau | N. | O. | — | heiter | heiter |
| 9 | 26. 9 3 | 26. 9 0 | + 7 | +13 | +12 | — | — | — | Thau | N. O. | N. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 10 | 26. 9 6 | 26. 9 6 | + 9 | +15 | +12 | — | Reg. 8 | — | Thau | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 11 | 26. 9 6 | 26. 9 5 | +10 | +13 | +12 | Regen | — | — | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 12 | 26. 8 8 | 26. 8 3 | +10 | +13 | +12 | Regen | Regen | Reg. 4 | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 13 | 26. 9 6 | 27. 0 1 | +10 | +13 | +11 | Regen | — | — | — | N. O. | N. O. | — | heiter | heiter |
| 14 | 27. 1 2 | 27. 2 4 | + 7 | +13 | +10 | — | — | — | Thau | O. | O. | Vorm. | heiter | heiter |
| 15 | 27. 2 5 | 27. 1 8 | + 3 | +11 | + 7 | — | — | — | Reif | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 16 | 27. 2 0 | 27. 1 6 | + 2 | +10 | + 8 | — | — | — | Reif | O. | O. | Vorm. | bewölkt | heiter |
| 17 | 27. 1 0 | 27. 0 4 | + 5 | +10 | + 9 | — | — | Stbrg. | — | O. | O. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 18 | 27. 0 0 | 27. 0 2 | + 9 | +11 | + 9 | Regen | Regen | Regen | — | W. | W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 19 | 27. 1 3 | 27. 2 0 | +10 | +12 | + 9 | Regen | — | — | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | heiter |
| 20 | 27. 2 0 | 27. 1 8 | + 7 | +14 | + 9 | — | — | — | Reif | S. W. | S. W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 21 | 27. 1 4 | 27. 1 2 | +10 | +13 | +12 | — | — | Regen | — | S. W.* | S. W.* | — | heiter | bewölkt |
| 22 | 27. 0 2 | 26. 9 4 | +11 | +16 | +15 | — | — | — | — | S. W.* | S. W.* | — | bewölkt | heiter |
| 23 | 27. 0 2 | 27. 0 0 | +10 | +12 | +10 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 24 | 26. 8 2 | 26. 9 2 | + 5 | + 9 | + 9 | Regen | Regen | — | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 25 | 26. 9 6 | 27. 1 0 | + 4 | + 9 | + 7 | Regen | Regen | Regen | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 26 | 27. 0 8 | 27. 1 6 | + 5 | + 7 | + 9 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 27 | 27. 1 8 | 27. 0 8 | + 5 | +10 | + 7 | — | — | — | — | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 28 | 27. 0 2 | 26. 9 4 | + 4 | +11 | +10 | — | — | — | — | W. | W. | — | heiter | heiter |
| 29 | 26. 6 4 | 26. 6 7 | + 8 | + 5 | + 5 | — | Reg. 9 | Regen | — | S. W.* | W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 30 | 26. 7 7 | 26. 7 9 | + 3 | + 7 | + 4 | — | — | — | Reif | N. | O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 31 | 26. 8 3 | 27. 0 0 | + 2 | + 4 | + 2 | — | — | — | Reif | O. | O. | — | bewölkt | bewölkt |

### Anmerkungen.

So lieblich im Ganzen der Monat war, endete er doch unerwartet, nach einem aus der Ferne leuchtenden Gewitter (den 27 Abends 9 Uhr), sehr winterhaft und kalt. Am 29 sank schon die Linie des tagelang bleibenden Schnees tief über den Rücken des Jura nieder. Die Erndten dieses Jahres erfüllten den Landmann mit Zufriedenheit, ohne sich eben durch ungewöhnlichen Ueberfluß auszuzeichnen. Auch der Wein hatte allenthalben vollkommene Reife erhalten; von seiner Qualität erwartete man Entschädigung für die mäßige Quantität.

---

Die Krankheitskonstitution, die während dieses Monats obwaltete, darf beinahe nur als die Fortsetzung der im verflossenen geherrschten angesehen werden. So waren es die hie und da noch spukenden Kindsblattern, der Scharlachrothlauf, Gallen- und rheumatische Fieber, die — glücklicher Weise — nur sporadisch, doch in allen Theilen der Schweiz vorkamen, und bald einer dreisten antigastrischen Methode schnell wichen, bald aber zu ihrer Beseitigung die Anwendung von solchen Mitteln erheischten, die geeignet sind, die Funktionen des thierischen Organismus zu steigern.

Vorzüglich häufig wurden katarrhalische Krankheiten in allen ihren Formen wahrgenommen, die, besonders in den Schleim absondernden Gebilden der Brust, oft die Erscheinungen von Entzündung hervorbrachten, aber bei einer Säfte raubenden Kurmethode schnell in den nervösen Karakter übergingen, und manchen kurirenden stark dahin erinnerten, daß man einem vorherrschenden Krankheitsgenius ohne Nachtheil nie blindlings huldigen dürfe.

Namentlich ist aus mehrern Theilen der Schweiz bitter über das Erscheinen ähnlicher Krankheiten bei Leidenden geklagt worden, die den Masern noch unterlagen, und in den Angaben der Verstorbenen findet man eine bedeutende Anzahl, die der Verbindung dieser beiden Krankheiten dann unterlagen, wenn sie Suffokationen, Brustwassersüchten oder Konvulsionen hervorzubringen vermochten. — Diarrhöen, die der Einsender öfter unter diese Species von Krankheiten gesetzt zu wissen wünschte, als es bis dahin bei uns noch geschah, arteten mehrentheils in sogenannte Gallenruhr oder in Dysenterie aus, wo die betroffene Individualität zu solchen Uebergängen besonders sich hinneigte, oder wo zu roh empirisch nur gegen gastrische Unbilden gearbeitet wurde.

Endlich bemerkte man auch mit der Verminderung des in Luzern beobachteten gallicht-nervösen Fiebers, diesen Karakter der menschlichen Leiden auf einige benachbarte Gegenden ausgebreitet, im Kanton Zürich eine schnell in Eiterung übergehende Halsentzündung, und hie und da das sporadische Erscheinen vom Stickhusten und der häutigen Bräune.

E.




# Miszellen
für die
# Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 91. — den 14 November 1810.


## Chateaubriant.

Der Neffe des edeln Malesherbes, Chateaubriant, machte durch seine religiösen Romane Atala und die Märtyrer in der französischen Literatur eine glänzende, wenn gleich sehr kurze Epoche. In Deutschland, so gelungen auch die Uebersetzungen seiner Gedichte sein mochten, hatte er so wenig Glück, als die meisten der neuern Dichter Frankreichs. Demungeachtet werden die zahlreichen Schönheiten, welche in seinen Arbeiten glänzen, seinen Namen bei der Nachwelt nicht ganz untergehen lassen. Vorzüglich ist sein künstlerisches Verdienst in der beschreibenden Darstellung von Gegenden und einzelnen Szenen handelnder Personen, worin er vielleicht noch von keinem seiner Vorgänger übertroffen ward. Seine Werke sind wahre Fundgruben von Ideen für Geschichtsmaler, und verdienen in der Hinsicht Benutzung, wie damit Hr. Girodet einen glücklichen Anfang machte. Dieser würdige Schüler Davids hat aus der Atala den Stoff zu einem seiner vortrefflichsten Gemälde entlehnt. *)

Ich war gerade in Rom, als Hr. de Chateaubriant im Sommer 1803 als Gesandtschaftssekretär im Gefolge des Kardinals Fäsch dahin kam. Es war mir interessant, den Verfasser des „Génie du Christianisme" kennen zu lernen. Die große helle Stirn, die Augen voll Ausdruck, die melancholische Miene verriethen mir den empfindungsvollen Denker, den der Weltmann nie ganz verbarg. Noch ziemlich jung, lebhaft und vom besten Ton, gefiel er in allen Gesellschaften. Vermuthlich ging es vielen andern Personen wie mir, die in dem Verfasser eines Werkes über Religion einen Mann von imponirendem Ernst erwarten mochten.

*) Girodet hat besonders den heroischen Styl sehr studiert. Die Zeichnungen, welche er zu Virgils Aeneide (Ausgabe von Didot) machte, geben davon eine herrliche Probe.

Wie ihm die stillen ungeheuern Einöden Nordamerika's, in die er kam, da er zur Zeit der blutigen Proskriptionen Frankreich verlassen mußte, die schöne Idee der Atala eingehaucht hatten, begeisterte ihn Rom zu seinen Märtyrern. Noch sah er hier mit den erhabenen Denkmälern einer heidnischen Vorwelt die Siegeszeichen der christlichen Kirche, oft in seltsamen Kontrasten, gepaart. So vermählte er in seinem Werke die Schönheiten des jugendlichen Christenthums mit dem Reize der griechischen und römischen Götterwelt, und beschrieb die Pracht des Alterthums mit vergegenwärtigendem Zauber, wo er nur noch unter Trümmern wandelte. Wie die riesenhaften Harnische, welche man noch in unsern Zeughäusern sehen läßt, an die mächtigen Gestalten der mannhaften Altvordern mahnen, so die Ruinen Roms, so schon das einzige Amphitheater Vespasians an den gewaltigen Herrschergeist eines längst verschwundenen Furstenvolkes.

Aus den zerfallenden Hallen des antiken, und den prachtvollen Tempeln des neuen Roms ging Chateaubriant als Tröster und Freund zum Sterbebett einer durch ihre Tugenden und Leiden gleich ehrwürdigen Frau, der Frau de Montmorin. Sie starb, ein Opfer des unendlichen Schmerzes um theure Geliebte und Verwandte, die alle in den Greueln der Revolution umgekommen waren. Chateaubriant, der dieser Edeln die brechenden Augen zudrückte *), schöpfte an ihrem Krankenlager jene erha-

*) Sie ward zu Rom in St. Louis begraben, einer Kirche, bestimmt die Denkmale der merkwürdigsten in Rom sterbenden Franzosen zu bewahren. So sieht man auch das Monument des Kardinals Bernis, und aller Direktoren der französischen Schule zu Rom Begräbniß ist hier. Die Reihe der letztern beschloß mein Lehrer, Hr. Suvée, der 1807 starb, und die französische Schule nach den Revolutionsstürmen wiederhergestellt hatte.

denen und seelenerhebenden Ideen, welche nur die christliche Religion beim Untergang alles Irrdischen gewährt, und der Dichter in den Schicksalen der Märtyrer so einfach und rührend darstellte.

Er blieb nur kurze Zeit in Rom, und eben so kurze Zeit im Wallis, wo er als französischer Minister angestellt war. Er gab da seine Entlassung schon den 22 März 1804.

Minder bekannt von ihm, als seine religiös-poetischen Schriften, ist ein Versuch über die ältern und neuern politischen Revolutionen in Beziehung auf die französische Staatsumwälzung. Auch dies Werk verräth einen geist- und gefühlvollen Denker, der, vertraut mit den Schicksalen der Vorwelt, ihr Lehrreiches scharfsinnig aufzufinden und zu benutzen weiß. Er schrieb dies Werkchen zu London, wohin er im Jahr 1799 geflüchtet war, da er nach seiner Rückkunft aus Nordamerika keine Sicherheit in Deutschland gefunden. Denn als er in diesem Lande reisete, war er vom österreichischen Militär verhaftet worden, dem er vermuthlich sowohl durch sein Reisen, als durch sein düsteres, nachdenkendes Wesen, verdächtig geworden sein mochte. Nur nach Verwendung der ausgezeichnetsten Personen für ihn, konnte er seine Freiheit wieder erhalten.

Barb. Bansi.

## Noch einige Züge und Anekdoten aus Larive's Leben.

3.

Von allen Leidenschaften (sagt Larive, da wo von dem Gefühl überhaupt und von den Erinnerungen die Rede ist) läßt sich für den Mann von Muth und entschlossenem Karakter keine schwerer darstellen und mit Wahrheit ausdrücken, als der Schrecken. Doch kann sich auch der, dessen Gemüth dem Schrecken noch so unzugänglich ist, aus dem menschlichen Leben gewisse jenen Affekt karakterisirende Züge und Symptome abstrahiren, und der Schauspieler, der dieselben aufmerksam ins Auge faßt, wird jene Gemüthsbewegung, auch wenn sie ihm selbst ganz fremd sein sollte, auf der Bühne mit Wahrheit darstellen können.

In meiner Jugend reisete ich einmal in einem jener antiken, schwerfälligen und nur sehr kleine Tagereisen machenden Wagen von Larochelle nach Paris zurück. Die unzähligen Stöße, die man in diesen unbequemen Fuhrwerken zu erdulden hat, wurden mir so empfindlich, daß ich mich endlich entschloß, die Reise zu Fuß fortzusetzen. Die Nacht begann eben anzubrechen, als ich in den Wald von Orleans eintrat, und ich mochte unserm Reisewagen einen Vorsprung von ungefähr einer Meile abgewonnen haben, als auf einmal alle früher gehörte Geschichten von den in diesen Wäldern ihr Wesen treibenden Straßenräubern mir wieder einfielen. Bald eröffnete sich meiner Einbildungskraft eine ganze Gallerie von Räuber- und Mordszenen, und in eben dem Maße, wie sich mein Kopf exaltirte und erhitzte, nahm auch meine Furcht zu, daß der heutige Abend etwa ein solches Schreckensabentheuer herbeiführen möchte. Diese Furcht bemächtigte sich meiner Fantasie nach und nach so sehr, daß mein Blick anfing, ängstlich umherzuspähn. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, zwischen welchen hindurch der Mond mit blassen Strahlen in das nächtliche Dunkel hinab drang. Plötzlich glaubte ich zu meiner Rechten die Gestalt eines Mannes mit einer Flinte zu erblicken. Es schien mir, die Räubergestalt stehe im Begriff auf mich loszudrücken; schnell stand ich still, zog den Degen, und rief dem Feinde zu, mich unangetastet passiren zu lassen. Als keine Antwort erfolgte, drang ich ohne weiteres mit dem Säbel in der Hand gegen den vermeinten Räuber ein, stürzte aber über einen Haufen zwischen ihm und mir liegender Pflastersteine zur Erde nieder, so daß meine Klinge in Stücken sprang. Jetzt verlor ich alle Besinnung, und ein kalter Angstschweiß lief mir über das Gesicht. Als ich endlich bei zurückkehrendem Bewußtsein wieder im Stande war, aufzustehen und mich nach den Räubern umzusehen, war nahe und fern nichts zu entdecken, als der kahle Stamm eines Baumes, dessen einzigen weit hervorstehenden Ast die Verirrungen meiner Fantasie in ein Feuergewehr umgeschaffen hatten. Nun suchte ich den Hut, und mein Schrecken war so groß, daß ich, als ich denselben wieder aufsetzte, am ganzen Kopf einen heftigen Schmerz empfand, was mich überzeugte, es sei möglich, daß einem die Haare zu Berge stehen können. Mein ganzes Wesen hatte augenblicklich seine Konsistenz verloren, und noch eine geraume Zeit verspürte ich am ganzen Körper so heftige Schmerzen, daß ich meine Reise nur mit großer Anstrengung fortzusetzen vermochte. Indessen ist diese Schreckens-Lektion für mich nichts weniger als verloren gewesen; vielmehr habe ich das in derselben Gelernte oft mit dem vortrefflichsten Erfolge auf die Bühne gebracht, und schwerlich würde ich ohne dieses Ereigniß jenen Affekt je mit so viel Wahrheit haben darstellen können.

4.

Vielleicht erinnern sich die Leser noch jenes leichtsinnigen Streiches (Misz. 1809, Nr. 15 und 16), der Lariven als einen jungen unerfahrnen Menschen nach St. Domingo führte. Mehrere andere unbesonnene Streiche waren jedoch jenem früher erzählten vorhergegangen, und namentlich hatte er sich schon als kleiner Knabe mit dem Gedanken getragen, ins Kloster zu gehen. Psychologisch merkwürdig ist die Art, wie er ganz unvermuthet und auf immer von diesem Gedanken wieder zurückkam.

Nach einem von seinem Vater erhaltenen sehr scharfen Verweise war er als ein Knabe von neun Jahren aus dem väterlichen Hause entwichen, und begab sich von seinem Wohnort Decize in das Mönchskloster von Sept-Fonds im Bourbonnois, in der Absicht, von der Welt Abschied zu nehmen, und sobald er das gesetzliche Alter erreicht haben würde, in den Orden von La Trappe einzutreten. Jenes Alter selbst glaubte er nirgends besser und unangefochtener, als an der geweihten Stätte selbst erreichen zu können. Er meldete sich bei den frommen Vätern, erzählte ihnen so ungefähr den Roman seines Lebens, und wußte sie so sehr für sich zu interessiren, daß sie ihn gastfreundlich empfingen, und es übernahmen, seine Eltern zu benachrichtigen, daß sie dem Knaben, um ihn vor allen seiner Jugend drohenden Gefahren zu verwahren, einen Zufluchtsort in ihrem Kloster gestattet hätten.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft (so fährt Larive selbst fort) wurde ich des Abends in die Klosterkirche geführt, um einem Salve beizuwohnen. Gleich beim Eintritt in das ungeheure Tempelgewölbe, dessen ganzen Umfang das schwindende Licht des Tages dem Auge kaum mehr zu fassen gestattete, ward ich von einer ganz besondern noch nie empfundenen Art religiösen Gefühls ergriffen, von dem ich mir selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. Meine Seele wurde aber bis in ihr Innerstes gerührt und durchdrungen, als ich, in jene erstere Empfindung versunken und von tiefem Stillschweigen umgeben, eine tief aus

der Erde hervorgehende Stimme das Salve anstimmen hörte, und endlich verwandelte sich meine Gemüthsbewegung in Schauer und Schrecken, als auf einmal andere Stimmen zahlreich an mein Ohr ansprachen, und als wenn sie sich aus Grabgewölben hervordrängten, mit jener ersten zusammentönten. Diese unerwartete Erscheinung brachte in meiner jugendlichen Fantasie eine solche Unordnung und Zerrüttung hervor, daß es mir vorkam, als steige die Gottheit selbst in Person auf die Erde hernieder, um mir Rechenschaft von meinen Handlungen abzufordern. Die Bewegung, welche in dieser Stunde in meinem Innern vorging, war so lebhaft und gewaltsam, daß sich die Erinnerung daran meinem Geiste bis auf die gegenwärtige Stunde erhalten hat, und gerade diese erste Anwandlung eines religiösen Schauers habe ich späterhin in den Rollen eines Hamlet, Oedip, Ninias u. s. w. wieder auszudrücken versucht.

Noch war mein Herz ganz voll von den eben beschriebenen Gefühlen, als ich Tags darauf an den Ort geführt wurde, wo die Mönche nach der Ordensregel sich zu versammeln pflegen, um jeder eine Schaufel voll Erde aus seinem Grabe aufzufassen und fortzuschaffen. Ich beobachtete das Thun der Klosterbrüder mit heiliger Ehrfurcht, als unversehens einer derselben, der mit besonders tief zur Erde gesenktem Blick einherwandelte, einem andern seine Schaufel so nahe zwischen die Füße hinein hielt, daß dieser über dieselbe hin zur Erde stolperte. Ganz befremdet und ohne ein Wort zu sagen, kehrte sich letzterer um und blickte dem Urheber des Skandals scharf ins Auge, welcher lachend das Gesicht unter seine Kapuze verbarg. Bei diesem Anblick sah ich mich plötzlich und gewaltsam aus meinen Betrachtungen aufgestört, meine Gedanken und Gefühle erhielten eine ganz andere Richtung, und meine unüberlegte Hochachtung für die Trappisten sowohl, als mein eigener Hang für das Klosterleben, war in kurzem auf immer aus meinem Herzen verschwunden.

---

5.

Merkwürdig sind auch die Erfahrungen, die Larive anführt, um zu zeigen, wie weit sich der Einfluß der Mäßigkeit im Essen und Trinken auf die Empfindungen erstrecken könne. Die lebhaftesten Gefühle, sagt er, die ich vielleicht in meinem ganzen Leben gehabt habe, datiren sich von einem Zeitpunkt her, wo ich gerade nur so viel Nahrung zu mir nahm, als nöthig war, um mich vor dem Hungertode zu bewahren; nämlich von meiner Reise nach St. Domingo, wo wir in vierundzwanzig Stunden nicht mehr als acht Unzen Zwiebak erhielten. Gerade in dieser kümmerlichen Lage war meine Fantasie, besonders im Traum, ausserordentlich lebhaft und thätig. Alle meine Träume versetzten mich zu Festen und Lustbarkeiten, und die Gerichte, die dabei aufgetischt wurden, schienen mir sämtlich von ausgesuchterm Geschmack und vortrefflicher, als ich in der Wirklichkeit je eine Speise gefunden habe. Als späterhin meine Träume ihre Natur veränderten, und mich in das Reich der Liebe einführten, stellten sich mir die geliebten Gegenstände in einer so übernatürlichen Schönheit vor Augen, und meine Genüsse waren so berauschend, daß das Aufwachen mich nicht selten in tiefe Traurigkeit versenkte, für welchen Zustand sich denn freilich aus dem Anblicke eines in ununterbrochener Wuth stürmenden und jeden Augenblick uns zu verschlingen drohenden Meeres nur wenig Trost und Erleichterung schöpfen ließ.

Eines Morgens, als gerade mein Geist tief in seine düstern Fantasien versenkt war, rief einer unserer Matrosen „Land!“ Die Wirkung, die dies lange ersehnte Wort in meinem Innern hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben, und noch jetzt durchströmt, indem ich davon sprechen will, eine so angenehme Empfindung mein Herz, daß mir beinahe die Feder aus der Hand fällt. Mein Blut gerieth in die heftigste Wallung, und Wonneschauer durchbebte mein ganzes Wesen; meinen Augen entstürzten häufige Thränen, und meine Stimme vermochte auch nicht eine Silbe hervorzubringen. Bald fühlte sich das ganze Schiffsvolk von einer und ebenderselben Gemüthsbewegung ergriffen, und ich drückte Freund und Feind ohne Unterschied mit dem reinsten Vergnügen und mit einer Empfindung ans Herz, die mir selbst seitdem räthselhaft und unerklärlich geblieben ist; ja mein Enthusiasmus ging so weit, daß ich sogar den Mastbaum in die Arme schloß und mehr als eine Minute lang unbeweglich an denselben angepreßt blieb. Diese Erfahrung, in Verbindung mit mehrern spätern, hat es mir ausser Zweifel gesetzt, daß eine fortgesetzte nicht eben auf ein Extrem getriebene Diät im Essen und Trinken der Seele einen ganz ungewöhnlichen Grad der Feinheit der Empfindungen mittheilt, welcher bei unmäßigem Gebrauche der Nahrungsmittel selten oder nie erlangt wird.

---

6.

In dem Departement des Niederrheins steht irgendwo ein Wirthshaus, wo ich schwören wollte, daß man sich heutigen Tages noch meiner Stimme erinnern soll. Es war in den ersten Jahren der Revolution, als ich einmal von Straßburg nach Paris zurückkehrte, und mein Nachtlager in einem Dörfchen aufschlug, wo sich nur eine einzige Schenke vorfand, eine der schlechtesten, die ich je betreten habe. Das Zimmer, das man mir anwies, befand sich über einem Saal, in welchem alles, was zum Hause gehörte, versammelt war.

Kaum hatte ich mich zur Ruhe gelegt, als ein Franziskanermönch in jenen Saal eintrat. Man empfing ihn sehr höflich und zuvorkommend, und bot ihm Wein an, den er nichts weniger als ausschlug. Der Fußboden meines Zimmers war in so übelm Zustande, daß das Licht von unten durch eine breite Spalte zu mir hineinfiel, und ich alles, was unter mir gesprochen wurde, verstehen konnte. Der Kapuziner ward von den Hausleuten über die Ereignisse des Tages vernommen und ausgefragt, und äusserte sich mit einer solchen Unverschämtheit und Unvernunft, daß mir bald die Geduld riß. Da ich den Schlaf durchaus nicht finden konnte, und des Pfaffen abgeschmackten Geschwätzes über Politik sowohl, als über Gott und den heiligen Franziskus, entsetzlich müde geworden war, so stand ich ganz sachte von meinem Lager auf, hielt meinen Mund über die Oeffnung zwischen den Dielen, und deklamirte aus Leibeskräften die zwei Verse aus Mahomed, den letztern derselben parodirt, in den Saal hinunter:*)

> Fluch der Abgötterei, für die du lebst! bleib fern,
> Nichtswerther Ordensmann! such' einen andern Herrn!

Kaum hatte sich diese furchtbare Apostrophe vernehmen lassen, als die ganze Versammlung mit Blitzesschnelle aus einander stob. Tags darauf fragte mich die Frau vom Hause, ob ich die vergangene Nacht nichts gehört habe; und als ich ihr mit Nein antwortete und hinzusetzte, daß ich die ganze Nacht ununterbrochen und sehr wohl geschlafen habe, blickte sie mir mit einem schweren

Seufzer ins Gesicht. Sie haben, sagte ich alsdann zu ihr, ein sehr bedenkliches Aussehen; es muß Ihnen ohne Zweifel etwas sehr Widerwärtiges begegnet sein. — „Nun ja, mein Herr,“ versetzte sie hierauf; „gestern Abends war der ehrwürdige Herr Pater Kapuziner auf Besuch bei uns, und während er sich mit unsern Kindern und Hausgenossen bei einer Flasche Wein über religiöse Gegenstände unterhielt, tönte uns plötzlich eine schreckliche Stimme in die Ohren, als ginge sie aus der Tiefe der Hölle hervor. Diese Stimme apostrophirte den ehrwürdigen Herrn so fürchterlich, daß er sich eilfertig davon machte. Auch haben wir bis zur gegenwärtigen Stunde noch nicht in Erfahrung bringen können, was aus ihm geworden sei.“

Ein merkwürdiges Beispiel der Wirkung, die eine männliche durchdringende und sonore Stimme hervorzubringen im Stande ist.

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Unter den literarischen Produkten, die in dem an gelehrten Männern so fruchtbaren Großherzogthum Baden zum Vorschein kommen, gehört das „Magazin für Handel und Handelsgesetzgebung Frankreichs und der Bundesstaaten“, herausgegeben von K. H. Freiherrn von Fahnenberg, großherzoglich-badischem Regierungsrathe bei dem Ministerium des Innern im Landesökonomie-Departement, wovon kürzlich das zweite Heft erschienen ist.

Diese gehaltreiche Schrift erscheint in Heidelberg bei Mohr und Zimmer in Heften, und erfüllt vollkommen ihre Bestimmung: 1) in Verbreitung von Notizen, Handelsgesetzen und Verordnungen; 2) in Abhandlungen und größeren Aufsätzen; 3) in Auszügen und Beurtheilungen neuer erschienenen Schriften; endlich 4) in interessanten Miszellen. Die neueren Handelsgesetze findet man meistens ganz und vollständig, oder in fruchtbaren Auszügen, meistens mit scharfsinnigen Noten erläutert. So wie in dem ersten Stück ein vortrefflicher, aber noch nicht ganz geendigter Aufsatz über die Verfertigung der Holzuhren auf dem Schwarzwalde und dem damit geführten ausgebreiteten Handel, von dem Stadtpfarrer Herrn Jäk in Teiberg, enthalten war, so findet sich in dem zweiten Stück eine Skizze über die Baumwollenspinnerei und über die Musselinstickerei auf dem Schwarzwalde und dessen Umgebungen, die in der Kulturgeschichte der Bewohner der alten hercynischen Einöde namhafte Epoche machte, aber nun durch die nothwendig gewordenen Vorkehrungen über die Fabrikate aus levantischer und Kolonial-Baumwolle leider einen großen Stoß zum Abbruche der gemeinen Nahrung erlitten hat.

Es ist wirklich sehr interessant, diese Geschichte der Baumwollenfabrikate und ihrer Veredelung zu verfolgen, und man wird sich daraus überzeugen, daß schon in den Jahren 1740, 1744 und 1747 die Spinnerei der Baumwolle auf dem Schwarzwalde betrieben worden. Hiezu scheint ein sehr gewerbsamer Mann aus Aarau, Franz Joseph Hunziker, die erste mächtige Impulsion gegeben zu haben, welcher im Jahr 1740 seine besten Spinner in den Schwarzwald sandte, um in diesem Zweige des Gewerbes Unterricht zu geben.

Erst nach der Spinnerei ward die Trommelstickerei eingeführt, die schon einen höhern Grad von Kunstfertigkeit und Ausbildung voraussetzt. Nur gegen das Ende des Jahrs 1757 wurden auf dem Schwarzwalde in der Grafschaft Bondorf die ersten Musseline gestickt. Die ursprünglichen Stickerinnen zum Unterrichte schickten die St. Galler Fabrikanten Fehr zum Steinbock, Schlumpf und Wild, Leonhard Schmidlin der Jüngere und Meinrad Gemindler.

Aus diesem geht die Bemerkung hervor, daß man schon längst in der Schweiz und auf dem Schwarzwalde die Baumwolle verarbeitete, ehe man dieselbe als ein Handelsprodukt in England kannte. Die ersten Musseline wurden zu St. Gallen im Jahr 1753 verfertigt. Graf Lauderdale, in seinem Werk über den Nationalreichthum, liefert uns einen Auszug aus der Schrift: *Observations on the cotton trade of Great Britain*. Nach dieser lernten die Engländer erst im J. 1765 die Baumwolle als einen Handelszweig kennen und benutzen. Einige Jahre nach diesem erhielt Arkwright ein Patent, um solche vermittelst Maschinen zu verarbeiten.

Die Fortsetzung dieses Handlungsmagazins ist eifrigst zu wünschen; an Materialien kann es dem würdigen Verfasser nicht fehlen, dessen ordnender Geist in die sich häufende Masse System zu bringen wissen wird.

---

## Aus Italien.

— In dem ehmaligen römischen Gebiet sind jetzt drei Oerter gewählt, um jene meteorologischen Beobachtungen zu erneuern, die ehmals hier mit so vielem Erfolg und Beifall ausgeführt worden sind. Die Beobachtungen werden nämlich wieder auf dem Observatorium zu Rom, auf der Universität von Perugia, und zu Civita Vecchia angestellt.

---

— Zu Siena ist vor kurzem ein für die Literatur und Kunst gleich interessanter Fund gemacht worden. Schon seit geraumer Zeit beschäftigte sich hier ein Hr. Antonio Piccolomini Bellanti mit Sammlung alter Medaillen und berühmter Malereien. Sein Museum ward reicher und merkwürdiger, als man es bei irgend einem wohlbegüterten Privatmann zu finden erwarten könnte. Jetzt verschönert eins der seltensten Gemälde seine Sammlung. Es ist das Bildniß der unsterblichen Laura, der Geliebten Petrarka's, welches auf Verlangen des Dichters Simone di Memmo von Siena gemalt hat. Es ist so schön erhalten, daß man davon auch nicht den geringsten Schaden der Zeit wahrnimmt. Die Arbeit selbst gehört zu den vortrefflichsten des berühmten Künstlers. Man sieht sie nicht ohne Bewunderung. Man erkennt Lauren, ihr Alter, ihren Karakter, ihr Kostüm, ihren Schmuck, ganz wie der göttliche Sänger sie zu schildern pflegte.

---

## Verbesserung.

In dem Artikel über Verbot und Konfiskation der Kolonialwaaren, Nr. 88, Seite 350, Spalte 2, Zeile 13 von unten, statt: „Bedenken wir zudem die großen Kapitalien, die unser Baumwollenhandel bei dem höchstnachtheiligen, man möchte sagen zu unserm Unglück beinahe allgemein eingeführten Gebrauch der Verkaufung der Garne auf lange Kredite erfordert“ u. s. w. — muß gelesen werden: „eingeführten Gebrauch der Verkaufung der Fabrikate auf lange Kredite“ u. s. w.



Miszellen
für die
# Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 92. — den 17 November 1810.

## Ueber einige der neuesten Versuche zur Beförderung der Kultur in Kunst, Wissenschaft und Leben.

— *In magnis voluisse sat est.* —

### 1.

Michael Traugott Pfeiffers und Hans George Nägeli's Versuch, die Gesangbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen zu vervollkommnern.

Schon im vorigen Jahrgang der Miszellen für die neueste Weltkunde, S. 285, wurde über diesen Gegenstand, der den Freunden der Tonkunst so wichtig ist, mit einiger Ausführlichkeit gesprochen. Desto kürzer können wir uns hier fassen, da nun das längst verheissene Werk, in welchem Hr. Nägeli die Erfindung seines Freundes, Hrn. Pfeiffers, methodisch bearbeitet hat, so eben erschienen und vermuthlich schon in aller Liebhaber Händen ist. *)

Herr Pfeiffer, Musiklehrer zu Lenzburg, hatte es nämlich schon vor mehrern Jahren beim musikalischen Unterricht versucht, die Bahn gemeinen Schlendrians zu verlassen, auf welcher selten kunstgerechte Sänger gebildet werden. Selbst Virtuosen in Konzerten und Theatern, die dafür gelten, einen geschmackvollen und gewandten Vortrag zu haben, verriethen den Mangel einer vollendeten Kunstbildung nur zu gewöhnlich mit Fehlern, die sie zwar dem Nichtkenner durch die Lieblichkeit ihres Organs zu verhüllen wußten, aber durch welche sie Ohr und Sinn des Kunstverständigen um so schmerzlicher verwundeten. Bald fühlen sie sich durch die Worte im Zusammenfügen der Töne, bald durch die Töne im Zusammenfügen der Worte gehemmt; bald zerreissen sie durch des Athemzuges Unbeholfenheit die zusammen gehörigen Tontheile, bald verschieben sie im Gesange die Konsonanten; selten verbinden sie mit schmelzendem Tonausflusse deklamatorische Kraft, und mit fliessendem Gesange zugleich Klarheit der Sprache. Hr. Pfeiffer benutzte nun die Grundsätze Pestalozzi's, für den Unterricht im Gesange eine Methode zu erfinden, wo stufenweise der zu bildende Stoff in angemessener Ordnung den einfachen und wahren Bildungsgesetzen der menschlichen Natur zugeführt wird. Er versuchte es, die einzelnen Funktionen der Singorgane, so wie jedes Ineinandergreifen dieser organischen Verrichtungen, dem Schüler zum vollen Bewußtsein zu bringen, das Organ durch den Gedanken, den Gedanken durch das Organ zu bilden. Er zerspaltete daher alles, was zur Kunst richtigen Gesanges erfordert wird, in die einfachsten Theile; übte jeden einzelnen Theil bis zur höchsten Deutlichkeit und mit Bewußtsein verknüpften (nicht bloß instinktartigen) Fertigkeit ein; ging von der Rhytmik und den Taktgattungen aus, und erst, nachdem man die Töne nach ihrer Länge und Kürze zu verbinden wußte, lehrte er die Töne nach ihrer Höhe und Tiefe verbinden, das heißt Melodik; dann, und getrennt von allem vorigen, als einen für sich bestehenden Theil der Gesangkunst, behandelte er die Töne nach ihrer Stärke und Schwäche (Dynamik nach Nägeli's Bezeichnung), oder ihr Anschwellen und Verschweben. Nun erst machte er mit der Notirungskunst, oder der Andeutung

*) Es führt den Titel: „Gesangbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen, pädagogisch begründet von M. Tr. Pfeiffer, methodisch bearbeitet von Hs. Georg Nägeli." Erste Hauptabtheilung der vollständigen und ausführlichen Gesangschule, mit drei Beilagen ein- zwei- und dreistimmiger Gesänge. Zürich, Stuttgard, Frankfurt und Leipzig. 1810. 4. 250 S.

der Töne und ihrer Verwandlungen durch sichtbare Zeichen bekannt; lehrte den Ton der Stimme mit dem Wortlaute, das Gewicht des Wortes mit dem Gewicht des Tons verbinden, die Tonkunst mit der Dichtkunst.

Die praktischen Versuche, welche Hr. Pfeiffer nach dieser Methode zu Lenzburg mit einer großen, gleichzeitig behandelten Zahl von Kindern anstellte, übertrafen so sehr jede Erwartung der Kenner, daß bald zu Zürich, Aarau und in andern Städten Helvetiens die gleichen Versuche nachgemacht wurden. Man bemerkte, daß die Kinder, weit entfernt, durch das lange Verzögern bei den Elementartheilen ermüdet zu werden, Wohlgefallen und Freudigkeit durch das bloße Wahrnehmen ihres Thuns empfanden, ohne alle Rücksicht auf den materiellen Inhalt dieses Thuns (was Nägeli mit Recht den Triumph der Pestalozzischen Methode nennt); man bemerkte, daß die jungen Zöglinge früher fähig wurden, den Kunstwerth eines Gesangstücks zu würdigen, und sich jedes neuen Singstoffes zu bemeistern, als es bei der bisherigen übereilten Unterrichtsart im Gesange der Fall sein konnte; auch gewannen sie eine sichere Fertigkeit, mit Richtigkeit vom Blatte zu singen.

Allerdings hat Hr. Pfeiffer (und die Erfahrung spricht für ihn) damit ein wesentliches Verdienst um die Kunst erworben. Dies war es auch, was Hrn. Nägeli bewog, diese neue Lehrart methodisch zu bearbeiten. Das Werk nun, in welchem dies geschieht, ist sehr populär, aber nach dem Gefühl des Referenten wohl mit einer allzuweit getriebenen Ausführlichkeit geschrieben, unter welcher mehr als ein Lehrer (dem fast nichts zu denken überlassen wird) ermüden dürfte. Lobenswürdig ist die Idee, daß man aus diesem Elementarwerk (dem noch drei interessante Abtheilungen folgen sollen) einen wohlfeilen Auszug für Volksschulen veranstalten will.

---

2.

Karl Konstantin Haberle's Versuch, die Witterungskunde fester zu begründen.

Schon mancherlei, das unsern lieben grauen Vorfahren zur Thorheit angerechnet worden ist, haben spätere Zeiten wieder mit frommem Glauben als Weisheit aufgenommen. So scheint es jetzt auch in dem geheimnißreichen Gebiet der Meteorologie werden zu sollen. Nachdem alle die zahllosen und vieljährigen Witterungsbeobachtungen mit Barometer und Thermometer so fruchtlos waren, als Lamarks und Toaldo's Vergleichung der Mondsstände und Monds-Cyklen, und unter allen Propheten alten und neuen Testaments zuletzt keiner weniger galt, als der Wetterprophet, möchte man wieder zum Einfluß der Planeten, ihren Konjunktionen und Oppositionen, zurückkehren.

Herr Dr. Haberle in Weimar steht an der Spitze dieser neuzuwagenden Reformation in der Witterungskunde. Er beginnt sie mit der Unerschrockenheit und dem Eifer eines Mannes, der diesem Theile menschlicher Erkenntniß ein Leben zu weihen bereit ist. Zwar schütteln manche vielversuchte Naturforscher bedenklich den Kopf; andere begnügen sich, das ganze Unternehmen mit einem Scherz abzufertigen. Allein jeder Versuch zur Erweiterung unsers Geisteseigenthums, selbst wenn er am Ende vergebens sein sollte, verdient schon als Versuch wenigstens Achtung. Und diese wollen wir Hrn. Haberle nicht versagen, selbst wenn wir ihm, bis jetzt, unsern Beifall versagen mußten. Fehlgeschlagene Versuche bereichern oft die Wissenschaft eben so sehr, als gelungene.

Der Ideengang des Hrn. Haberle ist folgender: *) Die Hauptquelle aller Naturthätigkeit ist das reine, oder das als Wärme, Elektrizität, Magnetismus u. s. w. verlarvte Licht. Alle Erscheinungen und Veränderungen in der Atmosphäre rühren allein von einer Vermehrung und Verminderung des frei wirkenden Lichts in seinen verschiedenen Zuständen. Licht, Elektrizität, Wärme ist in der ganzen Natur verbreitet, macht die eigentliche Weltseele aus; ist gleichsam der unendliche Ozean, in welchem alle Himmelskörper schwimmen. Die besondern Atmosphären der Himmelskörper sind nur besondere, verdichtetere Abänderungen des großen Himmelsozeans. Die Erwecker des in demselben verlarvt schlummernden Lichtes sind die starren Himmelskugeln oder sogenannten Weltkörper.

Diese Weltkörper — Sonnen, Planeten, Kometen — sind elektrische Körper; die Sonne in jedem besondern Weltensystem ist der am stärksten elektrische Himmelskörper; nach ihr folgen wahrscheinlich die Kometen; Planeten nehmen den dritten Rang ein. Zu jeder Zeit besteht rings um jeden Weltkörper ein kugelförmiger elektrischer Wirkungskreis, der vermuthlich noch weit über die besondere Atmosphäre des Himmelskörpers hinausgeht. Auch können solche elektrische Wirkungskreise säulenförmig von den Weltkörpern gegen einander ausgehen, die den ganzen zwischen ihnen befindlichen Raum des Aethers hindurchreichen. Dergleichen elektrisch wirksame Himmelssäulen bestehen unaufhörlich zwischen der Sonne und ihren Planeten; zwischen den Hauptplaneten und ihren Trabanten. Wenn aber die Entfernungen der Himmelskörper von einander im Verhältniß zur Stärke ihrer Elektrizität zu groß ist, reichen jene elektrischen Säulen nicht von einem zum andern.

Wenn gleich die eigenthümliche Elektrizität zweier Himmelskörper zu schwach ist, um in der großen Entfernung ihres Abstandes von einander zwischen sich eine wirksame Himmelssäule zu konstruiren: so wird dies hingegen möglich, wenn andere Himmelskörper zwischen die zu sehr entfernten treten. Wenn z. B. sich im Verfolgen ihrer Bahnen mehrere Planeten sich so hinter einander reihen, daß der Erdball das Aussenende der Weltkörperlinie bildet, so wird in dieser Konjunktion die elektrische Wirksamkeit der Himmelssäule, wie durch mehrere Batterien verstärkt; nicht minder ist dies auch der Fall bei Oppositionen, wo der Erdball von zwei Planeten, die entgegengesetzt auf ihn wirken, gleichsam zwischen zwei Feuer genommen wird. Wenn mehrere Oppositionen und Konjunktionen zu gleicher Zeit statt finden: so muß ihre Wirksamkeit auf den Zustand unserer Atmosphäre um so gewaltsamer sein.

Wie groß der Umfang jener elektrischen Himmelssäulen nach Verschiedenheit der in Wechselwirkung stehenden Himmelskörper sein möge, hierüber können nur die daraus erfolgenden Witterungszustände Aufschluß geben, wenn man gleichzeitige Beobachtungen der Witterung, in weit von einander nach Ost, West, Süd und Nord gelegenen Ländern und Meeren veranstaltet, aufmerksam vergleicht.

Weil Sonne, Mond und die meisten Planeten immer und immer zwischen den Wendekreisen in gerader Linie schweben: so springt es in die Augen, daß zwischen den Wendekreisen auch der Erdkörper und seine Atmosphäre die stärksten Elektrizitäts-

*) Geschöpft aus dessen Hauptwerk: Meteorologisches Jahrbuch zur Beförderung gründlicher Kenntnisse von allem, was auf Witterung und sämmtliche Lufterscheinungen Einfluß hat. Erster Jahrgang. Weimar 1810. 8. Mit Kupfern und meteorologischen Karten.

wirkungen hervorbringen müssen. Die starke Vulkanität des Erdballs in der Nähe des Aequators ist fast unbezweifelbar Wirkung des in dieser Richtung so ungemein verstärkten elektrischen Reizes von aussen. Hingegen in der Richtung von Norden nach Süden bringt keine elektrische Himmelssäule verstärkten elektrischen Reiz hervor; daher ist auch die Elektrizitätsäusserung in dieser Richtung am allerschwächsten, und tritt bloß als Magnetismus auf.

Dies ungefähr ist das Skelet von Hrn. Haberle's großen und ziemlich kühnen Hypothesen, auf die er seine Witterungsbeurtheilungslehre unerschütterlich zu gründen hofft. Unabhängig von ihm kam ein Holländer (wie der Physiker Dr. van Mons in Brüssel es dem Hrn. Haberle anzeigte) auf den gleichen Gedanken, indem er bei dreißigjährigen Beobachtungen fand, daß Beschaffenheit und Wechsel der Witterung von dem stets wechselnden Stande der Himmelskörper unsers Sonnensystems zu einander und zugleich zur Erde abhängig seien. Dies und die Vergleichung älterer und neuerer Witterungsbeobachtungen mit dem Stande der Planeten bestärkte den Meteorologen von Weimar noch mehr in seinem Glauben, daß nur die strengste Erforschung und Vergleichung der täglichen Konstellation mit der täglichen Beschaffenheit der Witterung den Hauptschlüssel zu dem bisher unaufgelöset gebliebenen Naturräthsel der atmosphärischen Begebenheiten gewährt.

Bei dem allen aber soll man nicht glauben, daß der Einfluß der Weltkörper vermittelst elektrischer Wechselwirkung auf unserm Erdball überall die gleichen Zustände der Witterung hervorbringen müssen. Jene Wirkungen werden nothwendig durch örtliche Beschaffenheit der Erdgegenden wieder eigenthümlich modifizirt, anders durch Meere und wasserreiche, anders durch gebirgigte und waldigte, anders durch trockene, flache Gegenden, anders durch die verschiedenen Breitengrade u. s. w. So wird durch genaue Beobachtung der Konstellationen und der gleichzeitigen Wetterbeschaffenheit der Meteorolog eines Landes endlich zwar dahin gelangen können, aus dem Stande der Planeten die Witterungsbeschaffenheit seines Landes, nie aber die eines oder mehrerer Welttheile vorherzubestimmen. Folglich bleiben lokale Witterungsbeobachtungen immerdar nothwendig.

Hr. Haberle lehnt seine Hypothese, die einen der gewagtesten Blicke in die mysteriöse Haushaltung des Universums wirft, auf die gesammten neuesten Erfahrungen der Physik, Chemie und Astronomie. Er führt (in dem oben in der Note erwähnten Werke) seine Gewährsmänner an, und wird durch die Resultate ihrer Bemühungen zu manchen merkwürdigen Schlußfolgerungen geleitet, die in der That Aufmerksamkeit der Naturforscher verdienen.

Es ist hier nicht darum zu thun, schwache Seiten des Haberleschen Systems aufzudecken; zu zeigen, wie es oft aus noch sehr zweifelhaften Sätzen Beweise seines Werths schöpfen will: sondern nur historisch angeben wollten wir, was der neue Reformator der Meteorologie im Werke führe.

In keinem Falle läßt sich läugnen, daß Haberle's kühne Hypothese im Einklang mit den bisherigen Erfahrungen über die Natur stehe; daß die Wechselwirkungen der Weltkörper auf einander (die in andern Hinsichten evident sind) auch in meteorologischer Hinsicht möglich sind: aber bezweifeln muß man billig, ob die große Muthmaßung jemals zu einem höhern Grad der Gewißheit gesteigert werden und damit eigentlich ihren praktischen Werth empfangen könne, ohne welchen sie nichts als ein todtes Hirngespinnst; der Traum eines — Physikers bleiben würde. Dazu würden die sorgfältigsten, anhaltendsten, und gleichzeitigen Beobachtungen der Witterung und des Planetensystems in wenigstens allen kultivirten Ländern und auf allen Meeren angestellt werden müssen, aus welchen alljährlich die Universalgeschichte der Atmosphäre, soweit sie den Erdball umschwimmt, zusammengetragen werden könnte.

In der That fordert Haberle alle Astronomen und Meteorologen auf, ihm zur Erreichung des großen Ziels die Hand zu bieten. Aber wichtig wäre es, daß auch die Naturforscher anderer Länder und Welttheile für die Idee interessirt würden; wichtig, daß Fürsten ihre Akademien und Sternwarten zu gleichem Zweck hinarbeiten, und selbst auf den Meeren die meteorologischen Beobachtungen zweckmäßig fortsetzen liessen. Denn nur durch einen Verein großer Kräfte und durch die ungeheuerste Summe vieljähriger Erfahrungen kann hier die Idee befestigt, oder umgestürzt werden; durch kein einzelnes Beobachten und zufälliges Eintreffen, noch weniger durch einen witzigen Einfall.

Viele unserer Akademien und gelehrten Gesellschaften treiben sich wohl sonst für die Langeweile mit mancherlei Quisquilien herum, die der Menschheit eben keinen Gewinn bringen mögen. Hier wäre in der That Stoff zu einem nützlichen Unternehmen, dessen Resultate um so wichtiger für die Wissenschaft ausfallen dürften, je ausgedehnter es begonnen würde; möchte nachher Haberle's kühne Meinung bestehen oder fallen: die Wissenschaft ginge nie leer aus.

Es hat diese historische Anzeige ihren Zweck erreicht, wenn sie vor der Hand nur so viel bewirkt, auf die Ideen des Weimarschen Meteorologen manchen Naturforscher aufmerksamer gemacht zu haben, der sie bisher entweder gar nicht kannte, oder als aufgewärmte astrologische Träumereien nicht kennen lernen wollte. Möchten wir auch eben nicht den Ton des meteorologischen Jahrbuchs loben, welches bald zu weitschweifig und sich unnütz wiederholend, bald zu fragmentarisch und beweislos hinwerfend spricht: so läugnen wir doch auch nicht, daß es einen Reichthum von Ideen über die Oekonomie der Natur im Einzelnen, wie im Universum, enthält, welche geprüft zu werden verdienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Einige Anekdoten aus Napoleons Privatleben. *)

---

Bei einem Gastmale beim Scheik Sadat in Aegypten hatte der Oberfeldherr Bonaparte vor und nach dem Essen eine lange Unterredung mit den Scheiks. Unter andern sagte er zu ihnen, die Araber hätten einst Kunst und Wissenschaften kultivirt, aber heutiges Tages wären sie in solche Unwissenheit gesunken, daß sie von der Weisheit ihrer Vorfahren nichts mehr besäßen.

„Bleibt uns doch der Koran noch," entgegnete Scheik Sadat, „und der enthält alle Kenntniß und Weisheit der Sterblichen."

„So?" rief der General; „lehrt euch der Koran auch die Kanonengiesserei?"

Ohne Bedenken schrien alle Scheiks: „Ja freilich!"

---

Bonaparte hatte sein Hauptquartier zu Montebello, und wollte eben auf die Jagd, als ein berittener Jäger mit dringenden Briefschaften von Mailand ankam. Er gab sie dem

*) Aus *Paroles et faits mémorables de Napoléon le Grand. Paris,* 1810. 8.

Oberfeldherrn und erwartete Antwort. Bonaparte ertheilte sie ihm auf der Stelle, und rief: „Eile geschwind zurück!“

„General, so geschwind ich mag“ antwortete der Jäger. „Aber ich habe kein Pferd mehr; ich habe es zu Schanden geritten, um schnell hier zu sein. Jetzt ists an den Thoren Ihres Hotels gefallen.“

„Gefallen? Meines steht gesattelt. Sitz auf.“

Der Jäger machte Bedenklichkeiten, das Pferd des Obergenerals anzunehmen.

„Was? ist's dir zu schön, das Sattelzeug zu prächtig?“ sprach der Feldherr. „Geh, Kamerad, für einen französischen Krieger ist nichts zu prachtvoll.“

---

# Varietäten.

## Aus Italien.

— Die Kultur der Baumwollenpflanzungen im Neapolitanischen gelingt so ganz über alle Erwartungen, und ist, besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen, so gewinnvoll, daß sie sich in allen Gegenden des Königreichs immer mehr und mit unglaublicher Schnelligkeit ausbreitet. Ungeachtet sich im Neapolitanischen die Baumwollenfabriken, man möchte sagen täglich, an Zahl und Thätigkeit vermehren, bleibt doch noch Ueberschuß vom rohen Stoff genug zur Exportation. Man berechnet, daß dies Jahr die Ausfuhr von roher Baumwolle fast noch einmal so groß war, als im vergangenen.

Im Königreich Italien sind dem Minister des Innern 200,000 Lire zur Erbauung von Spinnmaschinen für Baumwolle, Schafwolle und Hanf angewiesen, welche in Mailand, Venedig, Bologna, Brescia, Bergamo, Verona, Cremona und Como, oder wo sonst beträchtliche Fabriken sind, aufgestellt werden. Wer im Stande ist zu beweisen, sie hinlänglich in Thätigkeit zu erhalten, und sie von 1815 an in vier Jahrsterminen zu bezahlen, erhält sie als Eigenthum.

---

— Der Doktor L. Sacco, in seinem voriges Jahr zu Mailand erschienenen Trattato di Vaccinazione, macht auch verschiedene Versuche bekannt, die er mit der Mauke oder Durchfäule der Pferde, als Surrogat des ächten Kuhpockengifts, an Menschen und Thieren veranstaltete, und wohl verdienen bekannter zu werden.

Die Mauke oder Durchfäule (Javart) ist nämlich eine nicht seltene Krankheit des Pferdes, vermöge welcher sich an der Fessel, das heißt unterhalb zwischen der Köthe und Krone des Pferdefußes, eine Geschwulst und Entzündung äussert, die immer mehr zunimmt, das Roß am Gehen hindert, und endlich eitert. Wirklich dringt am achten Tage, wo sich das Geschwür hebt und zuspitzt, eine scharfe, wässerige, klebrige, stinkende Feuchtigkeit hervor; die Geschwulst wird größer; es bildet sich eine braune kegelförmige Kruste, die zuletzt abfällt, und ein beträchtliches Geschwürloch zurückläßt, woraus eine große Menge stinkender Flüssigkeit abgeht. Von Stund an verliert nun das Pferd die Schmerzen, es wird wieder munter; die Wunde heilt schnell, und vernarbt sich. Die Narbe bleibt aber beständig sichtbar, weil sie nie wieder mit Haaren bewächst. Dies ist der Gang der Krankheit, die mit keiner andern ähnlichen verwechselt werden muß. Sie dauert in allem vierzehn Tage.

Aus den angestellten Versuchen mit der Inokulation des Mauke-Eiters ergibt sich, daß dieser Stoff mit dem Kuhpockengift einerlei Wirkung auf Menschen und Thiere habe. Kinder, die mit Mauke geimpft waren, blieben nachher für das natürliche Blatterngift, wie für die Impfung mit Kuhpocken, durchaus unempfänglich. Nur ist es merkwürdig, daß die künstliche Impfung mit Mauke, wenn sie nach gewöhnlicher Art vorgenommen wird, selten anschlägt (nur dem Dr. Loy gelang es ein- oder zweimal damit), hingegen sich Menschen und Kühen leichter durch natürliche Ansteckung, gewissermaßen durch das bloße Berühren, mittheilt. Die durch Berührung der Mauken an den Händen der Kutscher und Stallknechte entstandenen pockenartigen Geschwüre sind mit dem glücklichsten Erfolge und anhaltend als Vaccine benutzt worden. Auch dies verdient bemerkt zu werden: daß die Impfung mit Maukegift nie die falsche, sondern ächte Vaccine hervorbringt.

Leichter und sicherer wird mit Schafpocken geimpft. Diese Impfung, mit der gewöhnlichen Vorsicht, wie bei der Vaccine, gemacht, schlägt jedesmal gut an, und hat vollkommen die gleiche Wirkung, wie das Kuhpockengift. Zu Pesaro wurden im J. 1804 ungefähr hundert Personen mit Schafpocken geimpft. Nachher brach eine mörderische Epidemie der wirklichen Pocken aus, die zu Pesaro und in der Gegend drei Jahre lang anhielt. Aber von allen mit Schafpocken Geimpften ward kein Einziger durch die natürlichen Blattern angegriffen.

Naturhistorisch interessant ist noch folgende Thatsache. Werden Schafe unmittelbar von einem Schafe mit der Schafpocke geimpft: so verbreiten sich die Blattern über den ganzen Leib des Thiers. Ist hingegen das Gift vorher durch den Leib eines Menschen oder einer Kuh gegangen und von diesem genommen: so bewirkt es bloß einen örtlichen Ausbruch an der Impfungsstelle des Schafes.

---

— Gewöhnlich wollte man uns glauben machen, Nicolo Macchiavelli habe in seinem Buche „der Fürst“ nur eine Satire auf die abscheulichen Maximen der Fürsten seiner Zeit gegeben, und eigentlich ironisch gelehrt, wie der Fürst nicht sein solle. Jetzt hat uns aber Herr Angelo Ridolfi, Professor an der Universität zu Bologna, eines andern belehrt. In seinen so eben in Mailand herausgekommenen *Pensieri intorno allo scopo di Nic. Macchiavelli nel libro* il Principe beweiset er, theils aus der Geschichte guter Fürsten, theils aus andern Stellen von Macchiavelli's Werken, theils aus einem bisher noch nie im Druck erschienenen Briefe Macchiavelli's, worin sich der wahre Sinn des Buchs vom Fürsten deutlich genug an den Tag gibt, daß es dem Florentinischen Politiker, als er seinen Principe schrieb, um nichts weniger als Satire und Ironie zu thun gewesen sei. Wirklich sah das Büchlein für Ironie auch wohl zu ernst aus. Uebrigens gibt Hr Ridolfi, sonst ein warmer Verehrer des Florentiners, gern zu, daß manche der Maximen des Principe allzukühn — er hätte wohl auch sagen können allzuschändlich — wären. Man muß weder die Pflichten des Fürsten noch des Bettlers, weder die Grundsätze der Sittlichkeit noch des Rechts aus der Erfahrung entlehnen, wenn man nicht Ungeheuer zur Welt bringen und mit den ewigen Wahrheiten der Vernunft zerfallen will. Die Geschichte, oder das was ist, lehrt nur was ist, nicht was sein soll.




# Miszellen
## für die
# Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 93. — den 21 November 1810.


## Ueber einige der neuesten Versuche zur Beförderung der Kultur in Kunst, Wissenschaft und Leben.

3.

### Karl Christian Friedr. Krause's Versuche, den Orden der Freimaurer aufzulösen, und einen Menschheitsbund zu schaffen.

Es gibt eine Gesellschaft, man weiß nicht woher sie kommt, wohin sie will; ja was noch ärger, sie weiß es selbst nicht, und bleibt doch, was sie ist. Sie hat keine andere wahre Geheimnisse, als die sie selbst nicht kennt, und schwört doch für Verhüllung ihrer Mysterien. Nach ihrer jetzigen Form ist sie dem rohen Mittelalter entsprungen, und doch jederzeit von aufgeklärten, humanen Männern besucht. Sie ward oft in Monarchien und Republiken mit Fanatismus verfolgt, und doch nie vertilgt, während Tempelherrn, Jesuiten u. s. w. verschwanden; eben so wenig schadete ihrs, daß Staat und Kirche sie als eine für sich gleichgültige Sache behandelten: sie blieb blühend. Sie ward oft durch Sittenlosigkeit einzelner Glieder entehrt, und dennoch von Ehrliebenden aufgesucht. Sie änderte schon vielmal die Zwecke, und beharrte doch in ursprünglichen Formen, also, daß hier der Leib unsterblicher als der Geist war. Diese Gesellschaft — wer erräth es nicht — ist der Orden der Freimaurer.

Und eben jetzt, da es wieder in Frankreich, Italien, Helvetien, Holland, Deutschland u. s. w. Lieblingston bei Männern aus höhern oder gebildetern Ständen wird, sich in die maurerischen Geheimnisse einweihen zu lassen; eben jetzt, da der Orden eine neue Epoche seines Glanzes anzuheben scheint: tritt öffentlich einer der Eingeweihten, der Beamte aus der Ordensloge einer deutschen Hauptstadt, mit der überraschenden Erklärung auf: „die Freimaurerei sei nur fruchtloses Zeremoniel, leere Spielerei, unsers Zeitalters unwürdig, und müsse aufgelöset werden, um einem vollkommnern Bundesverein Platz zu machen.“ — Er fordert die Logen auf, „alle Geheimnißkrämerei abzuthun, die Pfade trügerischer Vorspiegelungen und Täuschungen zu verlassen, sich selbst aufzuheben und in den großen Bund der Menschheit einzugehen.“ Er seinerseits macht zu der Auflösung des Ordens den Anfang damit, daß er die Urkunden und Mysterien desselben ohne Umstände dem öffentlichen Druck übergibt, so daß die Maurerei schwerlich noch Geheimnisse hat, die nicht jeder andre eben so gut wüßte, als die Eingeweihten selbst.

Was nun diese zu dem öffentlichen Aergerniß sagen werden, steht dahin. Wir Laien sehen mit erstauntem Blicke in das Heiligthum der Logen, und erhalten durch den Eifer des Reformators einen neuen Beitrag zur Historie der Menschheit.

Dieser Reformator ist Hr. Doktor K. Chr. Fr. Krause, „Redner der beiden vereinigten gerechten und vollkommenen Logen zu den drei Schwerdern und den wahren Freunden zu Dresden.“ In seinen Schriften, worin er die Offenbarung der Maurergeheimnisse und die Aufhebung des Ordens predigt *), zeigt er sich

*) Die uns bekannten Hauptschriften dieser Tendenz sind: „Die drei ältesten Urkunden der Freimaurerbrüderschaft, mitgetheilt, bearbeitet und durch eine Darstellung des Wesens und der Bestimmung der Freimaurerei und der Freimaurerbrüderschaft, so wie durch mehrere liturgische Versuche erläutert vom Br. Karl Christian Friedrich Krause.“ Mit drei Kupfertafeln. Dresden, 1810. 8. — Ferner eine aus dem Englischen des Lawrie übersetzte „Geschichte der Freimaurerei aus authentischen Quellen“, mit Bemerkungen und Vorrede von Dr. Krause. Freiberg, 1810. 8.

als einen selbstdenkenden, für die Sache der Menschheit begeisterten, und in der Geschichte der Maurerei wohl bewanderten, prüfenden, sachkundigen Mann, der als Schriftsteller nur etwas zu wortselig und breit ist, und als Reformator mit sich selbst noch nicht ganz im Reinen zu sein scheint, was er eigentlich wolle.

Durch die von ihm mitgetheilten Urkunden wird es höchst wahrscheinlich, daß der Freimaurerorden weder von Pythagoräern noch Essäern, weder von Tempelherrn noch andern ähnlichen philosophischen und religiösen Gesellschaften stamme, sondern seinen Ursprung den Gesellschaftsgebräuchen und Kunstgeheimnissen der Baukünstler im frühern Mittelalter zu danken habe.

Daß schon bei den Römern die Baukünstler besondere Korporationen (collegia) oder Genossenschaften (sodalitia) gebildet haben, davon findet man in römischen Schriftstellern und im Corpus Juris unläugbare Beweise. Sie hatten ihre Zunftlade, Beamte, worunter ein Meister (magister) und die Aufseher (apparitores oder curatores) bemerkt wurden (noch gegenwärtige Aemter in den Logen); sie hatten eigene Zunftgesetze und Gerichtsbarkeit; einen eigenen Schutzgott (der spätere christliche Schutzpatron ward Johannes der Täufer) und einen eigenen Priester, der die religiösen Angelegenheiten der Gesellschaft besorgte. Auch nahmen sie die angesehensten Leute aus allen Ständen, vorzüglich vom kaiserlichen Hofe und aus dem kaiserlichen Militär, Ehren halber und um durch sie geschützt zu werden, unter sich auf. Dafür zeigen mehrere Stellen römischer Schriftsteller, das Corpus Juris und alte Inschriften.

So kamen auch früh schon römische Baukorporationen mit den Armeen nach Brittannien; denn jede Legion hatte eine solche bei sich, und mußte sie haben, weil die Sieger zugleich Roms Kultur und Kunst in den eroberten Provinzen verpflanzten. Die bei den Legionen stehenden Collegia der Baukünstler wurden zum Bau des Kriegsgeräthes, der Mauern, Festungen, Tempel und Paläste gebraucht. Noch heutiges Tages vorhandene Inschriften beweisen, daß auch bei den in Brittannien gestandenen Legionen Roms Baukorporationen waren.

Römische Kultur gedieh seit Cäsar in Brittannien schnell und nach allen Seiten. Die friedlichen Einwohner lebten unter ihren Ueberwindern glücklich. Die Duldung der Römer bewirkte eine seltsame Vermischung druidischer Weisheit und Sitte mit römischer, und besonders mit Lehrsätzen stoischer und platonischer Philosophie. Dann, da das Christenthum sich im Stillen ausbreitete, und sowohl Römer als Britten die neue Lehre annahmen, ist gar nicht zu zweifeln, daß sich dort schon vor dem Jahre 449 christliche Baukorporationen befunden haben mögen, die in ihre Ritualien auch manches Christliche aufnahmen. Vielleicht schon von da an schreibt sich die Wahl des Täufers Johannes zum Schutzpatron der Maurer- und Bauleutegesellschaften her: so wie man umgekehrt noch im zehnten Jahrhundert in den Maurerlogen altrömische Sitten und heidnische Gebräuche fand, wie z. B. des Meisters Libation, wenn er nach eines Lehrlings Aufnahme rief: Funde merum Genio! (spende dem Genius Wein.)

Aber die Römer behaupteten ihre Herrschaft gegen die Einfälle der barbarischen Pikten und Skoten nicht lange. Schon früher waren die Christen durch Diokletians Verfolgungen gezwungen gewesen, sich in die Gebirge von Wales und auf die Inseln zwischen England, Schottland und Irland zu flüchten. Den Barbaren zu entgehen, folgten jetzt noch mehrere dem Beispiel, besonders als die Angelsachsen im J. 449 erschienen und mit grausamer Wildheit das Land verödeten und eroberten. Nur in jenen Asylen blieb das Christenthum der ersten Zeit und ward der Geist altrömischer Kunst und Weisheit vor den nordischen Barbaren bewahrt mit altbrittannischer Sprache und Sitte. Dort erhielten sich auch einigermaßen die Baukunst und die Korporationen der Baukünstler, wie ihre alte Verfassung, Gesetze und Gebräuche.

Erst am Ende des sechsten Jahrhunderts sandten die römischen Bischöfe ihre Mönche zur Bekehrung der angelsächsischen Könige nach Brittannien aus. Sie fanden schon in den Gebirgen von Wales und Schottland christliche Gemeinden und Bischöfe, aber noch vom apostolischen Glauben der ersten Kirche, einfach, von strenger Sitte, unbekannt mit den spätern Dogmen des römisch-katholischen Klerus. Natürlich sahen die von Italien kommenden Missionarien in diesen Christen alten Glaubens nur Ketzer. Da man die Lehrer und frömmsten Glieder dieser Parthei Ceilide, Kuldeer, Keldeer hieß: so machten die Päpstlichen daraus den lateinischen Sekten-Namen Colidei (Gottverehrer).

Es liesse sich schon vermuthen, daß diese Altchristen ebenfalls ihre Baukorporationen gehabt, die den reinchristlichen, humanen Geist der Gemeinden athmeten; aber auch an geschichtlichen Beweisen dafür mangelt es nicht, so wie auch nicht dafür, daß in den Baukorporationen der römisch-katholischen Christen ein ganz anderer, mehr hierarchischen Geist herrschte. In der alten Yorker Konstitution der Masons oder Freimaurer, welche Herr Krause ebenfalls bekannt gemacht hat, und vom J. 926 herstammt, so wie in allen übrigen ältesten Kunsturkunden, kommt keine einzige dem katholisch-rechtglaubigen, oder dem spätern protestantischen Christenthum eigenthümliche Lehre vor.

Mit dem allgemeinen Verfall der Wissenschaften im Mittelalter verloren auch die Baukorporationen von ihrer alten Würde. Der erfahrnen Baumeister wurden immer weniger; die Bauleute selbst wurden immer unwissender, und die reine, hohe Lehre, welche jene frommen und freien Christen in ihr Ritual gelegt hatten, wurde ihnen immer fremder, immer unverständlicher. Dazu kam, daß die Bauleute sich nach und nach in mehrere Gilden und Zünfte trennten, daß sie sich in den immer mehr aufblühenden Städten niederliessen und deren Verfassungen unterwarfen. Jene alte enge Vertraulichkeit, welche vormals die innige Kunstverbindung, das Beisammenwohnen, Zusammenreisen, die eigene selbstständige Verfassung und Gerichtsbarkeit unterhielt, und durch Verfolgung bald von barbarischen Heiden, bald von barbarischen Mönchen erhöht worden war, sank auch mit diesen Veranlassungen dahin. Es ist die Frage, ob das alte ehrwürdige Institut und seine Kunstlehre und Gebräuche bis auf unsere Zeit gekommen sein würden, wenn nicht die wenigen im siebenzehnten Jahrhundert noch vorhandenen Bauhütten (Baulogen) von einigen geschickten, sinnvollen Baumeistern zusammengehalten worden wären.

Freilich der alte Geist war verschwunden, aber die Rituale dauerten fort, so wie man wirklich noch gegenwärtig unter den Gebräuchen der Handwerkmaurer manches findet, was mit den Gebräuchen und Simbolen der Freimaurer Aehnlichkeit hat. So z. B. heißt es in dem Examen der Werkmaurer zu Altenburg: Was trägst du unter deinem Hut? „Eine hochlöbliche Weisheit.“ — Was trägst du unter deiner Zunge? „Eine hochlöbliche Wahrheit.“ — Warum trägst du einen Schurz? „Dem ehrbaren Handwerk zu Ehren und mir zum Vortheil.“ — Was ist die Stärke bei unserm Handwerk? „Dasjenige, was Wasser und Feuer nicht verzehren kann.“

Erhabenern Sinnes freilich waren die Rituale der römisch-griechischen und nachmals brittisch christlichen Baukorporationen. Diese Rituale wurden wirklich in Baulogen geübt, welche ursprünglich keinen festen Sitz hatten, sondern in der Nähe großer auszuführender Bauwerke nur leicht erbaut wurden. Erst späterhin blieben solche Hütten beständig stehen, wie die Bauhütte (Loge) am Straßburger Münster, und wahrscheinlich die zu Kilwinning in Schottland und mehrere in London.

In diesen Hütten, welche man alle (laut noch heutigem Freimaurerritual) in Gestalt eines länglichen Vierecks errichtete, waren auch wirklich drei Fenster, ein Meistertisch in Osten, Sitze der Aufseher in Süden und Westen. Die Lehrlinge standen in Norden. Es wurde in diesen Bauhütten gearbeitet, vorzüglich wurden Steine geformt, welche Kunst man hauptsächlich geheim zu halten suchte; die Arbeiter wurden wirklich zu bestimmten Stunden und mit gewissen Feierlichkeiten, mit Gebet und guten Ermahnungen an die Arbeit, oder zur Erholung und zum Feierabend berufen; sie erhielten wirklich an der Logenthür des Abends den Lohn gezahlt, und gesellige Vergnügungen schlossen den arbeitsvollen Tag.

Aus Grandidiers essais historiques et topographiques sur l'église cathédrale de Strasbourg (Straßb. 1782) und Schöpflins Alsatia illustrata, wo vom Straßburger Münsterbau gehandelt wird, erhellt, daß die Straßburger Hütte große Aehnlichkeit in Einrichtung, Liturgie und Kunstlehre mit der Altenglischen gehabt habe.

In den alten römischen oder brittannischen Baukorporationen hatte man ohne Zweifel vielerlei Handwerks- und Kunstgeheimnisse, welche durch Tradition fortgepflanzt wurden. Zu diesen Geheimnissen mochten nachher die sinnvollen Verbindungen der Kunst mit dem Weltall; der freie, die ganze Menschheit liebend umfassende Geist des ersten Christenthums mitgezählt werden, als dieser Geist durch die Intoleranz der Heiden, wie der römischen Missionarien, Verbrechen ward.

Die römische Sitte, auch andere angesehene Personen, die nicht Werkmaurer und Baukünstler waren, in die Korporation aufzunehmen, ward beibehalten. Diese, nun zwar nicht Werk- sondern Frei-Maurer, fanden in solcher Verbindung, theils durch die Bewahrung altrömisch-griechisch-christlicher Weisheit in den Jahrhunderten allgemeiner Unwissenheit, theils durch den Trost und Schutz und Verein mit edeln Menschen aller Stände, in den Zeiten so anhaltender politischer Stürme, zumal in England und Schottland, Interesse genug für sich. Zuletzt fiel die Werkmaurerei oder das Handwerk aus diesen Verbindungen ganz hinweg; man behielt nur die antiken Rituale, und verwandelte, was von Werkmaurerei darin geblieben, zu Symbolen höherer Dinge, und bewahrte den ursprünglichen humanen Geist wenigstens — in Worten. So dauerte die uralte Stiftung in ganz andern Verhältnissen fort, und wäre endlich vielleicht ganz verschwunden, hätten nicht die ehmaligen Faktionen in England sie zu ihren politischen Planen benutzt, oder Theosophen und Alchemisten sie als Niederlagen alter Weisheit und als Pflanzschulen geheimer Naturwissenschaften betrachtet. Diesen Umständen danken die Freimaurer die Erhaltung ihrer ältesten Urkunden.

Diese ältesten Urkunden wissen auch noch nichts von Gesellen- und Meistergraden. Sie haben nur Lehrlingslektionen. Spätere Erfindung sind alle Stufen in der Maurerei. Der Gesellen- und Meistergrad ist erst um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts eingeführt worden. Die stärkste Abweichung von der ursprünglichen Einfalt der Maurerei geschah im J. 1717. Damals verbanden sich zu London mehrere Logen, die ein Großmeisterthum stifteten, und eine bisher unbekannte Hierarchie in die Freimaurerei mit manchen andern Dingen einführten, welche den fortdauernden Unterschied zwischen der Freimaurerei nach sogenanntem neuenglischen System und der altenglischen oder schottischen Maurerei bewirkten.

Uns Laien kann diese Sektirerei, welche weniger das Wesen als die Formen der Maurerei angehen, nicht sehr interessiren. Sind sie doch selbst dem Hrn. Krause, als Eingeweihten, so unwichtig, daß er sowohl das neuenglische System als die altenglische Masonerei verwirft, und beide untergehen lassen möchte.

Er erklärt die heutige Freimaurerei für ein geistloses Spiel mit Symbolen; für Geheimnißkrämerei ohne Geheimniß, wo der Gesell und der Meister im zweiten und dritten, und wenns sein muß, auch im siebenzigsten Grade nicht mehr erfährt und lernt, als der Lehrling im ersten. Nur den humanen Geist, der noch altmaurerisch in den Logen webt, möchte er erhalten und der gesammten Menschheit mitgetheilt wissen. „Der jetzige Kulturstand der Menschheit" sagt er, „legt uns die Pflicht auf: unser Institut in ein öffentliches, der ganzen Menschheit gewidmetes Institut, zum Menschenbunde, umzuschaffen, und demzufolge dasselbe in Liturgie und Verfassung und in der ganzen Werkthätigkeit neu, schöner und fruchtbringender zu bilden." — „Ohne das Geheimhalten ganz aufzugeben, ohne unsere Brüderschaft in ein öffentliches, Männern und Weibern, Kindern und Erwachsenen gewidmetes Institut zu verwandeln, ist keine Verbesserung und Erhebung des Ordens, wie sie unser Zeitalter fordert, nicht möglich." — „Der neu zu gründende Menschheitsbund, im Einklang mit den gegenwärtigen höhern Ausbildungen der Staaten, der Religionsgesellschaften, der Wissenschaften und Künste in Europa, soll die ganze menschliche Natur und Bestimmung, so wie die ganze Menschheit und alle ihre Glieder, zugleich als Ein Ganzes, und zwar als ein wohlgegliedertes, gesundes, starkes und schönes Ganzes, umfassen; er soll in allen seinen Mitgliedern die ganze Menschennatur bilden, und in ihnen den urschöpferischen, allgemein menschlichen Sinn erzeugen und erhöhen, der in allem menschlichen Streben und einzelnen Wirken sich ewig gleich, zum Gedeihen alles Menschlichen wesentlich ist." — „In der Freimaurerbrüderschaft liegen die Ideen zu solchem Bunde und Streben nur dunkel; es ist nur Keim; jetzt soll der Keim die untaugliche Hülse abwerfen, und aufsprossen zum Bunde der Menschheit."

In diesem Ton spricht Herr Krause viele Seiten lang, gleich einem Begeisterten, von dem künftigen unvermeidlich entstehenden Menschheitsbunde, der, die Krone des Menschheitslebens, eine Hauptepoche in der Geschichte begründen wird, im Weltall (?) wesentlich, auch auf unserer Erde unentbehrlich ist, und in welchem die Menschheit erst ihre volle Mündigkeit erhalten könne!

Ohne Zweifel meint es Herr Krause sehr gut mit der Menschheit: aber zehn sind gegen eins zu wetten, daß ihm selbst noch nicht klar ist, was er eigentlich will. So wenig wir seine Worte und Phrasen begreifen, mags auch andern damit ergehn; was man sonst deutlich denken kann, pflegt man auch deutlich sprechen zu können. Versteht er aber unter seinem Menschheitsbund einen öffentlichen Verein der guten Menschen aller Geschlechter, Alter, Nationen, Stände und Religionen, um, ohne Rücksicht auf politische oder religiöse Verhältnisse, alle

Menschen und deren Stiftungen, ihren Anlagen gemäß, zur höchsten Vollkommenheit und Vollendung zu bringen: so kennt er die Welt und den Menschen nicht; so hat er sich, wie es schon manchem frommen Schwärmer ging, in ein Ideal verliebt; eine Wolke umarmt.

Es ist wohl möglich, daß viele Freimaurer heutiges Tages aus der gleichen Absicht in den Orden getreten sind, wie sie ein Casino besuchen; es ist auch möglich, daß diese Verbrüderung eben so wohl, wie jedes andere menschliche Institut, durch sittenlose Mitglieder entweiht wird; es kann auch sein, daß die Geheimnisse des Ordens fortan aller Welt offenkundig werden, wozu Hr. Krause reichlich mitgewirkt hat (wobei übrigens wir Laien wenig gewinnen können und der Orden wenig verliert): dies alles aber, und selbst das Krause'sche Ideal eines Menschheitsbundes, wird die Auflösung der Freimaurerbrüderschaft nicht bewirken. Dies Institut wird durch seine besondern Eigenthümlichkeiten, die ihm auch selbst in den verwahrlosetsten Logen verbleiben, und welche sich innig an die menschliche Natur anschliessen, eine lange Dauer behaupten.

Abgerechnet auch allen Zauber der Mysterie für das menschliche Herz, ist diesem schon das Ehrwürdige eines hohen Alterthums, dessen die weit verbreitete Stiftung genießt, und die Magie der symbolischen Kunst, welche überall zu den höhern Angelegenheiten der Menschheit empordeutet, so wie die Verbrüderung zu allen wohlthätigen und gemeinnützigen Dingen, reizend genug. Es wird nicht leicht jemand in die Verbindung der freien Maurer zu treten begehren, der nicht selbst zur Humanität im Leben, zur Toleranz in religiösen Dingen geneigt ist. Schon dies setzt voraus, daß die Glieder des Ordens dem größern Theile nach gebildete, rein menschlich gesinnte, vorurtheilsfreiere und wohlwollende Männer sein müssen. Und mit gebildetern guten Menschen, wie sie auf der ganzen Oberfläche der Erde zerstreut wandeln, durch gemeinsame Gelübde und Verhältnisse verbrüdert sein, mit ihnen, ohne Unterschied bürgerlichen Ranges, ohne Unterschied politischer Nationalverhältnisse, als Menschen, als Kinder des gleichen Gottes, zu gleich wohlthätigen Zielen im Bunde stehen, hat für jeden bessern Sterblichen ohne Zweifel anziehenden Werth.

Diese dem Maurerorden einzig gehörenden Eigenthümlichkeiten, die ihn von allen andern menschlichen Stiftungen auffallend unterscheiden, können durch keine andere Stiftung, am wenigsten durch eine öffentliche allgemeine Vereinigung der Menschen und Nationen, ersetzt werden, so lange wir nicht überall platonische Republiken haben, oder ein Menschengeschlecht nach dem Ideal der Moralphilosophen.

(Der Beschluß folgt.)

# Varietäten.

## Aus Afrika.

— Ein englischer Kaufmann, Namens James Grey Jakson, lebte schon seit langer Zeit in einer marokkanischen, westwärts von Marokko gelegenen Küstenstadt Mogodor. Von hier aus unterhielt er weitläufige Verbindungen mit Völkern des innern Afrika's; hatte auch (vielleicht als Dollmetscher) Zutritt zu den Regierungsarchiven, und dies setzte ihn in den Stand, bei seiner Heimkunft in London eine Beschreibung vom marokkanischen Reich, und dem Bezirk von Suze (dem südlichsten Theil des Staats, durch den Fluß Suze von der Wüste Sahra geschieden) herauszugeben; eines der wichtigsten und lehrreichsten Werke über diese uns Europäern noch wenig, oft gar nicht bekannten Regionen. Dieses Werk (Account of the Empire of Marocco and the district of Suze u. s. w.) erschien erst im Laufe dieses Jahrs, und verdient eine sorgfältige Uebersetzung ins Deutsche.

Nach Jaksons sehr umständlich geordneten Angaben hat das marokkanische Reich eine Bevölkerung von 14,886,000 Seelen; auch die bisher in Europa kaum dem Namen nach bekannte Provinz Tafilet gehört dazu. Die Regierungsform ist absolut despotisch; die Statthalter des Kaisers haben den Titel der Kalifen. Das Volk hat eine knechtische, argwöhnische, listige und grausame Gemüthsart. Dabei ist es so stolz gegen Fremdlinge, daß es alle Europäer nur schlechtweg Kafir oder Barbaren heißt. Doch ist es tolerant genug, den Christen zu Marokko, Mekinez und Mogodor mehrere (katholische) Kirchen zu gestatten.

Wachs, Elfenbein, Goldstaub, getrocknete Früchte, Getraide, Gummi sind die vornehmsten Ausfuhrartikel. Von Ceuta und Tanger aus wird Gibraltar mit Lebensmitteln versorgt. Aus europäischen Fabrikaten und Kolonialwaaren besteht die Einfuhr. — Strandrecht wird ohne Schonung geübt; wenn Schiffe scheitern, wird von den Küstenbewohnern alles ausgeplündert, und die Schiffsmannschaft auf den Sklavenmärkten verkauft. Man zahlt aber für die schwarzen Sklaven, von Tombuktu, aus Afrika's Innerm, gebracht, mehr, als für die Europäer.

Tombuktu, dem sich schon Mungo Park im J. 1796 bis auf zwölf Tagereisen näherte, scheint einer der Haupthandelsplätze des unermeßlichen Kontinents von Afrika zu sein, und ist in regelmäßigen Handelsverbindungen mit den Seestaaten im Norden und Westen. Hier vereinigen sich im April oder September die einzelnen Karavanen, „Kafila" genannt, um in großen Zügen, „Akkabaah" heißen sie alsdann, durch die große Wüste Sahra, von Oase zu Oase, zu wandern. Immer ist diese Reise gefährlich, besonders wegen des heissen Samums, der alle Schläuche mit dem Getränke austrocknet, und selbst die Quellen in den Oasen vernichtet. So kam noch im J. 1805 eine Karavane von 2000 Menschen und 1800 Kameelen, die von Tombuktu nach Tafilet zog, in der Wüste um. Ein großer Haufen Knochen bezeichnet noch die Stätte, wo sie zu leben aufhörte. — Von Fez bis Tombuktu ist die Karavane beinahe fünf Monate unterwegs. Die Hälfte dieser Zeit bringt sie aber mit Ausruhn in den Oasen oder fruchtbaren Stellen der Wüste zu.

Irländische und schlesische Leinwand, rohe indische Seide, raffinirter Zucker, Korallen, Salz, Gewürze, und Stoffe aus den Fabriken von Marokko und Tafilet sind die Hauptgegenstände, die von den Küstenstaaten nach Tombuktu zu Markte kommen. Man bringt von daher Goldstaub, Gold in Ringen und Barren, Elfenbein, Gummi, und Neger, welche durch die Sklavenhändler von Wangara und Hussa aus dem unbekannten Innern nach Tombuktu geschleppt werden. Diese Neger kosten gewöhnlich 18 Pf. Sterl., man zahlt aber auch 70—80 Guineen für eine junge schöne Sklavin von Hussa.

Genug Tombuktu, eine der größten und reichsten Städte Afrika's, verdient alle Aufmerksamkeit der Europäer. Man weiß selbst, daß zwischen Tombuktu über Kaschne, Wangara, bis Burnu, Fezzan und Aegypten Handelswechsel statt findet. — Vielleicht erfahren wir noch Näheres über diese Gegenden von dem längst verloren geglaubten, berühmten Mungo Park, wenn anders die Hoffnung nicht getäuscht wird, welche Oberst Maxwell, Gouverneur von Senegal, in seinem Briefe vom 6 Juli 1810 gab, dem zufolge man Nachricht hatte, Mungo Park komme, nach Verlust aller Reisegefährten, am Süduser des Senegal über Galam zurück.




# Miszellen
für die
# Neueste Weltkunde.

Sonnabend —— Nro. 94. —— den 24 November 1810.


## Der Graf von Bombelles.

Die tief eingreifenden Folgen der Revolution in das Glück und Leben einzelner Menschen und Geschlechter wären gewiß für den Beobachter nicht minder erschütternd, als jene, die sich in dem Umsturz grosser Reiche äusserten. Aber furchtsam oder schamhaft verbargen tausend Unglückliche ihr Schicksal, und überliessen es der Fantasie der Romandichter, darüber zu brüten. Noch heut lebt mancher Edle, im Glanz der ersten Höfe erzogen, nun kaum bemerkt, im Staube der größten Dürftigkeit. Nicht alle hatten die Seelengröße des Grafen von Bombelles, den sein Schicksal verfolgen, aber nie beherrschen konnte.

Der Graf von Bombelles, Sohn eines der edelsten Geschlechter, war von Ludwig dem Sechszehnten an mehrern Höfen angestellt. Er befand sich beim Ausbruch der Revolution als Gesandter zu Venedig. Mit ganzer Seele seinem Monarchen ergeben, verweigerte er stolz Robespierren den Eid der Treue. Er verließ daher seinen Posten, und begab sich mit seiner Familie nach Neapel, wo er vom Hofe eine Pension von tausend Dukaten bezog. Er genoß sie nicht in Unthätigkeit. Er weihte dankbar sein Leben dem Hause Bourbon. Er bereisete für die Sache desselben mehrere Höfe, und ließ zu Gunsten der Bourbonen im Jahr 1795 eine Vertheidigung drucken.

Doch jener Zufluchtsort und die mäßige damit verknüpfte Unterstützung ward dem Grafen von Bombelles mit dem Sturz der vormaligen Dynastie zu Neapel entrissen. Er sah sich nun genöthigt, mit seiner Familie nach Wien zu fliehen, wo er eine seinem Stande und seinem Karakter angemessene Aufnahme fand. Um so glücklicher fühlte er sich in dem neuen Kreise, da er seine beiden Söhne dem Dienste eines Staates zu weihen Gelegenheit fand, dem er jetzt so viel zu verdanken hatte. Allein die heitere Aussicht, die ihm für kurze Zeit lächelte, ward im Jahr 1802 durch den Tod der innig geliebten Gattin getrübt. Dieser Verlust beugte ihn so tief, daß er ganz von dem Schauplatze des weltlichen Lebens zurückzutreten und sich dem geistlichen Stande zu widmen beschloß.

Begeistert von seinem frommen Vorsatze, war es ihm leicht, seine Ansprüche und Bedürfnisse zu beschränken. Er stand nicht an, sich mit einer mäßigen Pfarrstelle zu begnügen, die ihm vom preussischen Hofe auf dem Lande, und zwar in Oberschlesien, als Zufluchtsort angeboten ward.

So lebte nun Graf von Bombelles im Schoos seiner Gemeinden zu Opperndorf und Ritterswalde zufrieden, mit dem einzigen Ehrgeiz, die Liebe und Achtung derselben zu verdienen.

Wenige Jahre, und der Krieg zwischen Frankreich und Preussen brach aus. Schlesien ward vom siegenden Feinde besetzt. Das Schicksal bot nun dem Grafen von Bombelles Gelegenheit genug dar, dem Drange seines Herzens, seinem neuen Vaterlande und seinen Gemeinden Beweise eines menschenfreundlichen und patriotischen Gemüths zu geben, genügen zu können.

Opperndorf, eine Meile von Neisse gelegen, fand sich, wegen seiner Lage an der Straße von Neisse nach Kosel und Neustadt, vorzüglich der Mißhandlung des Feindes ausgesetzt. Mehrere Bundestruppen verübten schon am 2 Febr. 1807 daselbst mancherlei Gewaltthätigkeiten, wobei ein Greis von 84 Jahren verwundet ward.

Graf von Bombelles hatte dies kaum in Erfahrung gebracht, so eilte er herbei, ließ den Greis auf seine Kosten heilen,

und gab seinen Pfarrkindern Weisung, ihn bei der geringsten Besorgniß wegen Plünderung Tags oder Nachts herbeizurufen. Die Opperndorfer hatten nur zu oft Ursache, dies zu thun, und wirklich wurden ihre Leiden durch ihn vielfältig gemildert.

Einen vorzüglich harten Stand hatte Bombelles, als am 23 Febr. die Bundestruppen gegen Neisse vorrückten, und die Opperndorfer daher den stärksten Besuch von ihren Feinden hatten. Diese forderten mehr als aufzubringen war, und nur durch Vermittelung des thätigen Bombelles standen sie von Strenge ab und begnügten sie sich mit wenigerm. Es verging kein Tag, den der wohlthätige Mann nicht unter bangen Besorgnissen für sich und seine Gemeinde verlebte. Indeß alles dies konnte ihn nicht in seiner Beharrlichkeit wankend machen, oder ihn von seiner Gemeinde trennen. Selbst das Anerbieten des Fürstbischofs, der ihm für seine Person einen sichern Zufluchtsort geben wollte, lockte ihn nicht; und als ein Pfarrer der Gegend bei ihm fragte, ob er seine Pfarre verlassen sollte, antwortete der Graf in dem ihm eigenen biedersinnigen Tone: „Wollen Sie der Hirt sein, der seine Heerde verläßt, wenn der Wolf sie bedroht? Unser Monarch und der Fürstbischof haben uns nicht Pfarren verliehen, bloß Freuden, sondern auch Leiden mit unsern Kirchkindern zu theilen! Der wahre Hirt gibt sein Leben für seine Heerde." — Indem er diese Worte sprach, sah er seinen Weinkeller von einigen fremden Soldaten plündern. „Da sehen Sie, Herr Bruder," fuhr er gelassen fort, „daß ich auch hier nicht auf Rosen wandele. Ich bleibe. Mag es kommen wie es wolle."

Ob er gleich, um seiner Gemeinde vor Erpressungen Sicherheit zu verschaffen, für sie vom Oberstlieutenant Theobald eine Sauvegarde erhielt, half es ihm doch wenig, weil sie nicht respektirt ward; dies gelang ihm erst durch die Bekanntschaft mit dem Divisionsgeneral Vandamme.

Zufällig hatte Vandamme nämlich erfahren, daß Graf von Bombelles, ehmaliger Gesandter in Venedig, Pfarrer von Opperndorf sei. Erstaunt über eine solche Metamorphose, ließ er ihn durch den Grafen von Larisch nach Bielau einladen. „Sie haben viel Angst ausgestanden, Herr Pfarrer," rief ihm der General zu, als er vor ihn trat.

— Angst wahrlich nicht, Herr General; aber etwas geplagt bin ich worden — versetzte der Graf.

„Das macht Ihrem männlichen Muthe viel Ehre!"

— Der ist nicht von mir gewichen, obgleich ich schon längst nicht mehr die Uniform, wie Ew. Exzellenz, trage. Denn ich war auch General und Botschafter Ludwigs XVI. —

„Das wußte ich schon; doch ich wünschte es aus Ihrem eigenen Munde zu hören. Ich werde nun für Sie thun, was in meinen Kräften steht. Sie haben sich von mir eines ausgezeichneten Schutzes zu gewärtigen. Sogleich soll Ihnen eine Sauvegarde gegeben werden."

— Erlauben Sie mir, Herr General, diese zu verbitten. Meine Gemeinden haben schon zuviel gelitten; sie können selbst die kostbare Verpflegung einer Sauvegarde nicht mehr bestreiten. Gestatten Sie mir nur, selbst Sanvegarde zu sein. —

„Ich bins zufrieden," versetzte der General, „und ich werde Ihnen treulich helfen."

Kurz darauf überraschte Vandamme den Grafen von Bombelles mit einem Besuch. „Ich komme, Herr Pfarrer, bei Ihnen die Ostern zuzubringen!" sagte er. Nach diesem wiederholte er noch einigemal seinen Besuch.

Man kann leicht denken, daß der Graf die Bekanntschaft des Generals nicht vernachlässigte, und oft Gegenbesuche machte, um seiner Gemeinde zu nützen, aber keineswegs, wie man verbreitet hatte, von ihr die Lasten auf andere zu wälzen. Alles, was das Kreis-Comité ausgeschrieben, hat Opperndorf und Ritterswalde nach Verhältniß geleistet. Höchstens von Arbeiten an Laufgraben, jedoch ohne daß von andern Dorfschaften desfalls mehr ausgeschrieben werden durfte, hat er seine Kirchkinder frei zu machen und Vieh und Effekten, das ihnen von den Bundestruppen weggeführt worden war, wiederzuschaffen gesucht. Ausserdem hat er zwölf Weibern ans der Gegend von Oppeln die Erlaubniß verschafft, ihre Männer und Kinder in Neisse besuchen zu dürfen, und dreißig Soldaten, welche vermöge der Kapitulation von Neisse Kriegesgefangene waren, von diesem Schicksal so frei gemacht, daß sie schon einen Tag vor Uebergabe der Festung mit Pässen versehen wurden, um zu den Ihrigen gehen zu können. Und so könnten noch mehrere Züge angeführt werden, welche seinen Eifer darthun, jedem in jener bedrängten Zeit zu dienen und zu helfen.

Sein Patriotismus beschämte den Patriotismus manches nationalen Preussen. Bei der Tafel des Generals Vandamme äusserte sich einst ein Offizier der Bundestruppen etwas dreist über den König von Preussen. „Ich bitte, Herr General," nahm Graf Bombelles das Wort, „daß in meiner Gegenwart an Ihrer Tafel von meinem Könige mit gehöriger Achtung gesprochen werde. Er ist mein Herr, und als mir Niemand Unterstützung reichte, erhielt ich sie von ihm." — Sehr liebreich nahm Vandamme diese Aeusserung auf, und als er zum letztenmal Opperndorf besuchte und die Gemeinden dem General ihren Dank für den verliehenen Schutz abstatteten, sagte er: „Es ist von Herzen geschehen, da euer Pfarrer, und auch ihr, wie er versichert, treue und euerm Könige ergebene Unterthanen seid."

Einem Hauptmann, der dem gräflichen Pfarrer anzeigte, das Blockhaus bei Neisse sei schon genommen, und die Festung müsse bald übergehen, antwortete er: „Mit solchen Nachrichten verschonen Sie mich; wenn ich sie anch zuletzt erfahre, vernehme ich sie noch immer zu früh." Und als einige von seiner Gemeinde aus Verzweifelung wünschten, daß die Festung Neisse bald übergeben möchte, sagte er: „Flehet zum Himmel, daß sie nie übergehe, denn das ist ein Unglück für unsern König nnd für uns alle!"

Die ihn nicht näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten, glaubten auch wohl, er habe sich die Gewogenheit des Generals Vandamme durch Schmeicheleien gewonnen. Nichts weniger als dies. Graf von Bombelles war eben in Bielau, als die Nachricht von der Gefangennehmung des Adjutanten von Rottenburg ankam, der wieder sein gegebenes Wort sich von neuem dem Dienste des Vaterlandes gewidmet hatte. Vandamme äusserte, daß Rottenburg sofort erschossen werden solle. „Das können und werden Sie, Herr General, nicht thun," rief Bombelles, „ohne sich eine Schandsäule zu bauen. Gewiß verdient der Mann, der Alles für seinen König aufzuopfern bereit ist, vielmehr Ihre Achtung. Wenn unser Monarch lauter solche Soldaten gehabt hätte, wären Sie nicht hier."

Wen lassen diese schönen Züge ungerührt? Wer wird nicht der Tugend des ehrwürdigen Grafen von Bombelles Achtung und seinem Schicksal Mitleiden schenken? — Friedrich Wilhem der Gerechte ließ den Edeln nicht unbelohnt. Er

hat ihm ein reichlicheres Auskommen beschieden, indem er ihn als Dechant nach Glogau befördern ließ.

Sr.

## Ueber einige der neuesten Versuche zur Beförderung der Kultur in Kunst, Wissenschaft und Leben.

### 4.

Versuche zur Einführung der Gleichheit in Maas und Gewicht.

Seit Erscheinung des Gesetzes vom 19 Frimaire Jahr 8 der gewesenen französischen Republik hat man sich in Frankreich auf alle Art bemüht, das neue Dezimalsystem der Maaße und Gewichte in Gang zu bringen. Allein man ist damit zur Stunde noch nicht weit gekommen. Troß alles Ernstes amtlicher Behörden, troß aller Versuche, durch vergleichende Tabellen den Gebrauch der neuen Maaße und Gewichte zu erleichtern, beliebt oder nothwendig zu machen, behält jeder daheim seine alte Berechnungsart bei, und begnügt sich, da, wo es offiziell gefordert wird, sie in die neue Sprache zu übersetzen. Selbst in großen Städten ist es noch nicht anders; was soll man von den Landleuten erwarten? Es gehören ein Paar Generationen dazu, ehe jeder sein Eigenthum in den neuen Maas- und Gewichtsverhältnissen denken kann. Denn wenn es auch eine Kleinigkeit wäre, uralte Gewohnheiten, die ihre Wurzeln tief in alle einzelne Umstände häuslichen und bürgerlichen Seins getrieben haben, in Folge eines Dekrets sogleich abzulegen: so muß doch bei jedem, der die Umwälzung eines der wichtigsten Theile seiner Vorstellungen und Begriffe vornehmen soll, genugsame arithmetische Kenntniß vorausgesetzt werden. Aber das heißt bei der großen Masse des Volks viel voraussehen!

Daher erscheinen noch alle Jahre in Frankreich so wie in Italien frische Hilfsmittel zur Begünstigung des neuen Maas- und Gewichtsystems. Ein Signor Loonelli gab erst vor kurzem in Mailand zwei Bände voll Tabellen heraus, um seinen Landsleuten das Geschäft zu erleichtern. In Paris machten die Herrn Martin, Ray und Bellard erst vor wenigen Wochen einen Régulateur universel des poids et mesures, invention nouvelle pour apprendre, seul et sans maître, à trouver les rapports réciproques des poids et mesures de tous les pays, et du nouveau système décimal etc. bekannt, von welchem selbst Prony in seinem Bericht an das französische Institut sagt, daß diese Arbeit die einfachste und vollständigste in ihrer Art, und von allem, was je erschien, die beste sei, um den Gebrauch des Dezimalsystems zu erleichtern und fortzupflanzen. Doch schwerlich wird man es zwanzig bis dreißig Millionen Menschen zumuthen, dicke und kostbare Bücher anzuschaffen, die der größte Theil nicht lesen, und wenn lesen, nicht bezahlen kann.

Da das neue Dezimalsystem nun in Frankreich so träge Fortschritte macht, ist wohl nicht zu erwarten, daß es leicht in andern europäischen Reichen, troß seiner theoretischen Vollkommenheit, adoptirt werde. Die meisten Völker haben so viel gelitten, so viel Verwandlungen erfahren, mit so viel neuen Gesetzen und Verhältnissen zu schaffen, daß sie sich kaum noch mit altem Maas und Gewicht überall zurecht finden mögen, und man, ohne die Verwirrung zu vergrößern, welche nothwendig bei neuen Organisationen statt findet, keine Revolution in den Begriffen vom Eigenthum vornehmen darf.

Daher begnügten sich deutsche Monarchen, deren Staatenumfang durch neue Erwerbungen vergrößert wurde, Maas und Gewicht der Mehrzahl des Landes zum allgemeinen ihres Reiches zu machen, weil eine Gleichheit des Systems für den Verkehr im Innern dringende Angelegenheit war.

So stellte König Friedrich von Würtemberg im J. 1806 die vom Herzog Christoph schon in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts eingeführten Gewichte und Maaße in seinem Reiche her. Noch befanden sich in Stuttgard die Urmaaße der Vorzeit. Ungeachtet sie weder unter sich selbst jene harmonischen Verhältnisse haben, wie die neufranzösischen, noch mit diesen in besonderm Einklang stehen, sind sie doch den bisher üblich gewesenen nahe genug verwandt, um keine allzuharte und gewaltsame Abänderung zu bewirken. Dabei haben sie den Vortheil der Einfachheit, indem sie alle aus einem Maas, dem Fuß (gleich 127 Pariser Linien) hergeleitet sind, so daß sie nur einen Fuß, ein Flächenmaas, ein Pfund (das Gewicht von 1 Kubikfuß destillirten Wassers bei + 13°, 1 Reaumur ist gleich 50 Pfunden) festsetzen. Hingegen die Hohlmaaße stehen weder mit jenen, noch mit sich selbst in einem bestimmten Zusammenhange.

Eben so verfuhr König Maximilian Joseph von Baiern. Durch die Verordnung vom 28 Februar 1809 gab er den verschiedenen Provinzen seines Reichs einerlei Maas, Gewicht und Münzfuß, die noch weniger Verwandtschaft unter sich in ihren Theilen, und fast gar keine mit dem metrischen System der Franzosen haben. Denn für das Längenmaas ward der altbaiersche Fuß (gleich 291,850 Millimetres) die Einheit; der Fuß ist in zwölf Zolle, der Zoll in zwölf Linien, die Ruthe hingegen in zehn Fuß, die Elle in 2 Fuß 10 1/4 Zoll getheilt u. s. w. während die würtembergischen Längen- und Flächenmaaße durchgehends dezimal sind. Für Flüssigkeiten ist in Baiern die Maaskanne (gleich 43 baierschen Dezimalkubikzollen) die Einheit; für Getraidemaas die altbaiersche Metze (gleich 43 2/3 Maaskannen; fürs Gewicht das aus 32 Loth bestehende altbaiersche Pfund (gleich 560 Grammes) u. s. w.

In mehrern Kantonen der Schweiz, im Großherzogthum Baden, so wie in andern Staaten des Rheinbundes, wird mit Ernst an eine Gleichstellung der verschiedenen Maaße und Gewichte gedacht, um die aus der bisherigen Ungleichheit entsprungenen Beschwerlichkeiten zu vermeiden. Wie aber auch die Arbeit entworfen und ausgeführt werde, immer wird, mit den leisesten Abänderungen alter Herkömmlichkeiten, wider Behaglichkeit und Uebung vieler tausend Familien gestoßen, und dennoch zwischen den verschiedenen Nationen und Staaten selbst die Ungleichheit nicht aufgehoben werden. Denn einerlei Maas und Gewicht bei allen europäischen Nationen einzuführen, ist wohl nicht minder schwierig, als den Europäern einerlei Sprache oder Religion geben.

Demungeachtet kann sich kein vernünftiger Mann des Wunsches enthalten, daß, wenn einmal in einem Lande die Reform vorgenommen werden soll, sie der Vollkommenheit so nahe als möglich gebracht, zwar den bisherigen Gebräuchen und Namen anpassend, aber auch dem theoretisch-richtigsten, das heißt, dem metrischen System Frankreichs innigst verwandt gemacht werde. Die Aufgabe ist schwierig, aber daß sie doch gelöset werden könne, bewies zum Theil der scharfsinnige Akademiker Tralles in seinem sinnreichen Entwurf des helvetischen Maassystems im Jahr 1801. Freilich auch seine

Längen-, Flächen- und Kubikmaaße wichen durchaus von den gewöhnlichen ab, indem er den zehnten Theil des Meters (bei ihm die Hand geheißen) zum Grundmaas erhob, den Meter zum Stab machte, und weder Schuh, noch Ruthe, noch Elle, noch Klafter eintreten ließ.

Glücklicher scheint uns dies wichtige Problem nun von dem großherzoglich-badenschen Hofrath Mich. Friedr. Wild gelöset worden zu sein, dessen erst vor kurzem vollendetes Werk „Ueber allgemeines Maas und Gewicht, aus den Forderungen der Natur, des Handels, der Polizei und der gegenwärtig noch üblichen Maaße und Gewichte abgeleitet" u. s. w. (Freiburg, 1810. Zwei Theile. 8. mit Kupfern) als ein Hauptwerk in den Händen aller derer zu sein verdient, die aus eigenem Interesse oder aus amtlichen Pflichten diesen großen Gegenstand behandeln wollen. Denn was auf denselben in irgend einiger Beziehung steht, wird in dieser Schrift mit erschöpfender Gründlichkeit besprochen.

Ueberzeugt von den großen Vorzügen der Hauptgrundlagen des metrischen Systems von Frankreich, und den Vortheilen für den Verkehr, die aus der Harmonie der Maas- und Gewichtsysteme anderer Nationen mit diesem entstehen müssen; aber eben so sehr überzeugt von der Nothwendigkeit, sich bei einer Reform aufs möglichste den vorhandenen, fast von allen Nationen der Welt gekannten, natürlichen Maaßen (Fuß, Elle, Klafter, Stunde, Mannwerk) oder durch allgemeine Uebung zur Natur gewordenen (Stab, Ruthe, Pfund, Maas) anzuschliessen, — schlägt Herr Wild als Grundmaas drei Dezimeter des neufranzösischen Längenmaaßes vor, und nennt ihn das mittlere Fußmaas. *)

Dieser mittlere Fuß stimmt, um ein Geringes abweichend, mit den üblichen Feld- und Werkschuhen der Franzosen, Deutschen und Schweizer überein. Es würde daher von keiner besondern Schwierigkeit sein, die mannigfaltigen Fußmaaße eines Landes auf diesen mittlern Fuß zurückzuführen.

Nach diesem sind nun 2 Fuß (oder 6 Dezimeter) eine Elle, 6 Fuß ein Klafter, 10 Fuß eine Ruthe (3 Meter), 15,000 Fuß eine Wegstunde (der Grad zu 25 Wegstunden); in gleichen Verhältnissen ergeben sich die Geviert- und die Würfelmaaße.

Zur Haupteinheit der Hohlmaaße nahm Hr. Wild den Sester für trockene, die Stütze für flüssige Sachen an, beide gleich 555 5/9 Kubikzolle; 10 derselben sind gleich einem Malter oder Ohm, 100 gleich einem Zuber oder Fuder; das Meßlein (für trockene), die Maas (für flüssige Dinge) ist der zehnte und der Becher oder das Glas der hundertste Theil des Sesters oder der Stütze. Danach werden nun auch die bekannten Zwischenmaaße, Vierling, Schoppen u. s. w. bestimmt.

Als Einheit für Gewichte wird das Pfund genommen. Der vierundfünfzigste Theil vom Gewicht der Menge des reinsten und dichtesten Wassers, welches einen Kubikfuß anfüllt, ist gleich einem Pfunde. Ein Kubikfuß enthält also 54 Pfund Wasser; oder ein Maas drei Pfund. Zehn Pfund machen einen Stein, zehn Steine einen Zentner u. s. w.

Man bemerkt bald, daß die Einheiten der Gewichte und Hohlmaaße mit den Längen- und Flächenmaaßen in übeln Verhältnissen stehen; daß hier dem Ueblichen der Vorzug vor dem Systematischen gegeben, und diesem nur soviel angepaßt wurde, als es anging, ohne dem Gewohnten Gewalt zu thun. Aber überhaupt ist die Deduktion der Hohlmaaße und Gewichte aus dem Längenmaaße das Schwierigste in dem ganzen Geschäft; und dennoch hat Hr. Wild so trifftige Gründe für seine Wahl beigebracht, daß man ihm gern das Verdienst zugesteht, das Problem, unter den von ihm selbst aufgestellten schweren Bedingungen, glücklich genug auch in dieser Hinsicht gelöset zu haben.

Es ist hier nicht der Ort, das System des Hrn. Wild weiter zu analysiren, da wir nur die Bemühungen dieses würdigen Mannes geschichtlich anzuführen hatten, dessen Werk, bei allen künftig wegen Gleichstellung mannigfaltiger Gewichte und Maaße vorzunehmenden Arbeiten, als eine der vortrefflichsten Vorarbeiten benutzt zu werden verdient.

*) Es wurde in einem Kanton der Schweiz bei der über die Reform der ungleichen Maaße und Gewichte niedergesetzten Kommission die gleiche Idee rege; der Schuh (oder drei Dezimeter, der Zürichfuß) zum Grundmaas gemacht; der Schuh in 10 Zoll, der Zoll in 10 Linien getheilt u. s. w. Man nannte 2 Fuß eine Elle, 6 Fuß ein Klafter, 10 Fuß eine Ruthe, 10 Ruthen (100 Schuh) eine Kette, 10 Ketten (1000 Fuß) eine Strecke, 10 Strecken (10,000 Fuß) eine halbe Stunde, 20 Strecken (20,000 Fuß) eine ganze Stunde u. s. w.

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

—— * Bemerkenswerth, theils für die Geschichte der kleinern Höfe in Deutschland, theils für den gegenwärtigen noch sehr glücklichen Stand der Preßfreiheit in Deutschland, ist das neueste Heft (das erste Heft des dritten Bandes) von Theodor von Kretschmanns Zeitschrift „Hof und Staat". Der Herausgeber, als ehmaliger Minister des Herzogs von Koburg, erzählt darin die Geschichte seiner Dienstjahre in Koburg, mit einigen Anmerkungen vom großherzoglich-badenschen Regierungs- und Kreisrath, Hrn. Hartleben, begleitet. Dies geschieht (zu seiner Vertheidigung gegen verschiedene ihm öffentlich gemachte Beschuldigungen) mit einer seltenen Freimüthigkeit, welche das Innere einer bis aufs äusserste zerrütteten Hofhaltung (sie mußte, und zwar die ganze herzogliche Familie von Koburg, mit den herzoglichen Kindern und sämmtlicher Hofdienerschaft, im Jahr 1800 von 59,000 Gulden rheinisch leben, welche noch dazu durch das Lotto höchst unsicher waren!) und das Geheimniß seltsam verschlungener Intriguen hell durchschauen läßt. — Ohne Zweifel wird dieser kühne Schritt des Hrn. von Kretschmann nicht unerwiedert bleiben — die Wahrheit kann nur durch Publizität gewonnen, die gekränkte Unschuld nur durch Publizität an ihren Verfolgern gerächt werden.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 20.)

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Samstags —— Nro. 20. —— den 24 November 1810.

## Kosmetik für Damen.

Unter den zufälligen Glücksgütern, die Mutter Natur ihren Lieblingen spendet, ist Körperschönheit wohl eines der schätzbarsten, ein offner Empfehlungsbrief in allen gegenwärtigen und künftigen Verhältnissen des Lebens. Vergänglicher ist indessen die Wohlgestalt des Weibes, als jene des Mannes. Dieser kann, mit weniger Aufmerksamkeit auf sich selbst, leicht die seinige erhalten, aber — kaum hat das Weib seine Bestimmung als Gattin und Mutter erfüllt, oder sonst einiges Ordnungswidrige erfahren, das den holden Traum des Jugendalters endet, so sieht es seine Reize dahin welken. Und doch ist die Schönheit für das andere Geschlecht unendlich wichtiger, als für das männliche.

Die Kunst ist im Besitze so mancher Mittel, nicht nur die flüchtigen Körperreize zu fesseln, und ihre Macht ungeschwächt durch Nebeneindrücke wirken zu lassen, sondern auch die Last der Jahre zu erleichtern, und ihre Eindrücke dem Scharfblicke der Welt möglichst zu entrücken. Beide Zwecke vereint das

Kosmetische Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1811, zur gesundheitsmäßigen Schönheitspflege ihres Körpers durchs ganze Leben, und in allen Lebensverhältnissen, von Dr. und Professor C. H. Th. Schreger dem Jüngern. Mit einem Kupfer. 8. 1 Thlr. 4 Gr., oder 1 fl 48 kr.

welches bei J. L. Schrag in Nürnberg erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Mütter und Töchter finden in diesem Buche eine, aus Hygiäens Gesundheitsquelle geschöpfte, Anweisung zur zweckmäßigsten Schönheitspflege ihres Körpers in jeglichem Lebensverhältnisse.

Die beiden ersten Abschnitte enthalten diese Schönheitspflege im Allgemeinen, von der Geburt an, nicht nur durch alle Lebensstufen, sondern auch während der monatlichen Perioden, der Schwangerschaft, Kindbettzeit, Säugungsfrist, und im spätern Alter.

Der dritte Abschnitt lehrt die besondere Schönheitspflege des Hautorgans, so wie einzelner Gebilde des weiblichen Körpers: des Gesichts, Halses, Busens, Haupthaars, der Augen, Zähne, Arme, Hände und Füße.

Der vierte Abschnitt enthält eine Auswahl geprüfter äusserer Schönheitsmittel, als: 1) Bäder, 2) Waschwasser, 3) Salben und Pommaden für die Haut, Haare, Haarpuder, Haarschminken, Haarwuchs befördernde Mittel, 4) wohlriechende Waschpulver, Pasten und Seifen, 5) Schönheitsmittel für die Nägel, 6) Zahnpulver, Zahnlatwergen, Zahntinkturen, 7) und 8) Mittel zur Parfümirung des Mundes, Athems und der Nase.

Damen, welchen die Kunstschminke einmal zum Bedürfniß geworden ist, oder, wie den Künstlerinen auf der Bühne, von ihrem Berufe aufgedrungen wird, finden im fünften Abschnitt mehrere Vorschriften zur Selbstbereitung, und gefahrlosern Anwendungsart von mancherlei unschuldigen Schminksorten, nebst den Unterscheidungszeichen derselben von schlechtern und schädlichern Schönheits- und Schminkmitteln, wie sie oft im Handel vorkommen.

Der Anhang endlich giebt einige Vorschriften zur Selbstbereitung verschiedener Zimmerluftreinigungsmittel, Zimmer-, Kleider-, Wäsche- und andere zur weiblichen Kosmetik gehörigen Parfüms.

Dieses gemeinnützige Taschenbuch, das der erfahrne und durch mehrere medizinische Schriften berühmte Herr Verfasser Deutschlands gebildeten Müttern und Töchtern weiht, eignet sich nicht nur zum würdigsten Geschenk an dieselben auf das Jahr 1811, sondern ist jedem Frauenzimmer als ein unentbehrliches Hülfsbuch besonders zu empfehlen.

---

Verzeichniß der Bücher welche in der Ostermesse 1810 in der Weidmannischen Buchhandlung in Leipzig fertig geworden, und um die beigesetzten Preise in allen Buchhandlungen zu bekommen sind:

Aristophanis Comoediae auctoritate libri praeclarissimi saeculi decimi emendatae a Phil. Invernizio. Accedunt crit. animadvers., scholia graeca, indices et virorum doct. adnotationes. Vol. IV Commentarios interpretum complexum. Vol II Curavit Christian. Dan. Beckius. 8. maj. Charta script. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

* —— Idem liber, charta belg. opt. 5 Thlr. 16 Gr. oder 10 fl. 12 kr.

Etiam sub titulo:

Commentarii in Aristophanis Commoedias. Collegit, digessit, auxit C. D. Beck Vol. II. Commentarii in Nubes etc. cont. 8 maj.

Bells, Benjamin, Lehrbegriff der Wundarzneikunst. Aus dem Englischen nach der siebenten Ausgabe übersetzt; mit Zusätzen und Anmerkungen; siebenter und letzter Theil, nebst einem Register über alle Theile, und mit vier Kupfertafeln. Dritte vermehrte Auflage. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr.

Burdach's, Dr. und Professor Karl Friedr., Physiologie. gr. 8. 2 Thlr. 18 gr. oder 4 fl. 57 kr.

Catalogus librorum qui librariae Weidmanniae sumtibus sunt editi coëmtive vel quorum copia suppetit etc. 8 maj. (gratis distribuitur).

Heinrich's, Christoph Gottlob, Handbuch der sächsischen Geschichte. Erster Theil. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl 24 kr.

Jördens, Karl Heinrich, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Fünfter Band. T — Z. gr. 8. 2 Thlr. 21 Gr. oder 5 fl. 10 kr.

Jördens, K. H., dasselbe Buch, auf französ. Schreibpapier. 3 Thlr. 16 Gr. oder 6 fl. 36 kr.
Kalender, Königlich-Sächsischer, Hof- und Staats-, auf das Jahr 1810, auf Schreibpapier. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.
Sapphus Lesbiae Carmina et Fragmenta. Recensuit, commentario illustravit, schemata musica adjecit et Indices confecit Henr. Frid. Magnus Volger. 8. Charta script. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.
—— Idem liber, charta meliori. 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr.
* —— Idem liber, charta membran, (velin). 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl.
Weber's, Dr. Georg Michel, Handbuch des in Deutschland üblichen Lehenrechts, nach den Grundsätzen Georg Ludw. Böhmer's. Dritter Theil. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.
—— Dasselbe Buch, auf Schreibpapier. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

---

## Die allgemeine Modenzeitung,

herausgegeben von Dr. Bergk, liefert fortwährend das Neueste und Interessanteste aus dem Gebiete der Mode und des Geschmacks, und das allwöchentlich beigegebene illuminirte Kupfer stellt die neuesten französischen und englischen Moden in Putz und Kleidung der Damen und Herren genau und schön dar. Auch neue Erfindungen und Verschönerungen am Ameublement sind nicht ausgeschlossen. Eine monatliche Musterkarte von seidenen, baumwollenen und andern Zeugen, bringt dem Publikum auch in diesem Fach das Geschmackvollste zur Ansicht. Außerdem eignet sich diese Zeitschrift, wegen ihrer allgemein interessanten, geistreichen Aufsätze zu einer anziehenden Lektüre für jeden gebildeten Leser. Wöchentlich erscheinen nebst dem Kupfer zwei Stücke, und das beigefügte Intelligenzblatt steht Jedermann zu Bekanntmachung pr. Zeile 2 Gr. zu Diensten.

Industrie-Comptoir.

---

Ueber medizinische Volksirrthümer, von M. Richerand, Professor der Fakultät der Medizin zu Paris u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt von W—. Leipzig 1811. (In Kommission bei C. Cnoblauch). 12 Gr. oder 54 kr.

Wir kündigen hier dem Publikum die Verpflanzung einer Schrift auf deutschen Boden an, die schon Aufsehen in deutschen Zeitschriften machte, als sie kaum in Paris ans Tageslicht getreten war.

Nicht leicht wird ein gebildeter Mann, zu was immer für einem Stand er auch gehören mag, dies Buch ganz unbefriedigt aus der Hand legen.

Die Gegenstände, die darin abgehandelt werden, sind von allgemeinem Interesse; viele Ansichten darin neu, und mit bewunderungswerther Klarheit aufgestellt. Der Verfasser schwingt seine Geisel eben so unbefangen über die Schwächen der Aerzte, als über die Vorurtheile des Volkes; dabei ist ihm ein rascher und lebendiger Vortrag eigen, wie man ihn wahrlich nur selten antrifft. Gegen deutsche Aerzte ist Hr. Richerand übrigens sehr eingenommen; aus der höchst einfachen Ursache — weil er sie nicht kennt. Hierüber mag der Verfasser (bei Gelegenheit und Muße) einmal lesen, was sein Uebersetzer in der Vorrede gesagt hat. — Die Uebersetzung ist so gut gerathen, daß es wohl schwer fallen dürfte, sie für eine Uebersetzung zu halten, wenn man es nicht wüßte. Auch geht daraus sehr deutlich hervor, daß der Uebersetzer eben so sehr mit den Gegenständen, die hier in Betrachtung gezogen werden, vertraut ist, als mit der Sprache.

---

## Die neue Jugendzeitung,

welche unter der Redaktion des Hrn. Vicedirektor Dolz allhier mit Anfang dieses Jahres in unserm Verlage neu begonnen hat, wird ununterbrochen fortgesetzt. Wöchentlich erscheinen drei Stücke, und alle vierzehn Tage wird ein Kupfer geliefert, das einen interessanten Gegenstand aus der Naturgeschichte, der Erdbeschreibung, den mechanischen Künsten oder dergleichen darstellt. Durch diese treffliche Schrift — die einzige bis jetzt in Deutschland — und deren vorjähriges Einschlafen allgemein bedauert ward, suchen die würdigen Herausgeber mit neuem Eifer der vaterländischen Jugend, durch Belehrung und Unterhaltung zugleich, zu nützen.

Die Eltern und Erzieher, welche auf den gegenwärtigen Jahrgang noch pränumeriren wollen, bitten wir, ihre Bestellungen ohne Verzug an uns gelangen zu lassen, da nur noch wenige komplette Exemplare vorhanden sind. Man kann sich deshalb an die löblichen Postämter, Zeitungsexpeditionen oder Buchhandlungen seines Orts wenden. Der Preis ist 5 Thaler sächsisch.

Leipzig, Anfangs November 1810.

Industrie-Comptoir.

---

## Nachricht
### an das literarische Publikum.

Seit dem 4 Jänner d. J. ist in der unterzeichneten Buchhandlung erschienen:

## Literaturzeitung
### für
## katholische Religionslehrer.

Alle Donnerstage erscheint regelmäßig ein Bogen in gr. 8. Die kurzgefaßten literarischen Notitzen, wenn sie einen halben Bogen oder darüber füllen sollten, werden am Ende eines jeden Monats in einer eigenen Beilage erscheinen. Der Jahrgang in zwei Bänden kostet im Verlagsorte sowohl, als in den zunächst gelegenen Postämtern, 4 fl. 30 kr.

An Instituten dieser Art war bisher im ganzen katholischen Deutschland beinahe ein drückender Mangel. Sehr viele katholische Geistliche wünschten mit dem Geiste der neuesten Literatur sich bekannt zu machen, allein wie konnten sie das Ziel ihres so schönen Wunsches erreichen? — Die meisten Literaturzeitungen sind für sie viel zu theuer, und schreckten bisher manchen, noch so großen Liebhaber ab. Durch die Herausgabe dieser Literaturzeitung schmeichelt sich der Verleger, diesem Mangel abgeholfen zu haben.

Wer posttägliche Versendungen verlangt, hat sich an sein Orts-Postamt, und diese an die königlichen Oberpostämter zu wenden, welche die Herren Abnehmer pünktlich bedienen werden. Buchhandlungen übernehmen monatliche und vierteljährige Versendungen dieser Literaturzeitung. Eintreten kann man zu jeder Zeit, doch ist man verbunden, jedes Mal das Vorhergehende des ganzen Jahrgangs abzunehmen; auch vor Ende desselben nicht auszutreten. Der Austritt muß zu Anfang des

letzten Vierteljahrs angezeigt werden. Die Bezahlungen werden halbjährlich, im Monat Juni und December, entrichtet.

Für Einrückung der Verlagsschriften bezahlt man für die enge Petitzeile 4 Kreuzer. Die Briefe, so wie Bezahlungen müssen post- und frachtfrei eingesendet werden.

Joseph Thomann.
Buchdrucker und Buchhändler in Landshut.

---

In den Krieger'schen Buchhandlungen in Marburg, Kassel und Herborn sind folgende neue Bücher erschienen und für beigesetzte Preise zu haben:

Die Gasarten zur Erleichterung ihrer Kenntniß für angehende Chemiker und Pharmazeuten, zusammengestellt von K. P. K. Momberger, mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen begleitet von Dr. F. Wurzer. gr. 8. 12 Gr. oder 54 kr.

Wer den großen und in mannigfaltiger Beziehung höchst wichtigen Einfluß kennt, welchen sich die Chemie unserer Tage in so vielen Künsten und Gewerben, in so vielen Angelegenheiten des Lebens zu verschaffen gewußt hat, der wird das Verdienst zu schätzen wissen, welches sich der Verfasser durch die lichtvolle Darstellung seines Gegenstandes erworben hat. Die Tendenz dieser Schrift geht ganz dahin, angehenden Chemikern und Parmazeuten gründliche Einsicht in diese wichtige und höchst interessante Lehre zu verschaffen; und unstreitig hat der Verfasser seinen Zweck in einem durch Kürze, Präcision und Deutlichkeit sich auszeichnenden Vortrage vollkommen erreicht. Herr Professor Wurzer hatte die Güte, dieselbe mit einer Vorrede zu versehen, in der mancher schwierige Punkt dieser Lehre zur Sprache kommt, und ihr eine Menge lehrreicher Anmerkungen zuzufügen, wobei die neuesten und wichtigsten Quellen nachgewiesen sind, aus denen jeder, dem gründliches Wissen Bedürfniß ist, schöpfen kann.

Einige Worte über die zu Treis und in der umliegenden Gegend im Rhein- und Moseldepartement herrschende Krankheit und über das Heilverfahren der Brown-Affen, von Karl Boost, Arzt zu Cochem. Zweite mit einem Anhang vermehrte Aufl. 8. 4 Gr. od. 18 kr.

Den Zweck dieser Schrift, den schon der Titel aussagt, macht der erste Abschnitt der Vorerinnerung noch deutlicher bekannt. „Meine Absicht ist, heißt es daselbst, durch Mittheilung einiger Bemerkungen über eine Krankheit, die so viele meiner Mitbürger weggerafft hat, und noch ferner wegraffen kann, insbesondere aber durch Enthüllung des Heilverfahrens der Brownschen Affen, welche hier zu Lande mit Reizmitteln, Opium, Schinken und Wein, ein weit gefährlicheres Spiel treiben, als jener Orang-Outang mit dem bei seinem Herrn erwischten Rasiermesser, mich nützlich zu machen, und die Richtung der Aufmerksamkeit unserer Obrigkeiten auf den Erfolg eines mörderischen Heilverfahrens zu veranlaßen, welches Europa, und zumal Deutschland, in einem einzigen Jahre um mehr Menschen gebracht haben mag, als das nun seit fünfzehn Jahren her lodernde Kriegsfeuer, indem nicht blos graduirte Doktoren, sondern auch die Chirurgi sylvestres, campestres, arvenses et erratici unter Browns Standarte mordend einherziehen." Der auf dem Titel erwähnte Anhang enthält: eine Sammlung von Bemerkungen über die Brownische Irrlehre und die Anwendbarkeit der neuen Philosophie auf die Medizin.

Dr. A. Bauer's Lehrbuch des napoleonischen Civilrechts. 1809 8. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 45 kr.

Bei der dringenden Nothwendigkeit des allgemeinen Studiums des Code Napoléon, und bei den damit verbundenen mannigfaltigen Schwierigkeiten, muß dieses Lehrbuch eine sehr willkommene Erscheinung sein. Der ganze Inhalt des Code Napoléon ist darin in systematischer Ordnung mit der größten Klarheit, Bestimmtheit und Kürze dargestellt; zugleich sind ausgesuchte literarische Notizen hinzugefügt. Es ist daher sowohl in Hinsicht seines Inhalts, als seiner durchaus wissenschaftlichen Form ganz dazu geeignet, um den Rechtsgelehrten und Geschäftsmann in den Stand zu setzen, sich auf eine leichte und gründliche Art mit dem napoleon'schen Civilrecht bekannt zu machen.

---

## Das Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen.

Mit acht Kupfern in Quarto. Preis 1 Thlr.

Mit diesem Hefte beginnen wir einen neuen Kursus und neuen Band. Wir können dreist behaupten, daß noch kein anderes Werk so allgemeinen Nutzen über das Fabrik- und Manufakturwesen verbreitet hat, als dieses Magazin. Dieses Heft enthält neunzehn neue Erfindungen und Verbesserungen. 1) Ueber den Bau der Violinen. 2) Beschreibung einer neuen ökonomischen Lampe. 3) Heß; um die Kanonenkugeln viel weiter zu treiben. 4) Major von Hafners neuer Wagen. 5) Edgworths Wegemesser am Wagen anzubringen. 6) Parkers Maschine für Schuhmacher. 7) Verhütung des Essenrauchs. 8) Verbesserung der Töpferofen. 9) Die Fabrikation des Kremser-Weißes u. s. w. bis Nro. 19. — Dieses Magazin ist auf allen Postämtern zu bestellen, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

---

## Sächsische Kriegsszenen, oder bildliche Darstellungen

interessanter Züge von Tapferkeit bei der königl. sächsischen Armee in den Feldzügen 1806 — 1809. Drittes Heft, mit vier illuminirten Blättern in klein Folio.

Herr Geißler, der als ein großer Zeichner bekannt ist, hat sie gruppirt, gezeichnet und radirt. Man kann diese Blätter für das Beste in der Kunst erklären, was über den vergangenen Krieg erschienen ist. Sie dienen vorzüglich zur Ausschmückung der Zimmer der Herren Offiziere. Der Preis ist pr. Heft 2 Thlr. in allen Kunst- und Buchhandlungen.

Industrie-Comptoir.

---

## Der Judenfreund, oder

auserlesene Anekdoten, Schwänke und Einfälle von den Kindern Israels. Herausgegeben von Judas Ascher. 8. 18 Gr.

Es ist längst anerkannt, daß die jüdische Nation das meiste Talent zum Witze besitzt, und es ist zu verwundern, daß bis jetzt Niemand auf diese Idee kam, eine Sammlung von diesen Einfällen herauszugeben. Diese erste Sammlung hier verdanken wir einem Lieblingsschriftsteller der Deutschen.

Baumgärtnersche Buchhandlung.

In der Michaelis-Messe 1810 ist erschienen, und verdient allen Freunden der italienischen Sprache und Poesie empfohlen zu werden:

## ALCUNE POESIE.

**Eine kleine Sammlung**

ausgewählter

**italienischer Gedichte**

vom

**Professor F. J. Kühne.**

Marburg bei Joh. Christian Krieger.

Preis broschirt 4 Groschen oder 15 Kreuzer.

Zu haben in allen guten Buchhandlungen.

---

Bei Joseph Thomann in Landshut ist nun erschienen, und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Ast, Professor, Entwurf der Universalgeschichte. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 3 fl. 36 kr.

—— Aeschylos Prometheus, Sophocles Antigone, und Euripides Medea, mit einem Wörterverzeichniß. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Felder, F. K., Literatur-Zeitung für katholische Religionslehrer. Erster Jahrgang. Zwei Bände. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Gaid, Dr. G., der heilige Rosenkranz zum Gedächtnisse der armen Seelen im Fegfeuer, für gute katholische Christen, auf alle Zeiten des Jahres, besonders aber auf die Oktav von Aller-Seelen. 8. 4 kr.

Sailer, J. M., Brüderschaft von dem guten Tode, zur Ehre Jesu Christi des Gekreuzigten. Ein Beitrag zur öffentlichen Andacht in unsere Pfarrgemeinen. Zweite Auflage. 8. 6 kr.

Salat, Prof. J., Moralphilosophie. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

—— Von den Ursachen eines neuen Kaltsinns gegen die Philosophie auf deutschem Boden. gr. 8. 24 kr.

—— Von einer schönen Hoffnung, welche der Philosophie aus dem neuern Wechsel und Sturz der Systeme aufblüht. gr. 8. 24 kr.

---

In der neu errichteten Verlagshandlung von J. C. Schrag in Nürnberg ist erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Versuch einer praktischen Fieberlehre, von F. W. von Hoven. gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr. oder 3 fl. 30 kr.

Der Verfasser dieses Versuchs hat sich bereits durch seine frühern praktischen Schriften auf eine so vortheilhafte Art bekannt gemacht, daß der Verleger für überflüßig hält, dieses neue Werk desselben dem medizinischen Publikum durch eine weitläufige Ankündigung zu empfehlen. Jeder, der es lieset, wird sich von dem Werthe selbst überzeugen, und das Verdienst, welches sich der Verfasser dadurch um die praktische Medizin erworben hat, um so höher schätzen, je seltener die Erscheinung ächt praktischer Schriften in unserm gegenwärtigen spekulativen Zeitalter ist.

Siebolds, Dr. Elias von, Lehrbuch der praktischen Entbindungskunde zu seinen Vorlesungen für Aerzte, Wundärzte, und Geburtshelfer. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. 2 Thlr. oder 3 fl.

Dieses Lehrbuch wurde schon bei seinem ersten Erscheinen mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommen, und besonders von mehrern Lehrern zum Leitfaden ihrer Vorlesungen gewählt. Der berühmte Herr Verfasser machte es sich zur besondern Angelegenheit, dieser neuen Ausgabe die möglichste Vollkommenheit zu geben, so daß man dieser wesentliche Vorzüge vor jener zugestehen muß; besonders aber hat derselbe darauf Rücksicht genommen, daß es nicht nur zu Vorlesungen, sondern auch jedem Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer als praktisches Handbuch dienen kann; indem er zugleich nichts vermissen wird, was auf die neuesten Fortschritte der Entbindungskunst Beziehung hat.

Georgius, Handels- und Finanz-Pandora der neuesten Zeit. 8. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 12 kr.

Der Verfasser hat sich bereits durch mehrere interessante Aufsätze in der Pallas, die sich, wie sie die Allgemeine Zeitung, Archenholz Minerva u. a. würdigen, als aus der Feder eines Mannes von tiefen staatswissenschaftlichen Einsichten besonders auszeichnen, vortheilhaft bekannt gemacht.

Diese Pandora enthält, nebst einer lichtvollen Uebersicht des europäischen Handels zur Zeit, wo die Sperre des Kontinents in so wichtigen Einfluß auf ihn wirkt, eine gründliche Darstellung der Finanzverhältnisse aller Länder, vorzüglich von England, Frankreich, Holland, Oesterreich, Preußen, Westphalen, Sachsen, Baiern und Würtemberg, in der neuesten Zeit, die jedem Staatsmanne wichtige Aufklärungen darbieten, und allgemeine Aufmerksamkeit erwecken müssen.

Von demselben Verfasser ist ferner eine nicht minder interessante Schrift erschienen, betitelt:

Georgius Metamorphose des Germanischen Adels. 8. 16 Gr. oder 1 fl.

Geschichte des Zwillings in Pede, von Johannes Author. gr. 8. 18 Gr. oder 1 fl. 6 kr.

Taschenbuch, kosmetisches, für Damen auf das Jahr 1811, zur gesundheitsgemäßen Schönheitspflege ihres Körpers durchs ganze Leben und in allen Lebensverhältnissen, von Dr. C. H. Th. Schreger in Erlangen. 8. Mit einem Titelkupfer, in farbigtem Umschlag. 1 Thlr. 4 Gr. oder 1 fl. 48 kr.

---

**Das Braunschweiger**

oder das

## Spiel der Schwarzen.

Ein neues Unterhaltungsspiel

für

kleine und größere Gesellschaften.

Nebst fünf in Kupfer gestochenen Karten und einem Becher mit acht Würfeln.

Dieses interessante und bereits so beliebt gewordene Spiel — das jenen merkwürdigen kriegerischen Auftritten in unsern Gegenden im vorigen Jahr, seine Entstehung verdankt — ist für 16 Gr. zu haben im

Industrie-Comptoir
zu Leipzig.

—— Diese sämmtlichen im gegenwärtigen Blatte angezeigten Artikel sind bei mir vorräthig zu haben; auch können Literaturfreunde solche zur Einsicht erhalten, so wie überhaupt alle literarische Neuigkeiten, wovon ich stets ein möglichst vollständiges Assortiment unterhalte. Desgleichen findet man alle neue Almanache und Taschenbücher, so wie eine Auswahl der besten Jugendschriften bei mir vorräthig.

H. R. Sauerländer.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 95. — den 28 November 1810.


## Mannigfaltigkeiten aus Berlin.

Finanzen. Frankfurter und Leipziger Messe. Mordbrennerbanden. Anekdote. Polizeiverfügung wegen der Freudenmädchen.

Berlin, im November.

Es heißt, daß unser allgemein verehrter Hardenberg mit seinem Finanz-Budjet hervorzutreten begriffen ist. Indeß haben sich über Form und Grundsätze desselben mancherlei Gerüchte verbreitet. Vorzüglich wollen die der Quelle sich am nächsten dünkenden Spekulanten überzeugt sein, daß der Staatskanzler zur Aufnahme und Regulirung des Regierungs-Finanzwesens seinen Plan angelegt. Der Erfolg von dieser Präsumtion war natürlich, daß die Staatspapiere sich zu heben anfingen und die Seehandlungspapiere von 53 bis 57 Prozent hinaufstiegen.

Während aber unsere Spekulanten mit dieser Ansicht beschäftigt waren und man mit jedem Tage dem neuen Finanz-Budjet entgegen sah, fand sich unser handelndes Publikum unerwartet durch die von der Regierung gegen den Kolonial- und englischen Handel mit dem ganzen Kontinent ergriffenen strengen Maasregeln erschüttert. Die Bestürzung, welche die am 1 Nov. Nachts in den größten hiesigen Häusern vorgenommene Versiegelung aller Kolonial- und Garnartikel verursachte, ist leicht zu denken. Die vorgefundenen Niederlagen sind bedeutend, aber noch bedeutender sind die auf dem Wege nach hiesigem Orte begriffenen und als Transit-Güter angegebenen Vorräthe, und die noch in den Hafen aufgespeicherten Waarenlager.

Einen ganz entgegengesetzten Eindruck hatte dies auf die Fonds-Spekulanten. Die Tresorscheine hoben sich plötzlich von 83 auf 95 Prozent, und die Seehandlungspapiere stehen schon zu 64 Prozent und werden wahrscheinlich noch viel höher gehen. Dies Zutrauen zu der Regierung rührt vorzüglich daher, daß die Rede geht, die Auflagen von den in Beschlag genommenen Waaren würden größtentheils von den Kaufleuten mit Staatspapieren al pari gedeckt werden können, und die Regierung, um der Zirkulation nicht zuviel baares Geld zu entziehen, werde mit den eingegangenen baaren Geldern den Rückstand der Zinsen auf ihre Papiere tilgen.

Bei diesem Gewühl in den Staatspapieren ist nicht die mindeste Nachfrage nach landschaftlichen, ständischen und städtischen Papieren. Kurmärkische und neumärkische Obligationen bleiben auf 48, Berliner Stadtobligationen auf 52, und ost- und westpreussische Pfandbriefe auf 57 Prozent.

Uebrigens wird mit der Beschlagnahme und Versiegelung der Kolonial- und Garn-Waarenlager noch fortgefahren, und man sieht stündlich der Auflösung der Krisis, welche dies Ereigniß in der handelnden Welt veranlassen muß, und der Verordnung, in wie fern die Güter wieder frei gegeben werden können, entgegen.

Eine eigene Kommission ist seit kurzem angestellt, die Forderungen Westfalens an unsere Bank und Seehandlung zu berechnen und auszugleichen. Mit diesem Staate scheint unsere Regierung jetzt in bestem Vernehmen zu sein, da so eben eine Verordnung erscheint, nach welcher die hiesigen Unterthanen mit ihrem Vermögen, ohne Abzugsgelder zu erlegen, sich in jenen Staat begeben können. Zwischen dem Großherzogthum Warschau und unserm Staate ist nun auch freier Geld- und Waarenverkehr hergestellt.

Die Seehandlung hat endlich die letzten 20,000 Numern ihrer

Obligationen, von 60,000 bis 80,000, zur Tilgung halbjähriger rückständiger Zinsen aufgerufen, und man ist nun fest überzeugt, daß in Hinsicht dieser Zahlungen eine andere Ordnung beginnen wird.

Bei der eingetretenen Frankfurter Martinimesse hat die Meß-direktion die nöthigen Abänderungen in Hinsicht des Tarifs der Seiden- und anderer unverhältnißmäßig besteuerter Waaren öffentlich bekannt gemacht. — Die letzte Leipziger Michaelismesse ist sehr schlecht ausgefallen. Der französische Gesandte am sächsischen Hofe hatte während der Messe bei den dort anwesenden französischen Kaufleuten angefragt, ob durch die strengern Verbote der englischen Waaren der Absatz der französischen Fabrikate auf den Messen sich vergrößert habe. Wie es heißt, fiel die Erklärung der Kaufleute dahin aus, daß durch die Verhinderung der ehmaligen Konkurrenz ihren Fabrikaten kein größerer Debit bewirkt worden sei.

Unter die aufgehobenen Innungen gehört nun auch die Zunft der Tabakspinner. Jeder kann eine Fabrik anlegen, nach Gefallen dazu Arbeiter wählen, aber doch den Gehalt der Saucen vom Sanitäts-Collegium prüfen lassen.

In der Entdeckung der Brandstifter hat man einige Fortschritte gemacht, aber nicht in dem Umfange, als man erwartete. Mehrere Personen sind als verdächtig eingezogen, doch einige davon als unschuldig wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Der Polizeidirektor Flesch zu Brandenburg hat vom Könige ein Belobungsschreiben erhalten, über den von ihm eingegangenen Bericht, daß er einen eingezogenen Vagabunden zu dem Geständnisse gebracht, er habe in dortiger Gegend Feuer angelegt. Von allen Seiten werden die strengsten Maasregeln ergriffen, dem Unwesen des herumstreifenden fremden Gesindels Einhalt zu thun. Alle Dorfschaften beobachten über das Vorzeigen der Pässe, dem sich die Reisenden jetzt unterwerfen müssen, die größte Strenge. Dies geht so weit, daß ein Paar hiesige Polizeidiener, welche einen Arrestanten über die Grenze zu schaffen hatten, bei der Rückkehr von den Bauern eines Dorfs, trotz dem daß sie in ihrer Uniform gekleidet waren, als verdächtig hergebracht wurden, da sie keine Pässe vorzeigen konnten.

Ein großer Theil des herumtreibenden Gesindels hat seinen Ursprung aus dem letzten Kriege. Schon als die Franzosen noch im Besitz dieser Provinzen waren, trieben sie auf eine heillose Art ihr Wesen, wovon folgender wahre Vorfall einen Beweis gibt. Der Sohn eines Kaufmanns zu Stargard, welcher mehrere Ortschaften der dortigen Gegend bereisete, um verschiedene Gelder einzuziehen, kehrte auf seinem Heimweg bei einem Landedelmann ein, der ihn einlud, sich einige Tage bei ihm zu verweilen. Eines Tages, als er mit dem Gutsbesitzer auf die Jagd reiten wollte, sprengt ein als französischer Gendarme gekleideter Reiter daher, und auf den Kaufmannssohn zu. „Habe ich dich nun, Spion?" schrie er ihn an; „nun sollst du mir nicht entwischen; du kommst sofort mit mir." Der Gutsbesitzer, welche die Aeusserungen des Gendarme theils gegründet halten mochte, theils dem Feinde sich entgegenzustellen fürchtete, verhielt sich ruhig, und der junge Mensch bequemte sich nach einiger Weigerung, da er sich keiner Schuld bewußt war, dem Gendarme zu folgen. Kaum waren sie bis zum Gehölze, so ward ersterer aller bei sich habender Gelder und seiner Kleider beraubt, tödtlich gemißhandelt vom Pferde geworfen, und so seinem Schicksal überlassen. Bald ergab sich nun, daß der Gendarme ein verkleideter Herumstreicher war.

Die hiesige Universität ist im vorigen Monat und zwar im Stillen eröffnet worden. Bloß Herr Klemens Brentano, der als Professor der schönen Wissenschaften angestellt ist, hat uns mit einer Kantate in seiner Manier beschenkt.

Die Kandidaten aller Fakultäten sind nun nach einer Verordnung der Sektion des Kultus darauf angewiesen, sich ausser ihrer Brodwissenschaft auch eine gehörige Kenntniß des Allgemeinen der Wissenschaften zu erwerben, weil bei dem Examen ihre größere oder geringere Einsicht in dieselben über ihre Anstellung entscheiden wird.

Die hiesigen Freudenmädchen sind jetzt strengern Regeln unterworfen worden. Es ist ihnen der Besuch anständiger öffentlicher Orte, auch sogar der Zutritt zu allen Plätzen im Schauspielhause, ausser auf der Gallerie, untersagt. Eben so ist ihnen das Wohnen in gewissen Bezirken der Stadt untersagt, und alle Viertelskommissarien sind angewiesen, strenge auf diese Verordnungen zu halten.

Der Professor Meister zu Frankfurt an der Oder, dessen Beantwortung einer von der Leydener Universität aufgegebenen Preisfrage: Ueber die Würde des Eides, der Preis zuerkannt worden, hat sie ins Deutsche übersetzt abdrucken lassen, und davon mehrere Exemplare dem Justizministerium zugeschickt. Dasselbe hat nun alle Dikasterien aufgefordert, sich mit dem Inhalt der Schrift bekannt zu machen, und die darin aufgestellten Sätze bei der Eidesleistung zum Grunde zu legen.

Sr.

## Der Zufall.

Die mächtige Hand des Zufalls greift in die wichtigsten Ereignisse des Lebens ein, vereitelt mühsam durchdachte und fein angelegte Plane, vernichtet gegründete der Erfüllung nahe Hoffnungen, hebt Hindernisse, welche dem kühnsten Hoffer unübersteigbar schienen, und bestimmt nicht selten einzig und allein den moralischen Werth des Menschen und die Tendenz seiner Geisteskräfte. — Wer verkennt seinen Einfluß auf die mannigfaltigen Verhältnisse des Lebens? Wem ward nicht schon unverdientes Mißgeschick oder unverdientes Glück aus seiner unstäten Hand zu Theil?

Der Umfang der Welt ist sein Wirkungskreis. Verheerungen beurkunden sein Daseyn, und glückliche Ereignisse, deren wohlthätige Folgen sich auf Generationen fortpflanzen, sind sein Werk.

Auch die literarische Welt kennt seinen mächtigen Einfluß. Ihm verdanken die Wissenschaften einen Theil ihrer Bereicherung, und er weckte Geisteskräfte, welche entweder ewig geschlummert hätten, oder, in die Schranken der Mittelmäßigkeit gezwängt, unbemerkt geblieben wären.

Der berühmte Gibbon saß 1764 in Rom mitten in den Ruinen des Kapitols, als die Karmeliter in dem Tempel des Jupiter den Vespergesang anstimmten. Plötzlich stieg der Gedanke in ihm auf, über den Verfall dieser ehrwürdigen Stadt zu schreiben. Die Ausführung dieser Idee verewigte seinen Namen.

Der Greis Mallebranche studierte in seiner Jugend Philosophie und Theologie, wollte sich irgend einem geistlichen Orden widmen, und ahnete den Ruhm nicht, den er sich späterhin durch seine Schriften erwarb. Zufällig fiel ihm in einem Buchladen ein Band von l'Ame de Descartes in die Hand. Er durchlief

einige Blätter, fand Geschmack daran, und beschloß das ganze Werk zu lesen. Diesem Umstande verdankte man nachher jene tief durchdachten Betrachtungen und Abhandlungen über Physik, Metaphysik und Moral, welche ihn zum Plato seines Jahrhunderts machten.

Der Zufall schuf den berühmten Cowley zum Dichter. In seiner frühern Jugend fand er in dem Zimmer seiner Mutter la reine des Fées von Spencer. Begeistert von diesem Werke widmete er sich den Musen, und ward der liebenswürdigste Dichter seiner Zeit.

Popens unförmlicher Gestalt verdanken wir seine unerreichbar schönen Gedichte.

Vaucanson's Verdienste um die Mechanik sind bekannt. Ein bloßer Zufall bestimmte seine Neigung zu dieser Wissenschaft. Seine andächtige Mutter besuchte sehr oft zu Beschwichtigung ihres beunruhigten Gewissens den in der entfernten Gegend der Stadt wohnenden Gewissensrath. Vaucanson mußte sie begleiten, und während seine Mutter Thränen der Reue vergoß, weinte er vor Langeweile. In dieser unbehaglichen Lage erregte einstmals die gleichförmige Bewegung der Unruhe an einer Wanduhr, die sich im Vorzimmer befand, seine Aufmerksamkeit. Er untersuchte das Gehäuse, forschte nach den Grundursachen jener Bewegungen, und suchte sich durch Rathen zu helfen, wo seine Kenntnisse nicht zureichten. Einige Zeit nachher verfiel er auf den Gedanken, ein ähnliches Werk zu fertigen, und sein Genie erfand die Schlaguhr. Aufgemuntert durch diesen glücklichen Versuch widmete er sich mit beharrlichem Fleiße der Mechanik, und lieferte späterhin, nebst andern Kunstwerken, den so bekannt gewordenen Flöten-Automat.

Miltons Epopöen wurden uns durch die Hand des Zufalls geschenkt. Mißvergnügt über die Ungunst einer hohen Person, zog er sich in die Einsamkeit zurück, und verfertigte nach einem in seiner Jugend entworfenen Plan jene vortrefflichen Gedichte, welche höchstens nur in der italienischen Poesie ihres Gleichen finden. Ohne jenen Zufall würden ihm das Gewühl der großen Welt und die Zerstreuungen des Hofes keine Muße zu diesen geistreichen Arbeiten gestattet haben.

Hätte nicht eine Unbesonnenheit den Wollenhändler Shakespeare genöthiget, seinen Handel aufzugeben, und die Stadt zu verlassen; hätte er sich nicht nachher an eine Schauspielergesellschaft angeschlossen, und, nachdem er an diesem Leben kein Behagen fand, der Schriftstellerei gewidmet: so wäre er nie von dem Wollenhandel zu der ersten Stelle dichterischen Ruhmes gestiegen.

Zufällig ward Moliere's Geschmack und Neigung für das Theater rege. Sein Großvater liebte das Schauspiel, und veranlaßte den Neffen sehr häufig, ihn zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit wurde dem jungen Moliere, der in steter Zerstreuung lebte, der Vorschlag gethan, Schauspieler zu werden. Der Zweifel des Großvaters, daß er nie ein so beliebter Acteur werden könnte, als Montrose, reizte den Ehrgeiz des jungen Mannes. Er verließ seine Tapezierkunst, seine Zerstreuungen und Vergnügungen, studierte mit dem beharrlichsten Fleiße die besten theatralischen Werke, und bildete so sein komisches Talent, welchem Frankreich die vorzüglichsten theatralischen Schriften dieser Art zu verdanken hat.

Ein Liebesverständniß machte den fein fühlenden Corneille zum Dichter. Er schrieb, als Geburtstagsgeschenk für seine Geliebte, „Melite", und nachher seine so berühmten Trauerspiele. Ohne diese zärtliche Neigung wäre der anspruchslose Corneille Advokat geblieben.

Der unsterbliche Newton wurde durch den Zufall auf die Laufbahn geführt, in welcher er sich unvergeßliche Verdienste erwarb. Als er in Cambridge studierte, begab er sich, während die Pest in London wüthete, aufs Land. Er saß eben unter einem Baume und las, als sich ein Apfel vom Zweige lösete und ihm sehr unsanft auf den Kopf fiel. Newton stellte Betrachtungen über die Leichtigkeit des Apfels und über die Heftigkeit der empfundenen Berührung an, wurde dadurch auf die Erforschung der vermehrten Geschwindigkeit in der Bewegung fallender Körper geführt, und folgerte daraus die Grundregeln der Schwerkraft, und die Prinzipe, worauf er nachher das System seiner Philosophie stützte.

Ignaz Loyola war ein spanischer Edelmann, diente im Militär, und wurde bei der Belagerung von Pampelune verwundet. Während seiner Krankheit sollte ihm sein Wärter ein Buch zur Unterhaltung verschaffen. Man brachte die goldene Legende, oder das Leben der Heiligen, und dies Buch erhitzte die Einbildungskraft des ohnedem schwärmerischen Loyola in einem solchen Grade, daß er den Vorsatz faßte, einen geistlichen Orden zu errichten, und in der Folge der Stifter der so bekannten Jesuiten ward. Dies Vorhaben verdrängte den frühern Plan, einen Roman zu schreiben.

J. J. Rousseau's Hang zur Sonderbarkeit erwachte bei Gelegenheit einer von der Akademie zu Dijon aufgeworfenen literarischen Frage. Im nämlichen Jahre schrieb er seine bekannte Abhandlung gegen die Künste und Wissenschaften, und durch diesen Umstand entwickelten sich alle seine Talente für die Literatur.

Auf ähnliche Art gefiel es dem launigten Zufall, fünf der berühmtesten Personen in Deutschland, durch die Andacht einer Mutter, durch Cromwells Tod, durch einen Rothwilddiebstahl, durch den Ausruf eines Greises und durch die Schönheit einer Frau, aus den Schranken der Mittelmäßigkeit zu rufen, und sie zum Vorbild in verschiedenen Zweigen der Künste und Wissenschaften aufzustellen.

* * *

---

## Einige Anekdoten aus Napoleons Privatleben.

---

„Es gibt oft Stürme, bei welchen die Wurzeln einer Regierung nur tiefer dringen und sich befestigen!" sagte der erste Konsul dem Präsidenten des National-Instituts, nach der entdeckten Verschwörung vom Jahr 12.

„Wenn Bestand und Festigkeit einer Regierung auch wirklich eine herrschende Religion zu erfordern scheinen, so muß sie, ihrer Ruhe wegen, doch eine herrschsüchtige Religion zurückstoßen", sagte er zu mehreren italienischen Geistlichen, die ihm Huldigung bringen wollten.

„Militärische Eigenschaften" sagte er bei einer andern Gelegenheit, „sind nur unter gewissen Umständen in gewissen Augenblicken wichtig; aber die bürgerlichen Tugenden, welche den wahren Staatsbeamten auszeichnen, haben beständig und alle Augenblicke Einfluß auf die öffentliche Glückseligkeit."

---

In den Tagen, da Bonaparte aus Aegypten zurückgekommen und die Revolution vom 18, 19 und 20 Brumaire im Werke war, wollte er sich eines Tages zu Pferde setzen. Das Roß war sehr unbändig. Ein Bürger sprang herbei und half ihm.

„Ich sollte doch wohl leicht aufsitzen können," sagte der General, indem er dankte; „ich bin ja so schwer nicht!"

„Um Verzeihung!" antwortete der andere: „Sie sind ja das Gegengewicht aller feindlichen Mächte von Frankreich.

---

Als Bonaparte am 15 Prairial im Jahr 10 das erste Artillerieregiment musterte, in welchem er ehmals seine militärische Laufbahn begonnen; und als er den Regimentschirurgus erblickte, den er seit langem nicht gesehen hatte, rief er diesem zu: „Apropos, Bürger Bievelot! sind Sie noch immer mit Ihrer sonderbaren Holdseligkeit (aménité) ein wenig Original?"

„Oh!" erwiederte der Regimentschirurgus, „nicht halb so viel, wie Sie, mein General! denn Sie machen ja nichts, wie andere Menschen; Ihnen könnte keiner nachahmen!"

---

Beim letzten italienischen Feldzuge zeigte ein mißvergnügter Soldat dem ersten Konsul seine abgenutzte Uniform, von der die Stücken herumflatterten, die kaum seine Blöße deckten, und begehrte neue Kleidung.

„Ein neues Kleid!" antwortete der Feldherr im altrömischen Geist. „Bedenke doch, wer würde dann deine rühmlichen Wunden sehn?"

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

— Bald wird nun jedes Pariser Theater seine eigene Cendrillon haben. Aber kein Aschenbrödelchen, ausser dem ersten der Opera, entzückte die Kenner so sehr, als das, welches das *Théâtre des Variétés* unter dem Namen *la Chatte merveilleuse* aufführte, ein allerliebstes kleines Stück, eine Art Parodie aller Cendrillons. *Les Ruines de Babylone* machen jetzt das Glück des *Théâtre de la Gaité*. Die Verwaltung dieses Theaters kann aus den Ruinen von Babylon sich einen Palast bauen, sagte ein Witzling.

Wie doch alles fortschreitet in Vollendung! Man hat schon Lafontaine'sche Fabeln in Theaterstücke verwandelt; dabei bleibts nun nicht, man setzt die Fabeln auch in Musik! Die Hrn. Levan und Boyer, die sich schon in diesem Thema versuchten, lassen nun auch das Duo der „Heuschrecke und Ameise", das Chor des „Raths der Ratten", und ein Septuor der „pestkranken Thiere" erscheinen.

Bekannt ists, daß Pariser Handwerker sich schon seit einigen Jahren auf die eleganteste Art in Künstler umwandeln, und oft ungemein gelehrte Ankündigungen ihrer Arbeiten austheilen. So hat z. B. ein Hr. Renard, der sich *artiste oleo-pédiculaire* betitelt (zu deutsch ein Schuhputzer), so eben einen „Prospectus" publizirt, der auch wohl einem Mitglied des Athenée Ehre machen würde. Er zeigt darin mit zahlreichen griechischen und lateinischen Zitaten seine chemischen Erfindungen zur Verbesserung der schwierigen und edeln Schuhputzer- und Stiefelwichserkunst an, und endigt mit glücklicher Anwendung folgender Verse aus der dritten Satire Juvenals:

— — *Materiam praebet caussasque jocorum*
— — *si rupta calceus alter*
*Pelle patet.*

Aber die Industrie geht noch weiter. Daß ein Meister Andeé Perükenmacher und nebenbei Verse, war nichts Ausserordentliches; macht doch der Schumacher Meister François noch jetzt, ausser den Stiefeln, Tragödien; Meister Michalon falsche Toupets und — Bildsäulen. Jetzt aber tritt Meister Careme, Pastetenbäcker an der Ecke des *Boulevard des Capucins*, als Architekt auf, und baut Käsetörtchen und Prachttempel. So hat er so eben das Model einer neuen Brunnen-Triumph-Säule verfertigt, um den Fehler im Parallelismus des Louvre und der Tuilerien zu decken. Er hat die kühne Idee sehr glücklich in Savoier-Biscuit ausgeführt. Wer bei ihm ein Paar Sahnetorten verzehrt, bekommt das architektonische Werk unentgeltlich zu sehen.

Man sage doch nun nicht, daß zehn Jahre der Revolution eine Lücke im öffentlichen Unterricht der Franzosen verursachten!

---

## Aus Deutschland.

— * Berlin, im Nov. Der berühmte Numismatiker Abt Sestini, von dem Ihre Blätter bereits mehrere Beiträge aufzuweisen haben, ist dem Preussischen dadurch entzogen, daß er in seinem Vaterlande von der Fürstin von Lukka und Großherzogin von Toskana als Aufseher des dortigen Münzkabinets angestellt worden.

Die Literatur hat eben hier nichts geliefert, was den Zeitlausten angehört, eine kleine Schrift ausgenommen, unter dem Titel: „Gutgemeinte Vorschläge zur geschwinden Tilgung der neumärkischen Kriegesschulden, deren lästige große Zinsen, von Hrn. von Cranach." Der Verfasser will die ganze Schuld der Neumark bloß durch die Auflage oder Abgabe auf die Märktesieranten in der Neumark, deren Fuhrwerk u. dgl. tilgen. Es kommt nur darauf an, ob er sich nicht in der Zahl der Fieranten und der Fuhrwerke geirrt, wie genau Unterrichtete behaupten wollen. Ferner ist noch ein Werkchen erschienen, unter dem Titel: „Zum Angedenken der Königin Louise von Preussen." Es enthält eine Sammlung von Nachrichten von dem Tode der verewigten Königin, der Bestattung ihrer Leiche, und sämtliche Reden, Gedichte und Aufsätze, welche ihr Tod veranlaßte. Wegen seiner Vollständigkeit dürfte dies Werkchen auch im Auslande einiges Interesse haben.

Auf unser Theater sind seit kurzem mehrere neue Stücke gebracht worden, als Adelheid von Burgau, von Madam Weißenthurn, und die Belagerung von Saragossa oder Pachter Feldkümmels Hochzeit, von Kotzebue. Beide Stücke geben aber den Gegnern Ifflands den Beweis, daß sein Geschmack nicht mit der Gabe der Unfehlbarkeit ausgestattet ist; beide haben nicht die Gunst des Publikums gewonnen. Iffland thäte vielleicht wohl, wenn er sich eine Jury anordnete, welche über den Werth der darzustellenden Stücke zu entscheiden hätte. Dies würde ihm heilsamer sein, als die Apologie, die er sich in seinem diesjährigen Theateralmanach hält. Sie ist als eine sogenannte Beichte zu betrachten, wobei er sich selbst die Absolution ertheilt.



Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 96. — den 1 Dezember 1810.

## Neue Gestaltungen in Heidelberg.

Mich empfangen des Neckars hochgrünende Ufer. Mit jeder Windung des Stroms schwebt ein freundliches Bild nach dem andern heran. Hier die Zinne von Hirschhorn, dort die grauen Burgen von Steinach; Neckargemünd mit den hell erleuchteten Steinbänken am jenseitigen Ufer; auch die kleine Fischerhütte unter den Weiden, dann der hohe Weg von Schönau, der mich nach Ziegelhausen geleitet. Gegenüber der Wolfsbrunn in stiller Eingezogenheit, Neuburgs hohe Pappeln, die schattigen Ufer der Felsen, die den Königsstuhl stützen. Nur noch eine Wendung, und es öffnet sich der weite Ausblick ins Rheinthal. Der Erinnerung Gegenstände treten nun in gedrängten Massen vor das erwartende Auge. Es ziehen die Bogen der Brücke sich majestätisch über den Strom. Mit neuen Laternen, die von starken eisernen Stangen in gefälligen Formen hoch empor getragen werden, hat sich vierfach jeder Pfeiler geschmückt. Beckforts Tempel der ländlichen Ruhe, umwunden von Reben und hoch umdüstert von seinen felsigen Grotten, spiegelt sich in der Welle des Ufers. Verschwunden sind die Gebäude vom Karmeliterkloster, die Kirche mit ihrem Thurm, und bis auf die letzten Mauern, die noch im Durchschnitt die Hallen der alten Bewohner aufdecken, alle anschliessenden Gebäude. Steine und Säulen und Schutthaufen liegen auf dem breiten, nun bald aufgeräumten Platze. In die Umgebung des Klosters hat sich das Schloß und die Stadt getheilt. Jenes erhielt einen romantischen Zuwachs von der waldigen Berglehne, worauf sich die Arkaden des Schloßgartens erheben; diese schuf eine Menge kleinerer von einander gesonderter Gärten für einzelne Besitzer. Eine neue Mauer begrenzt diese Garten und erweitert die sonst so enge Straße vom Karlsthor zur Stadt, die sich jetzt von aussen und innen des Thores mit jungen Reihen neu angepflanzter Linden aufgeheitert hat. Eine neue Seitenstraße führt an der ehmaligen Klostermauer seitwärts zur Schloßhöhe. Man tritt durch ein neues Thor in das grüne Thal, welches zur Rechten die Ruinen des Schlosses, zur Linken die Arkaden (die großen steinernen Bogen, welche die Fläche des Gartens verlängern) vorspringend beschützen. Ein reiner Pfad zieht sich einladend von hier aus in das nahe Gebüsch, und lauft vor- und rückschreitend, bald auf hölzernen oder steinernen Stufen, bald auf flacher Ebnung, durch das wilde romantische Gesträuch, viele heimliche Sitze und einige unvergleichliche Einsichten darbietend, unvermerkt den steilen Berg hinauf, bis man oben auf einmal in die Terrasse der Arkaden eintritt, da, wo vor einigen Jahren die Mauer einstürzte, die jetzt wieder hergestellt und mit einem sichern Geländer versehen ist. Fast zu jeder Stunde des Tages ruhen hier auf der Lehne die Bewunderer der unermeßlichen An- und Aussicht, die das Schloß selbst mit seinen ehrwürdigen Trümmern, den größten Theil der Stadt, die weite Ebene bis Mannheim, den fern blinkenden Rhein, und die am Horizont in Frankreich dämmernden Gebirge in ihren wunderschönen Formen umfaßt. Des Tages vielfarbige Beleuchtung und das Rosenroth des Heidelbergischen Abends geben der Szene einen unerschöpflichen Reiz, der im Sommer durch das bezaubernde Echo von Blaseinstrumenten, welche den wundersamsten Effekt der Harmonien auf allen Punkten im Schloßgarten versuchen, noch um vieles erhöht wird. Die Anmuth und Schönheit des Gartens selbst wächst mit der üppigen Vegetation und der unermüdlichen Sorge des Oberforstraths Gatterer von Jahr zu Jahre; aber auch nirgends kann die Mühe, für den schönen Genuß etwas zu

thun, so belohnt werden, als hier, wo Piranesi noch hundert Ansichten vom Schloß und was jetzt noch malerischer wäre, von den nächsten Umgebungen in großen frappanten Darstellungen liefern könnte, ohne darum den Beobachter einzelner schönen Effekte arm gemacht zu haben. Das so oft beschaute Wunder des gesprengten Thurms ist jetzt bis oben hinauf zugänglich gemacht worden. Das ausgesparte alte Thor mit seiner wundernswürdigen Bildnerei steht nicht mehr so entblößt und sehnsüchtig da nach einer bedürftigen Verkleidung. Die Gärten der Semiramis verjüngen sich in dem Lustgarten, der auf den höchsten der Ruinen angebaut worden ist. Zu der Anmuth, die allein hier zu herrschen schien, gesellt sich der belehrende Zweck. Einige hundert verschiedene Pflanzenarten werden auf einem ziemlich beschränkten Raum gezogen, und erhalten von der Sammlungsliebe ihres Pflegers fortdauernd neuen Zuwachs, so wie die zum Naturalienkabinet heranwachsende Sammlung ausgestopfter Vögel und Thiere im Innern des Schlosses, von welcher ein gedrucktes Verzeichniß für den Liebhaber den jetzigen Bestand mit Andeutung des immer neu hinzukommenden enthält.

Im Innern der Stadt Heidelberg hat wenig sich verändert. Doch verdient einiges bemerkt zu werden. Die Katholiken haben die von mir so oft bedauerte Jesuitenkirche, das interessanteste Werk der Baukunst in dieser an architektonischen Kunstwerken nicht überreichen Stadt, zu ihrem gottesdienstlichen Gebrauche erhalten. In ihrer ehmaligen Geistkirche, deren Orgel nun nicht mehr am Markte ertönt, hat sich Zucker und Kaffee angehäuft und die Andacht der Brüder unterbrochen, die hier auf eigene Kosten eine fortdauernde Messe in der verlassenen Kirche gestiftet hatten. Das ehmalige Dominikanerkloster hat längst dem freien Karlsplatze Raum geschafft. Das Franziskanerkloster ist vom Rath Rettig erstanden worden, der durch Verkauf der einen Seite, wo jetzt zwei neue Gebäude in der Vorstadt aufgeführt werden, den übrigen Theil mit Garten gewonnen hat. Ein neues Badehaus im geschmackvollen Styl wird in der Nachbarschaft bei der Hofapotheke angelegt. Tiefer unten durchschneidet die neue Straße, die auf einmal mitten in der Stadt den Riesenstein vor dem hohen Geisberge darstellt, den Raum, wo unsere Bäume ehedem in der reichhaltigen Baumschule der Seidenfabrik standen. Ein solcher kühner Durchbruch lüftet die Stadt, und bringt neue Gebäude und neue Ansichten hervor, worunter ich die der lutherischen Kirche unter den Bäumen des angrenzenden Lustwaldes am meisten bedauern würde, wenn sie durch einen allzuraschen Anbau der Straße dem Auge bald wieder entzogen werden sollte. Seinen hohen Landsitz mitten in der Stadt hat der ehrwürdige Voß in seinem Garten aus dem alten Thurme sich gebaut. Jetzt erhebt sich vor ihm eine ungeheure Essigfabrik, die über alle andern Gebäude hervorragt. Auf den Straßen haben die vielen Gasthäuser ihre prunkenden und Gefahr drohenden Schilde eingezogen, und sich dagegen mit großen goldenen Inschriften versehen, die freilich mit den römischen nicht viel gemein haben.

Ich will zu den neuen Anlagen am Klingethor gehen, eine der schönsten Ansichten von Heidelberg aus dem Garten von der Höhe herab zu gewinnen. Da finde ich die hehren Pappeln vor dem Reizensteinischen (eigentlich Jennisonnischen) Hause, die das heilige Bild beschirmten, mit dem Bilde selbst zur Erde geworfen. Damnosa quid non imminuit dies? Alles, alles wird ausgelichtet.

Auch die Universität hat sich gelichtet. Viel ist davon auswärts gesprochen worden. Doch finden sich einige, die der Berliner Katalog schon als aktive Mitglieder der dasigen neuen Universität öffentlich aufgeführt hat, diesen Winter noch ruhig in Heidelberg. Den Zuwachs der Bibliothek haben öffentliche Nachrichten verkündigt. Kurt Sprengel hat seinen botanischen Garten an der Saale nicht mit der schönen Vegetation an der Bergstraße vertauschen wollen. Viele der bedeutendsten Männer von Ruf haben den vergangenen Sommer Heidelberg besucht; viele werden im nächsten erwartet. Amalie Imhof, jetzt Frau v. Helwig, wird bis zum Frühling hier verweilen; Schillers ältester Sohn wird erwartet. Der Aufenthalt der Brüder Boisserie und ihres Gehilfen Bertram wird vor der Herausgabe des Kölner Doms nicht abgebrochen werden. — Möge ein holdseliger Genius die Stadt beschützen, deren Name noch manches Herz in eine lebhaftere Bewegung setzen wird.

Horstig.

## Almanachsliteratur der Deutschen für 1811.

Wer möchte es auch über das Herz bringen, und dies Jahr nichts sehen, nichts sagen wollen von den niedlichen Kindern des literarischen Luxus, dem luftigen, buntfarbigen zahllosen Völkchen der Almanache? Schmetterlingsartig entpuppt, nun mit allen Farben der olympischen Botin ausgestattet, flattern sie freundlich umher, von Toilette zu Toilette, selbst um die Studierlampe des Epiktete, um sich fangen zu lassen. Ihr ephemeres Leben hat, gleich den Blumen des Jahres, deren Name sie oft schmückt, keine höhere Bestimmung, als in schönen Händen zu endigen.

So wanden die Schweizer Kuhn, Meisner und Wyß einen Strauß von „Alpenrosen“ als Schweizeralmanach auf das Jahr 1811; vaterländische Blumen, am Fuße der Alpen gepflückt, und werth, dem Gemüthe edler Schweizerinnen, auch deutscher Töchter und Frauen, zu blühen, denen Natur, Einfalt und Unschuld werth sind. Fast alles darin trägt den eigenthümlichen Karakter schweizerischer Nationalität; sei es das Gemälde der landschaftlichen Pracht, oder der Sitte der Gebirgsbewohner, oder ihrer naiven Sprache in Kuhns und Häfligers Liedern, oder ihrer alten, heiligen Geschichten. Unter den Gedichten, manche derselben sind würdig, neben den bessern der heutigen deutschen Barden im Wettgesang zu ertönen, zeichnet sich durch ihre Tendenz besonders Hünerwadels prophetische Ode an das Eisgebirge „die Jungfrau“ aus. Nachdem der begeisterte Sänger Helvetien zu alter Sitteneinfalt und Kraft warnend zurückgerufen, schließt er mit folgenden Zeilen:

Sieh ihn dort umnachtet von Gewittern,
Und geröthet von der Blitze Glut,
Jenen Fels, vor dem die Völker zittern,
Dessen Fuß im nahen Westen ruht.
Krachend reißt sich dann in Donnerwettern
Bald ein Felsstück von der Masse los,
Deiner Städte Mauern zu zerschmettern,
Sie zu drücken in der Erde Schoos.
Deine Hochgebirge werden schwanken,
Deine Wiesen, dein bepflügtes Land
Wird ein Strom, gedrängt aus seinen Schranken,
Decken mit Gewässer und mit Sand.

In des neuen Ozeanes Mitte
Wird das alte Leben nicht gedeihn,
Und von schweizerischer Form und Sitte
Bleibt die Larve nur im todten Stein.

Das schönste Kleinod dieses Almanachs aber ist unstreitig, sowohl in Rücksicht des Adels der Sprache, als der Gedanken, die „Seelenwanderung" vom Professor Wyß in Bern. Gern würden wir mit dieser schönen philosophischen Dichtung unsere Blätter schmücken, versagte es uns nicht der Raum.

Der in Zürich erscheinende „helvetische Almanach" liefert diesmal in gewohnter Form die geographisch-statistische Darstellung der Kantone Schafhausen und Thurgau. Zu den Merkwürdigkeiten der mit sechs- bis siebentausend Einwohnern bevölkerten Stadt Schafhausen gehört gegenwärtig auch eine Gußstahlfabrik von H. Konrad Fischer, deren Waare dem besten englischen Stahl gleichkommt. Nach dem Bericht des Chemikers Gillet Laumont in Paris sind aus diesem schweizerischen Gußstahl zwei Stempel geschnitten worden, die, nachdem 65,000 Fünffrankenstücke damit ausgeprägt waren, statt degradirt zu werden, vielmehr eine noch schönere Politur angenommen hatten. Hr. Fischer hat zwar auf jenen Bericht hin vom Ministerium des Innern eine sehr ehrenvolle Einladung erhalten, sich in Frankreich zu etabliren, allein häusliche Verhältnisse und Anhänglichkeit an sein Vaterland hielten ihn zurück. Der Schafhauser Stahl hat, gleich dem englischen, die Eigenschaft, sich nicht schweissen zu lassen. Hr. Fischer, der diese Eigenschaft eher als einen Fehler, denn als eine Vollkommenheit betrachtete, verfertiget nun auch schweißbaren Gußstahl, welcher alle Eigenschaften des besten Stahls mit sich vereinigt, und ein vorzügliches Material zu Uhrfedern, Münzstempel u. s. w. ist. — Der Kanton Thurgau, welcher jetzt einen Flächenraum von 16 2/3 Geviertmeilen einnimmt, hat nach einer zuverlässigen Zählung vom Jahr 1808 überhaupt 76,671 Einwohner, davon 59,750 zur reformirten und 19,921 Seelen zur katholischen Kirche gehören. — — Einen schätzbaren Anhang zu diesem Almanach machen Auszüge aus den frühesten Briefen Johannes von Müller (aus den Jahren 1771 und 1772) an seinen ältesten Freund in der Schweiz."

Als „rheinisches Taschenbuch" zeigt sich in diesem Jahre, was im vergangenen „großherzogl. hessischer Hofkalender" hieß; auch diesmal mit typographischer Zierlichkeit ausgestattet. Das Portrait des Erbprinzen und der Erbprinzessin von Hessen, von Schnell gestochen, so wie die vier schönen Landschaften von Haldenwang, sind ein Schmuck des niedlichen Taschenbuchs. Die chronologische Uebersicht der Zeitgeschichte ist bis zum Juni 1810 fortgesetzt. Die historischen Aufsätze sind diesmal anziehender und mannigfaltiger, als im ersten Jahrgang; eben so die Erzählungen und Anekdoten; unter den letztern besonders ein Mährchen von Weisser, das Schönheitswasser, und der arme Fischer Zadig von Reinbeck; unter den erstern die Nachricht vom „eventuellen Theilungsvertrag der spanischen Monarchie im Jahr 1668."

Das „Taschenbuch für Damen" von Huber, Lafontaine, Pfeffel u. s. w. behält unveränderlich den ursprünglichen Werth, und verdiente dies Jahr schon den vorzüglichsten seiner Genossen zur Seite zu stehen, hätte es auch nichts sonst, als „die fromme Einfalt" unsers deutschen Pfeffels gebracht. Wo aber auch ein Matthison, Jean Paul, Huber, Haug, Lafontaine, Conz u. dgl. m. sich zur Unterhaltung der Leser vereinen, wer darf da um Genuß verlegen sein?

W. G. Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" beginnt sein drittes Jahrzehend mit jener heitern, leichten Laune, durch die es von jeher gefiel. Es ist genug, den Freunden froher Unterhaltung sein Erscheinen verkündet zu haben, um das freundliche Willkommen von vielen Lippen zu hören, das es verdient.

In äusserer Zierlichkeit und durch gute Auswahl des Inhalts eifert ihm das Frankfurter „Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet," nach. Können wir nichts ganz Vorzügliches ausheben, durch welches es vor andern glänzt, wird es doch auch schwer, etwas als schlecht daraus hinweg zu wünschen.

„Charis", ein neues Taschenbuch von Friedrich Lehr, enthält der mittelmäßigen Verslein viele, unter welchen einige ältere Gedichte Matthisons, von der Hand des Verfassers verbessert, wie ächte Perlen zwischen künstlichen, schimmern. Unter den prosaischen Aufsätzen sind es die „Ruhepunkte" von Lehr, bei denen man gerne weilt, nachdem man im übrigen für den Geist nicht immer Genusses genug fand.

Holder strahlt uns aus der Menge Vater Jacobi's Iris entgegen, welche im Triumph die einzelnen schönen Blumen zeigt, die auf des greisen Dichters Spätbahn noch die treue Muse streut. Der Inhalt des Taschenbuchs versetzt uns in den Kreis von Jacobi's Hausfreunden. Ihre Sprüche voll tiefen Sinnes, wie ihre sokratischen Scherze, erheben gleich sehr das Gemüth. Wer wird nicht gern in diese Versammlung edler Sänger und Weisen treten, und beim Scheiden sich nicht edler und weiser fühlen? Wir wollen hier nicht auf den sinnreichen von Neven voll philosophischer Resignation, nicht auf von Ittners launigte Epistel „der Todtengräber" deuten. Auch K. v. Rottek, auch Conz und Weisser und Haug u. s. w., fern von den sangreichen Ufern der Traisam, brachten den Laren Jacobi's manch schönes Opfer. Aber Jacobi's philosophischem Arzt, dem liebenswürdigen Ecker, der seinem Freunde und uns bewies, daß die Götter den Dichtern gern langes Leben gewähren, wünschen wir mit dankbarem Sinn, daß auch er Dichter werde. Doch, sagt nicht Jacobi selbst: „Eckers Prosa ist mehr Gedicht, als viele unserer neuesten Poesien?"

Von einer Wahrheit, wie dieser, könnte Costenoble's Taschenbuch, „dramatische Spiele" genannt, Zeugniß geben. Vergleicht man diese nachgeschnitzelten, trockenen, farben- und duftlosen Papierblumen mit den frischen, lebendigen Feldblümchen, welche Kotzebue in seinem neunten Almanach dramatischer Spiele auf Thaliens Altar streut, so lernt man freilich das etwas verzogene Schooskind dieser Göttin aufs neue schätzen, und rechnet mit seinen Fehlern nicht genau, um des Vergnügens willen, welches seine heitere Laune, sein immer reger Witz, sein leichter, gefälliger Ton gewähren müssen.

Der zweite Jahrgang vom „Almanach aus Rom für Künstler und Freunde der bildenden Kunst, herausgegeben von F. Sickler und C. Reinhart in Rom" übertrifft an Reichthum des Inhalts und äusserer Eleganz noch den ersten. Dem Texte ist eine Mappe mit (zum Theil illuminirten) Kupfern italienischer Kunstwerke und Gegenden beigefügt, deren Geschichte und Erklärung der Almanach enthält, so z. B. des köstlichen Platfonds aus dem Palaste des Titus auf dem Es-

quilin, des indischen Bacchus aus der Gallerie des Duca Braschi in Rom, der Büste der Venus aus dem pio-chiaramontanischen Museum des Vatikan u. s. w. Das schöne Geschenk der Deutschen in Rom an die Freunde der Kunst im Vaterlande erfüllt seinen Zweck; ergötzt und belehrt, und entschädigt gewissermaßen (so wenig hier auch volle Entschädigung gedenkbar sein kann) diejenigen, welche die Wunder der Siebenhügelstadt nicht selbst sehen können. So oft auch seit vielen Jahrhunderten die Kunstschätze Roms von Eroberern geplündert und verheert wurden (eine sehr flüchtige Skizze von der Geschichte des oft wiederholten Raubes giebt der Almanach), blieb die ewige Roma dennoch Hauptstadt der abendländischen Kunst, und bleibt sie noch lange des Künstlers Wallfahrtsziel. Der Titel des Taschenbuchs verkündet nur von der bildenden Kunst, dennoch giebt der Inhalt auch eine sachreiche Abhandlung über „italienische Theatermusik.“ Dieser zufolge zählt jetzt Italien vierundzwanzig vorzügliche Theater; neun Theaterdichter, und fünfunddreißig der beliebtesten Theaterkomponisten.

Was dieser Almanach für den Künstler oder Dilettanten ist, soll Friedrich Majers „mythologisches Taschenbuch, oder Darstellung und Schilderung der Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche aller Völker“ für den Weltweisen, den Geschichtsforscher und jeden Beobachter der Menschheit überhaupt sein. Es soll sich an das vortreffliche Zimmermann'sche Taschenbuch der Reisen anschliessen, so, daß was in diesem nur leicht angedeutet werden konnte, oder gänzlich wegbleiben mußte, im mythologischen vollständige Ausführung erhält. Der Gedanke ist schön, aber wohl kühn. Denn gerade von den religiösen Vorstellungen roher Nationen sind wir durch die Reisenden am mangelhaftesten unterrichtet. Diese zu erforschen wird nicht nur tiefe Vertrautheit mit Sprache und Nationalkarakter der Völker erfordert, die oft kaum Worte für ihre Ideen, mehr noch dunkle, oft nur Priestern verständliche, Mythen haben; sondern auch vollkommene Vorurtheilslosigkeit des reisenden Beobachters. Daher sind die wenigsten Reisebeschreibungen als zuverlässige Quellen anzusehen, und von Zimmermann hütete sich wohl, so zweifelvolle Gegenstände umständlich abzuhandeln. — Hr. Majer liefert uns ganz einfache Beschreibung der religiösen Gebräuche und (vermuthlichen) religiösen Vorstellungen wilder Völker. An und für sich haben dieselben wenig Erbauliches. Ein rein menschlicher, philosophischer Blick auf diese Kindheitsreligionen, klare Anschauung ihrer Verwandtschaft mit den Systemen anderer älterer und neuerer Völker, daraus hervorspringende Reflexionen, Wahrnehmungen der Wechselwirkung des Klimas, der Sitten, Sagen und Religionen auf ihre gegenseitige Ausbildung, und dies alles in edler, blühender Sprache, würde das Ganze für jeden denkenden Geist anziehender gemacht haben. Allein dies ist der Fall hier nicht in der mitgetheilten Erzählung von religiösen Gebräuchen und Ideen der Grönländer und anderer nordamerikanischer Völkerschaften.

Mit gewohnter Eleganz macht das „Leipziger Taschenbuch“ die Fortsetzung des Auszugs von Laborde's malerischer und historischer Reise in Spanien; kurze Abhandlungen über Trachten, Feste, Tänze, Musik, Wirthshäuser u. s. w. Spaniens; dann Erklärung von dreiundzwanzig schönen Kupfertafeln, die uns Ansichten katalonischer Gegenden und Alterthümer geben. Die Verwüstung dieses schönen spanischen Landes durch einen der blutigsten Kriege unserer Zeit gibt den Arbeiten Laborde's noch höhern Werth. Wie manches ehrwürdige Denkmal der alten Welt geht mit der Verheerung so vieler Städte und Dörfer unter!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Berlin, im Nov. Von den Abonnementskonzerten sind die Bliesenerschen im Gange. Die Schneiderschen begannen den 15. Das Publikum verspricht sich von den letztern sehr vielen Genuß, indem der Unternehmer jedes Stück, das er aufführen wird, einer musikalischen Jury zur Beurtheilung vorlegen, und zur Abwechselung mit *tableaux vivans* die Augen der Zuhörer zugleich zu ergötzen suchen wird. — Von musikalischen Meisterwerken ist uns jüngst wieder der Genuß von Haydns Schöpfung durch die Betriebsamkeit der Demoiselle Schmalz zu Theil geworden, welche diese Musik zum Besten ihres alten Vaters in der Garnisonkirche, wo er Kantor ist, veranstaltete. Dem. Schmalz ist nun bei uns für das deutsche und italienische Theater engagirt. Es heißt seit kurzem, daß die italienische Oper wieder, und zwar noch diesen Winter, in Gang kommen wird. Im Opernhause wird indessen jetzt die große deutsche Oper aufgeführt. Zum Geburtstage des Kronprinzen, am 15 vorigen Monats, ward Achilles, von Paer komponirt, daselbst gegeben, und ist seitdem einigemal wiederholt worden; eben so oft wird Iphigenia in Tauris daselbst aufgeführt.

---

— Der größere Theil der im letzten Kriege von Oesterreich an Frankreich, unter dem Namen der illirischen Provinzen, abgetretenen Länder ist noch immer für viele eine Terra incognita. Desto verdienstvoller ist die in diesem Jahr erschienene „statistische Darstellung der illirischen Provinzen“ von Hrn. J. A. Demian, die uns mit reicher Sachkunde und großer Klarheit das treue Gemälde jener Landschaften gibt. Bis jetzt aber liefert diese Darstellung nur die statistische Schilderung der ehmaligen sechs Militärdistrikte, oder der jetzigen illirischen Militärprovinz, wo sonst jeder Einwohner immer stehender Soldat und Landbauer zugleich sein mußte. Aber auch hier war, wie der Feldzug von 1809 bewies, der Geist aus den Formen gewichen.

Der Flächeninhalt dieses Soldatenlandes beträgt nach einer neuern Berechnung 195 1/2 Geviertmeilen (die Meile zu 10,000 Joch); es ist ein mit hohen Bergen und Felsen bedecktes Land. Der hohe Wellebit und das Plissivicza-Gebirge heben sich mit ihren höchsten Punkten mehr als neunhundert Klafter über das adriatische Meer. Nicht bis zu dieser eigentlichen Alpenhöhe steigt die Bergkette der Kapella. Naturhistorisch merkwürdig sind verschiedene Vertiefungen des Bodens in den Gebirgen des Wellebits und der Kapella, schaudervolle Abgründe zwischen den Alpenspitzen, oder mehrere Klafter weite und tiefe Hölen in zahlloser Menge.

(Beschluß folgt.)




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 97. — den 5 Dezember 1810.


## Etwas über einen astronomischen Reformator.

Zürich, den 18 Nov. 1810.

Haben Sie schon die astronomische Ankündigung gesehen, die ein Hr. Herrmann in Herisau, unter dem Titel „das Grab des Kopernikus", gemacht hat? In astronomischer Hinsicht ist dieses freilich nicht merkwürdig, aber in psychologischer verdient sie vielleicht eine Stelle in den Miszellen. *)

Lichtenberg, der ein großes Interesse hatte, die kleinen und die größern Schwachheiten des menschlichen Verstandes und des menschlichen Dünkels zu studieren, würde dieses eine so große Freude machen, als die Weissagung von Zieben, der bekanntlich vor dreißig Jahren aus astronomischen Gründen darthat, daß die Erde durchbrechen würde, und zwar im Bodensee. Zieben verstand auch zwar wenig von der Astronomie, aber doch mehr als unser Herrmann. Beide haben das miteinander gemein, daß sie eine sehr gute Meinung von ihren Kenntnissen hatten, und sich fast auf gleiche Weise ausdrücken; so daß man leicht sieht, daß beide nicht wissen, wovon eigentlich die Rede ist.

Sie wissen, daß unser Herisauer einen Kollegen in Paris hat, den Hrn. Mercier, Mitglied des Nationalinstituts, der auch das Kopernikanische System läugnet. Es ist ein Glück, daß das Institut nicht so strenge mit dem Kopernikanismus ist, als mit dem Glaubensartikel von den drei Einheiten des Schauspiels, welchen der Namensvetter von jenem, Herr Lemercier, bekanntlich in seinem Kolumbus verlegt hat, und dem der Präsident der Klasse bei seiner Aufnahme sagte, daß

*) Ankündigung. Unverwerfliche Gründe erlauben mir, zu glauben, daß es mir gelungen sei, das wahre Weltsystem, wenigstens die zwei Hauptprinzipien von Ruhe und Bewegung, glücklich entdeckt zu haben, die man von Anfang der Welt her bis jetzt vergeblich zu entdecken bemüht war. Sollte jemand diese Entdeckung nur einer eiteln Selbstgefälligkeit zuschreiben, der lerne zuvor die Sache gründlich kennen und unpartheilich prüfen; denn es gilt hier nicht vermuthen, sondern gründlich wissen und mit der That beweisen. Ich fand, daß das Kopernikanische System, welches will, daß die Erde ein Planet sei, der sich jeden Tag um seine Achse drehe und inner einem Jahre um die Sonne rolle, sehr irrig, und daß hierbei die Schwerkraft vergessen worden sei. Hierüber erschien im Jahr 1807 eine kleine Abhandlung über die Frage: Ruhe die Erde oder ist sie in Bewegung? im Märzheft der Isis in Zürich, die ein Unbekannter vergeblich zu widerlegen versuchte. Seitdem habe ich ein schon vor achtzehn Jahren verfaßtes Werkchen, betitelt: „Kopernikans Grab, oder neu entdeckte Wahrheiten über den Weltbau", mit etlichen Veränderungen und Zusätzen, zwölf Bogen stark, in neunzehn Abschnitten umgeschrieben, worin nicht nur die Ruhe der Erde mit unumstößlichen Gründen erwiesen, und alle bisher dagegen gemachte Einwendungen genüglich widerlegt, sondern auch die vornehmsten Himmelserscheinungen aus ihren natürlichen Ursachen erklärt sind. Schade wäre es nun, wenn diese merkwürdige und dabei nicht kostspielige Schrift, von der ein Exemplar nur auf achtzehn bis zwanzig Batzen zu stehen käme, und mit ihr diese höchstwichtige Entdeckung wieder verloren gehen sollte. Diese wünsche ich nun der Vergessenheit zu entreissen und sie durch den Druck bekannt zu machen. Soll aber dieses geschehen, so muß ich vorher auf eine gewisse Anzahl Abnehmer zählen können. Es werden daher alle Freunde der Literatur und der Naturwissenschaft höflichst eingeladen, Bestellungen für ein oder mehrere Exemplare schriftlich und franko gelangen zu lassen an

Bernhard Herrmann in Herisau, Kantons Appenzell.

sie ihn deswegen nicht in ihren Schoos hätte aufnehmen können, um kein böses Beispiel zum Nachtheil des guten Geschmacks zu geben, wenn er nicht glücklicherweise nachher in seinen dramatischen Vorlesungen sich vom Shakespearenismus bekehrt und zu den drei Einheiten des Aristoteles zurückgekommen sei.

Wenn unser Herrmann in Herisau verlangt, daß man ihn widerlegen soll, so ist dieses wirklich viel gefordert. Zuerst müßte er so viel Astronomie studieren, daß er wisse, wovon die Rede sei; und dann so viel Deutsch, daß er sich bestimmt ausdrücken lerne. Ich bin überzeugt, daß, wenn er dieses thut, er selber findet, daß das Widerlegen überflüssig ist. Vielleicht kennt er noch nicht einmal alles, was gegen das Kopernikanische System geschrieben ist. Man könnte ihm des Jesuiten Riccioli Astronomie empfehlen, wenn er Latein verstünde. In dieser sind neunundsiebenzig Beweise gegen die Kopernikanische Weltordnung angeführt; und zwar 1) aus der heiligen Schrift; 2) aus den Kirchenvätern; 3) aus der Vernunft, und 4) aus der Astronomie. Zugleich sind noch vierzig Sätze widerlegt, die der Umdrehung der Erde günstig sind. — Ich habe einmal dasselbe Werk Hrn. Mercier empfohlen. Als er aber hörte, daß es zwei Folianten waren, so wollte er nichts mehr damit zu thun haben. — Als sein Buch gegen Kopernikus erschien, sagte der alte Lalande: „Wenn Hr. Mercier die Hälfte der Zeit, die er auf die Verfertigung des Buches verwendet hat, auf das Studium der Mathematik und Astronomie verwendet, so hätte er es wahrscheinlich nicht geschrieben.“

Was mir an unserm Herisauer wohl gefällt, ist, daß er sein Buch Kopernikus Grab genannt hat. Ich erinnere mich hierbei einer Anekdote aus Lichtenbergs Leben. Ein gewisser Professor hatte gegen Newton geschrieben, wenn ich nicht irre gegen seine Optik; Lichtenberg zeigte ihm, daß er nur deswegen gegen diesen großen Geometer geschrieben, weil er ihn nicht verstanden. Der Herr Professor, der Newton nicht verstanden hatte, verstand das, was Lichtenberg ihm sagte, eben so wenig, und gab bald darauf ein Buch heraus, in dem er mit dürren Worten sagte, er habe die Newtonsche Theorie zu Grabe gebracht. Durch einen Reisenden ließ Lichtenberg ihm nachher gelegentlich sagen: „Er habe mit Vergnügen gesehen, daß er die Newtonsche Theorie ehrlich begraben habe. Ob die seinige am Galgen sterbe oder auf dem Rade — das müsse man erwarten.“

Herisau in Appenzell ist indeß nicht der einzige Ort, wo es so berühmte Astronomen gibt. In Ostfriesland ist auch ein Bauer, der ein Antikopernikaner ist, und seine Memoiren im Hamburger Korrespondenten drucken läßt. Was dieser schreibt, ist aber noch viel lustiger, besonders durch die Menge Sprachfehler, die er macht. So etwas dient zur Belustigung, und ich habe einmal eine neue Auflage davon veranstaltet, um diese Entdeckungen der Vergessenheit zu entreissen.

Wenn solche Leute so viele Kenntnisse hätten, daß sie dasjenige verstehen könnten, was man ihnen sagt, so würde man ein christliches Werk thun, sie aus ihrem Irrthum herauszureissen, weil sie sich vielleicht mit etwas anderm beschäftigen könnten, bei dem ihre Thätigkeit nützlich wäre. Allein dieses ist nicht der Fall; ihre Beschränktheit und ihr Verliebtsein in ihre Meinungen erlaubt ihnen nicht, den Mangel ihrer Kenntnisse wahrzunehmen, und daher bleiben sie dann in einer glücklichen Unwissenheit und Selbstzufriedenheit. Das Sokratische Wissen des Nichtwissens ist ihre Sache nicht. Und am Ende — was ist viel dabei verloren? — Unter den tausend Millionen Menschen, die auf der Erde herumlaufen, sind gewiß neunhundert und neunzig Millionen Antikopernikaner, und ob einer mehr oder weniger ist, thut nichts zur Sache. Wenn man deswegen auch den Herrmann zum Kopernikanischen Weltsystem bekehrte, so hilft dieses der rechtglaubigen Kirche wenig. Das Proselitenmachen ist immer eine eigene Sache. Wenn auch ein Paar zur wahren Kirche übergeholt werden, so ist dieses nur ein Tropfen am Eimer gegen die Millionen, die verloren gehen.

Dr. Bg.

---

## Ueber die Oiseliers, Colliberts, Cagous und Cagots.

Senator Gregoire, dessen unermüdetes Bestreben zu sein scheint, Schutzredner derjenigen Menschenklassen zu sein, die im Kreise der Gesellschaft theils durch Vorurtheile, theils durch Mißbräuche ihrer Verfassungen, auf eine niedrige Stufe der Bildung und Achtung zurückgedrängt worden, hat es neuerdings in einer Abhandlung, die er dem Nationalinstitut zugeschickt, versucht, in Frankreich, wo die Rechte der Menschheit allen Ständen und Klassen gesetzlich gesichert sind, die Spuren der Verachtung und des Druckes darzustellen, welche dort noch immer gegen gewisse Klassen und Stände herrschen.

In dem Bericht von den Arbeiten der Klasse der Geschichte und des Alterthums, welche Ginguene unterm 5 Juli 1810 dem Institute ablegte, gibt er einen Auszug von der Abhandlung des Senators Gregoire, der wegen seiner für den Geschichtsfreund wichtigen Tendenz eine weitere Verbreitung verdient, und die wir den Lesern der Miszellen f. d. Weltk. mitzutheilen uns veranlaßt halten.

Im Mittelpunkte Frankreichs selbst werden vielleicht nur noch wenige etwas davon wissen, daß seit geraumer Zeit und noch jetzt Menschenklassen unter den Namen Oiseliers, Colliberts, Cacons oder Cagous, Gabets, Cagots oder Agots daselbst bestehen, gegen welche man Vorurtheile und empörende Grausamkeit nährt.

Menschlichkeit auch hier zu befördern beabsichtigt Gregoire bei der Untersuchung, welche er sowohl über den Ursprung der verschiedenen Karaktere der erwähnten Menschenklassen, als auch über die mancherlei Bedrückungen, denen sie ausgesetzt waren, und die mildern Gesinnungen, welche gegen sie in neuern Zeiten sich entfaltet und noch zu entfalten sind, anstellt.

Die Oiseliers lebten vormals im Fürstenthum Bouillon. Ihre Zahl war nicht sehr bedeutend. Sie zogen sich vorzüglich ihre Unterdrückung im zwölften Jahrhundert durch eine Empörung gegen ihren Fürsten zu, dessen Burg sie befehdeten. Sie wurden überwunden, und mußten sich unter den härtesten Bedingungen ergeben, nach welchen sie für sich und ihre Nachkommen auf immer das Schloß und die geheimen Gehältnisse reinigen mußten. Sie bewohnten einen Amtsort, den man la ferme des Oiseliers nannte. Ihre Namen waren in eine Rolle eingetragen. Man

behauptete vormals, daß sie Nachkömmlinge derjenigen Juden wären, welche die Prinzen von Bouillon aus dem Kreuzzuge heimgeführt. So lange die Bischöfe von Lüttich die Stelle der Fürsten von Bouillon vertraten, mußten die Oiseliers die auferlegten Frohndienste leisten. Die Prinzen von Auvergne, welche den Bischöfen in der Regierung folgten, befreiten sie zwar von diesen Lasten, aber die Register, worin sie aufgezeichnet waren, behielt man bei. So waren die Oiseliers-Familien leicht auszumitteln, die auch ferner aller Verachtung ausgesetzt waren, und mit denen sich keiner verbinden mochte. Im Jahr 1740 ward endlich jenes Register vernichtet, und seit der Zeit verloren sich die Familien und der Name der Oiseliers fast gänzlich.

Aus dem Namen der Colliberts folgerten die Gelehrten, daß sie von Poitou, ursprünglich frei gegebene Sklaven gewesen wären. Woher auch ihr Name gekommen, erhellt doch aus einer Menge authentischer Quellen, daß sie gleichsam Leibeigene oder Sklaven waren. Obgleich sie arbeitsam waren und tüchtige Dienste leisteten, hat uns doch die Geschichte Spuren von den Vorurtheilen aufbehalten, welche sich lange gegen sie erhielten. Doch auch diese sind, wie ihr Name selbst, schon seit längerer Zeit gänzlich verschwunden.

Der Name der Cacous, Cagous oder Coqueux in der Niederbretagne, die man kaum in der hohen Bretagne kennt, hat auch die Etymologisten beschäftigt. Sie haben ihn aus der griechischen und zeltischen Sprache hergeleitet, und sich endlich dahin vereinigt, daß er vorzüglich Menschen zugekommen, die unreines Blut verrathen hatten, oder von ekelhaften, ansteckenden und aussätzigen Krankheiten heimgesucht waren. Man hätte sie, sagt man, deswegen nach den Vorstädten hingebannt, wo sie sich von Gewerben, welche nicht viel Kraft erfordern, als von Seiler- oder Böttgerarbeit, nährten. Der Ekel vor ihren Krankheiten veranlaßte über sie die sonderbaren und entehrenden Gerüchte, daß sie ursprünglich Juden wären, daß am Sonnabend aus einigen Theilen ihres Körpers Blut fließe, daß sie Zauberer wären, magische Künste übten und Talismane feil hätten. Sie lebten unter strenger Aufsicht der Regierung, und hatten in der Kirche einen besondern Platz. Sie durften, nach den Verordnungen in Bretagne, nicht in diesem Fürstenthum reisen, ohne einen Fleck von rothem Tuch auf ihr Kleid angesteckt zu haben, um sich kenntlich zu machen. Man durfte ihnen kein Land verpachten, und keine andere als leinene und hänfene Waaren verkaufen. Bekanntlich verschwand die Krankheit des Aussatzes allmählig in Europa. Die Aerzte untersuchten nun auch die Cacous, und nachdem sie erklärt hatten, daß dieselben eben so gesund wie andere Menschen wären, wurde die sie betreffende Verordnung aufgehoben. Es sind von diesen alten Cacous noch ungefähr fünfzig Familien vorhanden, die in dem Departement von Finisterre und dortigen Gegenden zerstreut leben. Die gegen sie vormals bestandenen Vorurtheile haben schon nachgelassen, und es ist zu hoffen, daß sie sich ganz verlieren werden.

Am andern Ende Frankreichs, gegen die Pyrenäen zu, im Lande der Basken und in den Bordelais, hegt man bis auf jetzige Zeit ebenfalls gewisse Vorurtheile jener Art gegen die sogenannten Cagots, Cahots oder Agots, Gehets, Galets oder Caffets. Nach einigen sollen sie von den Gothen, Alanen und Vandalen, nach andern von den Albigensern, Sarazenen oder Juden herstammen. Man hat von ihnen, wie von den Cacous, sonderbare Fabeln verbreitet. Man wollte an ihrer äussern Gestaltung etwas Eigenes finden, sie sollten aussätzig sein, und einen widrigen Geruch von sich geben; sie wurden daher geflohen, und mußten getrennt von andern Menschen leben. Wie die Cacous in Bretagne Seiler oder Böttger waren, so trieben die Cagots das Metzger- und Zimmermannshandwerk und ihre Weiber das Leinweben. In den Pässen der Pyrenäen trifft man immer eine große Menge derselben an. Ramond, Mitglied des Instituts, welcher sie für Nachkömmlinge der Gothen hält, will unter ihnen häufig den Kretinismus, den er für Folge des Aussatzes hält, gefunden haben. Aber andere Gelehrte, die ebenfalls den Kretinismus in den Pyrenäen angetroffen, behaupten, daß die Cagots nicht allein damit behaftet wären, und ganze Familien derselben von dieser Krankheit gar keine Spur verriethen. Ferner daß der Aussatz nicht im mindesten Verhältniß mit dem Kretinismus steht, und in den Pyrenäen ebendenselben Ursachen, wie in den Cevennen- und Alpengebirgen, zuzuschreiben sei, nämlich der warmen und stockenden Atmosphäre, den ungesunden Wohnungen, der Unreinlichkeit und schlechten Diät. Wenn aber die Cagots wirklich von den Gothen stammen, müßte dies auch die Abkunft der Cacous in Bretagne sein, da sie in Hinsicht ihres Namens und der unter ihnen herrschenden Krankheiten mit jenen eine Aehnlichkeit haben.

Es scheint, daß die Cagots und die Cacous von der Krankheit des Aussatzes, als sie sich in Europa und endlich in Frankreich verbreitete, am häufigsten angegriffen wurden. Da nun der Aussatz überhaupt längere Zeit und hartnäckiger in den Gegenden der Pyrenäen herrschte, war es natürlich, daß man strengere Maasregeln gegen die dort damit Behafteten ergriff. Dieses mußte aber in jener Zeit dem Aberglauben Stoff zu manchen sonderbaren Meinungen geben. Zu Bourdeaux waren die Gahets vormals verpflichtet, wie die Cacous, an ihren Kleidern ein Stück rothes Tuch als Abzeichen, so wie in der Provinz Bearn das Zeichen eines Gänse- oder Entenfußes zu tragen. Nachdem die Krankheit, welche zum Vorwande dieser Beschränkungen und Verordnungen diente, verschwunden war, erblickte man allmählig auch in dem Blut der Gahets so wenig unreines, als in dem anderer Menschen, und sie fanden im Kreise der Gesellschaft, nachdem die Heilkunde, die Gesetze und die Religion sie in Schutz genommen, bereitwillige Aufnahme. Jetzt wohnen in den Vorstädten von Bourdeaux, wohin sie sonst gebannt waren, Leute von allen Ständen, und in den Bourdelais weiß man nichts mehr von den Gahets. Anders ists in den Pyrenäen. Obgleich man in Betreff der Cagots mildere Gesinnungen angenommen, haftet doch noch ein gewisses Vorurtheil gegen sie, und ihr Name hat noch etwas Beleidigendes. Kurz, hier ist es, wo Vernunft und Aufklärung noch manches zu verscheuchen haben.

Sr.

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

(Beschluß.) Manche Flüsse des Landes, wie die Licca, Gaczka, Korbava u. a. m. verlieren sich in solchen Höhlen und verschwinden auf immer, oder kommen, wie die Dobra, Mreznicza und Korenicza, in ganz andern Gegenden wieder aus der Erde hervor. Schiffbare Flüsse aber sind eigentlich hier nur die Kulpa, Sau und Unna. Auch an kleinen Seen und beträchtlichen Sümpfen fehlt es diesem Gebirgslande eben so wenig, als an Mineralwassern, die indessen wenig benutzt werden.

Die Ebenen an den drei genannten schiffbaren Flüssen sind sehr fruchtbar; unwirthbarer ist das Gebirge, und der Boden gegen die Küste des Meeres besteht fast ganz aus kahlen Steinmassen. Die Entwaldung der Berge zog eine Austrocknung alles Erdreichs nach sich. Winde verwehten die Dammerde so, daß, wo man vor hundert Jahren noch angebaute Felder, Oliven- und Weingarten sah, jetzt öde Kalkklippen dastehen.

Im J. 1807 betrug nach genauer Zählung die Summe der Einwohner 288,562 Seelen. Im J. 1802 aber 274,278; darunter waren 66,694 Waffenfähige, von denen wirklich 14,334 enrollirt oder Dienende waren.

Es befinden sich gegenwärtig in diesen Provinzen vier Städte und 879 Dörfer; sämmtliche hatten im J. 1802 eine Zahl von 27,191 Häusern. Die Dörfer sind selten zusammenhängend als ein Ganzes gebauet, sondern die Häuser liegen oft weit umher am Gebirge und in Waldungen zerstreut. Die Wohnungen besonders in den Hochgebirgen sind elend, ohne Fenster, ohne Fußboden, aus Holz und Thon aufgeschlagen, mit Brettern bedeckt, den Wohnungen der Wilden ähnlich. Wohnzimmer, Stall, Feuchtboden und Küche ist alles eins. Brod, Mehlspeisen, Milch und Käse sind die Hauptnahrung. In der That haben diese Leute auch in ihren Sitten noch viel Aehnliches mit den Wilden, wie z. B. in den Fragen, die sie klagesingend an den Leichnam des Verstorbenen richten, oder in den Geräthen, die sie ihm an verstorbene Glieder der Familie mitgeben. Ein Kessel, ein Paar Töpfe, einige hölzerne Schüsseln und Löffel, ein Paar Hacken und Taschenmesser machen das Hausgeräthe aus. Der Hausvater herrscht über alle; oft wohnen und schlafen vier Generationen in der gleichen Hütte beisammen, das heißt 50 — 60 Menschen!

Der Mann ist kriegerisch, aber zur Arbeit träge; beispiellos thätig ist dagegen das weibliche Geschlecht. — Großmüthig, wißbegierig, gelehrig, genügsam, gastfrei, aber auch grausam, diebisch, listig, verstellt und rachsüchtig ist hier der Mensch. Die gleichen Karakterzüge, wie bei andern wilden Völkern.

Der kulturfähige Boden des Landes beträgt 1,624,608 1/4 Joch; fast die Hälfte desselben ist mit Holz bewachsen, wirklich angebaut nur der dritte Theil. Der Ackerbau selbst ist hier aber größtentheils noch in seiner Kindheit; noch fehlen selbst Scheunen. Unter freiem Himmel wird das Korn durch herumgetriebene Pferde gedroschen. Eben so nachlässig und ohne Kenntniß wird die Viehzucht betrieben. Der Seidenbau ist eigentlich erst im Beginnen, und könnte mit der Zeit beträchtlich werden.

Bloß in den vier Städten des Landes (Zengg, Carlopago, Petrinia und Kostainitza) befinden sich die allernothwendigsten Handwerker. Ein so unkultivirtes Volk hat noch wenig Bedürfnisse, die es nicht selbst leicht befriedigen kann. Ein Stück gedörrte Ochsenhaut um den Fuß geschnürt, heißt da zu Lande schon ein Schuh. — Doch wir enden diesen kleinen Auszug, der seines Zwecks nicht verfehlen wird, Freunde der Länder- und Völkerkunde auf ein Werk aufmerksam zu machen, dessen Vollendung wir mit Begierde erwarten. * * *

---

— Dequinemare hat die Erfindung gemacht, Leinwand und Taffet wasserdicht zu machen. Man bereitet aus einem Dekokt von Nußöl, Wachs, Zwiebelsaft und venezianischem Terpentin, der mit Gelbem von Eiern und pulverisirtem arabischen Gummi vermischt wird, alles mit Wasser verdünnt, eine Milch, mit der man das Zeug bestreicht.

---

## Aus Asien.

— Isle de France (sagt der französische Bataillonschef Ch. Fr. Tombe, der vor wenigen Wochen die Beschreibung einer Reise, die er in den Jahren 1802 — 1806 auf den Inseln der ostindischen Gewässer machte, herausgab) ist in zehn Kantone eingetheilt, die ihre Munizipalitäten, Friedensrichter, Notarien und Landmesser haben. Port Napoleon ist der Hauptort der Kolonie, eine kleine, sehr lebhafte Stadt. Die Straßen derselben gehen fast alle nach der Schnur; sie sind ungepflastert, aber fest und hart, wie die vom Kap der guten Hoffnung, und längs der Küste mit derselben Parallele und am schönsten; auch wohnen hier die Kaufleute. Die Wohnhäuser sind alle von Holz, bestehen gemeinlich nur aus dem untersten Stock, und haben die Einrichtung, daß man sie auf Walzen von einem Quartier der Stadt zum andern transportiren kann.

Nur das Regierungsgebäude, welches jetzt auf der Stelle des alten wieder errichtet wird, ist von Stein. Hinter demselben lauft eine große Straße in perpendikulärer Linie von der Küste zum Innern des Landes, die zum Champ de Mars führt. Dies ist ein weitläufiger Platz, an dessen Ende man das Grabmal des Generals Malartic erblickt, der in den stürmvollsten Augenblicken der Revolution hier Gouverneur war, und die schöne Kolonie durch seine Weisheit unverletzt erhielt.

Das Militärhospital ist sehr schön, und wird von barmherzigen Schwestern bedient. Die Kasernen sind in trefflichem Stand. Ein geräumiges Gebäude am Marktplatze dient zur Börse, wo ansehnliche Geschäfte gemacht werden. Seit kurzem hat Port Napoleon auch ein eigenes Komödienhaus; das ganze Jahr hindurch unterhält die Stadt eine Schauspielergesellschaft.

Man berechnet die Bevölkerung von Port Napoleon auf ungefähr 6000 Seelen; ein Drittel davon sind Europäer; die übrigen Malabaren, Laskaren und freie Schwarze, unter denen sich auch viel Mulatten finden. Auf der ganzen Insel sind ungefähr 60,000 Sklaven.

So lieblich auch das Klima von Isle de France, und so mild die Temperatur, so rein die Luft ist, herrscht doch auf der Insel eine in andern Ländern wenig mehr bekannte Krankheit, der Aussatz. Man schreibt ihn schlecht geheilten venerischen Uebeln zu. Die Gouverneurs haben zwar versucht, die mit dem Aussatz Behafteten sogleich nach den Inseln Sechelles und Garaganos transportiren zu lassen, wo Schildkröten im Ueberfluß sind, von denen Brühe und Fleisch in dieser Krankheit sehr heilsam sind; allein das Uebel bleibt auf der Insel wie eingewurzelt, setzt sich durch Ansteckung fort, und viele Kranke wissen sich noch immer der Wachsamkeit der Polizei zu entziehen.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 21.)

# Intelligenzblätter
zu den
# Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mitwochs — Nro. 21. — den 5 Dezember 1810.


Mehrere Anfragen wegen der Fortsetzung meiner Geschichte der Kreuzzüge veranlaßen mich zu der Erklärung, daß im nächsten Herbste der Druck des zweiten Theils beginnen, und zur Ostermesse 1811 unfehlbar vollendet sein werde. Der nachsichtsvolle Beifall, welchen der erste Theil dieses Werks, den ich als Versuch, und größtentheils eine Arbeit der Jugendjahre, dem Publikum schüchtern übergab, erhielt, hat mich noch mehr zur sorgfältigen Bearbeitung der Fortsetzung aufgemuntert; so wie überhaupt der Zeitraum, welcher zwischen der Erscheinung des ersten und zweiten Theils liegt, für die Geschichte der Kreuzzüge von mir nicht unbenutzt geblieben ist. Alle meine historischen Studien des Mittelalters hatten bisher die Kreuzzüge zum Hauptziel, und eben deswegen wird auch nunmehr das Werk in kurzer Zeit ganz beendigt sein.

Heidelberg, den 26 Juli 1810.

Fr. Wilken.

---

So eben ist bei Tobias Löffler in Mannheim erschienen, und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Heidelberger Taschenbuch für 1811, herausgegeben von A. Schreiber. Mit Kupfern, niedlich gebunden 1 Thlr. 15 Gr. oder 2 fl. 45 kr., in Maroquin en forme de portefeuille 2 Thlr. 15 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Die freundliche Aufnahme, welche dieses Taschenbuch seit zwei Jahren gefunden, wird ihm auch diesmal bei der reichen Ausstattung, womit es erscheint, nicht entgehen. Ausser fünf schönen noch ungedruckten Gedichten von J. G. Herder und Fr. Hahn, haben diesmal von Blomberg, von Gerning, Haug, Keßler, Koreck, Lehr, Meusebach, Ch. Niemeyer, Overbeck, Reinbeck, Karl Rudolphi, G. Scholz, Schreiber, L. v. Seckendorf, Spalding, Stöber, Fr. L. Graf zu Stollberg, Voß, Weisser, und sechs Ungenannte, nahe an hundert Gedichte und Erzählungen beigetragen. Die niedlichen Kupfer sind nach A. Corrani, Hamilton, Moratti, Wien und andern bedeutenden Künstlern, und Druck und Papier dem innern Werth entsprechend. — Wer für sechs Exemplare baar den Betrag an den Verleger einsendet, erhält das siebente gratis.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Briefe der Lespinasse, deutsch herausgegeben von Joh. Karoline Wilhelmine Spazier, gebohrne Meyer. Zwei Bände. gr. 8. Leipzig 1810. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Die Lespinasse gehörte bekanntlich zu Frankreichs geistreichen Frauen. Ihre Briefe sind der reine Ausdruck eines in Liebe vergehenden Herzens. Die Liebe hat keine Sprache, die man nicht hier wiederfände. Ueber den Werth des Buches und der Uebersetzung ist es hinlänglich auf das zu verweisen, was Jean Paul Fr. Richter im Morgenblatte Nro. 238 und 240 davon sagt. Es heißt da unter anderm:

„Die Briefe übertreffen an ächter, treuer einfacher Liebeswärme die Rousseauschen der Heloise, und erreichen oft an Naivität die der Sevigne.“

„Was die Uebersetzung betrifft, so hat diese alle die Freiheit, deutsche Eigenheit, Poesie und Kraft, welche die Nachschöpferin schon früher ihren Selbstschöpfungen zu geben gewußt.“

---

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist in verschiedenen Ausgaben zu 1 Thlr. 12 Gr., 2 Thlr. 12 Gr., und zu 4 Thlr. erschienen:

## Taschenbuch
für
## das Jahr 1811,
der
## Liebe und Freundschaft
gewidmet.

Mit achtzehn Kupfern.

Ohne dieses Lieblings-Taschenbuch von Neuem zu empfehlen, darf ich mit vollem Rechte mir schmeicheln, daß keiner der vorhergehenden Jahrgänge so interessant und geschmackvoll erschienen ist.

Frankfurt am Main, im Oktober 1810.

Friedrich Wilmans,
Verleger.

---

Neue
## Verlags-Bücher
von
## Friedrich Christian Wilhelm Vogel
in Leipzig.
## Jubilate-Messe 1810.

Benedikt, Traug. G. Gust., de Pupillae artificalis conformatione libellus. Cum 1 tab. aen. 4. maj. 16 Ge.

Bröder, C. G., kleine lateinische Grammatik, mit leichten Lektionen für Anfänger. Achte verbesserte Originalauflage. gr. 8. 8 Gr.

Bröder, C. G., Wörterbuch zu seiner kleinen lateinischen Grammatik für Anfänger. Siebente verbesserte Originalauflage. gr. 8. 6 Gr.

Gesenius, Dr. Wilh., Hebräisch-deutsches Handwörterbuch, mit Einschluß der chaldäischen Wörter des Daniels und Esra. Erster Band.
Ordinaires Druckpapier 2 Thlr. 12 Gr.
Weißes Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr.
Schreibpapier 4 Thlr.

NB. Der zweite und letzte Band erscheint nach der Michaelis-Messe. Beide Bände aber werden nicht getrennt.

Gesenius, Dr. Wilh., Versuch über die maltheßische Sprache, zur Beurtheilung der neulich wiederholten Behauptung, daß sie ein Ueberreſt der alten punischen sei, und als Beitrag der arabischen Dialektologie. gr. 8. 12 Gr.

Handbuch, exegetisches, des Neuen Testaments. Neunzehntes Stück. Nachträge zur Verbesserung und Vervollständigung desselben Werkes. gr. 8. 1 Thlr.

Keil, Dr. K. Aug. G., Lehrbuch der Hermeneutik des Neuen Testaments, nach Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation. gr. 8. 14 Gr.

Schleusneri, Joh. Fr., Libellus animadversionum ad Photii Lexicon. 4. maj.
In Charta impress. 1 Thlr.
In Charta script. 1 Thlr 8 Gr.

Schreber, F. B. D. von, Beschreibung der Gräser, nebst ihren Abbildungen nach der Natur. Zweiten Theils vierte Abtheilung. Z — SS. Taf. 41 — 54. Nebst Titel und Vorrede zum zweiten Theil. Folio.
Schreibpapier illum. 8 Thlr.
— — schwarz 4 Thlr. 12 Gr.

Dasselbe Werk erster und zweiter Band komplet auf Druckpapier, mit 24 schwarzen Kupfern. Fol 8 Thlr. 12 Gr.

Thieme, M. K. Tr., Gutmann, oder der sächsische Kinderfreund. Ein Lesebuch für Bürger- und Landschulen. Zwei Theile, mit einem Kupfer. Fünfte vom Hrn. Vicedirektor Dolz verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 16 Gr.

Tzschirner, Dr. H. G., Predigt bei der Veranlassung der Stiftungsfeier der Leipziger Universität, am ersten Sonntage des Advents in der Universitätskirche gehalten. gr. 8. 4 Gr.

Vater, J. S, Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung aus dem alten Kontinent. Dem Kammerherrn Alexander v. Humboldt gewidmet. gr. 8. 1 Thlr.

Weber, D. F. B. theoretisch-praktisches Handbuch der größern Viehzucht. Erster Theil. Mit Kupfern. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Handbuch, theoretisch-praktisches, der Pferde-, Maulthier- und Eselzucht, nebst einer vorhergehenden allgemeinen Einleitung in die Lehre von der Viehzucht überhaupt. gr. 8. Mit Kupfern

Weiſſe Ch. F., neues A B C-Buch, nebst einigen kleinen Uebungen und Unterhaltungen für Kinder, mit neuen vom Hrn. Prof. Schubert gezeichneten und radirten Kupfern, in einem farbigen Umschlag sauber gebunden Neue Auflage.
Mit illuminirten Kupfern 1 Thlr.
Mit schwarzen Kupfern. geb. 16 Gr.

Dasselbe mit kleinern illum. Kupfern, geb. 12 Gr.
roh 10 Gr.
Mit schwarzen Kupfern, geb. 8 Gr.
roh 6 Gr.

Dasselbe mit Holzschnitten, roh 4 Gr.

Vom Verfasser der privatisirenden Fürsten ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rede über die Worte: Fürchtet euch nicht, denn ich bin unter Gott. 1 B. Mos 50, 19. Gehalten den 15 August 1810, am Geburtsfeste des Kaisers und Königs Napoleon. gr. 8. Geheftet 3 Gr. od. 12 kr.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben, eingebunden für 18 Groschen:

## Tägliches Taschenbuch

für Landwirthe und Wirthschaftsverwalter auf 1811, von dem Herausgeber der landwirthschaftlichen Zeitung. Mit einem Kupfer.

---

## Dritte Anzeige,
### betreffend die neue Gesangschule.

Die Gesangbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen, pädagogisch begründet von M. T. Pfeiffer, methodisch bearbeitet von H. G. Nägeli, mit drei Beilagen von XXX einstimmigen, XXX zweistimmigen und XXX dreistimmigen Gesängen ist nun erschienen. Der Nettopreis des Elementarwerks ist auf 3 Reichsthaler (8 Schweizerfranken) der einstimmigen Gesänge auf 4 Gr. — der zweist. Ges. auf 8 Gr. — der dreist. Ges. auf 16 Gr. — jeder besonders abgedruckten Stimme der zwei- und dreist. Gesänge auf 4 Gr. — auf fein Papier und geheftet auf 6 Gr. festgesetzt. Schulen und Singinstitute erhalten einen angemessenen Rabatt.

Man darf hoffen, die Theilnehmer werden nunmehr für die Verzögerung der Herausgabe sich durch die Vollständigkeit und Ausführlichkeit des Werks entschädigt finden. Sollte es Manchem, der beschränkte Lehrzwecke hat, zu weitläufig vorkommen, so findet er im Anhange eine Anweisung, wie er das Lehrgeschäft zu reduziren hat, so wie überhaupt im Anhange für alle Klassen von Musiklehrern und Gesangfreunden eine Anleitung gegeben wird, wie sie diese neue Thonlehre benutzen können. Inzwischen wird ein wohlfeiler Auszug aus dem Elementarwerke für Volksschulen veranstaltet.

Diese Gesangschule sei nun allen Freunden und Beförderern der Tonkunst zur Untersuchung und Einführung empfohlen. Finden sie befriedigende Resultate, so steht zu hoffen, sie werden sich auch weiter für die Unternehmung interessiren, wovon wir hier den Plan mit der Bemerkung bekannt machen, daß, bei der angenommenen Wohlfeilheit, die Fortsetzungen nur in dem Falle zur hier bestimmten Zeit erscheinen können, wenn die Subscribenten zahlreich eintreten. Das ganze besteht nämlich aus vier Hauptabtheilungen:

Die zweite wird enthalten: Die Bildung zur Ausführung vierstimmigen Gesanges, nebst einer Reihenfolge von Chören;

Die dritte — die Vortragslehre für Solosänger, nebst einer Beispielsammlung, und einer Reihenfolge melismatischer und deklamatorischer Gesänge;

Die vierte — eine Singfugenschule oder Anleitung zum kontrapunktischen Gesang, nebst einer Reihenfolge von Fugetten und Fugen.

Die zweite wird im Jahr 1811, die dritte 1812, die vierte 1813 erscheinen. Die Subscription auf das vollständige Werk, oder für jetzt nur auf die zweite Hauptabtheilung, wird hiermit eröffnet. Der Subscriptionspreis für jede Hauptabtheilung ist auf zwei Reichsthaler 6 Gr. (6 Schweizerfranken), der nach-

herige Nettopreis auf 3 Reichsthaler (8 Schweizerfranken festgesetzt. Die Namen der ferner eintretenden Subscribenten werden der zweiten Hauptabtheilung beigedruckt. Die Subscribenten aufs Ganze erhalten zu jedem Bande einen gestochenen Generaltitel.

Zürich, im Oktober 1810.

Hans Georg Nägeli.

---

## Ceres,

oder

**Beiträge zur Beförderung der Landwirthschaft.** Herausgegeben von Fr. E. G. Gericke, Doktor der Philosophie und Generalpächter der Domaine Lüdgerie bei Helmstädt. Ersten Bandes zweites Stück. 8. Hannover bei den Gebrüdern Hahn 1810.

---

### Inhalt.

I. Ist das Behüten des jungen Klee's unbedingt zu verbieten? Vom Herausgeber.

II. 1) Erläuternde Bemerkungen über den nachstehenden Ertragsanschlag. Vom Herausgeber. 2) Ueber den Betrieb der Wirthschaft. 3) Beweisgründe, daß mit diesem angegebenen Viehe die Wirthschaft in Ansehung des nöthigen Düngers im Stande erhalten werden kann. 4) Gartenbenutzung. 5) Ueber die im Ertragsanschlage aufgestellten Ausgaben. 6) Ansicht über das Resultat oder den Geldertrag in dem Ertragsanschlage.

Ertragsanschlag einer Wirthschaft von 120 Morgen Ackerland, 1 Morgen Garten, 30 Stück Schaafe, und eines verhältnißmäßigen sonstigen Viehbestandes, u. s. w.

III. Bemerkungen über J. N. Schwerz Anleitung zur Kenntniß der belgischen Landwirthschaft. Erster und zweiter Band.

IV. Von dem Verhältnisse des Viehbestandes zum Futtergewinn in der Dreifelderwirthschaft.

V. Fortsetzung der im vorigen Hefte abgebrochenen Abhandlung über den Kornwurm oder schwarzen Käfer u. s. w. Von Joh. Adam Weiß.

VI. Landwirthschaftliche Berichte. 1) Auszug aus Berichten über das Erndtequartal. 2) Vollständige Berichte. 3) Auszug aus Berichten über das Winterquartal. 4) Anfragen zum Osterquartalbericht 1810, nebst Beantwortungen derselben.

...............

Dieses wird hinlänglich sein, um alle gebildete Oekonomen auf dieses wichtige Werk aufmerksam zu machen.

---

Das siebente Heft von dem

## Magazin des Luxus und neuesten Geschmacks,

Quer-Folio, mit acht illuminirten Kupfern (Preis 1 Thlr. 12 Gr.), ist so eben bei uns erschienen, und an alle gute Buchhandlungen versandt worden.

Es enthält folgende neueste, geschmackvolle Meubles:

Taf. I. Die mittlere Meuble ist eine Toilette für eine Dame. Die hintere Wand ist ein großer Spiegel, der von einem Theil der Draperie bedeckt wird. Links ein Armstuhl. Rechts ein Tisch, in einer Ecke des Schlafzimmers anzubringen. Taf. II. Ein runder Divan mit Kissen. Ein Lehnstuhl, ebenfalls mit Kissen. Taf. III. Ein Zierschrank von Buchsbaumwurzel, die Säulen und Simse von Blauholz, der Untersatz von Mahagoni. Zwei Stühle. Taf IV. Voliere für einen Salon. Zwei Schauleuchter. Taf. V. Eine Kommode in egyptischem Styl, von Eben- und Zitronenholz. Eine elegante Wiege, oder Schwungbette. Taf. VI. Die Seite eines Boudoirs. Die Figuren sind sehr sanft gemacht. Die Draperie ist von Taft, der Kamin von buntem Gipsmarmor; oben darüber befindet sich ein Spiegelglas ohne Folirung. Taf. VII. Die neueste Drapirung von Vorhängen. Taf. VIII. Ein Bett mit einer Koupole.

Industrie-Comptoir.

---

Bei uns ist fertig und jetzt an die Buchhandlungen versandt worden:

Der Dom in Köln. Ein Meisterwerk der gothischen Bauart. Mit zwei Kupfern von Professor Thelat. Fol. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Pfarrer von Elsen. Das Interessanteste aus dem Nachlasse J. Fr. Möllers (Verfassers der bekannten Bittschrift an den König Friedrich Wilhelm III. im J. 1806). Zweites Bändchen. 8. 1 Thlr. 8. Gr.

Allgemeiner Bauernkalender, oder Hausbuch für den Bauernstand. Erste Lieferung, für das Jahr 1811. Herausgegeben vom Prefekturrath Dr. Arn. Mallinkrodt. 8. 3 Gr.

Dortmund, den 14 Sept. 1810.

Gebrüder Mallinkrodt.

---

Handbuch der Naturgeschichte für Landwirthe, von G. E. W. Crome, Professor und Lehrer am ökonomischen Institut zu Mögelin. Erster Theil, mit neun Kupf. gr. 8. Hannover bei den Gebr. Hahn. 2 Thlr.

Der berühmte Herr Staatsrath Thaer sagt in seiner Vorrede zu diesem Werke Folgendes darüber:

„Der Hauptzweck, dem Landwirthe einen richtigen Ueberblick über die gesammte Naturgeschichte von seinem eigenthümlichen Standpunkte aus, und in so fern sie Interesse für ihn hat, zu verschaffen; ihm einen Leitfaden zu geben, der ihn bei seinen Erfahrungen und Versuchen leitet, und über manchen noch unbekannten Gegenstand Auskunft giebt — den erfüllt dieses Werk vor allen bisherigen. — Wo es nur möglich war, sind die Beispiele von bekannten landwirthschaftlichen Gegenständen hergenommen und Anwendungen auf das landwirthschaftliche Gewerbe gemacht worden. Und so darf ich es allen lehrbegierigen Landwirthen mit voller Ueberzeugung empfehlen".

---

G. S. Klügels, Professor der Mathematik und Physik in Halle, Encyclopädie oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigsten, insbesondere aus der Betrachtung der Natur und des Menschen gesammelten Kenntnisse. Vier Theile. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nikolai. 1807, 1809. 10 Thlr.

Dieses in seiner Art einzige Werk ist jetzt wieder ganz vollständig und zwar durchgehends vervollkommnet zu haben. Der erste, zweite und dritte Band ist bereits seit 1808 schon neu herausgekommen. Der sechste Band ist von Herrn Professor Bruns in Helmstädt, im Jahr 1805, ganz neu verfaßt worden. Da nun der dazwischen gehörige vierte und fünfte Theil auch wieder viel vervollkommnet neu gedruckt ist, so ist das ganze Werk bis hieher vollständig. Des Herrn Verfassers Vorrede zum ersten Bande dieser dritten Ausgabe zufolge, hat

derselbe zwar den in der zweiten Ausgabe befolgten Plan in den Hauptheilen sowohl, als in den einzelnen Materien beibehalten, allein wie sehr durch die neue Bearbeitung jedes Zweiges des Wissens das Ganze gewonnen habe, kann man schon aus den blossen Namen der berühmten Gelehrten schliessen, welche Herrn Professor Klügel behülflich waren, und denen er in der erwähnten Vorrede öffentlich dankt. Es sind die Herren Bruns, Froriep, Hindenburg, Karsten, Sprengel. Keine Abtheilung dieser Encyclopädie ist geblieben wie sie bei der vorigen Ausgabe war; das ewige Fortschreiten im Wissen machte dies nothwendig. Die neuesten Entdekkungen sind darin aufgeführt, und unzählige seit der vorigen Ausgabe herausgekommene Schriften benutzt. Besonders hat die Naturgeschichte und Naturlehre, welche im ersten und zweiten Bande behandelt wird, sehr viele Erweiterungen erhalten. Die Vorstellung von dem innern Bau der Gewächse, sonst nach Mustel, ist jetzt besser nach Sprengel gegeben. Aus Fourcroy's grösserm Werke über die Chemie ist ein kurzer Abriss von der innern Beschaffenheit der Pflanzen hinzugekommen. Die Thierkunde, die Naturgeschichte des Menschen, besonders die anatomische Beschreibung des menschlichen Körpers, haben bedeutende Zusätze erhalten. In den Hauptstücken von der Naturlehre sind, des Herrn Verfassers eigenen Worten zufolge, vor allen die meisten Abänderungen und Zusätze gemacht. Die neue chemische Theorie, welche zur Zeit der Herausgabe der vorigen Auflage fast alle Naturkundige in Deutschland bestritten und bezweifelten, ist darin aufgenommen. Die neue Lehre vom Galvanismus und der voltaischen Säule ist im Abschnitte von der Elektrizität angehängt. Nicht minder hat der Abschnitt Astronomie und physische Geographie durch Abänderungen und Ergänzungen gewonnen. Die merkwürdigsten Entdeckungen in unserm Planetensysteme sind mit nöthigen Erläuterungen eingetragen. In der physischen Geographie ist mehr als bei den ersten Ausgaben bei der Eintheilung der Erde auf natürliche Grenzen, Meere, Gebirge, Flüsse, als auf die so veränderlichen politischen Grenzen gesehen, und jene nur zur Bezeichnung der einzelnen Theile grösserer Landstriche berührt worden. Die Zusätze zu den beiden Hauptstücken von der praktischen Mechanik und der bürgerlichen Baukunst sind, im Verhältnisse des Ganzen, nicht so zahlreich, doch ist nichts übersehen, was als wirklich neue Bereicherung dieser Wissenschaften anzusehen ist.

Von dem Abschnitte Geographie ist nur erst die erste Abtheilung (der sechste Band des ganzen Werks) erschienen; sie enthält des Herrn Professor Brun's Aussereuropäische Geographie. Es war nothwendig nur diese vor der Hand zu bearbeiten und herauszugeben. Die zweite Abtheilung von Europa wird nach dem allgemeinen Frieden herauskommen, und das ganze Werk schliessen. Der vierte und fünfte Band dieser Encyclopädie enthalten die Seewissenschaft, die Kriegswissenschaft, Philosophie, die deutsche Sprachlehre und die Uebersicht der Geschichte. Die Zusätze und Abänderungen zu diesen Wissenschaften sind bedeutend, besonders ist die Kriegswissenschaft völlig umgearbeitet worden, mit Zusätzen von dem Hrn. Major von Menů. Zur deutlichern Uebersicht wird hier noch der ganze Inhalt dieser Encyclopädie nach der Folge und den Bänden bemerkt:

Der erste Band enthält: Naturgeschichte der Gewächse, der Thiere und des Menschen.

Der zweite Band: Mathematik und die Naturlehre in Verbindung mit der Chemie und Mineralogie.

(Diese beiden Bände werden beim Verkauf nicht getrennt, und kosten 3 Thlr).

Der dritte Band: die Astronomie mit der mathematischen Geographie, Schiffahrtskunde, Chronologie, Gnomonik; die physische Geographie, die praktische Mechanik und bürgerliche Baukunst. Der Preis dieses Bandes ist 2 Thlr.

Der vierte Band: die Seewissenschaft, die Kriegswissenschaft und die Philosophie. Der fünfte Band: die deutsche Sprachlehre und die Uebersicht der Geschichte.

Beide Bände kosten 3 Thlr. 8 Gr.

Der sechste Band: Aussereuropäische Geographie. Preis 1 Thlr. 16 Gr. (wird auch besonders unter dem Namen des Verfassers des Herrn Prof. Brun's verkauft).

Zum Beschluss dieser Anzeige wird noch der am Ende der Vorrede zum ersten Bande vom Verfasser geäusserte Wunsch wiederholt: „dass dieses Werk durch die Uebersicht der mannig„faltigen und zweckmässigen, in der ganzen Natur sich zeigen„den Verhältnisse eine wohlthätige Aufklärung befördern, „Schwärmerei und Beleidigung der Vernunft vermindern, und „diejenigen Ueberzeugungen fester gründen möge, die zu unserer „Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit nothwendig sind.

---

Bei Friedrich Perthes in Hamburg ist erschienen:

**Vaterländisches Museum. 1810. Drittes Stück.**

Enthält:

1) Karl Gustav, König von Schweden, von dem verstorbenen Heinrich von Bülow.
2) Betrachtungen über Amerika, von Dr. Julius.
3) Von dem wesentlich verschiedenen Karakter der erotischen Poesie bei den Franzosen und Deutschen, nach Karl von Villers. Von Dr. Zimmermann.
4) Rede vor einer Versammlung im Geiste am 6 August.

---

In der Realschulbuchhandlung ist erschienen:

**Der deutsche Kinderfreund. Zweiter Theil. Ein Lesebuch für höhere Bürgerschulen und die untern Klassen der Gymnasien; von P. Wilmsen.**

Führt auch den besondern Titel:

**Ausgewählte Lesestücke aus deutschen prosaischen Musterschriften. 8. Fünfundzwanzig enggedruckte Bogen. Preis 10 Gr., auf Schreibpapier 18 Gr.**

Die vorliegende Sammlung ist in folgende Abschnitte getheilt:

I. Natur- und Länderbeschreibung, nach Storch, Zimmermermann und A. von Humbold. II. Fabeln; von Meissner, Herder, Dr. Martin Luther, Demme. III. Erzählungen und Gleichnisse; von Engel, Liebeskind, Starke, Gessner, Krummacher. IV. Briefe; von Hirzel, J. G. Jakobi, Rabener, Dr. Martin Luther, Thümmel, Garve. V. Dramatische Darstellung; erste Abtheilung: Dialogen von Engel, Wieland, Meissner, Rochlitz; zweite Abtheilung: der Edelknabe, von Engel. VI. Die Idylle; von Gessner. VII. Geschichtliche Darstellung; erste Abtheilung: Schilderung grosser Begebenheiten; von Voss, Joh. von Müller, Archenholz, Hirzel; zweite Abtheilung: Karakterschilderung und Biographie; von Moses Mendelsohn. VIII. Lehrvortrag; erste Abtheilung: Sentenzen, Maximen u. s. w.; von Hippel, Demme, J. P. Friedrich Richter, Garve, Gellert, Iselin, Jerusalem, Dr. Martin Luther u. a.; zweite Abtheilung: Abhandlungen; von Eberhard, Herder; dritte Abtheilung: Reden; von Zollikofer, Reinhardt, Sack.

---

— Auf sämmtliche hier angezeigte Werke kann man in Aarau bei H. R. Sauerländer theils Bestellungen machen, theils sind sie vorräthig zu haben.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 98. — den 8 Dezember 1810.


## Unterredung mit einem Landmann aus der Mark Ankona auf dem Wege nach Rom.

Ein Beitrag zur Kenntniß der Volksideen; aus dem Briefe eines Reisenden.

Rom, im Okt. 1810.

Es ist in Italien nicht Sitte, daß man Leute, die man nicht kennt, auf der Straße grüßt oder anredet. Der Grund liegt in der größern, dem italienischen Volke eigenen Vorsicht; denn man traut in der Regel keinem Unbekannten, und weicht dem Anlasse aus, in eine nachtheilige oder gefährliche Bekanntschaft zu gerathen. In der jetzigen Zeit kommen auch wohl politische Gründe hinzu, ein solches kluges Benehmen zu empfehlen. — Immer aber und überall gibt es Ausnahmen, und ich kann nicht umhin, Ihnen von einer Bekanntschaft mit einem Landmann etwas zu sagen, die ich bei meiner letzten Rückkehr nach Rom machte.

Die Stadt lag noch eine halbe Tagereise weit vor mir, als ich mich einem Mann nahte, der einsam seines Weges ging, eine kurze braune Pelzjacke auf dem Rücken tragend. Um ihn nicht zu erschrecken, redete ich ihn nicht an, sagte aber im Vorbeigehn ein Paar Worte, das Wetter betreffend, das sich eben aufgehellt hatte. Er antwortete nur zwei Worte, ohne sich nach mir umzusehen; indessen hatte der Ton seiner Stimme etwas Mildes, das den Landleuten der hiesigen Gegend nicht eigen ist. Ein Blick auf sein gutes Gesicht entschied mein Vertrauen, und ich folgte dem Zug, der mich von jeher zu dieser Klasse von Menschen zog, bei welcher vorzugsweise der Geist eines Volks zu suchen ist, und bei welcher man immerhin auch darauf zählen kann, auf etwas Wahres und Natürliches, im edlern Sinne des Worts, zu stoßen.

Doppelt erfreulich war mir die neue Bekanntschaft, als ich erfuhr, daß Serafino (dies war des Mannes Name) aus der Mark Ankona gebürtig sei. Ich gab meinem neuen Gefährten sogleich unzweideutige Zeugnisse, daß ich in jener Gegend gelebt hatte, und so waren wir im Augenblick einverstanden durch ein wechselseitiges Interesse, das uns beiden natürlich war. Offen erzählte mir nun Serafino, woher er käme. Ich habe, sagte er, einen Jugendfreund besucht, den ich in acht Jahren nicht gesehen hatte. Ihm zu Liebe habe ich, den Sonntag mitgerechnet, drei Tage meiner Arbeit abgebrochen; aber das Wiedersehen hat uns große Freude gemacht, und mein Freund hat mich mit Höflichkeitsbeweisen überhäuft (mi ha fatto un mondo di finezze) u. s. w. — Dieser einzige Zug ist hinreichend, es fühlbar zu machen, daß Serafino ein guter Mensch war. Man hört bei den Italienern wohl häufig, daß sie eines Geschäfts, eines Interesse wegen über Land ziehen, aber daß jemand einer alten Freundschaft zu Liebe seinen Nutzen auch nur für Augenblicke vergesse, oder eine Herzensfreude, eine bloße Idee in Anschlag bringe, das gehört zu den seltenen Ausnahmen.

Serafino war seinem eigentlichen Geschäfte nach ein Winzer; wenigstens war er seit vielen Jahren nach Rom gekommen, um sich hier durch Bearbeitung von Weingarten ein Stück Brod zu gewinnen. Seit alter Zeit herrschte nämlich ein starker Verkehr der Marchesaner mit den Güterbesitzern der Romagna, indem diese sowohl bei ihren Feldarbeiten als bei den Heerden am liebsten Arbeiter und Hirten aus jener Gegend anstellten.

Ich war begierig zu erfahren, wie nun mein Gefährte über die in Ansehung der Mönche und Geistlichen gemachten Verord-

nungen dachte, als eine Angelegenheit von allgemeinem Interesse, und ich erstaunte, aus dem Munde Serafino's ein Urtheil zu vernehmen, das ich mit solcher Freimüthigkeit von einem Manne seines Standes nicht erwartet hätte. Aber ungeachtet dieser Aeusserung des Unwillens gegen die Geistlichkeit im Allgemeinen war Serafino dennoch, was ich wieder nicht vermuthet hätte, ein äusserst orthodoxer Christ, der besonders auf die Exkommunikation hohe Wichtigkeit legte, und mir davon die drolligsten Mährchen erzählte.

Auf meine Frage, welche Erwartungen er auch wohl von der jetzigen Zeit hege, erwiederte Serafino sehr verständig: „Höret, wir erleben das Ende dieser Zeit nicht, denn es hat sich die Welt selbst in Bewegung gesetzt (si ha proprie mosso il mondo).“ Indessen kontrastirte mit dieser Aeusserung, die aus tiefem dunkeln Gefühl kam, eine Hoffnung, der man leicht ihren Ursprung abmerken konnte.

Was an einem Orte untergeht, sagte Serafino, erweckt Gott an andern Stellen, und der heilige Glauben wird sich vielleicht erheben, wo man es am wenigsten vermuthet. Habt ihr nichts davon gehört, was sich in der Türkei (er meinte Palästina) zugetragen haben soll? — Ich sagte Nein, und bat ihn, mir die Sache zu erzählen. — „In der Türkei“ hub er an, „soll eine Dürre gewesen sein, die sieben Monate dauerte. Alle Gebete der türkischen Priester waren umsonst; da fiel es einem Großen ein, auch zu den Christenmönchen zu Jerusalem zu senden, damit diese ihren Gott anflehen möchten. Das geschah. Die Mönche schickten sich zu einem dreitägigen mit Fasten verbundenen Gebete an, aber der Regen blieb aus. Nun sandte jener Große von neuem hin. Die Vorsteher der Mönche antworteten: Unser Gebet wird gewiß erhört, jedoch die Stunde können wir nicht vorschreiben. — Sie stellten ein abermaliges Triduum an, und ehe noch die neue Frist, die sie sich ausbedungen hatten, verflossen war, kam ein allgemeiner Regen über das ganze Land, und führte Freude und Hoffnungen zurück. — Dieses Ereigniß solle viele Türken zu geheimen Christen gemacht haben, und an ihrer Spitze sei der Großherr selbst; ja man sage sichs unter der Hand, daß letzterer einen besondern Brief an den Kaiser der Franzosen geschrieben habe, diese Angelegenheiten betreffend“ u. s. w.

So lächerlich auch, an und für sich betrachtet, dieses Mährchen sein mochte, lag doch etwas Heiliges und Ehrwürdiges in dem kindlichen Glauben eines redlichen Herzens. Ich hätte von nun an nicht bloß Stunden, sondern Tage lang an der Seite des Mannes hingehen mogen; denn er hatte in sich einen Himmel und eine trotz der Zeitbegebenheiten noch unzerstörte Poesie des Glaubens, die ihm das Leben in alles harmonisirenden Bildern vor Augen stellte.

Unter einigen individuellen Fragen, welche ich meinem Gefährten vorgelegt hatte, war diese: ob er immer an demselben Orte gewohnt habe. Er sagte: Ja, an demselben Orte und in demselben Hause. Ferner fragte ich, ob er kein besonderes Unglück oder ausgezeichnete Unfälle erlebt habe. Er sagte: Nein, das Einzige, was mich in der Hinsicht betroffen hat, ist ein Beinbruch gewesen, als ich vor drei Jahren zur Mühle ging und ausglitschte. Der Schaden wurde aber in vierzig Tagen glücklich geheilt. — Besondern Nachdruck legte ich auf meine letzte Frage: Ob er keinen, der sein Freund gewesen, verloren oder Untreue und Undank von ihm erfahren habe? Denkt recht nach, ehe ihr antwortet, sagte ich; und Serafino erwiederte zu meiner großen Freude und ganz nach meiner Erwartung: „Nein, sie sind mir geblieben, was sie mir waren, sobald ich sie für Freunde erkannt hatte.“

Dieses schöne Bekenntniß legte es am unzweideutigsten dar, daß Serafino ein guter Mensch sein müsse, und das bekräftigte die Ruhe in seinem Gesicht, so wie der milde Ton seiner Sprache. Alle mir theuern Erinnerungen aus der Menschenwelt in der Mark Ankona hatte dieser Mann in meine Seele zurückgerufen.

Gutmüthig hatte sich Serafino auf dem Wege erboten, die bei mir habenden Sachen zu tragen. Er sagte, er sei an Arbeit gewöhnt, und alles, was er von mir annahm, war ein Trunk Weins, den wir uns auf dem Wege reichen liessen. Mit besonderer Freude theilte er mir, in Erzählungen von seinen Geschäftsreisen, allerlei gute Regeln mit. Es waren simple Erfahrungen, aber in allem Einfachen, das mit Sinn verbunden ist, spricht sich vorzugsweise das Schöne oder das Menschliche aus. — Unser Weg war uns verschwunden, wie ein Spaziergang von wenigen Schritten. Serafino hatte auch nicht das geringste Mißtrauen gegen mich blicken lassen, aber was noch mehr ist, er hatte auch nicht eine Frage der Neugier an mich gethan, und zwar mit Besonnenheit; denn er sagte mir, als wir dem Thore nahten, und vom möglichen Abfordern unserer Pässe die Rede war: „Ich weiß nicht, wer ihr seid, und habe nach eurem Thun nicht zu fragen.“ Er schied mit herzlichem Händedruck von mir, und sagte: „wer weiß, wo wir uns wiedersehen: man kanns nicht wissen.“ Er ließ mir das wohlthuende Gefühl zurück, einem Menschen begegnet zu sein, auf dem der Friede eines für seinen Stand geordneten Geistes und eines in Einfalt des Herzens thätig gelebten Lebens ruhte.

K. G.

## Noch einige Züge und Anekdoten aus Larive's Leben.

7.

Ich war — erzählt Larive — nicht sobald auf den Gedanken gerathen, tragischer Schauspieler zu werden, so schmeichelte mir auch die Hoffnung, Schauspieler der ersten Klasse werden zu können; ja ich ging so weit, mich selbst zu bereden, nur etwa ein körperliches Gebrechen oder ein Fehler in meiner Organisation könne mich auf meiner Laufbahn hemmen. Ueber meine Vermuthungen und Hoffnungen ins Klare zu kommen, ging ich, gleich nach meiner Zurückkunft von St Domingo, bei zu dem berühmten Levain. Ich hatte von den Talenten dieses Mannes eine so hohe Meinung, daß ich mich, um nicht von ihm erkannt zu werden, wenn er mich ungünstig beurtheilen würde, für einen Amerikaner ausgab. Ich eröffnete ihm mein Anliegen, und sagte mit ziemlicher Dreistigkeit, daß, durch sein Beispiel zu edler Nacheiferung begeistert, mein Plan auf nichts Geringeres ziele, als einst in der französischen Komödie sein Stellvertreter zu werden; er möge mir über meine physischen und moralischen Anlagen ganz unbefangen und frei seine Meinung sagen, wobei ich glaube, ihn versichern zu können, daß, wenn er keinen bedeutenden Fehler an mir wahrnähme, ich entweder meinen Zweck erreichen oder über meinem Vorhaben zu Grunde gehen wolle. Levain beschied mich auf einen gewissen Tag zu sich. Seine Antwort war indessen von einem boshaften Lächeln begleitet, dessen geheimer Grund sich meinem Gedächtnisse tief

einprägte, so daß die Erinnerung daran meinen Nacheifer in noch stärkerm Grade erweckt und unterhalten hat.

Bis zur Erscheinung der festgesetzten Stunde konnte ich vor Unruhe auch nicht einen Augenblick schlafen, blieb ausschließlich mit der Rolle beschäftigt, die ich ihm vorzudeklamiren gedachte und die über mein künftiges Schicksal entscheiden sollte. Dabei war ich fest entschlossen, an niemand weiter zu appelliren, überzeugt, daß ich seinem Ruhme gegenüber nichts als Schande und Verachtung einärndten würde, wenn sein Urtheil über meine Anlagen nicht günstig ausfallen sollte. Ich trat bei Lekain ein, mit dem festen Vorsatze, meine natürlichen Anlagen aufs beste zu entwickeln. Er empfing mich mit vieler Freundlichkeit; um aber die Zeit, welche ihn die Anhörung meines Vortrags kosten würde, nicht gänzlich zu verlieren, bat er sich die Erlaubniß aus, sich dabei frisiren zu lassen. Das war mir nun freilich nicht recht, und brachte anfänglich in meine Deklamation etwas Kälte; bald aber gewann meine Fantasie, die der Gedanke an das Urtheil eines so großen Mannes ungewöhnlich reizte, die Oberhand. Ich überließ mich ganz meinem natürlichen Feuer. Lekain hörte mir, wie es schien, aufmerksam zu, unterbrach mich kein einziges Mal, und gab mir sogar mit vieler Gefälligkeit die Stichwörter an. Jetzt hatte ich meine Rolle ausdeklamirt, und erwartete, nicht ohne bange Besorgniß, seinen Orakelspruch. „Ich habe“ sagte er, „in Ihrem Vortrage nicht das Mindeste bemerken können, was Sie abhalten sollte, Ihrem edeln Nacheiferungstriebe zu folgen, und es ist gar wohl möglich, daß Ihr Eifer für unsere Kunst Sie mit der Zeit dahin bringen kann, mein Suppleant in der französischen Komödie zu werden.“ Bei diesen Worten verbreitete sich Freude und Entzücken über mein ganzes Wesen. Ich fiel ihm um den Hals; drückte ihn in meine Arme, und schwur ihm, ich wolle es entweder so weit bringen, sein Stellvertreter zu werden, oder über die Erreichung meines Zwecks zu Grunde gehen. Er lächelte noch als über meinen Enthusiasmus, doch kam es mir vor, mit einem andern Ausdruck, als das erstemal; wünschte mir viel Glück, und ich beurlaubte mich, trunken von Hoffnung und Freude.

Von Lekain hinweg trat ich in die Gesellschaft der Demoiselle Montansier, welche, nach einer mit mir angestellten Probe, mir eine meinen Talenten angemessene Besoldung von sechshundert Livres jährlich zusicherte. Mehr verlangte ich nicht, und verreisete sogleich zu Fuße nach Tours, um bei ihrer dort spielenden Truppe meinen Platz einzunehmen. Auf dem ganzen Wege that ich nichts anders, als mit lauter Stimme Verse aus Tragödien rezitiren. Meine Fantasie versetzte mich schon im Voraus auf die französische Bühne, und am Ende jeder Periode, die ich hersagte, glaubte ich das Händeklatschen des Publikums und die Beifallsbezeugungen der Kenner zu hören. Meine Mitschauspieler nahmen mich sehr wohl auf, und ich bat, meine Kräfte an dem Prolog bei Eröffnung der Bühne versuchen zu dürfen. Es kam mir nicht der entfernteste Gedanke daran, in welche Gemüthsbewegung ich gerathen würde, wenn ich zum erstenmal vor dem Publikum aufträte. Mit kleinen gedrängten Schritten trat ich hervor. Der Weg von den Kulissen bis zum Vorgründe der Bühne kam mir fast so lang vor, als der Weg von Paris nach Tours. Endlich war ich an Ort und Stelle, sprach das mir Aufgetragene eben nicht sonderlich gut aus, und zog mich dann eilig und unter dem Geräusche einiges mich mit Freude berauschenden Händeklatschens zurück. Bald darauf warf ich mich mit Anstrengung in verschiedene Rollen; dadurch wurde mein Eifer verdoppelt, und nach zweijähriger Uebung hielt ich mich für würdig, in Paris aufzutreten, wo dann die berühmte Clairon die Leitung meiner Studien übernahm, und mich im Jahr 1770 mit der Rolle des Zamor debütiren ließ. Lekain befand sich gerade damals auf Reisen; ich selbst fand für gut, nach Verfluß einiger Monate in die Provinz zurückzukehren, um mich neuerdings meinen Studien zu widmen. Vier Jahre später berief mich Lekain selbst nach Paris, ohne auch nur im entferntesten zu vermuthen, daß ich jener Amerikaner sei, den er vormals mit so viel Gefälligkeit angehört hatte. Das Publikum nahm mich mit Nachsicht auf, und endlich gelang es mir, bei der französischen Komödie als Lekains Doublure angestellt zu werden.

Entzückt über meinen Glücksstern, lud ich nun einmal Lekain zum Mittagsessen ein. Zu Ende der Mahlzeit lenkte ich das Gespräch absichtlich auf die Verwegenheit der Debütirenden und auf ihr blindes Zutrauen zu sich selbst. Dann fragte ich meinen Gast, ob er sich noch eines jungen Amerikaners erinnere, der sich einmal über sein Talent für die dramatische Kunst bei ihm Raths erholt und sich nicht entblödet habe, ihm die Erklärung zu thun, daß er darauf aspirire, einst sein Suppleant zu werden. Lekain besann sich einen Augenblick, und sagte dann: „Ja, ich erinnere mich noch seiner; solcher Narren habe ich noch wenige gesehen; der mußte wohl die ganze Hitze seines Landes mit sich im Kopfe tragen. Er wolle, sagte er damals, entweder sterben, oder meine Doublure werden; da er nun dies letztere nicht ist, so zweifele ich keineswegs, er werde gestorben sein.“

„Sie werden gütigst verzeihen, mein Herr,“ erwiederte ich nun, indem ich ihm zutrank, „er hat Ihnen sein Wort wirklich gehalten; dieser Narr von Amerikaner bin ich.“

Lekain gerieth in die größte Bestürzung: es fehlte nicht viel, so hätte er sein Glas aus der Hand fallen lassen, auch währte es eine geraume Zeit, bis er wieder von seinem Erstaunen zurückkam, und noch späterhin sagte er mir mehrmals, daß nur wenige Ereignisse seines Lebens ihn so, wie dieses, frappirt haben.

Dieses als Beispiel, wie weit man es in der Laufbahn der schönen Künste durch thätige Einbildungskraft, standhaften, sich immer gleich bleibenden Willen, und durch unausgesetztes Studieren bringen könne.

# Varietäten.

## Aus Italien.

— Der königliche Forstinspektor Domenico Varea zu Ravenna hat aus dem Samen des Christdorns (*Rhamnus paliurus*) ein sehr klares, flüssiges, geruchloses Oel vom feinsten Geschmack gezogen, das, wie er meint, zum Gebrauch an Speisen vortrefflich ist. Die Erfindung aber ist nicht neu, und wird für die Baumöhligen kein Gewinn sein, selbst in Italien nicht. Denn wo der Christdorn wuchert, gedeiht gewiß auch der Olivenbaum.

Der Exprofessor Michele Rosa zu Rimini hat dagegen eine wichtigere Erfindung gemacht, wie die italienischen Journale versichern. Er will nämlich einen einheimischen Stoff als Surrogat des Indigo gefunden haben, der ein eben so schönes Blau auf Wolle, Seiden, Linnen und Baumwollen, und ein eben so dauerhaftes liefere, als der ächte Indigo. Das Schlimmste bei allen unsern Kaffee-, Thee-, Zucker-, Indigo-Surrogaten u. s. w. ist, daß sie am Ende doch nichts weiter als — Surrogate sind. Es gibt kein Naturprodukt, das in allen Rücksichten Stellvertreter eines andern sein kann; jedes ist besonders modifizirt, wenn auch ähnlich einem andern.

## Meteorologische Beobachtungen im Aargau. November 1810.

| Monatstage. | Barometer. | | Thermometer. | | | Schnee oder Regen. | | | Thau oder Reif. | Winde. | | Nebel. | Himmels-Beschaffenheit. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Bei Sonnen-Aufgang. | Bei Sonnen-Unterg. | Bei Sonnen-Aufgang. | Nachm. 2 Uhr. | Bei Sonnen-Unterg. | Nachts. | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. | | Vorm. | Nachm. |
| | " ''' 10 | " ''' 10 | | | | | | | | | | | | |
| 1 | 26. 9 2 | 26. 8 3 | + 1 | + 3 | + 3 | — | Schnee | Schnee | Reif | O. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 2 | 26. 6 2 | 26. 7 7 | + 1 | + 2 | + 1 | Schnee | — | — | — | N. O. | N. O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 3 | 26. 8 3 | 26. 8 3 | + 2 | + 2 | + 1 | — | — | — | Reif | N. O. | N. O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 4 | 26. 7 8 | 26. 7 0 | + 2 | + 3 | + 2 | — | — | — | Reif | N. O. | N. O. | — | bewölkt | bewölkt |
| 5 | 26. 7 3 | 26. 7 6 | + 1 | + 5 | + 4 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | heiter |
| 6 | 26. 7 7 | 26. 7 0 | + 1 | + 7 | + 4 | — | — | — | Reif | W. | S. W. | — | bewölkt | heiter |
| 7 | 26. 6 8 | 26. 6 8 | + 1 | + 9 | + 5 | — | — | Reg. 6 | Reif | S. W. | S. W. | — | heiter | bewölkt |
| 8 | 26. 6 9 | 26. 7 9 | + 4 | + 11 | + 6 | Regen | Regen | — | — | S. W. | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 9 | 26. 9 0 | 26. 8 2 | + 5 | + 8 | + 7 | Regen | Regen | Regen | — | S. W. | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 10 | 26. 7 0 | 26. 6 4 | + 7 | + 13 | + 8 | — | — | Reg. 4 | — | S. W. | S. W.* | — | heiter | bewölkt |
| 11 | 26. 5 1 | 26. 5 6 | + 5 | + 4 | + 3 | Regen | Regen | Regen | — | S. W.* | S. W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 12 | 26. 6 0 | 26. 6 6 | + 4 | + 7 | + 4 | Regen | — | Reg. 2 | — | S. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 13 | 26. 7 8 | 27. 1 2 | + 2 | + 5 | + 3 | Regen | Regen | Rg. S. | — | W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 14 | 27. 1 8 | 27. 2 0 | + 1 | + 5 | + 1 | — | — | — | Reif | O. | O. | — | heiter | heiter |
| 15 | 27. 1 0 | 27. 0 7 | + 1 | + 5 | + 6 | Regen | Regen | Regen | — | W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 16 | 26. 9 0 | 26. 8 9 | + 7 | + 11 | + 10 | Regen | Regen | — | — | S. W.* | S. W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 17 | 26. 8 8 | 26. 9 3 | + 8 | + 8 | + 7 | Regen | Reg. 11 | Regen | — | S. W. | S. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 18 | 27. 0 3 | 27. 0 5 | + 3 | + 9 | + 5 | — | — | — | — | W. | W. | Vorm. | heiter | heiter |
| 19 | 27. 0 0 | 27. 0 2 | + 2 | + 8 | + 6 | — | Reg. 9 | — | Reif | W. | W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 20 | 26. 9 8 | 26. 9 3 | + 5 | + 10 | + 6 | — | Reg. 8 | — | — | W. | W. | — | bewölkt | heiter |
| 21 | 26. 9 2 | 26. 8 6 | + 4 | + 6 | + 6 | — | — | — | — | W. | W. | V. u. N. | bewölkt | bewölkt |
| 22 | 27. 0 8 | 27. 1 5 | + 5 | + 10 | + 6 | — | — | — | — | W. | W. | — | bewölkt | heiter |
| 23 | 27. 1 9 | 27. 1 8 | + 2 | + 6 | + 5 | — | — | — | — | W. | W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 24 | 27. 0 9 | 27. 0 1 | + 4 | + 8 | + 6 | — | — | — | — | W. | N. W. | Vorm. | bewölkt | heiter |
| 25 | 26. 9 0 | 26. 9 3 | + 5 | + 7 | + 5 | Regen | Regen | Regen | — | N. W. | N. W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 26 | 26. 8 5 | 26. 7 8 | + 3 | + 6 | + 3 | Regen | — | — | — | N. W. | N. | V. u. N. | bewölkt | bewölkt |
| 27 | 26. 6 3 | 26. 6 4 | + 3 | + 7 | + 5 | Regen | Stbrg. | — | — | N. W. | N. W. | Vorm. | bewölkt | bewölkt |
| 28 | 26. 6 6 | 26. 7 4 | + 6 | + 8 | + 6 | Regen | Reg. 8 | — | — | N. W.* | W.* | — | bewölkt | bewölkt |
| 29 | 26. 7 3 | 26. 7 0 | + 3 | + 8 | + 6 | — | — | — | — | N. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |
| 30 | 26. 6 8 | 26. 7 2 | + 5 | + 3 | + 2 | Regen | Rg. S. | Rg. S. | — | N. W. | W. | — | bewölkt | bewölkt |

### Anmerkungen.

Der beim 10 und 11 bemerkte Sturmwind wüthete schon am 9 vom atlantischen Meer her über den Kanal und durch ganz Frankreich. In der Nacht vom 9 zum 10 war er in Nantes und Brest am heftigsten.

— Der nie bedeutend gesunkene Thermometerstand während dieses Monats, bei dem sowohl die elegante Welt der Schweiz der einmal herrschenden Mode noch opfern, und möglichst nackt in eleganten Zirkeln sich zeigen, als aber auch die Armuth in ihrer ganzen Blöße der noch nicht gewohnten Temperatur der Atmosphäre sich anvertrauen konnte, mußte schon im Voraus die Besorgniß erregen, daß katarrhalische und rheumatische Leiden bald an der Tagesordnung sein würden, was denn auch in den Formen von Kopf- und Ohrenschmerzen, Nasen-, Hals-, Brust- und Unterleibskatarrhen in einer solchen Menge geschah, daß in mehrern Gegenden beinahe ausschließend nur gegen solche Uebel gekämpft werden mußte, wobei bald die Krankheit ihren einfach gutartigen Gang durchlief, bald zur wahren Entzündung und besonders da sich emporsteigerte, wo die Respirationsorgane, die Leber oder der Darmkanal ergriffen waren, und endlich nicht selten, namentlich in tief liegenden Gegenden oder bei sensibeln Konstitutionen, den nervösen Karakter annahm, und auf diesem Weg viele der menschlichen Gesellschaft entriß.

Neben diesen Formen von Krankheiten wurden gallicht-rheumatische oder gallicht-nervöse Fieber am häufigsten, dann auch die sogenannte Gallenruhr und hie und da noch die wahre Dysenterie beobachtet, die da selten einen bösartigen Verlauf annahmen, wo ein guter ärztlicher Blick eine angemessene Pflege anzuordnen vermochte.

Schwieriger in der Behandlung und weit gefährlicher in der Beendigung war ein putrider Typhus, der in einigen niedern Gegenden der Schweiz ziemlich häufig und gleichlaufend angetroffen wurde, mit einem skorbutischen Fieber, das in seinen Affektionen der Mundhöle nicht verkannt werden konnte.

Endlich ist auch die faulartige Angina, allein oder mit dem Scharlachfieber verbunden, die Masern, erysipelatose Entzündungen, die häufige Luftröhrenentzündung, der Keichhusten, jedoch nur einzeln stehend, angetroffen, und dem weitern Fortschreiten der wahren Kindsblattern geduldig zugesehen worden, die bereits in dem Kanton Solothurn sich verbreitet haben.

E.



Miszellen
für die
# Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 99. — den 12 Dezember 1810.

## Abentheuer des Georg Bruce und der neuseeländischen Prinzessin Aetokoe.

Den Inhalt folgender Erzählung lieferten englische Blätter; zwar mit mancherlei einzelnen Abweichungen, doch in den Hauptsachen übereinstimmend. Wir vereinigten die verschiedenen Berichte, und blieben allen Angaben auf das sorgfältigste getreu. Niemand wird das ausserordentliche, romanhafte Schicksal Bruce's ohne Interesse lesen, so wie das kleine Gemälde vom Leben und Weben der Menschen auf unserer südlichen Halbkugel. Leicht wäre es gewesen, diese Erzählung schöner auszuschmücken; aber wir zogen die Einfalt des Berichts allen andern Rücksichten vor.

Im Monat Mai des Jahrs 1809 kam zu Kalkutta eine Prinzessin aus Neuseeland an, die jüngste Tochter Tippahee's, Königes von Neuseeland. Sie war von ihrem Gatten, einem gebornen Engländer, Namens Bruce, begleitet. Die Schicksale dieses merkwürdigen Paares mußten allerdings hohe Theilnahme erregen.

Georg Bruce, Sohn eines gewissen John Bruce, Aufsehers und Schreibers bei Master Wood, Distillirer zu Limehouse, wurde im J. 1779 in der Pfarrei Radcliffe Highway geboren. Sein Vater hatte nicht viel Vermögen; er schickte ihn also zur See, d. h. er gab den zehnjährigen Knaben im J. 1789 als Hochbootmannsjungen auf ein Schiff. Dies war der Royal Admiral, ein Ostindienfahrer, unter Kapitän Bond.

Der erste Ausflug zur See ging von England nach Neusüdwallis, wo der Royal Admiral im J. 1790 in Port Jakson glücklich einlief. Der Junge mochte freilich auf dem Schiffe keine köstliche Tage gehabt haben. Sobald er einmal wieder festes Land unter den Füßen fühlte, hätte er sich gern von seinem gestrengen Schiffsherrn losgemacht. Dieser setzte aber auch keinen großen Werth in den Burschen, und ließ ihn laufen. Bruce nahm also Abschied vom Ostindienfahrer, und blieb in Neusüdwallis.

Hier ließ er sich bei der Kolonialmarine anwerben, und diente mehrere Jahre unter den Lieutenants Robins, Flinders und andern minder bekannten Seefahrern, welche die Küsten des neuesten Welttheils erforschten, und die Ankerplätze, Untiefen, Klippen u. s. w. der nie beschifften Meere untersuchten. Auf diesen Reisen erwarb er seemännische Kenntnisse und Geschicklichkeiten aller Art; machte die Klimate dieser Weltgegenden, die dort übliche Lebensweise zu seinen gewöhnlichen; härtete sich ab und lernte mit Gefahren tändeln. Er war dabei immer guter Laune, hatte Kopf und Herz am rechten Fleck: so wurde jeder sein Freund.

Der König von Neuseeland, Namens Tippahee, hatte dem Gouverneur zu Port Jakson einen freundnachbarlichen Besuch gemacht. Als er nach seiner heimathlichen Insel zurückkehren wollte, empfing Kapitän Simmonds Befehl, ihn auf dem Schiffe Lady Nelson dahin zu führen. Der König ging unter vielen Ehrenbezeugungen an Bord, und Lady Nelson segelte nach ihrer Bestimmung ab.

Zufällig befand sich auch Bruce auf dem Schiffe. Während der Ueberfahrt fiel der König von Neuseeland in eine gefährliche Krankheit, und Bruce bekam den Auftrag, ihn abzuwarten; denn keiner war gewandter und geschickter dazu, als Bruce. In der That machte er seine Sache so gut, daß der König zuletzt

keinen um sich dulden mochte, als ihn; und da Tippahee endlich durch die Kunst des Arztes genas, war und blieb Bruce sein ausgezeichneter Günstling.

Man kam ohne weitere Unfälle glücklich zu Neuseelands Küsten. Aber mit Thränen im Auge fragte Tippahee seinen Freund: „Willst du nun von mir scheiden?" — Er bat ihn, bei ihm zu bleiben, und geehrt vom Volk, ein Glied der königlichen Familie und Rathgeber des Beherrschers einer Insel zu werden, die an Größe das europäische Großbrittannien übertrifft.

Bruce, der in Port Jakson nicht viel zu verlieren und sonst keine Hoffnung hatte, so leicht Duc und Pair, oder wohl gar König eines großen Volks zu werden, ließ sich erbitten, in Neuseeland zu bleiben; Kapitän Simmonds nahm keinen Anstand, die Wünsche des Monarchen zu erfüllen, und segelte also ohne Bruce nach Port Jakson zurück.

Getrennt von den Europäern verwandte der Engländer die ersten fünf Monate seines Aufenthalts in der Insel dazu, sich mit der Sprache der Nation vollkommen vertraut zu machen, und die Sitten und Gebräuche des Volks kennen zu lernen. Denn soviel hatte er schon als Matrose von der Staatskunst begriffen, daß man, um ein Volk gut zu regieren, ganz in seine Sprache und Denkart übertreten und keine Minister-Dollmetscher zwischen sich und dem Lande dulden müsse.

Er fand (dies sind seine eigenen Berichte, welche er in Kalkutta gab) das Land, so weit er kam, sehr gesund und anmuthig, voll wahrhaft romantischer Gegenden, in bunter Abwechselung von Thälern und Hügeln und prächtigen Wäldern. Die Bewohner der schönen Insel waren gastfrei, frank und offen; zwar roh und bildungslos, aber doch schon aufgeklärt genug, keine Götzen, keine Bilder, oder andere Werke von Menschenhand geschaffen, religiös zu verehren. Sie erkannten das Dasein eines höchsten allmächtigen Wesens an.

In den Wäldern erblickt man eine üppige Vegetation; eine ungeheure Mannigfaltigkeit von Bäumen, besonders Tannen und Fohren. Sie breiten sich noch über unermeßliche Landstrecken in ursprünglicher Fülle aus, und werden noch als unverwüstlich betrachtet. Schade, daß Bruce so wenig Botaniker war! — Flachs und Hanf sind in diesen Gefilden der südlichen Hemisphäre einheimisch, gedeihen in ausserordentlicher Schönheit und Menge. Sie überwuchern ganze unübersehbare Gegenden; der geringste Theil davon ist durch Kunst gebaut, das meiste wild. Der Baum, welcher den Benzoegummi hervorbringt, wächst auch an vielen Orten.

Es gäbe auch wohl Metalle genug im Schoos der Gebirge; man hat wirklich hin und wieder Erzstufen gefunden; allein die Unerfahrenheit des Volks in den Wissenschaften und Künsten, die zur Benutzung solcher Fundgruben gehören, läßt die Schätze noch lange todt liegen. Besonders Eisenerze sind im Ueberfluß vorhanden. Mit dem Bolus bemalen sich die Eingebornen selbst, so wie ihre Kanots.

Kohl, die gemeine und süße Patate, Brodwurzel (Yams), Pastinaken, Ruben (Turneps), Mohrrüben u. dgl. gedeihen wild unter den andern Pflanzen. Eben so hat man da eine köstliche Pflanze, die dem Farnkraute gleicht; sie treibt eine starke mehlige Wurzel, die, wenn sie am Feuer gebraten wird, sehr schmackhaft ist, und als der beste Stellvertreter des Brodes gelten kann. Auch an Obstbäumen fehlt es nicht, sowohl an inländischen, als aus andern Ländern hieher verpflanzten. So zum Beispiel kommen Orangen und Pfirsiche recht gut fort, die man vom Kap der guten Hoffnung hergebracht hat.

Es ist noch nicht lange, daß man auch Schweine und Ziegen in Neuseeland aussetzte. Sie vermehrten sich mit unglaublicher Schnelligkeit. An Fischen gibts zu allen Zeiten des Jahrs den größten Ueberfluß der mannigfaltigsten Arten. Während des Sommers ziehen ungeheure Haufen Makrelen heran; des Winters aber schwärmen zahllose Heere von Heringen um die Küsten. Eben so wimmeln die verschiedenen kleinen Flüsse der Insel von Fischen, die zum Theil auch in Europa daheim, zum Theil aber nur den Ländern der südlichen Halbkugel eigen sind. An den Ufern der Seen und Ströme tummeln sich die wilden Gänse und Enten umher; aber zahme Wasservögel sieht man nirgends. Von wilden vierfüßigen Thieren sieht man nur eine Art Fuchse, und von kriechenden Thieren nur eine Gattung träger, schwerfälliger Eidechsen.

Man wird diese Notiz von den Produkten der in dieser Hinsicht noch wenig bekannten Insel des Südmeers mit Vergnügen gelesen haben. Allein Zeit ist es doch, nun zur Geschichte dessen zurückzukehren, der sie gab.

Der König wollte den jungen Britten, seinen Freund, an die Spitze seines Heeres stellen. Allein um neuseeländischer Feldmarschall zu werden, muß man auch die Uniform der Soldaten tragen, wie es dort Sitte ist; das heißt, Bruce sollte sich tattowiren lassen. Der Fall war dringend; hier blieb keine Wahl übrig. Der zur Würde des Oberfeldherrn Berufene unterwarf sich also der schmerzlichen Zeremonie, und überstand sie so männlich, daß er die Freude der Bravsten ward.

Jetzt stieg er von Ehren zu Ehren. *In aller Form tattowirt* erkannte ihn jeder als einen nationalisirten Neuseeländer, als Krieger des ersten Ranges. Er wurde in die königliche Familie aufgenommen, und mit der Hand der Prinzessin Aetokoe beehrt, der jüngsten Tochter des Monarchen. Dies war ein Mädchen von fünfzehn oder sechszehn Jahren, und von der Natur mit den schönsten Reizen ausgestattet. Aber unter den standesmäßigen Verschönerungen durch neuseeländische Kunst ging, mit dem Tattowiren, fast aller Zauber verloren, der sie schmückte.

Inzwischen ward Bruce durch diese hohe Vermählung das vornehmste Glied der königlichen Familie, und sogar mit der Verwaltung des ganzen Reiches beauftragt. So ward er dem Volke ein wohlthätiger Gesetzgeber und den seefahrenden Britten, die hier von Zeit zu Zeit landeten, ein nützlicher Bundesgenoß. Er versah seine alten Landsleute freundlich mit allem, was sie nur wünschten und nöthig hatten.

Bruce war in der That so zufrieden und froh, daß er keinen europäischen Kronprinzen beneiden mochte. Er lebte in der glücklichsten Ehe; seine Gattin betete ihn fast an; für alle seine Bedürfnisse war gesorgt; er genoß die vollste Unabhängigkeit und gesund war er, wie ein Sohn der Natur. Schon entwarf er mancherlei schöne Plane zur Zivilisation eines tapfern, talentvollen, gutmüthigen Volkes, mit dem ihn das Schicksal sonderbar genug verbunden hatte. Er wollte der Brama, Fohi oder Numa der Neuseeländer werden, und machte dazu in allem Ernst den Anfang.

Eines Tages befand er sich gerade mit seiner Gattin in einer Küstengegend, die von der Residenz des Königs ziemlich entlegen war, als er die Segel eines europäischen Schiffes über das Meer herfliegen sah. Neugierig erwartete er dessen Ankunft. Bald erkannte er die Flagge von Alt-England. Es war das Schiff

„General Wellesley“. Es landete wirklich in der Nähe. Der Kapitän Dalrymple bat Brucen, ihm zu einer Ladung von Bauholz und Benzoe zu verhelfen; fragte auch, was die Insel sonst für Produkte habe, und Bruce gab ihm alle Auskunft. Nun schlug der Schiffskapitän ihm vor, ihn nach Nordkap, etwa fünfundzwanzig bis dreißig englische Seemeilen von hier, zu begleiten, weil es hieß, man finde da Goldstaub, und Dalrymple hoffte, Bruce könne ihm dabei gute Dienste leisten. Lange weigerte sich Bruce; endlich, doch nicht ohne Widerwillen, gab er den Bitten des Schiffskapitäns nach, und ging mit Aetokoen an Bord. Dalrymple versprach mit den feierlichsten Zusicherungen, beide wieder auf die gleiche Stelle der Insel zurückzuführen, wo er sie aufgenommen hätte.

Das Schiff segelte gegen Nordkap; man warf die Anker daselbst aus und landete. Man fand Sand und Felsen, aber keinen Goldstaub. Mißvergnügt ließ Dalrymple wieder die Anker lichten und die Segel in Ordnung setzen zur Rückkehr nach Neuseeland. Leider war der Wind entgegen, und statt der Insel zu nahen, trieb er es immer weiter von der ersten Richtung ab. Am dritten Tage wurde er günstiger. Die gute Aetokoe weinte und starrte sehnsuchtsvoll nach der Gegend hin, wo ihr geliebtes Vaterland verschwunden war. Bruce bemerkte, daß der Kapitän nicht mehr an Neuseeland dachte, sondern die Richtung nach Indien nahm. Er ging zu ihm. Er hielt ihm seine feierlichen Versprechungen, und selbst die Gefahr für alle Engländer vor, die einst in Neuseeland landen könnten und den Raub der unglücklichen Königstochter zu büßen haben würden. „Oh!“ rief der Wortbrüchige, „ich habe wohl was anders zu thun, als mein Schiff mit voller Ladung bei eurer Insel da aufzuhalten. Ich weiß für euch schon eine andere und bessere Insel. Kommt ihr nur mit!“

Was war zu thun? Schwermüthig ergaben sich die Betrogenen in ihr hartes Schicksal. Als das Schiff die Feegee- oder Sandal-Woods-Inseln erreichte, fragte der Kapitän Brucen, ob er Lust habe, hier ans Land zu gehen und da zu bleiben. „Warum mich hier aussetzen?“ sagte Bruce. „Ist's nicht bekannt, wie blutdürstig und grausam die Bewohner dieser Inseln sind?“ — Der Kapitän lachte, nahm Brucen noch die kleinen Geschenke ab, die er ihm selbst an der neuseeländischen Küste gegeben, und vertheilte sie an die Insulaner, die längs den Küsten in ihren Booten herankamen. Von den Feegee-Inseln gings nach Sooloo; hier wurden im Vorbeigehen zwei oder drei Inseln besucht, und nach einem Aufenthalt von vier oder fünf Tagen segelte das Schiff nach Malakka, wo es im Dezember 1808 ankam.

Kapitän Dalrymple und Bruce stiegen ans Land. Bruce sehnte sich, den Gouverneur von Malakka zu sprechen, um seine Klagen gegen den schändlichen Dalrymple anzubringen. Weil es aber schon spät Abends war, verschob er den Besuch bis zum folgenden Morgen. — Man denke sich das Entsetzen des unglücklichen Mannes, als er erwachte, und hörte, der Kapitän sei längst wieder an Bord des Wellesley, und davon gesegelt nach Pinang! — Bruce lief verzweifelnd an das Ufer des Meers — in der Ferne schwebte noch das Schiff des heimtückischen Dalrymple, der ihm erst seine glückselige Insel, nun seine geliebte Aetokoe geraubt hatte. Sein Jammer war unaussprechlich.

Er eilte zum kommandirenden Offizier von Malakka und bat um Mittel, seine verlorne Gattin wieder zu erhalten und die Ufer Neuseelands wieder mit ihr zu erreichen. Der Kommandant hatte Mitleiden. Er tröstete den Verrathenen, so gut er konnte; bat ihn, nur einige Zeit in Malakka Geduld zu haben, wo immer Schiffe ankommen, die von Bengalen nach Neusüdwallis segeln, und mit deren einem er erst nach Port Jakson abgehen, dann von da sich nach Neuseeland überschiffen könnte. Inzwischen wolle man nach Pinang schreiben, und die Rückkehr Aetokoe's nach Malakka amtlich begehren.

Es vergingen drei bis vier Wochen, ehe man Nachricht von Dalrymple's Ankunft in Pinang hatte. Sobald Bruce sie aber erfuhr, hatte er keine Ruhe mehr. Er bat den Kommandanten um Erlaubniß, selbst nach Pinang eilen zu können, und die Bitte ward ihm erfüllt. Mit der ersten Brigg, die dahin segelte, verließ er Malakka. Bei seiner Ankunft in Pinang fand er Aetokoen, die der abscheuliche Dalrymple als Sklavin einem gewissen Kapitän Roß verkauft hatte. Er forderte sie zurück. Verzweiflung und Freude schrieen aus der Gattin, die einer Wahnsinnigen glich.

Da er von Seiten des angeblichen Käufers Widerstand erfuhr, stürzte der treue Bruce in das Haus des Gouverneurs von Pinang, und erzählte da mit der begeisternden Beredsamkeit überlisteten Edelmuthes die Reihe seiner Unglücksfälle seit dem Tage, da der fluchwürdige Dalrymple ihn verrieth und die harmlose, glückliche Aetokoe den väterlichen Hütten entriß. — Der Gouverneur war von der Erzählung tief bewegt. Durch seine Vermittelung empfing der Gatte die treue Liebende zurück, welche nun in den Armen ihres Freundes nur noch die heissen Thränen des Heimwehs nach Neuseelands stillen Hainen weinte, wo freilich nicht die Kultur tausendkünstlerischer Fremdlinge, aber Einfalt, Wahrheit und Gerechtigkeit des Friedens wohnten. Der Gouverneur, im aufwallenden Gefühl der Menschlichkeit, forderte den Herrn der Neuseeländer auf, zu erklären, welche Genugthuung er für die vielfach erlittene Schmach verlange. „Nur die einzige,“ antwortete Bruce, „schaffet uns, wo möglich, nach unserer Insel zurück!“

Zu Pinang war weniger Hoffnung, Neusüdwallisfahrer zu finden, als in Malakka; darum begaben sich die Abentheurer wieder nach dieser Stadt. Allein auch hier zeigte sich keine nahe Hoffnung, ein Schiff für Port Jakson zu finden; so schlug man ihnen zuletzt vor, als das sicherste Mittel, als den kürzesten Weg, nach Neuseeland oder Port Jakson zu kommen, ohne anders mit Schiffen, die aus China zurückkämen, nach — England zu reisen. Ach, das hieß eine Reise von Jahr und Tag, eine Fahrt um die Welt, um die verlornen glücklichen Hütten der Heimath wiederzufinden!

Bald kamen die Chinafahrer. Allein wie nun mit ihnen reisen? — Bruce sollte vierhundert Dollars zahlen, um die Transportkosten für sich und seine Gemahlin zu bestreiten. Solche Summe hatte er gar nicht im Vermögen.

So mußte er sich es gefallen lassen, durch die Güte Sir Edward Pellews wenigstens bis nach Bengalen zu kommen. Er segelte mit der still leidenden Gefährtin seines Schicksals dahin, und fand zu Kalkutta Ersatz und Ruhe nach so vielen Stürmen. Denn kaum war hier die rührende Geschichte des weit von der Heimath verschlagenen Paares bekannt, so beeiferte sich mit schöner Menschlichkeit jeder die Beklagenswürdigen zu trösten. Besonders bewegte jeden der Anblick der unschuldigen Aetokoe.

Sie wurde am Montag den 19 Juni 1809 im Regierungspalast dem General-Gouverneur vorgestellt. Der Commodore Hayes führte sie ein, und die Fürstin von Neuseeland ward

mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit empfangen. Aetokoe, ein interessantes Frauenzimmer von ungefähr achtzehn Jahren, gefühlvoll, und geistreicher als man von der Tochter einer wilden Nation hätte erwarten sollen, war beim ersten Eintritt in die mit orientalischem Luxus ausgestatteten Zimmer des Palastes einen Augenblick verlegen. Aber bald sammelte sie sich, und nahm wieder die ihr eigene sichere Haltung und Leutseligkeit an. Sie hatte im Englischen schnelle Fortschritte gethan, so daß sie alles verstand, was gesprochen wurde, und darauf zu antworten wußte. Der Schmuck der Prinzessin machte eine ungemein treffende und glänzende Wirkung (shewy effect) auf die Zuschauer. Die Borten, welche ihren schlanken Leib umfingen, die Hülle feinen flächsernen Geflechts, und der Glanz der Prachtfedern bezeichneten ihren hohen Rang unter den Frauen Neuseelands.

Bruce erwartete hier nun mit Bequemlichkeit eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Neusüdwallis, von wo er mit der Lieblingstochter des guten Tippahee ohne Schwierigkeiten nach Neuseeland zurückgeführt werden wird.

Von den fernern Schicksalen des niederträchtigen Kapitäns Dalrymple hat man noch nichts erfahren. Aber seine unverantwortlichen und grausamen Handlungen erwartet ein strenges Gericht. In Indien, wie in London, hat ihn die öffentliche Meinung verdammt; noch weniger wird ihn die Politik rechtfertigen, da er durch seine Barbarei eine friedfertige Nation gegen alle Britten empört, und vielleicht vielen seiner Landsleute Untergang und Tod an Neuseelands sonst freundlichen Küsten bereitet hat.

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Am 12 Okt. feierte die königliche Akademie der Wissenschaften zu München in einer öffentlichen Sitzung das Namensfest Maximilian Josephs, ihres erhabenen Freundes. Die herrliche Rede von Friedrich Jacobs „über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken und die Ursachen desselben“ ist nun im Druck erschienen, und des Verfassers und des Festes würdig, dem sie geweiht war.

Aus dem „dritten Jahrsbericht“, welchen der Generalsekretär der Akademie erstattete, erfahren wir das immer schönere Aufblühen dieser ehrwürdigen Stiftung. Obgleich der für das beste Werk über die deutsche Sprache ausgesetzte königliche Preis nicht ertheilt werden konnte (von sechs eingegangenen Schriften, die um ihn warben, erfüllte keine ganz die Forderungen der Aufgabe), und nun auch ferner nicht ausgesetzt werden soll, wird doch die philologisch-philosophische Klasse die Kultur der deutschen Sprache fortan als eine ihrer Lieblingsangelegenheiten betrachten.

Unter den von der Akademie geprüften neu erfundenen oder verbesserten Maschinen ist eine von dem Bäcker Weiß in München verbesserte Holz ersparende Malzdarre besonders durch Beifall ausgezeichnet worden.

Der geheime Staatsarchivar Hr. von Pallhausen, Erfinder der ersten Stereotypen in Deutschland und eines eigenen Verfahrens dabei, hat der Akademie das Modell eines Bootes vorgelegt, welches, ohne mühsam durch Menschen oder Pferde gezogen zu werden, zum bequemen Stromaufwärtsfahren dienen soll. Hr. Max Dreerndorfer zu Friedberg war schon im Herbst 1809 mit Erbauung einer ähnlichen Maschinerie beschäftigt, und ist am 5 Juli dieses Jahrs wirklich auf dem Donauarme in der Haed mit seinem Schiffe, worauf sich vierundsechszig Personen befanden, in Zeit einer halben Stunde eine Strecke von einer Viertelstunde stroman gefahren.

Nicht minder bemerkenswerth ist die Zuckerfabrikation des Hrn. von Grauvogl in Augsburg. Er zieht den Zuckerstoff aus Runkelrüben.

Die *Monumenta boica*, welche von der historischen Klasse der Akademie herausgegeben werden, sind bis zum neunzehnten Bande vorgerückt. Der Druck des zwanzigsten und der eines andern, welcher die Urkunden des Augsburgischen Klosters St. Ulrich enthält, sind unter der Presse.

Ohne hier alle Arbeiten der Akademie zu bemerken, sagen wir nur, daß dieselbe den Wirkungskreis ihrer nützlichen Thätigkeit mit jedem Jahre erweitert und mehr ausfüllt. Auch vermehrt sich durch die Huld des Monarchen jährlich der schon jetzt beträchtliche Reichthum ihrer Mittel. Die königliche Zentralbibliothek, mit den Schätzen der vormaligen Klosterbibliotheken ausgestattet, ist schon jetzt eine der wichtigsten und größten Deutschlands. Der botanische Garten ist noch im Werden, aber schon durch seine Anlage, wie durch den Namen der Männer, die ihm vorstehen (Hr. Direktor Schrank, jetzt von Landshut nach München versetzt, und Hr. M. Güthe), verräth er, daß er einer der bedeutendsten zu werden bestimmt ist. Das chemische Laboratorium und die anatomische Werkstätte liegen noch im ersten Entwurf. Die Sternwarte hat ihre durch den Krieg zerstörte nothdürftige Einfassung einstweilen wieder erhalten, bis nach Errichtung eines definitiven Observatoriums auch dieses Attribut der Akademie in einer des Gesammtinstitutes würdigen Gestalt und Umgebung dastehen wird. In Kurzem wird zur Organisation des durch alle Kreise Baierns sich erstreckenden meteorologischen Institutes geschritten werden. — Das Museum der Naturgeschichte, das polytechnische Kabinet, die Münz- und Gemmensammlung u. s. w. erweitern sich immer mehr durch die kostbaren Beiträge, welche ihnen zukommen, so daß es schon verschiedenen dieser Anstalten am Raum gebricht, wo sie ihren nützlichen Reichthum aufstellen können, um ihn jedem Freunde der Wissenschaften brauchbar zu machen.

## Aus England.

— Hätte man auch aus der jetzt von physischen und politischen Nebeln verhüllten Insel Albion-Karthago keine andere Nachricht, als folgende amtlich bestätigte, so wäre auch diese schon Antwort genug auf ein an die Engländer gerichtetes „*how do you do?*“

Nach den dem Parlament vorgelegten Berichten betrug das Total der Nationalschuld im Mai 1810 überhaupt 192.175.621 Pf. Sterl.

Die Fortsetzung des Krieges in Europa und Westindien kostete während der letzten vier Jahre 33,510,422 Pf., davon wohl die Hälfte auf dem festen Lande verwendet wurde. Zu diesen Summen müssen noch die Unkosten geschlagen werden, die für brittische Flotten in fremdem Dienst u. s. w. gebraucht wurden, die aber in den Amtsmeldungen mit Schweigen übergangen sind. Dahingegen sank die Wagschale größtentheils zu Englands Gunsten nieder. Die gesammten Exporten des vorigen Jahrs wurden auf 30.424,185 Pf. angeschlagen, was um ein Drittel mehr ist, als was je in Friedenszeiten ausgeführt ward. Die Ausfuhren nach Deutschland allein stiegen in den Jahren 1808 und 1809 jedes Jahr weit über 5,000,000, während in Friedenszeiten der Absatz gewöhnlich kaum 1,900,000 Pf. St. überstieg.

## Berichtigung.

In Nr. 98 dieser Blätter, S. 390 und 391, in der Anekdote aus Larive's Leben, beliebe man den Namen Levain jedesmal in „Lekain“ zu verwandeln.



Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 100. — den 15 Dezember 1810.

## Bruchstück aus der noch ungedruckten Beschreibung der Reisen des Hrn. Dr. Hinrich Lichtenstein im südlichen Afrika.

Mit Erlaubniß des Verfassers theilt Unterzeichneter ein interessantes Gemälde aus der Reise im südlichen Afrika, von Dr. H. Lichtenstein, mit, und glaubt dadurch den Lesern zugleich angenehm und lehrreich zu werden. Im Januar, spätestens im Februar, haben sich dieselben der Erscheinung des ersten Theils dieses vortrefflichen Werks zu erfreuen, welches mit einer Karte geziert ist, wodurch die südliche Spitze von Afrika endlich zum erstenmal ihre wahre natürliche Form und Gestalt bekommt, welche so viele andere, frühere Reisenden nachlässig kopirt und entstellt haben. Doch zur Sache.

Bevor das versprochene Gemälde selbst exzerpirt wird, einiges noch in Rücksicht der Zeit und der Veranlassung der Reise selbst.

Das Staatsbewind der batavischen Republik auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nach dem Frieden von Amiens, gegen Ende des Jahrs 1801, von England wieder in Besitz des genannten Vorgebirges gesetzt, beschäftigte sich ernstlich damit, die bestmöglichste Verfassung einzuführen, und diese wichtige Besitzung zu neuem Glanze zu erheben.

Kaum war der General-Gouverneur Janssens angekommen, als er sichs ernstlich angelegen sein ließ, das Innere der Kolonie selbst kennen zu lernen. Er trat seine Reise in den ersten Tagen des Aprils im Jahr 1803 an, und die mancherlei Mühseligkeiten, die er auf diesem Zuge zu erdulden hatte, wurden durch das vollständige Gelingen seiner wohlthätigen Absichten reichlich belohnt.

Als am 6 Jul. 1803 die Nachricht von dem neuen Bruche zwischen England und Frankreich auf dem Kap ankam, wurde General Janssens schnell davon benachrichtiget; er legte seine Rückreise von 170 Stunden in zehn Tagen zurück. Der Nutzen dieser Reise bestimmte indeß, trotz der Gefahr eines Angriffs von den Engländern, den General-Kommissär der Kapstadt, Hrn. J. A. de Mist, zur vollkommenen Kenntniß und Organisation der Kolonie, eine neue Reise vorzunehmen, woraus selbst für die Vertheidigung dieses Landes großer Vortheil gezogen werden könnte. Das zu dieser Expedition bestimmte Personal bestand aus dem General-Kommissär; dessen Sohn und Sekretär; Hrn. Michovius, Commis der Rechenkammer; Hrn. Gilmer, Lieutenant bei der Schwadron leichter Dragoner und Kommandant der Eskorte; Hrn. Le Sueur, Kadet bei demselben Korps; Dr. H. Lichtenstein, als Arzt und Naturforscher; Hrn. Winters, als Wundarzt, u. s. w.; einem Korporal, nebst sieben Mann Dragoner, von denen fast jeder Handwerker war; einem Sergeanten der Infanterie, als Aufseher über die Sklaven und Hottentotten; einem Halbmondbläser, einer sehr unentbehrlichen Person, um dem Zuge Signale zu geben, ihn zusammenzuhalten, die Hüter des auf die Weide gesandten Viehes zurückzurufen, u. s. w.; zwölf Hottentotten, als Fuhrleute, Hirten und Jäger; vier Sklaven, zur Bedienung, und einem Postboten, der täglich vorausgeschickt ward, um Vorspann zu bestellen und für Proviant und Fourage zu sorgen. Zwei Damen, die Tochter des General-Kommissärs und eine ihrer Freundinnen, Dem. Versveld, hatten sich zur Begleitung entschlossen, und ertrugen mit bewundernswürdiger Ausdauer die Beschwerden der Reise. Man führte fünfundzwanzig Reitpferde mit, denn die ganze Gesellschaft war zu Pferde. Ein großer Wagen führte die nothwendigsten Bedürf-

nisse nach. Fünf andere Wagen waren mit der Bagage angefüllt, wozu der Vorrath von Proviant aller Art, zehn bis zwölf Zelte, Feldbetten u. s. w., die Feldküche nebst ihrem Geräthe, gerechnet werden muß. Eine Feldschmiede, Zimmermannsgeräthschaften, Radwinden, Nägel und Hufeisen; eine Kiste mit Trödelwaaren, zu Geschenken bestimmt; eine andere mit Arzneimitteln, chirurgischen Instrumenten und Bandagen; zwei Fäßchen Schießpulver, nebst einigen hundert Pfund Blei und einer Menge Gewehren; Wäsche, Bücher, Karten, so wie Sättel und Reitzeug; selbst Gerste oder Hafer für die Pferde u. s. w. — Alles mußte auf diesen Wagen Raum finden, so daß ihrer sechs dieses Alles zu bergen nur nothdürftig hinreichten. Die Wagen wurden von Ochsen gezogen; und so begann der Zug.

---

Unser Weg, erzählt Dr. Lichtenstein, brachte uns zu einem Platze, genannt de Hoop (die Hoffnung), dessen Bewohner Vischer hieß. Hier befanden wir uns nun im Mittelpunkte des kleinen Roggeveldes.

Der Landstrich, den man unter diesem Namen versteht, liegt dicht am Fuße des Roggeveldsgebirges, auf den terrassenförmigen Höhen, die sich von ihm herab in die Karroo verlieren. Viehzucht ist hier der Hauptnahrungszweig, und an manchen Stellen eignet sich der Boden zur Obstkultur. In einzelnen Fällen ist der Kornertrag, wenn gerade vor der Blüthezeit starke Regen fallen, was freilich selten geschieht, ungemein ergiebig. Als vor sechs Jahren die Witterung dem Kornbau günstig war, gewann Hr. Vischer von zwei Mudden Aussaat Weizen hundert und dreiundvierzig Mudden reines Korn, also mehr als siebenzigfältig. Das kleine Roggeveld zählt nur vierzehn Kolonistenfamilien.

Das Thermometer stieg gegen Mittag auf 86° Fahrenheit. Als wir eben zu Mittage saßen, stellten sich zwei Buschmänner ein, die zu einem Trupp gehörten, mit welchem die Kolonisten vor einigen Jahren Friede gemacht, indem sie ihnen mit einem jährlichen Tribut an Vieh ihre Räubereien abkaufen, etwa in derselben Art, wie die europäischen Seemächte mit den barbarischen Majestäten zu handeln pflegen. Sie hatten von der Anwesenheit einer hohen Magistratsperson gehört, und waren herbeigeeilt, um einige Geschenke zu erhalten. Sie näherten sich der versammelten Tischgesellschaft nicht ohne sichtbare Zeichen von Furchtsamkeit und scheuer Verlegenheit; doch gab ihnen bald ein dargebotenes Glas Wein und der Anblick freundlicher Gesichter wieder Muth und Vertrauen. Der Eine brachte ein Stückchen Papier, in einen rothen Tuchlappen gewickelt, zum Vorschein. Es war eine Art von Paß, den ihm der Veldkommandant ausgefertigt hatte, um darauf von den Eingesessenen des Distrikts von Zeit zu Zeit sich ein Paar Schafe oder andere Bedürfnisse erbetteln zu dürfen, wogegen sie dann versprochen haben, sich ruhig zu verhalten, und nicht weiter zu stehlen noch zu morden.

Vor vier Jahren hatte man, um sie ganz zufrieden zu stellen, aus den sämtlichen nördlichen Distrikten eine Heerde von mehr als 1600 Schafen und dreißig Stück Rindvieh als freiwillige Geschenke der Einwohner zusammengebracht, und ihnen auf einmal übergeben, damit sie ordentlich mit denselben haushalten, die Heerde weiden, die Jungen aufziehen, und eine regelmäßigere Lebensart anfangen möchten. Der Versuch ist aber ganz fruchtlos ausgefallen. Da sie nämlich ohne Regierung, ohne feste Wohnplätze, ohne geselligen Vertrag, ja selbst ohne persönliches Eigenthum leben, so waren bald die entferntern Landsleute herbeigekommen, und hatten ihnen so lange zehren helfen, bis nichts mehr da war. Seitdem duldet man sie nothgedrungen in der Nähe, gibt ihnen dann und wann ein einzelnes Schaf, etwas Taback, Branntewein oder Korallen, Knöpfe und andere Kleinigkeiten, und ist herzlich zufrieden, wenn sie sichs nicht einfallen lassen, das Vieh hinterlistig von der Weide zu stehlen und die dabei wachenden Hottentotten zu erschlagen. Da man indessen die Anzahl der ganzen Nation nicht kennt, und während man mit der einen Horde im tiefsten Frieden lebt, von der andern zuweilen plötzlich ausgeplündert wird, so kann ein solcher einseitiger Frieden eben nicht viel helfen. Ja diese Freunde selbst sind eine lästige Nachbarschaft, der nie viel zu trauen ist. Es fällt ihnen wohl zuweilen ein, zwanzig bis dreißig an der Zahl einen Besuch auf dem Gute eines Kolonisten abzustatten, das heißt, sie dleiden Tage und Wochen lang da liegen, lassen sich beköstigen und aufwarten, und verlangen, ehe sie abziehen, wohl noch ansehnliche Geschenke an lebendigem Vieh.

Man hat Beispiele, daß solch eine friedliche Horde, nachdem sie alle diese Wohlthaten genossen und des Hauses Gelegenheit sattsam erkundet, bald nachher als eine feindliche wiederkehrt, bei Nacht in die Hürden einbricht, und mit dem Raube eiligst in unwegsame Gebirge entflieht, deren Zugänge sie aus sicherm Hinterhalte gegen alle Ansprüche des Eigenthümers mit ihren furchtbaren vergifteten Pfeilen zu vertheidigen wissen. Glückt es nun aber auch einer überlegenen Anzahl ihrer Verfolger, sie früher einzuholen oder zu verjagen, so lassen sie ihren Raub nicht eher im Stich, als nachdem sie entweder alles Vieh getödtet, oder durch Abschneiden der Hackensehnen untüchtig gemacht haben, lebendig von der Stelle gebracht zu werden. Man kann sich nun wohl eben nicht wundern, wenn dadurch die Erbitterung des Beraubten auf einen hohen Grad gesteigert wird, und wenn ein so allgemeiner Widerwille gegen diese Nation herrscht, daß man sich kaum ein Verbrechen daraus macht, auf der Verfolgung einer fliehenden Räuberhorde einen von ihnen zu erlegen. Daß aber ordentliche Jagden auf sie angestellt werden, wie neuere Schriftsteller behauptet haben, ist unwahr; ersonnen ferner die Angabe, daß die Nation aus zusammengelaufenen flüchtigen Sklaven und Hottentotten bestehe.

Die Buschmänner sind und waren von jeher eine eigene Nation, die ihre eigene Sprache und Sitte hatte, wenn man anders die niedrigste Stufe von Ausbildung, auf welcher beide stehen, noch also benennen darf; denn fast möchte man diesen merkwürdigen Völkerstamm sprachlos und sittenlos nennen. Kein Hottentott versteht ein Wort der Bosjesmans-Sprache; verhaßt war diese Nation wegen ihrer Unsitte und ihrer Verläugnung des Eigenthumsrechts, lange bevor es Europäer in Südafrika gab, und von jeher lebten die Buschmänner mit ihren nächsten Nachbarn in Feindseligkeiten, von denen sie immer Vortheil zogen, da sie nichts als das Leben zu verlieren und den oft bedeutenden Reichthum der Viehzucht treibenden Kaffern und Koranas zu gewinnen hatten. Noch heutiges Tages ist die Feindschaft zwischen den Buschmännern und Kaffern größer, als zwischen jenen und den Kolonisten; ja sie trachten ihren nähern Verwandten, den Hottentotten, mehr nach dem Leben, als den Kolonisten selbst.

Es ist hier der Ort nicht, den Gegenstand ganz zu erschöpfen; diese wenigen Züge mögen einstweilen genügen, zu zeigen, was von den bisherigen Beschreibungen dieser merkwürdigen Nation zu halten, und wie wenig sie richtig bekannt geworden ist.

(Der Beschluß folgt.)

## Noch einige Züge und Anekdoten aus Larive's Leben.

8.

Es sei mir vergönnt (sagt unser Selbstbiograph, indem er von der Verführung spricht), eines an sich zwar nicht sehr wichtigen Ereignisses Erwähnung zu thun, das aber doch auf die Reinheit meiner Sitten einen um so stärkern Einfluß gehabt hat, als ich mich ohne dasselbe durch mein Jugendfeuer vielleicht auch hätte verleiten lassen, nach Genüssen zu haschen, die das Herz leer und unerwärmt lassen. So wenig auch jene Begebenheit schmeichelhaft für mich selbst ist, wird sie doch zur Belehrung junger Leute dienen.

Stolz auf den bei meiner ersten Erscheinung auf der französischen Bühne geerndteten Beifall, und sehr eingenommen von dem Jugendschimmer meiner Gestalt, sah ich es nicht nur gern, wenn ich Frauenzimmern ein Gegenstand der Aufmerksamkeit wurde, sondern besaß die närrische Eitelkeit, wie mir von einer Dame ein schmeichelhaftes Wort über meine Talente gesagt ward, mich gleich von ihr geliebt zu glauben.

Eines Morgens wurde mir das Billet einer vornehmen Dame zugestellt, worin sie mich einlud, mich noch an demselben Tage zwischen eilf und zwölf Uhr Vormittags, zu welcher Stunde sie (wie die Worte der Einladung lauteten) sonst niemand als mich empfangen würde, in ihrem Palast einzufinden. „Der hast du den Kopf verdreht!" flüsterte meine Eitelkeit. Ich dachte mir eine junge, reizende und besonders von meiner Person höchst eingenommene Schönheit; ich brannte vor Begierde, mich ihr zu Füßen zu werfen, und ihr ewige Liebe zu schwören.

Die angesetzte Stunde erschien, und in einem sehr ausgesuchten und mit Sorgfalt geordneten Putze begab ich mich in das angezeigte Hotel. Sobald ich dem Schweizer meinen Namen genannt hatte, erschien eine junge Kammerzofe, die mich mit einem boshaften Lächeln anredete, und sich gleich erbot, mich zu ihrer Gebieterin zu begleiten. Wir durchwandelten eine Reihe großer und prächtig möblirter Zimmer. Mein Herz klopfte vor wonnevoller Erwartung, als wir zu einem Kabinet kamen, wo Madame sich gerade an ihrer Toilette befand. Das Kammermädchen ging allein hinein, um mich zu melden. „Man führe ihn" hörte ich die Dame sagen, „in mein Boudoir, und sage dem Schweizer, daß ich durchaus für niemand zu sprechen sei." Ein Augenblick, und ich athmete in der wollüstigen Atmosphäre jenes Boudoirs. Auf eine weiche Ottomane hingestreckt, verlor ich mich in die entzückendsten Fantasien, und der Gedanke, der begünstigte Liebhaber einer Dame von so hohem Range zu sein, und von derselben zu lernen, wie man bei Hofe liebe, berauschte mich so sehr, daß ich mit schmachtender Sehnsucht dem Augenblicke, der mich in ihre Arme führen sollte, entgegensah. Sie war mir bei der Anmeldung zwar nicht zu Gesichte gekommen; aber der Ton ihrer Stimme dünkte mich edel und rührend.

Die bange Unruhe meines Herzens stieg noch höher, als ich beim ersten Geräusch die Thür sich öffnen und die Göttin hereintreten sah. Man denke sich meine Bestürzung, als ich statt des geträumten ätherischen Wesens, statt der Venus oder Hebe, ein ziemlich häßliches Weib, von ungefähr vierzig Jahren, erblickte, der es, mit Ausnahme von Händen, Armen und Augen, an allen Erfordernissen zur Schönheit fehlte. Mein Herz erstarrte vor Kälte und nicht ohne Mühe vermochte ich einige abgebrochene Worte der Dankbarkeit für die Einladung, welche mir die Ehre ihrer Bekanntschaft verschafft hätte, herzustottern.

„Setzen Sie sich, mein Herr" sagte sie in einem gravitätischen und abgemessenen Tone; „ich habe Ihnen im Vertrauen eine wichtige Entdeckung zu machen, für deren Werth Sie, wie ich hoffe, nicht unempfindlich sein werden. Ihr edles Herz und Ihr vortrefflicher Karakter sind mir hinlänglich bekannt, und nach allem, was ich Gutes von Ihnen gehört habe, kann ich Ihre Diskretion ganz und gar nicht bezweifeln."

Während des Sprechens hielt sie immerfort die Hand vor dem Mund, um mir die Umrisse ihres eigentlich schönen Armes zu zeigen, oder vielmehr um mich zu zwingen, dieselben ins Auge zu fassen. Ich versicherte sie auf eine ziemlich plumpe Art meiner Diskretion, und erklärte mich bereit, sie weiter anzuhören.

Nun fuhr sie in einem ernsthaften Tone fort: „Ich habe seit geraumer Zeit das Unglück, einer sehr schlechten Gesundheit zu geniessen; mein Arzt hat für meine Wiederherstellung auch nicht ein einziges Hilfsmittel seiner Kunst unversucht gelassen; aber alles umsonst. Als ein philosophischer Kopf und als ein Mann von Geist trug er zuletzt kein Bedenken, mir gerade hin zu erklären, daß sich die Zerrüttung meiner Gesundheitsumstände erst von dem Zeitpunkt herschreibe, wo mein Gemahl angefangen habe, meinen Umgang zu vernachlässigen. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, was für einen Rath er auf diese Erklärung folgen ließ; auch werden Sie leicht denken, daß ich dagegen allen Widerwillen bezeugt habe. Indessen sollte man am Ende doch gesund sein, und sein ganzes Leben unter Leiden zubringen zu müssen, ist ein trauriges Loos. Um mich ein wenig zu zerstreuen, besuchte ich vor einigen Tagen die französische Komödie, wo mir Ihr herrliches Organ, Ihre edeln Formen, Ihre blühende Gesundheit und Ihr ganzes Wesen das zärtlichste Interesse für Sie eingeflößt haben. Sie sind noch jung, und ich finde es der Würde eines delikaten und ehrbaren Frauenzimmers angemessen, sie jenen Klippen zu entreissen, zwischen welchen Sie Mangel an Weltkenntniß und Erfahrung umhertreibt. In meiner Person glaube ich alles zu vereinigen, was Ihre Neigung zu fixiren und ihr eine bestimmtere Richtung zu geben im Stande sein dürfte. Auch haben die für Sie so sehr günstigen Aeusserungen meines Arztes, der mit mir im Theater war, nicht wenig dazu beigetragen, mich ganz zu Ihren Gunsten zu entscheiden."

Was während dieses Vortrags in meinem Innern vorging, läßt sich mit Worten nicht ausdrücken; bald aber gewann Unwille und Zorn über meine übrigen Empfindungen die Oberhand. Ich fühlte mich im höchsten Grade erniedrigt, daß dieses Weib mich, bloß um ihrer Kränklichkeit los zu werden, hatte einladen lassen; auch dauerte es eine Weile, bis ich von meiner Bestürzung zurückkam. Da sich jedoch aus ihrem Stillschweigen deutlich genug abnehmen ließ, daß geantwortet werden müsse, sagte ich:

„So sehr ich auch durch die Güte gerührt bin, womit Sie sich für Wiederherstellung Ihrer Gesundheit an mich wenden wollen, muß ich es bedauern, Ihren Erwartungen nicht entsprechen zu können. Thalia, Melpomene und eine Geliebte haben mein Wesen und meine Person ganz im Besitz. Ich kenne für Sie ein weit sichereres und einfacheres Mittel. Ihr Hotel ist täglich von einer großen Anzahl junger Leute umlagert, welche Armuth und Hoffnung, einigen Unterhalt zu gewinnen, von den Berggegenden her nach Paris lockt, denen ihre Toilette gar nicht theuer zu stehen kommt, und die zu einem sehr wohlfeilen Preise zu haben sein müssen. . ."

Ich hatte diese letztern Worte kaum ausgesprochen, als die Dame höchst aufgebracht, und mehr vor Zorn als vor Scham erröthend, von ihrem Sitze aufstand: „Eine solche Unverschämtheit hätte ich von Ihnen denn doch nicht erwartet!“

„Noch ich von Ihnen eine so unanständige Zumuthung!“ erwiederte ich, und war pfeilschnell die Treppe hinunter, ihr aus den Augen.

9.

Ich befand mich im höchsten Jugendglanze, und meine Gesundheit stand in ihrer schönsten Blüthe, als ich, noch ganz berauscht von dem bei meinem ersten Erscheinen auf der Bühne eingeerndteten Beifall, nach Lyon kam. Voll jenes Selbstgefühls, das ein Alter einflößt, in welchem man seiner Person alles zutraut, glaubte ich sogar mit Lecain, dessen Name längst mit ausserordentlichem Ruhm durch ganz Frankreich erschallt war, um den Preis ringen zu dürfen. Da nun dieser Schauspieler in eben dem Zeitpunkt zu Lyon eintraf, wo das Publikum mich selbst mit Lorbeern bekränzte und mit Beifallsbezeugungen jeder Art überhäufte, machte seine Ankunft einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich; und durch den ausgezeichneten, seinen Verdiensten angemessenen Empfang wurde meine Laune noch übler gestimmt. Lecain betrat sogleich die Bühne; mir aber wurde der Vorschlag gemacht, während des Laufes seiner theatralischen Vorstellungen neben ihm zu spielen; welchen Vorschlag ich, in der Meinung, daß eine untergeordnete Rolle unter meiner Würde sein würde, von der Hand wies. Da mir indessen meine Freunde die Lächerlichkeit meines Benehmens zu Gemuthe führten, entschloß ich mich, ihnen nachzugeben.

Drum glaubte ich, Lecain einen für ihn sehr schmeichelhaften Antrag zu machen, wenn ich ihm vorschlüge, die bereits angekündigte Vorstellung der Adelheid von Guesclin, worin ich in der Rolle des Nemours aufzutreten gedachte, auf ein Paar Tage auszusetzen. Er aber nahm meinen Vorschlag mit ziemlicher Gleichgültigkeit auf, und erklärte ganz kalt, von der einmal festgesetzten Ordnung seiner Repräsentationen nicht mehr abgehen zu können. Aufgebracht verwandte ich nun die ganze Nacht, meine Rolle einzustudiren, und wirklich ward Tags darauf das Stück auf die Bühne gebracht. Als ich im zweiten Akt auftrat, empfing mich das Publikum mit lautem Beifall und Händeklatschen, und gerade so, wie bis dahin Lecain allein gewohnt gewesen war, empfangen zu werden. Mein Kollege gerieth darüber nicht bloß in Erstaunen, sondern es war, als ob er mich würdigen wollte, mich auch die Wirkungen seines Zorns erfahren zu lassen; denn nun entwickelte er die ganze Gewalt seiner Kunst in ungewöhnlicher Stärke, was denn wieder wie ein elektrischer Schlag auf mich selbst zurückwirkte. Die entzückten Zuschauer bebten vor Wonne, so lange sie ihn hörten; kaum aber hatten sie ihn enthusiastisch beklatscht, hefteten sie ihre Aufmerksamkeit wieder so fest auf mich, daß es war, als ob sie Lecains Seele in die meinige hinüber zaubern wollten. Was ich dabei empfand, wäre meine Feder zu schwach zu beschreiben; so viel aber weiß ich, mein Gemüth gerieth in so lebhafte Bewegung, und die Wärme meines Affekts wurde so natürlich, daß Worte, Gestikulation und Ausdruck, kurz mein ganzes Spiel von der Natur selbst eingegeben schien. Lecain übertraf an diesem Tage sich selbst, und das Publikum verlangte, unter lautem Bravorufen und Anerbietung des doppelten Legegeldes, noch eine Vorstellung des gespielten Stückes. Allein dazu wollte der Künstler sich nicht verstehen; er sei, sagte er, heute so wohl mit sich selbst zufrieden gewesen, daß er nicht Gefahr laufen wollte, *ein zweites Mal* weniger zu werden. — Heut zu Tage noch erinnert man sich in Lyon des großen Aufsehens, den diese merkwürdige Vorstellung machte.

H. H.

# Varietäten.

## Aus Italien.

— Der durch seine mechanischen und hydraulischen Arbeiten berühmte baierische Akademiker Hr. Baader ist jetzt in Mailand, wo er die Ehre hatte, S. k. H. dem Vizekönig vorgestellt zu werden. Der Vizekönig lud ihn ein, während des in Baiern erhaltenen Urlaubs verschiedene im Königreich Italien befindliche Werke der Mechanik zu besichtigen.

— Der Abbate Giuseppe Maria Nardo von Chioggia hat dem Minister des Innern zu Mailand eine Sammlung ausgestopfter Fische des adriatischen Meers vorgewiesen, die an Schönheit alles übertrifft, was man bisher davon sah. Gestalt, Glanz, Farbe, Schuppen, Flossen, ja selbst die Augen sind in ihrer natürlichen Beschaffenheit so genau erhalten, daß der Fisch noch zu leben scheint. Ohne einen merklichen Einschnitt versteht der Abbate das Fleisch so rein herauszuziehn, daß nichts als die Haut übrig bleibt, und diese weiß er durch einen gewissen Ueberzug von innen, man möchte sagen so marmorn zu machen, daß sie selbst für den Fraß der Insekten geborgen bleibt.

Allerdings ist solche Erfindung für naturhistorische Kabinette, besonders für die Ichtiologie, von großem Werth. Allein der Abbate macht daraus ein Geheimniß, das ihm indessen für eine gute Summe feil ist, und von der Regierung angekauft werden wird, sobald die von ihr erstandenen Nardischen Fischpräparate einige Jahre lang die Probe ausgehalten und sich besonders gegen Insekten unantastbar bewiesen haben werden.

— Es ließ sich wohl voraussehen, daß dieselben strengen Polizeimaasregeln, welche in Frankreich in Betreff des Buchhandels und der Buchdruckereien eingeführt worden sind, auch im Königreich Italien angenommen werden würden. Wirklich ist das deßfallsige Dekret des Vizekönigs am 30 Nov. dieses Jahrs erschienen. Auch hier ist ein Generaldirektor des Buchhandels und der Pressen ernannt (die Funktion desselben ist durch ein Dekret vom 1 Dezember mit der des Generaldirektors des öffentlichen Unterrichts vereint). Die Zahl der Buchdruckereien und Buchhandlungen wird im Königreich bis zum 1 März 1811 vermindert und festgesetzt. Die Beschäftigungen der Pressen werden aufs sorgfältigste bewacht; so daß nichts ohne Vorwissen der höhern Behörden gedruckt und ins Publikum gebracht werden kann. Bis zum 1 Jänner 1812 werden auch die Buchhändler des Königreichs patentirt und beeidigt. — Jedes im Auslande gedruckte italienische oder lateinische Werk bezahlt eine Einfuhrtaxe von wenigstens fünfzig Prozent seines Geldwerthes; übrigens kann und darf kein im Auslande herausgekommenes Buch ohne Erlaubniß des Generaldirektors eingeführt werden.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 22.)

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mitwochs — Nro. 22. — den 12 Dezember 1810.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau ist eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

## Landwirthschaftliche Blätter von Hofwyl

von

Emanuel Fellenberg.

### Drittes Heft.

Mit zwölf Kupfertafeln.

Es enthält:

1) Einige bedeutende Anmerkungen des Herausgebers über den Fortgang seines Instituts.

2) Eine Sammlung von offiziellen Aktenstücken, die beweiset, daß die Hofwyler Anstalten bereits zu einer schweizerischen Nationalangelegenheit geworden sind, nebenbei werden die Ursachen der Opposition entwickelt, welche dieser Unternehmung immer noch, obschon von Tag zu Tag schwächer, entgegenstrebt.

3) Eine an die vor zwei Jahren in Hofwyl versammelten Landwirthschaftsbeflissenen gehaltene Rede des Instituts-Vorstehers über die eigentliche Tendenz seiner Anstalten, die menschenbildenden Eigenheiten der vervollkommneten Landwirthschaft, und die Eigenschaften, welche der Landwirth besitzen muß, um vermittelst der Landwirthschaft sein Glück zu machen.

4) Beschreibungen derjenigen Hofwyler Instrumente, welche keiner Veränderung mehr bedürfen. Diese Instrumente erscheinen im gleichen Hefte in zwölf Kupfertafeln dargestellt.

5) Chemische Beleuchtung einiger landwirthschaftlichen Aufgaben, rücksichtlich auf den Gehalt und die beste Benutzungsweise der Jauche, des Gipses und der zermalmten Oelkuchen.

6) Einen landwirthschaftlichen und einen Instituts-Bericht des Herausgebers, samt dem neuen Reglement, das für das landwirthschaftliche Institut festgesetzt worden ist.

7) Miszellen, die hauptsächlich mehrere in verschiedenen Gegenden mit den Hofwyler Kulturmitteln gemachte Erfahrungen und eine Preisnote der Hofwyler Maschinen mittheilen; und endlich

8) Beiträge zur Würdigung der landwirthschaftlichen Literatur.

Man wird das Ganze gehaltreicher finden, als diese gedrängte Anzeige es erwarten ließe; besonders wichtig für den Landwirth ist dieses Heft durch die Abbildungen der neuen Ackergeräthe zu Hofwyl. Die beiden ersten Hefte sind ebenfalls bei dem Verleger, so wie durch alle Buchhandlungen noch zu bekommen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen, und in allen Buchhandlungen für 3 fl. zu haben:

Almanach des Dames pour l'an 1811. 12. rélié, avec estampes.

Unter der zahlreichen Menge von Almanachen kann dieser, in Paris redigirte und verlegte, Almanach gewiß auf eine der ersten Stellen, seiner äussern Verzierungen und seines innern Gehaltes wegen, Anspruch machen; wir dürfen zur Empfehlung nur folgende Namen anführen, von denen Beiträge in diesem Taschenbuch zu lesen sind:

M. l'Abbé Aubert, M. Chénier, M. Deguerle, Me. Dougados, M. Ducis, Me. Dufrénoy, M. Esménard, M. Ginguené, M. de Jouy, M. Millevoye, M. Montanglos, Me. Mollevault, M. Perny, M. Parseval-Grandmaison, M. Séverin, M. Vigée, etc.

### Musikanzeige.

Das achte Heft der Teutonia wird binnen wenigen Wochen erscheinen. Die Herausgabe der neuen Gesangschule ist die einzige Ursache der seitherigen Zögerung. Nun werden aber die Hefte wieder schneller auf einander folgen. Bis zur Ostermesse 1811 wird, wo immer möglich, das neunte und zehnte Heft geliefert werden. Die Subscription von 16 Gr. pr. Heft, wofür man die doppelte Ausgabe erhält, bleibt bis zum zwölften Hefte offen, welchem die Namen aller bis dahin noch eintretenden Subscribenten beigedruckt werden.

Zürich, im November 1810.

Hans Georg Nägeli.

Abbildungen merkwürdiger Gegenstände aus der Erdbeschreibung; zum Unterricht und Vergnügen der Jugend und der Erwachsenen. Mit deutscher und französischer Beschreibung. Drei Bände in zwölf Heften; Quer-Folio. Leipzig im Industrie-Comptoir. Jedes Heft mit sechs illuminirten Kupfern. 1 Thlr.

Dieses schöne Kupferwerk, welches nach den kostbarsten Werken des In- und Auslandes von den besten Künstlern bearbeitet wird, ist nicht nur ein Bilderbuch, im edlern Sinne des Worts, für die Jugend beim Unterricht in der Erdbeschreibung, sondern gewährt auch jedem Natur- und Kunstfreunde, in der versinnlichten Anschauung der großen Naturwunder der verschiedenen und selbst entferntesten Erdstriche, reichen Genuß. In der Hinsicht empfehlen sich auch diese Blätter unter Glas und Rahmen vorzüglich zur Verzierung der Zimmer. Einige der hier gelieferten Gegenstände sind folgende:

Der Strudel im Donaustrom. Der Porzellanthurm in China. Das Schloß Hohenzollern. Der Habichtstein in Böhmen. Die Tiroler Gletscher oder Eisberge. Die große chinesische Mauer. Ausbruch des Vesuvs im Jahr 1767. Ansicht eines Eisenbergwerks. Das Thal von Goldau und Lowerz in der Schweiz, vor und nach dem Bergsturz im J. 1806. Das Serail zu Konstantinopel. Der Wasserfall bei Schaffhausen. Die Stadt Jerusalem. Die Baumannshöhle. Der Berg Chimborasso, nach Humboldt. Die Basalte von Bestina und Irland, u. s. w.

Zu

## Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken

für die

## Jugend beiderlei Geschlechts

empfehle ich folgende Schriften, die in meinem Verlage erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind:

Blasche, B. H., der technologische Jugendfreund; fünf Theile, mit vielen Kupfern. 8. 1804 bis 1808. Gebunden 8 Thlr. 18 Gr. oder 15 fl. 45 kr.
 Ein jeder Theil einzeln 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl. 9 kr. (wird fortgesetzt).

Ewald, J. L., die Kunst ein gutes Mädchen zu werden. Drei Bände, vierte mit neuen Vorlesungen vermehrte Auflage. Mit neun Kupfern von Jury. 8. 1807. Auf Velinpapier, geheft 3 Thlr. oder 5 fl. 30 kr.
 Dasselbe in einem schönen Einband 3 Thlr. 18 Gr. oder 6 fl. 31 kr.
 Dasselbe auf Druckpapier ohne Kupfer, wohlfeile Ausgabe 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl. 3 kr.

Ewald, J. L., der gute Jüngling. Zwei Bände, mit acht Kupfern von Jury. 8. 1804. Auf Schreibpapier, geb. 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 24 kr.
 Dasselbe auf geglätt. Velinpapier mit verändertem Formate, gr. 8. geb. 5 Thlr. 12 Gr. oder 10 fl. 3 kr.
 Dasselbe in Maroquin gebunden, mit vergoldetem Schnitt 9 Thlr. oder 16 fl. 30 kr.
 Dasselbe auf Druckpapier ohne Kupfer, wohlfeile Ausgabe 2 Thlr. 8 Gr. oder 4 fl. 15 kr.

Glatz, J., Linas erstes Lesebuch. Mit einem Kupfer. 1810. Velinpap. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.
 Dasselbe auf Druckpap. ohne Kupfer. 10 Gr. oder 45 kr.
—— Iduna. Zwei Bände, mit Kupfern. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1807. Auf Velinpapier 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.
 Dasselbe auf Druckpapier, wohlfeile Ausgabe ohne Kupfer 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.
—— Theone, ein Geschenk für gute Töchter. Ein Seitenstück zur Iduna. Zwei Bände, mit Kupfern. 8. 1806. Auf Velinpap. 2 Thlr. 8 Gr. oder 4 fl. 12 kr.
—— Minona. Ein Seitenstück zu Iduna und Theone. Mit Kupfern. 8. 1807. Auf Velinpapier 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.
 Dasselbe auf Druckpapier ohne Kupfer 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.
—— Sittenlehre für die jüngere Mädchen, in Beispielen und Erzählungen. Zwei Bände mit Kupfern. 1807. Auf Velinpapier 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr.
 Dasselbe auf Druckpapier ohne Kupfer 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 45 kr.

Gutsmuths Unterhaltungen und Spiele der Familien zu Tannenberg. Mit 17 Kupfern. 1809. Gebunden 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 45 kr.

Hencke, A., Taschenbuch für Mütter über die physische Erziehung ihrer Kinder in den ersten Lebensjahren. Mit Kupfern. 1810. Auf Velinpap., geheft 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.
 Dasselbe auf Druckpapier ohne Kupfer 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Niemayer, G. F., Vermächtniß an Helene von ihrem Vater. Vierte verbesserte Aufl., mit Kupf. 8. 1809. Gebunden 1 Thr. 12 Gr. oder 2 fl. 45 kr.
 Dasselbe auf Druckpapier ohne Kupfer, 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Poppe, Dr. J. H. M., Lehrbuch der allgemeinen Technologie. 8. 1809. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Robinson, le nouveau, pour servir à l'amusement et à l'instruction des enfans par M. Campe, traduction J. B. Engelmann, troisième édition, ent. retouchée, 8 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.
—— the Younger by M. Campe, second edition. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Snell, J. L., neue unterhaltende Geschichten für Kinder. Dritte vermehrte Auflage, mit drei Kupfern. 8. 1809. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Taschenbuch für das Jahr 1811, der Liebe und Freundschaft gewidmet. Mit 18 Kupfern, in verschiedenen Ausgaben und Preisen.
—— der deutschen Vögelkunde, oder kurze Beschreibung aller Vögel Deutschlands; von Dr. Mayer und Dr. Wolf. Zwei Theile, mit 74 Kupfern. 8. 1809. 10 Thlr. oder 18 fl.

Frankfurt am Main, im November 1810.

Friedrich Wilmans.

---

Pantheon berühmter und merkwürdiger Frauen. Zwei Theile. 8. Leipzig, bei Caspar Fritsch. 1809. (Mit den Bildnissen der Maria Stuart und der Königin Christina von Schweden). 2 Thlr.

Lesern und Leserinnen, welche eine historisch-geistreiche Lektüre unsern gewöhnlichen geistlosen Romanen, oder dergleichen sogenannten dramatischen Historien vorziehen, kann dieses sachreiche Werk, das aus den bessern Quellen geschöpft ist, sehr empfohlen werden. Ernst und Anmuth des Vortrages vereinigen sich hier ungezwungen mit sehr vielen wichtigen Thatsachen, da die hier geschilderten Frauen zum Theil in einem großen geschichtlichen Wirkungskreise lebten, und die glückliche Auswahl der Individuen allerdings den Wunsch der Leser, das nützliche Werk fortgesetzt zu sehen, erregen muß.

---

Bei F. Chr. Vogel in Leipzig ist so eben erschienen, und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Dr. Wilh. Gesenius, Professors der Theologie zu Halle, hebräisch-deutsches Handwörterbuch über die Schriften des Alten Testaments, mit Einschluß der geographischen Namen und der chaldäischen Wörter beim Daniel und Esra. Erster Theil. XXXI und 509 Seiten. gr. 8. Lexikons-Format. 3 Thlr. 6 Gr.

Ohne der Kritik vorgreifen zu wollen, die über den Werth dieses Werkes hoffentlich bald entscheiden wird, zeige ich nur an, daß es sich der Herr Verfasser zum Geschäft gemacht hat, die Untersuchungen, auf denen die Kenntniß der hebräischen Wörterbedeutungen beruht, von Grund aus zu erneuern, und die Resultate derselben in möglichster Kürze und Klarheit dem

Auge des Lesers darzustellen, mithin eine durchaus neue Bearbeitung des hebräischen Sprachschatzes zu liefern. Dieses Wörterbuch wird auf diese Weise nicht blos durch seine rein alphabetische Anordnung, die Klarheit der Darstellung, und einem angehängten analytischen Theile, einem längst gefühlten Bedürfnisse des Anfängers auf Schulen und Universitäten abhelfen, sondern auch auf der Studierstube des Gelehrten ein nützliches, ja unentbehrliches Handbuch bei Lesung der alttestamentischen Schriften abgeben; indem es dem Herrn Verfasser auch durch die angewandte typographische Oekonomie möglich wurde, hier auf einem kleinen Raume eine Menge von Vorzügen zu vereinigen, deren die bändereichsten Wörterbücher zum Theil entbehren dürften. Man rechne dahin die ausführlichern Untersuchungen über einzelne Wörter, die Sammlung und Klassifizirung der mit einem Worte gebildeten Phrasen und Redeformeln, die genaue Darstellung der verschiedenen Konstruktionen der Verba, das Ausschreiben einer Anzahl klassischer Stellen für eine Bedeutung u. s. w. Es wird auf diese Weise (wie der berühmte Sprachforscher, Herr Dr. und Professor Vater in Königsberg, in der Vorrede seines hebräischen Lesebuchs, zweite verbesserte Auflage, sagt) „viel „dazu beitragen, das hebräische Lexikon zu dem zu machen, „was es seyn muß, und längst hätte seyn sollen.“

Der Verleger hat ein gefälliges und geschmackvolles Aeussere mit dem möglichst billigen Preise zu vereinigen gesucht.

Der erste Theil kostet auf ord. Druckpap. 2 Thlr. 12 Gr.
Auf ganz weisses Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr.
Auf Schreibpapier . . . . 4 Thlr.

Dasselbe wird der Preis des bei ununterbrochenem fortgesetzten Drucke, zu Ende dieses Jahr erscheinenden, zweiten und letzten Theiles seyn; beide Theile können aber nicht vereinzelt werden.

## Karten-Anzeige.

So eben ist bei uns folgende Spezialkarte des Fürstenthums Eisenach erschienen, die in jeder Hinsicht die Aufmerksamkeit des Publikums verdient, und in allen Buch- und Landkartenhandlungen zu haben ist:

Karte von dem Fürstenthum Eisenach und den angrenzenden Ländern; auf allerhöchsten Befehl, nach Originalaufnahmen und den sichersten Ortsbestimmungen entworfen und gezeichnet von F. W. Streit, O. Lieutenant. Royalfolio. Auf ordinaires Papier 12 Gr. oder 54 kr.; auf Olifant-Papier 18 Gr. od. 1 fl. 21 kr.

Weimar, im September 1810.

Geographisches Institut.

---

Bei Friedrich Perthes in Hamburg ist so eben erschienen:

**Vaterländisches Museum. Viertes Heft.**

Enthaltend:

1) Geschichte der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung; von Dr. Heinr. Lichtenstein.
2) Ueber die politische und merkantilische Wichtigkeit der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg; von Professor Friedrich Saalfeld.
3) Geburt und Wiedergeburt; von Matth. Claudius.
4) Gedichte: die Himmel, von Friedrich Leop. Grafen zu Stollberg; der Todtenkopf, von Baron de la Motte-Fouqué.
5) Brief über Gripsholm; von H. v. Pl.
6) Brief aus Berlin.

## Geschenk für junge Gattinnen und Mütter.

## Taschenbuch für Mütter

über die

physische Erziehung der Kinder

in dem ersten Lebensjahre

und über die

Verhütung, Erkenntniß und Behandlung

der

gewöhnlichen Kinderkrankheiten.

von

Professor Dr. Ad. Hencke.

Allen Müttern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, empfehle ich dieses vortreffliche Werk, welches das nöthige Verhalten der Schwangern, die physische Erziehung der Kinder, von der zärtesten Jugend an, mit so vieler Erfahrung lehrt, die Symptome aller Kinderkrankheiten so deutlich erklärt, und die Vorbeugungs- und Heilungsmittel treulich angiebt. Der liebende Gatte kann der Gefährtin seines Lebens gewiß kein angenehmeres Geschenk machen, als mit diesem Buche, das einzig geeignet ist, die Lieblinge ihres Herzens zu erhalten. — Ist in allen Buchhandlungen zu haben, auf Velinpapier; zwei Theile, mit einem Kupfer zu 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. Auf Druckpapier, ohne Kupfer zu 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Frankfurt a. M., im November 1810.

Friedrich Wilmans.

---

In der Realschulbuchhandlung ist erschienen:

Der Wassermühlenbau; von Karl Neumann, königl. preußischer Wasserbau-Inspektor; mit einer Vorrede begleitet von J. A. Eytelwein. Erster Band, welcher das Eigenthümliche der Mahlmühlen, mit vorzüglicher Anwendung auf unterschlächtige sogenannte Strauber- und Stabermühlen enthält.

Die Hauptabsicht des Verfassers dieses Werks geht dahin, nach Möglichkeit die große Lücke zwischen unsern theoretischen und praktischen Mühlenbüchern auszufüllen, über welche oft und gegründet geklagt wird.

Um sich das Ziel nicht zu weit hinaus zu setzen, hat er sich fürs erste blos auf Wassermühlen eingeschränkt, deren Bau in drei Bänden vollständig abgehandelt werden soll. Der erste Band enthält das Eigenthümliche der Mahlmühlen, mit vorzüglicher Anwendung auf unterschlächtige, sogenannte Strauber- und Stabermühlen; der zweite wird die Panster- und Schiffmühlen, und der dritte die halb- oder oberschlächtigen enthalten. Jeder dieser drei Bände wird, um die Anschaffung zu erleichtern, in drei Heften erscheinen.

Des ersten Bandes erstes Heft, über Wassermühlen, enthält, ausser einer geschichtlichen Einleitung und einigen allgemeinen Bemerkungen: die Einrichtung einer einfachen sogenannten Stabermühle im Kropfgerinne; Untersuchungen über die zur Treibung der Mahlmühlen nöthige Wassermenge, das Gefälle, und Anordnung der Gerinne; Bestimmung der Größe des Räderwerks; die Zuleitung des Wassers zu den Mahlmühlen; die Konstruktion der Gerinne und den Bau der Räder überhaupt, und besonders die Zusammensetzung der Reifen.

Das zweite Heft handelt: vom Bau der Wasserräder; vom Bau des innern Räderwerks; der Mahlmühlen; von den Wellen,

und was zu diesem gehört; von den Steinen, deren Einrichtung und Bearbeitung, nebst den dazu gehörigen Mühleisen, u. s. w.

Das dritte Heft: vom Mühlengerüste; vom Rumpfzeuge, und was dazu gehört, den Steinen das Getraide gleichförmig zuzuführen und zusammenzuhalten; vom Beutelzeuge; von den Mühlengebäuden; vom Einbringen und Zusammensetzen der einzelnen Theile der Mühlen; vom Mahlen und den dabei vorkommenden Arbeiten; von einigen bei Mahlmühlen vorkommenden Reparaturen und deshalb nöthigen Arbeiten u. s. w.; vom Eise, in wie weit solches auf die Mühlen Einfluß hat, und den zu treffenden Veranstaltungen.

Von dem ersten Bande sind die beiden ersten Hefte bereits erschienen; sie enthalten, ausser 36 bis 38 Bogen Text, 29 Kupfertafeln in gr. Querfolio, und kosten zusammen 6 Thlr. 16 Gr. Das dritte Heft, welches den ersten Band beschließt, wird folgen, sobald die Aufnahme im Publikum sich so günstig für das Werk entschieden hat, daß die Verlagshandlung sich für den großen Kostenaufwand, welchen solches erfordert, einigermaßen gedeckt sieht.

---

In der königl. akademischen Kunst- und Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Hermbstädts, Dr. S. Fr., Magazin für Färber, Zeugdrucker und Bleicher, oder: Sammlung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen, zur Beförderung und Vervollkommnung der Wollen-, Seiden-, Baumwollen- und Leinenfärberei, der Zeugdruckerei, und die Kunst zu Bleichen. Zweiter Band; zweite Auflage. gr. 8. Mit einer Kupfertafel, und einer illuminirten Musterkarte. Preis 1 Th. 8 Gr.

Der allgemeine Beifall, mit welchem dies Werk aufgenommen worden ist, bürgt für den innern Werth desselben. Es enthält alles, was für diejenigen Gewerbe, für die es bestimmt ist, durchaus zu wissen nöthig ist. Bei der gegenwärtigen Lage des Kontinents ist es daher für jeden Färber, Kattundrucker, Bleicher u. s. w. unentbehrlich. Die bis jetzt davon erschienenen sieben Bände kosten 11 Thlr. 18 Gr.

---

In den Kriegerschen Buchhandlungen in Marburg, Kassel und Herborn sind folgende neue Bücher erschienen, und für beigesetzte Preise zu haben:

Dr. A. Bauers Beiträge zur Karakteristik und Kritik des Code Napoléon. 8. 1810. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Je nothwendiger gegenwärtig das Studium des Code Napoléon nicht nur für die Rechtsgelehrten, sondern auch für jeden andern Geschäftsmann ist, desto angenehmer muß die Erscheinung einer Schrift sein, welche durch wahrhafte Darstellung des eigenthümlichen Karakters dieses Gesetzbuchs zur gründlichen Erkenntniß und gehörigen Würdigung desselben so vieles beiträgt, und deren Hauptzweck in Verbindung richtiger Ansichten über das Wesen des Code Napoléon besteht. Vorzüglich ist diese Schrift für die zahlreiche Klasse derer bestimmt, welchen es an der nöthigen Zeit und den erforderlichen Mitteln einer mit vielen Schwierigkeiten verknüpften Selbstbelehrung gebricht.

Versuch einer systematischen Darstellung der Amtsgeschäfte und des Wirkungskreises der Friedensrichter. Ein Hülfsbuch für ihre Suppleanten und Sekretäre. 1810. 8. 20 Gr. oder 1 fl. 15 kr.

Je wichtiger der Beruf des Friedensrichters ist, desto heiliger ist die Pflicht eines jeden, der sich demselben widmet, alles anzuwenden, wodurch er sich zur gewissenhaften Erfüllung desselben in den Stand setzt. Eine große Erleichterung dieser Bemühungen gewährt die oben genannte Schrift. Der Verfasser schildert darin zunächst im Allgemeinen den ganzen Umfang des Wirkungskreises der Friedensrichter; dann geht er die vielartigen und schwierigen Amtsgeschäfte derselben nach einer natürlichen Ordnung einzeln durch, giebt eine zweckmäßige Anleitung zu deren gehörigen Verrichtung, begleitet solche mit den nothwendigsten Formularen, und liefert daher ein den Friedensrichtern sowohl, als ihren Suppleanten und Sekretären in jeder Rücksicht nützliches und unentbehrliches Hülfsbuch.

Neckereien. Ein Pendant zur Biene des Hrn. von Kotzebue. 8. broschirt. Königsberg und Leipzig. 1810. S. 139. 16 Gr. oder 1 fl.

Witz und Laune, verbunden mit einem geschmackvollen Aeussern, sind zu sehr willkommen in Gesellschaften, und auf einsamen Spaziergängen, als daß diese Neckereien einer weitern Empfehlung bedürfen sollten; sie werden sich selbst beim Publikum empfehlen.

---

Jesus der Stifter des Gottesreichs. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von G. A. v. Halem. Mit einem Kupfer nach Ramberg. 8. Hannover, bei den Gebrüdern Hahn. 2 Thlr.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit! Dies Urtheil wird gewiß jeder, der auch nur den ersten Gesang dieses Werkes mit unbefangenem Geiste und von dem Gefühle dessen, was uns jetzt Noth thut, durchdrungen, gelesen hat, bestätigen.

Der Verfasser stellt nicht Jesus den Weltversöhner nach dem Maße des Lehrbegriffs dar, nicht den Auferstandenen, den zur Rechten Gottes sitzenden Weltrichter, sondern Jesus den Weisen, nach dem Sinne des Urchristenthums, der, vom Geist der ihn umgebenden Welt mächtig ergriffen, sich von Gott zum Lehrer der Menschen, zum Stifter einer allbeseligenden gereinigten Gotteslehre berufen fühlte, den Beruf durch Lehre und Leben erfüllte, mit Hingebung ihm sein Leben opferte, und so dieser, also dargestellten menschlichen Vollkommenheit das Siegel der Göttlichkeit aufdrückte. Halems Gedicht hört auf, wo Klopstock beginnt; eine Vergleichung von beiden findet also gar nicht Statt. Daß die Geschichte der Zeit klar vor des Dichters Augen lag, und das Jesus Hochgestalt würdig eingeführt ist, wird keiner verkennen.

---

Bei J. M. Anich in Luzern sind zu haben:

Biblische Geschichte. Drittes Bändchen. Neues Testament.

Da es in vielen Schulen als Lesebuch eingeführt ist, so dürfte dieses dritte Bändchen, welches die Leidensgeschichte Jesu enthält, vielen, und besonders den Herren Schullehrern äusserst willkommen sein. Der Preis desselben ist ungebunden 15 kr., und gebunden 18 kr. Wer mehrere Exemplare zusammen nimmt, dem werde ich einen Vortheil zugestehen.

Ferners:

Die sieben heiligen Sakramente, in Kupfern; mit erklärendem Texte von J. M. Sailer. 8. 1810. 30 kr.

---

— Auf sämmtliche hier angezeigte Werke kann man in Aarau bei H. R. Sauerländer theils Bestellungen machen, theils sind sie vorräthig zu haben.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 101. — den 19 Dezember 1810.


## Bruchstück aus der noch ungedruckten Beschreibung der Reisen des Hrn. Dr. Hinrich Lichtenstein im südlichen Afrika.

(Beschluß.)

Die kleinen Horden, welche an den nahen Grenzen der Kolonie, oder innerhalb derselben wohnen, sind friedsamer geworden, als ihre entferntern Brüder, und namentlich die, zu welchen die beiden hieher gesandten gehörten, haben sich schon mehrere Jahre hinter einander des Raubens enthalten. Da aber die Buschmänner kein Nationalinteresse, und die Verträge, auch wenn sie gehalten werden, nur partielle Kraft haben, sich nur auf Einzelne, nie auf die ganze Nation erstrecken: so ist leicht abzunehmen, wie wenig dadurch im Ganzen für die Sicherheit der Kolonie gewonnen ist. Leider hat auch die Erfahrung der folgenden Jahre die Unzulänglichkeit dieser einseitigen Verträge sattsam bewiesen. Entferntere Horden sind hereingebrochen, und haben nicht nur unter den Heerden der Kolonisten Verwüstungen angerichtet, sondern gegen ihre eigenen friedlichern Landsleute gewüthet, wenn sie sich nicht geneigt finden liessen, gemeinsame Sache mit ihnen zu machen. *)

Man kann es den Kolonisten so sehr nicht verargen, wenn sie den Vertrag selbst lästig und den Tribut drückend finden, den sie einem schwachen Feinde zahlen, damit er sie nicht bestehle. Es gibt aber fürs erste kein besseres Mittel, wenn man nicht für völlige Vertilgung des ganzen Volkes stimmen will, welche Maasregel mit den Gesetzen der Menschlichkeit in zu schreiendem Widerspruche steht, und ohnehin bei der weiten Ausdehnung des in unzählige kleine Horden zerstreuten Volkes allerdings nicht leicht auszuführen sein möchte.

Ich schweige hier von der Lebensart dieser mehr als halbwilden Menschen, und wende mich wieder zu den beiden Individuen, von denen im vorigen Stücke die Rede war. Sie waren kaum vier Fuß hoch, die Farbe ihrer Haut war nur an wenigen Stellen erkennbar, ein dicker Ueberzug von Asche und Fett deckte wie eine Rinde das Gesicht und die magern Glieder. Nur unter den Augen, die von dem Rauch des qualmenden Feuers, an welchem sie zu sitzen lieben, oft thränen, war ein kleiner Fleck rein gewaschen, an welchem man die eigenthümliche gelbe Farbe der Haut erblickte. Ein wilder, scheuer, unsicherer Blick und wollüstig schlaffe, jedoch listige Gesichtszüge unterscheiden überhaupt die Miene des Bosiesmans auffallend von der gutmüthigen Physiognomie der Hottentotten. Die allgemeinen unterscheidenden Kennzeichen der Hottentotten-Race, die breite, platte Nase, die zwischen den Augen sich fast gänzlich verflacht, und die breit hervorragenden Wangenknochen, werden bei der Magerkeit der Bosiesmans doppelt bemerkbar. In ihrer Gestalt ist allerdings Verhältniß, man würde sie nicht häßlich nennen können, wenn sie wohl genährt wären; aber die dürren Schenkel, das plumpe Kniegelenk und die wadenlosen Beine geben einen wenig gefälligen Anblick. Und doch sind die Männer noch schön zu nennen, in Vergleichung mit den Frauen. Die schlaff herabhängenden langen Brüste und die übermäßig dicken, weit unter dem hohlen Rücken vorstehenden Hintertheile, in welche sich, gerade wie bei den afrikanischen Schafen, alles Fett des Korpers gesammelt zu haben scheint, machen nebst der übrigen Häßlichkeit der ganzen

*) Man sehe darüber den sechsten Abschnitt der Reise.

Gestalt und der Gesichtsbildung, diese Frauen in den Augen eines Europäers zu wahren Scheusalen. Die Hottentottinnen, wie sehr sie auch in vielen Stücken mit den Bosjesmansweibern übereinkommen, können doch in Vergleichung mit ihnen, wegen der größern Leibesgestalt und der allgemeinern Wohlbeleibtheit, noch für schön gelten.

Die Kleidung dieser Männer bestand in einem einzigen Schaffelle, das wie ein kleiner Mantel, mit der rauhen Seite nach innen, über ihre Schultern hing, und um den Hals mit einem ledernen Riemen zusammengebunden war. Den Kopf deckte eine schmierige lederne Kappe mit vielfarbigen kleinen Glaskorallen unregelmäßig besetzt; ähnliche Korallen trugen sie um den Hals, um die Handgelenke ein Paar eiserne und kupferne weite Ringe und ähnliche von hartem Leder. Die Mitte des Leibes bedeckte das Fell eines kleinen Jakals, mit einem Riemen um die Hüften befestigt; Feldschuhe oder Sohlen von Rindsleder waren unter die Füße gebunden. Von den Armen hing ein kleiner schmutziger Sack von weichem Leder herab, in welchem sie ihren unbedeutenden Vorrath an Tabak oder Lebensmitteln, nebst einem Röhrknochen verwahren, der ihnen statt der Pfeife dient. Bis auf geringen Unterschied habe ich die Buschmänner auch in ihrem einsamen wilden Zustande immer in diesem Kostüm gefunden. Es fehlen ihnen dann nur die Korallen, oft auch die Armringe, und zuweilen vertritt ein Antilopenfell die Stelle des Vliesses. Unter der ledernen Mütze hängt das wollige Haar herab, mit Fett und Staub zu zahllosen schmalen Zotten zusammengedreht.

Unsere Unterhaltung mit diesen Geschöpfen war Anfangs sehr beschwerlich, indem sich ihnen keiner der Kolonisten, auch keiner unserer Hottentotten verständlich machen konnte, und ihre Furchtsamkeit sie verhinderte, ihre Wünsche oder Meinungen durch Zeichen auszudrücken. Endlich machten einige kleine Geschenke und der Wein den Einen gesprächig. Er fing an, mit großer Lebhaftigkeit sich in schnalzenden und klatschenden Tönen hören zu lassen, und schien in dieser Sprache eine Art von Dank oder seine Ehrfurcht zu erkennen geben zu wollen. In ihre Rede mischten beide zuweilen einige verstümmelte holländische Wörter, die sie gelegentlich aufgeschnappt haben mochten, und machten dadurch den Sinn ihrer Meinung einigermaßen begreiflich. Besonders häufig brachten sie das Wort Groot-Baas (Großherr) vor, womit sie die Person unsers Chefs bezeichneten. Die Hottentotten nämlich tituliren die Kolonisten, denen sie dienen, Baas, und der Gouverneur der Kolonie wird von ihnen und den wilden Grenzbewohnern seit dem Anfang der Kolonisation Groot-Baas genannt. Eben so gaben sie bei jedem Gegenstande, der ihre Freude und Bewunderung erregte, diese Empfindungen durch den Ausruf: mooi — mooi (schön — schön) zu erkennen, welche Worte sie mit einer unangenehmen Dehnung und Langsamkeit aussprachen.

Nachdem sie nun nach und nach zutraulicher und freimüthiger geworden, ergötzten sie uns ausnehmend durch ihre Einfalt, ihre immer mehr steigende Neugierde und die Ausdrücke ihrer Verwunderung. Letztere zu bezeichnen, gebrauchten sie ganz eigene Gebehrden, indem sie bei dem geringern Grade mit zugespitztem Munde einen langen hohen Ton pfiffen, und sich dabei mit den Vorderfingern der rechten Hand schnell auf die Lippen klopften, bei dem höhern Grade aber den rechten Arm über den Kopf schlugen und die Hand in den Nacken legten, mit gleichzeitigem Zurückziehen des Kopfes und Aufwärtsbiegen des Gesichts. Die Gegenstände ihrer freudigen Bewunderung waren die Geschenke an Tabak, thönernen Pfeifen, Spiegeln, Korallen, Knöpfen u. s. w.; eine Uhr, die man ihnen zeigte; die weiße Haut und das lange Haupthaar unserer jungen Frauenzimmer; nicht weniger der Schnurrbart eines unserer Dragoner, der Schall des Jägerhorns und einer Violine, die Einrichtung unserer Zelte u. s. w.

Der Generalkommissär nahm sie mit in sein Zelt, wo sie sich augenblicklich auf die Erde niederhuckten, die angebotenen Stühle verschmähend. Dort schrieb er ihnen eine Art von Paß, die Versicherung freundschaftlicher Gesinnungen der holländischen Christen gegen die Buschmänner enthaltend, und bedeutete ihnen, daß, so lange sie dieses Papier bewahrten und sich selbst keine Störungen der Ruhe zu Schulden kommen liessen, Friede und Freundschaft zwischen ihnen und den Holländern sein solle. Zur Befestigung des Vertrages schenkte er ihnen zwanzig Schafe, die sie mit nach ihren Gefährten nehmen und dort verzehren sollten. Ehe sie damit abzogen, kamen noch zwei der Übrigen an, von denen der eine von den Kolonisten als Chef der Horde angesehen wird, obgleich er eigentlich nicht mehr zu gebieten hat, als die übrigen. Er konnte aber etwas gebrochen holländisch reden, und war Sprecher gewesen, als man damals den Frieden mit ihnen schloß. Zum Zeichen dieser Würde und zum Andenken des Vertrags trug er ein Stück Messing am Hals, das vormals der Deckel einer Tabaksdose gewesen zu sein schien, auf welchem an der einen Seite das Wort Vrede (Friede), auf der andern der Name Jas eingegraben war, den ihm die Kolonisten gegeben hatten. Es ist ein Merkmal der besondern Wildheit dieser Nation, daß sie unter sich keine Namen kennen, und das Bedürfniß nicht fühlen, einander zu rufen, oder persönlich zu unterscheiden.

W. Rmr.

## Almanachsliteratur der Deutschen für 1811.

(Fortsetzung.)

Der „Kriegskalender für gebildete Leser aller Stände“ hat für den Soldaten von Metier ungefähr so viel Interesse, wie für ein junges Mädchen, das den Krieg der Blicke zu führen beginnt. Man lernt hier Bataillen aus Kriegsliedern, einer Jean-Paulischen Bambocciade „die Doppelrevue in Großlausau und Kauzen“, und einem Schauspielchen „des Kriegers Rückkehr“ von Theod. Hell, kennen. Indessen ist das alles Nachtischspielerei, in die zweite Hälfte des Kalenders hinausgeschoben; bedeutender ist der Inhalt der ersten, und unter den Aufsätzen derselben sind die „Denkwürdigkeiten aus dem Kriege Frankreichs und Oesterreichs im J. 1809“ ohne Zweifel das Gewichtigste. Sie scheinen von einem sachkundigen Kriegesgenossen herzurühren, und sollen in einem besondern Werke vollendet erscheinen.

Von dem Feldzuge der Russen in Gallizien“, der vielen so räthselhaft vorkam, wird gesagt, die Oesterreicher hätten darauf gezählt, er werde von Seiten Rußlands so lau und langsam geführt werden, daß er nicht viel beachtet zu werden verdiente, wie denn dies der Erfolg auch einigermaßen gerechtfertigt habe. — „Trotz der Proklamationen des Fürsten Galliczin begnügten sich die Russen, den vordringenden Polen nachzurücken, und gemeinschaftlich mit ihnen österreichische Städte und Flecken zu besetzen. Das einzige Gefecht, das vorgefallen ist, war ein Reiterscharmützel, bei Uhlanow nächst der Saan in Gallizien, am 13 Juni 1809. Eine Division von

Kaiser Husaren hieb auf die Russen ein, die der Brigadegeneral von Sievers befehligte. Viele blieben auf der Stelle und gegen dreißig wurden gefangen. Man machte sich gegenseitig Entschuldigungen, gab die Gefangenen zurück, und ersetzte mit vierhundert preussischen Thalern den Schaden an — todten und lebenden Russen."

Von der österreichischen Landwehr, von der man im Herbst 1808 bereits 143,890 Mann zählte, wird gesagt, daß es gleich anfangs im Plan gelegen, sie auch jenseits der Grenzen der österreichischen Monarchie zu gebrauchen. Doch gab es deswegen an einigen Orten üble Auftritte. — „Den 24 April 1809 meldete der General Riesch dem General Bellegarde, die Unruhen, welche bei dem ersten und zweiten Chrudiner, dem ersten und zweiten Königsgräzer, dann dem vierten Bedschower Landwehrbataillon sich gezeigt hätten, seien nunmehr vollkommen gestillt. Seitdem sei bei dem ersten Prachimer, dem zweiten Klattauer und dem zweiten Budweißer Landwehrbataillon, welche mit dem General Richter nach Passau rücken sollten, ein neuer Aufstand ausgebrochen, indem sich diese Bataillons weigerten, über die Grenze zu gehen, und sogar auf ihre Offiziere, wiewohl ohne Schaden, Feuer gegeben hätten."

Das als vollkommen richtig angegebene Tableau der österreichischen Kriegsmacht und ihrer Versammlungsorte beim Anfang des Feldzuges im Frühjahr 1809 wird folgendermaßen dargestellt:

| | Mann. | Pferde. | Batterie. |
|---|---|---|---|
| 1. Armeekorps unter dem General der Kavallerie Graf Bellegarde Versammlungsort Saatz. | 33,000 | 2400 | 10 |
| 2. Armeekorps unter dem Feldzeugmeister Graf Kollowrath Versammlungsort Pilsen. | 32,000 | 2100 | 10 |
| 3. Armeekorps unter dem Feldmarschall-lieutenant Fürst Hohenzollern Versammlungsort Prag. | 31,000 | 2200 | 14 |
| 4. Armeekorps unter dem Feldmarschall-lieutenant Fürst Rosenberg Versammlungsort Klattau. | 29,000 | 2100 | 10 |
| 5. Armeekorps unter Sr. k. H. Erzherzog Ludwig . . . . Versammlungsort Budweiß. | 26,000 | 2200 | 10 |
| 6. Armeekorps unter dem Feldmarschall-lieutenant Baron Hiller Versammlungsort Wels. | 37,000 | 3300 | 14 |
| Erstes Reservekorps unter dem General der Kavallerie Fürst Lichtenstein Versammlungsort Collin in Böhmen. | 14,000 | 4400 | 5 |
| Zweites Reservekorps unter dem Feldmarschalllieutenant Kienmayer Versammlungsort Enns in Oberösterreich. | 7,000 | 2800 | 3 |

Das mörderische Gefecht bei Tann am 19 April schildert der Verfasser, von österreichischer Seite, folgendermaßen. „Das dritte österreichische Armeekorps (Zentrum des gesammten Heers) nahm in drei Kolonnen längs und etwas neben der Kehlheimer Straße die Richtung gegen Tann und Hausen. Die Stärke dieser Kolonnen belief sich insgesammt auf 29,000 Mann. Gegen acht Uhr Morgens trafen die österreichischen Avantgarden auf die Franzosen, deren erste Division General St. Hilaire kommandirte, und die in dicken Kolonnen von Abach her vorpoussirten (Abach ist drei Stunden von Regensburg). — Davoust bemächtigte sich alsbald der Waldungen, die die Regensburger Straße decken, und machte Miene, aus ihnen hervorbrechen zu wollen. Seine Tirailleurs, die beständig mit den österreichischen Vorposten scharmuzirten, wußten hiebei die Baumparthien vortrefflich zu benutzen."

„Unterdessen drangen die mittlere und rechte Kolonne des dritten Armeekorps gegen die Waldungen von Tann vor. Sie wurden muthig empfangen, und es begann ein lebhaftes Feuer aus großem und kleinem Geschütz, welches den freistehenden Oesterreichern, die in Masse angriffen, mehr Schaden zufügten, als den durch das Gehölz geschützten Franzosen. Schon wankten die vordersten Reihen der Erstern, als ihr zweites Treffen anlangte und die Franzosen zurückdrückte; doch überall von ihnen flankirt, wich es endlich ebenfalls."

„Da ergriffen die österreichischen Generale die Fahnen; willig und zahlreich strömten ihnen die Soldaten nach. Aber die Kanonenkugeln des Feindes zerrissen die enge gepreßten Glieder, ehe sie noch die Waldkante zu erreichen vermochten. Dreimal wurde unter erschrecklichem Menschenverluste gestürmt. Wie mörderisch diese Gefechte gewesen, möge unter anderm beweisen, daß von dreitausend Mann des Regiments Manfredini, an dessen Spitze sich Fürst Louis Lichtenstein gestellt hatte, nur zwölfhundert Mann zurückkehrten. Drei Stabsoffiziere, die die Fahnen vortrugen, fielen auf dem Wahlplatze; Louis Lichtenstein selbst ward von drei Kugeln getroffen. Nicht minder bedeutend war der Verlust des Regiments Kaunitz, vor dessen Fronte Fürst Moriz Lichtenstein verwundet ward, als er seinen Bruder zu rächen, oder ihm zu helfen, herbeieilte."

„Mittlerweile hatten sich die Franzosen auf diesem Punkte (durch ihre von Dinstling herbeiziehende Arrieregarde) mehr und mehr verstärkt, und der Generalissimus, Erzherzog Karl, befürchtete, sie möchten sich rechts und links durch die Waldungen wenden, um durch Umgehen in die Zwischenräume seiner Kolonnen einzudringen. Die Mannschaft derselben war zur Hälfte verwundet oder zu Boden gestreckt. Doch, eingedenk des siegegekrönten Erfolges bei Stockach, wollte der Erzherzog noch persönlich einen ähnlichen Versuch mit sechs Grenadierbataillons von der Reserve wagen. Schon setzten sie sich unter Leitung des Oberstlieutenants Leiningen in Bewegung, als die einbrechende Nacht einen Gegenbefehl veranlaßte. Was aber hätte man auch selbst beim Gelingen jetzt noch gewinnen können?"

Der Verfasser wirft den Oesterreichern besonders Mangel an einem gut unterhaltenen Auskundschaftersystem, welches doch bei der dermaligen Stimmung Deutschlands so leicht zu organisiren gewesen wäre, (aber doch wohl auf baierschem Boden schwerlich!) und Mangel an Geschwindigkeit in den nöthigen Operationen vor; läßt aber der persönlichen Tapferkeit des Militärs alle Gerechtigkeit widerfahren.

So sagt er: Man muß gestehen, daß die Vertheidigung von Regensburg den österreichischen Offizieren und Truppen, die sich darin befanden, viel Ehre Macht. 5000 Mann (die Regimenter Zach und Zettwitz) wehrten sich vom Morgen bis zum Abend gegen die Anfälle fast der ganzen französischen Armee, von Batterien unterstützt, in einer weitläufigen Stadt, zwischen einstürzenden Häusern, über Schutt und Trümmern. Nachdem die Feinde aber durch eine drei bis vier Mann breite Bresche beim Petersthor einzudringen anfingen, hinderte die Nähe der Gefahr die Oesterreicher, ihnen soviel Abbruch zu thun, als bei kalt-

blütiger Gegenwehr noch hätte geschehen können. Wenige nur konnten sich über die steinerne Brücke durchschlagen."

Ein grausenvoller Anblick ward nun die verheerte Hauptstraße nach Wien. „Verbrannte und ausgeplünderte Flecken, Dörfer und Scheunen und verwüstete Felder bezeichneten den Weg der Verfolger und Verfolgten. Mehrere Monate später blieben noch Ebersberg und Amstetten unbewohnt. Vorübereilende Reisende sahen dort nur einen wahnsinnigen Mann, der an alle Thüren, der wenigen übrig gebliebenen Häuser klopfte, um, wie er sagte, seine Frau zu suchen, die mit ihrem Hause während des hartnäckigen Kampfes um die in Flammen stehende Stadt und Brücke — verbrannt war."

Ueber die Armee-Bulletins Napoleons macht der Verfasser eine sehr richtige Bemerkung. „Es ist eine Eigenheit des Kaisers," sagt er, „auf Zeitungen und Flugblätter ungemeine Wichtigkeit zu legen, theils weil er deren Wirkung in Frankreich aus der Zeit der Revolution beobachtet hatte, theils weil er weiß, mit welchem Heißhunger jeder auch nur offiziell scheinende Artikel aufgenommen und verbreitet wird."

„Aber nicht alle Bulletins sind gleich behandelt; ja man muß sogar ihre Vielseitigkeit und dennoch immer gleiche Zweckmäßigkeit bewundern."

„Bald dienen sie (und keinem Feldherrn ist dieses jemals zum Vorwurf gemacht worden!) seiner Armee die Größe der feindlichen zu verbergen, einen erlittenen Verlust zu verringern, einen erhaltenen Vortheil heller ins Licht zu setzen; bald sollen sie im entfernten Mutterlande die Konskribirten williger machen, zu ihren Fahnen zu eilen — oder wankelmüthige neue Provinzen in ihrer Treue zu stärken — und je nachdem eine oder die andere Absicht — ein oder das andere Land im Auge gehalten werden, sind Ton und Farben sanfter oder greller angewendet, wie es dergleichen Effektstücke erheischen. Manchesmal auch, und dies gilt vorzüglich von denjenigen Bulletins, die nicht unmittelbar auf die beschriebenen Ereignisse folgen, sind sie einzelne Blätter für einen künftigen Sammler von Memoiren, indem man nicht selten Nebendinge im Flug berührt, Linien zu Karakterzeichnungen entwirft, längst gesprochene Worte lebenden Personen in den Mund legt, und sie hierdurch erhebt oder verächtlich macht, statistische Notizen einflicht, ja sogar einzelne Szenen eines Schlachtfeldes malerisch und poetisch behandelt. Man sehe z. B. das Bulletin nach der Schlacht von Eilau."

Unwillkührlich wurden wir durch das Interesse dieses Artikels zur Mittheilung dieser kleinen Bruchstücke verführet, die indessen geeignet sind, unsere Leser auf die Erscheinung des vollendeten Werks selbst aufmerksamer und lüsterner zu machen. Uebrigens ist der Kriegskalender auch diesmal mit einigen Portraits, der Kaiserin von Frankreich, des letzten Kronprinzen von Schweden Christian August, des Kaisers Alexander von Rußland, und andern Kupferstichen geschmückt. Beigefügt ist ausserdem noch der Plan von den Bewegungen und Schlachten der französischen und österreichischen Armeen in den Gegenden von Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg.

Unter dem Namen Agrionien gibt uns der als erzählender Schriftsteller vortheilhaft bekannte Theodor Hell ein „Taschenbuch für das gesellige Vergnügen". Wenige unserer Leser werden ohne Nachschlagung eines archäologischen Werks eben wissen, was Agrionien sind, und was sie versprechen. — Agrionia nannten die Griechen ein Fest, das sie dem Bacchus Agrionius nächtlich feierten. Die Weiber stellten sich, den entflohenen Gott zu suchen, und wenn sie ihn nicht fanden, was immer der Fall war, sagten sie: er hat sich zu den Musen begeben. Dann unterhielten sie sich mit Gastmalen und nach denselben mit Aufgaben von Räthseln. — Hells Agrionien nun überlassen es den Damen, einen Gott zu suchen, der den Herrn vielleicht bekannter ist, und begnügen sich, dem geselligen Kreise einen reichen Vorrath von Räthseln, Charaden und Logogryphen zu liefern. Das ganze Taschenbuch besteht aus ihnen: es sind derselben so viele, als der Tage im Jahr; französische und deutsche; die meisten neu; viele sehr artig. Ohne Zweifel wird diese Fürsorge vielen geselligen Zirkeln willkommen sein, denen es, da man doch immer gern zu rathen gibt, oft an Stoff gebricht. Und so verdient der glückliche Einfall allerdings Dank.

Ifflands Almanach fürs Theater ist mit den Bildnissen der Schauspieler J. C. Liebich, Heinrich Bethmann und Mariane Müller geschmückt, und, wie es uns scheint, sachreichern anziehendern Inhalts für sein Publikum, als jemals. Denn was der in seiner Kunst vollendete Mann über sie und ihre Angelegenheit spricht, hört sowohl der Jünger, als der Freund der Bühne mit gleich lebhaftem Interesse. Merkwürdig sind Ifflands laute Klagen über die Zudringlichkeit und Arroganz vieler heutigen dramatischen Schriftsteller in Deutschland, die den Bühnen ihre neuesten Arbeiten im Manuskript anbieten, und die von allen Seiten her geplagten Schauspieldirektionen zuweilen in bittere Verlegenheiten setzen können. Es ist wahrlich ein Zeichen des Verfalls der Wissenschaft und Kunst, wenn die Geweihten, oder die es sich zu sein dünken, statt gesucht zu werden, mit der Frechheit gemeiner Dirnen, Verehrer oder auch nur Käufer ihrer Waare zu erangeln, sogar zu ertrotzen suchen. — Vorzügliche Unterhaltung gewähret Ifflands Besuch bei dem greisen Haydn in Wien, und die biographische Notiz über Margaretha Schick. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn Hr. Iffland neben den raisonnirenden Artikeln mehr historische geben würde, so daß sein Almanach eine jährliche Uebersicht vom neuesten Zustand der deutschen Schaubühne gewährte. Schon das Verzeichniß sämmtlicher deutscher Theater, ihrer Schauspieler und Vorstellungen, so trocken es auch sein mag, hat einen bleibenden Werth für die Geschichte des deutschen Theaters und des Geschmacks. Je vollständiger solches Verzeichniß wäre, und wenn es mit kurzen biographischen Nachrichten der vorzüglichsten jetzt lebenden Schauspieler und Schauspieldichter verknüpft wäre, je größern Werth hätte es, sowohl für den Augenblick, als für künftige Perioden.

(Der Beschluß folgt.)

---



Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 102. — den 22 Dezember 1810.

## Der griechische Glaube.

(Nach Rober Ker Porter.)

Wir hören wohl manchmal vom Glauben der griechischen Kirche, und wissen, daß sie unter den Christen des Orients die herrschende ist, — wissen, daß der kaiserliche Hof von Petersburg und der größte Theil der russischen Nation zu ihr gehört: aber worin denn eigentlich der griechische Christenglaube besteht, und worin er von unsern abendländischen Bekenntnissen abweicht, das wissen wenige. Rober Ker Porter, ein sehr verständiger Engländer, der vor drei und vier Jahren Rußland bereisete, weil ihm die hesperischen Garten der Schweiz, Italiens und Südfrankreichs verschlossen waren, hat uns in seiner Reisebeschreibung darüber ein Paar interessante Worte erzählt.

Die griechische Kirche ist unter allen andern christlichen schon durch ihr Alterthum die ehrwürdigste, und durch den toleranten Geist, der sie beherrscht, eine der liebenswürdigsten. Manche ihrer heiligen Schwestern würde schon über dies Lob eifersüchtig werden, welches man der Orientalerin zollt: sie aber zürnte nie darüber, wenn ihren jüngern Schwestern der Vorzug ertheilt ward. — Ihre Altäre glänzen weit umher im Morgenlande, vom Ufer des rothen Meers, bis zum ewigen Eise des Nordpols. Man findet sie in dem größern Theil des alten Griechenlandes, auf den schönen Eilanden des Archipels, in den Steppen der Moldau und Wallachei. Man begegnet ihnen in Aegypten, in Nubien, Lybien, Arabien, Palästina, in Georgien und durch das unermeßliche russische Reich.

Die Prinzessin Olga, Großmutter Wladimirs des Großen, war in diesem Reiche die erste Person hohen Ranges, welche die Götter ihrer Vorwelt verstieß, um das Kreuz zu umarmen. Sie selbst wallfahrtete aus den finstern Wäldern von Kiow zu dem prachtvollen Konstantinopel, wo in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Konstantin, der im Purpur geborne Kaiser, die Themen oder Provinzen der morgenländischen Welt beherrschte. Hier empfing sie die Taufe. Des Kaisers Majestät selbst präsidirte bei dem hohen Sakrament, in welchem die Neubekehrte den Namen Helena empfing. Vor und nach ihr wurden ihr Oheim, zwei Dolmetscher, sechszehn Frauenzimmer höhern und achtzehn niedern Ranges, zweiundzwanzig Hof- oder Staatsbediente, und vierundvierzig russische Kaufleute in die Geheimnisse des Christenthums eingeweiht. Alle diese machten das Gefolge der Großfürstin aus. Beladen mit kaiserlichen Geschenken und heiligen Reliquien kehrte sie in ihre vaterländischen Wildnisse heim. Aber der Same des Evangeliums fiel hier auf unfruchtbaren Boden. Olga's Familie und Nation hingen hartnäckig oder gleichgültig den Göttern der Väter an.

Ihr Enkel Wladimir hatte dreißig Jahre später die frommen Sagen der Großmutter vollkommen vergessen. Am Himmel lag ihm wenig; die Erde wollte er erobern, und, wie seine Russen, den ganzen Orient vor sich zittern sehen. Den Göttern Nowgorods und Kiows opferte er die Gefangenen hundertweise, welche eine Frucht seiner Siege waren. Seine Hofleute, barbarischer noch als er, riefen: „Czaar, opfere den Göttern ihre Verächter! Ein einziger Christ, auf ihrem Altar geschlachtet, ist ihnen köstlicher, als das Leben von tausend Gefangenen!" — Da riß er einen christlichen Jüngling aus seines Vaters Armen, und als der Greis

den Sohn retten wollte und ihn von neuem umschlang, durchbohrte ein Schwerd beider Herz.

Bald nachher erschien ein griechischer Weiser an seinem Hof. Dieser predigte mit Leben und Wort die Tugenden der Liebe, Gerechtigkeit und Mäßigung, und sprach von der Nähe des Weltgerichts und dem Erscheinen Christi über den Trümmern der Erde. Der Barbar erschrak und glaubte. Seinen Glauben vollendete aber die Liebe. Denn Anna, des morgenländischen Kaisers Schwester, war schön, und nur einem Christen konnte sie vermählt werden.

Wladimir zog im Jahr 988 gen Korsun (Cherson) auf der taurischen Halbinsel, wo ihn der Herr des Orients, Kaiser Basil, dessen schöne Schwester Anna, und der Patriarch von Konstantinopel, schon erwarteten. Sie verwandelten den rohen Sieger durch Taufe und Vermählung in einen Bundesgenossen des alten griechischen Reichs, das er zu vernichten gedroht hatte.

Als der Bekehrte in seine Residenz zurückkam, erkannten die erstaunten Barbaren ihren Herrn nicht mehr. Aus seinem Harem verstieß er achthundert Mädchen, um Annen allein zu leben. Die eherne Bildsäule Peruns, des Donnergottes, ließ er niederstürzen, durch die Straßen von Kiow schleppen, von zwölf der stärksten Knechten mit Keulen zerschmettern, und nachher schimpflich in die Wellen des Borysthenes werfen. Bestürzt, doch treu, folgten Basils Bojaren dem Großfürsten in alle Siege wider seine Feinde und wider die Feinde Christi. „Wer sich der heiligen Taufe entzieht," so ließ Basil verkünden, „der haßt den ewigen, einzigen Gott und mich!" Stracks waren die Seen und Ströme von gehorchenden Russen angefüllt, welche noch mehr vor der Gewalt des Czaars, als des unbekannten neuen Gottes zitterten.

So verbreitete sich das Christenthum durch die Wälder der Scythen.

Basil, oder der christliche Wladimir, bevölkerte nun mit Kriegsgefangenen die Wüsten seines barbarischen Reichs; gründete Städte und die ersten Schulen und Kirchen; stellte an die Spitze seiner Provinzen die tapfersten Befehlshaber neben den frommsten Priestern, und ward ihnen selbst durch sein Leben zum Vorbild. Als er eines Tages einem Verbrecher das Todesurtheil sprach, rief er: „Ach, wer bin ich, daß ich meines Gleichen zum Tode verdammen darf!" Er starb zu Berestof im J. 1015, und ward in die Zahl der Heiligen versetzt.

---

Doch genug von der Gründung der griechischen Kirche in Rußland. Ich will jetzt ihren Glauben darstellen, wie er sich daselbst noch gegenwärtig erhalten hat, und zwar besonders mit Rücksicht auf diejenigen Punkte, in denen er von den Lehren anderer Kirchpartheien des Christenthums abweicht.

Die Griechen glauben an eine Dreieinigkeit, und sagen, daß der heilige Geist nur vom Vater ausgehe, nicht vom Vater und Sohn zugleich. Sie erlauben die Anrufung der Heiligen; aber nur als mächtiger Vermittler und vielgeltender Freunde im Himmel. Die Bilder der Jungfrau Maria und der Heiligen dulden sie in den Kirchen, als Erinnerungsmittel an die Beschützer und ihre Tugenden, ohne sie aber förmlich zu verehren.

Sie haben sieben Mysterien oder Sakramente; nämlich die Taufe, die Salbung, das Abendmahl, die Beichte, der Orden, die Ehe und die letzte Oelung.

Der Priester begibt sich gleich am Tage der Geburt eines Kindes in das Zimmer der Wöchnerin, und betet für sie und das Kind. Am achten Tage wird dieses in die Kirche getragen, wo es den Namen des Heiligen empfängt, dem es geweiht ist, und einen andern, welchen ihm die Eltern geben wollen. Zwei und dreißig Tage nachher geschieht die Reinsprechung der Mutter. In einer spätern Zeremonie muß das Kind dem Teufel und seinen Werken entsagen. Dann folgt die Taufe, und sie geschieht durch ein dreimaliges Untertauchen.

Das Chrisma oder die heilige Salbung (ein Sakrament, das die Griechen mit keiner andern Kirche gemein haben, aber der Konfirmation der römischen Kirche ziemlich entspricht) gilt als ein Siegel des heiligen Geistes, und folgt unmittelbar der Tauffeierlichkeit. Sieben Tage nach der heiligen Salbung empfängt das Kind die Reinigung, und die Tonsur. Diese wird in Form des Kreuzes gegeben. Die Haare, welche der Priester abschneidet und an einem geweihten Ort aufbewahrt, werden als ein Jesu Christo dargebrachtes Opfer angesehen. Gewöhnlich hängt der Priester auch gleich nach der Taufe dem jungen Christen an einer Schnur ein Kreuz von Gold oder Silber u. s. w. um den Hals; doch ist dies nicht von der Kirche befohlen, sondern hängt allein vom Willen der Aeltern ab.

Die Griechen glauben an die Transsubstantiation, oder an die Verwandelung des Brodes und Weins in den Leib und das Blut Jesu. Bei der Einrichtung des Abendmals wird unter den Wein warmes Wasser gemischt. Den Laien gibt man das Brod in Wein eingetunkt; die Geistlichen erhalten Brod und Wein, jedes besonders.

Die Griechen glauben an eine Prädestination oder Vorherbestimmung ihrer Schicksale, denen sie nicht entweichen können, und beweisen sie aus der göttlichen Vorhersehung aller Begebenheiten. Sie beten für die Todten, aber glauben darum an kein Fegefeuer. Sie haben Heiligenreliquien, ohne ihnen aber besondere Verehrung bezeugen zu müssen. Sie wissen nichts von guten Werken, die man aus Willkühr und nicht aus Pflicht üben müßte oder könnte; erkennen keine Dispensen, keine Indulgenzen an, und weil sie ihre Kirche nicht für untrüglich halten, sind sie auch tolerant gegen andere.

Schon die Feierlichkeiten im Sakrament der Ehe genügen, das hohe Alterthum der griechischen Kirche zu beweisen. Hier findet man noch jüdisches Ritual neben Zeremonien, welche die alten Römer von ihren Vorfahren, den Griechen, geerbt hatten. Da sehen wir noch die Fackel Hymens, den Rosenkranz, den heiligen Kelch und den Schleier. Mögen die Archäologen untersuchen, seit welchen Tagen die heidnischen Formen in russischen Vermählungsfeierlichkeiten bestehen; aber nichts natürlicher, als daß die ersten Christen dieser Länder die Sinnbilder einer reinen Flamme und einer vollkommenen Eintracht bewahrt haben.

Die drei Hauptzeremonien, welche bei den Vermählungen der Griechen sich sonst erst nach gewissen längern oder kürzern Zwischenräumen folgten, werden jetzt bei den russischen Heirathen am gleichen Tage beobachtet. Sie beginnen mit der Verlobung, wo die Liebenden goldene Ringe wechseln. Dies geschieht in Gegenwart des Priesters, der ihnen brennende Fackeln gibt im Tempel, und zwar gewöhnlich des Abends. Nach der Liturgie stellt der Priester die Liebenden vor der Pforte des Heiligthums. Zwei Ringe liegen auf dem Altar. Der Priester macht dreimal das Zeichen des Kreuzes über dem Haupte der Verlobten, berührt leise ihre Stirn mit den brennenden Fackeln und übergibt sie ihnen; der Segen folgt, und die Gebete enden mit den Worten: „O Herr, unser Gott, der du unter den Heiden deine Kirche

erkohren hast, um sie wie eine keusche Jungfrau zu lieben: segne diese Ehe; verbinde und bewahre deine Diener in Frieden und Eintracht."

Dann nimmt der Geistliche die Ringe vom heiligen Tische, und sagt: „Der Knecht Gottes ist verlobt mit der Magd Gottes im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, von nun auf immer in alle Ewigkeiten." Diese Worte spricht er dreimal, macht mit den Ringen das Zeichen des Kreuzes auf die Stirnen der zu Vermählenden, und steckt jedem von ihnen einen Ring an den Zeigefinger der rechten Hand. Die Verlobten tauschen darauf ihre Ringe und der Priester entläßt beide mit einem Gebet, worin er Rebekka's und Isaaks Verlobung gedenkt, deren Sinnzeichen ein Ring gewesen.

Die andere Zeremonie, oder die eigentliche Trauung, heißt die eheliche Bekrönung. Die zu Vermählenden tragen dabei wirklich Kronen, die ehmals nur aus Blumen geflochten waren, heutiges Tages aber meistens von Gold und Silber und oft sehr reich sind. Die Krönung findet nur bei der ersten Vermählung statt; nie bei einer zweiten. Eine dritte Heirath wird schon für unanständig gehalten; eine vierte aber ist von keinem Gesetz gestattet. — Mit der Bekrönung nun verhält es sich folgendermaßen.

Wenn die Verlobung in aller Form vollbracht ist, tritt das Paar, mit den Fackeln in der Hand, ins Heiligthum. Der Priester geht voran mit dem Rauchfaß, und singt mit dem Chor den Hochzeitpsalm. Dann wendet er sich an den Mann, und sagt: „Ist es dein freier, guter und fester Wille, die Gegenwärtige zu deiner Gattin zu machen?" Hat ers bejaht, richtet der Priester die gleiche Frage an das Frauenzimmer. Damit noch nicht zufrieden, fragt er beide, ob sie sich nicht schon mit andern Personen versprochen haben. Verneinen sie dies, so empfangen sie die Einsegnung. Der Priester betet für ihr Glück in einem tugendhaften Leben, und nach dem dritten Gebet nimmt er der Kronen eine, setzt sie auf das Haupt des Gemahls, und sagt: „Der Knecht Gottes ist bekrönt für die Magd Gottes, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Die andere Krone legt er auf das Haupt der Gattin, spricht die gleichen Worte, und wiederholt dreimal die Einsegnungsformel.

Darauf liest er die Epistel Pauli über die Pflichten der Ehe vor, und fügt neue Gebete hinzu. Man bringt den Kelch. Der Priester segnet ihn, und reicht ihn dreimal erst dem Manne, dann der Vermählten. Nun nimmt er beide an den Händen, und führt sie, nebst den Trauzeugen, auf einen kreisförmigen Platz, wo sie dreimal von Osten nach Westen herumgehen. Ist dies geschehen, führt er den Gatten auf die Seite, und sagt zu ihm: „Sei gottesfürchtig wie Abraham, gesegnet wie Isaak, und reich an Kindern wie Jakob; gehe hin in Frieden, und erfülle mit Gerechtigkeit den Willen Gottes."

Eben so nimmt er die Gattin besonders, und spricht zu ihr: „Sei glaubig wie Sarah, zufrieden wie Rebekka, und fruchtbar wie Rahel. Sei glücklich in deinem Gemahl, und thue das Gesetz nach dem Willen Gottes."

Folgendes Gebet beschließt die Zeremonie: „O Gott unser Gott, der du zu Kana in Galiläa gegenwärtig warst und die Ehe segnetest, segne eben so den ehelichen Bund deiner hier vereinten Diener. Erfülle ihres Lebens Tage mit Freude. Nimm ihre Kronen in dein Reich auf; bewahre sie ohne Fehl und Flecken und vor allen Fallstricken immerdar."

Nun empfangen die Vermählten Glückwünsche von allen Seiten, und der Priester entläßt sie.

Mit den umständlichsten Zeremonien sind die Begräbnisse begleitet, und mit vielen Reden und Gebeten verbunden, davon manche sehr schön sind. Wir wollen deren einige hier übersetzen:

„Welche Herrlichkeit auf Erden dauert immerdar? Alles hienieden gleicht einem Schatten, und wandelt vorüber, wie ein trüglicher Traum. Im Tode verschwindet alles. O Jesus, der du die Menschen liebst, gib deinen Frieden dem, welchen du erwählt hast."

„Was nicht über das Grab hinauslebt, ist Eitelkeit. Ehre und Schätze bleiben diesseits der Gruft. Flehen wir zu Jesu, daß er Heil gebe und Ruhe dem, der uns verlassen hat."

„Wo sind nun die weltlichen Gelüste? Wo sind die eiteln Traumbilder irdischer Freuden? Wo sind Gold und Silber? Wo aller Pomp und Glanz? Seht hier den Sarg und dort das enge Grab! Da ist alles; alles ist Staub. Die Eitelkeiten dieser Tage sind ein Schatten und vergangen."

„O Herr, du hast mich durch dein Wort geschaffen. Du hast mir eine sichtbare und eine unsichtbare Natur gegeben. Du hast meinen gebrechlichen Leib gebildet, und ihn mit göttlichem Hauch beseelt. Gib ewige Ruhe deinem Diener."

„Ich weine und härme mich, wenn ich den Tod betrachte, und die, welche im Staube daliegen; wenn ich den Leichnam dieses sterblichen Wesens betrachte, geschaffen nach dem Bilde Gottes, und jetzt entkleidet von der herrlichen Form. Aber mein Erlöser lebt, und durch seine Allmacht wird unverweslich wieder erstehen, was verweslich gesäet ward. Ehre sei Gott, der uns Theil gegeben hat an seinem Reiche."

„Meine Brüder, meine Eltern, meine Freunde, da liege ich ohne Odem, ohne Bewegung, beraubt von allem, was euch sonst an mir liebenswürdig schien. Noch gestern sprachen wir zu einander; unsere Blicke begegneten sich; und heute hat der Tod meine Lippen versiegelt, meine Augen auf immer geschlossen. Tretet heran, o ihr, die ihr mich geliebt habet, und saget mir ein letztes Lebewohl. Ihr werdet den Laut meiner Stimme nicht wieder vernehmen. Ich trete nun vor den Stuhl des Richters, in dessen Augen der Herr und der Sklav, der Fürst und Unterthan, der Reiche und Arme gleichen Rang haben. Allen wird nach ihrem Thun und nach seiner Barmherzigkeit vergolten. Ich bitte euch daher, o meine Geliebten, flehet Jesum unsern Gott an, daß ich meiner Sünden willen nicht leiden müsse mit den Bösen, sondern zum Lichte des Lebens gelassen werde." —

„Tretet heran, meine Brüder, und betrachtet, aus welchem Staube wir gemacht sind. Schauet, von wannen wir kamen, und wohin wir heimkehren. Wir alle, alle sind Asche und Staub. Der Tod mäht die Blume der Jugend ab, und der Glanz der Farbe bleicht und vergeht. Und Könige, Herrn und Bettler sollen hinabsinken und Erde werden. Seht an die Glieder dieses sonst kräftigen Leibes. Verloschen sind die Augen, aus denen das Licht des Verstandes glänzte; seine Füße sind unbeweglich; seine Hände sind nichts als Moder. Zum Ohr klingt nichts mehr und die Zunge ist zum Schweigen gebunden. Alles verschlingt das Grab, denn eitel ist alles Menschliche."

„Höre unsere Gebete, o du Mutter der Sonne, die niemals untergeht! Flehe für uns, bei deinem göttlichen Sohne, daß der, welcher uns verlassen hat, mit den Seelen der Gerechten Ruhe genieße." u. s. w.

Man hat oft gesagt, es sei in der griechischen Kirche bräuchlich, dem Todten eine Schrift mit in den Sarg zu legen, die ihm als Paß zur Himmelspforte diene. Das ist Mährchen. Aber man legt zuweilen dem Todten in die Hand noch ein allgemeines Sündenbekenntniß, und ein Gebet zu Gott um Gnade.

Obgleich die griechischen Russen keine Idee vom Fegefeuer der römisch-katholischen Kirche haben, wird doch zuweilen ein ausserordentliches Amt in der Kirche zum Andenken der Verstorbenen, den dritten, neunten und vierzigsten Tag nach dem Absterben, gehalten; auch wird es noch späterhin von Jahr zu Jahr wiederholt.

A g.

# V a r i e t ä t e n.

## A u s E n g l a n d.

— Der langwierigste und wichtigste aller Kriege, den England jemals geführt, hindert es nicht, unaufhörlich an der Vervollkommnerung seines Innern zu arbeiten. Von allen Unternehmungen aber, die dazu dienen, den Verkehr im Innern und das Aufblühen auch der abgelegensten Gegenden des Inselreichs zu befördern, ist keine merkwürdiger, als die Anlegung des großen kaledonischen Kanals, von dem man bisher auf dem festen Lande wenig oder gar nichts wußte. Hr. Professor Ludwig Neckre in Genf, der Gelegenheit hatte, einen Theil dieser seit wenigen Jahren angefangenen ungeheuern Arbeiten zu sehen, theilt uns die erste genauere Kenntniß derselben mit.

Wirft man einen Blick auf die Karte von Schottland, so sieht man zwischen dem 56 und 58 Grad nördlicher Breite eine lange Kette von Seen, welche die Insel von Südwest nach Nordost quer durchschneiden, von dem Linnel Loch, Golf des atlantischen Ozeans, am Ufer wo das Fort William steht, bis Moray Firth, Golf des deutschen Meers, an dem die Hauptstadt von Hochschottland, Inverneß, liegt. Es sind solcher Seen drei; nämlich der Loch Lochy, der kleine Loch Aich, und der Loch Neß, welcher von allen der größte ist. Zwei derselben sind schon durch einen kleinen Fluß verbunden; den dritten scheidet nur eine schmale Landenge.

Jetzt wird der Loch Neß durch einen Kanal mit dem Meere vereint; ein anderer Kanal verknüpft Loch Neß mit Loch Aich; ein dritter Loch Aich mit Loch Lochy; ein vierter diesen mit dem Ozean: so daß künftig alle Schiffe, die von den Gegenden des baltischen Meers und den nördlichern Gestaden des Festlandes sich nach Irland oder den Abendküsten Großbrittanniens sich begeben wollen, eine durchaus sichere und bequeme Fahrt haben werden, statt, wie sonst, die abscheuliche, furchtbare Straße von Pentland Firth zu wählen, einen Meerarm, der die Orkaden von Nordschottland scheidet, und zu allen Zeiten das Grab der Matrosen hieß.

Die neuen Kanäle erhalten eine Tiefe von 23 englischen Schuhen, so daß sie den Durchgang aller Kauffahrteischiffe, und selbst der Fregatten von 32 Kanonen, die 20 — 21 Schuh tief ins Wasser gehen, möglich machen. An verschiedenen Orten sind, um die Wassermasse zu schwellen, Schleusen angebracht; es mögen deren etwa acht sein. An den zwei Aussenenden des kaledonischen Kanals, nämlich auf der einen Seite beim Fort William, auf der andern bei Inverneß, sind weitläufige Bassins angelegt, geräumig genug, drei Flotten zu gleicher Zeit zu beherbergen.

Das Bassin bei der Stadt Inverneß ist eines der prächtigsten, das man irgend in der Welt sehen kann, ganz in rothem Sandstein gebaut. Die Festigkeit des seltenen Werks, so wie der gewaltige Umfang seiner Dimensionen, imponiren gleich sehr. Von diesem Bassin geht ein kurzer Kanal, von eben der Tiefe und Breite, wie die andern, bis ins Meer — Auf der Seite von Fort William hingegen sind das Bassin und die Kanäle vom schönsten Granit mit rosenfarbenem Feldspath gebaut.

Die ganze Arbeit, erst vor fünf oder sechs Jahren angefangen, wird und soll nun in drei bis vier Jahren beendigt sein. Täglich arbeiten dort gegen tausend Menschen. Die Direktion dabei führet der geschickte Ingenieur Jessop. Kaiser Alexander hat nach Inverneß vier junge Ingenieurs aus Rußland gesandt, um den Bau des Riesenwerks zu studieren, und den ganzen Verfolg der Kanalarbeiten zu beobachten.

Die Einwohner von Inverneß mögen kaum den Augenblick erwarten, da die Kanäle beendet sein werden. Die schöne Perspektive, die sich ihnen für Handel und Wohlstand eröffnet, erfüllt sie schon mit den angenehmsten Hoffnungen. Man freut sich auf die Stunde, da zum erstenmal eine Flotte mitten durch die Insel segelt. Gewiß muß dies auch eines der herrlichsten Schauspiele werden. Und welchen Genuß haben sich nicht diejenigen zu versprechen, die an den reizenden Ufern des Loch Neß Landhäuser besitzen, wenn sie einst unter ihren Fenstern die großen Schiffe des Weltmeers mit vollen Segeln am Fuße der Berge über die stille Spiegelfläche des Sees dahinschweben sehn!

A g.

— Im Jahr 1377, zu König Eduards des Dritten Zeiten, betrug die Bevölkerung von England nur 2,092,957 Seelen. Im J. 1487, in den Tagen Richards des Dritten, betrug sie 4.686.000. Im J. 1683, unter Cromwell, war sie bis auf 6.500,000 gestiegen. Im J. 1786, bei der letzten durchs Parlament verordneten Zählung, über 8,000,000 Seelen.

## A u s F r a n k r e i c h.

— Das französische Amtsblatt (der Moniteur vom 9 Dez. 1810) will den Britten, die gegen die Napoleonischen Verbrennungsdekrete englischer Waaren „gewaltig deklamiren" sollen, beweisen, daß Frankreich nur Vergeltungsrecht übte, und führt zu dem Ende sehr umständlich die strengen Maasregeln an, welche die Könige von England schon seit Eduards des Vierten Zeiten, d. i. seit 1663, gegen die Einfuhr verbotener Waaren ergriffen, und nennt endlich auch brittische Reglements aus den Regierungsjahren Georgs des Zweiten, d. h. von 1727 bis 1760, worin die Konfiskation und Verbrennung der vom festen Land eingeschwärzten verbotenen Artikel angeordnet ist. Ja um diesen Krieg der brittischen Zölle gegen die französische Industrie noch mehr zu nähren, habe sich im J. 1749 zu London sogar eine „anti-gallikanische Societät" zusammengethan, die sich vorsetzte, in England den Absatz aller französischen Waaren zu erschweren, oder zu vernichten.

„Es wäre ehrenvoll für unsern Nationalkarakter," sagt das erwähnte Amtsblatt, „wenn jene Societät in Frankreich Nachahmung fände;" und meint, die Engländer sollten sich gar nicht darüber verwundern, daß der Kontinent endlich ein System zur Einfuhrverhinderung adoptire, dem sie alle ihre Reichthümer danken.




# Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 103. — den 26 Dezember 1810.


## Joh. Bapt. Treilhard.

Am 1 Dezember dieses Jahrs starb der in der Geschichte der französischen Revolution ausgezeichnete Staatsmann Treilhard, welchen sein Kaiser wegen seiner mannigfaltigen Verdienste mit Würden jeder Art ehrte. Ein Rückblick auf das Leben dieses Mannes ist dem Beobachter der Geschichte unserer Zeit nicht ohne Interesse.

Treilhard ward im Jahr 1742 geboren. Seine Eltern, wohlhabende Bürger, weihten ihn dem Beruf des Rechtsgelehrten. Er ward Advokat beim Parlament von Paris, und galt beim Ausbruch der Revolution allgemein als einer der ersten Advokaten Frankreichs. Daher wählte ihn auch der Bürgerstand in der Hauptstadt zum Deputirten für die nachmalige Nationalversammlung. Treilhard war kein Redner; es fehlte ihm jener Grad von Einbildungskraft, Geistesgegenwart und Gewalt des Wortes, wodurch andere seiner Kollegen glänzten. Aber sein heiterer Blick in die Geschäfte, seine Gewandtheit in ihrer Behandlung, sein Scharfsinn, seine anerkannte Rechtlichkeit gewährten ihm beinahe eben so vielen Einfluß, als jenen die Gabe der Rede. Er war ein Freund der Revolution, weil er sich von ihr das Glück Frankreichs versprach; aber er liebte sie mit der Besonnenheit und Ruhe eines Weisen, der die Schwärmereien der Leidenschaft auch für die gute Sache nicht minder gefährlich achtet, als die kaltblütigen Berechnungen der Bösewichte zu ihrer Zerstörung. Er wollte die Beschränkung königlicher Gewalt, weil eine Gewalt, die kein Gesetz über sich kennt, in heillosen Despotismus entarten kann; aber er haßte die Monarchie nicht, und wünschte den Thron gegen den Fanatismus der Demagogen zu retten. Doch die Macht der Verhältnisse, die ihn ergriff, war stärker, als seine Grundsätze sein konnten.

Da am 2 Sept. 1789 über das dem Könige zu bewilligende bloß suspendirende Veto die Rede in der Nationalversammlung war, erklärte er sich für dasselbe mit solcher Kraft und überzeugender Klarheit, daß seine Meinung nicht nur siegte, sondern er selbst, den man vorher wenig zu bemerken schien, die Achtung aller Partheien an sich zog. Die siegende, d. h. die Volkspartei warb am eifrigsten um ihn, und erhielt ihn. Er ward von nun an einer ihrer thätigsten Männer, ohne deshalb in die Ausschweifungen revolutionärer Rasereien hineinzugehen. Zwar er war es, der ganz vorzüglich zur Aufhebung aller geistlichen Orden mitwirkte, und daß die reichen Besitzungen derselben zu Nationalgütern gemacht wurden: aber diese Maasregel half zum Theil Frankreich retten, und ward, obgleich damals als revolutionär, als ungerechte Antastung heiligen Eigenthums, verschrien, dennoch zehn bis zwanzig Jahre nachher auch von den gerechtesten und kirchlich-frömmsten Fürsten in Europa nachgeahmt. Es gibt, wie in allem, auch in den Verfassungen und in der Anordnung der verschiedenen Stände, eine allein gerechte Mittelstraße; was links und rechts vermessen von derselben abschweift, muß endlich, als unnatürlich, durch die unbezwingbare Naturnothwendigkeit verderben. So sah man den Sturz des Klerus, seines Einflusses, seines zum Nachtheil des öffentlichen Wohlstandes gehäuften Reichthums ohne Mühe schon längst voraus, ehe er erfolgt war.

Treilhard wollte für Frankreich eine konstitutionelle, beschränkte Monarchie. Er suchte den Thron der Bourbonen so lange zu erhalten, als er haltbar war. Da Ludwig der Sechszehnte am 30 Sept. 1791 der Nationalversammlung

vor ihrer Auflösung noch einmal in einer feierlichen Rede dankte, ward Treilhard durch die Aeusserungen des Monarchen so bewegt, daß er in der Aufwallung seiner Empfindungen rief: „Ah, wahrlich, das sind Worte, eines Heinrichs des Vierten würdig!"

Inzwischen ward der Nationalkonvent zusammengerufen. Treilhard trat in denselben vom Departement der Seine und Oise gewählt. Der Strom der Revolution schwoll mächtiger an mit jedem Tage; die Verhältnisse wurden verworrener, die Meinungen gewaltthätiger. Treilhard blieb noch immer, obgleich von allen diesen Umständen ergriffen, einer der gemäßigsten. Aber schon war die ganze Lage des Reichs verändert. Grundsätze, die noch im J. 1789 den Ruhm der Mäßigkeit haben konnten, galten jetzt schon als feindselige Maximen gegen die Ruhe des erschütterten Reichs; so wie Männer, welche im J. 1793 Milde predigten, ihre jetzige Milde unter den Umständen von 1789 mit Entsetzen als revolutionären Schwindel verabscheut haben würden. Ludwig der Sechszehnte konnte nicht mehr für Frankreichs Glück König sein; es war die Frage, ob er auch noch für Frankreichs Ruhe am Leben bleiben dürfe, oder geopfert werden müsse. — Treilhard stimmte für den Tod des Monarchen, ohne Terrorist zu sein. Erscheinungen wie diese sind leider in der Weltgeschichte keine Seltenheiten, und doch sollten sie es ewig sein. Es wäre zu wünschen, daß Völker niemals, Fürsten immer es für möglich hielten, daß Unterthanen über Herrscher Gericht halten könnten.

Nach dem Tode Ludwigs ward Treilhard mit verschiedenen Sendungen nach Belgien und ins Gironde-Departement beauftragt. Aber jetzt kam die Zeit, da nicht nur Mäßigung, sondern selbst Menschlichkeitsgefühl, Staatsverbrechen genannt ward. Darum ward auch Treilhard zurückberufen. Er taugte den Blutmenschen nicht zur Verfolgung der Girondisten und Brissotiner. Sein Leben war nicht selten in Gefahr, doch wußte er's zu retten. Robespierre's abscheuliches Mörderreich endete.

Nun ward auch Treilhard im Aug. 1794 wieder in den Wohlfahrtsausschuß gesetzt, wo er als Berichterstatter den berüchtigten Barrere ersetzte. Hier war er es, der die Auswechselung der nach Dumouriers Verrätherei in Oesterreich verhaftet liegenden Konventsdeputirten gegen die Freigebung der Tochter Ludwigs des Sechszehnten betrieb. Es gelang ihm, und er rettete so die unglückliche Königstochter, während die Befreiung der vier Konventsdeputirten der einzige Gegenstand seiner Sorgfalt zu sein schien. Er war in seinen Worten härter, als in seinen Thaten. Durch diese suchte er seine Grundsätze, durch jene seine Person zu retten. So trug er, ein feuriger Republikaner, am 21 Jan. 1796, dem Todestage des Königes, im Rath der Fünfhundert auf die Leistung des Eides zum Hasse des Königthums an, und wollte, um den Staat gegen die Wuth kontrerevolutionärer Bewegungen zu decken, Todesstrafe für jeden, der die Wiederherstellung der Königswürde fordern oder versuchen würde. Er gedachte Frankreichs Staatsform und Ruhe durch ein Gesetz zu fixiren; aber Gesetze haben nur dann die große Allgewalt, wenn sie von der ehernen Nothwendigkeit gegeben, und von der durch sie unterjochten Meinung empfangen werden.

Obgleich er im Mai 1797 aus dem Rath der Fünfhundert trat, blieb sein Einfluß nicht geringer. Das Direktorium sandte ihn zu den Unterhandlungen nach Lille und Rastadt, und 1798 wurde er selbst Mitglied desselben, bis ihn ein Jahr nachher die Kabale des 18 Fruktidors wieder daraus vertrieb.

Sobald Napoleon Bonaparte das Ruder des Staats ergriff, empfing Treilhard erst den wahren Beruf, zu welchem ihn alle seine Talente bestimmten. Er ward erst Präsident des Appellationsgerichts zu Paris, dann 1802 Staatsrath, in der Gesetzgebungssektion beschäftigt, deren Vorsteher er wurde. Hier hatte er an der Schöpfung der verschiedenen Napoleonischen Gesetzbücher einen wesentlichen Theil, und leistete er dem Staate wohlthätigere Dienste und bleibendern Werths, als in der ganzen vorhergehenden politischen Laufbahn. Ehrwürdig durch die Strenge seiner Sitten, durch den Reichthum seiner Erfahrungen und Kenntnisse, durch seine gerechtigkeitsvolle Haltung gegen alle Partheien, fesselte er die Hochachtung Aller und das Zutrauen seines Kaisers, der ihn selbst zum Mitglied des Comité in streitigen Angelegenheiten des kaiserlichen Hauses wählte, ihn zum Großbeamten der Ehrenlegion, zum Ritter der eisernen Krone, zum Reichsgrafen mit einem Majorat machte.

Treilhard war im Privatleben ein guter Vater, ein zärtlicher Gatte, ein wahrer Freund; als Beamter einer der unermüdetsten Arbeiter. Noch den Tag vor seinem Tode wohnte er der Sitzung des Staatsrathes bei, ungeachtet er noch nicht ganz von einer langwierigen, schmerzlichen Krankheit wiederhergestellt war. Er starb in seinem achtundsechszigsten Jahre.

---

## Almanachsliteratur der Deutschen für 1811.

(Beschluß.)

Das Taschenbuch Minerva, mit welchem Gerhard Fleischer der Jüngere in Leipzig die elegante Welt beschenkt, behauptet sich in dem glänzenden Range, welchen es gleich bei seinem ersten Erscheinen einnahm, und gehört unstreitig zu den geschmackvollsten und vortrefflichsten seiner Gattung. Die dritte Schaustellung von Szenen aus Schillers Gedichten in Kupfern nach Ramberg, ausgeführt von Heß, Bolt, Schenk und Böhme, bildet eine liebliche Gallerie, schon durch sich selbst anziehend, noch mehr durch des sinnreichen Kommentators hinzugefügtes Wort. Nur die Verkörperung des finstern Geistes, von welchem Thekla spricht (die Piccolomini, 3 Aufz. 9 Auftr.), so wie Wallensteins Vision (Wallensteins Tod, 2 Aufz. 3 Auftr.) liegen durchaus ausser den Grenzen der bildenden Kunst, und verfehlen wohl ihres Eindrucks auf die meisten Anschauer. Denn was bloß Idee ist und sein soll, kann nicht verkörpert werden, ohne seinen Sinn einzubüßen. Es ist eben so lächerlich, einen schlafenden Jakob in alten Gemälden zu sehen, der im Traum die Himmelsleiter erblickt, und wie die Engelein drauf an- und absteigen, als lächerlich, ein flüchtiges Fantasiebild im Vorgestelltwerden verwirklicht zu geben. — Uebrigens sorgt Minerva, die bei Archenholz nur politisirt, hier, gleich der jüngsten, gefälligsten und tändelndsten der Musen, für angenehme Unterhaltung. Man lernt daraus, wie verschieden sich die Menschen ihre Gottheiten denken. Hätte Zimmermann nicht eine Fortsetzung seines ernsten Wortes „über Moden und Klima" gesprochen, man würde der Göttin nicht zutrauen, daß sie eine finstere Falte ziehen könne. Wenigstens macht sie hier nie Langeweile, und das ist schon Probe der Weisheit genug.

Die Franzosen hatten bisher, in Verhältniß zur deutschen, eine noch gar winzige Almanachsliteratur, und bekanntlich doch

schon seit mehrern Jahren einen Almanach für Gaumselige und Schmecker, der uns fehlte, obgleich wir ein Wien und Hamburg, ein München und Frankfurt am Main hatten, wo es an Kennern der edeln Kunst des Apicius nicht gefehlt haben würde. Die alte gute Zeit ist leider vorbei, und wir brauchen den Rest unsers alten Goldes wohl noch zu dringendern Restaurationen, als zu denen der Küche. Hingegen das Trinken scheinen die Deutschen, aller Noth zum Trotz, noch nicht verlernt zu haben, und sie behaupten wenigstens hierin den alten oft vergessenen Nationalkarakter mit Ruhm, wie ihn die tapfern Vorväter männiglich bewiesen. Dafür spricht die Erscheinung eines „Almanachs für Weintrinker."

Ein solcher Almanach ist übrigens nicht so leicht gemacht, als gedacht. Uebersprudelt er nicht von Witz und Laune, die selbst den Nüchternen berauscht, fällt er leicht auch für den frohen Becher zu nüchtern aus. Das liesse sich ziemlich auf den ersten Jahrgang dieses Trinkbüchleins anwenden, wo eine archäologische Abhandlung vom Jupiter tragenden Herkules, oder eine gedehnte Erzählung von den zwei Weinkellern, den Freunden des Bechers und frohen Scherzes schlecht anmunden dürften. Selbst die Briefe im Rausch geschrieben mahnen an den Schauspieler, der die Rolle eines Betrunkenen recht gut spielte, nur daß seine Füße nüchtern dabei blieben. Inzwischen soll man darum das Büchlein nicht zur Lektüre für Wassermänner verdammen; denn die „Kreuz- und Quersprünge eines Weintrinkers" geben uns eine angenehme und ziemlich richtige Statistik von den Rebengeländen Deutschlands, Ungarns und der Schweiz; auch die guten Trinklieder wollen wir in Ehren halten.

Wie jedes Jahr, so auch diesmal, ist das gehaltreiche „Göttingische Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen" seinen alten Freunden willkommen. Es hält vollkommen das Wort, was sein Titel gibt, und Lichtenbergs Geist scheint uns noch manchmal freundlich daraus entgegen zu wehen. Diesmal wird hier auch, ad modum Lichtenbergs, ein „neues Bedlam für Meinungen und Erfindungen" eröffnet; die darin aufgenommenen Narren sind drollig genug, aber sämmtlich — Franzosen; das spricht sehr vortheilhaft für die Weisheit der Deutschen, oder für die Klugheit des Arztes und Aufsehers von Bedlam. Gern hätten wir dem Kommentar über die fortgesetzten „Hogarthschen Skizzen" mehr Ausführlichkeit gewünscht. Belehrend sind die „Ideen über die Kunst der Indier und Aegypter." Wir wollen es aber nicht beim trockenen Lobe bewenden lassen, sondern von der reichbesetzten Tafel einiges Naschwerk für unsere Leser rauben; es wird ihnen Gelüst erwecken, und dies wäre die beste Empfehlung der Sache selbst. Das meiste ist freilich englische Waare; um so pikanter.

So wird von England aus als nahe die Reisebeschreibung eines Hrn. Spillard angekündigt, die unstreitig, wenn der Mann eine vielseitige Beobachtungsgabe hatte, für die Länder- und Völkerkunde von hohem Werthe sein wird. Denn der Reiche auf Erden sah er genug. Und obgleich, seit die französischen Heere von Syrien nach Portugall und von den Pyrenäen bis zur Weichsel zu wandern pflegen, es an merkwürdigen Fußgängern nicht mehr fehlt, kann Hr. Spillard doch noch für merkwürdig gelten; denn er machte seine Reisen durch ganz Europa, durch die asiatische Türkei, Syrien, Aegypten, Mequinez, Fez, Marokko, vom Jahr 1784 bis 1790, durchaus zu Fuß, so daß er in diesem Zeitraum 17,500 deutsche Meilen wanderte. Das hatte ihn aber noch gar nicht müde gemacht, darum schiffte er sich nach Amerika ein, kam da im J. 1791 zu Boston an, spazierte durch alle vereinigte Freistaaten und das östliche Florida längs den Ufern des Flusses St. Mary zu den Wildnissen der Kreeks; setzte schwimmend über den Missisippi, drang durch, bis wo sich der Missuri in denselben ergießt, wanderte dreitausend englische Meilen an dessen Ufern entlang, und suchte nun die Quellen des rothen Flusses auf, die noch das Auge keines Europäers sah; gelangte auf diese Art zu den Natchitoches, und kehrte endlich über Charlestown nach England zurück. Unterwegs ward er freilich zweimal von französischen Kapern ausgeplündert, aber sie waren doch so human, ihm seine Papiere und Tagebücher zurückzugeben, aus welchem er nun die Denkschriften über seine Reisen zusammensetzt.

Ein anderer Britte, Namens Claudius Buchanan, hat zu Fort William in Bengalen ein Werk herausgegeben, in welchem er die Verbreitung der christlichen Religion nicht dringend genug empfehlen kann. Das Buch wird vermuthlich nicht ins Deutsche übersetzt werden, darum nehmen wir desto williger die kleinen Nachrichten daraus, welche das Göttingische Taschenbuch mittheilt. Buchanan nämlich erzählt: daß man in Indien von neuem das Gesetz gegen das Verbrennen der Weiber hat schärfen müssen, indem noch im Jahr 1808 binnen sechs Monaten sich 116 Weiber in einem Umkreis von dreißig englischen Meilen um Kalkutta freiwillig für ihre verstorbenen Männer verbrannt haben! Da findet man doch noch treue Liebe bis zum Tode! — Jährlich versammeln sich beim großen Tempel zu Jaguernat über 700,000 Pilgrime, und die Zahl derjenigen, welche sich unter die Räder der Götterwagen werfen, oder aus Mangel an Lebensmitteln umkommen, oder durch die Habsucht der Braminen ruinirt werden, ist unglaublich. Rund um den Tempel liegen Haufen von Gebeinen! — Im August 1802 wurde das Opfern der Kinder streng untersagt, aber ohne merklichen Erfolg. — Die Koolies, oder die heiligsten unter den Braminen, haben das Privilegium, einhundert Weiber zu nehmen. (Sehr erbaulich!) Die Weiber bleiben bei ihren Aeltern, und der Koolie macht seine Tour nach Belieben. (Sehr bequem!) Die Fruchtbarkeit dieser sonderbaren Ehe ist außerordentlich, und für die Vertheidiger der Polygamie ein neues Argument. — Die Bibel wird gegenwärtig zu Fort William ins Chinesische übersetzt; die Genesis und das Evangelium Matthäi sind bereits abgedruckt. — Der Marquis von Camarthen besitzt gegenwärtig den berühmten Ring, den die Königin Elisabeth dem Grafen Essex, ihrem unglücklichen Liebhaber, geschenkt hat. Es ist ein Onyx, der auf der obern Fläche den Kopf der Königin, auf der untern aber einen Ritter mit den Buchstaben $\frac{\text{ES}}{\text{sex}}$ darstellt. — Von den ägyptischen Alterthümern im brittischen Museum, welche durch die berühmtesten Meister in Kupfer gestochen werden, ist die Fortsetzung erschienen. Das ganze Unternehmen zeigt vom feinen Kunstsinn der Britten. Um es zu vollenden, hat der König dazu achttausend Pfund Sterling hergegeben!

Etwas zum Errathen für die Freunde der Urwelt ist folgende historische Bemerkung in dem Aufsatze des Taschenbuchs „Ueber die Alterthümer auf der Insel Ceylon". Die Statuen der Gottheit Budda sind ungemein häufig, bald klein, bald von ungeheurer Größe; sie sehen sich aber immer überall gleich. Budda wird von allen indischen Sekten für die neunte Fleischwerdung Gottes gehalten, und wenn auch nicht angebetet, doch mit Ehrfurcht genannt. Zu Gaya in Bengalen hat man

erst unlängst einen ihm gewidmeten Tempel, und darin sein Bildniß gefunden. Er wird stets als ein nachdenkender Mann dargestellt, der mit kreuzweise überschlagenen Beinen auf dem Blumenkelche des Lotos sitzt, die linke Hand auf die Brust legt und die rechte herabhangen läßt. Allein das sonderbarste in seiner Bildung ist sein — Negergesicht, seine schwarze Farbe und sein gekräuseltes wolliges Haar. Diese karakteristischen Kennzeichen findet man nicht allein an seinen Statuen, sondern auch an den Malereien, welche ihn abbilden, unter denen eine im Tempel zu Jaguernat die merkwürdigste ist. Sein Gewand hat stets eine gelbe Farbe, daher auch diese Farbe heilig ist, und nur von den Priestern getragen werden darf. — Der Dalai-Lama in Thibet ist nur der Statthalter des Budda auf Erden.

---

# Varietäten.

## Aus Frankreich.

— „Die Pariser werden nun bald wieder das sein, was sie vor etwa 1500 Jahren gewesen sein mögen, da Kaiser Julian von ihnen sagte: „Ich habe die Leute da recht gern, weil sie mir ähnlich sind, und ich in ihnen den gleichen Ernst, die gleiche Melancholie finde, die den Grund meines Karakters ausmachen.“ — In der That, die Bewohner dieser Hauptstadt hatten seit Julians Zeiten eines ganz andern Ruhms in der Welt genossen, als die der Düsterheit. Aber sie kehren so rasch und leicht dahin wieder zurück, daß man wohl sieht, sie nehmen ihren eigenthümlichen Karakter wieder an, den Julian pries. — Nichts seltener gegenwärtig in Paris, als wahrer Frohsinn. Ein finsteres Wesen, eine nachdenkende Miene hat selbst bei jungen Leuten jenen Ausdruck offener, sich mittheilender Fröhlichkeit eingenommen, die sonst alle Zirkel beseelte. Freilich, man lacht noch wohl; aber dies sardonische, ironische Lachen, welches nur vom Geist, nicht vom Herzen kommt, oft nur aus Bosheit hervorgeht, trägt kein Scherflein zur Freude bei.“

Diese Schilderung, welche ohne Zweifel mancher unserer Leser mit Verwunderung lesen wird, ist nicht etwa das Werk eines Ausländers, sondern Darstellung, wie sie ein Pariser Journal, der Mercure de France vom 15 Dez. dieses Jahres gibt. Der einzige Pariser Karakterzug (fährt dieser Beobachter seiner Mitbürger fort), ein Zug, den man als den bleibenden anzusehn versucht sein könnte, ist jene ans Alberne grenzende Neugier, für die man den Namen Badauderie erfunden hat. Sie ist hier nicht etwa, wie anderswo, nur das ausschließliche Erbtheil der Pflastertreter — nein, die ganze Population scheint davon ergriffen zu sein. Zu Paris ist alles eine Begebenheit; ein Holzfloß, das den Fluß herunterfährt; ein Paar Fiacres, die aneinander hangen bleiben; ein Mensch, der etwas ungewöhnlich gekleidet ist; Hunde, die einander beißen, bei denen ein Paar Leute stehen bleiben, sind bald von einem Paar Tausend umringt, und der Haufe der Zuschauer schwillt an, bis andere eben so wichtige Vorfälle sie zu sich locken.

Die Wuth des Spiels, die seit einigen Jahren nachgelassen zu haben schien, ist wieder mit neuer Gewalt erwacht, und greift unmerklich durch alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft um sich. Das Spiel ist heutiges Tages in Paris nicht, wie es wohl sonst war, wie es zu jeder Zeit gewesen, ein Zeitvertreib der reichen Leute; Ressource gewandter Leutchen, welche darin Mittel suchen, ihre Existenz zu erhalten; Erholung für betagte Leute; — nein, verführt durch das Beispiel, und müde des dunkeln Glücks des Mittelstandes, greifen selbst ehrbare Bürgersleute jetzt zu dem schändlichen Mittel, sich wenigstens auf einige Zeit die Genüsse des Luxus auf Unkosten ihres Rufes und der Ruhe ihres ganzen Lebens zu verschaffen. Wir könnten wahrlich den und den ehrlichen Kaufmann aus der Straße St. Denis oder der Bourdonnais zitiren, der aus seinen Geschäften zurückgetreten mit zweitausend Thalern jährlicher Renten in einem Winkel des Marais friedlich mit seiner Gattin und seiner letzten Tochter wohnte, der seine bescheidene Wohnung im Stich ließ, und an der Chaussee d'Antin ein Spielhaus eröffnete, wo man nur Fremde und Leute aus der Provinz mit besonderer Vorliebe empfängt. Alles athmet dort Fülle und Ueberfluß. Man sollte schwören, wenn man das Leben und die Pracht sieht, der Mann habe doch wohl recht daran gethan. Aber ach! die Möbeln sind nur geliehen; schon ist man für das weitläufige Lokal den doppelten Miethzins schuldig; das splendide Souper, welches man alle Abende auftischt, ist von einem Restaurateur geliefert, mit dem man verderbliche Uebereinkünfte zu schließen gezwungen war; die Domestiken haben keinen andern Lohn, als was ihnen von der Freigebigkeit der Spieler zufällt. — Eine betitelte Dame öffnet irgendwo ein neues Haus, und die Spieler ziehen nun haufenweise dahin, und lassen den bisherigen Wirth mit seinen Glaubigern und seiner Reue im Stich.

Uebrigens hat man, obgleich der Pariser alle Tage ernsthafter wird, noch nie soviel gesungen, als eben jetzt. Alles singt, alles wird in Gesang gebracht. Wir haben eine Grammatik in Vaudevilles; einen Potpourri von Elementen der Algebra; singend heischt man uns das Almosen an allen Straßenecken; und so mag's keinen verwundern, wenn endlich der Regenschirmhändler Camoville seine Adresse in eine Romanze gebracht hat, und er sich schmeichelt, vermittelst dieses Kunstgriffes müsse ihm der ganze Laden voller Kunden regnen.

---

## Aus Italien.

— Der Professor der königlichen Universität zu Neapel, Hr. Luigi Sementini hat über das Potassium, oder die regulinische Potasche, neulich ein Memoire vorgelesen, worin er auf eine neue Gasart aufmerksam macht, die er aus der Zersetzung des Potassiums in Wasserstoffgas erhalten haben will. Er nennt es *Gas idrogeno potassiato*. Schon Davy hatte die Eigenschaft des Wasserstoffgas zur Freimachung des Potassiums erkannt, aber weder er, noch ein anderer, hatte die Eigenthümlichkeit der daraus resultirenden Gasart näher geprüft. Sementini will diesen Gegenstand durch neue Experimente noch genauer bestimmen, und in einer Abhandlung seine Entdeckung nächstens der gelehrten Welt mittheilen.

---

## Berichtigung.

Nr. 102, Seite 406, Zeile 24 von oben, statt Bolaren, ist zu lesen „Bojaren“.



Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Sonnabend —— Nro. 104. —— den 29 Dezember 1810.

## Politische Bemerkungen eines geistreichen Mannes in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Ich wüßte in der That nicht zu sagen, wer der geistreiche Mann war, von dem ich hier einige Einfälle mittheilen möchte. Er unterschrieb sich in der Vorrede zwar Gonia de Palajos;*) aber ich traue ihm nicht. Mir liegt übrigens weniger an seinem Namen, als an seinen Gedanken und damaligen Ansichten der politischen Welt, die zur heutigen manche interessante Vergleichungspunkte darbieten. Sein Buch, das zu seiner Zeit viel gelesen worden sein muß, denn ich habe die siebente Ausgabe vor mir vom Jahr 1753, und gelesen zu werden verdiente, heißt kurzweg: Mes Pensées. Aus diesen also hier einige Stellen, treu und wörtlich.

1.

Es wäre wahrhaftig besser, der König von Spanien setzte sich mit allen seinen getreuen Unterthanen zu Schiffe, segelte damit nach Amerika, und stiftete ein neues Reich; besser, sage ich, als daß er den Handel mit Amerika fortsetzte. Dort würde er über dreißig Millionen Unterthanen im fruchtbarsten Lande der Welt herrschen, und sie die Kunst und Wissenschaft der Europäer lehren. Das war auch einmal Philipps des Fünften Projekt. Ein guter Spanier soll wünschen, die Zeit möge bald Umstände und Verhältnisse herbeiführen, die diesen Monarchen gewaltsam zu solcher Auswanderung zwingen.

*) Es war niemand anders, als de la Beaumelle, der 1773 zu Paris starb. Balthasar.

Spanien wollte aus seinem Amerika nur Gold und Silber. Aber nicht Gold und Silber bereichern ein Volk, sondern Arbeit. Das ist freilich schon manch tausendmal gesagt; aber leider ists noch immer sehr nützlich, wenn mans fleißig wiedersagt.

2.

Es gibt Leute, sie sind nicht im Stande, die unbedeutendsten Sachen auszuführen, aber doch oft fähig, das Vortrefflichste und Größte durch ihren Rath zu leisten. Das sind die ächten Helden der Staatskabinette. Sie haben vielleicht ein feiges Herz; aber den Muth tragen sie im Verstande.

3.

Ich weiß nicht, es ist vielleicht nur Eigenheit von mir; aber der mich es fühlen lassen will, daß ich klein bin, der kommt mir nie groß vor.

4.

Wie kommts auch, daß bei werdenden Nationen die Bevölkerung so ungemein schnell steigt? und warum schreitet die Population in ihrem Wachsthum nicht verhältnißmäßig fort, sobald sich das Volk einmal ausgebildet hat? — Daher: so lange eine Nation noch im Werden ist, hat sie nur eine Idee; ist sie vollzählig, so hat sie deren mehrere. Sich vermehren, das ist anfangs ihre Haupt- und Lieblingsbeschäftigung, ihr einziges Ziel. Dann aber kommen hintennach Bedürfnisse aller Gattung, Gelüst nach Entbehrlichem, und die mörderischen Gesetze der Konvenienz.

5.

Ludwig der Vierzehnte hatte nicht das Projekt, Holland zu nehmen, sondern es nur zu züchtigen; aber er

nahm es weder, noch züchtigte ers. — Ludwig der Fünfzehnte machte es schon besser; er schläferte es erst ein, und ruinirte es dann.

6.

Ein Volk, würdig der Freiheit, hat beständig Recht, es zu sein, und findet immer Mittel, es zu werden.

7.

Die Britten haben eine herrliche Maxime. Sie sagen: ein tugendhafter Monarch hat keine unbegrenzte Gewalt nöthig; ein lasterhafter hingegen verdient sie nicht zu haben.

8.

Mein Prinz, wollen Sie eine der reichsten Provinzen erobern? — Kultiviren Sie Ihre schlechteste.

9.

England und Frankreich haben sich in Europa mit einander getheilt.

Sie dominiren hier durch ihre Reichthümer, durch ihre Genies, durch ihre Macht. Wer von beiden wird endlich die glänzendste Rolle spielen?

Das siebenzehnte Jahrhundert war das Jahrhundert Frankreichs; das achtzehnte Jahrhundert ist das Jahrhundert Englands.

Ludwig der Vierzehnte war zu einer Art Universalmonarchie gelangt, weil er doch im Stande war, ganz allein allen die Spitze zu bieten. Der Britte wird auch für sein Theil dahinkommen. Er wird dazu im Schatten der Zwietracht und Eifersucht gelangen, die er gegen Frankreich erweckt, während er ganz gemächlich seine Marine und seinen Handel so weit ausdehnt, daß er die Reichthümer von ganz Europa zu den seinigen macht. Hat er sich deswegen erst einmal ungestraft mit frivolen Entschuldigungen vorwurfsfrei gemacht, gut, dann trotzt er zuletzt auch allen geradezu.

Die brittische Universalmonarchie wird dauerhafter sein, weil sie solider ist, und solider, weil sie langsamer reift. In gewissen Rücksichten wird sie erträglicher sein, weil ein Herrschervolk edelmüthiger denkt; in andern Rücksichten aber lästiger, weil dies Herrschervolk zugleich Kaufmannsvolk ist; noch in andern viel demüthigender, weil nichts stolzeres ist, als Beherrschung des Ozeans.

Ludwig der Vierzehnte gelangte nur dadurch zu seiner Art von Universalmonarchie, daß er während seiner ganzen Regierung seine Unterthanen drückte. — —

England wird zu dem gleichen Ziel kommen, und zwar durch den entgegengesetzten Weg, indem es seine Unterthanen bereichert. — — — Ludwigs große Seele konnte keine andere Idee fassen, als die der Weltherrschaft. Die Höflinge nährten dazu seinen Hang; die Minister entwarfen das Projekt, und Tapferkeit und Klugheit vollzogen es.

Hingegen England steigt zu dieser gewaltigen Höhe, und höher noch, ohne dazu den Plan zu haben. Seine Konstitution bringt es so mit sich, und die Indolenz anderer Nationen begünstigt diese Konstitution. Das Volk, welches den ganzen Ozean des Erdballs sein Eigenthum nennt, muß damit auch Herr des festen Landes werden; ein Axiom, das man schon vor dreitausend Jahren wußte, und dessen Wahrheit Großbrittannien beweisen wird. Es wird einst Europa beherrschen, ohne es gewollt zu haben. Erstaunt und überrascht durch die Größe seiner Macht, wird sie sich erst dann derselben ganz versichern wollen, und wird es, durch die Furcht aller Nationen, durch deren ohnmächtige Liguen, und deren Unterwerfung.

Ich begreife wahrlich die Verblendung mancher Staaten nicht. Sie fürchten beständig die ehrsüchtigen Anmaßungen eines Staats, der sich an Geld und Menschen erschöpft, um eine Provinz zu erobern. Warum zittern sie nicht mit weit größerm Recht vor einem Volk und dessen Machtfortschritten, das alle zehn Jahre ohne Anstrengung die Revenüen eines reichen Landes erbeutet?

Rom dachte klüger einst. „Das Meer ists!" sagte der Konsul den Karthaginensern; „diese grenzenlose Macht ists, eure Schätze sinds, diese Tirannei zu Gunsten eurer Industrie ists, die euer Verderben bereiten und beschleunigen!" Wenn Rom nicht Karthago zerstört hätte, würde Karthago Rom zertreten und seine Macht weiter ausgedehnt haben, als dieses. Schon hatte Karthago bloß in den Ringmauern der Stadt eine Million Einwohner, und dreihundert Städte in Afrika; hatte Sizilien, Sardinien und Spanien unterjocht; schreckte mit seinen Flotten auf allen Meeren, und machte sich, erhaben über alle Furcht, nichts mehr daraus, jeden Vertrag nach Willkühr zu brechen.

Nach den gleichen Prinzipien verband sich in der bekannten Ligue von Cambrai 1508 fast ganz Europa gegen das damals einzige Handelsvolk, gegen die Republik Venedig, bloß weil sie zu reich, zu mächtig, zu stolz ward. Aus den gleichen Gründen sollte ganz Europa heutiges Tages (wohl zu bemerken, der Verfasser schrieb vor 1753!) den Britten für den gefährlichsten Feind seiner Freiheit halten.

Denn wer beherrscht denn eigentlich die Welt? Doch nur der, dem sie zinsbar ist und der den Alleinhandel hat.

10.

Man weiß es, wenn man talentvoll ist; man fühlt es, wenn man groß ist.

11.

Es wäre einer Preisfrage werth, ob es vortheilhafter sei, durch einen gesunden Menschenverstand, oder durch ein Genie regiert zu werden.

12.

Im J. 1647 verbot Mazarin durch ein Edikt alles Reden über politische Dinge. Einem Volke das Reden über seine Lage und Schicksale verbieten, heißt es zu Marionetten machen wollen; und das gelang dem klugen Kardinal doch am Ende nicht.

13.

Man glaubt gewöhnlich, es gehöre ein gewisses Alter dazu um große Thaten thun zu können. Die Geschichte spricht ganz anders, als das römische Recht, welches nur Leute von einem bestandenen Alter gewisser Aemter fähig hielt.

Augustus, der sich in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren zum Herrn Roms und der Welt gemacht hatte, verlangte, man müsse vierzig Jahre alt sein, um über einen Prozeß zu urtheilen.

Man kann ein großer Mann vom ersten Augenblick an sein, wo das Genie sich entwickelt, und unter Umständen, die seinen Aufflug begünstigen.

Mustert nur die Helden der Weltgeschichte! Ihr werdet darin ihrer weit die meisten vom zwanzigsten bis zum dreißigsten

Lebensjahre, einige vom dreißigsten bis zum vierzigsten, nur sehr wenige noch vom vierzigsten bis zum fünfzigsten finden; aber vom fünfzigsten bis zum sechszigsten gewiß gar keinen.

Die letzten Unternehmungen großer Monarchen sind selten ruhmvoll und glücklich. Man spürt ihnen schon, möchte ich sagen, die Hefen des Lebens an.

In einem gewissen Alter ists viel zu spät zu heirathen, und viel zu spät, um anzufangen, ein großer Mann zu werden.

Das Alter von fünfundzwanzig Jahren ist die Helden-Epoche des menschlichen Lebens. Spätere Jahre, freilich, geben mehr Erfahrung, aber — auch mehr Vorurtheile.

Männern von Geist geben Bücher soviel Erfahrung, als das Alter selbst. Rom schickte einen seiner Söhne aus, den Mithridates zu besiegen. Lucullus hatte durchaus keine militärische Erfahrung; er hatte noch keine Schlacht, keine Belagerung gesehen. Er las unterwegs einige Werke über die Kriegskunst, und wie er zur Armee kam, besiegte er durch Genie die Erfahrungen des Feindes.

Die Geschichte nennt uns viele alte Feldherrn, die von jungen Kriegsmännern geschlagen wurden. Scipio war fünfundzwanzig Jahre alt, und überwand — wen? — den alten Hannibal. — Wie? — in offener Schlacht.

14.

Läutet nur den Britten fleißig das schöne Wort von Freiheit vor, den Holländern vom Handel, den Spaniern von Religion, den Franzosen vom Ruhm — der Zauber dieses Worts wird sie dahin bringen, daß sie die Sache selbst für den Namen hinopfern. Der Engländer stürzt sich in die Sklaverei, um die Freiheit zu retten; der Holländer vergißt der Industrie, um seinen Reichthum zu behalten; der Spanier gibt aus Liebe zu Gott in die gräßlichsten Grausamkeiten, und der Franzose begeht aus Liebe zum Ruhm die unrühmlichsten Handlungen.

15.

Rußland ist nur ein gefesselter Riese, den man fürchtet, weil er gar nicht zu fürchten ist. (Man vergesse nie das Zeitalter, in welchem diese politischen Aphorismen geschrieben waren!)

Schweden hat nichts für sich, als eine gute Konstitution, durch die es vielleicht wieder genesen und das Unheil seiner alten Siege verbessern kann.

Dänemark hat einen kleinen Handel, aber er ist solide; eine kleine Flotte, aber sie ist gut unterhalten; vierzigtausend Mann Landtruppen, meistens Soldlinge, die immer Schläge bekommen; sechs Millionen Reichsthaler, einen trefflichen Minister, und einen weisen König.

Preussen kann durch einen derben Stoß über den Haufen geworfen werden. Es hat keine innere Kraft, als die Kraft seines Beherrschers; keinen Handel, keine Hilfsquellen.

Polen kann nichts, als wenn es einen Sobiesky hat, und — die Sobiesky sind rar.

Spanien ist ein abgestandener, morscher Baum, von dem nichts mehr übrig ist, als der Wurzelstock. Er kann keine grünen Zweige mehr treiben, weil er nicht mehr Nahrungssaft genug anziehen kann.

Der Holländer ist nicht mehr furchtbar, weil er nicht mehr reich ist, seit er aufhörte der Faktor des Welthandels zu sein. Bringt ihn die Statthalterregierung noch um den Rest der ehmaligen Industrie: so ists am besten, man bricht die Dämme durch und läßt das Land dem Meere wieder.

Frankreich hat unendliche Hilfsquellen. Hätte es noch Spanien zur Stütze, so könnte es Anspruch darauf machen, Europen Gesetze zu geben. Es gibt keine Pyrenäen mehr! sagte Ludwig der Vierzehnte, und das war ein herrlicher Gedanke.

Das Königreich Portugall hat an den europäischen Angelegenheiten keinen größern Theil, als das Königreich Yvetot oder Breadfort.

16.

Es ist nichts leichter, als der Beweis: daß Fürsten und Staatsmänner, die am besten regiert haben, auch die wissenschaftlichsten waren. Xenophon, Hannibal, Cäsar, Cicero, Augustus, Mecenas, Plinius, Antonin, Mark Aurel, Julian, Karl der Große, der Kanzler Hopital, Richelieu, Prior, Bolingbrok, Ximenes, Daguesseau, haben mit ihren Namen sowohl in der Liste großer Männer, als der Gelehrten geglänzt.

Der König von Preussen zum Beispiel (Friedrich der Große) ist allen Königen nur durch den Reichthum seiner Kenntnisse und Einsichten überlegen. Wäre er im Privatstande geboren, so ist es wahrscheinlich, daß die gleichen Talente, die ihn über die Menge der Fürsten hervorhoben, dazu beigetragen hätten, ihn in der Dunkelheit eines kaum bemerkten Unterthanen zu lassen. Wäre er allenfalls von guter Familie gewesen, würde man höchstens von ihm gesagt haben: der junge Mann wäre vielleicht einmal gut, Präsident der Berliner Akademie zu werden. Der geschickteste Minister hätte nicht geahnet, daß der gleiche Mann, der gut wäre, an der Spitze einer gelehrten Gesellschaft zu stehen, auch der fähigste sei, an der Spitze eines Staatsrathes und einer Armee zu erscheinen.

Bei Römern und Griechen war der wissenschaftlich Gebildete und der Staatsmann eins. Die Alten kannten das Geheimniß nicht, nur zur Hälfte große Männer zu sein.

Heutiges Tages wissen sich die Herrn im Amte schon was damit, wenn sie nur einen oberflächlichen Sinn für die Künste haben. Gründliche Kenntnisse in den ihnen nöthigen Wissenschaften, meinen sie, tauge nur für — Professoren. Laßt den Höflingen jenen Feinsinn für die Kunst; eignet euch den Feinsinn für die Gegenstände der ernstern Wissenschaften an, euer Geist wird dann freilich minder glänzend, aber desto stärker zu allem Großen, minder amüsant, desto nützlicher sein.

Leset den Seneka. Ihr werdet einen finstern Philosophen, einen übertriebenen Moralisten, einen Schöngeist sehen, der bis zum Lächerlichen sorgfältig ist für seine schriftstellerische Eleganz. Aber dann leset die Geschichte von Rom, und ihr werdet sehen, daß eben dieser Mann, der seine Worte so künstlich zu ordnen wußte, noch weit besser die Angelegenheiten des Reichs zu regeln verstand. Seneka war's, der die Welt während der fünf ersten Jahre Nero's regierte; und, nach der Versicherung Trajans, haben wenig Könige eine so herrliche Periode von sich zu rühmen. Wie weise mußte Seneka's Regiment über die römische Welt sein, um dies Lob eines Fürsten zu verdienen, der in so hohem Grade sich geeignet bewies, eine Ehre des menschlichen Geschlechts zu sein!

A g.

# Varietäten.

## Aus Deutschland.

— * Berlin, 7 Dez. Der Bau an dem königlichen Palais geht rasch vorwärts, und wird, wenn er vollendet ist, der Gruppe der umstehenden Prachtgebäude ein noch imposanteres Ansehen verleihen.

Die Quinenlotterie ist jüngsthin zum letztenmal gezogen worden; die Regierung findet ihre Rechnung nicht dabei, und sie unterbleibt daher ganz. Das Lotto von 50,000 Thalern ist in der Kollekte eines Schmiedeburger Kaufmanns von dessen Kindern gewonnen worden, welche sich von ihrem ersparten Gelde ein Loos kauften. Es ist noch nicht entschieden, ob statt der Quinenlotterie eine andere Lotterie eingeführt werden wird.

Die von dem Hauptmann Neander erfundenen damaszirten Wagenachsen werden wahrscheinlich bei dem Fuhrwerk unserer Artillerie eingeführt. Man hat in dieser Hinsicht schon mehrere Proben mit den Achsen vorgenommen, die ihre Zweckmäßigkeit und Dauerhaftigkeit erhärten.

Die Angelegenheiten unserer Universität, welche seit einiger Zeit ein Hauptthema der hiesigen Unterhaltung waren, werden jetzt gleichsam in den Hinterhalt gedrängt. Indeß sorgt die Sektion des Kultus dafür, daß sie in ihren Einrichtungen eine größere Vollkommenheit erreicht, und den Zweck einer Bildungsanstalt erfüllen möge. Sie beeifert sich auch, mehrere falsche Gerüchte, die über diese aufkeimende Anstalt verbreitet worden, zu widerlegen. So widerlegte sie jüngsthin das Gerücht, daß die Kollegien hier theurer wären, als auf andern Universitäten; und so zeigte sie auch neulich an, daß die Zahl der hiesigen Studirenden sich auf 232 belaufe, nämlich 27 Theologen, 50 Juristen, 105 Mediziner und 50 Philosophen.

Der König hat dem Kaufmann Nirm, wegen seiner Verdienste um unsere Stadt, das Ehrenzeichen erster Klasse, und dem Weißgerbergesellen Platt, der mehrere Menschen aus dem Wasser rettete, das Ehrenzeichen zweiter Klasse verliehen.

Das Bürgerrettungsinstitut hat jüngsthin eine vollständige Rechnung über die Gelder abgelegt, welche für die bei der Petrikirche Abgebrannten eingenommen worden sind. Die Summe der eingegangenen milden Beiträge belauft sich auf 25,758 Thaler; vertheilt wurden 25,269 Thaler.

Der Professor John zu Frankfurt an der Oder will aus Pflaumen einen Syrup gewonnen haben, und zwar geben ihm zwei Metzen Pflaumen einen konzentrirten Saft, der versüßendere Eigenschaften als der Zuckersaft von gleicher Stärke haben soll.

Unsere Polizei vigilirt noch immer, den zahlreichen Vagabunden auf die Spur zu kommen. Daß deren Zahl noch sehr bedeutend ist, geht aus dem Frevel hervor, der vor kurzem durch unsere Tageblätter zur Kunde des Publikums kam. Ein junges Mädchen, das von einem Besuch bei ihren Aeltern von Klostow (in der Neumark) nach Schönfließ zu ihrer Brodherrschaft zurückkehrte, begegnete auf dem Wege einer Bande von zwölf Kerlen, die sich ihrer bemeisterten und sie nothzüchtigten.

Da der Arsenik jetzt häufig als Fiebermittel verwendet wird, so ist, um allem Nachtheil oder Unglück, das daraus entstehen könnte, zuvorzukommen, von der Sektion des Medizinalwesens eine Verordnung erschienen, nach welcher die Apotheker die Auflösung des Arseniks vorräthig halten müssen, die sie nur mit gehöriger Vorsicht und gegen Rezepte bekannter Aerzte verabfolgen lassen dürfen. Das Rezept zu jener Auflösung lautet:

R. *Arsenici albi subl. triti,*
*Kali carbonic. pur. aa.* gr. LXIV.
*Aqu. destill.* Unc. viij.
*Solve digerendo in phiolo vitreo; solutioni refrigeratae adde*
*Spir. Angelic. compos.* Unc. ß
*Aqu. destill. quantum requiratur, ut totius massae pondus sit* Unc. xij.

Drachma una hujus solutionis contenit arsenici gr. 2/3.

Nicht allein mit der westfälischen, sondern auch mit der sächsischen Regierung ist die Uebereinkunft getroffen, die Abzugsgelder von dem Vermögen der aus einem Staat in den andern sich begebenden Unterthanen einzustellen.

Der hiesige schwedische Gesandte hat alle sich hier aufhaltende Schweden aufgefordert, sich in seiner Wohnung einzufinden, um der jetzigen Dynastie Schwedens den Eid der Treue zu leisten.

Seit einiger Zeit lebt Hr. von Archenholz hier mit seiner Familie. Man glaubt, er werde sich völlig hier niederlassen. Leute, die seine Umstände genau kennen wollen, geben ihn bei weitem für den reichsten Schriftsteller, wo nicht Particulier, aus.

Die seit kurzem hier erscheinenden Abendblätter, wie auch der Hausfreund, werden mit dem Ende dieses Jahrs, wie es heißt, ihr Ende erreichen. Dagegen wird im Verlage der Salfeldschen Buchhandlung eine medizinisch-chirurgische Zeitung erscheinen, die viel Gutes erwarten läßt.

Ar.

---

## Aus Italien.

— * Zwar ist in Italien eben so wenig heutiges Tages ein Verdienst, Verse zu machen, als in Deutschland oder Frankreich; aber Dichter zu sein, ist doch noch verdienstvoll, weil es nicht halb so leicht ist. Unter den neuern italienischen Dichtern ward besonders der Modenese, Ritter Luigi Cerretti, welcher im J. 1808 starb, von seinen Landsleuten mit Auszeichnung genannt. Im Auslande ist dieser liebliche Odensänger, der bald mit der weichen Zärtlichkeit eines Katull, bald mit dem edeln Stolze eines Metastasio wetteifert, noch wenig bekannt. Daher folgende Nachrichten von ihm den Freunden der italienischen Muse nicht unangenehm sein werden.

Cerretti's Talente entwickelten sich zwar schon um das Jahr 1760, dennoch war er bis zum J. 1799, da man zu Pisa eine sehr unvollkommene Sammlung seiner Gedichte veranstaltete, wenig gekannt. Erst jetzt ist eine gute Auswahl seiner *Poesie scelte del sign. caval. Luigi Cerretti* in Mailand bei Galeazzi erschienen. Man findet in manchen freilich allzu große Natürlichkeit, und dabei Vernachlässigung der Sprache und ihrer Würde; man tadelt hin und wieder seine allzugroße Wort[illegible]keit: dessen ungeachtet läugnet ihm niemand Gefühl und Geist ab. In den „Canzonen" ist er Meister. Unter seinen Oden gelten einige, z. B. die an Manfredini, als klassisch.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 23.)

# Intelligenzblätter

zu den

# Miszellen für die neueste Weltkunde.

Samstags —— Nro. 23. —— den 29 Dezember 1810.


Bei H. R. Sauerländer in Aarau erscheinen folgende neue Journale und Zeitschriften:

Erheiterungen. Ein Journal für gebildete Stände; von K. Graß, J. v. Ittner, A. v. Kotzebue, H. Zschokke und andern beliebten Schriftstellern Deutschlands. Erster Jahrgang 1811. Zwölf Hefte. 8 fl. 15 kr. oder 4 Rthlr. 20 Gr.

Fellenberg, E., landwirthschaftliche Blätter von Hofwyl. Drittes Heft, mit zwölf Kupfertafeln. 8. 2 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Miszellen für die neueste Weltkunde, herausgegeben von H. Zschokke. Fünfter Jahrgang 1811. gr. 4. 11 fl. oder 6 Rthlr. 12 Gr.

Pestalozzi, H., Wochenschrift für Menschenbildung. Vierter Band. gr. 8. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Schweizerbote, der aufrichtige und wohlerfahrene. Achter Jahrgang 1811. 2 fl. 40 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Dritter Jahrgang 1811. 4 fl. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Auf obige Journale kann man in allen Buchhandlungen und Postämtern Deutschlands und der Schweiz durch Vorausbezahlung abonniren.

---

## Anzeige

die Fortsetzung der Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur betreffend.

Die Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur werden auch künftig fortgesetzt, erhalten aber von 1811 an folgende, durch die Wünsche des Publikums sowohl als durch die Konvenienz der Redaktion veranlaßte, veränderte Einrichtung:

1) Die bisherige Eintheilung in einzelne Fächer hört ganz auf, und die Rezensionen erscheinen künftig in gemischter Folge, blos von der Neuheit und Wichtigkeit der beurtheilten Werke abhängig.

2) Es werden, statt der bisherigen jährlichen zweiundfünzig Hefte, wöchentlich anderthalb Bogen, oder eine Woche zwei und die andere ein Bogen, in bisherigem Druck und Format, die zu erweiternden Intelligenzblätter, Register und Titel ungerechnet, ausgegeben und durch Postämter versendet. Durch die Buchhandlungen wird das Journal in monatlichen Heften, mit den bisherigen Umschlägen, geliefert.

3) Da künftig, seiner ursprünglichen Bestimmung nach, das Journal blos auf wichtige Werke (welche ja doch eigentlich allein die Literatur bilden) Rücksicht nehmen, diese aber auch frühzeitig und erschöpfend beurtheilen wird, so werden die Leser durch diese Reduktion der Masse nichts einbüßen; die Verlagshandlung ist dagegen in den Stand gesetzt, die Jahrbücher künftig durch alle Buchhandlungen und Postämter in Sachsen und Norddeutschland für 5 Rthlr. und in den rheinischen und süddeutschen Ländern für 8 Gulden zu liefern.

Da diese neue Einrichtung auch in der Expedition eine Veränderung macht, so bitten wir die Leser, ihre Bestellungen unverzüglich durch die Buchhandlungen oder Postämter an uns gelangen zu lassen.

Heidelberg im November 1810.

Mohr und Zimmer.

---

So eben sind bei uns erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Feierstunden, ein Bildungsbuch für gemüthliche Kinder, zur Begründung des religiösen Gefühls; von Karl Beßeldt. Mit Musik und sechszehn fein ausgemalten und schwarzen Kupfertafeln. 12. Sauber gebunden in Futteral 1 Thlr. sächs. Dieselben auf holl. Papier 1 Thlr. 12 Gr.

Eine ganz neue in diesem Augenblicke erst erschienene Kinderschrift, die durch ihre schöne, Herz und Gemüth ergreifende wahrhaft kindliche Sprache, durch Auswahl und Neuheit der Gegenstände, so wie durch ihre große, herrliche, ganz vortrefliche Tendenz, auf das Gemüth und den religiösen Sinn der Kinder kräftig hinzuwirken, sich ungemein rühmlich auszeichnet, und demnach — was wenigstens von keiner geringen Bedeutung ist — unter unsere vorzüglichsten Jugendschriften gehört.

Leipzig im November 1810.

Bruder und Hofmann.

---

Der Rheinbund, historisch und statistisch dargestellt von K. H. L. Pölitz, Professor der Geschichte. Leipzig bei Hinrichs. 1 Rthlr. 18 Gr.

Noch fehlte bis jetzt eine historisch-statistische Uebersicht über den Rheinbund, ein Bedürfniß, welches durch gegenwärtige Schrift befriedigt worden ist. Der rühmlich bekannte Verfasser stellt in dieser Schrift nicht allein das, was Deutschland bis zur Stiftung dieses Bundes war, nach den Resultaten der vorzüglichsten Schriftsteller über deutsche Reichsgeschichte und deutsches Staatsrecht in einem gedrängten Grundrisse dar: sondern auch das, was Deutschland durch den Petersburger Frieden, die Konföderationsakte und die Friedensschlüsse zu Tilsit und Wien mit Einschluß der Folgen derselben wurde. Der Rheinbund ist hier in staatsrechtlicher, politischer und geographisch-statistischer Hinsicht gewürdigt, und alle einzelne Bundesstaaten sind nach ihren Quadratmeilen, nach ihrer Bevölkerung, Eintheilung, Konstitution, Regierung und Verwaltung aufgeführt: die Uebersicht des Ganzen aber ist durch eine beigefügte vollständige Tabelle erleichtert worden. Alle bisher

über diesen Gegenstand einzeln erschienenen Werke sind von dem Verfasser benutzt und verglichen worden, und Kenner werden den mühsamen Fleiß desselben nicht verkennen. Auch hat der Verfasser über die neuesten Begebenheiten, welche von den Zeitgenossen so verschieden beurtheilt werden, mit einer Partheilosigkeit geschrieben, welche das erste Verdienst eines Geschichtschreibers ist.

Dieses Werk ist bei H. R. Sauerländer in Aarau und in andern soliden Buchhandlungen zu haben.

---

Das

# Christfest

von

## Dr. Krummacher

(oder zweites Heft des Festbüchleins fürs Volk)

auf gutes Druckpapier geheftet 12 Gr., auf Schreibpapier geheftet 15 Gr., auf Velin geschmackvoll gebunden 1 Rthlr.
(Parthiepreis bei 20 Exempl. 9 Gr.)

---

Eignet sich irgend ein Werk zu einem rührenden Christgeschenk, so ist es gewiß diese neue Schrift des geistvollen Krummacher. Auch die Besitzer des ersten Bändchens, des Sonntags, werden eilen, sich diese Fortsetzung anzuschaffen.

Ferner ist bei uns erschienen:

Episoden aus einer Reise nach Paris im Sommer 1809. Mit einer illum. Karte von Geißler. 8. 1 Thr. 12 Gr.

Philalethia, eine Zeitschrift für Lehrer und nachdenkende Freunde der Religion; herausgegeben von Dr Roch. Drei Hefte. broschirt 2 Rthlr. (Dieses ist die Fortsetzung der bekannten Natorp'schen Quartalschrift.)

Werth (Generalsuperintendent), über die Schulen im Fürstenthum Lippe. 8. 12 Gr.

Biblische Historien nach Hübner. Zweite verb. Auflage. 8. Schwrim. (In Kommission.) 12 Gr.

Duisburg und Essen im September 1810.

Bädecker und Kürzel.

---

## Neueste Verlagsbücher der Stettin'schen Buchhandlung in Ulm.

Baur's, Sam., neues historisch - biographisch - literarisches Handwörterbuch von der Schöpfung der Welt an bis zum Schluß des achtzehnten Jahrhunderts; enthaltend das Leben, den Karakter, die Verdienste u. s. w. der größten und denkwürdigsten Personen aller Zeiten, Länder und Stände, nach den zuverläßigsten Quellen bearbeitet; ein Handbuch für Kenner und Liebhaber der Geschichte. Fünf Bände. gr. 8. 1807 bis 1810. Jeder Band 3 fl.

— — Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen. Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt. Zwei Bände. gr. 8. 1810. Jeder Band 2 fl.

Bock, J. G., die Landwirthschaft in Baiern und Schwaben, wie sie noch ist, und wie sie seyn sollte und könnte. 8. 6 kr.

Burger's, W. F., Beschreibung des berühmten Sauerbrunnens und Bades zu Ueberkingen im ehemaligen Ulmischen Gebiet. 8. 40 kr.

Dictionnaire universel des Synonymes de la langue françoise à l'usage des Allemands, oder allgemeine französische Synonymik für die Deutschen, nach den besten Nationalschriftstellern Girard, Beauzée, Roubaud und den Encyklopädisten, in beinahe zwölfhundert Artikeln praktisch und in alphabetischer Ordnung bearbeitet, und durch französische und deutsche Beispiele zur Uebung im Uebersetzen erläutert von M. Joh. Lang. gr. 8. 4 fl. 15 kr.

Härlin's, Dr. J. G. F., Abhandlung über die Rechte des Fiskus, vorzüglich nach kön. baierischen Gesetzen. 8. 24 kr.

Neues vollständiges Kochbuch, in welchem das Beste und Nützlichste der in- und ausländischen Koch-, Back- und Konfiturenbücher in alphabetischer Ordnung sogleich ausführlich zu finden ist. Neue wohlfeilere Auflage. gr. 8. gebunden 2 fl.

Die Kunst, zwölf Sorten Farbentusche mit ihren Schattirungen und Mischungen für die Malerei und Zeichenkunst selbst zu verfertigen; nebst einem gründlichen Unterricht, wie solche noch zu mancherlei anderm Gebrauch auf Kattune, Leinwand, Papier, Leder, Holz, Bein, Horn, Federn, Stroh, Bimsen und Rohrmark nützlich anzuwenden seien. Neue verb. Auflage. 8. 2 fl.

Physikalisch-ökonomisches und chemisch-technisches Kunstkabinet, in einer Sammlung von dreihundert gemeinnützigen, leichtfaßlichen und erprobten Kunststücken, Mitteln und Vorschriften, auch belustigenden Unterhaltungen; zum Nutzen und Gebrauch für Künstler, Fabrikanten, Professionisten und Jedermann. 8. 54 kr.

— — dessen zweites Bändchen, enthaltend 257 Mittel, Kunststücke und Vorschriften u. s. w. 8. 54 kr.

— — dessen drittes Bändchen. 8. 1810. 54 kr. (Eingebunden kostet jedes Bändchen 1 fl.)

Lang's, M. J., französisches Lese- und Uebersetzungsbuch für den deutschen Bürgerstand; zum Selbstunterricht und zum Gebrauch in deutschen Bürgerschulen. gr. 8. 50 kr.

Milbillers, Dr. Jos., Geschichte des deutschen Reichs unter Kaiser Franz II bis zur gänzlichen Auflösung des deutschen Reichs im Jahr 1806. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Paulini a St. Josepho, Orationes XXIII habitæ in Archigymnasio Romanæ Sapientiæ, edid. Jo. Pet. Millerus, edit. V. emmendata. 8. maj. 45 kr.

Plan von Ulm und der Gegend um diese Stadt in einem Umkreise von einigen Stunden. Fol. 24 kr.

Der erfahrene Rathgeber, oder Auswahl der neuesten, allgemein nützlichen und auf Erfahrung gegründeten Vorschriften, Mittel und Kunststücke aus dem Fache der Chemie, Technik, Physik und Oekonomie. 8. 54 kr.

Rehm's, J. C. W., nützliches Allerlei für Haus- und Feld-Oekonomie; erster Theil. Neue verbesserte Auflage. 8. 1810. 54 kr.

— — dessen zweiter Theil, enthaltend 121 Mittel u. s. w. 8. 1810. 40 kr.

Derselbe zweite Theil auch unter dem Titel: Neues nützliches Allerlei für Haus- und Feldökonomie. 8. 40 kr.

Rösling's, C. L., analytisch - praktische Abhandlung über die Berechnung der Gewölbe. Mit einem Kupfer. gr. 4. 1810. 45 kr.

Die Schafzucht in ihrem ganzen Umfange, oder ökonomisch-praktische Anweisung zur Erziehung, Behandlung und vortheilhaftesten Benutzung der Schafe, wie auch von den Krankheiten derselben und den Mitteln dagegen. 8. 30 kr.

Schelhaß, Heinrich von, Magazin des königl. baierischen Staats- und Privatrechts. Erster Band in vier Heften. gr. 8. broch. Jedes Heft 45 kr.

Dessen zweiter Band in vier Heften. gr. 8. br. Jedes Heft 45 kr.

**Schmidt's**, M. J., Geschichte der Deutschen, fortgesetzt und beendigt von J. **Milbiller**. Zweiundzwanzigster und letzter Theil, enthaltend: Deutschlands Zustand vom Jahr 1740 bis 1806, und ein allgemeines Register über das ganze Werk. gr. 8. Ulm. 2 fl.

Dessen neuere Geschichte der Deutschen; siebenzehnter und letzter Band, für die Besitzer der Wiener Auflage. gr. 8. Ulm und Wien. 2 fl.

**Seutter's**, J. G. v., vollständiges Handbuch der Forstwirthschaft. Erster Band. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Dasselbe unter dem Titel: Allgemeine Ansicht der Forstwirthschaft und Regeln der Holzzucht und Holzverwerthung, von J. G. v. Seutter. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

— — vollständiges Handbuch der Forstwirthschaft. Zweiter Band. Mit einer Tabelle. gr. 8. 1810. 4 fl.

Dieser zweite Band auch unter dem Titel: **Forstbotanik**, oder Beschreibung aller im Freien des deutschen Klima's vegetirenden Holzpflanzen. Nach einem neuen, auf allgemein sich darstellende äussere Unterscheidungszeichen begründeten Systeme der Zusammenstellung verwandter Geschlechter und Arten; nebst einer Tabelle. gr. 8. 1810. 4 fl.

Gemeinnütziges Taschenbuch für Jedermann, bestehend in einer auserlesenen Sammlung der neuesten erprobten und leicht auszuführenden Mittel, Kunststücke und Vorschriften aus der Oekonomie, Physik, Technik und Chemie; zum Gebrauch für Fabrikanten, Oekonomen, Künstler, Professionisten u. s. w. Zwei Bändchen. 8. Jedes Bändchen 54 kr. (Eingebunden jedes 1 fl.)

Obige Bücher sind auch bei H. R. **Sauerländer** in Aarau zu haben.

---

Für **gebildete Leser aus allen Ständen** erscheint 1811 täglich nach einem erweiterten Plane:

# Der Verkündiger

oder die Zeitschrift für die Fortschritte und neuesten Beobachtungen, Entdeckungen und Erfindungen in den Künsten und Wissenschaften und für gegenseitige Unterhaltung; mit einem Intelligenzblatte für Gegenstände der Literatur, Justiz, Polizei und Gewerbe. Fünfzehnter Jahrgang.

---

Der **Verkündiger** wissenschaftlicher Fortschritte enthält während seiner vierzehnjährigen Dauer viele Hundert Original-Aufsätze, viele Tausend neue Erfindungen, Entdeckungen und Beobachtungen in allen Fächern des Wissens, ökonomische, technologische, chemische, physische, mineralogische, medizinische, statistische, geographische, naturhistorische, staats- und rechtswissenschaftliche und merkantilische Abhandlungen, Angaben und Bemerkungen, welche im Leben anwendbar und nützlich und jedem gebildeten Manne interessant waren.

Da nun derselbe das Neue, Interessante und Nützliche aus allen Wissenschaften, mit Ausschluss des Politischen, enthalten, und besonders so vollständig als möglich von nun an aus der Stadt- und Landwirthschaft, der Fabrikwissenschaft, Chemie, Physik, Länder- und Völkerkunde alles Wissenswerthe vortragen soll: so wird er vom nächsten Jahr 1811 an täglich in ganzen und halben Bogen in gross 4. erscheinen und drei- bis viermal mehr als bisher enthalten.

Ausser den angegebenen Gegenständen wird derselbe auch auf die besten Werke der Literatur aufmerksam machen, zu Anfragen und Diskussionen dienen und **allgemeines Intelligenzblatt** für Literatur, Justiz, Polizei und Gewerbe seyn.

Der Verkündiger ist wöchentlich fünfmal in allen Postämtern und Postamts-Zeitungs-Expeditionen zu haben, oder auch monatlich in einem Umschlag geheftet. Der Preis des Jahrgangs ist pränumerando 12 Gulden rheinisch oder 6 Thlr. 16 Gr. sächsisch, in entfernten Postämtern hie und da etwas höher.

Wir bitten, die Bestellungen für 1811 bald, entweder in den Postämtern oder in den Buchhandlungen zu machen.

Nürnberg im November 1810.

Die Expedition der allgemeinen Handlungszeitung und des Verkündigers.

---

Für **Kaufleute** und **Fabrikanten** erscheint 1811:

# Die allgemeine Handlungszeitung

welche seit siebenzehn Jahren wöchentlich zweimal, nun aber wöchentlich wenigstens **fünfmal**, in halben Bogen mit Beilagen, in Großquart-Format, herauskommt, und in allen Postämtern und Postamts-Zeitungs-Expeditionen eben so oft zu haben ist.

---

(Die kön. baiersche Ober-Postamts-Zeitungs Expedition zu Nürnberg liefert die Handlungszeitung wöchentlich fünfmal für zwölf Gulden rheinisch, pränumerando, den Jahrgang, an die nähern Abnehmer oder an die entferntern Postämter.)

---

Die Handlungszeitung berichtet alles, was Kaufleuten und Fabrikanten in ihren Geschäften täglich zu wissen erforderlich ist.

Die Waarenpreise, Geld- und Wechselkurse und ihre Veränderungen, die Frachten und Assekuranzen, Auktionen der Handelskompagnien, Bankerotte, Verordnungen in Handelssachen, im Mauth- und Postwesen, und Handelsberichte aus allen Ländern gehören demnach unter ihre vorzüglichsten Gegenstände. Man findet daher auch wöchentlich fünfmal in der Handlungszeitung theils die **vollständigen Preislisten** aller Spezerei-, Farb- und Apothekerwaaren, und deren Steigen und Fallen, von Amsterdam, Hamburg, Bremen, Triest, Paris, Bordeaux, Marseille, Kopenhagen, Nürnberg, Frankfurt u. s. w; theils alle **Produktenpreise**, als Tabak, Oel, Wein, Hanf, Seide, Flachs, Wolle, Baumwolle, Samen, Hopfen u. s. w. Auch die Preise der **vorzüglichsten Ellenwaaren** werden nicht übergangen. Eben so werden **alle Wochen** regelmäßig die **Geld- und Wechsel-Kurse** von Amsterdam, Augsburg, Berlin, Frankfurt, Kopenhagen, Leipzig, Petersburg, Riga, Kadix, Madrid, Nürnberg, Paris, Triest und Wien abgedruckt, und von Zeit zu Zeit viele andere. Auch sehr viele **Handelsstreitigkeiten** und **Rechtsfälle**, nebst den Entscheidungen derselben, und **Bücherrezensionen** liefert sie. Auch theilt sie die neuesten Erfindungen und Entdeckungen in den Künsten, Fabriken und Manufakturen mit, giebt die Erfindungspatente an, und macht auf alle Gegenstände der Industrie aufmerksam. Die Handlungszeitung nimmt auch alle **Bekanntmachungen** oder **Avertissements**, als: Waaren-Anerbietungen, Dienstgesuche, Bücher-Ankündigungen und obrigkeitliche Anzeigen,

zu ihrem Intelligenzblatt für billige Gebühren auf, besorgt auch die erforderliche Korrespondenz und das damit verbundene Handelskomptoir, besorgt den Ein- und Verkauf aller Waaren, besonders auch der Nürnberger Manufaktur- und Kunstwaaren, und die Spedition über den hiesigen Ort.

Wir ersuchen die Herren Kaufleute und Fabrikanten, die Handlungszeitung für 1811 bald in ihrem nächsten Postamte zu bestellen und zu bezahlen, von welchem sie dieselbe dann täglich (oder auf Verlangen auch in monatlichen Heften) erhalten werden. Ausser diesen liefern die Handlungszeitung auch alle Buchhandlungen, aber nur monatlich geheftet, zu 12 Gulden rheinisch oder 6 Thaler 16 Groschen sächsisch, pränumerando, den Jahrgang.

Keine Zeitschrift kann diesen Ständen wichtiger, interessanter, nützlicher und unentbehrlicher sein, als die Handlungs-Zeitung, welche für ihr Fach bestimmt ist, und ihre Geschäfte zunächst angeht. Wir können daher annehmen, daß sie von jedem Kaufmann und Fabrikanten angeschafft wird, da sie das Mittel ist, diese würdigsten Stände der Staaten in ihrem Wirken zu übersehen, ihre Verbindungen zu erleichtern und zu beleben, und was zu ihrer Kenntniß gelangen soll, schnell unter sie zu verbreiten.

Daher ist die Handlungszeitung von mehrern Fürsten begünstiget und von den höchsten Stellen empfohlen worden.

Nürnberg im November 1810.

Die Expedition der allgemeinen Handlungszeitung.

Ferner sind daselbst und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Neueste und Nützlichste der Erfindungen, Entdeckungen und Beobachtungen, besonders der Engländer, Franzosen und Deutschen, in der Chemie, Fabrikwissenschaft, Apothekerkunst, Oekonomie und Waarenkenntniß, hauptsächlich für Kaufleute, Fabrikanten, Künstler und Handwerker. Erster bis zwölfter Band, von 1798 bis 1810. Mit 14 Kupfern. Jeder Band 1 fl. 30 kr. oder 20 Gr. Alle 12 Bände 10 Rthlr. oder 18 fl.

Handbuch für Fabrikanten, Künstler, Handwerker und Oekonomen. Erster bis zwölfter Band, von 1798 bis 1810. Mit 14 Kupfern. Zweite Auflage. 18 fl. oder 10 Rthlr.

System des Handels. Zwei Bände. gr. 8. 592 Seiten. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr.

Lebensbeschreibung merkwürdiger und berühmter Kaufleute. Mit einem Kupfer. 1 fl. 30 kr. oder 20 Gr.

Theorie und Praxis des italienischen Buchhaltens und des Nürnberger Buchhaltens, mit Schematen. 4. 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

Anleitung zur Berechnung der Fakturen, oder Theorie und Praxis der Waaren-Preisberechnung. Mit Fakturen und einer Münztabelle. 4. 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 6 Gr.

Geld- und Münzwissenschaft für Geschäftsleute und Zeitungsleser, oder Verzeichniß der vorzüglichsten Gold- und Silbermünzen, mit Angabe ihres Werthes im Vierundzwanzigguldenfuß, im Zwanzigguldenfuß und im sächsischen Gelde, und ihres Gehalts an feinem Golde oder Silber in holländischen Assen. Zweite sehr vermehrte Auflage. 4. Preis 36 kr. oder 8 Gr.

---

**Penelope.** Taschenbuch der Häuslichkeit und Eintracht gewidmet, auf das Jahr 1811; von Theodor Hell. Mit acht Kupfern und zehn neuen Mode-Dessins zum Sticken. Leipzig bei Hinrichs. In geschmackvollem Band 1 Rthlr. 8 Gr. In Atlas 18 Gr.

In diesem neuen Taschenbuche befinden sich folgende prosaische und poetische Aufsätze: 1. Das Glück der Häuslichkeit, ein Gedicht. 2. Die sonderbare Bekanntschaft. 3. Reisescenen. 4. Albrecht von Lori; Erzählung. 5. Der Segen des Friedens. 6. Der Greis und der Jüngling, ein Mährchen. 7. Lied im Bade. 8. Die Obsterndte, ländliche Szene. 9. Der Weihnachtsabend. Alle diese Aufsätze entsprechen dem auf dem Titel angegebenen Zwecke vollkommen, athmen durchaus Natur und Wahrheit, und wirken so unmittelbar auf Geist und Herz, daß man sie gewiß mehr als einmal mit Vergnügen lesen wird. Der Segen des Friedens, ein poetisches Drama von Theodor Hell, ist vorzüglich schön. Da die Verlagshandlung durch die saubersten Kupfer und Landschaften, wozu noch zehn neue Mode-Dessins für Stickereien kommen, so wie durch den geschmackvollsten Einband auch für die äussere Verzierung dieses Taschenbuchs gesorgt hat, so wird es auf den Beifall des Publikums die gegründetsten Ansprüche machen, und als ein würdiges Toilettengeschenk für Damen betrachtet werden können. Ist bei H. R. Sauerländer in Aarau und in andern soliden Buchhandlungen zu finden.

---

**Kleine, leichte und angenehme Kinderspiele zur geselligen Unterhaltung.** Ein Taschenbuch für Kinder gebildeter Stände, von G. C. Claudius. Mit vier Kupfern von Weinrauch u. s. w. Leipzig bei Hinrichs. Geschmackvoll gebunden 1 Rthlr. 12 Gr.

Die Wahl der Kinderspiele gehört unter die nicht unwichtigen Gegenstände der Erziehung, so wie gegenwärtiges Werkchen in dieser Hinsicht zu den zweckmäßigsten Beiträgen dazu. Einige dieser Spiele sollen die körperlichen, andere die geistigen Kräfte in Thätigkeit setzen. Sie erreichen diesen Zweck vollkommen; einige üben die Urtheilskraft, den Witz, andere beschäftigen die Aufmerksamkeit und das Nachdenken, noch andere suchen das Talent einer guten Erzählung zu entwickeln, u. d. m. Ein Inhaltsverzeichniß wird die zweckmäßige Mannigfaltigkeit am besten beweisen. Es sind folgende Spiele: 1) Die kleinen Rechenmeister. 2) Die kleinen Erzähler. 3) Der kleine Tausendkünstler. 4) Der mündliche Bericht. 5) Der schönste Preis. 6) Der Glückliche. 7) Der Schütze mit verbundenen Augen. 8) Die kleinen Läufer. 9) Die Scheibe. 10) Das Sternstechen 11) Armer Blinder, kannst du rathen? — Alle diese Spiele sind wirklich leicht, angenehm und für die Jugend interessant. Ist bei H. R. Sauerländer in Aarau und in andern soliden Buchhandlungen zu finden.

---

**Topographisch-militairische Karte von Deutschland in 204 Blättern; 33ste und 34ste Lieferung.**

Hiervon ist die 33ste und 34ste Lieferung erschienen, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Die 33ste Lieferung enthält die Sekt. 54 Münster, Sekt. 120 Rothenburg, Sekt. 159 Lienz, Sekt. 174 Imdst. Die 34ste Lieferung enthält die Sekt. 132 Dinkelsbühl, Sekt. 149 Zwettl, Sekt. 151 Zistersdorf, Sekt. 154 Biberach. Jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von vier Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Karte offen. Der Subscriptionspreis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Karte 6 Gr. sächs. auf gutes ordin. Papier, und 8 Gr. auf Velinpapier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung. Man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar im September 1810.

Geographisches Institut.



